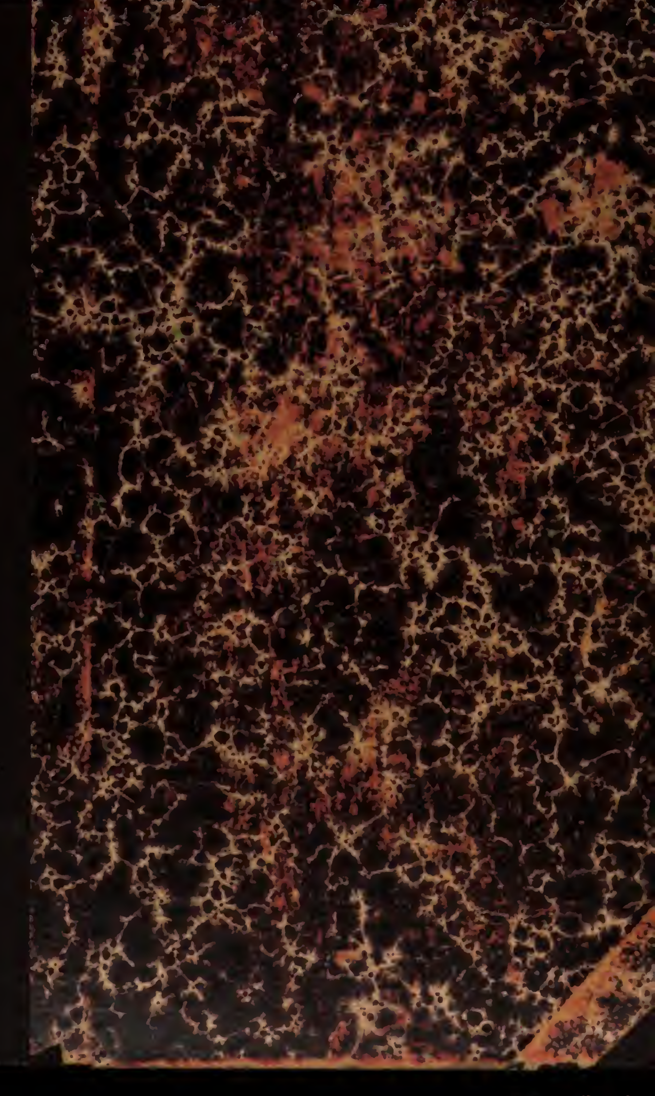


Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Funfzehnter Jahrgang.

1865.

Januar — Juni.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.



Inhalt.

Seite

Literatur und Kunst.

Correspondenzen.

Anzeigen.

Deutsches Museum

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 1.** 1. Januar 1865.

Das **Deutsche Museum** erscheint in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Die vorliegende erste Nummer des neuen Jahrgangs ist als Probenummer nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Aus Gneisenau's Leben.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau von G. H. Pertz. Erster Band. 1760—1810. Mit einem Kupfer und einer Karte. (Berlin, G. Reimer.)

I.

Es ist eine sinnvolle Fügung, daß das eben abgelaufene Jahr, eins der beiden Jubiläumsjahre, durch welche die Erinnerung an die großen Ereignisse unserer Befreiungskriege uns ganz besonders nahe gerückt ist, nicht völlig hat zu Ende gehen sollen, ohne uns wenigstens den Anfang der lang erwarteten Lebensbeschreibung Gneisenau's von Pertz und damit wenigstens den Grundstein eines Denkmals zu bringen, das den Namen des Helden sicherer an die Nachwelt überliefern wird als selbst jenes Bild von Erz, das Rauch's Meisterhand ihm in Berlin zur Seite Blücher's, seines alten Waffengefährten, errichtet hat. Denn welchen treuern Spiegel gibt es, das Andenken eines vorzüglichen

Mannes zu bewahren und sein Bild den spätesten Geschlechtern in ungetrübter Frische zu erhalten, als den Spiegel seiner eigenen Thaten? Dieser aber wird in dem vorliegenden Werke mit einer Treue und Vollständigkeit aufgerichtet, die um so höher zu schätzen, je ungewisser und unklarer das Bild, das wenigstens das große Publikum bisher von Gneisenau, seiner Persönlichkeit und seinen Leistungen hatte.

Zwar daß Gneisenau nicht nur unter den Helden der Befreiungskriege eine der hervorragendsten Stellen einnimmt, sondern daß er auch zu den Männern gehört, welche in der trüben Zeit, die denselben unmittelbar vorherging, um die Wiederaufrichtung des preußischen Staats und damit um die Befreiung Deutschlands sich das unvergänglichste Verdienst erworben, das allerdings wußte man; man wußte, daß der alte Blücher Gneisenau „seinen Kopf" zu nennen pflegte und daß überhaupt aus dem ganzen Kreise der Männer, denen es damals vergönnt war, die Ehre des preußischen und deutschen Namens wiederherzustellen, kaum ein zweiter dem innersten Getriebe der darauf bezüglichen Plane, Entwürfe und Veranstaltungen so nahe gestanden und zugleich auch einen so entscheidenden Theil an der Ausführung derselben genommen hat wie Gneisenau. Allein worin diese Verdienste eigentlich bestanden, und worauf somit Gneisenau's Anspruch, mit und neben den vorzüglichsten Männern jener unvergeßlichen Epoche genannt zu werden, sich gründete, davon hatte das größere Publikum bisher nur eine sehr unklare Vorstellung; es fehlte das Detail, durch das die Erscheinung geschichtlicher Persönlichkeiten in der Phantasie des Volks erst wahrhaft Fleisch und Bein gewinnt, es fehlte die Kenntniß der Verhältnisse, unter denen Gneisenau sich entwickelt, und damit auch der Maßstab, das von ihm Geleistete zu würdigen. Ja selbst der Umstand, daß Gneisenau, als der einzige unter den hervorragenden Feldherren jener Zeit, dieselbe noch um mehr als ein halbes Menschenalter überlebt, daß er, der Genosse und zum Theil der Urheber so großer Begebenheiten, noch geraume Zeit nachher unter uns verweilt hat — freilich unter sehr veränderten Umständen, bis in den Anfang der dreißiger Jahre, also bis hart an die Schwelle der Gegenwart —, selbst dieser Umstand, von dem man meinen sollte, er hätte nur dazu dienen können, das Andenken des vorzüglichen Mannes erst recht frisch und lebendig zu erhalten, hat im Gegentheil dazu beigetragen, dasselbe zu verdunkeln und die ganze Erscheinung mit einem gewissen mythischen Schleier zu umspinnen; wir konnten es nicht fassen, es wollte uns nicht in den Sinn, uns Kindern einer kleinen und ruhmlosen Zeit, daß dieser Mann, der hier leibhaftig vor unsern Augen wandelte, den wir sahen in den täglichen Verrichtungen seines militärischen Berufs, wie er Paraden abhielt, Rapporte entgegennahm und Truppen inspicirte — es wollte uns nicht in den Sinn, daß

dies derselbe Gneisenau, an dessen Namen sich alle schönsten und glorreichsten Erinnerungen der Befreiungskriege knüpfen, der mit Blücher die heißen Tage an der Katzbach, bei Möckern, bei Laon und Ligny durchgerungen und der dann durch den beispiellosen Eifer, den er nach dem Siegestage von Belle-Alliance in Verfolgung des flüchtigen Feindes entwickelte, der eigentliche Urheber zum definitiven Sturze Napoleon's geworden!

Denn es ist ein vielleicht beklagenswerther, aber tiefbegründeter Zug der menschlichen Natur, daß wir das Große und Ungewöhnliche auch immer nur in ungewöhnlicher Beleuchtung sehen wollen und daß wir fremd und gleichgültig dagegen werden, wenn wir es in allzu großer Nähe inmitten der kleinen Verrichtungen des täglichen Lebens erblicken.

Allen diesen Unklarheiten und Uebelständen wird nun durch das vorliegende Werk ein Ende gemacht; dieselbe erprobte Hand, welche die Hallen unserer Geschichtschreibung mit dem Standbild Stein's geschmückt, errichtet jetzt auch das Denkmal Gneisenau's. Die Aufgabe war allerdings keine leichte und der Verfasser selbst hat längere Zeit gezaudert, bis er den Wünschen der Gneisenau'schen Familie Gehör gab, von der er zu dieser Arbeit ausdrücklich aufgefordert worden ist und die ihm auch das dazu erforderliche Material, soweit sie selbst sich im Besitz desselben befand, in weitestem Umfang zur Verfügung gestellt hat. Er selbst berichtet darüber in der Vorrede — und wir setzen die Stelle vollständig her, weil sie uns charakteristisch erscheint für die gesammte Haltung des Buches sowie namentlich für die Anspruchslosigkeit, um nicht zu sagen Zurückhaltung, mit welcher der Verfasser sich der Lösung seiner Aufgabe unterzogen —, Folgendes: „In dem Kreise der Helden, an deren Spitze König Friedrich Wilhelm III. die Rettung seines Landes aus tiefster Noth, die Veredlung und Erhebung seines todesmuthigen Volkes zu höchster Anstrengung, zu Preußens, Deutschlands, Europas Befreiung aus schmählicher Knechtschaft vollführt hat, erheben sich in gleicher Linie mit ihrem Vorkämpfer, dem Minister von Stein, die großen Gestalten des Generals Scharnhorst, des Fürsten Blücher und des Feldmarschalls Grafen Gneisenau. In höchster Ehre, in unbegrenzter Hingebung für König und Vaterland einander gleich, haben sie für deren Größe jeder in seinem Berufe neidlos nebeneinander gekämpft und mit ihren Genossen die höchsten Siegespreise errungen. Das Bild dieser Hoheit, welchem ich in dem «Leben des Ministers von Stein» einen Ausdruck zu geben versucht hatte, veranlaßte die Hinterbliebenen des Feldmarschalls Gneisenau, mir in Beziehung auf ihren Vater eine gleiche Aufgabe anzuvertrauen. Als mir der seither verschiedene älteste Sohn Major Graf August von Gneisenau im Namen der Familie diesen Wunsch vortrug, erwiderte ich sogleich, daß meiner Ueberzeugung nach

diese große und lohnende Aufgabe doch natürlicher einem Soldaten, und niemand zuversichtlicher als seinem Schwager, dem General der Infanterie Wilhelm von Scharnhorst, anvertraut werden könne, welcher dazu durch seine persönliche Vertrautheit mit dem Feldmarschall und durch alle bei einer solchen Aufgabe in Frage kommenden Eigenschaften vor jedem andern geeignet sei. Diesen Einwurf widerlegte Graf Gneisenau durch die Bemerkung, der General fühle sich nicht mehr kräftig genug für eine solche Aufgabe, und hege mit ihm den lebhaften Wunsch, daß ich mich derselben unterziehen wolle. Stein's Leben, welches sich ja in demselben Kreise bewege, seine Auffassung und Ausführung gewähre ihnen die Ueberzeugung, daß ich dem Werke gewachsen und außerdem als Nichtmilitär in der Lage sei, frei von aller Parteirücksicht einzig meiner Ueberzeugung zu folgen. Als dann auch der Einwand, daß ich, damals noch mit den letzten Theilen von «Stein's Leben» beschäftigt, vor deren Beendigung keine ähnliche Arbeit unternehmen könne, nicht als Hinderniß betrachtet ward, Gneisenau's Erscheinung aber von jeher meine lebhafteste Theilnahme in Anspruch genommen hatte, so entschloß ich mich, dem mir ungesucht entgegengetragenen Vertrauen zu entsprechen und übernahm demnächst die für diesen Zweck bereits gebildete Sammlung."

Außer diesen im Besitz der Familie befindlichen Papieren ist dem Verfasser auch anderweitig eine beträchtliche Menge von Documenten zugänglich gemacht worden. Die reichste Ausbeute gewährten dabei natürlich die Archive der preußischen Ministerien, welche ihm auf besondern Befehl König Friedrich Wilhelm's IV., der dem Unternehmen überhaupt eine vorzügliche Theilnahme widmete, zu freier Benutzung eröffnet wurden. Auch von den überlebenden Freunden und Waffengefährten des Verewigten sowie zum Theil von deren Erben wurde dem Verfasser die mannichfachste Unterstützung und Förderung zutheil; das Verzeichniß, das er in dieser Beziehung im Vorwort zusammengestellt hat, zeigt eine Menge verdienter und berühmter Namen, die zum größten Theil selbst auf ehrenvolle Weise in die Geschichte der Befreiungskriege verflochten sind. Nur der Zutritt zu den londoner Archiven, deren Einsicht ihm von Wichtigkeit war, um daraus eine genauere Kenntniß der Verhandlungen zu schöpfen, welche in den Jahren 1809—12 zwischen Gneisenau und der englischen Regierung geführt wurden, wurde ihm von Lord Russell verweigert, ungeachtet der dringendsten Empfehlung Lord Landsdowne's, „des kürzlich verewigten Nestors der englischen Staatsmänner". Doch war dies, wie der Verfasser hinzusetzt, „der einzige Vorfall dieser Art, und wird kaum so unglaublich scheinen, als daß mir in größerer Nähe seit acht Jahren die Einsicht eines nach Berlin gehörigen Actenbündels vorenthalten wird, um welchen ich nur um einige Wochen wiederholt anhielt. Aber noch länger vergeblich zu warten, kann sich

doch niemand verpflichtet fühlen!" Wir bedauern, daß es dem Verfasser nicht gefallen hat, wenigstens in diesem Falle seine sonstige diplomatische Reserve so weit aufzugeben, daß er sowol das „nach Berlin gehörige Actenbündel" wie den Ort, wo dasselbe sich gegenwärtig befindet und die Personen, durch welche er an der Benutzung desselben verhindert worden ist, namhaft gemacht hätte; es ist immer lehrreich, die Leute kennen zu lernen, die selbst in einem solchen Falle die Stirn haben, sich den Forderungen zu entziehen, welche ebenso sehr im Namen der Wissenschaft wie im Interesse der gesammten Nation und ihrer geschichtlichen Ehre an sie gerichtet werden.

Inzwischen hat, wenigstens nach dem vorliegenden ersten Bande zu urtheilen, die Vollständigkeit des Materials dadurch keine irgend nennenswerthe Einbuße erlitten, und auch in der Benutzung und Verarbeitung der zahlreichen Documente, welche dem Verfasser zu Gebote gestanden, gibt sich derselbe Takt und dieselbe Sicherheit des Blickes kund, von welcher er in seiner sonstigen gelehrten Thätigkeit bereits so zahlreiche Proben gegeben und durch die auch sein „Leben Stein's" eine so hervorragende, ja fast müssen wir sagen einzige Stelle unter den Biographien berühmter Zeitgenossen einnimmt. Vollkommen erschöpft zwar ist die Aufgabe des Historikers mit dieser archivalischen Vollständigkeit und diesem kritischen Scharfblick keineswegs, ja vielleicht sind es alles nur erst Vorarbeiten, und um die wahre Aufgabe des Biographen zu lösen, bedarf es noch ganz anderer Eigenschaften, als da sind Verständniß der geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeit des Helden, Empfänglichkeit für den geistigen Inhalt seiner Zeit und seines Lebens, vielleicht sogar eine gewisse Verwandtschaft der Ansichten und Bestrebungen, indem die menschliche Natur so geartet ist, daß sie nur das Gleichartige vollständig zu erkennen und zu durchdringen vermag. Es gehört dahin ferner der weite Blick, der auch die größte, die bewundernswertheste Erscheinung stets nur im Rahmen ihrer Zeit und ihrer Umgebung auffaßt, desgleichen die Unbefangenheit und Selbständigkeit des Urtheils, die durch keine noch so glänzenden persönlichen Vorzüge sich zu einseitiger Parteinahme fortreißen läßt, sowie endlich jenes Etwas vom Poeten, das überhaupt jeder richtige Geschichtschreiber besitzen muß, und das sich ebenso sehr in der Gesammtauffassung des Gegenstandes und der dramatischen Steigerung desselben, wie namentlich in der gewinnenden und fesselnden Form der Darstellung kundgibt. In der That jedoch findet die Mehrzahl dieser Eigenschaften sich in dem Verfasser des vorliegenden Werks vereinigt und wenn auch einzelne, wie z. B. die Gabe dramatischer Steigerung und lebendiger und fesselnder Darstellung, nicht in dem Maße hervortreten, wie man im Interesse jener populären Wirkung wünschen möchte, zu der die Lebensgeschichte eines

Mannes wie Gneisenau in so hohem Grade geeignet ist, so wird man dafür hinreichend entschädigt durch den sittlichen und patriotischen Ernst sowie durch die Klarheit und Zuverlässigkeit des Urtheils, welche sich auf jeder Seite des Werks ausspricht.

Dieser Eindruck der Klarheit und Zuverlässigkeit, den das Buch beim Leser erweckt, ist es auch vorzüglich, durch den dasselbe in jener innern Verwandtschaft mit seinem Helden steht, die wir soeben als eine nothwendige Eigenschaft jeder richtigen Lebensbeschreibung bezeichneten. Denn während es bei Stein sowol wie bei Blücher (um von Scharnhorst, der seinen Biographen noch erwartet, ganz abzusehen) mehr ein gewisser dämonischer Zug, ein gewisser instinctiver Trieb der Natur ist, worin ihre Größe sich äußert und durch den sie ihre Erfolge erringen, so imponirt dagegen Gneisenau durch die klare Heiterkeit seiner Erscheinung und dies edle Gleichmaß geistiger und sittlicher Kräfte, welche sein gesammtes Wesen durchdringt und erfüllt. Stein und Blücher, wie verschieden im übrigen, stimmten doch darin überein, daß sie beide souveräne Naturen waren; der eine auf der Höhe staatsmännischen Wirkens, der andere im Getümmel des Feldlagers, folgten beide mehr den Impulsen, mit denen eine gewaltige Natur sie vorwärts drängte, als jener ruhigen Einsicht, die sich jeden Augenblick selbst controlirt und die Zügel der Besonnenheit niemals aus der Hand gibt. Gneisenau dagegen ist überall der Mann des vollendeten Selbstbewußtseins; klar und ruhig, mit weitschauendem Blick das Für und Wider abwägend, steht er den Ereignissen gegenüber, durch nichts überrascht, auf alles gefaßt und ebendeshalb auch allem gewachsen. Es ist wahrlich nicht bedeutungslos, daß Gneisenau die erste Staffel seines Ruhmes als Festungscommandant während jener Belagerung von Kolberg im Jahre 1807 erstieg, welche ein so leuchtendes Blatt mitten in dem Dunkel einer übrigens so schmachvollen Epoche ausfüllt; er ist gleichsam der geborene Festungscommandant und so wie er damals auf den Wällen von Kolberg stand, von keiner Schwierigkeit erdrückt, von keinem Hinderniß entmuthigt, so steht er auch übrigens auf der Höhe seiner Zeit, die Nebel derselben mit klarem Blick durchschauend und ihren Unwettern mit festem Muthe trotzend. Nur sehr wenige unter den leitenden Persönlichkeiten jener Epoche haben eine so klare Einsicht in die politische Lage und ein so sicheres Urtheil in Betreff der zu ergreifenden Mittel besessen wie Gneisenau; von den eigentlichen Staatsmännern — denn selbst Stein war sich, meinen wir, nur in dem Einen Punkt ganz klar und sicher, daß Napoleon gestürzt werden mußte, im übrigen dagegen, namentlich was das letzte Ziel der von ihm begonnenen Wiederherstellung des preußischen Staats sowie weiterhin die definitive Constituirung Deutschlands betraf, so ließ er sich darin mehr von den Inspirationen seines Genius als von einem

bestimmten, klar erkannten System leiten, weshalb er in dieser Hinsicht denn auch nicht ganz frei von Inconsequenzen und Widersprüchen ist —, von den eigentlichen Staatsmännern, sagen wir, ist Gneisenau in dieser Hinsicht vielleicht nur Heinrich Theodor von Schön zur Seite zu stellen, bekanntlich der eigentliche Schöpfer der Mehrzahl jener Einrichtungen und Gesetze, denen Stein dann durch die gewaltige Energie seines Willens und das alles bewältigende Gewicht seiner Persönlichkeit zur Ausführung verhalf, während unter den militärischen Berühmtheiten der Zeit sich — immer mit Ausnahme Scharnhorst's des Frühgestorbenen — auch nicht Einer befindet, der an politischem Scharfblick und staatsmännischer Bildung mit Gneisenau verglichen werden könnte. Andererseits bringt dies vorwiegende Selbstbewußtsein, dieses Vorherrschen der Reflexion und des allseitig prüfenden Verstandes eine gewisse nüchterne Färbung in das Bild, die es, verglichen mit den saftigen, farbigen Gestalten eines Stein oder Blücher, stellenweise sogar etwas bläßlich erscheinen läßt, ein Umstand, der durch die eigenthümliche Darstellungsweise des Verfassers, dessen Colorit ebenfalls etwas Nüchternes, Farbloses hat, nur noch mehr hervorgehoben wird. Allein wenn der Eindruck, den wir auf diese Weise von Gneisenau's Persönlichkeit gewinnen, auch kein so gewaltiger, unwiderstehlicher, dämonisch packender ist wie etwa die Erscheinung Stein's oder des alten tollköpfigen und dabei doch von seinem dumpfen Instinct so richtig geleiteten Husarengenerals Blücher, so fühlen wir uns dafür zwar langsamer, aber nur um so inniger gefesselt durch die hohe Anmuth, den geistigen Adel und die sittliche Grazie, mit Einem Wort durch die vollständige Harmonie, das edle Gleichmaß, das für Gneisenau so charakteristisch ist und in welchem, wenn wir uns nicht ganz täuschen, sowol der Schwerpunkt seiner Persönlichkeit, wie das Geheimniß seiner Erfolge liegt.

Es ist dieses Gleichgewicht aber um so höher zu schätzen, als dasselbe bei Gneisenau keineswegs blos eine freie Gabe der Götter war, sondern als auch Gneisenau selbst redlich das Seine gethan hat, es zu erkämpfen; auch dem heitern, sonnigen Tage, auf dessen klarer Höhe wir Gneisenau späterhin erblicken, ist ein trüber, stürmischer Morgen, auch seinem festen, selbstbewußten Mannesalter eine Jugend vorausgegangen voller Kämpfe und Irrthümer. Allerdings lag gerade über dieser Jugendgeschichte des Helden bisher ein fast mythischer Schleier, und auch dem Verfasser ist es nicht völlig gelungen, denselben zu lüften. Doch treten dank der Sorgfalt, mit welcher er die betreffenden Angaben zusammengestellt und gesichtet hat, wenigstens die Hauptumrisse der Gneisenau'schen Jugendgeschichte jetzt mit historischer Deutlichkeit hervor, sodaß wir im Stande sind, Wahres und Falsches, Sage und Wirklichkeit zu sondern, wenn auch freilich noch immer einzelne und darunter

zum Theil gerade sehr interessante Partien dieses Abschnitts bleiben, über welche der Verfasser entweder gar keine oder doch nicht so vollständige Auskunft zu geben vermag, wie es bei dem Interesse, das Gneisenau's späterer Lebensgang in uns erweckt, zu wünschen wäre.

August Wilhelm Antonius von Neithardt, später genannt von Gneisenau, wurde am 27. October (die bisherigen Angaben nannten den 28.) 1760 in dem Städtchen Schilda unweit Torgau geboren, demselben Schilda, welchem der Volkswitz in alter und neuer Zeit als einem zweiten Krähwinkel so mancherlei närrische und thörichte Streiche nachsagt. Sein Vater war August Wilhelm von Neithardt, seine Mutter eine Tochter des damaligen Artilleriehauptmanns, spätern Oberstlieutenants Andreas Müller zu Würzburg, des berühmten Erbauers des auf der Feste Marienberg oberhalb Würzburg belegenen Zeug- und Commandantenhauses sowie des der Familie Greifenklau zugehörigen Rothen Hauses; auch eine Säule mit dem Standbild des heiligen Andreas, die an der Stelle des alten Andreasklosters vor dem Burkhardithore zu Würzburg steht, ist sein Werk und wurde von ihm aus Dankbarkeit gegen seinen Schutzheiligen errichtet. Neithardt war sächsischer (also nicht, wie man gewöhnlich liest, österreichischer) Artillerielieutenant und hatte als solcher mit andern Kreistruppen in der Mitte des Siebenjährigen Kriegs im Spätherbst 1759 sein Winterquartier in Würzburg gehabt. Bei dieser Gelegenheit hatte er die Bekanntschaft von Müller's älterer Tochter gemacht; es war ihm gelungen, das Herz des durch Schönheit ausgezeichneten Mädchens zu gewinnen, und obwol der Vater nichts von einem engern Bündniß mit dem mittellosen und obenein andersgläubigen Abenteurer wissen wollte, eine Weigerung, in welcher die übrige Familie sowie die ganze katholische Freundschaft ihm zustimmte, so ließ die Tochter, entschlossenen Geistes, sich doch nicht abhalten, dem geliebten Manne die Hand zu reichen und ihm, der heitern, wohlhäbigen Heimat den Rücken wendend, durch alle Wechselfälle und Entbehrungen eines damaligen Soldatenlebens zu folgen.

Auf diese Art war das Paar nach Sachsen gekommen, und hier in Schilda, wo der junge Ehemann seiner Frau „bei guten Leuten" ein Unterkommen verschafft hatte, während er selbst den Preußen bei Wittenberg gegenüberstand, genas dieselbe an dem genannten Tage eines Knäbleins, das noch an demselben Abend auf den erwähnten Namen getauft ward. Wenige Tage nachher sahen die Reichstruppen sich durch König Friedrich, der inzwischen die Schlacht bei Torgau (3. November) gewonnen, zum Rückzug genöthigt; Gneisenau's Vater machte denselben natürlich mit und auch die Wöchnerin schloß sich dem flüchtigen Heere an. Diese Flucht, bei Winterzeit, unter Noth und Entbehrungen aller Art, hätte für das kaum geborene Knäblein leicht verhängnißvoll werden

können. Die Mutter, die auf einem offenen Bauernwagen dem Zuge folgte, war in der Nacht vor Erschöpfung eingeschlafen, der Säugling entglitt ihren Armen und fiel auf den Weg; hier fand ihn ein Soldat der Bedeckung, hob ihn auf und brachte ihn am Morgen der verzweifelten Mutter unversehrt zurück. Doch erlag sie bald darauf theils den Beschwerden der Reise, theils dem Schreck über den Verlust des Kindes; ein Gebetbuch, das sie auf den Knaben vererbte und in dem er seine frühesten Leseübungen anstellte, war in der Folge das einzige sichtbare Denkmal, das ihm von ihr übrig geblieben.

Aber nicht blos der Mutter und ihrer sorglichen Pflege, auch des Vaters mußte der Knabe entbehren lernen. Es war eben Krieg, Lieutenant Neithardt mußte der Trommel folgen und auch später fehlte es ihm ebenso sehr an Gelegenheit wie an Mitteln und vielleicht selbst wie an der Neigung, sich des Knaben anzunehmen. „Mit siebzehn schlechten Groschen als Ersatz für Kost und Erziehung" hatte er ihn in Schilda bei fremden Leuten zurückgelassen; hier wuchs er auf in harter Noth und bitterer Dürftigkeit, barfuß die Gänse hütend, also ungefähr in derselben rauhen Schule, welche wenige Jahre zuvor von Scharnhorst war durchgemacht worden, demselben Scharnhorst, der dann später bestimmt war, im Verein mit Gneisenau die Grundfesten zur Rettung Preußens und Deutschlands zu legen. Endlich, der Knabe stand bereits im neunten Jahre, wurde die Noth so groß, daß es einem Nachbar, einem ehrsamen Schneider, der um die Herkunft des Knaben wußte, zu Herzen ging; er nahm sich den Muth, an den Großvater nach Würzburg zu schreiben und ihn zur Erlösung seines Enkels aufzufordern. Wirklich fuhr nicht lange darauf unerwartet eine prächtige Kutsche mit Kutscher und Bedienten in Staatsröcken beim Hause vor, um den Knaben abzuholen. Dieser, der so etwas Prächtiges noch nie gesehen, weigerte sich anfangs, im Innern des Wagens Platz zu nehmen; dahin, meinte er, gehöre der stattlich gekleidete Bediente, er selbst aber wollte neben dem Kutscher platznehmen.

Im Hause des Großvaters, als Angehöriger einer zahlreichen und gebildeten Familie, lernte er denn wol bald genug, sich in seine neue Lage zu finden. Es war ein behagliches, wohlausgestattetes Haus, dem es weder an bürgerlicher Wohlhabenheit noch an angesehener Verwandtschaft und einer heitern, durch geistige Interessen veredelten Geselligkeit fehlte. Insbesondere wird einer jüngern Tochter des alten Oberstlieutenants gedacht, einer Tante Gneisenau's, die französisch, italienisch und englisch sprach und auch in der vaterländischen Literatur nicht unbewandert war. Auch an Umgang mit Domherren, Pfarrern und Professoren war kein Mangel, wie Gneisenau denn überhaupt noch in spätern Jahren auf die im großälterlichen Hause verlebte Jugendzeit gern und mit Dankbarkeit

zurückblickte. Seinen Schulunterricht erhielt er von Jesuiten und Franciscanermönchen, die es sich denn natürlich nicht entgehen ließen, den jungen Ketzer für die alleinseligmachende Kirche zurückzugewinnen. Das ganze großälterliche Haus war katholisch und so verstand es sich von selbst, daß auch der Knabe katholisch erzogen ward. Der Uebergang scheint ihm nicht ganz leicht geworden zu sein, wenigstens erzählte er noch später, daß er sich öfters habe „Katholischer Hund!" müssen schimpfen lassen. Auch ward er, wie der Verfasser im Gegensatz zu den Erzählungen Clemens Brentano's und anderer aus Gneisenau's eigenen Bekenntnissen nachweist, niemals „Katholik im Herzen". Schon als Jüngling hielt er sich so wenig als möglich zur katholischen Kirche, indem er einen förmlichen Uebertritt zum Protestantismus nur deshalb unterließ, weil er seinen katholischen Anverwandten das Aergerniß zu ersparen wünschte; seinen Gottesdienst hat er in reifern Jahren meist in protestantischen Kirchen verrichtet und auch seine Kinder, Söhne sowol wie Töchter, in der protestantischen Kirche erziehen und confirmiren lassen.

Auch in wissenschaftlicher Hinsicht war der Unterricht, den der Knabe bei den frommen Vätern erhielt, nur ziemlich mangelhaft. Doch kam er im Lateinischen so weit, daß er die besten Autoren, darunter besonders den Tacitus, verstehen und liebgewinnen konnte, sodaß er noch in spätern Jahren sich gern mit ihnen beschäftigte. Zu den neuern Sprachen, von denen er die französische las und sprach, während er der englischen und italienischen wenigstens so weit Herr war, um darin abgefaßte Bücher zu verstehen, erhielt er die Anregung wol durch die bereits erwähnte Tante. Auch die Geschichte flößte ihm eine lebhafte und anthalende Neigung ein; noch in spätern Jahren war es beim Eintritt in ein fremdes Land sein erstes, sich mit der Geschichte und den Zuständen desselben bekannt zu machen. Dagegen war der Unterricht in der Mathematik höchst mangelhaft und auch ein angeborenes Talent zur Musik fand nicht die Ausbildung, deren es unter günstigern Umständen vielleicht fähig gewesen wäre.

So kam die Zeit heran, wo der siebzehnjährige Jüngling die Universität beziehen sollte. Schon vorher hatte der Großvater das Zeitliche gesegnet. Noch auf dem Todtenbett, ohne selbst davon zu erfahren, war er zum Obersten avancirt worden; auch hatte es auf den Enkel, der damals natürlich nicht ahnen konnte, welche militärischen Ehren dereinst ihm selbst beschieden sein sollten, großen Eindruck gemacht, als der Verstorbene mit einem Ehrengeleit von drei Regimentern und vier Kanonen zur letzten Ruhestätte gebracht worden war.

Ein kleines Erbtheil, das der Großvater ihm hinterlassen, sollte dem Enkel die Mittel zu weiterm Fortkommen gewähren, und so wendete er sich nach Erfurt, wo er bei der dortigen Universität am 1. October

1777 als Studiosus der Philosophie („August Neithardt Torgauensis“, der Herkunft als „Schildbürger“ schämte er sich offenbar) eingeschrieben ward. Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß er hier in Erfurt nach jahrelanger Trennung mit seinem Vater wieder zusammentraf. Derselbe war noch während des Siebenjährigen Kriegs aus der sächsischen in die österreichische Armee übergetreten, hatte jedoch auch diese nach kurzer Zeit wieder verlassen und irrte nun unstet und abenteuernd in der Welt umher. Mit würzburgischer Empfehlung kam er nach Erfurt, fand hier Beschäftigung als Baumeister und begründete eine neue Häuslichkeit, indem er sich mit einer sehr wohlhabenden Frau vermählte, die ihm drei Söhne und zwei Töchter gebar. Doch fiel die Ehe im übrigen keineswegs glücklich aus und auch für unsern Helden entsprang daraus eine Menge von Verdrießlichkeiten, die zum Theil bis an den Abend seines Lebens reichten und ihm vielfachen Aerger bereiteten.

Vorläufig freilich führte der Sohn ein sorgenloses Leben, wie Studenten es zu führen pflegen; wie gering das Erbtheil sein mochte, das ihm aus dem Nachlaß des Großvaters zugefallen war, so bot es ihm doch Gelegenheit, seinen jugendlichen Thorheiten und Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Und das scheint er denn im vollsten Maße gethan zu haben. Der Biograph geht über diesen Abschnitt außerordentlich schnell hinweg, offenbar aus Mangel an genauern Nachrichten, indem er nur erwähnt, daß Gneisenau, „angelockt durch eine Fülle von Lebensfreuden“, sich denselben „sorglos um die Zukunft“ hingegeben; nur Spielen und Rauchen blieb ihm, damals wie später, fremd. Doch sind freilich Würfel und Karten nicht das einzige Mittel, um ein ererbtes Vermögen in Rauch aufgehen zu lassen, und auch für den jungen Neithardt kam nur allzu bald der Moment, wo sein kleines Erbgut zerronnen war. Allem Vermuthen nach war es dieser Umstand, verbunden mit einer angeborenen Neigung zum Soldatenstand, der ihn die Feder mit dem Schwert vertauschen ließ. Zwar spricht das Gerücht außerdem von einem Zweikampf, in welchem er nicht nur seinem Gegner, einem Soldaten der damals in Erfurt liegenden österreichischen Besatzung, einem „Schuhknecht in Uniform“, den Zopf abgehauen und den Säbel aus der Hand geschlagen, sondern auch seinem eigenen Secundanten einige Finger gelähmt haben soll. Doch hat sich auch darüber wie über die Mehrzahl der Gerüchte, die noch lange nach Gneisenau's Abgang von Erfurt daselbst über seinen dortigen Aufenthalt in Umlauf waren, nichts Genaueres feststellen lassen; wol aber wird es durch seine eigenen spätern Aussagen zur Gewißheit gemacht, daß es zunächst „Geldverlegenheit und Neigung“ war, was ihn dem Soldatenstand zuführte. Unter Vermittelung des damaligen Statthalters von Dalberg, desselben, den wir aus dem Leben Schiller's, Jean Paul's und anderer kennen, sowie des Kurfürsten von Erthal, der die

Ausstattungskosten übernehmen wollte, trat er als „künftiger Offizier" in österreichische Dienste.

Angeblich bei Wurmser Husaren; doch ist dies wiederum ein bloßes Gerücht, da man nicht einmal bestimmt weiß, wo er das nächste Jahr verlebt hat. Wie der Verfasser vermuthet, hätte der Ausbruch des Bairischen Erbfolgekriegs ihn zum kaiserlichen Heere nach Böhmen geführt, sodaß er sich also seine ersten militärischen Lorbern, nämlich wenn es dergleichen in diesem Kriege überhaupt gegeben, im Kampf gegen dasselbe Preußen erworben hätte, dessen Rettung und Wiederherstellung dereinst wesentlich mit durch ihn bewerkstelligt werden sollte. Jedenfalls war seines Bleibens bei den Oesterreichern nicht lange; bald nach dem Teschener Frieden sah er sich infolge einer Duellgeschichte, nachdem er den ihm verstatteten Urlaub aus Furcht vor Strafe überschritten, veranlaßt, schriftlich um seine Entlassung einzukommen. Er erhielt dieselbe und wandte sich nun, versehen mit Empfehlungen des Statthalters von Dalberg und des Bischofs von Bamberg und Würzburg, Franz von Erthal, nach Ansbach, wo ebendamals Markgraf Alexander den größten Theil seiner Armee, im Belauf von 1300 Mann, Fußvolk, Jäger und Artillerie, an die Engländer nach Amerika vermiethet hatte. Seit drei Jahren bereits fochten die ansbachischen Truppen zur Seite der Hessen und Braunschweiger im englischen Heere, und der beträchtliche Abgang, den sie dabei erlitten, mußte contractmäßig durch einen neuen Nachschub ersetzt werden, sodaß also für junge kriegslustige Leute, denen es überdies gleichgültig, wohin ihr Stern sie führte und für welche Sache sie fochten, sich damals in ansbachischen Diensten ziemlich günstige Aussichten eröffneten.

Diese Aussichten, verbunden mit dem jugendlichen Drang in die Ferne, waren es denn auch ohne Zweifel, die den jungen Gneisenau bestimmten, dem Markgrafen seine Dienste anzutragen; er wurde 1780 als Cadet aufgenommen, rückte 1781 zum Unteroffizier vor und erhielt am 3. Mai 1782 unter dem Namen „August Wilhelm Neithardt von Gneisenau" das Patent als Unterlieutenant bei dem Jägerregiment, welches demnächst nach Amerika ausrücken sollte. So weit die Nachweise reichen, ist es bei dieser Gelegenheit zum ersten mal gewesen, daß der junge Neithardt sich des Namens Gneisenau bedient, oder wenigstens, daß letzterer in einem landesherrlichen Patent eine officielle Anerkennung gefunden hat. Die Neithardte stammten nämlich ursprünglich aus Oesterreich, wo sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Besitz des Schlosses Gneisenau in der Gegend von Lembach im Donauviertel, nördlich der Donau, eine halbe Stunde von Klein-Zell, gewesen sein sollen. Durch die bald darauf ausbrechenden Religionsverfolgungen hatten sie als Evangelische gleich so vielen Ge-

schlechtern des damaligen österreichischen und steierischen Adels Erbe und Land verlassen müssen und waren in Dürftigkeit gerathen; die Familienpapiere, in deren Besitz sich noch der Vater unsers Gneisenau befunden, waren in Wien beim Brande seiner Wohnung durch Feuer zerstört worden. Wie der Biograph vermuthet, waren diese Familientraditionen, deren Authenticität freilich niemals nachgewiesen ist, auf die aber auch in der That um so weniger ankommt, je zweifelloser der geistige Adel, den Gneisenau sich in der Folge erworben, während des gemeinsamen Aufenthalts in Erfurt zwischen Vater und Sohn zur Sprache gekommen, und so bediente letzterer sich wol seitdem eines Beinamens, der ihm bei seinem militärischen Fortkommen von Nutzen zu werden versprach. Denn der bürgerliche Offizier galt damals blutwenig, in Preußen wie anderwärts, wenn auch allerdings in Preußen, wo Friedrich der Große die militärischen Privilegien des Adels zuerst in eine Art von System gebracht hatte, am wenigsten.

Auch über Gneisenau's Reise nach Amerika sind nur dunkle und unvollständige Mittheilungen erhalten, indem die Briefe, welche Gneisenau von Amerika aus an seinen Vater gerichtet und die noch vor einigen Jahren in Schlesien existirt haben sollen, seitdem verloren gegangen sind. Nachdem sie sich Ende April 1782 an der Mündung der Weser eingeschifft, stiegen die Truppen nach einer langen Fahrt zu Halifax ans Land, erfuhren jedoch sofort, daß der Krieg inzwischen beendet und also für sie nichts mehr zu thun war. Die Muße, welche dem jungen Offizier auf diese Weise zutheil ward, benutzte er hauptsächlich zu seiner militärischen Ausbildung, und auch die allgemeine politische Lage, in welcher die neuerstandenen Vereinigten Staaten sich damals befanden, war wol von der Art, daß ein denkender Kopf sich dadurch angezogen und beschäftigt fühlen konnte. „Er gewann", sagt der Verfasser, „feste Ansichten über die Natur, Bildung und Leitung des Volkskriegs, des entschlossenen, durch kein Mislingen gebrochenen, stets wieder auflebenden Kampfes aller waffenfähigen Männer im eigenen Lande und für den eigenen Herd, gegen geworbene Soldaten, die eine fremde Sache verfechten; und der Ausgang des achtjährigen Kampfes ließ ihm keinen Zweifel, daß ein von solchem Volkskriege getragenes und immerfort ergänztes Heer erfahrener Truppen auch gegen weit überlegene Gegner den Kampf aufnehmen, ihre Macht durch unaufhörliche Anstrengung allmählich vermindern und zuletzt siegreich bestehen könne, während dagegen ungeübte, unvorbereitete Massen auf die Länge und allein dem Kampfe gegen regelmäßige, gutgeführte Truppen nicht gewachsen sind. Die in Amerika durch die Beschaffenheit des Landes und der Kämpfer gebotene Kriegführung in zerstreutem Gefecht hatte genöthigt, einen viel größern Theil der Heere, wie bisher üblich gewesen, für solche Gefechtsart auszubilden

und die Dauer und Ausdehnung des Kriegs bot manche Erfahrungen vom Zusammenwirken der Land- und Seemacht und den dadurch möglichen kriegerischen Unternehmungen, von Veränderungen des Kriegsschauplatzes, unerwarteten Angriffsplanen und dadurch herbeigeführten Ablenkungen der feindlichen Macht dar, welche den Gesichtskreis der Kriegsführer über den in europäischen Landheeren gewöhnlichen erweiterten."

Langsam wie die Hinreise, war auch die Rückfahrt, welche im Sommer 1783 angetreten ward. Die Flotte, auf welcher Neithardt sich befand, wurde, von den Herbststürmen überfallen, an der englischen Küste festgehalten; drei Wochen hindurch lag sein Schiff auf der Rhede von Deal, ohne daß jedoch theils die Ungunst der Witterung, theils die Kostspieligkeit der Ueberfahrt ihm gestattete, ans Land zu gehen, sodaß er nach Deutschland zurückkam, ohne viel von England gesehen zu haben. Das ganze markgräfliche Corps gelangte erst im November vollständig in die Heimat; es zählte bei der Rückkehr nicht volle 1200 Mann, hatte also an Gefallenen, Gestorbenen und solchen, die freiwillig in Amerika zurückgeblieben, einen Verlust von 2000 Mann erlitten, dafür aber auch „der landesherrlichen Kasse einen Zuschuß von einer halben Million Thaler eingetragen", welche, wie der Verfasser vorsorglich bemerkt, „zur Abtragung von Landesschulden verwandt wurden".

Lieutenant Gneisenau war nach seiner Rückkehr aus Amerika zur Infanterie übergetreten; das Regiment von Seybothen, bei dem er stand, lag in Baireuth in Garnison. Allein so viel Annehmlichkeiten der Ort auch bot, insbesondere durch die geselligen Kreise, die sich dem jungen Offizier eröffneten, und unter denen das gastfreie Haus des Ministers von Trützschler die erste Stelle einnahm, namentlich durch die geistreichen und liebenswürdigen Frauen, die dasselbe schmückten, so wollte ihm der Aufenthalt in der kleinen Stadt und den kleinen, dürftigen Verhältnissen eines Duodezstaates wie Ansbach auf die Dauer doch nicht behagen; er mußte sich selbst sagen, daß ein langjähriger, inhaltleerer Friedensdienst gleich diesem ihm weder ein angemessenes Feld der Wirksamkeit für den Augenblick noch eine befriedigende Aussicht für die Zukunft gewährte. Vielleicht trug auch eine unerwiderte Neigung zu einer Tochter des Trützschler'schen Hauses dazu bei, ihm einen Wechsel des Orts und der Verhältnisse wünschenswerth zu machen; genug, er sah sich nach einem größern Herrn um, dem er seine Dienste widmen konnte, und welchen größern konnte er da finden als „das Haupt des brandenburgischen Hauses, welchem er als markgräflicher Offizier bereits durch den Eid der Treue verpflichtet war, den großen König Friedrich von Preußen"!? Unterm 4. November 1784, gewiß, wie der Verfasser bemerkt, nicht ohne vorherige Ueberlegung mit der weltklugen Ministerin, richtete

er ein Schreiben an den König, in welchem er ihn „unterthänigst gehorsamst um eine Stelle in Allerhöchstdero Suite" ersuchte, da ihn „seine Neigung für diese Art des Dienstes am fähigsten mache". Das Schreiben, unterzeichnet „Neithardt von Gneisenau, Lieutenant unter dem Anspach-Baireuthischen Infanterie-Regimente von Seybothen", ist kurz und bündig, in einfach schmuckloser Sprache abgefaßt und scheint ebendeshalb einen guten Eindruck auf den alten König, den eben damals die Erfahrungen des Bairischen Erbfolgekriegs von der „Nothwendigkeit" überzeugt hatten, „seinen Generalstab durch vorzügliche Offiziere zu verbessern", hervorgebracht zu haben. Gneisenau erhielt den Befehl, sich persönlich in Potsdam vorzustellen und da er „glücklicher als vor ihm Laudon und Blücher", auch bei dieser persönlichen Vorstellung „Gnade vor dem alten Helden fand", so erfolgte unmittelbar darauf sein Uebertritt in den preußischen Dienst; er ward zum Premierlieutenant ernannt und ihm die erbetene Stellung im Gefolge des Königs zu Potsdam angewiesen und zwar mit der Anciennetät vom 1. Januar 1786, bekanntlich dem Todesjahre des großen Königs.

Schloß Chambord.

Ein Reisebild aus Frankreich.

Von

Hermann Semmig.

I.

Ich reiste einmal vor Jahren in düsterer Stimmung zur Nachtzeit auf der Eisenbahn. Es war zwischen Paris und Etampes, als es auf den Kirchthürmen Mitternacht schlagen mochte. Die Gegend hat hier zuweilen einen seltsamen, ich möchte sagen druidisch-unheimlichen Charakter; der Nachthimmel war dunkel und gespenstische Wolken flogen grauenhaft über der wilden Landschaft hin; es war, als ob eine Wüste im Schatten des Todes ruhte. Da glaubte ich plötzlich auf dürrer Heide ein einsames Schloß zu erblicken mit grauen Mauern und öden Fensterhöhlen, alle Vegetation schien umher erstorben, nur verkrüppelte Weiden und ein paar nackte entblätterte Pappeln knarrten schauerlich im Nachtwinde. Ich habe seitdem die Gegend oft wieder und bei Tage durchreist, nach der einsamen Grabwohnung geforscht, sie aber nie wieder entdeckt. War es eine leere Luftspiegelung der Thalnebel, war es ein Schreckbild meiner aufgeregten Phantasie? Ich weiß nicht. Damals aber ward ich wie von nackter Wirklichkeit so schauervoll ergriffen, daß ich sogleich beim Schein der Waggonlampe folgende Verse in meine Brieftasche niederschrieb:

Das einsame Schloß.

Mitten im Walde steht ein Schloß
Auf dürr sandiger Heide;
Drin statt rauschendem Dienertroß
Seufzt der Wind wie im Leide.

Unfern davon an sumpfigem Teich
Auf wüst moorigem Acker
Zuckt es brechenden Augen gleich
Flüchtig in bleichem Geflacker.

Nächtig darüber ob Schloß und Sumpf
Ziehen die Wolken und sausen,
Daß die Föhren und Kiefern dumpf
Ringsum davor ergrausen.

Ein unendliches banges Weh
Liegt auf der ganzen Heide;
Da flattert kein Vogel, da grast kein Reh,
Da treibt kein Hirte zur Weide.

Als ich des Nachts dran fuhr vorbei,
Tief in Gedanken vertrauert,
Weckte mich plötzlich ein furchtbarer Schrei,
Daß ich zusammengeschauert.

Wer ihn ausstieß, von wannen er kam,
Konnte ich nicht entdecken;
Doch lag darinnen solch tiefer Gram,
Daß ich versteinte vor Schrecken.

Da wie mit ehernem Widerhall
Hat mir's im Busen gesprochen:
Waren es vielleicht die Herzen all',
Die ich in Frevel gebrochen?

War's der Erinn'rung Verzweiflungsschrei
Aus meiner Jugend Lande,
Gleich dieser Heide nun Wüstenei,
Gleich ihr verschüttet vom Sande?

Diese Verse kamen mir unwillkürlich in den Sinn, als ich vor kurzem das Schloß Chambord besuchte. Selten hat eine Wanderung einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht wie diese. Das Schloß wurde bekanntlich nach der Ermordung des Herzogs von Berry von einem Verein gekauft und dem nachgeborenen Sohne des Herzogs an seinem Tauftage, dem 1. Mai 1821, im Namen Frankreichs geschenkt; aus Dankbarkeit trägt der königliche Prätendent denn auch noch jetzt im Exil den Namen eines Grafen von Chambord. Das ist alles, was das stolze Geschlecht der Bourbonen, was Frankreichs Königshaus nach einer fast tausendjährigen Regierung noch auf Frankreichs Boden besitzt! Der Urenkel Ludwig's XIV., wie dieser Dieudonné genannt, als habe ihn Gott selbst der Nation zur Beglückung gegeben, er, der in allen Briefen Henri de France zeichnet, ist in Wahrheit nichts als ein Graf von Chambord. Ein einsames Schloß, fast verschollen, wie eine Ruine, um so mehr ergreifend, als es, noch in voller Pracht erhalten, an die Tage seines ehemaligen Glanzes erinnert, von nichts bewohnt als den Gespenstern der Vergangenheit und dem Schweigen des Grabes, endlich, um den schauerlichen Eindruck noch zu erhöhen, verloren in einer Wildniß kümmerlichen Ansehens — das ist alles, was die Bourbonen noch besitzen von

— diesem Land des Ruhms,
Dem schönsten, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, dem Paradies der Länder,
Das Gott liebt wie den Apfel seines Auges.

Ein schicksalsschwerer Ernst überfällt den Betrachter bei diesem Anblick, schwerer und tiefer als die Reimereien, die Matthisson auf Commando seines fürstlichen Mäcenas in der heidelberger Schloßruine niederschrieb. Es sind die Trümmer einer tausendjährigen Geschichte, auf denen das Auge verweilt. Wandert mit mir hin im Geiste: denn das Schloß liegt seitab von den breitgetretenen Gleisen, die der nach Frankreich reisende Deutsche gewohnt ist, nur wenige Touristen werden sich hierher verirren, und doch wird jeder etwas für seinen Geschmack finden, vor allem der Künstler und der Politiker. Nur der Verbannte freilich fühlt lebhaft die ganze Tiefe des Eindrucks — es ist die letzte Stätte, die ein Verbannter in der Heimat hat, und dieser Verbannte hat sie nie gesehen, sieht sie nie; der Graf von Chambord ist niemals in Chambord gewesen! Doch, wollt ihr euch in die rechte Stimmung versetzen, so denkt an den Zauberpalast, den „der große König", des Grafen Ahn, aus einer andern Wüste hervorspringen ließ, an jenen stolzen Königssitz, zu dem alle Fürsten Deutschlands huldigend zogen, um ihm dann daheim auf Kosten ihrer von Auflagen und Steuern erdrückten Unterthanen nachzuäffen! Denkt an Versailles und seinen ungeheuern Prunk, der 250 Millionen verschlungen hat! Und wenn ihr euch nun all die Macht und Herrlichkeit vergegenwärtigt, die hier den Despoten Europas umgab, dann versetzt euch mit mir in die öde, dürftige Ebene von Sologne, in das verlassene, schweigende Chambord und sagt euch: Das ist alles, was dem Enkel geblieben!

Mitten im Walde steht ein Schloß
Auf dürr sandiger Heide!

Zwar was bin ich armer Mann aus dem Volke, der ich mir meinen Platz im Sonnenschein durch meine Arbeit erringen muß? Was bin ich gegen den Abkömmling des mächtigsten Königs, gegen den Dauphin von Frankreich? Daheim in meiner kleinen Vaterstadt steht wol ein freundliches Haus, unter dessen Dach ich mich betten könnte; was ist das gegen das königliche Erbe, das dieser „fünfte" Heinrich verloren hat? Eine dürftige Hütte, ein armes Obdach gegen den Regen, wie das Nest, das sich ein Schwalbenpaar an mein Fenster gebaut hat. Wie soll ich es nur wagen, mein armseliges Schicksal neben dies tragische Ende des Hauses der Bourbonen zu stellen? Und ich wag' es doch, ich fühle mich so groß und stolz wie er. Denn sein ist die Vergangenheit, unser die Zukunft; das Reich, für dessen Gründung wir kämpfen, wird an Macht und wahrer Größe das Zeitalter des vierzehnten Ludwig mit seinem falschen Prunk weit hinter sich lassen. Wir kämpfen für die neue Zeit, und daß seine Familie diese verkannt hat, das eben büßt der Graf von Chambord im Exil.

Das Schloß liegt in der Sologne; so heißt die Gegend von Romorantin auf dem linken Loireufer südlich von Blois, ein zum großen Viertel wüstes, unbebautes Land mit gegen tausend Teichen. Die Oberfläche des Bodens besteht aus Sand und Kies mit einer dünnen Decke Pflanzenerde; unter dieser wenig ergiebigen Schicht liegt Thonerde, sodaß der Boden im Sommer eine dürre Heide, im Winter eine sumpfige Lache bildet. Wie der Boden, so die Frucht; der Ackerbau ist kümmerlich, weshalb auch der jetzige Kaiser am östlichen Ende der Sologne, in Lamotte-Beuvron, ein großes Grundstück angekauft hat und als eine Musterwirthschaft verwalten läßt, um den Nacheifer zu wecken. Das Gehölz hat ein verkrüppeltes Ansehen, an die Majestät der deutschen Wälder darf man selbst im Park von Chambord nicht denken. Die Hausthiere sind wie die Pflanzen, die Pferde von geringem Ansehen, indessen gutmüthig und ausdauernd. Nur die Schafe (La race solognote, wie sie heißen) zeichnen sich aus; klein von Gestalt, bieten sie feine Wolle und treffliches Fleisch. Leider haben sich gleichzeitig auch Wölfe und Füchse sehr vermehrt. Ebenso verkümmert wie der Rest ist der hiesige Menschenschlag, den die Fieber fortwährend heimsuchen. Und doch war das nicht immer so. Spuren von römischen Niederlassungen zeugen von altem Anbau, und das „Geographische Lexikon" von Dezobry sagt ausdrücklich: ... „sonst wohlhabendes und blühendes Land, durch die Widerrufung des Edicts von Nantes zu Grunde gerichtet". Das Haus der Bourbonen hat sich schwer versündigt. Ist es Ihnen, Herr Graf, während Ihres Aufenthalts in Homburg nicht manchmal begegnet, daß Sie auf Ausflügen plötzlich die französische Sprache des 17. Jahrhunderts vernahmen und Enkeln vertriebener Hugenotten gegenüberstanden? Sehen Sie, diese Réfugiés waren vielleicht aus derselben Sologne, wo Ihr einziges und letztes Eigenthum auf Frankreichs Erde liegt! Die Geschichte übt furchtbare Gerechtigkeit; nun athmen Sie mit den Opfern des Despotismus Ihres Ahnen dieselbe Luft des Exils. Gerecht, sage ich, ist die Geschichte. In der „France illustrée" von G. Barbe steht: „Die Widerrufung des Edicts von Nantes ruinirte die Industrie von Romorantin (Tuchmanufactur), die Revolution hat sie gerettet. Zwar hat die Stadt der Concurrenz des Nordens gegenüber ihre alte Blüte noch nicht wiedergefunden, doch zeigt sich seit funfzig Jahren ein merklicher Fortschritt." Nur durch den Umsturz der Bourbonen konnte Frankreich sich retten. Und das muß uns selbst eine Reise nach Chambord sagen! Welche Lehre!

In Orleans, von wo ich abreiste, war ich lebhaft an den Thronprätendenten erinnert worden. Es ist hier eine ziemlich starke legitimistische Partei, die sich durch religiöse Vereine auch in den Bürgerstand verzweigt. In einem der Magazine fand ich unter Glasrahmen eine

Denkmünze auf die Geburt des Herzogs von Bordeaux, wie der Sohn des Herzogs von Berry während der Restauration betitelt wurde. Der Zufall führte mich auch in das Haus, worin die aus dem Vendéekrieg bekannte Marquise Larochejacquelin gestorben. Es ist das Haus neben der Post in der Straße Colombier; in der Ecke des Hofs steht eine Akazie, von der Marquise selbst gepflanzt. Ich habe die Vendée selbst besucht und die Kämpfe von 1793 und 1832 traten lebhaft vor meine Seele, wenn ich das Laub dieser Akazie flüstern hörte; es war, als sprächen Geisterstimmen daraus.

Man thut wohl, wenn man die Eisenbahn nicht bis nach Blois, sondern nur nach dem noch fünf Stunden davon entfernten Städtchen Mer nimmt; man ist hier Chambord näher und das Schloß präsentirt sich dem Reisenden besser; während er es von Blois her stundenlang sieht, überrascht es ihn hier plötzlich in voller Pracht. Links von der Bahn läßt man zwei Städtchen, Meung, wo der Dichter des Romans von der „Rose", Jean Clopinel, geboren ist, und das pittoreske Beaugency.

„Mer!" ruft der Conducteur. Es ist ein kleines Städtchen, aber sein Name hat einen furchtbaren Klang für das Ohr der Bourbonen: denn es ist die Heimat Jurieu's, des bis zur Verzückung erregten Kämpfers gegen Bossuet und Ludwig den Despoten, des Verfassers der „Soupirs de la France esclave!" Ja wohl, in den tiefsten Pfuhl der Knechtschaft war Frankreich unter dem Bourbonen Ludwig gefallen, der sich mehr denn einen Sultan, der sich einen Gott dünkte; einen Gott! Denn er ließ seiner Religion, weil es seine persönliche Religion war, Hekatomben von edeln Menschen schlachten. Aber Jurieu der Prophet hatte den Sturz dieser Abgötterei, für welche Bossuet's kleine Seele sich nicht schämte in die Schranken zu treten, richtig prophezeit. Fünf Monate nach dem Widerruf des Edicts von Nantes erschien sein Buch: „L'accomplissement des prophéties", wonach der erste Schlag gegen den Antichrist im April 1689 geführt werden sollte. Und siehe, am 11. April 1689 wird Wilhelm von Oranien in Westminster gekrönt und somit das Centrum des Widerstandes gegen den Despotismus des Bourbonenthums gegründet. Unter den Protestanten, die vor Ludwig flohen, war auch Denys Papin, der das Geheimniß der Dampfkraft entdeckte. Jetzt hat man ihm in Blois, seiner Vaterstadt, eine Bildsäule errichtet; man bereichert sich mit seinem Ruhm; selbst die Anhänger des alten Régime, die in Blois zahlreich sind und dort in dem Journal „La France centrale" ein Organ haben, sind jetzt stolz auf ihn, den Haß gegen die Hugenotten aber, der Frankreich arm gemacht und diesen Papin in die Verbannung gejagt hatte, haben sie nicht auf-

gegeben. In Mer hat sich jetzt wieder eine kleine protestantische Gemeinde gebildet, die ihr Gotteshaus in dem anstoßenden Dorfe Aulnay hat, und sonderbarerweise ist sie von einem bretagnischen Edelmann, der 1793 als Legitimist und Katholik nach England emigrirte, dort aber zum Protestantismus überging, unter Ludwig XVIII. gesetzlich gegründet worden. Das Haus Jurieu's ist in der Stadt selbst und gehört einer protestantischen Familie, deren greises Haupt mir in tiefster Erregung von den Greueln der Hugenottenverfolgung erzählte. So hüten zwei Hugenottenschatten, zwei Opfer Ludwig's XIV., an der Loire den Uebergang zum Schlosse Chambord und mahnen den Enkel an die Schuld seines Hauses.

Mer liegt eine Stunde Wegs von der Loire; eine Hängebrücke führt in die Sologne hinüber, Secalaunia im Latein des Mittelalters, wohin Gelehrte der Oertlichkeit, geblendet von Localpatriotismus, dem es schmeichelt, wenn seine Heimat der Schauplatz großer Ereignisse war, die große Hunnenschlacht von 451 setzen, indem sie in campis secastatt catalaunicis lesen. Am linken Ufer der Loire liegt das Kirchdorf Muides, weiter hinunter ein anderes, Saint-Dié; da sie auf einer Höhe liegen, so gewähren sie einen stattlichen Anblick. Das Innere des Dorfs aber ist schon ziemlich verschieden von der Eleganz, die auf dem rechten Ufer der Loire herrscht, und die dürftige Dorfkneipe deutet auf die Dürftigkeit der Gegend hin. Nach einer Stunde Wegs kommt man an die Mauer des Parks, der einen Umfang von acht Stunden hat (sieben zählt das Volk, das die geweihte Zahl der Siebenmeilenstiefeln vorzieht); links vom Eingang geht ein Weg ab, man achte wohl auf den Wegweiser, denn er verräth uns das Geheimniß des Wunderbaues, dem wir zuwandern. Auf dem Arme liest man: „Chemin de Thoury"; die schöne Gräfin von Thoury hatte Franz' I. Herz gefesselt, als er noch Graf von Angoulême war, dem Zauber der Liebe und der Leidenschaft für die Jagd, wozu die waldige Gegend einlud, verdankt Chambord seine Entstehung.

Zwar gab es schon auf derselben Stelle ein altes Jagdschloß in mittelalterlichem Baustil, das von den alten Grafen von Blois aus dem Hause Champagne, dem ersten erblichen unter den Capetingern, bewohnt wurde; man nannte es im 12. Jahrhundert auch Chambord-Montfrault, nach einem noch ältern Schlosse dieser Grafen, dessen Name an einem Ende des Parks noch in dem des Pavillon-Montfrault erhalten ist. Der Stifter dieses Grafengeschlechts, der wilde Thibault le Tricheur, spukt der Volkssage nach um diesen Pavillon. Wenn der Bauer unversehens auf das Kraut der Verirrung (l'herbe qui égare) getreten ist und um Mitternacht hierher kommt, so begegnet er oft einem schwarzen Jäger mit schwarzen Hunden; es ist Thibault, seinerzeit der

Schrecken der Gegend. Derselbe Unhold treibt in Herbstnächten mit gespenstischem Gefolg von Rossen und Hunden unter Hörnerklang und Gebell seine wilde Jagd in den Lüften von Montfrault zu den Ruinen des Schlosses Bury und von da zurück. Im 14. Jahrhundert wurde Chambord als fester Platz von besoldeten Castellanen gehütet; 1359 diente es als Gefängniß für Engländer. Nach dem Aussterben des dritten Erbgrafengeschlechts von Blois, 1397, fiel Chambord mit der ganzen Grafschaft an Herzog Ludwig von Orleans, Bruder Karl's VI., der sie von Gui II. von Chatillon erkauft hatte, dem letzten seines Geschlechts. Das Schloß verfiel nach und nach; 1498, als Ludwig von Orleans, Enkel des Käufers, den Thron von Frankreich bestieg, wurde es mit dem französischen Krongute vereinigt. Die Familie Orleans zeichnete sich durch treffliche Anlagen aus; der Stifter des Hauses hatte sich mit einer Italienerin, Valentine von Mailand, vermählt und die Berührung mit dem Lande der Schönheit mag nicht ohne Einwirkung geblieben sein. Doch war der natürliche Geschmack in der Familie unverkennbar; Karl, Vater Ludwig's XII., war ein sinniger Dichter, und daß er nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft den Bürgern von Blois erlaubte, frei Holz in seinen Wäldern zu fällen, um ihre Häuser neu zu bauen („j'aime mieux loger des hommes que des bêtes“, sagte er), zeugt für seinen Geschmack an eleganten Gebäuden ebensowol als für seine Leutseligkeit. Der Sinn für Kunst breitete sich in der Gegend aus. Unter Franz I., ebenfalls dem Hause Orleans entsprossen, entfaltete dies künstlerische Leben seine höchste Blüte, von der die Städte längs der Loire noch heute reiche Spuren tragen. Zugleich aber ging unter den Einflüssen des Auslandes und der Entwickelung der modernen Monarchie eine Umwandlung in der Kunst vor sich, die einerseits den selbständigen nationalen Aufschwung derselben fälschte, andererseits sie den unfruchtbaren Gelüsten der Selbstsucht dienstbar machte. Chambord ist ein glänzender Beleg für beides; die Kunstgeschichte wird hier Culturgeschichte.

Im Mittelalter stand die Baukunst im Dienste der Kirche und des Lehnwesens. Die Zwingburgen des letztern deuteten auf den steten Krieg, der, consequent durchgeführt, zum Tode der Gesellschaft geführt hätte; Kirchen und Klöster waren die Werke der erstern. Die bürgerliche Baukunst, worin die Gesellschaft ihren künstlerischen Ausdruck hätte finden können, existirte nicht; denn entweder entlehnte sie dürftig genug der kirchlichen und feudalen oder sie beschränkte sich auf das Nothwendige und Realistische. Verkennen darf man nicht, daß klösterliche Gebäude zuweilen bürgerlichen Interessen dienten. Nach und nach gewann der dritte Stand durch die Befreiung der Communen sein Dasein; sofort entsteht ein neues Kunstwerk, das Hôtel-de-ville, es ist

„der Tempel des Volks, das moderne Forum, das monumentale Palladium, wo die Stadtglocke (le beffroi) Lärm läutet, wenn der Bürgerstand in Gefahr ist“ (Laurent-Pichat: „L'art et les artistes en France“). Der dritte Stand ist alles, er ist die Nation; was wunder, daß mit seiner Befreiung, deren Abschluß mit der Befreiung vom englischen Joch zusammenfällt, auch eine nationale Kunst entsteht, die der sogenannten Renaissance des 16. Jahrhunderts vorhergeht. Die Stadthäuser datiren aus dem 15. Jahrhundert und alle Bauten der Regierung Ludwig's XII. sind Werke französischer Architekten; Fra Giocondo, der einzige Italiener, ist eine Ausnahme. Mag immerhin aus der Berührung mit Italien mancher Anstoß und manche Lehre gekommen sein, die französischen Architekten entwarfen selbständig den Plan zu trefflichen Werken und führten ihn ebenso selbständig aus; Beweis dafür ist z. B. das schöne Stadthaus von Orleans (jetzt das Museum), unter Karl VII. begonnen und schon unter Karl VIII., also noch vor den italienischen Kriegen, nach dem ursprüuglichen Plan des Architekten Viart vollendet. Der Spitzbogen ist hier völlig von der geraden Linie verdrängt und was von Zierathen noch an den frühern Stil zu erinnern scheint, hat durch neue Verbindungen einen ganz andern Charakter gewonnen. Dasselbe läßt sich von dem Justizpalast in Rouen und seinem Baumeister Roger Ango sagen. Was sehen wir also? Wir sehen eingeborene Künstler den mittelalterlichen Baustil selbständig verlassen und eine neue, echt französische Kunst schaffen, die in freier Entfaltung sicher auch den Regeln des Geschmacks vollkommen Genüge würde geleistet haben; wir sehen diese Künstler Werke schaffen, in denen das höchste Gut der Gesellschaft, die Bürgerfreiheit, Ausdruck und Heiligthum zugleich findet. Diese Bewegung eilte unter Ludwig XII. ihrer Vollendung zu; es war unter dem Könige, der „der Vater des Volks“ hieß. Auf ihn folgt Franz I., „der König der Edelleute“; diese Benennung deutet schon den Umschwung an. „Dieser wilde Junge wird alles verderben!“ hatte Ludwig XII. von ihm prophezeit. Nun, wenn nicht alles, so verdarb er doch viel.

Ueber den Nationen steht das Ideal der Menschheit; jene vertreten nur einzelne Seiten derselben, sie sind das Prisma, worin sich die ideale Bildung bricht. Jede nationale Kunst hat also etwas Einseitiges und allerdings gibt es ein Kunstideal, das den verschiedenen Nationen als Norm dienen soll. Die hellenische Welt ist diesem am nächsten gekommen, und insofern hatte die Renaissance, welche die antike Kunstform wieder aufnahm, gerechten Anspruch auf allgemeines Bürgerrecht. Was aber die Künste betrifft, die es mit dem Raum zu thun haben, so werden sie sich auch localen Einflüssen nicht entziehen können. Die Baukunst namentlich wird dem Klima Rechnung tragen müssen; nicht jedes Kunst-

werk, das uns unter italienischem Himmel entzückt, wäre auch in nördlichen Ländern am Platze, und so wird eine französische Kunst ein Recht auf eigenes Dasein neben der italienischen haben. Hinsichtlich der Künste, deren Stoff in der Zeit liegt, der Dichtkunst namentlich, so liegt es in ihrem Charakter, daß sie, wie diese Stoffe selbst, fortschreiten. Seit den Griechen hat sich die Menschheit gewaltig an Erfahrungen bereichert, und die Poesie auf griechische Stoffe beschränken zu wollen, zeugt eben von Beschränktheit. Dies war die Verirrung der französischen Poesie; sie begann unter Heinrich II. und erreichte den Gipfelpunkt unter Ludwig XIV.

Aehnliches, doch nicht in demselben Maße, widerfuhr der Baukunst und den ihr dienenden Künsten unter Franz I. Frankreich besaß noch nicht genügend zahlreiche und gebildete Künstler, um den Geschmack am Schönen, der den König beseelte, zu befriedigen. Er begünstigte daher die fremden italienischen Künstler; später wurden sie von Katharina von Medici als Landsleute bevorzugt. Darunter litt nun unbedingt die natürliche Entwickelung der einheimischen Kunst. Die Renaissance war zum großen Theil eine Fremdherrschaft; wie die Poesie Italiener und Spanier zu Vorbildern nahm, so herrschte auch in der Architektur der italienische Geschmack.

Von anderer Einwirkung war die politische Umwandlung. Wie in den Dramen Racine's sich der Hof von Versailles widerspiegelt, so wird jetzt das königliche Lustschloß das Ideal der Architektur; die Kunst verschwendet daran all ihre Schätze. „Franz I.", sagt Duruy (der jetzige Minister des Unterrichts) in seiner „Geschichte Frankreichs", „trat mit Einem Schritt in die unbeschränkte Herrschaft ein; mit ihm beginnt das sogenannte alte Régime, d. h. eine Regierung, wo die Unterthanen durchaus keine Garantie selbst gegen die ungerechteste Bedrückung hatten und selbst der launenhafteste Wille des Fürsten auf kein Hinderniß stieß." „Der Wille des Königs ist hier alles", sagte 1546 ein venetianischer Gesandter von Frankreich. In der That zeichnete auch Franz I. alle Gesetze mit der herrschaftssichern Formel: „Car tel est notre bon plaisir!" („Denn so beliebt es uns!") Ludwig XIV. steigerte diese Formel später zu dem bekannten gotteslästerlichen Worte: „L'état c'est moi!" („Ich bin der Staat!")

Die Gemeindefreiheit ging zu Grunde, der Dritte Stand hatte nur zu gehorchen; es bedurfte keiner Stadthäuser mehr; der Architekt hat von nun an nichts als königliche Grillen auszuführen. Lustschlösser, sagte ich, sind statt der Kirchen des Mittelalters und der Stadthäuser des 15. Jahrhunderts die Kunstwerke der Renaissance und der Adel folgte der Spur seines Königs. „Diese öden Paläste dienen zu nichts mehr, als die Künstler, von denen sie gebaut wurden, zu ver-

herrlichen; nichts bewohnt sie als die Erinnerung an Mordthaten und Abdankungen oder Legenden von Liebschaften." (Laurent Pichat.) Das sind die Schlösser von Fontainebleau, Blois, St.-Germain u. s. w., das ist jener Tempel königlicher Selbstvergötterung, Versailles, eine Ruine wie der Palast von Ninive.

Alles ist Frucht und alles ist Samen, sagt Schiller; jede Zeit auch trägt den Keim des Umschwungs in sich. Derselbe Sultan, der Versailles baute, erbaute auch das Invalidenhotel, und wie es auch den Anschein haben möge: es liegt darin schon der Gedanke der Pflicht des Staats gegen seine Diener ausgedrückt. Heute baut man schon ein Hotel für die Invaliden der Arbeit. Wenn einst die europäische Freiheit gesiegt haben, wenn die Arbeit die herrschende Macht des Staats sein wird, dann wird die Kunst Werke schaffen, die alles überstrahlen werden, was Mittelalter und ancien régime hervorgebracht haben; denn die Freiheit allein erzeugt die wahre Schönheit.

Stahr's Rettung der Kleopatra.

Kleopatra. Von Adolf Stahr. (Berlin, Guttentag.)

In der Einleitung zu den „Rettungen des Horaz" sagt Lessing, er kenne keine angenehmere Beschäftigung, als „die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet"! Nach Lessing's Vorgang haben auch gar viele sich dieser belohnenden Aufgabe, die „bestverleumdeten" Männer und Frauen der Geschichte zu „retten", unterzogen, und dem edeln Zuge Lessing'scher Gerechtigkeitsliebe und Humanität folgend im Interesse der Wahrheit die Fehler, Misverständnisse und Ungerechtigkeiten der Vorwelt zu verbessern und zu berichtigen gesucht. Nebenbei ist es auch ein gar wohlthuendes Gefühl, als neuer Hercules den Augiasstall der Geschichte zu reinigen, und altersgraue Irrthümer, die sich von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit fortgeerbt, endlich auszurotten. Zuweilen freilich ist es bei solchen „Rettungen" auch nur „der Parteien Gunst und Haß", die ein in der Geschichte längst feststehendes Charakterbild wieder schwankend zu machen, ihre Schwächen zu verkleistern und zu Tugenden aufzuputzen sich bemühen, oder auch wol, wie es an Schiller und neuerdings durch Rio's Sophistik auch an Shakspeare versucht worden ist, den berühmten Todten mit dem Nimbus eines orthodoxen Katholiken, d. h. vielmehr den Katholicismus mit dem Nimbus

des berühmten Namens zu schmücken streben. Das ist nun freilich „verlorene Liebesmüh'"; Onno Klopp und Genossen suchen vergebens die „Uhlkes als lauter Duhwkes" (Eulen als lauter Täubchen) darzustellen, trotz des glänzendsten Firnisses, und selbst mit den dicksten Lasuren gelingt es keinem dieser Galerieinspectoren der Geschichte, das Erzeugniß eines obscuren Pinsels zu einem Rafael herauszustaffiren oder einen fernhintreffenden Apollo durch einen mächtigen Heiligenschein zu einem St.-Sebastianus umzutaufen. Schon Lessing ging davon aus, daß die Nachwelt nie ungerecht sein werde; und in der That wird man kaum irren, wenn man a priori annimmt, daß, sofern es sich nicht um Männer der jüngsten Vergangenheit oder um die Namen obscurorum virorum, sondern um bedeutende Persönlichkeiten der Geschichte handelt, die Rettungsbemühungen nur insoweit erfolgreich sein werden, als sie die Feststellung einzelner Thatsachen, die Beseitigung einzelner Vorwürfe bezwecken, daß aber das Urtheil über den sittlichen Werth einer solchen Persönlichkeit, die Würdigung ihrer historischen und ethischen Bedeutung im großen und ganzen unanfechtbar festgestellt ist durch den unwidersprechlichen Beweis der Jahrhunderte. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht"; wo der Wahrspruch dieser Jury auf „Schuldig" lautet, da wird bei einer Revision der Proceßacten eine vollständige Freisprechung niemals erzielt werden, vielmehr muß die Rettung sich darauf beschränken, durch den Nachweis „mildernder Umstände" den Angeklagten unsern Herzen menschlich näher zu bringen. Dies wird aber um so sicherer gelingen, wenn der Rettungsversuch als der milde Spruch eines unparteiischen Richters, nicht als das Plaidoyer eines gewandten Advocaten erscheint; dieser sucht vergebens alles zu entschuldigen, wo jener des Angeklagten Recht und Unrecht mit gleicher Schale wägt, „und wälzt die größ're Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu"!

Auch Stahr erkennt dies ausdrücklich an, indem er sich gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle er seine Clienten zu schuldlosen Tugendhelden stempeln und all ihr Thun als berechtigt darstellen; „ich rechtfertige nicht, ich erkläre", sagt er zur Einleitung seiner Schilderung der erneuten Leidenschaft des Antonius für Kleopatra (S. 125). Daß er aber hierin das richtige Maß auch in diesem Werk nicht immer innegehalten, der Vorwurf kann dem Autor nicht erspart bleiben, und dies beeinträchtigt wesentlich den Werth der vorliegenden Monographie, der überhaupt fast mehr ein künstlerischer als ein rein wissenschaftlicher ist. Mit Recht bezeichnet Stahr sein Werk als ein „Bild aus dem Alterthum"; er hat es verstanden, die verwirrende Menge der Personen in harmonische Gruppen mit Künstlerhand zu gliedern, aus ihnen die Hauptfiguren klar hervortreten zu lassen und auf diese das ganze Licht zu concentriren, sodaß sie von den absichtlich mehr in

Schatten gestellten Theilen des Mittel- und Hintergrundes sich plastisch abheben. Allein es gilt von dem Autor, was er selbst von Plutarch sagt: er ist „ein großer Colorist“; durch die glühende und doch harmonische Pracht der Farben sucht er zu häufig die Fehler und Mängel des Gegenstandes, der den Vorwurf seines Gemäldes bildet, zu verdecken oder doch vergessen zu machen. Dies zeigt sich namentlich in der Darstellung der Hauptfigur, weniger in der Schilderung des Antonius, des römischen Alcibiades, der selbstredend in einem Essay über Kleopatra fast einen größern Raum einnimmt als diese selbst, wenngleich auch in dem Verhältniß desselben zum Octavian, „dem großen Meister der Heuchelei, dem geschickten Komödianten“ (S. 255), Licht und Schatten nicht gleich vertheilt, und namentlich die Befähigung des Antonius als Politiker wol zu hoch veranschlagt wird. So werden die Ausschweifungen und Orgien des Antonius mit Unrecht mehrfach nur als kluge, staatsmännische Berechnung dargestellt, wo dieser in der That seiner glühenden Sinnlichkeit, seinen ungezügelten Leidenschaften und den Antrieben einer prahlerischen Eitelkeit folgte; die Ausschweifungen des Antonius während Cäsar's alexandrinischen Feldzugs, seine Lustgelage mit Kleopatra in Griechenland und Alexandria vor dem Ausbruch des Kriegs mit Octavian, fallen dem Wüstling zur Last, ohne daß sie der Staatsmann zu rechtfertigen vermochte, und der Triumphzug des Antonius in Alexandria nach dem Zuge nach Medien und der wenig ehrenvollen Gefangennahme des Artavasdes, dem sein Verrath in gleicher Weise gelohnt wurde, ist unzweifelhaft geradezu ein politischer Fehler. Vergebens sucht Stahr, der die von Antonius und Kleopatra nicht genügend gewürdigte Macht der öffentlichen Meinung Roms mit Recht als einen wichtigen Factor in Anschlag bringt (S. 166—167), dies zu entschuldigen mit der politischen Absicht, die Schranken zwischen Rom und den Provinzen niederzureißen und die Unabhängigkeit des Ostens von dem Westen zu proclamiren; — selbst wenn ihn dieses Motiv geleitet hätte, was kaum anzunehmen ist, so bleibt sein Verfahren gerade in jenen kritischen Zeiten vor Ausbruch des eigentlichen Kampfes doch ein großer Fehler, der unzweifelhaft dem Einfluß der „Zauberin vom Nil“ ebenso zuzuschreiben sein dürfte wie so manches andere, was dem Antonius und dem ganzen römischen Staate verhängnißvoll wurde; für beide war sie in der That ein „Fatale monstrum“, ein „unheilvoller Dämon“.

Daß Stahr, der es als die einzige, des Forschers unserer Tage würdige Aufgabe bezeichnet, das Unrecht wieder gut zu machen, welches eine blind parteiische Geschichtsdarstellung dem Gedächtniß der Besiegten zugefügt habe (S. 158), in diesem Streben zu weit geht, zeigt schon die ganze Auffassung des persönlichen Verhältnisses des Antonius und der Kleopatra, welches in dem vorliegenden Werke weit günstiger er-

scheint als bei Shakspeare (vergl. z. B. Act III, Scene 11), der doch „das Weib Kleopatra so meisterhaft gezeichnet hat" (S. 315). Die Bestimmung des von Octavian freventlich eröffneten Testaments des Antonius, daß sein Leichnam, selbst wenn er in Rom sterben werde, nach Alexandria zu Kleopatra gebracht werden solle, ist für Stahr das beredteste Zeugniß für seine wahre und tiefe, fast modern romantische Liebe zu der wunderbaren Frau (S. 177), während aus dem an Octavian gerichteten Briefe des Antonius, in welchem dieser nicht nur im rohesten Cynismus, sondern auch mit offenbarer Misachtung der Kleopatra sein Verhältniß zu ihr als ein rein sinnliches — fast, wie Properz, als „Conjugium obscoenum" — bezeichnet, nur ein Beweis dafür entnommen wird, daß er schon im Jahre 33 die Kleopatra als seine eheliche Gemahlin — uxor — angesehen habe (S. 170).

Namentlich aber bei der Schilderung des Charakters der Kleopatra selbst ist die unwillkürliche Theilnahme des Künstlers für den Gegenstand seines Kunstwerks wol zu thätig gewesen; wenn Horaz sie als Fatale monstrum, doch auch zugleich, weil sie den Tod der Schande, den Triumphzug des Octavian als Siegesbeute zu schmücken, vorzog, als „non humilis mulier" bezeichnet, so stehen bei Stahr, der namentlich auf die politische Rolle, welche die letzte Herrscherin des Lagidenreichs gespielt, wesentlich Gewicht legt, diese Worte: „non humilis mulier", „ein hochgesinntes Weib", an der Stirn des ganzen Buchs. Ueberhaupt verfährt der Autor fast ausnahmslos in der Weise, daß er bei einem Widerspruch der alten Schriftsteller sich an das der Kleopatra günstigste Zeugniß hält, dagegen bei einer Uebereinstimmung zu ihren Ungunsten gegen die Unparteilichkeit der Historiker oder ihrer Quellen Bedenken erregt, und aus Nebenumständen günstigere Folgerungen zieht, endlich aber dasjenige, was nicht in Abrede zu stellen ist, z. B. ihre Rachsucht, die sich in der Ermordung ihrer Schwester Arsinoë und der Hinrichtung des Serapion, sowie ihre kalte Grausamkeit, die sich in der Tödtung des Artavasdes, in den Proscriptionen in Alexandria nach der Schlacht bei Actium, in den raffinirten Versuchen zur Ermittelung eines schmerzvoll tödtenden Giftes bekundet, möglichst kurz übergeht. Allerdings hat es Stahr verstanden, seine Heldin von vielen und schweren Vorwürfen gänzlich zu reinigen oder doch die Unwahrscheinlichkeit und Zweifelhaftigkeit derselben nachzuweisen; insbesondere trägt die gelungene Einleitung, die Geschichte der Regierung ihres Vaters Ptolemäus Auletes, „des guten Flötenbläsers und schlechten Regenten", ferner die anschauliche Schilderung von Alexandria, diesem Paris des Alterthums, welches, „auf dem Gipfel raffinirtester Uebercultur angelangt, die ausschweifende Phantasiefülle des Orients mit der scharfen Verstandesbildung des modernen Helenenthums in wunderbarster Vermischung verbunden aufzeigte" (S. 18), wesentlich dazu bei, den

Charakter der Kleopatra unserm Verständniß näher zu führen. Wenn er es aber auch mit Recht als unzulässig bezeichnet, „den Maßstab unserer bürgerlichen christlichen Moral und unserer Anschauungsweise von der sacramentalen Heiligkeit der Ehe an die Verbindungen der fürstlichen Kreise des Heidenthums jener Zeit zu legen" (S. 115) und wenn auch namentlich Kleopatra selbst nicht der Vorwurf von Ehebündnissen treffen kann, welche sie, die Tochter eines Geschwisterpaars, nach der Unsitte der Lagiden-Dynastie mit ihren noch unmündigen leiblichen Brüdern eingehen mußte, so war es doch keine „gemeine Schmähung" eines niedrigen Schmeichlers des glücklichen Siegers, sondern nur der von demselben wiedergegebene vollberechtigte Ausdruck des beleidigten öffentlichen Sittlichkeitsgefühls, wenn die Concubine des Cäsar und des Antonius, die „berühmteste Verführungskünstlerin der Welt, die zweite Helena", von Properz in der neunten (nicht, wie S. 305 irrig angegeben ist, der elften) Elegie des dritten Buchs als „incesti regina meretrix Canopi" bezeichnet wird.

Dagegen ist die „Rettung" der Kleopatra insoweit als vollständig gelungen anzusehen, als es sich darum handelt, sie von dem Verdacht der schwärzesten Treulosigkeit, des Verraths gegen den Antonius in und nach der Schlacht bei Actium, zu reinigen. Der erst von neuern Schriftstellern, mit besonderer Schärfe von Drumann erhobene Vorwurf, daß Kleopatra's Rath, Antonius möge bei Actium sein Glück statt in dem von den Legionen gewünschten Kampfe auf festem Lande in einer Seeschlacht versuchen, die Vorbereitung zu dem vorbedachten Verrath gewesen sei, welchen sie dann, während die Schlacht noch unentschieden hin- und herwogte, durch ihre wohlüberlegte Flucht in Ausführnng gebracht habe, um sich den Weg zur Gunst des Octavian oder doch zur Begnadigung zu bahnen, wird von Stahr mit innern und äußern Gründen überzeugend widerlegt. Doch geht der Autor auch hier zu weit, wenn er Kleopatra auch von dem Vorwurf erbärmlicher Feigheit und eines nur auf die eigene Rettung bedachten Egoismus dadurch möglichst zu reinigen sucht, daß er die Verabredung einer Rückzugsflucht, welche sie nur zu früh angetreten, als unzweifelhaft annimmt. Dagegen muß man Stahr wieder darin beitreten, daß die Uebergabe von Pelusium, welches durch Verrath des Seleukus, und nicht, wie aus einem Fragment des Rabirius gefolgert wird, nach hartnäckigem Widerstand durch Sturm von Octavian eingenommen wurde, und der Uebergang der Flotte am letzten Tage des Entscheidungskampfes nicht einem Verrath der Kleopatra zugeschrieben werden dürfe. Daß der Verdacht eines solchen Verraths freilich nicht so ganz unsinnig gewesen, geht wol schon daraus hervor, daß Antonius, der sie genau genug kannte, diesen Verdacht selbst wiederholt theilte und sie fürchten ließ,

als ob er in wahnsinniger Wuth seine Hand gegen sie erheben werde (S. 250). Auch die von Kleopatra erbetene Zusammenkunft derselben mit Octavian hatte wol nicht, wie der Verfasser annimmt, nur den Zweck, den grausamen Feind sicher und glauben zu machen, daß sie unter allen Umständen leben bleiben wolle, um sich dadurch leichter die Mittel zur Ausführung des Selbstmords verschaffen zu können, sondern es war unzweifelhaft ein letzter Versuch, sich und ihren Kindern Leben, Thron und Reich zu erhalten, und nur weil dieser Versuch, bei dessen Schilderung allerdings Dio Cassius weniger zuverlässig sein mag als Plutarch, erfolglos blieb, griff sie zu dem letzten Mittel, zu ihrer „Muhme der berühmten Schlange"!

Mit besonderm Nachdruck wird von Stahr mit Recht die politische Bedeutung der Kleopatra sowie die Kühnheit ihrer hochfliegenden Entwürfe hervorgehoben, zu deren Ausführung sie den Antonius wie früher den Cäsar zu benutzen wußte; wir erkennen die Größe der Gefahr, in welche ihr Ehrgeiz die Weltbeherrscherin Roma gestürzt, aus dem wilden Jubel der Sieger über den endlichen Untergang des „famous pair". Wol war Kleopatra kein gewöhnliches, kein niedrig denkendes Weib — non humilis mulier —; Genußsucht und Ehrgeiz, die beiden Triebfedern ihrer Handlungsweise, steigerten sich in ihr zu einer Höhe, die ihr, verbunden mit ihrer Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel zur Befriedigung dieser Leidenschaften, einen Platz in der Geschichte sichern, und sie davor bewahren, daß auch über ihren Namen „finstere Vergessenheit die dunkelnachtenden Schwingen" ausbreiten werde. Aber kein „Ehrenzeugniß" ist es, mit dem ihr Gedächtniß in die Tafeln der Klio eingegraben worden; die Erscheinung der „Zauberin vom alten Nil" gleicht doch immer nur der üppigen, farbenglühenden Blüte einer berauschend duftenden Giftpflanze, die dem Sumpfboden eines entarteten, tiefgesunkenen Zeitalters entsprossen ist.

Zu bedauern ist somit, daß Stahr sich der Vielgeschmähten zu eifrig angenommen hat, und namentlich durch sein feines Gefühl für psychologische Entwickelung auch hier wieder — wenngleich im geringern Grade als in dem „Tiberius" — verleitet worden ist, die in den Berichten der alten Schriftsteller vorhandenen Lücken durch unbewiesene und oft zu gewagte Conjecturen auszufüllen. Seine Monographie würde vielleicht weniger unterhaltend und spannend, aber werthvoller geworden sein, wenn er sich überall auf dem sichern Boden jener objectiven, unparteilichen Kritik gehalten hätte, mit der er z. B. nachweist, daß die Erzählung von dem nach der Schlacht bei Actium erfolgten Bau des Timonium des Antonius auf einem weit in das Meer hineingeführten Molo zu Alexandria nur eine in die Volkstradition übergegangene Dichtung

ist, oder daß die neunte Epode des Horaz nicht nach, sondern vor der Schlacht bei Actium gedichtet worden.

Auch kann es nicht unerwähnt bleiben, daß sich manche Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten vorfinden, welche bei der wol in baldiger Aussicht stehenden zweiten Auflage zu beseitigen sein werden. Mag es z. B. auch unter die nur zu zahlreichen Druckfehler des Buchs gerechnet werden, wenn S. 32 Theodektes statt Theodotas, S. 105 Fulcia statt Clodius ꝛc. steht, so ist es doch wol als eine Flüchtigkeit des Autors anzusehen, wenn S. 52 Cäsar's letzte Gattin Cornelia statt Calpurnia (vergl. S. 89), wenn der Sohn des großen Pompejus, auf welchen Kleopatra durch ihre Reize in dem knospenden Alter eines weltunerfahrenen Mädchens einen großen Eindruck gemacht habe, S. 81 Sextus genannt wird, während es nach S. 30 dessen älterer Bruder, also Gnaeus Pompejus gewesen ist („nay, you were a fragment of Cnejus Pompey's." Shakspeare III, 11); oder wenn S. 109 der Werbung des Octavian um Libo's Schwester Scribonia erwähnt wird, ohne seine Scheidung von Clodia, als deren Gatte er kurz zuvor (S. 105) bezeichnet wird, zu gedenken. Ebenso ist es ungenau, wenn bei der Schilderung von Cäsar's alexandrinischem Kriege S. 40 gesagt wird: „Er verlor die Insel Pharus und das Heptastadium, und ein mislungener Versuch, sich beider wieder zu bemächtigen, kostete ihm nahezu das Leben und eine große Anzahl seiner wenigen Truppen"; denn Cäsar hatte bis dahin nur die Insel, nicht aber den Damm in seiner Gewalt, und sein allerdings mit Unfällen verbundener Kampf um die Wiedereroberung der Pharusinsel endigte doch damit, daß dieselbe und der Damm bis zur ersten Bogenöffnung in seine Hände kam, u. dergl. m.

Im übrigen können wir das Buch ungeachtet dieser und ähnlicher Mängel sowie trotz des Uebermaßes von Wohlwollen, welches das „Vae victis!" fast in ein „Wehe den Siegern" verkehrt, doch als einen gelungenen Versuch, ein lebenerfülltes Charakterbild der Geschichte in künstlerisch abgerundeter Form uns vor Augen zu führen, nur freudig begrüßen, und schließen wir daher mit dem Wunsche, daß der Verfasser fortfahren möge, in Lessing'scher Weise das Goethe'sche Wort zu erfüllen:

> Was in der Zeiten Bildersaal
> Jemals ist trefflich gewesen,
> Das wird immer einer einmal
> Wieder auffrischen und lesen!

Literatur und Kunst.

Zur Geschichte des Großen Kurfürsten.

Die Geschichte des Großen Kurfürsten, dieses eigentlichen Begründers der brandenburgisch-preußischen Macht, ist bisher von der Geschichtschreibung in einer Weise vernachlässigt worden, die um so auffälliger, je unzweifelhafter nicht nur das Verdienst, welches dieser Fürst sich sowol um Preußen wie um die Entwickelung des deutschen Geistes im allgemeinen erworben, sondern je größer auch der Reiz ist, der seine persönliche Erscheinung umgibt. In der That hat das 17. Jahrhundert nicht viele Fürsten aufzuweisen von der Ueberlegenheit des Geistes, der Energie des Charakters, der Kraft und Sicherheit des gesammten Auftretens wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg; mitten in einer Zeit der Selbstsucht und Schwäche, der Ohnmacht und Zersplitterung ist es doppelt wohlthuend, einem Manne zu begegnen, der, auch hierin ein würdiger Vorgänger seines größern Urenkels, so groß dachte von dem Beruf und den Pflichten des Fürsten und sich so redlich bemühte, dieselben nach allen Seiten hin zu erfüllen, während er zugleich ein so lebhaftes Gefühl für die Ehre des deutschen Namens im allgemeinen sowie namentlich für das ungeschmälerte Ansehen des von ihm gleichsam aus dem Nichts wiederhergestellten brandenburgisch-preußischen Staats hatte. Kurfürst Friedrich Wilhelm hat nicht nur zu der Stellung, welche dieser Staat noch heute einnimmt, die Grundfesten gelegt, sondern auch für den ganzen Geist und die Richtung der preußischen Politik, nach innen wie nach außen, ist er gleichsam maßgebend geworden; sowol in den vorzüglichsten und verdientesten seiner Nachfolger, vor allen in dem großen König, wie — was damit freilich eng zusammenhängt — in den glänzendsten Epochen der spätern preußischen Geschichte treffen wir auf Züge, welche seinem Antlitz entlehnt sind: eine Familienähnlichkeit der edelsten Art und ein neuer Beweis für die überwältigende Macht, welche einem wahrhaft großen Manne innewohnt und deren Wirkungen weit hinausreichen über die kurze Spanne Zeit, von der sein irdisches Dasein umschlossen wird. Der preußische Staat hat so klein angefangen, diese kleinen Anfänge treten gerade in der Zeit des Großen Kurfürsten so deutlich hervor, zugleich aber wird auch die Beschaffenheit der Mittel, unter deren Einfluß der kleine, dürftige Keim sich so rasch zu so glänzender Blüte entwickelte, gerade in dieser Zeit so sichtbar, daß die Geschichte derselben für alle Zeiten lehrreich und denkwürdig bleibt, und auch in der Gegenwart, in der Krisis, in der wir uns augenblicklich befinden, kann so leicht kein besserer und lehrreicherer Spiegel vorgehalten werden als das Gemälde dieser Zeit, wo ein weitblickender und großherziger Fürst zuerst in der Entfesselung der geistigen Kräfte das sichere Mittel fand, ein gesunkenes Volk zu heben und einen zerrütteten Staat wiederherzustellen.

Unter diesen Umständen kann es denn bei allen Freunden der Geschichte sowie überhaupt bei allen, denen das Wohl unsers Volks am Herzen liegt, nur die lebhafteste Freude erregen, daß endlich Anstalten getroffen werden, diese empfindliche, für das Ansehen der deutschen Geschichtschreibung so be-

schämende Lücke auszufüllen. Und zwar liegen gleichzeitig zwei Werke vor, durch welche die bisherige mangelhafte Kenntniß der mehrgedachten Epoche wesentlich ergänzt und vervollständigt wird: „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Erster Band" (Berlin, G. Reimer), und: „Tagebuch Dieterich Sigismund's von Buch aus den Jahren 1674 — 1683. Beitrag zur Geschichte des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Nach dem Urtext im königlichen geheimen Staatsarchiv zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von Gustav von Kessel, königlich preußischem Major zur Disposition" (2 Bde., Jena u. Leipzig, Costenoble). In den „Urkunden und Actenstücken" beschreibt er nur den Anfang eines großartigen Unternehmens; das auf persönliche Veranlassung des Kronprinzen von Preußen ins Leben tritt und dessen Zweck dahin geht, zunächst eine möglichst genaue und vollständige Sammlung aller auf die Regierung des Großen Kurfürsten bezüglichen Documente und Actenstücke zu bewerkstelligen. Sind wir recht unterrichtet, so erstreckte der ursprüngliche Plan sich noch weiter; die Urkunden und Actenstücke sollten, wie es auch in der Natur der Sache liegt, nur die Vorarbeiten bilden zu einer wirklichen Geschichte des mehrgenannten Regenten und seiner Zeit, deren Ausarbeitung, eben auf Grund jener Materialien, einer unserer namhaftesten Historiker zu übernehmen bereit war. Diesem letztern Vorhaben sind jedoch, wie man uns versichert, Hindernisse in den Weg getreten, die sich, wenigstens für den Augenblick, nicht haben wollen beseitigen lassen, und wird man sich daher zunächst auf eine Materialiensammlung beschränken, durch welche einem künftigen Geschichtschreiber des Großen Kurfürsten seine Aufgabe allerdings sehr wesentlich erleichtert werden wird. Die Sichtung und Anordnung dieser Materialien ist den Herren Droysen, Max Duncker und von Nörner übertragen, Männern also, deren Namen allein schon Bürgschaft bieten für die Gewissenhaftigkeit und Umsicht, mit der sie sich des ihnen gewordenen ehrenvollen Auftrags entledigen werden. Das Ganze, nach einem wahrhaft großartigen Maßstabe angelegt, soll in verschiedene größere Abtheilungen zerfallen, von denen die erste die politischen Verhandlungen umfassen wird, also diejenigen Actenstücke, die sich auf die Politik des Großen Kurfürsten im allgemeinen, namentlich aber auf seine auswärtige Politik beziehen. Daran werden sich zweitens die „Briefe" schließen, sowol diejenigen des Kurfürsten selbst als auch seiner Räthe und Befehlshaber, soweit dieselben von politischer Bedeutung sind. Eine dritte Abtheilung wird die Berichte umfassen, welche die auswärtigen Höfe von ihren Gesandten und Agenten über die brandenburgischen Verhältnisse empfangen haben; als Gegenstück dazu werden in einer vierten Serie die Berichte gebracht werden, welche die brandenburgischen Gesandten ihrerseits über die Verhältnisse und Beziehungen derjenigen Höfe und Cabinete abgestattet haben, bei denen sie accreditirt waren. Auch den landständischen Verhältnissen, ferner der Verwaltung im allgemeinen sowie insbesondere den Finanzen, den landwirthschaftlichen Verhältnissen, der Justiz, der Armee und der Marine werden eigene Abschnitte gewidmet werden, sodaß, wenn das Werk dereinst zum Abschluß gelangt, die Geschichte jener denkwürdigen Epoche sich nach allen Seiten hin in erschöpfender Vollständigkeit wird überschauen lassen. Als Probe des Ganzen dient vorläufig der

soeben erschienene erste Band, der die „politischen Verhandlungen" des Kurfürsten während der ersten acht Jahre seiner Regierung (1640—48, also bis zum Westfälischen Frieden) umfaßt. Derselbe ist speciell von B. Erdmann Deister bearbeitet worden; er zerfällt in sieben größere Abschnitte, nämlich: „Preußen und Polen (1643—50)"; „Das Regiment in den Marken (1640—42)"; „Brandenburg und Schweden (1640—44)"; „Brandenburg und Frankreich (1640—48)"; „Der Reichstag zu Regensburg 1640—41)"; „Der Reichsdeputationstag zu Frankfurt (1643—45)"; „Sendung von Loeben's nach Wien (1644)". Jedem dieser Abschnitte sind Einleitungen vorausgeschickt, welche dazu bestimmt sind, den Leser in Kürze in dem geschichtlichen Zusammenhang zu orientiren und diejenigen Punkte hervorzuheben, für welche die nachfolgenden Actenstücke vorzugsweise von Interesse sind; diesem Zweck entsprechen sie in ausgezeichneter Weise, die Thatsachen sind klar und richtig gruppirt und auch die Darstellung ist der Würde des Gegenstandes angemessen. Was die Actenstücke selbst anbetrifft, von denen übrigens ein großer Theil schon von Pufendorf in seinem bekannten großen Werke über den Großen Kurfürsten benutzt worden, so sind nur die wichtigern in ihrer vollen Ausführlichkeit mit gedruckt, während von den übrigen nur das eigentlich Wissenswerthe mitgetheilt ist; ein durchaus zweckmäßiges Verfahren, besonders bei einem Werke, das einen so ungewöhnlichen Umfang zu erreichen verspricht und bei dem es daher doppelt nöthig ist, allen irgend entbehrlichen Ballast fern zu halten.

Schöpft somit das ebenbesprochene Unternehmen hauptsächlich aus Archiven und officiellen Actenstücken, so liegen in dem „Tagebuch Dieterich Sigismund's von Buch" uns allerdings nur die Aufzeichnungen eines Privatmanns vor, aber eines Privatmanns, der durch seine Stellung sowol wie durch seine sonstigen persönlichen Eigenschaften vor unzähligen andern in der Lage war, sich eine genaue Kenntniß von den Verhältnissen des damaligen brandenburgischen Hofes zu verschaffen. Sigismund von Buch, geboren 1640, gestorben 1687, war nämlich Reisemarschall des Kurfürsten und ist demselben als solcher während der neun Jahre von 1674—82 fast nicht von der Seite gewichen; er war sein Gefährte während der entscheidenden Tage von Rathenow und Fehrbellin, er lag mit ihm vor Stettin, er begleitete ihn mit auf seinem Zuge nach Rügen sowie auf der Expedition nach dem Elsaß, welche durch den daselbst erfolgten Tod des Erbprinzen Karl Emil (November 1674) so verhängnißvoll wurde — kurz, wo immer in dieser ganzen Zeit der Kurfürst sich befand und was er unternahm, da stand Buch ihm zur Seite und theilte getreulich die Leiden und Freuden, die Gefahren und Anstrengungen seines fürstlichen Gebieters. Bei alledem aber gewann der vielbeschäftigte Mann noch Zeit, allabendlich in kurzen, offenbar nur für ihn selbst bestimmten Notizen das Wichtigste von dem anzumerken, was er im Laufe des Tags erlebt oder was sich sonst in seiner Umgebung zugetragen. Die Aufzeichnungen sind in französischer Sprache abgefaßt, allerdings in einem sehr mangelhaften Französisch, und auch die Niederschrift ist an vielen Stellen so flüchtig und so durch Abbreviaturen entstellt, daß es unmöglich fällt, sie zu entziffern. Auch der Inhalt der Aufzeichnungen ist, wie sich

bei dieser Entstehungsweise von selbst versteht, sehr ungleich; neben vielem Interessanten und Wichtigen findet sich auch manches Werthlose und Unbedeutende, das in dem vorliegenden Abdruck immerhin hätte wegbleiben dürfen. Ueberhaupt können wir uns mit der Art der Veröffentlichung nicht ganz einverstanden erklären. Statt den französischen Text einfach zu reproduciren, hat der Herausgeber ihn ins Deutsche übertragen, aber vollständig, ohne die geringste Auslassung oder Kürzung. Damit aber, dünkt uns, hat er zwei Methoden vermischt, von denen vielleicht jede für sich ihre Berechtigung gehabt hätte, deren Vermengung jedoch dem Buche schwerlich zum Vortheil gereicht. Wollte der Verfasser den Text nämlich, wie er wirklich gethan hat, vollständig geben, so hätte er auch noch einen Schritt weiter gehen und ihn in der ursprünglichen französischen Fassung geben sollen; der Leserkreis des Buches beschränkte sich dann auf die wenigen, welche aus der Geschichte des Großen Kurfürsten ein wirkliches Studium machen und diesen, bei den kritisch-wissenschaftlichen Interessen, welche sie verfolgen, kann mit einer Uebersetzung, von der die Möglichkeit eines Irrthums niemals ganz ausgeschlossen ist, am wenigsten bei einem Text von dieser Beschaffenheit, natürlich nicht gedient sein. Allein diese bloße wissenschaftliche Benutzung hat offenbar nicht in der Absicht des Herausgebers gelegen; indem er sich der Mühe der Uebertragung unterzog, gab er eben damit zu erkennen, daß er das Buch einem größern Leserkreise zugänglich machen wollte, der dabei auch noch andere als gelehrte Zwecke verfolgt. Diesem Leserkreise aber würde ein wohlgeordneter Auszug nicht allein vollständig genügt, sondern er würde sich dabei sogar besser befunden haben als bei dem vorliegenden unverkürzten Abdruck, der, wie gesagt, neben vielem Interessanten und Wissenswerthen, sowol in politischer wie namentlich in culturgeschichtlicher Hinsicht, auch vieles Ueberflüssige und Unerhebliche enthält. Eine andere Frage ist freilich, ob der Verfasser nach dem Maß seiner geschichtlichen Kenntnisse sowie seiner wissenschaftlichen Vorbildung im allgemeinen der geeignete Mann gewesen wäre, einen solchen Auszug, bei dem dann natürlich auch das Gleichartige zusammengestellt und überhaupt das Ganze geistig durchgearbeitet werden mußte, zu veranstalten, und da erscheint es denn, nach den Proben zu urtheilen, die er in den Einleitungen und Anmerkungen geliefert, bei aller Anerkennung seines Fleißes, die wir ihm gewiß nicht vorenthalten, doch nur als ein Act löblicher Selbsterkenntniß, wenn er für gut befand, der dankbaren, aber ungleich schwierigern Aufgabe die leichtere, wenn auch minder lohnende vorzuziehen. HFk.

Correspondenz.

Aus London.

December 1864.

M. R. Das achtzehnte Parlament des Vereinigten Königreichs, d. h. seit der Union mit Irland 1801, beginnt in wenigen Wochen seine siebente Session, obwol bis vor kurzem man noch allen Grund hatte, die vor einigen Monaten beendete sechste für die letzte des jetzigen Parlaments zu halten. Um die Zeit der großen dänischen Debatte hatten fast gleichlautende Communiqués in gewissen Blättern die Auflösung als im nächsten Januar bevorstehend angekündigt und erst dem „Observer“, allgemein für das Organ Palmerston's gehalten, gelang es im October durch einen bestimmten Widerruf seiner frühern Mittheilung dem gegentheiligen Glauben Boden zu verschaffen. Und freilich hat das Cabinet der Whigs keinen Grund, den Eintritt der Convulsionen zu beschleunigen, denen das Land bei allen großen Neuwahlen einmal nicht entgehen kann. Noch ist das Gras zu spärlich, das über seiner auswärtigen Politik gewachsen, die wie ein Feuerwerk verpuffte gleichzeitig mit dem letzten Flintenschuß, der auf der Insel Alsen gefallen. Außerdem aber müßten seine Anhänger mit dem Bewußtsein einer gebrochenen Zusage vor die Wähler treten. Man hat es den gegenwärtigen Ministern noch nicht vergessen, daß es das Versprechen einer Wahlreform, d. h. einer Ausdehnung des Wahlrechts auf weitere bisher ausgeschlossene Schichten der Bevölkerung war, womit sie sich in den Sattel schwangen. Nichtsdestoweniger haben die Whigs, die überhaupt mit den eigentlichen Liberalen keineswegs identisch sind, in Sachen der Reform nicht nur nichts Eigenes producirt, sondern sogar die sehr mäßige Wahlreformbill, welche Lord Derby seitens der Tories einbrachte, haben sie hintertrieben und zwar aus bloßem blanken Neid, weil sie der conservativen Opposition die Iniative in einer so wichtigen und dabei so volksthümlichen Angelegenheit misgönnen. Auch machen sie selbst daraus gar kein Geheimniß; man weiß hierzulande, daß absolute Vollkommenheit keinem politischen Systeme innewohnt und läßt das Balanciren der Parteien sich daher gefallen. „Kannst du nicht weiß schneien, so schneie braun“, rief ein englischer Schauspieler dem Maschinisten des Theaters zu, als derselbe sich in Verlegenheit befand, wie ein Schneefall in einer Winterlandschaft auf der Bühne zu improvisiren. Ein Parlament ohne Parteikämpfe, und wären es mitunter auch nur Intriguen, ist ein Unding oder würde zur politischen Schlafstube werden; es macht darum den Despoten nicht um ein Haar besser, wäre er auch ein beau sabreur vom blauesten Blute, in den die halbe schöne Welt der höhern Gesellschaft sich sterblich verliebt....

Was übrigens die Anomalien in der gegenwärtigen Zusammensetzung des englischen Unterhauses anbelangt, so sind dieselben allerdings schreiend. Den dunkelsten Punkt bilden jedenfalls die sogenannten „Taschen-Wahlflecken“. Die Abstimmungen derselben sind zum Theil wahre Familienerbstücke geworden, und wenn auch solche Ungeheuerlichkeiten wie früher, wo

ein zu drei Häusern zusammengeschrumpfter alter Wahlflecken zwei Parlamentsmitglieder zu wählen hatte, während z. B. die moderne Stadt Manchester ganz ohne Sitz und Stimme war — wenn, sage ich, solche Ungeheuerlichkeiten jetzt auch nicht mehr vorkommen, so ist doch noch immer genug übrig geblieben, was eine Wahlreform zur dringenden Nothwendigkeit macht. Beispielsweise gibt es in England und Wales noch jetzt nicht weniger als 60 wahlberechtigte Flecken, deren jeder weniger als 500 Wähler umfaßt, welche zusammen dennoch über 100 Parlamentsmitglieder nach Westminster schicken, das ist zweimal so viel als alle Städte und alles „Land" von Schottland und fast ebenso viel als ganz Irland zusammengenommen. Andererseits gibt es über 60 Städte und Landbezirke, welche, obwol sie über 8000 Einwohner zählen, dennoch im Parlament gänzlich unvertreten sind; also über eine Million „freie Engländer" ohne ein einziges Votum! Zur Entschuldigung dieser und ähnlicher Misbräuche pflegt man unter anderm anzuführen, daß ein Gentleman ein ausgezeichnetes Parlamentsmitglied sein, aber doch Scheu tragen könne, sich dem „rauhen Wahlkampfe" vor größern Wählermassen auszusetzen, und diesen werde dann durch derartige kleinere Wahlkörper ein sehr erwünschtes Auskunftsmittel eröffnet. Allein mit Recht bemerkt der „Daily Telegraph" dagegen, daß Leute von so delicater Constitution, die nicht einmal den Lärm des Wahltages vertragen können, auch den Kämpfen in der großen Arena der Staatsmänner nicht gewachsen sind. „Der Tumult", fährt das genannte Blatt fort, „der von manchen vielleicht nicht allzu rein gewaschenen Wählern am Wahltage verursacht werden möchte, ist für das Wohl des Landes viel weniger riskant als stürmische Scenen im Unterhause selbst, welche Leute von schwachen Nerven und schwachen Entschlüssen, wenn es zum Votum kommt, nicht selten einschüchtern."

Von einem allgemeinen Wahlrecht spricht das Blatt bei alledem aus dem Grunde nicht, weil, soweit menschliche Voraussicht richtig, in diesem Jahrhundert wenigstens, ein derartiges Wahlsystem in England nicht zum Durchbruch kommen wird. Selbst Engländer, die man nach ihren sonstigen politischen Ansichten bei uns zu Lande auf die äußerste Linke placiren würde, wollen von Einführung eines allgemeinen Wahlrechts in England nichts wissen, angeblich weil in England die Zahl kleiner unabhängiger Leute verhältnißmäßig ungleich geringer als in irgendeinem Lande des Continents, selbst Rußland nicht ausgenommen. Und wahr ist es: selbständige größere oder kleinere Bauern, d. h. Bauern, die ihren eigenen Grund und Boden pflügen, gibt es hier nicht oder doch nur in verschwindender Anzahl, und auch kleine Hauseigenthümer sind eine Rarität. Auf diese Art kommt es denn, daß die sogenannten Wähler, selbst auch bei dem jetzigen hohen Wahlcensus, sich in der That in vollster Abhängigkeit befinden von dem guten oder bösen Willen des Landeigenthümers, wobei ich immerhin zugebe, daß der „Griff" durch die doppelten Sammethandschuhe der guten Sitte oder auch durch die Scheu vor der Prangerstellung in den Zeitungen beträchtlich gemildert wird.

Doch dies ist ein Kapitel, das sich nicht so beiläufig erörtern läßt und will ich daher nur darauf aufmerksam machen, daß Bezeichnungen wie con-

servativ, liberal, radical, in englischem Sinne gebraucht, keineswegs gleichbedeutend sind mit den Vorstellungen, die man auf dem Continent damit verbindet. In Grund- und Bodenfragen z. B. würden Maßregeln, die mancher deutsche Tory sich ohne Murren gefallen läßt, dem liberalen Whig in England als der tollste Radicalismus erscheinen, und umgekehrt würde mancher heimische Junker sich kreuzigen und segnen vor einem Liberalismus, den ein kirchlicher Hochtory hier in gewissen politischen Fragen ganz ungescheut entwickelt. Was man hier Radicalismus heißt, übersetzt sich im Grunde in Urwählerthum, wobei jedoch reichlich die Hälfte dieser Radicalen, z. B. die ganze Manchesterschule, das Wort „Revolution" aus ihrem Wörterbuch vollständig ausgestrichen hat. Andere Kategorien ergeben sich, je nachdem es sich um Fragen der innern oder der auswärtigen Politik handelt; derselbe englische Liberale oder Conservative, der öffentlich auf eine italienische Eroberung Venedigs trinkt, ja der vielleicht, wenn auch anonym, sogar seine Banknote für einen geheimen Mazzinifonds einsenden würde, wäre der erste, die Aufrichtung von hundert Galgen zu empfehlen, wenn irische Rebellen wieder einmal eine Insurrection der „Schwesterinsel" versuchen sollten. Der liberale Philister in Deutschland wird über dergleichen Widersprüche freilich den Kopf schütteln, in England jedoch ist ein öffentliches Geheimniß dabei im Spiele, man hat hier eine Medicin, eine wunderthätige, welche im Leib des Staates allen Stockungen und allen unlogischen Verknotungen zum Trotz dennoch eine gesunde und sichere Circulation des Blutes erhält; diese Medicin heißt „Freiheit", allerdings nicht die Freiheit, für welche der pariser Blusenmann von ehedem auf der Barrikade stand, auch nicht die Freiheit, welche von unsern deutschen Volksführern in gefühlsinniger Begeisterung mit der „Gleichheit" in Verbindung gedacht wird; so wohldestillirt ist diese englische Medicin nicht. Gleichheit und Brüderlichkeit beiseite: es ist die rein bürgerliche, die praktische Freiheit in Haus und Hof, Handel und Wandel, die Freiheit der Rede und der Presse, die völlige „Ungeschorenheit", welche hier ganze Vesuve von Revolutionszunder ausgegossen und die schwierigsten und anscheinend gefährlichsten Fragen schließlich immer noch auf den Weg friedlicher Verständigung gebracht hat.

Und darum hält sich denn auch jene Reformbewegung, deren ich oben gedachte, frei von Galle und unberührt von der tiefgehenden Entrüstung, durch welche continentale Debatten dieser Art unvermeidlich gefärbt werden. Hat England auch seine Staatsmänner, die in Betreff der auswärtigen Politik sich dreist jedem continentalen Metternich an die Seite stellen können, so achten sie doch die ebengenannten Freiheiten, wenn nicht um ihrer selbst willen, doch zum mindesten als sehr probate Sicherheitsventile, und darin liegt denn auch eine Staatsweisheit. So wird nun auch folgende Caricatur verständlich, an die ich mich eben erinnere. Ein Witzblatt stellt den Führer der Tories, Lord Derby, dar, mit einem Hute auf dem Kopfe, um den ein breites Band geschlungen, das die Umschrift trägt: „Reform", während ein Arbeiter, benannt Mr. Radical, ihm gegenüber eine Boxerstellung einnimmt; er ruft: „Herunter mit meinem Hut!" Derby aber antwortet ganz phlegmatisch: „Der Hut paßt auch mir und ist so gut mein als dein!"

Freilich hindert diese Sicherheit persönlicher Freiheit nicht, daß es mit

der humanen Bildung hier zum Theil immer noch sehr traurig aussieht. Schon öfters war ich in der Lage, Ihnen an einzelnen Beispielen, wie der Tag sie bringt, zu zeigen, wie roh die Massen hier noch immer sind und wie sehr es ihnen namentlich in religiösen Dingen an jener Duldsamkeit und jenem Respect vor der Ueberzeugung anderer fehlt, die bei uns in Deutschland mehr und mehr zum Gemeingut aller geworden ist, und es gewiß auch bleiben wird, trotz aller Wühlereien unserer Pfaffen und Pfaffenfreunde. Ein neues Beispiel dieser Art macht soeben die Runde durch die Zeitungen; ich theile Ihnen das nackte Factum mit und überlasse es Ihren Lesern, sich den Commentar selbst zu machen. In dem Dorfe Woodston starb der kleine Sohn eines angesehenen Farmers, und die Familie, obwol zur sogenannten Independentengemeinde gehörig, wünschte das Kind auf dem einzigen, aber anglikanischen Kirchhofe des Dorfs zu beerdigen. Der Prediger ihrer Sekte, Murray, begab sich zu dem Pfarrherrn Ellaby und machte ihm bekannt, daß der Vater als ein stricter Independent oder Nonconformist Scrupel gegen gewisse Passagen des üblichen Begräbnißritus habe. Ellaby hatte zur Zeit nichts gegen eine solche Ausnahme einzuwenden und ging sogar selbst mit Murray, um eine Grabstelle auszusuchen. Später jedoch, als das Trauergefolge anlangte und Murray die bei seiner Gemeinde übliche kurze Leichenrede las, erhielt er die Botschaft, die Leiche nach der Kirche schaffen zu lassen. Inzwischen war alles schon beendet bis auf das Einsenken der kleinen Leiche in die Gruft, und die Freunde der Familie schickten diese Erklärung an Ellaby ab. Derselbe erschien nach der Einsenkung persönlich in größter Aufregung und verbot das Begräbniß in den brutalsten Ausdrücken. Dann folgte die nachbeschriebene Scene, wie sie in übereinstimmenden Rapporten geschildert wird: „Murray trat auf eine Seite der noch unverschütteten Gruft und sprach: «Sie wissen, Sir, daß wir das Privilegium stillschweigender Bestattung haben!» «Ich kümmere mich nicht um Ihre Privilegien!» entgegnete Ellaby von der andern Seite des Grabes, «ich werde Sie beim Kirchenrath verklagen!» Damit verließ er den Gottesacker, dem Todtengräber den Befehl gebend, das Grab zu vertheidigen. Währenddessen standen die Trauerleute in tiefer Betrübniß, ganz bestürzt und verwirrt. Endlich trat der Vater vor und sagte: «Will niemand das Grab meines Kindes füllen, so will ich es selber thun!» Damit ergriff er einen Spaten zu diesem Zweck, aber der staatskirchliche Todtengräber rang mit dem Vater und entriß ihm endlich das Werkzeug mit Gewalt. Schließlich verließen alle die Stätte und die Leiche des Kindes mußte unbeerdigt bleiben."

Notizen.

Aus Petersburg wird das vom 23. November daselbst erfolgte Ableben des bekannten und verdienten Astronomen Staatsrath Friedrich Georg Wilhelm von Struve gemeldet. Derselbe ward 1793 zu Altona von bürgerlichen Aeltern geboren, studirte 1808—11 auf der Universität zu Dorpat, und zwar anfangs Philologie, ging jedoch bald darauf zur Astronomie über, worauf er 1813 zum Observator, 1817 aber zum Director der dortigen Sternwarte ernannt ward. Erst 1839 vertauschte er diese Stellung mit der Direction des berühmten astronomischen Instituts zu Pultawa, bekanntlich sowol in Betreff der Instrumente als der Leistungen eins der großartigsten, die überhaupt existiren. Auch diese Stellung bekleidete er fast volle zwanzig Jahre, bis eine schwere Krankheit, welche ihn 1858 befiel, ihn nöthigte, von derselben zurückzutreten und sich minder anstrengenden und aufreibenden Arbeiten zu widmen. Struve hat sich namentlich um die Beobachtung und Messung der Doppelsterne sowie um die Geodäsie bedeutende und dauernde Verdienste erworben; auch seine schriftstellerischen Leistungen, unter denen sich besonders die „Observationes Dorpatenses" (8 Bde., 1817—39) sowie die „Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen" (2 Bde., 1831) die allgemeinste Anerkennung erwarben, bewegen sich hauptsächlich auf diesen beiden Gebieten. Der deutschen Heimat bewahrte der Verstorbene jederzeit eine rege Theilnahme, wie er denn überhaupt, persönlich ein Mann von wohlwollendstem Charakter und liebenswürdigen, geselligen Manieren, sowol durch Reisen als durch eine ausgebreitete Correspondenz mit den Gelehrten des In- und Auslandes in lebhaftem Verkehr stand.

Wie uns aus Nienburg an der Weser gemeldet wird, befindet Dr. H. A. Oppermann daselbst, der Geschichtschreiber des „Hannoverischen Verfassungskampfes", sich im Besitz einer Anzahl noch ungedruckter Briefe aus dem Nachlaß jenes Justus Erich Bollmann, von dem Varnhagen von Ense im ersten Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" ein so interessantes Bild entworfen hat; Bollmann war, wie Varnhagen ihn schildert, ein höchst bedeutender Kopf von seltenem politischen Scharfblick und unerschütterlicher Charakterstärke; besonders bekannt machte er sich zuerst durch seine Theilnahme an dem verunglückten Fluchtversuch Lafayette's aus der österreichischen Gefangenschaft zu Olmütz; die in Rede stehenden Briefe sind von Bollmann an seinen Vater geschrieben und fallen zum größern Theil in die Jahre 1791—96 und sind aus Paris, London, Berlin, Breslau, Neuyork, Philadelphia datirt; ein Theil stammt auch aus Wien aus der Zeit des dortigen Congresses. Außerdem existirt noch in Nordamerika eine bedeutende Sammlung an Bollmann gerichteter Briefe, die von ausgezeichneten Zeitgenossen, wie Frau von Staël, Narbonne, Lafayette, Lally-Tollendal, Goethe, Gentz, Adam Müller, Huber, Graf Stadion ꝛc., herstammen. Auch diese letztere Sammlung hat Dr. Oppermann Aussicht, in seinen Besitz zu bringen, und beabsichtigt er dann aus beiden eine Auswahl zu veranstalten, die ohne Zweifel als eine wesentliche Bereicherung unserer Memoirenliteratur zu betrachten sein wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 2.** 12. Januar 1865.

Lieder der Nacht.

Von

Robert Prutz.

1. Nacht.

O Nacht mit deinen feuchten Schwingen,
Von Segen triefend wie von Thau,
Mit deinem leisen fernen Klingen,
Mit deinem Athem mild und lau:
O Nacht, mein Herz ist voller Trauer
Und meine Seele weint vor Schmerz,
O senke deine heil'gen Schauer
Als Balsam in mein wundes Herz!

Es geht ein Flüstern in den Zweigen,
Als wie von liebem Mund ein Hauch:
Ja wie sich deine Schatten neigen,
So schwanden meine Freuden auch.
Von wie viel Knospen, wie viel Rosen
War meine Stirne einst umlaubt!
Nun bohrt den Dorn, den mitleidlosen,
Der Kummer in mein alternd Haupt.

So laß, o Nacht, von dir mich lernen:
Einsam, nicht ohne Trost zu sein,
Es bricht aus deinen dunkeln Fernen
Wie Strahl der Hoffnung auf mich ein.
Gleich wie dein Mond in ew'gen Bahnen
Hinwandelt durch die stille Welt,
So soll'n auch nie die Menschen ahnen,
Was meine Seele zieht und hält.

Wol wirft die Habsucht ihre Netze,
Wol mag die Eitelkeit sich blähn:
Das sind der Seele tiefste Schätze,
Die nie ein Auge hat gesehn.
Und lernst du nicht den Muth gewinnen,
Der Nacht, der dreimal heil'gen, gleich,
Dich in dich selber einzuspinnen,
So bist du nie an Freuden reich!

Indeß, wer weiß, nach wenig Tagen,
Es ist ja so der Lauf der Welt,
Wird man in eine Nacht mich tragen,
Die keine Sonne mehr erhellt.
Dann breite du die feuchten Schwingen
Versöhnend über meine Gruft,
Und eine Nachtigall soll singen
Von Morgentraum und Blütenduft!

2. Herbst.

Wer zählt die Blätter, welche fallen,
Sobald des Herbstes Stürme wehn?
Wer weiß auch von den Thränen allen,
Die niedertropfen ungesehn?

Und doch die Bäume grünen wieder,
Naht kaum die erste Lerche sich;
O Seele, breite dein Gefieder,
Es weckt ein Lenz auch dich, auch dich!

3. Rose im Herbst.

Mitten hat in Sturm und Regen
Eine Rose sich erschlossen;
Lern' das Beispiel recht erwägen,
Herz, und treibe neue Sprossen!

Laß die welken Blätter fallen,
Neuer Lenz bringt neue Triebe,
Aber Eines merk' vor allen:
Daß du jung bleibst, Herz, o liebe!

4. Mondnacht.

Mond mit deinem Silberglanze,
Wandelnd deine ew'ge Bahn
In der Sterne lichtem Kranze,
Mond, du hast mir's angethan!
Seit dein Zauber mich umsponnen
In der stillen Dämmerzeit,
Fühl' ich längstverrauschte Wonnen,
Fühl' ich längstverklung'nes Leid.

Grüß' euch Gott, ihr lieben Schatten,
Die ihr wandelt durch die Nacht,
Ueber herbstlich öde Matten,
Durch den Nebel still und sacht!
Eure düstern Angesichter
Hat die Freude einst erhellt —
Und nun seine bleichen Lichter
Wirft der Mond auf Flur und Feld.

Ja, auch ihr in alten Tagen
Habt gelitten und gestrebt,
Glück und Noth habt ihr getragen,
Lieb' und Haß hat euch durchbebt:
Doch von all den heißen Trieben,
Doch von all der Lust und Qual
Ist, ihr Schatten, nichts geblieben
Als ein Hauch im Mondenstrahl.

Und so schwindet, traumbefangen,
Alles Ird'sche klein und groß;
Willst du Ewiges erlangen,
Mach dich von der Erde los!
In der Sterne ew'gem Kranze,
Wandelnd deine lichte Bahn,
Mond mit deinem Silberglanze,
Mond, du hast mir's angethan!

5. Nebel.

Nebelwolken, welche sich
Ueber Thal und Hügel breiten;
Kummerwolken, welche mich
Durch des Lebens Nacht begleiten.

Endlich naht die Sonne doch,
Die den Nebel selbst verschönet,
Und es lebt die Liebe noch,
Die mein dunkles Dasein krönet.

6. Widerruf.

Nein, die Nacht ist nicht zum Schmollen,
Nicht zur Einsamkeit gemacht:
Daß wir lieben und küssen sollen,
Dazu bist du, heil'ge Nacht!

Wie aus braunen Dämmerungen
Leuchtend Stern an Stern entbrennt
Also hält sich bei Nacht umschlungen
Liebe, die der Tag getrennt.

Was kein Mund hat ausgesprochen,
Keine Weisheit hat erdacht,
Das mit seligem Herzenspochen
Sagt die Liebe sich bei Nacht.

Laß, o Nacht, denn deine Lichter,
Laß sie flammen, laß sie sprühn,
Doch dem Liebenden soll, dem Dichter
Deiner Sterne schönster glühn!

Ein deutsches Lesebuch an österreichischen Schulen.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Von Heinrich Bone. (Köln, DuMont-Schauberg.)

Jedermann weiß, daß nach der blutigen Niederwerfung der Reformation in Oesterreich der Antheil, den dieser große Staat am Geistesleben der deutschen Nation nimmt, so gering geworden ist, daß er kaum noch eine Erwähnung verdient. Auch später, noch unter Metternich, suchte man die Grenzen Oesterreichs gegen die Strömung deutschen Geistes möglichst abzusperren. Aber vergeblich; die Stürme des Jahres achtundvierzig ließen sich durch keinen Metternich'schen Cordon abhalten, und sie allein sind es auch, denen wir den Umschwung zu verdanken haben, der seitdem erfolgt ist. Infolge desselben Umschwungs wurde auch der deutsche Unterricht an den Gymnasien in größerm Umfang eingeführt, und so groß war dieser Fortschritt und so fühlbar der Nutzen, den er brachte, daß selbst die Reaction trotz des Fanatismus, mit dem sie bald darauf die Saat jenes verhängnißvollen Jahres wieder zu vernichten suchte, nicht gewagt hat ihn zu beseitigen. Man begnügte sich, ihn wenigstens unschädlich zu machen; das waren die schönen Zeiten, wo man Goethe einen „Saumagen" schelten durfte und wo Hr. von Häufler, derselbe Hr. von Häufler, der soeben erst, um sich selbst vorwärts zu bringen, mit dem Fortschritt geliebäugelt hatte, ein Lesebuch verfaßte, das den Schülern schlechte Uebersetzungen von Kirchenvätern bot, um

daraus deutsche Bildung zu lernen! Freilich ist Hr. von Häusler, soviel wir wissen, Tiroler, und bei dem Flor, in welchem die Glaubenseinheit neuerdings wieder in Tirol steht, darf man sich allerdings nicht wundern, wenn solcher Boden solche Früchte bringt. Ist doch selbst die neue Aera des Hrn. von Schmerling, in der wir nun seit bald fünf Jahren leben, nicht im Stande gewesen, das Unkraut völlig auszurotten; trotz des eigenen Unterrichtsrathes, der von Hrn. von Schmerling eingesetzt ward, ist nicht nur gar manches beim Alten geblieben, sondern es ist sogar noch mancher neue Unfug hinzugekommen. Zum Theil erklärt sich dies allerdings durch die Größe der Aufgabe und den Drang der Verhältnisse, die beim besten Willen nicht immer gestatten, alle Einzelheiten so scharf im Auge zu behalten, wie es zum Wohl des Ganzen wünschenswerth wäre. Allein nur um so nöthiger ist es und um so mehr hat die Presse, diese Wächterin der Oeffentlichkeit, die Verpflichtung, derartige Uebelstände zur Sprache zu bringen, so geringfügig sie zum Theil auch scheinen mögen. Denn wenn schon der Fortschritt im allgemeinen weniger davon abhängt, daß liberale Principien im ganzen und großen ausgesprochen, als vielmehr davon, daß sie im kleinen durchgeführt und verwirklicht werden, so ist dies unter Zuständen, wie sie in Oesterreich augenblicklich herrschen, doppelt der Fall; die Phrase dominirt hier eben hinlänglich, um auch den Thatsachen ihr Recht zu verschaffen, so unerfreulich dieselben zum Theil auch sein mögen.

Und so wird es verstattet sein, hier auf das in der Ueberschrift genannte „Deutsche Lesebuch für höhere Lehranstalten“ von Heinrich Bone aufmerksam zu machen. Wer ist Hr. Bone? Außerhalb Oesterreich wird darauf vermuthlich niemand zu antworten wissen, aber auch innerhalb der österreichischen Grenzen dürfte es nur ein kleines Häuflein Auserwählter sein, das sich rühmen darf, den Autor des „Deutschen Lesebuch“ zu kennen. Hr. Heinrich Bone ist Dichter — oder wenn das zu viel gesagt ist, so hat er wenigstens Gedichte geschrieben, darunter namentlich ein Bändchen Sonette, in welchen er in vorsündflutlichen Reimen das Verderben unserer Zeit anplärrt und das Mittelalter verherrlicht. Es ließe sich aus diesen Sonetten eine gar ergötzliche Blumenlese unfreiwilliger Komik zusammenstellen; da jedoch die unsaubern Gewässer der ultramontanen Literatur sich jetzt überall hin ergießen, so verzichten wir darauf, um so mehr, als Hr. Bone bei Licht besehen nicht mehr ist als jeder andere schwarze Heuler.

Auch sein „Deutsches Lesebuch“, das uns der Zufall kürzlich in die Hand führte, würden wir hier unerwähnt lassen, wenn es nicht als Lesebuch an österreichischen Schulen, sogar an Staatsgymnasien eingeführt wäre und wenn es uns somit nicht als Exempel dienen könnte für das Maß von Bildung und Humanität, das selbst noch unter den

Auspicien des Hrn. von Schmerling an österreichischen Lehranstalten erlaubt und möglich ist. Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste, für die untern Schulen bestimmt, ist verhältnißmäßig der harmloseste. Allerdings macht es sich etwas sonderbar, daß Hr. Bone neben Versen von Goethe und Schiller seine eigenen unvergleichlichen Gedichte darin aufgenommen hat: doch kennt man ja die Eitelkeit der Poeten und so wollen wir ihm dieses Merkmal von Selbstüberschätzung nicht härter anrechnen, als es verdient. Anders dagegen verhält es sich mit dem zweiten für das Obergymnasium bestimmten Theil. Zwar gegen die Auswahl der Lesestücke läßt sich im ganzen ebenfalls nur wenig einwenden, namentlich können wir es bei einem Buch, das für katholische Schulen bestimmt ist, nur billigen, daß Dichter wie Stolberg, Schlegel, Pyrker, Novalis, Diepenbrock, Sailer, Görres nicht übergangen wurden. Wahrhaft entrüstet jedoch fühlt man sich, wenn man die Art und Weise sieht, wie Hr. Bone, derselbe Hr. Bone, der als Schriftsteller selbst gar nichts auch nur halbwegs Erträgliches geleistet hat, in den beigefügten Erläuterungen sich unterfängt, die anerkanntesten Zierden unserer Literatur, die ersten und glänzendsten Geister unsers Volks, den eigentlichen Stolz des deutschen Namens zu behandeln. Doch nein, wir wollen gerechter sein, als Hr. Bone gewesen ist, wir wollen nicht blos über ihn referiren, sondern er selbst soll das Wort ergreifen; freilich wird das Urtheil, das der Leser sich aus diesen eigenen Worten des Autors bildet, dann nur mit um so vernichtenderer Schwere auf das Haupt des letztern zurückfallen.

Ueber Lessing äußert Hr. Bone sich wörtlich: „Die Form von Lessing's Kritik neigt gar zu oft zu jener kalten Herzlosigkeit, die mit dem Werk zugleich den Verfasser zerschneidet und den Fehlenden oder Andersmeinenden sofort als einen Verstandslosen bezeichnet; namentlich ist vorzugsweise aus ihm jene ebenso selbstgefällige und absprechende als breite und inhaltlose Polemik hervorgegangen, welche in Form der Analyse den Gegner so gern auf Logik und Schulbank zurückweist. Sein vielgepriesener Spruch: «Lieber Forschung als Besitz der Wahrheit!» zeigt allerdings einen kräftig thätigen Geist, enthält aber ebenso viel Armseligkeit und stolzen Unsinn — das vielgepriesene Stück «Nathan der Weise» hat sein Entstehen und seinen selbst von poetischer Seite emporgeschraubten Ruf lediglich dem darin vertretenen Rationalismus, religiösen Indifferentismus und glaubenslosen Tolerantismus" (man beachte diese Worte und den Klimax, zu dem sie sich emporgipfeln; o in der That, Hr. Bone versteht sein Handwerk) „im Gegensatz zur positiven Religion zu verdanken, und doch sind die Vertreter dieser Idee: der mit Gott und der Welt grollende Tempelherr, der bis zur Lächerlichkeit kraftlose Saladin, welcher sich füglich nur mit Mütze und

Schlafrock denken läßt, die nach Belieben in Entzücken und Ohnmacht fallende Recha, sowie endlich die Hauptperson, der selbstgefällige Nathan, dessen Weisheit am Ende nur darin wurzelt, daß er sagen kann: «Wenn's Haus verbrannt wäre, so hätte ich ein neueres, schöneres gebaut» — alle diese Vertreter sind nicht eben einladend, ihrer Toleranz sich anzuvertrauen, indem man deutlich genug merkt, wie leicht sie ins Gegentheil umschlagen könnte oder wie verächtlich wenig man bei ihnen gelten würde, wenn man etwa wirklichen Glauben mitbrächte" (Hr. Bone scheint zu ahnen, daß ihn Lessing etwa wie Götze taxirt und danach behandelt hätte), „der dann doch mindestens auch Toleranz verdient. Von poetischer Seite fehlte dem Stück alle dramatische Entfaltung und Concentrirung, die Personen sind am Ende, was sie am Anfang waren, haben nur zufällig ein sauberes Geschichtchen enthüllt und für den Augenblick eine voraussichtlich unhaltbare Freundschaft geschlossen; eigentliche dramatische Bewegung ist noch am meisten in Daja. Das einzelne in Sprache und Motivirung macht das Stück besonders geeignet zur Nachweisung der Unpoesie. Als ein Beweis für Armuth und Manier des Dialogs mag hier angeführt werden, daß dies Stück über tausend Fragezeichen und wol noch mehr Ausrufungszeichen enthält; die Worte, die der eine spricht, wiederholt der andere in Fragen, z. B. «Recha war bei einem Haar mit verbrannt.» — «Verbrannt, wer? meine Recha?» «Sie verbrannte bei einem Haar!» Von poetischer Sprache kann gar keine Rede sein."

Und wohlgemerkt: dies wird über einen Mann wie Lessing vor Schülern geäußert, also von der heranwachsenden Jugend, deren schönste Bestimmung im Gegentheil mit darin besteht, sich für alles Große und Edle zu begeistern und namentlich den Schätzen unserer classischen Literatur ein reines und empfängliches Herz entgegenzubringen! Aber freilich, in der dicken Lebensluft des Ultramontanismus muß alles verderben und verkommen, also auch jene schöne, neidlose Empfänglichkeit, welche die Natur selbst der Jugend ins Herz gepflanzt hat, die sich für die großen Männer unserer Literatur doch wol eher begeistern soll, als sie die Elle eines blödsinnigen Ultramontanismus an dieselben anzulegen wagt.

In Betreff Goethe's findet Hr. Bone, daß „in seiner Poesie durchgehends die Verwickelungen und Katastrophen von der Art seien, daß das Christenthum, daß die Kirche immer herantreten und sagen kann: «Wärest du mir gefolgt, so wäre dieses Leid nicht in und über dich gekommen, aber auch jetzt noch komme zu mir, ich habe Balsam und rettende Macht.»" Der größte Theil von Goethe's Werken ist durchaus keine Lektüre für die Jugend, ein Mangel freilich, der nicht einmal den großen Dichtern des Heidenthums anklebt. Warum sind dieselben denn

doch von den Jesuiten in usum Delphini castrirt worden? Und dann zum Schluß das in diesem Zusammenhang und aus diesem Munde doppelt beleidigende Compliment: „Der letzte Grund davon liegt in dem Mangel an positiver Religion. Ja Goethe's Poesie ist wie alle wahre Poesie und wie Natur und Leben ein indirectes aber glorreiches Zeugniß für die Kirche."

Wer kennt nicht Schiller's schönes Epigramm:

Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion!

Zwar in ein für Gymnasiasten bestimmtes Lesebuch scheint uns dasselbe bei alledem nicht zu passen, in der That jedoch hat Hr. Bone es auch nur aufgenommen, um in einer Note mit einem kräftigen Guß allen Stank und Schmuz des Ultramontanismus darüber auszuschütten; man höre: „Also alle die großen Träger des Alten und Neuen Testaments, alle die Lehrer und Bekenner des Christenthums, welche für die alleinige Wahrheit dieser Religion Gut und Blut einzusetzen bereit gewesen sind, ja alles, was jemals den Christennamen ohne Lug und Trug geführt hat, alle die haben — nun ja! eben Schiller's religion-leugnende Religion nicht. Und wer aber mit Schiller's Religion einige Verwandtschaft in sich fühlt, mußte doch auch den Trieb empfinden, abermals aus Religion die Schiller-Religion zu bekennen und so dann weiter. Ohne Zweifel hat Schiller es so scharf nicht gemeint, und nur zu sehr dem bloßen Wortspiel nachgegeben; als positiver Gehalt liegt das sittlich Unreligiöse zu Grunde, was die verkehrte Welt aus der Religion macht. Dabei aber bleibt das Distichon immerhin ein Spiegelbild jener rationalistischen Zeit und es hat nur darum hier eine Stelle gefunden, weil sogenannte Freigeister in dünkelhafter Beschränktheit sich dasselbe so gern zu ihrer Handhabe nehmen."

Und solche Speise wird der deutschen Jugend in Oesterreich vorgesetzt! Dies sind die Gesichtspunkte, von denen aus man sie unsere größten Dichter auffassen, dies ist der Maßstab, nach dem man sie dieselben beurtheilen lehrt! Und das alles geschieht noch heute, im fünften Jahr unserer constitutionellen Aera, unter den schirmenden Fittichen des sehr aufgeklärten und sehr freisinnigen Hrn. von Schmerling! Denn daß ein Mensch von den geistigen Qualitäten des Hrn. Bone sich in dieser Weise gehen läßt, daran ist zuletzt nichts zu verwundern; hat doch, wie schon Goethe erinnerte, selbst der Walfisch seine Laus, was wollten wir uns denn groß ärgern über dies Ungeziefer, das unsern classischen Dichtern nachkriecht und sich in die Falten ihres Mantels hängt, freilich ohne sie selbst jemals zu erreichen? Daß aber ein Buch wie dies Bone'sche in Oesterreich an öffentlichen Schulen gebraucht werden darf, daß die Männer, die an der Spitze des österreichischen

Unterrichtswesens stehen, entweder blind oder unempfindlich sind gegen die Schmach, die dem österreichischen Namen dadurch angethan wird — das ist das eigentlich Niederschlagende, das wahrhaft Kränkende bei der Sache und deshalb allein ist es auch geschehen, daß wir dieselbe hier öffentlich zur Sprache gebracht haben; möchte unsere Stimme nicht ganz ungehört verhallen!

Schloß Chambord.

Ein Reisebild aus Frankreich.

Von

Hermann Semmig.

II.

Welche Stellung nimmt nun Chambord in der Geschichte der Kunst ein? Das alte Schloß wurde von Franz I. neu erbaut, die Arbeiten begannen 1526 nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Madrid. In culturgeschichtlicher Hinsicht ist das Schloß nichts anderes als eine unfruchtbare Schöpfung absolutistischer Laune; zu nichts brauchbar, für ewige Zeiten verloren, ist es bei aller vollständigen Erhaltung, sozusagen bei lebendigem Leibe, eine Ruine, bewohnt von Gespenstern der Erinnerung. Was kann man aus solchen Labyrinthen machen? Entspricht selbst Versailles als Museum den Kosten seiner Erbauung? Keineswegs. Diese ungeheuern Bauten hatten Leben nur damals, als sie dem verschwenderischen Hofe der alten Monarchie zum Aufenthalt dienten. Um Franz' I. Wohnung tummelten sich fortwährend 6000 Pferde, selten weniger, zuweilen 18000. Und weil er meinte, daß ein Königshof ohne Damen wie ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Rosen sei, so rief er zu seinen glänzenden Festen die schönen Edeldamen herbei, die während des Mittelalters in ihren Ritterburgen unbeachtet von königlichen Blicken geblieben waren.

„Anfangs hatte das gute Wirkungen", sagt der Historiker Mézeray, „dies liebenswürdige Geschlecht führte seine gefälligen Sitten am Hofe ein; aber bald verdarben die Sitten, Weiberlaune vertheilte Würden und Aemter." Nun, wir wissen es ja, der Hof der Könige von Frankreich ward ein Harem und zuletzt regierte über König und Staat eine Dubarri....

Betrachten wir aber das Schloß Chambord in künstlerischer Beziehung, so ist es eine der schönsten architektonischen Zierden Frankreichs und zwar eine Perle der einheimischen nationalen Kunst. Karl V., der es noch unvollendet, ohne die Seitenflügel sah, betrachtete es als „einen

Inbegriff (abrégé) dessen, was menschlicher Kunstfleiß vermag". Der venetianische Gesandte Jerome Lippomano, der doch die Wunderbauten der Dogenstadt gesehen hatte, schrieb 1577: „Ich habe in meinem Leben viele prächtige Gebäude gesehen, nie ein schöneres noch reicheres. Inmitten des Parks erhebt sich das Schloß mit seinen vergoldeten Zinnen, seinen bleigedeckten Flügeln, seinen Pavillons, Terrassen und Galerien, gleich der Wohnung Morgana's oder Alcineus, so wie sie unsere Dichter schildern. Wir verließen es voll Erstaunen und Bewunderung, ja voll Verwirrung." (Partiti di questo luogo, ognuno pieno di meraviglia e di stupore, anzi di confusione.) So könnte ich noch fort und fort citiren: denn wer es sah und schilderte, kann nicht Worte genug finden, um seine Bewunderung auszudrücken. Nur eine deutsche Stimme will ich noch anführen, es ist die des Fürsten Pückler-Muskau: „Man wird nicht müde, diesen Zauberpalast zu durchwandeln, der uns unaufhörlich mit einem neuen Anblick überrascht." Doch man lese die Stelle selbst in seinem Reisetagebuch, da ich sie hier nur aus einer französischen Uebersetzung zurückübersetzen müßte.

Und dieser Zauberpalast ist ein Werk der einheimischen Kunst, mitten im Aufschwung der Renaissance aus nationaler Entwickelung hervorgegangen, von einem Franzosen geschaffen. So steht er da wie ein Protest des Nationalgeistes, der seine Selbständigkeit gegen den fürstlichen Despotismus wahren will, dessen Lüsten er doch fröhnen muß; ein pikanter Widerspruch der Epoche, seinem Zweck nach ein Palast launenhafter königlicher Ueppigkeit, seiner künstlerischen Erscheinung nach eine herrliche Blüte des Aufschwungs der nationalen Kunst, die unbeirrt von den fremden Einflüssen schafft, welche der Herr des Landes begünstigt, und ihm mit ruhiger Würde zeigt, was heimische Kraft vermag. Der Historiker Duruy drückt sich so über diese Epoche aus: „Frankreich verdankt nicht alles Franz I., wie Benvenuto Cellini behauptet hat. Eine eigene französische Kunst bildete sich, die aus der Vergangenheit alles bewahrte, was sich so trefflich für unser Klima eignet, die hohen Giebel, die Verzierungen des Gipfels, welche sich nicht für Gebäude mit plattem Dach eignen, die geschmackvoll an den Ecken hängenden Thürmchen" u. s. w. Diese Schilderung paßt vortrefflich auf Chambord. Trotz seines echt nationalen Charakters aber hat das Schloß lange Zeit für das Werk eines Italieners gegolten. Man hat es dem Primaticcio zugeschrieben, der aber erst 1531, also fünf Jahre nach Beginn des Baues, nach Frankreich kam; andere hielten Vignola für den Architekten, dieser kam aber noch später (1540) nach Frankreich; noch andere riethen auf den sogenannten Maître Roux, der nur ein Jahr vor dem Primaticcio ankam. Die Ruhmredigkeit der Italiener würde übrigens nicht vergessen haben, dieses Werk in das Verzeichniß

ihrer Bauten einzutragen. „Gerade die Dunkelheit, die den Namen des Architekten umhüllt, ist ein Beweis dafür, daß es ein bescheidener Künstler der Provinz war, dessen Verdienst von den eifersüchtigen fremden Meistern am Hofe mit Stillschweigen übergangen wurde. Daß es aber an fähigen, einheimischen Künstlern nicht fehlte, dafür spricht außer andern Zeugnissen schon der Umstand, daß die italienischen Meister eine Menge Franzosen zu Mitarbeitern hatten“ (de la Saussaye in seiner Beschreibung). Es ist jetzt erwiesen, daß Pierre Nepveu, genannt Trinqueau, aus Blois, den Plan von Chambord gezeichnet und zum größten Theil selbst ausgeführt hat.

Aber treten wir nach dieser Einleitung selbst in den Park ein. Man hat von dem Pavillon de Muides noch anderthalb Stunden bis zum Schlosse; das Land am Eingang ist angebaut. Scheune und Bauerhof hatten ein reinliches Ansehen; ein kleiner Junge hütete Gänse, sonst war niemand auf dem Felde. Nach kurzer Strecke tritt man in den Wald. Alles war einsam, eine halb klösterliche, halb majestätische Stille; nur der Fasan knappte im Gehölz, nur der Vogelgesang stört die Träumereien des Wanderers. Die Wege im Park haben historische Namen: Rue de François I, Rue du Maréchal de Saxe. Jetzt biegen wir um die Ecke und plötzlich steht der Fuß wie angewurzelt; mitten in der Wildniß, in der tiefsten Stille der Einsamkeit, hingezaubert wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht“ überrascht uns der Wunderbau. Ihm gegenüber, auf einem Rasenplatze, steht eine Säule von einem Kreuze überragt; ruhen wir hier aus und betrachten wir das Schloß. Das Flüßchen Cosson, das den ganzen Park von Osten nach Westen durchschneidet, trennt uns davon. Das Gebäude bildet ein Viereck von 156 Meter Länge auf 117 Meter Breite; die Nordseite, die wir vor uns haben, bildet eine imposante Façade, durch vier Thürme (zwei an der Ecke, zwei in der Mitte) in vier ziemlich gleiche Theile getheilt. Bei näherm Anblick aber zerfällt das Ganze in zwei Vierecke. Das in der Mitte hat an jeder Ecke einen runden Thurm mit spitz auslaufendem Dach und besteht wie das Ganze aus zwei Stockwerken (das Erdgeschoß nicht mit inbegriffen); im Mittelpunkt des Vierecks führt eine prachtvolle Wendeltreppe, die sich um eine Doppelschraube windet und also zwei Treppen bildet, auf die Terrasse des Dachs. Diese Treppe, von kühnem Plan, schönen Verhältnissen und reichen Details, ist die größte Merkwürdigkeit des Schlosses, ein Kunstwerk und ein Kunststück zugleich; zwei Personen gehen auf jeder Seite zugleich hinauf, haben sich immer vor Augen und begegnen sich doch nicht. Aber die Treppe hält nicht auf der Terrasse an; sie steigt als einfache Wendeltreppe von 100 Fuß Höhe in Pyramidalform weiter. Diese Pyramide besteht von der Dachterrasse an aus acht Arcaden mit

Säulen und Pilastern von 8 Meter Höhe; auf dieser Colonnade erhebt sich eine andere Ordnung, die mit einer Balustrade geziert ist und aus acht Gegenpfeilern besteht. Diese letztern tragen die durchbrochene Fortsetzung der Treppe bis zu einem Belvedere, das von einem reichverzierten, eleganten Thürmchen überragt wird, auf welchem eine kolossale 2 Meter hohe steinerne Lilie in die Luft ragt.

Dieses innere Viereck bildet den Kern des Schlosses und vielleicht beschränkte sich der ursprüngliche Plan darauf. Aber das Werk wuchs dem Künstler unter der Hand. Er umschloß das erste Viereck mit einem zweiten, doch so, daß die Nordseite von beiden Eine Linie bildet; an der Ost- und Westseite brechen die Gebäude des äußern Vierecks in der Hälfte ab, der Rest ist von einer niedrigen Terrasse umgeben. Von der Südseite ist daher der Anblick großartiger, indem man hier das innere Viereck in den Hof vorschreiten sieht. Das östliche Drittel der Nordseite ist noch unter Franz I. erbaut worden; die Verzierungen tragen noch das F und den Salamander, den er in sein Wappen genommen hatte. In der Ecke des Thurms und der Façade springt ein Vorbau etwas störend vor; es war der Lieblingsaufenthalt Franz' I., in schönen Sommernächten plauderte er hier auf der Terrasse mit den Damen und Edelleuten, welche la petite bande de la cour bildeten. Hier, in seinem Arbeitszimmer, soll er in seinem frühen Alter in einem Anfall von Schwermuth mit dem Diamant seines Ringes die bekannten Verse:

Souvent femme varie,
Mal habil qui s'y fie!

in eine Fensterscheibe gekritzelt haben; einer andern Sage nach hat Ludwig XIV., als er in Fräulein Lavallière verliebt war, die Scheibe zerschlagen. Wie Brantôme aber erzählt, so beschränken sich die zwei Verse auf drei Worte: „Toute femme varie", die Franz neben ein Fenster schrieb. Das westliche Drittel der Nordseite wurde unter Heinrich II. vollendet; unter den Verzierungen sieht man noch das H und den Halbmond, den er zu seiner Devise mit dem Spruch: „Donec totum impleat orbem", gewählt hatte. Vielleicht war er auch eine Anspielung auf den Namen seiner Geliebten, der schönen Diana; aber deutlich und offen wie anderswo ist hier der königliche Namenszug nicht mit dem Dianens verschlungen. Der Thurm dieses Drittels, der deshalb ein Kreuz trägt, enthält die trefflich erhaltene Kapelle mit wundervoller Wölbung; noch wird hier jeden Sonntag die Messe gelesen. Dieser Theil des Schlosses ist am wenigsten verziert.

Der Plan des Ganzen erinnert noch an die frühern Jahrhunderte, an die Burgen der Lehnsherrschaft; eine Ringmauer mit Thürmen umschloß ein festeres, ebenfalls mit Thürmen versehenes Gebäude, Donjon

genannt. Man hat auch letztern Namen auf das innere Viertel von Chambord angewendet. Was jedoch früher ein Plan der Vertheidigung war, war jetzt nur eine hergebrachte Form; die Thürme wurden aus einer Wehr eine Zierde. Dieser Bauplan war aber rein französischen Ursprungs, italienische Künstler hätten ihn gewiß nicht gewählt.

Die Façade hat keine Verzierungen und Arabesken, wie sie von den Italienern damals eingeführt wurden; sie besteht aus zwei Galerien in Arcadenform mit getrennten Pilastern. Wodurch sie unwiderstehlich ergreift, das ist die Einfachheit der Linien, die edle Symmetrie in der Vertheilung bei der gewaltigen Massenhaftigkeit des Ganzen; man bemerkt die letztere erst, wenn man sich in die wunderbare Menge von Galerien und Sälen verirrt, so harmonisch sind die Verhältnisse. Wo aber der Künstler die ganze Fülle seines Genies entfaltet hat, das ist das Dach. Hier steht der Neugierige voll Erstaunen, hier bewundert der gebildete Kenner. Gerade an dem schwierigsten Theile, sagt de la Saussaye, hat die Phantasie des Architekten ihre wichtigsten Schätze offenbart. Die Schornsteine, worüber sich die Baumeister die Köpfe zerbrechen, seitdem die entartete Kunst widerliche Röhren daraus gemacht, sind hier zu Denkmälern geworden, die mit unendlichem Geschmack gruppirt sind. Das Gebäude gewinnt dadurch einen Charakter von Größe und Originalität, zu dem nirgends ein Vorbild war.

Vielleicht nöthigte den Architekten das Terrain dazu. Das Schloß liegt etwas in der Tiefe; damit es von der Ferne aus künstlerische Wirkung machen konnte, mußte der obere Theil reicher behandelt werden. Chateaubriand, vor dessen phantastischer Schilderung ich übrigens warne, hat auch die natürliche und doch auffallende Beobachtung gemacht, daß das Schloß, je näher man kommt, immer höher steigt, während andere hochgelegene Gebäude im Gegentheil einzusinken scheinen.

Der äußere Anblick versetzt uns noch lebhaft in das Zeitalter Franz' I.; die Steine schimmern noch immer so weiß wie damals, die daraufgenagelten Schieferplatten (der Krieg hinderte die Zufuhr von schwarzem Marmor aus Italien) heben sich noch immer mit der alten Frische davon ab. Aber wenn wir eintreten, finden wir alles leer. Das Schloß zählt außer einer Menge kleiner Treppen von Etage zu Etage dreizehn große Treppen und vierhundertundvierzig Gemächer, jedes mit geschmackvollem Kamin versehen und sonst reich mit Tapeten, Möbeln und Gemälden geschmückt (darunter die Porträts der gelehrten Griechen, die nach der Einnahme von Konstantinopel nach Italien geflohen waren). Die Revolution hat alles vernichtet; es ist hier öde wie im Grabe.

Wie reich an Erlebnissen ist aber das Schloß! Erzählen wir kurz die pikantesten. Achtzehnhundert Arbeiter hatten zwölf Jahre lang von

1526 an an dem Schlosse gearbeitet, als Karl V. es für ein Meisterwerk erklärte (1539); der Baumeister Trinqueau war 1538 gestorben. Die Erinnerung an seine Jugendliebe zur Gräfin von Thoury hatte Franz I. bei der Wahl des Ortes geleitet; in seinem Alter beklagte er in demselben Schlosse die Illusionen seiner Jugend. Seine Schwester Marguerite begleitete ihn hier. Heinrich II. setzte den Bau nach dem Plane seines Vaters fort, ohne ihn vollenden zu können. Wie Franz I. liebte er diesen Aufenthalt; er bestätigte hier am 16. Januar 1552 als „Freund der deutschen Nation“ den geheimen Vertrag, den er das Jahr vorher mit Moritz von Sachsen und andern deutschen Fürsten gegen Kaiser Karl geschlossen hatte und der ihm — pas d'argent, pas de Suisse — Metz, Toul und Verdun einbrachte. Heute, wo Sachsen mit andern Mittelstaaten sich wieder vormächtlicher Gewalt zu erwehren hat, schlägt die augsburger weise Frau dieselbe Politik vor. Natürlich, ohne Mittelstaaten kann Deutschland ja gar nicht bestehen; 's ist doch eine tragische Komödie! Bismarck, ein deutscher Nachdruck von Cavour! So wühlt sich das deutsche Gespenst wie der Maulwurf bis nach Chambord fort und ruft mir zu: Hamlet!

Katharina von Medici kam während der Regentschaft oft nach Chambord; des Abends stieg sie mit Astrologen zur „Lilie“ hinauf, d. h. zum Belvedere des großen Treppenthurmes, um die Sterne zu befragen. Ihren Sohn Karl IX. führte seine Jagdwuth hierher; einmal hetzte er, er allein zu Pferde, ohne Meute, einen Hirsch zu Tode. Unter diesem König wurde die Aufsicht des Schlosses erblichen Gouverneuren anvertraut; unter ihm hörten auch 1571, infolge der Unruhen und der Finanzverlegenheiten, die Arbeiten am Schlosse auf, die bis dahin etwas über zwei Millionen Frs. nach heutigem Werthe gekostet hatten. Das Schloß war damals ungefähr in dem Zustande, in dem wir es noch jetzt sehen. Seine königliche Glanzepoche aber war vorüber. Heinrich III., halb weibischen, halb mystischen Lüsten ergeben, konnte sich in dieser Waldgegend nicht behagen, wo das Echo noch von Roßgetümmel und Jagdlärm widerhallte, er kam selten nach Chambord. Es war auch keine Zeit zu Festen und die liebste Jagd war ihm die Hugenottenjagd. Endlich verkauften die protestantischen Bourbonen ihr Gewissen und es ward Ruhe. Aber der französische Hof, der unter dem zweiten Valois mit Vorliebe im Loirethale residirt hatte, zog nun politischer Rücksichten wegen in die Nähe von Paris. Heinrich IV. zog St.-Germain und Fontainebleau dem Schlosse in der Sologne vor. Sein Sohn indessen, Ludwig XIII., kam noch manchmal hierher; eine drollige Anekdote malt seine Pruderie. Frl. von Hautefort, für die sein Herz in keuscher Zärtlichkeit schlug, hatte einen Brief in ihrer Halskrause versteckt, den Ludwig gern gelesen hätte. Er war jedoch in Liebessachen das Gegentheil seines

Vaters und viel zu schüchtern, mit der Hand den schönen Busen zu berühren. Aber die Neugierde stachelte ihn doch zu sehr — was that er? Er holte eine Feuerzange vom Kamin und zog den Brief behutsam aus der Krause hervor....

Aus Gneisenau's Leben.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau von G. H. Pertz. Erster Band. 1760—1810. Mit einem Kupfer und einer Karte. (Berlin, G. Reimer.)

II.

Der Generalstab des großen Königs, in welchem Gneisenau als fünfundzwanzigjähriger Premierlieutenant „nach siebenjähriger Lehrzeit bei Husaren, Jägern und Linien-Infanterie" zu Anfang 1786 eintrat, bestand damals aus drei Quartiermeistern, sechs Quartiermeister-Lieutenants und einer Anzahl jüngerer Offiziere, welche dem Corps unter der Bezeichnung „Offiziere aus der Suite des Königs" zu ihrer Ausbildung beigegeben waren und aus denen dann das Corps selbst sich ergänzte. Zu diesen „Offizieren aus der Suite des Königs" gehörte also auch Gneisenau, wiewol er mit dem König selbst nur in geringe persönliche Berührung gekommen zu sein scheint. Einen ebenso lebhaften wie tiefen Eindruck dagegen machten die großen Manöver auf ihn, welche der König zu veranstalten pflegte und denen die damalige preußische Armee bekanntlich einen Haupttheil des Ansehens verdankte, in welchem sie bei den übrigen Militärmächten Europas stand. Eine Revue unter Friedrich dem Großen war damals ein Schauspiel, das niemand sich entgehen ließ, der irgend Interesse und Verständniß für militärische Angelegenheiten besaß; viele hundert Meilen weit kamen die Offiziere fremder Armeen herbeigeeilt, um den großen König in der Mitte seiner Regimenter zu sehen und Zeuge zu sein von jener Schnelligkeit des Experimentirens und jener Präcision der Bewegungen, vermöge welcher die preußische Armee damals allgemein als die erste der Welt betrachtet ward. Von der Lebhaftigkeit des Eindrucks, welchen dies vielbewunderte Schauspiel in Gneisenau's jugendlich empfindlicher Seele hervorbrachte, gibt ein Gedicht Zeugniß, das er damals auf ebendiese Manöver verfertigte. Der junge Offizier, der durch seine geistigen Anlagen überhaupt die Mehrzahl seiner Kameraden soweit überragte, war nämlich auch Dichter, freilich kein geschulter, kunstmäßiger Dichter, wie er selbst denn auch nie daran dachte, mit den Erzeugnissen seiner Muse vor die Oeffentlichkeit zu treten. Wol aber war es ihm Bedürfniß und gereichte ihm selbst zur Befriedigung, den Eindruck, welchen gewisse Stimmungen

und Erlebnisse in ihm hinterließen, poetisch zu fixiren: ein charakteristisches Merkmal jenes idealen Zuges, welcher Gneisenau's gesammtes Wesen durchdrang und in dem, wie bei allen wahrhaft ausgezeichneten Männern, seine eigentliche Größe wurzelt. Solcher — wie wir sie vielleicht am besten nennen — versificirten Tagebuchblätter, hat sich eine ziemliche Anzahl erhalten und ist vom Biographen als Beilage I dem vorliegenden Bande beigefügt worden, darunter auch das erwähnte Gedicht, „Das Manöver" überschrieben; wir setzen die Schlußstrophen her, theils um bei dieser Gelegenheit eine Probe von Gneisenau's dichterischen Versuchen überhaupt zu geben, theils um der Schlußwendung willen, aus der sich wenigstens ahnen läßt, mit welchem Selbstgefühl das Bewußtsein, der Armee des großen Königs anzugehören, das Gemüth des jungen Offiziers ergreifen mußte (S. 638):

Zehntausend fallen auf die Knie nieder,
Sobald ihr Ohr der Führer Stimme hört,
Sie folgen ihrem Wink und stehen wieder
Geschwinder als der Blitz vom Himmel fährt.

Geschwinder als die eilenden Gedanken
Das Flügelschnelle Wort erreichen kann,
Erheben sich zehntausend Mann und wanken
Nicht mehr — und stehen wie ein einzger Mann.

Welch prächtig Schauspiel, wenn aus Feuerschlünden
Auf jeden Blitz ein neuer Schlag entsteht,
Daß Erd und Himmel rund umher verschwinden
Und jeder Sinn den Hörenden vergeht.

Soll dies Geschos den Donner überhallen,
Der kaum so schrecklich in den Lüften rollt,
Wenn hohe Tannen splittern — Eichen fallen;
Ists sein Gebrüll das ihr betäuben wollt?

Und doch ist gegen einer Feldschlacht Schrecken
Und gegen jenes tobende Gewühl
Und jene Leichen die die Erde decken.
Selbst dieser große Auftritt nur ein Spiel.

Ihr aber, die ihr fernher zu uns kommt
Zu sehn, was Friedrich's Volk durch ihn vermag,
Sagt, welches unter allen Völkern ahmet
Wol ganz das wunderbare Schauspiel nach?

Die specielle Beaufsichtigung und Heranbildung der „Offiziere aus der Suite des Königs" war den obengenannten Quartiermeister-Lieutenants anvertraut und zwar war Gneisenau persönlich dem damaligen Hauptmann von Rüchel, dem „Liebling des Königs", untergeordnet. Es ist dies derselbe Rüchel, der dann später unter dem Nachfolger des

großen Kurfürsten, sowie besonders während der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's III. eine so hervorragende Rolle spielte, bis die Katastrophe von Jena, die zum Theil durch seine Widersetzlichkeit gegen Hohenlohe herbeigeführt oder doch verschlimmert sein soll, auch sein Gestirn in frühzeitiges Dunkel versenkte. Ueberhaupt wird Rüchel von der Mehrzahl der gleichzeitigen Berichterstatter als ein verschlagener Kopf, intriguant, hochfahrend und parteiisch geschildert. Gegen Gneisenau scheint er nur die lichtern Seiten seines Charakters hervorgekehrt zu haben; „der lebhafte feurige Lehrer" und der „wissenschaftlich und dienstlich gebildete, mit scharfer, gesunder Urtheilskraft ausgerüstete lernbegierige Schüler" traten, wie uns S. 30 versichert wird, „rasch in ein Verhältniß gegenseitiger Achtung und Vertrauens". Rüchel führte den jungen Mann in sein Haus ein und dieser, „der empfangenes Gute nie vergaß", schloß sich dem Lehrer mit einer Dankbarkeit an, die ihn auch noch in spätern Jahren, als er weit über ihn hinausgewachsen war, mit achtungswerther Pietät an dem frühern Verhältniß festhalten ließ.

Neben Rüchel dienten damals in gleicher Eigenschaft noch zwei andere Offiziere, die sich in der Folge, wenn auch freilich auf sehr verschiedene Weise, in weitesten Kreisen bekannt gemacht haben: der Stabskapitän von Phull, derselbe, der sich dann später zur Zeit des Feldzugs von 1812 als Rathgeber Kaiser Alexander's so große Verdienste erwarb, und der nachherige Oberst von Massenbach, ebenso bekannt durch den Einfluß, den er im Feldzug von anno sechs auf seine Umgebung, insbesondere auf Hohenlohe übte, wie durch das Excentrische seiner Ansichten, deren allzu jähen Wechsel er dann nach Jahren, unter sehr veränderten Umständen, auf so tragische Weise zu büßen hatte. Doch scheint Gneisenau zu keinem von beiden in nähere Beziehungen getreten zu sein und nur in Betreff Massenbach's lesen wir S. 31, daß Gneisenau ihm „in seinem Unglück zu helfen gesucht", bis „der verblendete Mann" sich endlich in Lagen brachte, wo keine Hülfe weiter möglich.

Inzwischen sollte, wie wir schon am Schluß unsers vorigen Artikels andeuteten, Gneisenau sich der Auszeichnung, die ihm durch seine Berufung in die Nähe des großen Königs zutheil geworden, nur kurze Zeit erfreuen; im Januar 1786 hatte er seinen Dienst in Potsdam angetreten und schon im August desselben Jahres schied der König aus dem Leben, nachdem Gneisenau bereits einige Wochen zuvor aufgehört hatte, „Offizier aus der Suite des Königs" zu sein. Der Nachfolger des großen Königs übernahm die Armee mit der Absicht einer bedeutenden Aenderung. Schon Friedrich selbst, wie in Vorahnung der Umwälzungen, die sich bald darauf infolge der Revolutionskriege von Frankreich her über das europäische Heerwesen verbreiten sollten, hatte die

Nothwendigkeit eingesehen, die leichten Truppen seines Heeres zu ver-
mehren und dadurch die Beweglichkeit der Armee selbst zu vergrößern.
Zu diesem Ende hatte er bereits 1785, also ein Jahr vor seinem Tode,
drei sogenannte Freiregimenter errichtet, bei denen vorzugsweise fremde
Offiziere, darunter großentheils sehr tüchtige Männer, angestellt wurden.
Sein Nachfolger ging darin noch weiter, indem er die drei Regimenter
in Verbindung mit andern Mannschaften zu zwanzig Füsilier-Bataillonen
erweiterte, welche, in sechs Brigaden vertheilt, nach dem Magdeburgi-
schen, Preußen und Schlesien verlegt wurden. Bei dem ersten dieser
Freiregimenter, dem Regiment Chaumontet, war Gneisenau als jüngster
Premierlieutenant angestellt worden und zwar bereits im Juli 1786,
also noch vor dem Tode des alten Königs. Ueber die Gründe dieses
Dienstwechsels, der ihn schon nach so kurzer Zeit wieder aus einer so
verheißungsreichen Stellung entfernte, ist nichts Näheres bekannt; ver-
muthlich war es auch jetzt wieder die beschränkte pecuniäre Lage des
jungen Offiziers, die ihn nöthigte, die glänzende, aber darum auch kost-
spielige Garnison Potsdam zu verlassen und bei diesen neugebildeten
Truppen einzutreten, wo er überdies auf ein schnelleres Avancement
hoffen durfte. Als sein Regiment dann im nächstfolgenden Jahre, in-
folge der eben erwähnten Vermehrung der leichten Truppen, in die drei
Bataillone der niederschlesischen Füsilierbrigade vertheilt ward, blieb er
bei dem 15. Bataillon von Schurff, dann von Forcade und erhielt sein
Standquartier zu Löwenberg in Schlesien.

In diesem bescheidenen Orte, der denn freilich wenig Gelegenheit zu
kostspieligen Vergnügungen, aber auch nur wenig Mittel zu geistiger An-
regung und Ausbildung gewährte, verweilte Gneisenau volle sechs Jahre
(bis 1793). Es war ein einförmiges Garnisonleben, nur von Zeit zu Zeit
unterbrochen durch die herkömmlichen Uebungsmärsche und Revuen. Für
Gneisenau wurde diese Einförmigkeit noch größer durch die Beschränkt-
heit seiner Mittel, die ihm keine von den Lustbarkeiten verstattete, durch
welche die Kameraden sich die Langeweile des kleinen Ortes zu ver-
treiben suchten. Sein ganzer Gehalt betrug damals monatlich 15 Thlr.
16 gGr.; davon wurden jedoch volle zwei Drittel, nämlich 10 Thlr.
16 gGr., monatlich zur Abtragung früherer Schulden in Abzug gebracht,
sodaß ihm zu seinem Unterhalt nicht mehr als 5 Thlr. monatlich blie-
ben! Da war denn freilich nicht selten Schmalhans Küchenmeister und
der Conditor Berner am Markte in Löwenberg, bei dem Gneisenau im
ersten Stock ein zweifenstriges Zimmer bewohnte, pflegte noch in spä-
tern Zeiten davon zu erzählen, wie der Herr Lieutenant sich nicht selten
die Flasche Bier, die er nachmittags zu trinken liebte, versagen mußte
und wie er dann in solchen Fällen zu Bette ging und für jedermann
unsichtbar war!

Freilich hatte diese dürftige Lage auch ihre guten und wohlthätigen Seiten; durch die Beschränktheit seiner Mittel von den herkömmlichen Vergnügungen der besser gestellten oder leichtsinnigern Kameraden ausgeschlossen, benutzte Gneisenau seine zahlreichen Mußestunden zur Vervollständigung seiner wissenschaftlichen Bildung und zur Erwerbung jener mannichfachen militärischen, historischen und politischen Kenntnisse, die ihm dann später in den einflußreichen Stellungen, auf welche sein Schicksal ihn versetzte, so trefflich zu statten kamen, ja ohne die er diese Stellungen niemals hätte behaupten können. „Er war der einzige im Corps, der den Kameraden den Magister matheseos zu beweisen verstand, und ward deshalb anfangs wol unter ihnen «der Herr Magister» genannt" (also ähnlich wie Scharnhorst von den Größen der potsdamer Wachtparade als „der Herr Professor" verspottet ward).... „Er widmete sich mit lebhaftem Eifer seinem Dienste, strebte mit großer Ausdauer, sich selbst praktisch wie theoretisch weiter auszubilden und gewann bald einen wohlthätigen und dauernden Einfluß auf die bessern Kameraden. War ihr Dienst verrichtet und gingen die andern Offiziere ins Wirthshaus zu Spiel und Trank, so zog er sich in seine Wohnung zurück, verfolgte seine Studien und bereitete sich so für eine höhere kriegerische Bestimmung." (S. 34.)

Doch fehlte es ihm daneben nicht ganz an geselligem Umgang, der zugleich erheiternd und bildend auf ihn einwirkte. Von besonderm Werth war ihm die Freundschaft seines neuen Chefs, des Majors von Forcade, eines vortrefflichen Mannes, dessen Wohlwollen Gneisenau für manche sonstige Unannehmlichkeiten seiner dienstlichen Stellung entschädigte. Auch einem Frhrn. von Hoberg, einem Gutsbesitzer in der Nähe von Löwenberg, war er innig befreundet. Hr. von Hoberg war ein feiner, durch Studium, Kunst und Reisen gebildeter Mann, und besaß eine reiche Büchersammlung, deren Benutzung Gneisenau offen stand, hielt eine eigene Kapelle und bildete nebst seiner gleichgefeierten Gemahlin den Mittelpunkt eines höchst angenehmen geselligen Kreises, dem Gneisenau vielfache Erheiterung und Anregung verdankte und in welchem er selbst sowol durch seine geselligen Eigenschaften, insbesondere durch eine leidenschaftliche Liebe zu Musik und eine sehr schöne Stimme, sowie durch die Zuverlässigkeit seines Charakters und die Vielseitigkeit und Gediegenheit seiner Bildung eine hervorragende Stelle einnahm. Auch gewann er sich die Freundschaft des Freiherrn in solchem Grade, daß derselbe ihn noch auf dem Sterbebett in seinem Testamente bedenken wollte; doch starb er, von Gneisenau innigst betrauert, noch bevor er seinen Entschluß zur Ausführung bringen konnte.

Endlich nach sechs Jahren brachten die großen politischen Begebenheiten, sich gleich Wellen verlaufend, auch in die Eintönigkeit dieses

Garnisonlebens einige Abwechselung; die Französische Revolution näherte sich mehr und mehr ihrem blutigen Gipfel, während gleichzeitig mit dem preußisch-österreichischen Feldzug nach der Champagne im Herbst 1792 sich jene Reihefolge von Kriegen eröffnete, die dann mehr als zwanzig Jahre hindurch das Festland von Europa verwüsten sollten. Das Bataillon, bei welchem Gneisenau stand, nahm an diesem Feldzug keinen Theil; nur in Gedanken begleitete der junge strebsame Offizier die raschen Wechselfälle, denen die kämpfenden Kameraden ausgesetzt waren, wie sich denn namentlich aus dem Jahre 1793 ein von ihm verfaßter Aufsatz über die Belagerung und Uebergabe der französischen Grenzfestung Valenciennes sowie eine spätere Aufzeichnung über den Feldzug des Herzogs von York und Koburg in Belgien erhalten hat. Als dann aber im nächstfolgenden Jahre die insgeheim beschlossene neue Theilung Polens den Einmarsch preußischer Truppen in Polen nöthig machte, wurde auch das Bataillon, bei welchem Gneisenau (seit 1790 Stabskapitän, aber ohne Kapitänsgage) stand, mit zu der Armee commandirt, welche sich unter dem Befehl des Feldmarschalls Möllendorf an der polnischen Grenze zusammenzog. Bekanntlich sind es keine besonders glänzenden Lorbern gewesen, welche das preußische Heer sich damals in Polen erworben hat; die Belagerung von Warschau im Sommer 1794, wiewol vom König persönlich geleitet, mußte sogar bei der Annäherung des siegreichen Kosciuszko aufgehoben werden, bis endlich die Erstürmung Pragas am 4. Nov. 1794 durch Suwarow dem unglücklichen Polen den Todesstoß gab. Gneisenau nahm mit seinem Bataillon an verschiedenen kleinern Gefechten theil, die jedoch weder ihm noch der Truppe Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung boten. Dagegen lernte er während seines dreijährigen Aufenthalts in Polen Land und Leute von den verschiedensten Seiten kennen, und auch mit der polnischen Sprache suchte er sich damals bekannt zu machen. Wenn aber auch arm an Lorbern, so war diese polnische Campagne dafür desto reicher an Strapazen und Entbehrungen, und insofern allerdings ebenfalls eine gute Schule für den werdenden Feldherrn, der hier reichliche Gelegenheit fand, Betrachtungen über Lazareth- und Verpflegungswesen anzustellen. Am meisten hatte die Armee von verheerenden Krankheiten infolge des ungesunden Klimas zu leiden; ein volles Drittel des Heeres starb damals in den polnischen Hospitälern und auch Gneisenau sah die Hälfte seiner Compagnie dahingerafft.

Und so war es unter diesen Umständen denn eine doppelt willkommene Beförderung, als er endlich im Spätherbst 1795, bald nach Abschluß der Verhandlungen, durch welche die Theilung Polens definitiv geordnet worden, zum wirklichen Kapitän ernannt und in das Füsilierbataillon des Majors von Nordeck zu Rabenau versetzt ward, welches

soeben aus dem französischen Feldzuge in seine Garnison Jauer in Schlesien zurückgekehrt war. Hier in Jauer verlebte Gneisenau nun wiederum volle zehn Jahre, Jahre ungestörten Friedens und häuslicher Glückseligkeit. Durch die Beförderung zum Kapitän nämlich hatte Gneisenau's pecuniäre Lage sich erheblich verbessert, besonders bei der damaligen Einrichtung, wo der Haushalt der Compagnie ganz in die Hand ihres Chefs, also des Kapitäns, gelegt war. Auch für einen so streng rechtlichen, für das Wohl der ihm vertrauten Mannschaften so lebhaft besorgten Mann wie Gneisenau ergaben sich dabei, auch bei der größten Uneigennützigkeit, gewisse Vortheile und Ueberschüsse, welche zur Verbesserung des Einkommens dienten (das sich reglementmäßig an wirklichem Gehalt nur auf 800 Thlr. belief, infolge ebenjener Compagniewirthschaft aber sich nicht selten bis auf 2000 Thlr. steigerte), sodaß sich nun endlich auch für Gneisenau die Aussicht auf eine ruhigere und behaglichere Existenz eröffnete. Das Nächste war natürlich, daß er an Abtragung der Schulden dachte, in welche ihn theils seine frühere Sorglosigkeit, theils die Beschränktheit seines bisherigen Einkommens verwickelt hatte. Sodann aber nahm er Bedacht, sich einen eigenen Herd zu gründen; die Höhe des Mannesalters war unvermerkt erklommen, Gneisenau stand in der Mitte der Dreißiger und so war es wol nachgerade Zeit, dem Junggesellenleben, das bisher freilich bei der Unzulänglichkeit seines Einkommens eine traurige Nothwendigkeit für ihn gewesen war, zu entsagen. Ein an sich ungewöhnlich düsteres, ja blutiges Abenteuer verschaffte ihm die erste Bekanntschaft der Dame, welche vom Schicksal bestimmt war, als Gneisenau's Gattin die Leiden und Freuden, den Glanz und die Größe seiner spätern Laufbahn zu theilen. Ein ihm näher befreundeter Kamerad fiel im Zweikampf; derselbe hinterließ eine Braut und Gneisenau ward beauftragt, ihr die Todesnachricht zu überbringen und ihr im ersten Schmerze tröstend beizustehen. Die Braut, Freiin Karoline von Kottwitz, hatte früh ihren Vater und Stiefvater verloren und lebte jetzt bei ihrer Mutter, der verwitweten Majorin von Prittwitz zu Wolmsdorf bei Boltenheim, zwei Meilen von Jauer. Sie hatte ihren Verlobten zärtlich geliebt und so versetzte die Nachricht von seinem Tode, welche Gneisenau ihr zu überbringen hatte, sie in die schmerzlichste Trauer. Doch ließ gerade dieser Schmerz und diese Trauer Gneisenau tiefere Blicke in das Herz der jungen Dame thun, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen möglich gewesen wäre und auch ihm selbst bot die Rolle des Trösters und des berathenden Freundes, als welcher er der Verlassenen zur Seite stand, vermehrte Veranlassung, die liebenswürdigen und ritterlichen Seiten seines Charakters zu entfalten. Jedenfalls muß der Eindruck, den beide von dieser ersten unter so peinvollen Umständen erfolgten Begegnung

voneinander mitgenommen, ungewöhnlich rasch und tief gewesen sein, namentlich auf seiten Gneisenau's. Denn als er Karolinen nach Verlauf einiger Monate wiedersah, glaubte er mit raschem Entschluß es wagen zu dürfen, „sich ihr zum Gefährten anzutragen und er fand Erhörung“. Freilich war es mehr Freundschaft als Liebe, was das Herz der jungen Dame ihm gewährte; wie der Biograph erzählt, „gestand sie ihm offen, daß der verlorene Freund stets ihre Liebe behalten werde, daß sie für den Gatten nur ihre Achtung übrig habe; aber der beglückte Mann setzte sich über diese Bedenken mit der Hoffnung weg, daß ausdauernde, treue Liebe die ihrige gewinnen werde“.

Nicht so leicht freilich waren die Bedenken der Mutter beseitigt; nach Art vorsorglicher Mütter nahm sie Anstoß daran, daß der Hauptmann „doch nichts besitze“. Der Major von Putlitz jedoch, Gneisenau's Vorgesetzter, selbst ein Offizier von ausgezeichneter Bildung und daher im Stande, einen Mann wie Gneisenau zu würdigen, beruhigte sie darüber; „es ist wahr“, erwiderte er ihr auf ihre sorgliche Anfrage, „er besitzt nichts, aber er kommt doch durch die ganze Welt!“ Auf dieses Zeugniß hin wurde die mütterliche Zustimmung denn nicht länger verweigert, auch Gneisenau's Vater, der durch die Bemühungen des Sohnes eine Anstellung als Senator und Bauinspector in Brieg gefunden, gab gern seine Einwilligung, und so wurde am 19. Oct. desselben Jahres die Hochzeit zu Wolmsdorf ganz in der Stille, nur im Beisein der beiderseitigen nächsten Anverwandten und Freunde gefeiert. Sowol aus den Zeiten des Brautstandes wie auch aus den ersten Jahren der Ehe theilt der Verfasser eine Anzahl von Briefen mit, welche Gneisenau an seine Karoline richtete; dieselben gehören zu den interessantesten Documenten des Buches und charakterisiren in ihrer freien, aus Ehrerbietung und Zärtlichkeit gemischten Haltung mehr als die längsten Auseinandersetzungen die Eigenthümlichkeit des trefflichen Mannes, insbesondere sein tiefes Gemüth, die Zartheit seiner Empfindung, das echt Ritterliche seines ganzen Auftretens, weshalb wir uns auch nicht versagen mögen, hier einige kurze Stellen daraus einzuschalten; es hat immer etwas Herzerhebendes, Männer, die wir für gewöhnlich nur im Getümmel der Welt, auf der Höhe ihres geschichtlichen Berufes erblicken, auch einmal in der trauten Stille ihres gemüthlichen Daseins zu belauschen; auch gehören Liebesbriefe von einem Manne wie Gneisenau nicht zu den Alltäglichkeiten und so werden die nachstehenden Bruchstücke unsern Lesern hoffentlich keine unwillkommene Zugabe sein.

Vom Major von Putlitz, seinem bereits genannten Gönner, zu einem Gastmahl geladen, schreibt er, ohne Datum, doch, wie es scheint, in den ersten Wochen nach der Verlobung:

„Meine gütige, angebetete Karoline!

„Sie benutzen jede günstige Gelegenheit, um mich den Umfang meines Glücks immer mehr kennen zu lernen und die Besorgnisse zu verscheuchen, die sich mir manchmal unwillkürlich aufdrängen. Empfangen Sie hierfür den Dank meines gerührten Herzens, das Sie als eines jener höhern Wesen betrachtet, deren wohlthätigen Leitung unsere Schicksale anvertraut sind. Milde, himmlische Seele, auch meine Zukunft ist nur das, was Sie wollen. Schon haben Sie mich völlig umgeändert. Ich liebe Sie mit einer Ehrfurcht, deren ich mich gegen Ihr Geschlecht nie fähig glaubte. Mögten Sie doch auch einige Fehler haben, um mich Ihnen näher zu bringen.

„Ich bin heute zu Putlitz auf ein großes Mittagsmahl eingeladen, das ich ihm gern schenken mögte. Wie lange das dauern kann, weiß der Himmel. Indessen sei es so spät als es will, so komme ich noch Nachts. Ich bin ohne Sie hier wie verwaist und ich zähle jede Minute bis zum Wiedersehen.

„Ich umarme Sie, meine verehrte Braut, und harre ungeduldig des Augenblicks, wo ich Ihnen mündlich von der ehrerbietigsten Liebe, die je gewesen ist, etwas erzählen darf. Ihr ewig treuer

Neithardt v. Gneisenau,
Kapitän."

Sodann einige Tage vor der Hochzeit, nachdem ein Freund von seinem ehemaligen polnischen Bataillon, den er als Trauzeugen zur Hochzeit eingeladen, bei ihm eingetroffen:

„Meine angebetete Karoline!

„Die Ankunft des Lieutenants d'Anselma aus Polen, meines Freundes, hindert mich, Sie, meinem Vorsatze gemäß, heute zu sehen. Morgen werde ich solchen zu Mittag mit nach Wolmsdorf bringen. Entschuldigen Sie mich dieserwegen bei unserer guten Mama. Es ist mir aber daran gelegen, meinen Freunden zu zeigen, welche glückliche Wahl ich getroffen habe. Ueberdies muß ich es als einen großen Beweis seiner Freundschaft ansehen, daß er einen so weiten Weg unternommen hat, um an dem wichtigsten Tage meines Lebens Zeuge meines Glücks zu sein. Seien Sie ihm schon um meinetwillen ein bischen gut. Er ist ein junger Mann, der es verdient.

„Mit Sehnsucht erwarte ich den Augenblick, wo ich Sie, meine holde Karoline, wieder in meine Arme schließen kann, um meinem Herzen Luft zu machen, und Ihnen zu sagen, daß Sie das liebenswürdigste Geschöpf der ganzen Erde sind. Kaum traue ich meinen Sinnen, um mich zu überzeugen, daß ich es bin, den Sie zu Ihrem Gesellschafter gewählt haben. Ich erliege beinahe unter der Last der Verbindlich-

keiten, welche mir diese Auszeichnung auferlegt. Setzen Sie, gütige Karoline, mein Bestreben, mich derselben würdig zu machen, an die Stelle eines glücklichen Erfolgs, und zürnen Sie nicht mit dem Schicksal, wenn es nicht alle Menschen so gut und so vortrefflich wie Sie hat bilden wollen.

„Hierbei überschicke ich Ihnen die angekommenen Bracelets. Die allegorische Vorstellung der hochzeitlichen Fackel, mit Rosen und Cypressen umwunden, erinnere Sie an verflossene Tage, wo Freude durch Trauer unterbrochen wurde, und sei es zugleich ein Bild der Zukunft, wo auch Tage des Unglücks sich vielleicht in die Reihe der unserigen mischen werden. Doch ist es vielleicht ebenso weise, über eine glückliche Gegenwart eine ungewisse Zukunft zu vergessen, als sich mißtrauisch gegen ein gegenwärtiges Glück, mit trüben Muthmaßungen über das, was uns begegnen könnte, zu quälen.

„Ich umarme Sie und bin mit der unbegränztesten Hochachtung und Liebe Ihr Sie innig verehrender

Jauer, den 11. October 1796. N. v. Gneisenau."

Endlich am ersten Jahrestage seiner Verheirathung von Jauer aus, während seine Gemahlin zur Stärkung ihrer Gesundheit im Bad zu Landeck verweilte:

„Heute, meine angebetete Karoline, ist der Jahrestag meines Glücks. Wie segne ich, holdes Weib, diesen glücklichen Tag, an dem ich dich zum erstenmal wieder sah, wie danke ich dem Himmel für den Muth, den er mir gegeben hat. Hat jemals ein rascher Entschluß seligere Folgen haben können? Möchtest Du doch auch diesen Tag in seinen jüngeren Brüdern preisen können, und möchte ich nie vergessen, daß es ein himmlisches, vortreffliches Weib ist, das durch diesen Tag die meinige geworden ist. Ist durch ihn Deine untergrabene Zufriedenheit wieder etwas befestigt worden, so laß uns beide zu dem ewigen Wesen unsere Herzen mit Dank erheben, Du, daß er Dich mit dem Schicksal wieder etwas versöhnt hat, und ich, daß er mich durch Dich erst den wahren Werth des Lebens kennen und das unbegrenzteste Glück, das einem Sterblichen werden kann, finden lassen. Empfange aufs Neue, sowie am heutigen Tag im vorigen Jahr, den unverbrüchlichsten Schwur ewiger Treue, genehmige die Huldigung des dankbarsten Herzens und laß mich in der Fortdauer Deiner Zuneigung das einzige Glück finden, das es für mich giebt. Ich umarme Dich, meine Theure, als Dein Dich verehrender Gatte N. v. G.

Literatur und Kunst.

Ein Frauenleben.

In Bahnmeier's Verlag (C. Detloff) in Basel erschien soeben: „Leben der Luise Reichardt. Nach Quellen dargestellt von M. G. W. Brandt. Zweite erweiterte Auflage." Durch ein eigenthümliches Spiel des Zufalls erscheint dieses Werkchen gleichzeitig mit der ausführlichen Biographie Reichardt's von J. M. Schletterer, sodaß beide, der Vater und die Tochter, dem Publikum in demselben Augenblick ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Doch macht sich freilich in der Auffassung und Darstellung beider ein wesentlicher Unterschied bemerkbar; während das Schletterer'sche Werk, über das ein eingehender Bericht vorbehalten bleibt, den musikalischen sowie überhaupt den künstlerischen Standpunkt festhält und von ihm aus ein möglichst vollständiges und allseitiges Gemälde von der umfassenden Thätigkeit des vielbeschäftigten Mannes zu geben sucht, geht der Zweck der vorliegenden Schrift hauptsächlich dahin, dem Leser einen Einblick zu eröffnen in das Innere eines edeln weiblichen Herzens, das nach mancherlei Kämpfen und Enttäuschungen endlich in der Religion den sichern Hafen findet, in welchem es sich vor allen Stürmen des Lebens geborgen fühlt.

Luise Reichardt, 1780 in Berlin geboren, war die älteste Tochter des berühmten Componisten und damaligen preußischen Kapellmeisters Johann Friedrich Reichardt aus seiner ersten Ehe mit Julie Benda, eine Tochter Franz Benda's, der sich ebenfalls als Componist und Kapellmeister einen Namen gemacht hat. Luise war ein zartes, kränkliches Kind, das sich nur langsam entwickelte; ihr Aeußeres war von den Blattern entstellt, sodaß ihr erster Anblick wenig Anmuthiges hatte und man sich nur erst allmählich an das bleiche gedunsene Antlitz gewöhnte, aus dem nur zwei schöne große dunkelbraune Augen wie tröstende Sterne hervorleuchteten. Um so reicher dagegen entwickelte sich ihr inneres Leben. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter hatte ihr Vater eine zweite Ehe geschlossen, aus der ein reicher Kindersegen erwuchs; diesen ihren Geschwistern aus zweiter Ehe war Luise von früh auf die sorgsamste Mutter und Freundin, wie sie denn überhaupt den weitläufigen, nach Künstlerart nicht besonders geregelten Haushalt ihres Vaters nach Kräften zu leiten und zusammenzuhalten bemüht war. Daneben jedoch hatte sich ein nicht unbeträchtliches musikalisches Talent auf sie vererbt; sie besaß nicht nur eine schöne und kräftige Stimme, die sie kunstvoll zu gebrauchen wußte, sondern sie war auch selbst Componistin. Namentlich den damals neuentstehenden Liedern der jungen Romantiker, die in dem gastfreien Hause ihres Vaters zum Theil persönlich verkehrten, legte sie Melodien unter, die theilweise in den Mund des Volks übergingen und sich darin bis heute lebendig erhalten haben; so ist sie unter anderm die Componistin des allgekannten und allgesungenen „Nach Sevilla" (Text von Clemens Brentano).

Durch diese und ähnliche Eigenschaften gewann sie sich denn nicht nur die Freundschaft und Hochachtung der vielen ausgezeichneten Männer, die mit ihrem Vater in näherer oder fernerer Verbindung standen und von denen wir hier nur an Steffens erinnern wollen, ihren Schwager, der auch in seinem bekann-

ten „Was ich erlebte" die erste ausführliche Schilderung von ihr lieferte, sondern auch wärmere Empfindungen wußte sie ihres unschönen Aeußern ungeachtet zu erwecken. Doch sollte gerade die Liebe verhängnißvoll für sie werden. Luise war zweimal verlobt, beidemal mit jungen edeln, liebenswürdigen Männern und beidemal wurde der Verlobte ihr infolge eines tragischen Schicksals durch den Tod entrissen. Dennoch vermochten weder diese wiederholten Schicksalsschläge noch die Zerrüttung des väterlichen Wohlstands den Muth des trefflichen Mädchens zu brechen; im Gegentheil, als Reichardt theils infolge gewisser politischer Verwickelungen, in welche er als Unterthan und Angestellter des jungen Königreichs Westfalen gerathen war, theils dem unsteten Triebe seiner wanderlustigen Natur nachgebend, von Kassel, wo die Familie sich damals aufhielt, flüchtete und die Seinen dabei in bitterster Bedrängniß zurückließ, da war es Luise, welche die Sorge für den Unterhalt der Verlassenen auf sich nahm. Und wirklich gelang es ihr durch ihren Fleiß sowie durch die Beihülfe bewährter Freunde, unter denen Jakob und Wilhelm Grimm schon damals einen Ehrenplatz einnahmen, wenigstens das Nothdürftigste herbeizuschaffen. Aus demselben Grunde, nämlich um die bedrängte Lage des Vaters zu erleichtern und ihn bei Erziehung ihrer jüngern Geschwister zu unterstützen, begab sie sich einige Jahre später nach Hamburg, wo sie sich als Musiklehrerin einen ebenso geachteten wie nützlichen Wirkungskreis eröffnete. Auch ein von ihr geleiteter Gesangverein, der sich hauptsächlich mit Aufführung älterer kirchlicher Compositionen, besonders der Händel'schen Oratorien, beschäftigte, erfreute sich einer lebhaften Theilnahme und hat nicht wenig dazu beigetragen, den musikalischen Geschmack Hamburgs zu heben und zu bilden.

Bei Luise selbst freilich war dieser Zweig ihrer musikalischen Thätigkeit nur ein Ausfluß derjenigen Richtung, welcher ihr ganzes inneres Leben sich mehr und mehr zugewendet hatte; in der Religion, in frommen Betrachtungen und Gesprächen sowie in der Lektüre religiöser Schriften fand sie nicht nur die Befriedigung, die ihr das Leben versagt hatte, sondern auch die Kraft zu den mancherlei Kämpfen und Entsagungen, die ihr immer aufs neue auferlegt wurden. Dieser Entwickelungsgang liegt so nahe und hat etwas so Natürliches, besonders bei einem weiblichen Gemüth, daß selbst diejenigen, die im übrigen Luisens religiösen Standpunkt nicht theilen, demselben doch ihre Anerkennung nicht versagen können. Auch war ihre Frömmigkeit durchaus praktischer Art; sie war wohlthätig, voll edler Menschlichkeit und frei von jenem Fanatismus gegen anders Denkende, ohne den man sich heutzutage in gewissen frommen Kreisen ein richtiges Christenthum, wie es scheint, gar nicht mehr denken kann. Eine Reise nach England zum Besuch gleichgesinnter Freunde verschaffte Luisen eine erwünschte Abwechselung in der Einförmigkeit ihres täglichen Lebens. Bald darauf erkrankte sie, aber auch die schweren körperlichen Leiden, denen sie ausgesetzt war, dienten nur dazu, ihren Muth zu stärken und sie zu befestigen in der schönen Ergebung, zu der ihr ganzes prüfungsreiches Leben sie gereift hatte; sie starb am 17. November 1826. Eine Anzahl von Briefen aus ihrem Nachlaß, welche der Verfasser seiner Darstellung angehängt hat, eröffnet interessante Blicke in das Innere dieser stillen, tiefen, in ihrer Beschränktheit doch so reichen, dabei rastlos thätigen und strebenden Seele.

Die Darstellung selbst, bei welcher dem Verfasser ein ziemlich reichliches Material vorgelegen, ist in der Hauptsache schlicht und einfach, wie es dem Gegenstande zukommt. Um so peinlicher dagegen wirken einzelne Stellen und Wendungen, in denen der religiöse Standpunkt des Verfassers, der natürlich derselbe ist wie der seiner Heldin, sich mit einer Aufdringlichkeit kundgibt, mit welcher gewiß niemand weniger einverstanden gewesen wäre als diejenige, deren Andenken das Büchlein gewidmet ist.

R. P.

Englische Romanliteratur.

Wir sind in Deutschland gegenwärtig nicht in der Stimmung, den Engländern viel Gutes nachzusagen; auch soll, was die englische Literatur betrifft, nicht in Abrede gestellt werden, daß dieselbe ihre classische Epoche ebenso weit und vielleicht noch weiter hinter sich hat, als es bei uns in Deutschland der Fall ist. In Einem Punkte aber müssen wir den Engländern doch den Preis zuerkennen: sie verstehen sich besser darauf als wir, Romane zu schreiben, welche, ohne gerade Meisterwerke zu sein, ja, ohne es nur sein zu wollen, doch wenigstens den Vorzug haben, den Leser ein paar Stunden angenehm zu unterhalten. Gewiß ist diese bloße Unterhaltung des Lesers nicht das höchste Ziel, das der Romandichter sich zu stellen hat; andererseits aber existirt einmal ein großes und zahlreiches Publikum,, diesseit wie jenseit des Kanals, dem die Spannung, welche die Lektüre eines fesselnden Romans hervorruft, Bedürfniß ist, und dieses Bedürfniß in schicklicher Weise zu befriedigen, scheint uns immerhin keine so verächtliche Aufgabe, wenn auch, wie gesagt, die höchsten Ziele der Kunst auf diesem Wege ganz gewiß nicht erreicht, ja nicht einmal berührt werden. Was speciell die Engländer betrifft, so kommen ihnen dabei, wenn wir nicht irren, hauptsächlich zwei Umstände zu statten, erstlich der realistische Sinn, der das gesammte englische Volk durchdringt, zuweilen sogar bis zum Uebermaß, und zweitens der Respect, den man in England noch vor allen eigengearteten Charakteren und stark ausgeprägten Individualitäten hat. Jener realistische Trieb öffnet dem Romandichter frühzeitig das Auge für die Wirklichkeit der socialen Zustände, während andererseits die Freiheit der englischen Charakterentwickelung ihn fähig macht, die Eigenthümlichkeiten fremder Charaktere zu erkennen und darzustellen. Denn nur, was wir selbst besitzen, vermögen wir auch an andern zu würdigen, und nur was ein ganzes Volk als innerster Lebenskern durchdringt, äußert sich auch in seinen Dichtern. Die Engländer sind ein durchweg praktisches Volk, auf allen Gebieten der Wirklichkeit sind sie zu Hause, darum wissen auch ihre Romandichter uns diese Welt der Wirklichkeit in so lebhaften und anziehenden Bildern darzustellen; sie sind ferner ein charakterfestes Volk voll individuellen Lebens, und darum besitzt auch der letzte englische Romandichter eine Sicherheit der Charakterzeichnung, und eine Gabe des Individualisirens, vor der zum Theil unsere vorzüglichsten Talente die Segel streichen müssen.

Zu vorstehenden Betrachtungen wurden wir veranlaßt durch zwei englische Romane, die uns in deutscher Uebersetzung vorliegen: „Die Grafen-Töchter. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Mrs. Henry Wood.

Deutsch von J. N. Heynrichs. Einzige autorisirte Ausgabe" (3 Bde., Dresden, L. Wolf) und „Tollkopf Dickin. Novelle von James Payn. Aus dem Englischen übersetzt von Eduard Eggert" (2 Bde. Hamburg, Kittler). Auf der Wagschale der Aesthetik gewogen, dürften sich beide nur wenig über das Mittelmäßige erheben; dagegen als Unterhaltungsschriften betrachtet, insofern sie nur dazu dienen sollen, uns auf angenehme Weise ein paar Stunden hinwegzutäuschen, empfehlen sie sich ebenso sehr durch das Spannende des Stoffes wie durch die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. „Die Grafen-Töchter" freilich gehören in jenes Gebiet des Sensationsromans, der jetzt, in England wie anderwärts, in so üppiger Blüte steht; es ist die Geschichte eines Arztes, der seine Wissenschaft benutzt, die ihm heimlich angetraute Gattin durch Gift aus dem Wege zu schaffen, also ein ganz ähnlicher Fall wie derjenige des Giftmörders Palmer, der vor einigen Jahren ein so furchtbares Aufsehen in England erregte. Doch finden sich neben diesen düstern Partien, in denen die Nachtseiten des menschlichen Gemüths geschildert werden, auch andere von freundlicherer und wohlthuenderer Beleuchtung, insbesondere aus dem geselligen und häuslichen Leben der Engländer, und da zum Schluß auch die Nemesis nicht ausbleibt, so hinterläßt das Ganze einen minder düstern und aufregenden Eindruck, wie es nach der Beschaffenheit der Hauptfabel anfangs den Anschein gewinnt.

„Tollkopf Dickin" ist eine Art englischer Gil-Blas des 19. Jahrhunderts: ein ursprünglich wohlgearteter, aber jähzorniger und leidenschaftlicher Knabe, der, von böswilligen Verwandten verkannt und mishandelt, auf gut Glück in die weite Welt läuft, wobei er dann allerhand seltsame Abenteuer zu bestehen hat. Für deutsche Leser wird das Buch besonders interessant durch den Vergleich mit Holtei's „Vagabunden", an welche es in einzelnen Partien (der Held wird ebenfalls Menageriewärter) dermaßen erinnert, daß man sich kaum der Vermuthung entschlagen kann, der deutsche Roman sei dem englischen Autor nicht ganz fremd gewesen. mmr.

Vom Büchertisch.

„Geschichte der wälschen Literatur vom 12. bis zum 14. Jahrhundert. Gekrönte Preisschrift von Thomas Stephens. Aus dem Englischen übersetzt und durch Beigabe altwälscher Dichtungen in deutscher Uebersetzung ergänzt, herausgegeben von San-Marte (Regierungsrath Dr. A. Schulz)" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses). Das Original erschien 1849 und hat sich sowol durch die Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit des Materials als namentlich durch die Nüchternheit und Schärfe der darin geübten Kritik bei allen Sachverständigen, deren Zahl freilich nicht groß ist, die allgemeinste Anerkennung erworben. Dasselbe auf deutschen Boden zu verpflanzen, war ohne Widerspruch niemand geschickter als der Herr Herausgeber, der bekanntlich selbst zu den genauesten und gründlichsten Kennern dieser so entlegenen und dabei doch so interessanten und einflußreichen Literatur gehört; durch seine in England gekrönte Preisschrift: „Ueber den Einfluß der wälschen Literatur auf die deutsche, französische und skandinavische" (1841, von ihm selbst im nächstfolgenden Jahre unter dem Titel: „Die Arthursage und die Märchen des Rothen Buchs von Hergest", für Deutsch-

land umgearbeitet und vermehrt), sowie durch verschiedene andere ähnliche Werke, von denen wir hier nur noch seine Bearbeitung von Gottfried's von Monmouth „Historia regum Britanniae" (1854) namhaft machen wollen, hat er den betreffenden Studien nicht nur in Deutschland die Bahn gebrochen und sie aus den Nebeln und Irrgängen gerettet, in welche die Phantastereien seiner Vorgänger dieselben zu stürzen drohten, sondern er hat sich dadurch auch die wohlverdiente Anerkennung des Auslandes erworben und das Uebergewicht deutschen Fleißes auch auf diesem ebenso dunkeln wie mühseligen Gebiete befestigt. Auch die vorliegende Bearbeitung gibt von dem Umfang und der Selbständigkeit der Studien, welche der Verfasser dem Gegenstande gewidmet hat, die sprechendsten Beweise. Zwar hat er in rühmlicher Bescheidenheit seine abweichenden Ansichten sowie was er dem Texte übrigens beizufügen und hinzuzusetzen hatte, namentlich mit Beziehung auf die betreffende deutsche Literatur, in die Anmerkungen verwiesen. Doch bilden gerade diese Anmerkungen, in Verbindung mit den im Anhang mitgetheilten „Märchen des Rothen Buchs von Hergest", die zugleich als Vervollständigung der obengenannten Schrift dienen, eine wesentliche Bereicherung des Werkes, das hoffentlich von seiten der gelehrten Forschung alle die Anerkennung finden und somit auch den vollen Einfluß auf die bezüglichen Studien üben wird, zu dem es in so hohem Grade geeignet und berufen ist.

„Bilder aus dem römischen Alterthum von A. Wolterstorff, Dr. phil." (Halberstadt, Frantz). Unter diesem anspruchslosen Titel hat der Verfasser hier eine Reihe von Aufsätzen zusammengestellt, welche schon vor einigen Jahren auf journalistischem Wege veröffentlicht wurden; dieselben behandeln die Ereignisse, die sich im römischen Reiche von der Ermordung Cäsar's bis zu jener Schlacht bei Actium zutrugen, in welcher der flüchtige Antonius dem siegreichen Octavian die ungetheilte Herrschaft der Welt überlassen mußte. Es ist also in der Hauptsache derselbe Stoff, den Adolf Stahr kürzlich in seiner vielbesprochenen „Kleopatra" behandelt hat, wie denn auch der letzte und ausführlichste Abschnitt des Büchleins ausdrücklich „Antonius und Kleopatra" überschrieben ist. Doch braucht der Verfasser den Vergleich mit seinem berühmten Vorgänger nicht zu scheuen, im Gegentheil, derselbe fällt sogar in manchem Betracht zu seinen Gunsten aus, indem ihm alle diejenigen Eigenschaften zur Seite stehen, welche das Stahr'sche Werk, unbeschadet seiner sonstigen Vorzüge, so vielfach vermissen läßt, nämlich Unparteilichkeit des Urtheils, Objectivität der Auffassung und gewissenhafte und vollständige Benutzung der Quellen. Weit entfernt also, durch das Stahr'sche Buch überflüssig geworden zu sein, können diese „Bilder aus dem römischen Alterthum" vielmehr als ein Correctiv desselben dienen, namentlich für das größere Publikum, das nicht in der Lage ist, Stahr's geistreiche aber willkürliche Darstellungen an den Quellen zu prüfen. Dieser Gegensatz gegen das Stahr'sche Werk erstreckt sich auch auf die Darstellung; sie ist schlicht und einfach, nur dem Thatsächlichen zugewendet und verzichtet auf jene geistreich blendenden, aber zum Theil auch höchst einseitigen und willkürlichen Reflexionen, welche die Lektüre des Stahr'schen Buches so anziehend, aber auch für den Laien so gefährlich machen.

„Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben. Dreiundsechzigstes Heft (Bogen 11—15 des siebenten Bandes)" (Leipzig, F. A. Brockhaus). In diesem Hefte wird zunächst die in dem vorigen begonnene Abhandlung über Telegraphie zu Ende gebracht; es folgen dann unter vielen andern die Artikel über Temperatur, Testament, Thee (mit 1 Abbildung), Theer, Thermometer (mit 5 Abbildungen), Tod, Torf, Torfmoos (mit 1 Abbildung), Traum, Trichinen, Triebfeder (mit 5 Abbildungen), Trigonometrie (mit 4 Abbildungen) 2c. Das Werk nähert sich somit mehr und mehr seiner Vollendung, indem es dem ursprünglichen Plane mit anerkennenswerther Consequenz treu blieb und auch in der Ausführung allen billigen Anforderungen entspricht.

Correspondenz.

Aus Wien.

Mitte December 1864.

E. C. Das waren heiße Kämpfe in der Arena am Alserglacis, die jetzt hinter uns liegen. Die Adreßdebatte unsers Abgeordnetenhauses mag wol auch in Deutschlands entlegensten Gauen gelesen worden sein; sie brachte die erste Differenz in die bisher ungetrübte Harmonie unserer constitutionellen Aera. Schmerling hatte auf die Linke des Abgeordnetenhauses so gut gerechnet wie früher; er hoffte auch diesmal die gewohnte Fügsamkeit der allezeit getreuen Schar zu finden, aber sie wollte nicht pariren. Freilich blies er in den Stürmen der Adreßdebatte nicht die gewohnten idyllischen Melodien auf der selbstgeschnitzten constitutionellen Hirtenpfeife, deren Ton die Schäflein innerhalb und außerhalb des Parlaments so gut kennen, sondern von der Ministerbank her schallte es wie Drommetenklang des Absolutismus. Sie wissen, weshalb man sich bei uns zankte — über die polnische Frage und den Belagerungszustand in Galizien. Das Abgeordnetenhaus hatte gegen die Einführung, ja selbst gegen die Fortdauer des letztern nichts einzuwenden, es war im Princip mit der Regierung einverstanden, nur verlangte es die Anwendung des §. 13 der Februarverfassung, welcher der Regierung vorschreibt, etwaige während der Zwischenpausen der Reichsrathssessionen, also ohne verfassungsmäßige Zustimmung der Volksvertretung getroffene Maßregeln dieser nachträglich zur Genehmigung vorzulegen. Dies in diesem Falle nicht zu thun, war im Ministerrathe bereits vor der Verhängung des Belagerungszustandes beschlossen worden und die Regierung blieb sich denn auch consequent; sie legte dem Reichsrath die Gründe ihrer Schritte dar, aber sie weigerte sich entschieden, sich auf §. 13 der Verfassung zu berufen. Das Recht, die Völker mit Ausnahmszuständen und Kriegsgerichten zu beglücken, will die österreichische Regierung sich allein vorbehalten und das Parlament soll in diese süße Befugniß der Executive zu keiner Zeit hineinpfuschen dürfen. Das war unserm sonst allezeit willigen und gutmüthigen Parlament denn doch zu viel und es rebellirte sofort. Die zu Anfang der Session ministeriell gesinnte Majorität, die funfzehn bis achtzehn

Stimmen vor den Gegnern vorausbatte und sie bei allen Ausschußwahlen schlagen konnte, schmolz zu einem Häuflein von Grafen, Pfaffen und ruthenischen Bauern zusammen; Schmerling's Getreue hatten ihn verlassen.

Trotz alledem jedoch, was in der Adreßdebatte vorfiel, trotz Kaiserfeld's und Giskra's geharnischten Reden, trotz der gewichtigen Erklärung Pratobevera's, des frühern Justizministers und alten Jugendfreundes Schmerling's, sein Gewissen erlaube ihm nicht länger, mit diesem Ministerium zu gehen, trotz der greulichen Schilderung der österreichischen Finanzlage, welche Herbst mit mehr Parteieifer als nationalökonomischer Klugheit gab — trotz alledem und noch vielem andern dürfen Sie die Stellung Schmerling's doch nicht für erschüttert halten. Er hat ein Mistrauensvotum in optima forma erhalten, allein what is the matter? Schmerling ärgert sich, aber er geht nicht, und es ist gut, daß er nicht geht. Denn vergeblich bemüht man sich, eine tröstliche Antwort auf die Frage zu geben, wer nach ihm kommen würde. Unsere Opposition ist aus mancherlei Gründen nicht im Stande, ein Ministerium zu bilden; sie besteht aus ganz heterogenen Elementen, die sich nicht vier Wochen nebeneinander vertragen könnten, die Anhänger des weitgehendsten Föderalismus und die reagirtesten Centralisten sitzen in ihren Reihen. Abgesehen aber von der Unmöglichkeit, den Plan für ein gemeinsames Vorgehen zu entwerfen und gleichmäßige Regierungsgrundsätze aufzustellen, darf die Opposition sich auch nicht einen Augenblick mit der Hoffnung schmeicheln, die Portefeuilles an ihre Führer zu vertheilen. In Oesterreich ist es einfach unmöglich, die parlamentarische Majorität zur Regierung zu bringen; denn die Hofpartei und der Kaiser selbst würden es nicht zugeben. Fällt Schmerling, so warten die Feudalen und Ultramontanen nur darauf, die Erbschaft anzutreten. Für den Moment besteht zwar zwischen der Militär- und der klerikalen Partei eine gewisse Verstimmung; die letztere grollt wegen der polnischen Frage, die gegen ihren Einfluß entschieden ward. Allein kein Pfaffe hackt dem Junker die Augen aus; sobald gemeinsame Interessen es fordern, werden auch die jetzt entzweiten Conservativen aller Schattirungen sich in die Arme sinken und eine gefährliche Coalition bilden. Schon jetzt rechnen die Leute darauf, ihre Häupter ans Ruder zu bringen und niemand hetzt mehr gegen Schmerling als eben sie und ihre unwissentlichen Helfershelfer. Unsere Reactionäre haben unter andern schönen Sachen von Hrn. von Bismarck auch dies gelernt, wie man Demokraten zähmt und gegen ein liberales Ministerium verwendet. Auch dem Auslande, namentlich England gegenüber, sind die Herren nicht um Auskunftsmittel verlegen. Sie argumentiren so: „Der Liberalismus in Oesterreich glaubt, er könne Schmerling stürzen und avancirtere Männer mit einem entschiedenen Programm an seine Stelle setzen. Schlüge der Coup auch fehl, so könnte eine etwa eintretende Reaction nicht von Dauer sein, indem nämlich ein absolutes Oesterreich keinen Credit haben, kein Geld bekommen und sich darum in kürzester Frist wieder dem Constitutionalismus würde in die Arme werfen müssen. Wir aber wollen England vollständigen Freihandel gewähren, einen Handelsvertrag auf liberalster Basis mit Frankreich schließen und damit mehr Credit erzielen als die Liberalen mit allen ihren Verfassungsexperimenten." In der That, unsere Tories haben diese Absicht. Als Großgrundbesitzer, die der Industrie mit wenigen Ausnahmen fern

stehen, sind sie fast alle freihändlerisch gesinnt und große englische Kapitalisten haben hier in Wien schon lange zu verstehen gegeben, wie es ihnen, falls Oesterreich nur die englischen Waaren zollfrei über die Grenze läßt, im übrigen höchst gleichgültig, ob der Kaiserstaat auf belgische oder russische Art regiert wird. Das Ministerium hat allerdings seinerseits ebenfalls Verhandlungen mit englischen Agenten angeknüpft und es scheint, als ob sich die Regierung dem Freihandel nicht abgeneigt zeigte: allein mit unsern Liberalen wird sie dann erst recht zanken müssen, indem neun Zehntheile derselben eingefleischte Schutzzöllner sind. Es sitzt nicht umsonst eine ganze Reihe Fabrikanten im Hause der Abgeordneten....

Faßt man dies alles zusammen, so wird man zugeben müssen, daß die Linke gerade nicht klug handelte, als sie einen wahren Düppelsturm gegen das Ministerium unternahm. Auch versichern bereits viele von der Opposition selbst, es sei gar nicht so böse gemeint gewesen, die Lust, lang unterdrückte Wahrheiten mit pflichtschuldigem Pathos zu verkünden, habe auch das Ihre gethan. In der That wäre gar manche Bitterkeit nicht ausgesprochen, manches scharfe Wort nicht gefallen, wenn das Ministerium nicht in einer provocirenden Haltung vor das Haus getreten wäre. Schmerling selbst, der sonst so ruhige und besonnene Mann, war herb und aufgeregt; Kriegsminister Frank, der leider nicht in Degenfeld's Fußstapfen wandelt, ließ einige, gelinde gesagt, überflüssige Bemerkungen fallen, z. B. er habe gar keine Sehnsucht nach den voraussichtlichen „Expectorationen" über das Kriegsbudget, eine Aeußerung, die in ihrem Stile lebhaft an Hrn. von Roon erinnerte; Justizminister Hein endlich, plump und beleidigend wie in den schönen Tagen seiner bürgermeisterlichen Vergangenheit, schlug dem Fasse völlig den Boden aus, als er die Taktlosigkeit beging, seinen Amtsvorgänger Pratobevera zu verdächtigen und ihm die absichtliche Verschweigung eines Gesetzparagraphen zu imputiren. Jetzt hat sich der Sturm wieder gelegt und die Adresse wird nächstens überreicht werden. Man hat vielfach erzählt und auch in den Blättern darüber geschrieben, daß der Kaiser höchlich erzürnt sei, ja es hieß, er wolle die Adresse gar nicht annehmen. Das ist leeres Gerede. Der Adreßentwurf ward dem Kaiser mitgetheilt, um seine Meinung darüber zu hören; er versicherte Hrn. von Schmerling, daß er gar nichts gegen die Adresse hätte. „Wenn die Herren das für richtig halten", soll er geäußert haben, „so muß ich es wol anhören."

Während wir solchergestalt hier in Wien unsere häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bringen, hätte sich beinahe ein deutscher Bürgerkrieg entzündet. Wahrlich, dies Nachspiel zur schleswig-holsteinischen Frage muß dem Auslande Stoff zu höhnischem Gelächter geben. Schönes Bild der deutschen Einigkeit, wenn Preußen seine Waffen gegen Sachsen und Hannover schärft! Diesmal hat Oesterreich sich wirklich ein Verdienst um Deutschland erworben, wenn auch nur die Eingeweihten es würdigen können. Ohne Oesterreichs Vermittelung wäre es nie zur Bundestagssitzung vom 5. December, nie zu einem Antrage auf Beendigung der Execution in Holstein gekommen, sondern Preußen hätte auf eigene Faust die Bundestruppen hinausgeworfen und damit einen Schritt von unabsehbaren Folgen gethan. Sie haben sich vielleicht mit vielen andern Zeitungslesern darüber gewundert, daß es allgemein hieß, Preußen hätte drohende Noten nach Hannover und Dresden

gesandt, worin die Räumung Holsteins binnen fünf Tagen gefordert worden wäre, während die preußischen Noten, als man sie veröffentlichte, nicht so artig klangen und nur das „höfliche Ersuchen um Antwort in kürzester Frist" stellten. Die geheime Geschichte der letzten Tage aber weiß zu erzählen, daß Preußen allerdings den kategorischen Imperativ gegen Hannover und Sachsen angewandt hat, ja daß es bereit war, von Minden und Torgau her sofort in die beiden Königreiche einzurücken, wenn der Forderung nicht unverzüglich Folge geleistet würde. Allein Oesterreich kam diesmal Hrn. von Bismarck in einer Weise in die Quere, wie es unter Graf Rechberg wol kaum geschehen wäre. Oesterreich ließ in Berlin erklären, daß es den Einmarsch in Sachsen wol als einen Casus belli ansehen könne und eine derartige Vergewaltigung der Mittelstaaten nicht dulden werde.*) Das wirkte; sofort beschloß Preußen zugleich mit Oesterreich, das diesen Ausweg vorgeschlagen, den bekannten Antrag am Bunde einzubringen, die derben Drohreden wurden von Berlin aus telegraphisch contremandirt und jene höfliche Depeschen nachgeschickt, die wir in den Zeitungen gelesen haben. Hr. von Beust aber wußte ganz gut, was er that, als er die Beurlaubten einberief; er kannte den Ernst der Situation und trieb keine unnütze Spielerei, wie die Unkundigen spöttelten. Für diesmal ist die Gefahr glücklich abgewendet, aber sie kann in acht oder vierzehn Tagen wiederkommen; ist es nicht ein wahrer Jammer, daß wir jetzt, statt die Herzogthümer endlich constituirt und die Frage für immer gelöst zu sehen, auch noch in der Furcht vor einem deutschen Bürgerkriege schweben müssen?

Die lebensfrohen Wiener lassen sich freilich dadurch nicht viel in ihren Vergnügungen stören. Concerte hier, Concerte dort und dazu die Novitäten der Theater. Die Hofbühne hat seit meinem letzten Schreiben zwei neue große Stücke gebracht, Melchior Meyr's „Herzog Albrecht" und des heimischen Dichters J. Weilen „Edda". Der Erfolg wie der Werth der beiden Dramen war ein gerade entgegengesetzter. Meyr's Drama, das zum siebenten oder achten mal seit dem Grafen Törring die arme Agnes Bernauer als Bühnenheldin verwerthet, ist eine misglückte Arbeit; nach den sonstigen Leistungen dieses Autors hätten wir wol etwas Besseres von ihm erwartet, dieser „Herzog Albrecht" wird seinem schriftstellerischen Namen nicht zugute kommen. Uebrigens ist das Drama schon vor zwölf Jahren geschrieben und daher wol als eine Jugendarbeit zu betrachten. Wozu Laube es einstudiren ließ, ist uns nicht recht klar; wollte man schon eine verunglückte Bernauertragödie zu Markte bringen, so hätte doch Hebbel's jedenfalls bedeutenderes Werk den Vorrang verdient. Großen Erfolg dagegen hatte Weilen's „Edda", dasselbe Stück, das seinerzeit den bekannten Conflict zwischen Laube und dem Oberstkämmerer Fürst Auersperg veranlaßte. Es behandelt die Geschichte des Mansfeldischen Freischarenobersten Joachim von Carpzow und seiner Frau, spielt in Ostfriesland 1623 und zeichnet sich durch schwungvolle, poetische Behandlung, effectvolle Scenen und erschütternde Stellen

*) Die Verantwortung für die thatsächliche Richtigkeit dieser Mittheilungen müssen wir natürlich unserm Herrn Correspondenten überlassen. D. Red.

aus. Der Dichter ward bei der ersten Vorstellung zehnmal gerufen, bei der zweiten ebenfalls; ein Ereigniß, das im Burgtheater zu den seltensten Ausnahmen gehört. Ein wesentliches Verdienst an dem Erfolge gebührt freilich der Darstellung; die Damen Rettich und Wolter, in deren Händen sich die Hauptrollen befinden, spielen ganz vorzüglich und werden dem Dichter wol eine Reihe von Vorstellungen sichern.

Aus Wartenberg in Böhmen, wo der geisteskranke Ander sich seit einigen Wochen zur Cur befand, ist am 12. die traurige Nachricht eingetroffen, daß der berühmte Sänger, der Tausende und Tausende mit den schmelzenden Klängen seiner Stimme entzückt, am 11. mittags gestorben. Er war im August 1821 geboren, also erst dreiundvierzig Jahre alt. Merkwürdigerweise erlag er nicht, wie man im ersten Augenblick vermuthete, einem Gehirnschlage, sondern einem Lungenleiden. Hätte der verstorbene Künstler seinen zarten Körper nur etwas geschont, er wäre wahrscheinlich noch heute eine Zierde der Hofoper, der er seit 1845 angehörte. Vier Jahre früher war er bereits nach Wien gekommen und hatte um eine kleine Anstellung bei der Hofoper gebeten; man schlug sie ihm ab, weil seine Stimme zu schwach sei. Als Sohn armer Aeltern (sein Vater war Schullehrer zu Jamnitz in Mähren) konnte Ander in Wien nicht privatisiren, er bewarb sich daher um einen höchst untergeordneten Posten bei den städtischen Behörden, den er endlich erhielt. Um sein Einkommen etwas zu verbessern, sang der junge Mann, dem später seine glänzende Gage bei weitem nicht genügte, für wenige Gulden in den Kirchen. Bei einer solchen Gelegenheit ward der damalige Director der Hofoper, Signore Balachino, auf ihn aufmerksam und engagirte ihn. Das erste Debut als Alessandro Stradella war entscheidend, der eigentliche Ruhm Ander's jedoch datirte erst von seiner Darstellung des Johann von Leyden im „Prophet". Die letzten beiden Jahre bezog er einen Gehalt von 17000 Gulden, gewiß eine recht anständige Bezahlung, und doch hinterläßt er außer Frau und Kind, wie es heißt, bedeutende Schulden. Vielleicht bezahlt sie der Hof, dessen Schützling Ander von jeher gewesen; eine über ihn geschriebene tadelnde Kritik gab vor dreizehn oder vierzehn Jahren sogar Veranlassung, daß sämmtlichen Redactionen die Freisitze in den beiden Hoftheatern entzogen und bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder zuerkannt wurden.

An der Wien gastirt augenblicklich der vielgereiste und vielberühmte Dawison. Die Wiener empfingen ihn mit einem Sturm von Beifall, der nicht enden wollte. Bisher trat er als Hamlet und Graf Thorane im „Königslieutenant" auf. Die Geistreichthuerei, das Drücken und Quetschen jeder einzelnen Phrase wirkt wol etwas störend, allein man kann sich nicht verhehlen, daß Dawison dennoch einer der bedeutendsten deutschen Schauspieler der Gegenwart ist und z. B. im hiesigen Burgtheater nicht seinesgleichen hat. Mit ihm gastiren, um wenigstens in der nächsten Umgebung der Hauptrollen ein anständiges Ensemble herzustellen, Frl. Christ und Hr. Friedmann von Breslau — letzterer, ein ganz junger Mensch von zwanzig Jahren, nennt sich den einzigen Schüler Dawison's — und ein Hr. Dreßler unbekannten frühern Aufenthaltsorts. Unter den Rollen, welche Dawison im Verlauf seines Gastspiels zu geben beabsichtigt, nennt man auch Lear und Wallenstein; wie das Theater an der Wien mit seinen

durch die Posse für das ernste Fach völlig untauglich gewordenen Mitgliedern das fertig bringen will, ist freilich kaum abzusehen. Vielleicht spielt Frl. Gallmeyer die Cordelia und Thekla....

Aus Würtemberg.

December 1864.

AH. Sie halten, Herr Herausgeber, die veränderte Situation, die bei uns, wie Sie glauben, infolge des Thronwechsels eingetreten ist, für interessant genug, um einen Bericht zu verdienen. In der That jedoch hat sich hierzulande seither noch gar wenig entwickelt und abgewickelt, aufgeklärt oder abgeklärt. Allerdings hatte man der Veränderung, die jetzt endlich, getreu dem Laufe der Natur, bei uns stattgefunden hat, seit Jahren theils mit Hoffnung, theils auch mit Besorgniß entgegengesehen; man glaubte allgemein, daß, sowie nur erst die Fessel der Pietät gefallen, die man einem König schuldete, mit dem man sich seit fast einem halben Jahrhundert in Freud und Leid verbunden wußte, die Bevölkerung auch nicht länger zurückhalten würde mit Kundgebung von Wünschen und Bedürfnissen, die ihre Befriedigung zum Theil sehr dringend verlangen. Allein so allgemein diese Erwartung auch war, so wenig hat sie sich erfüllt; König Wilhelm ruht in der Gruft, die er sich auf der Höhe des Rosensteins zur Seite seiner Gemahlin, der Königin Katharina, bereitet, König Karl, sein Sohn und Erbe, hat den Thron bestiegen, das schwäbische Phlegma aber, dank der allgemeinen Stagnation des Volkslebens sowie der materiell günstigen Lage, in der wir uns befinden, will noch immer kein rascheres Tempo anschlagen.

Doch dürfte, wenn nicht alle Zeichen trügen, das neue Jahr darin allerdings eine Aenderung hervorbringen. Der neue König hat das von seinem Vater überkommene Ministerium bekanntlich größtentheils gewechselt und wenn auch die äußere Politik von diesem Wechsel ziemlich unberührt bleiben dürfte, so gehen wir doch in Betreff der innern unzweifelhaft einem Umschwung entgegen. Zwar welcher Art derselbe sein wird, darüber erlaube ich mir zur Zeit kein Urtheil; nur so viel glaube ich allerdings schon jetzt behaupten zu dürfen, daß es eine etwas einseitige, um nicht zu sagen vorschnelle Auffassung gewesen ist, wenn im Hinblick auf unsern jüngsten Ministerwechsel vor einiger Zeit im Nationalverein geäußert ward, in Würtemberg sei ein reactionäres Ministerium durch ein noch reactionäreres ersetzt worden. Allerdings steht der spiritus rector des jetzigen Königs, Hr. von Neurath, nicht eben im Geruch einer besondern Freisinnigkeit, wie er denn auch, seitdem er an die Spitze des Justizdepartements gestellt worden ist, nur wenig Lust bezeigt, die von seinem Vorgänger eingeleiteten, aber unvollendet hinterlassenen Justizreformen durchzuführen. Auch will man Spuren bemerken, als ob die Cabinetseinflüsse jetzt stärker sind als früher unter dem alten König, der zeitlebens, im guten wie im schlimmen Sinne, ein Selbstherrscher war. Dagegen müssen wir es allerdings als einen Fortschritt betrachten, daß wenigstens die aristokratische Pedanterie des abgetretenen Hrn. von Linden in der neuen Verwaltung keinen Ersatz gefunden hat und daß somit wenigstens dem Adelselement eher eine Schwächung als eine Verstärkung bevorsteht. Es ist wahr, Hr. von Varnbüler,

der jetzige Minister des Aeußern und des Verkehrswesens, hat sich bisher als Mitglied der Zweiten Kammer darin gefallen, den Fürsprecher des Adels und der Adelsvorrechte zu machen, auch ist er Vorstand des sogenannten Reformvereins — lucus a non lucendo — gewesen. Dennoch ist er durch seine unleugbare Genialität, durch sein Leben und Weben in den Aufgaben der modernen Industrie und Oekonomie, insbesondere durch seine persönliche Stellung mitten unter den bürgerlichen Landwirthen und Gewerbtreibenden zu sehr Mann der Gegenwart, als daß er sich mit Restaurationsideen befassen und dem Fortschritt, dem er auf industriellem Gebiet huldigt, auf politischem den Rücken wenden könnte. Auch hat er schon in seiner bisherigen Kammerthätigkeit den Beweis geliefert, daß er den Ideen der Zeit keineswegs verschlossen ist, selbst wo dieselben seiner sonstigen Parteistellung entgegenzulaufen scheinen; er hat nicht nur jederzeit für eine möglichst ausgedehnte Entwickelung des Verkehrs gestimmt, sondern bei der Debatte über das gegenwärtig vom Publikum so einstimmig verurtheilte Gesetz, die Beschränkung der Ehen betreffend, hat er, ganz allein bei den Demokraten stehend, sich mit Nachdruck gegen dasselbe ausgesprochen. Ganz besondere Verdienste aber hat er sich um unsere Gewerbefreiheit sowie um unsern Eisenbahnbau erworben; in letzterer Hinsicht erwartet ihn jetzt, nachdem der Schwarzwald eine großartige Agitation um Erweiterung des auf sein Gebiet entfallenden Eisenbahnnetzes eröffnet hat, eine seiner würdige Aufgabe und damit zugleich eine erwünschte Gelegenheit, das in den letzten Jahren Versäumte in größerm Maßstabe wieder einzubringen. Was endlich die übrigen neueingetretenen Collegen Varnbüler's, die Herren Geßler und Renner, betrifft, so haben dieselben sich allerdings bisher ebenfalls vom Verdachte liberaler Anwandlungen ferngehalten. Renner hat überdies noch dadurch ein specielles Odium auf sich geladen, daß er sich in Stelle unsers unvergeßlichen Adolf Schoder als Regierungswerkzeug in die Kammer wählen ließ. Gleichwol sagt man beiden Männern ein ehrenfestes, bürgerliches Wesen nach; auch gelten sie als tüchtige Praktiker, wie sie denn namentlich auf Vereinfachung des Geschäftsganges und Abschaffung unnöthiger Stellen bedacht sein sollen. Geßler ist außerdem anerkannt als ein eminenter Kopf; auch war es gewiß kein geringer Beweis von Unabhängigkeit der Gesinnung und Selbständigkeit des Urtheils, zumal in dem strengkirchlichen Würtemberg, daß er sich nicht scheute, als der einzige in der Ersten Kammer für die Zulassung der Ehe zwischen Juden und Christen zu sprechen, eine Reform, die selbst der wohlmeinende Hr. von Golther nicht zu vertheidigen wagte. Doch sind dies alles freilich nur Vermuthungen, indem ein sicheres Urtheil über Tendenz und Fähigkeit der neuen Minister erst möglich ist, wenn sie der Kammer gegenüberstehen, was übrigens auch in nicht allzu langer Frist der Fall sein wird, indem der Zusammentritt des Landtags dem soeben veröffentlichten Erlaß zufolge noch vor Ablauf des Jahres stattfindet. Dann wird es namentlich auch möglich sein, Einsicht in die Geßler'schen Plane für Reform der Volksschule zu gewinnen, ein Punkt, auf den man mit Recht ganz besonders gespannt ist und der in mancher Hinsicht entscheidend für die Stellung des neuen Ministeriums sein wird.

Als ein weiteres Zeichen, daß es sich in unserm politischen Leben zu rühren beginnt, darf das Erscheinen eines neuen Journals betrachtet

werden, das, seit längerm projectirt, nun endlich mit dem neuen Jahr ins Leben treten soll. Seit bald Jahresfrist hat unsere liberale oder demokratische Partei sich immer entschiedener in eine preußische und eine antipreußische Hälfte gespalten; die erstere hält an der bekannten Idee der „preußischen Spitze" fest, wie sie vom Nationalverein, namentlich in seinem ersten Stadium, proponirt wurde, während die andern von einer Unterordnung unter Preußen ein für allemal und selbst auch für den Fall nichts wissen will, daß das gegenwärtige Regiment in Preußen früher oder später durch ein freisinnigeres und volksthümlicheres ersetzt werden sollte. Letzterm Standpunkt hat die neue Redaction des „Beobachter", Karl Mayer und Ludwig Pfau, sich angeschlossen und zwar mit einer Energie, die vor keiner Consequenz zurückscheut, zugleich aber mit so viel Talent und solcher Kenntniß unsers Publikums und seiner separatistischen Neigungen, daß die Partei der „preußischen Spitze" dadurch beinahe völlig verdrängt ist. Das neuzubegründende Blatt soll derselben nun dazu dienen, das verlorene Terrain wo möglich wiederzuerobern, ein etwas gewagter Versuch, besonders im gegenwärtigen Augenblick und angesichts der Art und Weise, wie Hr. von Bismarck eben jetzt „das preußische Banner hoch hält". Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, dem Blatt eine mehr wissenschaftliche Haltung zu geben, in Form einer Wochenschrift, etwa nach Art der frühern „Jahrbücher der Gegenwart". Denn wenn dieser nationalvereinliche Standpunkt bei uns überhaupt noch einen Anhang hat, so ist er jedenfalls nur unter den wissenschaftlich Gebildeten zu suchen, unter jenen Aristokraten des Geistes, von denen er vor mehr als dreißig Jahren (in Paul Pfizer's „Briefwechsel zweier Deutschen") zuerst ausging und die, als richtige Doctrinäre, auch jetzt noch mit verzweifelter Hartnäckigkeit daran festhalten.

Dagegen herrscht auf dem Boden der Kirche bei uns noch immer die gewohnte Ruhe und auch der Thronwechsel hat darin keine Aenderung hervorgebracht. Es ist in der That ein merkwürdiger Gegensatz, den das stille Würtemberg in dieser Hinsicht gegen das benachbarte Baden bildet, das fortwährend aus einer kirchlichen Erregung in die andere taumelt. Selbst unsere Katholiken zeigen sich ganz einverstanden mit der Abschlagszahlung, die ihnen statt des gewünschten Concordats in dem verabschiedeten Kirchengesetz zutheil geworden; man hört so wenig von Ein- und Uebergriffen des Kirchenregiments wie von etwaigem Ungehorsam gegen die staatliche Oberaufsicht, selbst wenn letztere sich einmal genöthigt sieht, wie z. B. bei Errichtung von Ordenshäusern, den Absichten der kirchlichen Behörden entgegenzutreten. In der evangelischen Kirche hat die Orthodoxie nach wie vor gute Tage und läßt sich darin das auch durch dem Landesboden neuentsprossene Unkraut der Ketzerei nicht stören. Zwar den frommen Brüdern in Baden hat ein Theil der hiesigen Geistlichkeit im Kampfe gegen Schenkel redlich beigestanden, an Verpflanzung des Streits auf würtembergisches Gebiet jedoch denkt bei uns niemand, vielmehr läßt man auch in dieser Hinsicht die Dinge gehen wie sie mögen, und tröstet sich mit dem alten Spruch: „Après nous le déluge!" *)

---

*) Seit Vorstehendes geschrieben, ist bekanntlich nicht nur die königlich würtembergische Verordnung vom 27. vorigen Monats, betreffend die Aufhebung der Bundes-

beschlüsse von 1854 über Presse und Vereinsrecht, sondern auch die Beantwortung der Oesterlen-Hölder'schen Interpellation in Sachen Schleswig-Holsteins durch Hrn. von Varnbüler in der Sitzung der Zweiten Kammer am 5. d. Monats erfolgt: zwei Ereignisse, welche geeignet sind, ein neues und hoffnungsreiches Licht auf die bevorstehende Entwickelung der würtembergischen Verhältnisse zu werfen und durch die insbesondere auch die günstige Meinung, die unser Herr Correspondent im Obigen über die von Hrn. von Varnbüler zu erwartende Politik äußert, bestätigt wird. D. Red.

Notizen.

Bekanntlich trat bei Gelegenheit des großen berliner Turnfestes im Sommer 1861 in Berlin ein Ausschuß zu dem Zweck zusammen, das Andenken des Turnvaters Jahn durch ein ebendaselbst zu errichtendes Denkmal zu verherrlichen, dessen Kosten durch freiwillige Beiträge bestritten werden sollten. Der König bewilligte einen Platz in der Hasenheide, also in derselben Gegend, wo Jahn einst den ersten deutschen Turnplatz eröffnet hatte, und auch übrigens fand das Unternehmen so lebhaften Anklang, daß in kurzer Zeit eine Summe von fast fünftehalbtausend Thalern beisammen war, abgesehen von einer beträchtlichen Menge von Denksteinen, welche, als Geschenk von Turn- und andern Vereinen, in dem Monument eingemauert werden sollen und die zum Theil aus weiter Ferne, selbst aus Italien, Amerika und Australien, eingesandt worden sind. Bald jedoch traten Zeitverhältnisse ein, durch welche die Opferwilligkeit der Nation zu andern dringendern Zwecken in Anspruch genommen ward und so vertagte der Ausschuß die ihm gewordene Aufgabe, bis er jetzt endlich nach glücklich erlangter Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joche, den Zeitpunkt gekommen glaubte, sie wieder aufzunehmen. Nach dem Plane des Ausschusses soll das Denkmal erstlich in einem sogenannten Malhügel bestehen, in welchem die erwähnten an Größe und Art sehr verschiedenen Steine eine geeignete Stelle finden werden. Auf diesem künstlerisch geordneten Unterbau soll sich sodann auf einem Fußgestell von schlesischem Marmor das Standbild Jahn's erheben, in einer Höhe von 10—12 Fuß, in Bronzeguß. Nach dem von zuverlässigen Sachverständigen gemachten Anschlag würden die Kosten dieses Denkmals, einschließlich des zur Umfriedigung nöthigen eisernen Gitters sich auf etwa 8000 Thaler belaufen, sodaß also zu den zur Verfügung stehenden fünftehalbtausend Thalern noch 3—4000 Thlr. durch weitere Sammlungen aufzubringen sein würden. Um diese Summe zu beschaffen und damit die definitive Herstellung des Denkmals zu ermöglichen, wendet der Ausschuß sich nun mit erneuter Bitte an alle Verehrer Jahn's und der edlen Turnkunst, sowie überhaupt an alle patriotisch gesinnten Männer nah und fern, und zweifeln wir nicht, daß dieser Aufruf überall die willigste und herzlichste Aufnahme finden wird. Hätte Jahn sich weiter kein Verdienst erworben, als daß er den ersten Grund gelegt zu jener Pflege, deren die körperliche Ausbildung der Jugend gegenwärtig bei uns genießt und die auch auf die geistige Entwickelung der Nation von wesentlichstem Einfluß zu werden verspricht, so wäre schon das allein hinreichend, ihm für alle Zeit den Dank des Vaterlandes zu sichern. Allein er hat noch mehr und noch Größeres gethan; in einer Zeit allge-

meinen Verfalls und nationaler Entsittlichung, da den meisten die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes völlig abhanden gekommen war, hat er fest an dem Gedanken deutscher Einheit, deutscher Macht und Ehre gehalten, er hat dafür gelitten und gekämpft, gearbeitet und gerungen und ist durch beides, durch sein Leiden wie durch sein Handeln, für Unzählige ein Vorbild und Antrieb zum Bessern geworden. Jahn zählt nicht zu den großen Geistern unsers Volks, dazu war sein Gesichtskreis zu beschränkt und auch das Metall seines Charakters, wie derb und dauerhaft im übrigen, war mit zu viel irdischen Schlacken versetzt. Wol aber hat er jederzeit ein Herz für sein Vaterland gehabt, er hat gleichsam den Instinct der deutschen Zukunft besessen, und diesem Instinct, der ihn dämonisch hielt und packte, hat er ohne Zaudern in edler Standhaftigkeit sein ganzes persönliches Wohl zum Opfer gebracht; an Geist und Kenntnissen mögen ihm viele überlegen gewesen sein, was aber die heiße, innige, glühende Liebe zu seinem Volke und die nie rastende Sorge um das Wohl und Wehe desselben anbetrifft, da ist und bleibt er der „treue Eckart“ der deutschen Nation und verdient als solcher nicht nur in unserm Herzen, sondern auch sicherlich vor aller Augen in Erz und Stein fortzuleben.

Die „Deutsche Roman-Zeitung“, die seit Anfang vorigen Jahres bei Otto Janke in Berlin erscheint, hat in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit einen außerordentlichen Aufschwung genommen, mit welchem die wachsende Verbreitung Hand in Hand geht. In der That aber übertreffen die Leistungen des genannten Blattes auch alles, was man sonst von derartigen Unternehmungen zu erwarten pflegt, namentlich und ganz besonders in Hinsicht auf die Masse des Gelieferten; die drei ersten Quartale von 1864 enthalten nicht weniger als acht vollständige Romane in nicht weniger als 23 Bänden, nämlich: „Der Hungerpastor. Von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus)“, 3 Bde. „Gold und Name. Von Marie Sophie Schwartz“, 3 Bde.; „Röschen am Hofe. Von Friedrich Spielhagen“, 1 Bd.; „Garibaldi. Ein historisches Lebensbild von Heribert Rau“, 3 Bde.; „Prinz Eugen der edle Ritter. Von L. Mühlbach“, 4 Bde.; „Im Morgenroth. Von Herman Schmid“, 2 Bde.; „Altermann Ryke. Erzählung aus dem Jahre 1806. Von Edmund Hoefer“, 4 Bde.; „Vier Junker. Roman von George Hesekiel“, 3 Bde. Das vierte Quartal des vorigen Jahres enthält: die dritte Auflage von Scheffel's „Ekkehard“, in 3 Bänden; „Reliquien. Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Amerika von Balduin Möllhausen“, ebenfalls in 3 Bdn.; „das Griesheimer Haus. Eine Jagdgeschichte des 18. Jahrhunderts von Ernst Pasqué“, in 2 Bdn.; sowie endlich einen zweibändigen Roman von Alfred Meißner, dessen Titel jedoch vorläufig noch ein Geheimniß ist. Im ganzen hat die „Deutsche Roman-Zeitung“ also im Laufe eines Jahres 12 Romane in 33 Bänden geliefert, abgesehen von mehr als 200 Novellen, Humoresken und Unterhaltungsstückchen, die als Füllsteine zwischen den Romanen dienen — und dies alles für jährlich vier Thaler!

Anzeigen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Diese geachtete und beliebte Zeitschrift, deren Leitung nach dem Tode Hermann Marggraff's jetzt in die Hände von Dr. **Rudolf Gottschall** übergegangen ist, gibt ihren Lesern ein möglichst vollständiges, anschauliches und lebensvolles Bild von den Strömungen der Gegenwart auf dem Gebiete der deutschen Nationalliteratur und setzt sie dadurch, wie kein anderes Blatt, in den Stand, unter der Fülle des neu Erscheinenden sich leicht und sicher zu orientiren. Sie wird unter der neuen Redaction mit derselben Unparteilichkeit, aber noch rascher, frischer und lebendiger als bisher die literarischen Erzeugnisse unserer Zeit in Kritiken und Auszügen dem Publikum vorführen.

Die Zeitschrift erscheint wöchentlich in einer Nummer von zwei Bogen. Um die Aufnahme derselben in Lesecirkel und öffentliche Locale sowie das Privatabonnement zu erleichtern, hat die Verlagshandlung den **Preis des Jahrgangs von 12 auf 10 Thlr. ermäßigt.** Bestellungen auf den ganzen Jahrgang oder das erste Vierteljahr ($2\frac{1}{2}$ Thlr.) werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen als Probenummer gratis zu haben.

Inhalt von Nr. 1:

An die Leser. Vom **Herausgeber.** — Hermann Marggraff. Ein Nachruf. Von **Emil Müller-Samswegen.** — Gustav Freytag's neuer Roman. Erster Artikel. Von **Rudolf Gottschall.** — Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Porträt. I. Von **Rudolf Gottschall.** — Eine neudeutsche göttliche Komödie. Von **Gustav Hauff.** — **Feuilleton.** (Ein Mangel der deutschen Journalistik; Hermann Lingg; Die Religionsgesellschaft der „Cogitanten"; Drama und Bühne.) — **Bibliographie.**

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin** erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes

herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Vierunddreißigster Jahrgang.

Wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat. Preis 1 Thlr. vierteljährlich.

Bietet schon das Bestehen des „Magazin" durch mehr als ein Menschenalter und die geachtete Stellung, die es seit seiner Begründung eingenommen, einige Bürgschaft, daß es den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden verstanden, so kann der Beifall der Presse und der überraschende Aufschwung, den das „Magazin" seit seiner Zurückverlegung nach Berlin, dem Orte seiner Gründung, genommen, diese Präsumtion nur bestätigen. Bekanntlich verfolgt das „Magazin" das Ziel, dem Leser das sich stetig und allmählich veränderte Bild der geistigen und sittlichen Zustände, hauptsächlich der Culturvölker, zu entrollen, durch Besprechung hervorragender literarischer Erscheinungen, Auszüge aus Büchern und namentlich aus Zeitschriften des Auslandes, nicht minder durch Originalartikel, die ihm zum Theil aus den betreffenden Ländern selbst zugehen. Eine Wochenschrift, die sich eine solche Aufgabe stellt und nach dem Urtheile competenter Beurtheiler glücklich löst, bleibt selbst neben den besten politischen Zeitungen noch ein Bedürfniß jedes ernstern Lesers. Wachsende Theilnahme wird Redaction und Verlagshandlung auch ferner anspornen, dieses universelle, die Bildung und Erziehung des Menschengeschlechts stets im Auge habende Unternehmen immer mehr zu vervollkommnen.

Probenummern theilt jede Buchhandlung unentgeltlich mit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 3.** 19. Januar 1865.

Lorelei.

Von

Heinrich Becker.

Vor einiger Zeit hatte Eduard Steinle im Städel'schen Institut in Frankfurt ein Bild ausgestellt, das den Titel führt „Lorelei". Doch waren fast alle Beschauer darüber einig: das ist nicht Lorelei, wenigstens die Lorelei nicht, wie sie im Volke lebt. Selbst die Künstler, sonst so geneigt, die Kritik der Laien zu ignoriren, wußten nur die technischen Vorzüge zu rühmen, für die Idee des Malers aber mochte auch von ihnen keiner eintreten. Da es sich nun aber bei der Steinle'schen „Lorelei" nicht um den Versuch eines Kunstjüngers, sondern um das reife und wohlüberlegte Werk eines anerkannten Meisters handelt, so dürfte es sich wol der Mühe verlohnen, die volksthümliche Anschauung, in welcher die Lorelei bei uns fortlebt, etwas näher zu betrachten, um dann die Steinle'sche Auffassung damit zu vergleichen. Zu diesem Ende sei es gestattet, hier die vorzüglichern Bearbeitungen, die seit den Tagen der Romantiker der Lorelei ihren typischen Charakter gegeben haben, der Reihe nach vorzuführen.

Als bekannt setzen wir dabei voraus, daß der Geschichte von der Lorelei keineswegs eine alte volksthümliche Sage zu Grunde liegt, son-

dern daß das Ganze das Product eines modernen Dichters ist, eines Dichters allerdings, der sich wie wenige in den Geist der Vorzeit und die poetische Stimmung des Volkes eingelebt hatte. Clemens Brentano, der Mitherausgeber von „Des Knaben Wunderhorn", ist auch der erste, der die Lorelei besang, ja er hat sie recht eigentlich geschaffen:

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Brentano nennt sie eine Zauberin und läßt sie, des Zaubers angeklagt, vor den Bischof führen. Aber wiewol sie „viel der Männer zu Schanden brachte", so kann sie doch auch der Bischof nicht verdammen, weil „in diesen Augen sein eigen Herz schon brennt"; die Schönheit strahlt aus ihrem Antlitz mit solcher Allgewalt, daß selbst der Bischof und jenes starre Dogma, das er vertritt, sich vor ihr beugen müssen:

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lorelei:
Ich müßte denn zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.

Ursprung und Art des Zaubers erklärt Lorelei selbst in den Worten:

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.
Die Augen sanft und milde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

Schönheit also und unglückliche Liebe sind die Ursachen des Zaubers; das Rührende in den Zügen des ebenso schönen wie unglücklichen Weibes ist es, was selbst den Bischof überwältigt. Als einzige Lösung des Zaubers, zur Besänftigung des schwergekränkten Herzens, empfiehlt er ihr die Einsamkeit:

Bringt sie ins Kloster hin.
Geh' Lore! — Gott befohlen
Sei dein bedrückter Sinn.

Drei Ritter führen sie zum Kloster; unterwegs steigt sie noch einmal auf den Felsen, nach dem Geliebten zu schauen:

Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein.

Mit diesem Ruf stürzt sie sich in die Tiefe; das Unglück endet in Verzweiflung — das ist die natürliche Lösung des Räthsels!

Fast gleichzeitig dichtete Eichendorff sein „Waldesgespräch", in welchem ebenfalls Lorelei die Heldin ist. Aber was Brentano rationell erklärt, wird bei Eichendorff orthodoxer Glaube. Zwar ruft auch seine Lorelei dem Ritter, der sie entführen will, zu:

Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist.

Auf sein weiteres Andringen jedoch enthüllt sie sich als wirkliche Zauberin, worauf er bebend ausruft:

Jetzt kenn' ich dich, Gott steh' mir bei,
Du bist die Hexe Lorelei!

Robert Schumann, von dem wir eine Composition des Eichendorff'schen Liedes besitzen, hat dieser Stelle einen ungeheuern dämonischen Ausdruck gegeben. Der Ritter ist gebannt; Lorelei spricht das Zauberwort:

Es ist schon spät, es ist schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald.

Schumann, der die mystische Beschwörungsformel mit gläubigem Herzen, aber rationellem Geiste auffaßt, läßt den irrenden „Tanhäuser" den Netzen der „Frau Venus" verfallen. Kühn folgt der Ritter, stolz tönt das Waldhorn durch den Wald, in weiter Ferne hört man noch die jubelnden Klänge, ein letzter Hauch klingt herüber wie —

ein Märchen aus alten Zeiten.

Heine in seinem berühmten Gedicht hat weder die rationalistische Ehrlichkeit Brentano's noch die Gläubigkeit Eichendorff's, noch endlich die Ritterlichkeit Schumann's besessen; seiner Lorelei fehlt die psychologische Entwickelung. Dennoch hat er, mit dem Instinct des Genies, das Rechte getroffen, wenn es von ihm freilich auch nur oberflächlich angedeutet wird:

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei.

Also ganz dasselbe Motiv wie bei Brentano: Schönheit und Liebesklage. Und dies Motiv ist unwiderstehlich:

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;

Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Jawohl, mit „wildem Weh", darin eben liegt der wundersame süße Schmerz des liebeswunden Herzens. Doch fehlte Heine, wie gesagt, die Ehrlichkeit, die volle Hingebung, darum bringt er zum Schluß die trockene Moral:

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn,

Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

„Ich glaube" — aber in diesem „Glauben" liegt der Zweifel eingeschlossen, es fehlt die Ueberzeugung, die schrankenlose, die hinreißt, und darum fehlt auch der Heine'schen Lorelei selbst die eigentliche zündende Gewalt. Auch ist es bekanntlich trotz ihrer „wundersamen Melodei" bisher noch keinem Musiker gelungen, die richtige Weise dafür zu finden, weder die Silcher'sche schulmeisterliche Volksthümlichkeit, noch das con-

lissenhafte Pathos Franz Liszt's geben den Gedanken des Dichters in voller musikalischer Gestaltung wieder.

Nach Heine griff Geibel den Stoff auf, wenn auch in veränderter Form. Die Einfachheit der lyrischen Auffassung genügte der erregten Zeit nicht mehr und so gestaltete Geibel die Sage dramatisch. Natürlich mußten dabei, um das verderbenbringende Weib zu motiviren, die Scenen der betrogenen Liebe vorausgehen. In wildem Grimme steigt dann Leonore auf den Felsen und ruft:

Wehe! Wehe! Betrogen,
Unerhört betrogen!
Von den Gipfeln des Lebens hinabgeschleudert in den Abgrund —
Und das der Preis der Liebe? Das der Treue Lohn?
O, wer schafft Rache? wer schafft Vergeltung meiner Qual?

Vergebens, der Himmel bleibt stumm und so wendet sie sich zu den Geistern der Tiefe, zu den düstern Gewalten „in Fels und Wasser, in Luft und Wind". Im Sturm kommen sie herangebraust, zur Hülfe bereit: „Was ist", fragen sie, „dein Begehr?" Leonore erwidert:

Vergeltung! Rache!
Für meine Liebe hat er mich zertreten,
Weil ich ihm alles gab, däucht' ich ihm nichts;
Rache an ihm und seinem Geschlecht!

Zähneknirschend dräut sie dem verruchten Geschlecht:

Mögen sie fühlen den Hohn der Liebe, der Sehnsucht Feuer,
Die Qual des Herzens, das sich verzehrt!

Aber schon ist ihre Macht gebrochen, die Wange erblaßt, das Auge erloschen; darum bettelt sie um den Hexentrank:

Gebt mir Schönheit, Männer verblendende!
Gebt mir die Stimme, süß zum Verderben!
Gebt mir tödliche Liebesgewalt!

Arme Lorelei, die um Schönheit und Liebesgewalt betteln muß; armer Poet, der sich heiser schreit nach der „Stimme süß zum Verderben".

Mendelssohn wollte die Geibel'sche Dichtung bekanntlich in Musik setzen, doch ist nur das Finale des dritten Acts fertig geworden. Mendelssohn ist es niemals gelungen, gleich seinem Zeitgenossen Schumann, den frischen Schlag des Waldvogels zu treffen; mit seinem ganzen Leben und Streben gehörte er in den Concertsaal und den Salon. Der Coulissenfigur Geibel's wirkliches Leben und wirkliche Leidenschaft einzuhauchen, würde selbst einer urwüchsigern Kraft schwer gefallen sein; ein Talent wie Mendelssohn konnte nur eine Rolle für beifallssüchtige Komödiantinnen daraus machen. Wir haben das Mendelssohn'sche Finale in den funfziger Jahren auf dem frankfurter Stadttheater aufführen sehen und noch steht sie uns vor Augen, die unglückliche Lorelei in ihrer Windmühlenstellung, mit dem fliegenden Haar und der bittersüßen Grimasse,

wie sie voll Ingrimm die Geibel'schen Rodomontaden ins leere Haus hineinschrie....

Wenn aber die lyrische Auffassung schon dem Lyriker Geibel und einem so durchaus lyrisch angelegten Musiker wie Mendelssohn nicht mehr genügte, wie hätte ein Künstler unserer dramatisch erregten Zeit damit auskommen können? Steinle's Lorelei ist deshalb ganz richtig als dramatische Gestalt aufgefaßt und auch darin hat der Maler das Richtige getroffen, daß er den Höhepunkt der dramatischen Entwickelung, die unglückliche Geliebte, darstellt. Aber wenn schon bei Geibel und Mendelssohn trotz der vorausgegangenen dramatischen Motivirung das liebende Weib in den Hintergrund tritt vor der eifersüchtigen Megäre, so ist Steinle's Lorelei die vollständige Medea. Nicht um nach dem Geliebten auszuschauen, hat sie den Felsen erstiegen; nein, um von oben herab desto nachdrücklicher ihren Fluch auf das treulose Geschlecht der Männer zu schleudern. Da steht sie nun auf der Höhe der Felswand, in schwindelnder Tiefe braust der Rheinstrom unter ihr. Nicht sommerlich kühl ist die Luft, sondern herbstlich kalt; kein wonniger Abendsonnenschein umglänzt das goldene Haar, das fahle Mondlicht schimmert durch blasses Gewölk, der Nachtwind schleudert die Locken empor. Auch von Lorelei's Lippe tönt kein „wundersamer Klang": die Laute ist gesenkt, das Lied verhallt, mit ausgereckter Hand, Zorn und Haß in den drohenden Mienen, ruft sie ihren Fluch in die Tiefe. Nicht um Schönheit, wie die Geibel'sche Lorelei, fleht sie zu den Geistern der Tiefe — was fragt sie danach, ob das verhaßte Geschlecht sie noch schön findet oder nicht? Nein, für sie gibt es nur noch Eins, das ist blutige Rache und darum, gleich der Hexe über dem Zauberkessel, steht sie gebeugt über den schäumenden Wässern, aus deren Schos sie Tod und Verderben heraufbeschwört. Vergeblich reckt der Schiffer da drunten im kleinen Schiffe flehend die Hände empor; die Geister der Tiefe haben den schaurigen Fluch gehört — wol ist er nur der Geringsten einer, aber immerhin, er ist ein Mann, und im nächsten Moment wird der Wirbel ihn verschlungen haben!

Liest man die Brentano'sche „Lorelei", so ist es einem, als habe der Dichter das herrliche Weib noch selbst gekannt und ihr noch persönlich ins Auge gesehen, so warm und treu spricht der schlichte Volkston zum Herzen. Der orthodoxe Eichendorff kennt sie offenbar nur noch vom Hörensagen, ein altes Weib hat ihm die Geschichte in der Spinnstube erzählt. Schumann griff sie schalkhaft auf; statt der Hexe das bunte Gewand abzureißen und sie als Schreckgestalt zu entpuppen, wie Eichendorff, läßt er sie aus dem unerschöpflichen Born seiner Romantik trinken und verjüngt sie zur Göttergestalt. Heine war ein Feind aller wirklichen, tiefeinschneidenden, herzzertrümmernden Tragik; die wunder-

bare Gestalt reizte ihn, aber unfähig, die stolze Brunhild zu bezwingen, schleicht er mit einem Seufzer der Bewunderung an ihr vorüber. Geibel's Tanhäuser hatte zu lang im Reich der Venus geweilt, als daß seine Lorelei von unglücklicher Liebe reden mochte; gleich der Wagner'schen Liebesgöttin macht sie einen „letzten Versuch", ihren Helden zu fesseln. Steinle's Lorelei dagegen ist auch über diesen Versuch bereits hinaus; ihre Bergpredigt hoch oben über dem flutenden Rhein ist das offene Geständniß, daß es mit der Schönheit und dem Liebeszauber vorbei ist, auch die letzte „Hexerei" ist mislungen und so bleibt dieser Lorelei nichts übrig, als jungen Mädchen alte Geschichten zu erzählen und die Karten zu legen!

In der That Lorelei ist alt geworden. Die Künstler bemühten sich, immer Neues zu schaffen und den an sich so einfachen Stoff durch immer neue Motive zu erweitern und pikanter zu machen; sie häuften Episoden auf Episoden, die einfache kurze Ballade wurde zum Epos und sogar zum Drama. Steinle's Lorelei ist die letzte Station auf diesem Wege; das Göttergewand ist vollständig abgestreift und nur das nackte Menschenthum geblieben. „Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin" — das war noch das Feenhafte, der phantastische Nimbus, in welchem Lorelei sich behauptete, trotz der rationellen Erklärung Brentano's. „Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar" — da ist das Märchen bereits veraltet, nur noch die schöne Gestalt erinnert an das Göttliche. Geibel's Lorelei, wie wir gesehen haben, beschwört ebenfalls nur noch Theaterchoristen, keine Geister mehr. Und auch bei Steinle ist sie trotz der schaurigen Nachtscene und trotz der grausigen Beschwörung kein Dämon, sondern ein menschliches Wesen, dem wir uns nur um seiner äußern Erscheinung willen versucht halten, den unfeinen Namen „Hexe" beizulegen.

Und das ist denn auch der Grund, weshalb das Bild trotz seiner technischen Meisterschaft keinen befriedigenden Eindruck hervorzubringen vermag; sofort auf den ersten Blick fühlt der Beschauer, daß er hier keiner Göttin gegenübersteht und so muß er sich denn auch sagen, daß dies keine Lorelei, daß dies nicht unsere Lorelei ist! Hätte Steinle eine Heine'sche oder Brentano'sche Lorelei gemalt, der Zauber ihrer Schönheit hätte den mangelnden Götterglauben ersetzt, und von ihm bestrickt, hätten wir uns noch einmal in die alte Märchenwelt entführen lassen. Steinle, im übrigen so orthodox, ist in seiner Lorelei rationeller geworden, als er selbst wußte oder wollte und damit hat er sich selbst den Effect zerstört. Vielleicht, wenn er noch einen Schritt weiter gegangen, wenn er, die Natur und nur die Natur im Auge, ganz realistisch geworden wäre — es kann sein, daß er dann überhaupt keine Lorelei mehr gemalt, hätte er es aber gethan, so würde er auch den rein menschlichen Zug,

der ja zuletzt dem Ganzen zu Grunde liegt, rein und menschlich dargestellt haben. Das verlassene, von Schönheit und Liebe bethörte Mädchen, das von der Felsenspitze in die schwindelnde Tiefe starrt, um im nächsten Augenblick ihr unsagliches Leid zu enden — das war das Bild, das er malen mußte, das wäre die wahre echte Lorelei unsers Jahrhunderts gewesen, das zwar an keine Zauberinnen mehr glaubt, dem aber Schönheit und Unglück noch immer heilig sind, und auch das „Märchen aus alten Zeiten" hätte damit einen neuen und lebendigen Sinn und eine neue an die tiefsten Interessen der Gegenwart anknüpfende Bedeutung gewonnen.

Zustände und Aussichten in Nordamerika.

Aus einem Brief an den Herausgeber.

Neuyork, Ende December 1864.

Das Jahr 1864 geht für uns stricte Unionisten, die wir die Hoffnung auf endliche Wiedervereinigung der disjecta membra noch immer nicht aufgeben, besser zu Ende, als es noch vor kurzem den Anschein hatte; sind wir von dem endlichen Ziele auch noch immer ziemlich weit entfernt, und ist es überhaupt nachgerade auch wol jedem, selbst dem Hoffnungsreichsten, klar geworden, daß eine Krisis wie diejenige, in welcher die Vereinigten Staaten sich augenblicklich befinden, eine Krisis also, welche herbeizuführen ein ganzes Jahrhundert alten Unrechts und alter Verschuldung thätig gewesen ist, sich nicht im Handumdrehen zur Entscheidung bringen läßt, daß vielmehr selbst unter den günstigsten Umständen Jahre dazu gehören werden, den neuen Rechtsboden zu schaffen, auf welchem Norden und Süden aufs neue friedlich nebeneinander wohnen können —, so ist doch die Lage der Union beim Schluß des Jahres immerhin von der Art, daß wir mit Befriedigung auf die Vergangenheit, mit Hoffnung in die Zukunft blicken dürfen. Und zwar in doppelter Hinsicht, sowol was die militärischen Erfolge, als was di innere Lage der Union selbst anbetrifft.

In ersterer Hinsicht haben gerade diese letzten Wochen eine Reihe ebenso unerwarteter wie glänzender Resultate geliefert; wir schließen das Jahr mit dem gelungenen Zuge General Sherman's durch Georgia sowie mit dem vollständigen Siege, den General Thomas über die Invasionsarmee der Rebellen bei Nashville am 15. und 16. Dec. davongetragen. Ueber Sherman's Zug, der ihn über 300 Meilen weit durch ein unbekanntes feindliches Gebiet führte, von dessen Vertheidigungszustand und Widerstandsfähigkeit man bis dahin ebenso wenig wußte wie von seiner Fähigkeit, eine eilig durchziehende Armee zu erhalten,

sind wir augenblicklich noch ohne ausführliche und officielle Nachrichten. So viel indessen steht schon jetzt fest, daß das Unternehmen nach Plan und Ausführung eins der kühnsten und glänzendsten gewesen ist, von denen die an überraschenden Ereignissen so reiche Geschichte dieses Krieges zu melden hat, und auch daran zweifelt hier niemand, daß es demnächst durch den Fall der wichtigen Hafenstadt Savannah gekrönt werden wird, ja vielleicht schon diesen Augenblick gekrönt ist*), worauf dann der Fall von Charleston nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte. Thomas' Sieg bei Nashville verspricht ebenfalls bedeutende Folgen; der Feind unter Anführung des stürmischen Hood hat nicht nur ungeheuere Verluste an Gefangenen erlitten, sondern auch beinahe sein ganzes Geschütz eingebüßt, und dürfen wir hoffen, daß damit der Secessionsherrschaft im Südwesten ein- für allemal ein Ende gemacht ist.

Dagegen ist in der Lage unserer Armee vor Richmond und Petersburg während der letzten Monate allerdings keine wesentliche Veränderung eingetreten. Zwar wurden verschiedene Bewegungen unternommen, deren vornehmster Zweck auf Gewinnung und Abschneidung der Hauptzufuhrstraße, nämlich der Weldon-Eisenbahn, gerichtet war; doch blieben dieselben theils erfolglos, theils sind sie noch in der Ausführung begriffen. Im ganzen indessen stehen die Sachen auch hier so, daß wir nicht allein um so sicherer, sondern auch um so schneller zum Ziele kommen, je langsamer wir dem Anscheine nach vorschreiten; jede Woche, ja jeder Monat, den unsere Armeen scheinbar unthätig vor Richmond und Petersburg liegen, schwächt die Widerstandskraft des Feindes, der bei der Unzulänglichkeit seiner Mittel sich bereits in der strengsten Defensive halten muß und obenein täglich größere Mühe hat, sich die nöthigen Zufuhren zu verschaffen.

Bei alledem, ich gebe es zu, ist die Conföderation noch immer nicht dazu gebracht, ihre letzte Karte auszuspielen. Diese letzte Karte ist die Emancipation der Sklaven und deren Bewaffnung. Vor einiger Zeit hatte es allerdings den Anschein, als ob die Secession wirklich schon bei diesem letzten Mittel angelangt wäre. Wie die richmonder Presse mit größter Bestimmtheit verkündigte, hatte Jefferson Davis den definitiven Beschluß gefaßt, 300000 Sklaven zu bewaffnen, welche nach Ablauf ihrer Dienstzeit mit ihrer persönlichen Freiheit (nicht ihrer Frauen und Kinder) und 50 Acker Land für jeden beschenkt werden sollten. Zur Ergreifung dieser Maßregel sollte Davis, wie hinzugefügt ward, hauptsächlich durch einen Theil der Presse von Richmond sowie durch einige Staatsgouverneure (Nordcarolina) gedrängt worden sein. Dagegen hat

*) Savannah ist bekanntlich am 21. Dec. in der That von den Unionisten eingenommen worden. D. Red.

sich nun aber von seiten der Pflanzeraristokratie, also der eigentlich herrschenden Partei, eine heftige Opposition erhoben. Diese Partei, die zugleich den Daumen auf den Geldbeutel der Conföderation hält, will nichts wissen von einer Maßregel theilweiser Emancipation, die in ihren Augen doch nichts anderes ist als verkappter Abolitionismus, und von der sie daher — und in der That ganz mit Recht — den Todesstoß für das ganze System der südlichen Gesellschaft erwartet. Das Davis'sche Project ist somit vom Rebellencongreß verworfen worden und soll der Präsident demselben nunmehr ein anderes substituirt haben, wonach statt der bisherigen einzelnen Requisitionen von Sklavenarbeitskräften für die Armee ein festes Armeearbeitscorps von 40000 Mann, welche die Conföderation ankaufen würde, organisirt und incorporirt werden soll. Wenn auch diese für vorübergehende Zwecke der Conföderation verwendeten Sklaven später freigelassen werden sollten, so würde damit doch nur eine einzelne Maßregel der Großmuth verfügt, dem Princip selbst aber nicht zu nahe getreten werden, wie es durch eine im voraus bestimmte Emancipation eines Heeres von 300000 Männern unzweifelhaft geschehen würde. Das Princip der südlichen Conföderation, welches die Sklaverei der untergeordneten Rasse ist (oder richtiger, was die Leiter des Südens eigentlich meinen, die Sklaverei aller rohen Handarbeit), ist demnach gerettet, ein Umstand, den wir mit besonderer Freude begrüßen, weil er die Streitfrage zwischen den loyalen und den secedirten Staaten in ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit wiederherstellt, und namentlich auch den Nationen Europas und deren Regierungen allen Vorwand für die Sympathie mit dem Süden benimmt. Es ist zwar Unabhängigkeit, für welche der Süden kämpft, aber Unabhängigkeit von einem Verbande, welcher die Freiheit garantirt, und nur zu dem Zwecke der Aufrechterhaltung eines Systems des Staats und der Gesellschaft, welches Verstand wie Gefühl gleichmäßig verdammen.

Das Gegenstück und die Ergänzung zu dieser Klärung der Situation von seiten des Südens bildet nun der principielle Theil der Botschaft des Präsidenten Lincoln an den am ersten Montag des December zusammengetretenen Congreß der Vereinigten Staaten. Der Präsident erklärt in dieser Botschaft, welche unterdessen ihrem ganzen Umfange nach in Europa bekannt geworden sein wird, sich entschieden für Fortsetzung des Kriegs bis zur Wiederherstellung der constitutionellen Autorität der Vereinigten Staaten im ganzen Umfang des Unionsgebiets, erklärt ebenso entschieden, daß er von seiner Emancipations-Proclamation keinen Schritt zurückgehen und niemals und unter keinen Umständen irgendeinen auf Grund dieser oder anderer Acte des Congresses Freigewordenen in die Sklaverei zurückliefern werde, und spricht endlich die Hoffnung aus, daß das wegen gesetzlicher Abschaffung der Sklaverei vor-

geschlagene Amendement der Constitution die nothwendige Zweidrittel-Majorität des Repräsentantenhauses in diesem oder sicherlich im nächsten Congreß erlangen werde, an welcher dieses Amendement bekanntlich in der ersten Sitzung des gegenwärtigen Congresses scheiterte.

Nach Inhalt und Form ist diese Botschaft Lincoln's die beste, die noch aus seiner Feder hervorgegangen; sie legt ein rühmliches und erfreuliches Zeugniß dafür ab, daß auch der Norden im Laufe des vergangenen Jahres nicht stehen geblieben ist, sondern an klarer Einsicht in die Lage der Dinge, an Erkenntniß dessen, was nothwendig geschehen muß, sowie an Stärke des Willens und Entschiedenheit des Entschlusses, das Erkannte zur Ausführung zu bringen, gewonnen hat. Wir dürfen im Hinblick auf den Ausfall der Nationalwahl vom 8. Nov. die Botschaft des Präsidenten, von dem ja immer behauptet worden ist, daß er mit dem Volke und nicht demselben voran geht, für den getreuen Ausdruck des Willens einer bedeutenden Majorität des Volkes im Norden ansehen, und dieser geht dahin, die Krisis der Vereinigten Staaten nicht eher für beendigt und abgeschlossen zu betrachten, als bis die Autorität derselben im gesammten Gebiete der Union wiederhergestellt und die Ursache unserer Wirren auf dem constitutionellen Wege nationaler Gesetzgebung vollständig und für immer entfernt ist. Die weltgeschichtliche Bedeutung, welche die Erreichung dieses großen Zieles haben würde, ist zu klar, als daß wir sie hier erst noch im einzelnen darzulegen und nachzuweisen brauchten; das principielle und factische Verschwinden der Rassensklaverei aus dem Gebiete des nordamerikanischen Continents würde nicht nur in der Geschichte dieses den Markstein einer neuen Aera bilden, sondern auch den umgestaltendsten Einfluß auf die Alte Welt ausüben.

Und zwar würde letzterer nicht nur politischer Natur sein, hervorgegangen aus dem vermehrten Gewicht der wiedervereinigten und gestärkten Staaten Nordamerikas im Rathe der Nationen, sondern mehr noch und hauptsächlich socialer Art. Daran wird niemand zweifeln, der die Thatsache ins Auge faßt, daß die Auswanderung aus Europa schon in diesem dritten Kriegsjahre wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, und dabei bedenkt, welche ungeheuern Gebiete des schönsten, reichsten Culturlandes, welche unermeßlichen Schätze von edeln Metallen ꝛc. mit der Abschaffung der Sklaverei der freien Arbeit und Concurrenz geöffnet werden. Wahrlich, die Zukunft der von ihrem innern Krebsschaden gereinigten Union ist groß, so groß, daß die diesem Ziele bereits gebrachten und noch zu bringenden Opfer an Menschenleben wie an Geldschätzen vollkommen davor verschwinden. Im übrigen wird auch in der Botschaft des Präsidenten die Thatsache ausdrücklich hervorgehoben, daß seit 1861 ungeachtet der Hundert-

tausende, welche in den Krieg gezogen sind, die Gesammtzahl unserer Stimmberechtigten sich nicht nur nicht verringert hat, sondern um ein Bedeutendes gewachsen ist, daß also von einer Erschöpfung der zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Manneskraft keine Rede sein kann. Ebenso wenig läßt die pecuniäre Leistungskraft des Volks eine derartige Erschöpfung befürchten, vielmehr handelt es sich hier nur um die Auffindung des angemessensten Besteuerungssystems sowie um strenge und consequente Ausführung desselben, allerdings eine Aufgabe, die bekanntlich überall zu den schwierigsten gehört, in einer so beweglichen Republik aber doppelte Schwierigkeiten bietet. Immerhin hat der Präsident Lincoln vollkommen recht, wenn er in seiner jüngsten Botschaft sowol unsere natürlichen wie unsere nationalen Hülfsquellen als unerschöpflich bezeichnet, und mit dieser auf Thatsachen begründeten Versicherung sehen wir uns denn in den Stand gesetzt, dem neuen Jahre nicht nur mit Hoffnung, sondern selbst mit Zuversicht entgegenzugehen, auch wenn der Secessionskrieg im Laufe desselben noch nicht sein Ende erreichen sollte, was uns, wie schon angedeutet, selbst nicht glaubhaft erscheint, da man die Widerstandskraft des Südens trotz aller Anzeichen der herannahenden Erschöpfung dennoch nicht unterschätzen darf, derselbe auch, wie wir eben gesehen, seine letzte Karte noch immer in der Hand hat.

Einmal indessen muß der Tag des Sieges für die Union doch kommen und was die Vereinigten Staaten dann zehn Jahre nach Beendigung des Krieges und nach Abschaffung der Sklaverei sein werden, das läßt sich, nach dem bisherigen Maßstabe des Fortschritts, der durch den Krieg erst recht zur klaren Anschauung gebracht worden ist, kaum ahnen. Ein einziger Blick auf die Seemacht des Nordens vor und seit dem Kriege genügt, eine Andeutung über den kolossalen Bildungstrieb und die ebenso große Bildungsfähigkeit der Republik zu geben. Aus einem Zustande, der beinahe dem Nichts gleichkam (man erinnere sich, daß die Rebellion sich der Hauptkraft unserer Marine bemächtigt hatte), ist die Seemacht des Nordens in den drei Kriegsjahren zu 671 Fahrzeugen mit 510396 Tonnengehalt und 4610 Kanonen angewachsen und noch fortwährend in rascher Vermehrung begriffen, eine Leistungsfähigkeit, welche selbst die des despotischen Regiments Ludwig Napoleon's weit überflügelt. Selbstverständlich ist es aber vor allem die Seemacht der Vereinigten Staaten, welche deren zukünftige Stellung zu den Weltmächten bestimmen wird. Im Augenblick ist letztere nach dem Ausdruck im Eingang der Botschaft „reasonably“ befriedigend, zu welchem Resultate man jedoch nur mit einigem Fingiren und durch die Finger Sehen gelangen kann. Wenigstens kann man das Mexico (die Republik), mit dem „unsere politischen Verbindungen angeblich keine Veränderung erlitten haben“, nur

eine Fiction nennen, und bei unsern Beziehungen zu England, Frankreich, Canada, Brasilien (die Florida-Affaire ist gänzlich mit Stillschweigen übergangen) hat Hr. Lincoln das durch die Finger Sehen reichlich prakticirt, das „reasonably" muß hier vor dem Riß stehen.

Unsere Beziehungen zu England, via der canadischen Grenze, drohten erst in der jüngsten Zeit nicht mehr bei dem „reasonable" bleiben zu wollen; doch scheint der Sturm auch diesmal noch, nachdem er einige Köpfe in Aufruhr versetzt, vorübergehen zu wollen. Die Entlassung der südlichen Strolche, welche eine Grenzstadt in Vermont, St.-Albans, überfielen, eine Bank plünderten, dann gefangen wurden, in Canada, woher sie kamen, zur Untersuchung gezogen, von einem einzelnen Polizeirichter aber wegen mangelnder Jurisdiction wieder losgelassen wurden, war gewiß von einer „befreundeten" nachbarlichen Behörde ein höchst unpolitischer Act, und versetzte unsere „weißleberigen" Yankees in ganz ungewöhnliches Moussiren. General Dix, der Commandant im Militärdepartement des Ostens, erließ sofort eine Ordre, in welcher er befahl, alle „Einfaller" von Canada aus niederzuschießen, wo man sie finde, sie ungenirt über die canadische Grenze zu verfolgen bis man sie habe, und wenn dies geschehen, unter keinen Umständen auszuliefern. Diese warmblutige Ordre, welche bei der Mehrzahl Billigung fand, stand jedoch in den Augen der Herren Lincoln und Seward zu wenig in Einklang mit den hergebrachten Grundsätzen des internationalen Rechts, sodaß sie sofort zurückgenommen wurde. Dies erregte einen neuen Sturm für und wider, hatte aber wenigstens die Folge, daß im Repräsentantenhause die früher „auf den Tisch gelegte" Tadelsresolution gegen die Regierung wegen ihrer auswärtigen Politik (mit besonderer Rücksicht auf die mexicanische Angelegenheit) nunmehr angenommen, und daß der Antrag auf Kündigung des Reciprocitätsvertrags mit Canada gestellt ward. Auch im Senate kam in den letzten Tagen die St.-Albans-Angelegenheit und General Dix' Ordre zur Sprache und auch hier waren die Ansichten getheilt. Sumner billigte die Zurücknahme derselben, obgleich eine englische Völkerrechtsautorität, Phillimore, die Ordre rechtfertige; er wies ferner auf das Werk des Amerikaners General Halleck hin, faßte die Rebelleneinfälle von Canada aus rein politischem Gesichtspunkte auf, wonach ihr eigentlicher Zweck sei: uns in Feindseligkeiten mit England zu verwickeln und eine Intervention oder wenigstens Diversion zu Gunsten der Rebellen zu veranlassen, und warnte schließlich vor allen leidenschaftlichen Maßregeln, welche diesen Zweck fördern könnten. Den entgegengesetzten Standpunkt nahmen Senator Sherman und andere ein. Dieser hob vorzugsweise hervor, daß der beste Weg, Canada beizukommen, der Reciprocitätsvertrag sei. Canada sei „eine reife Frucht, bereit, in unsere Hände zu fallen"; der panische Schrecken,

welcher sich nach Entlassung der St.-Albans-Räuber und General Dix' Ordre der Canadier bemächtigt habe, gelte nicht der Furcht vor dem Kriege, sondern ihren Taschen. Die Kündigung des Vertrags mache alle ihre Eisenbahnstocks werthlos und deren Besitzer bankrott. Uebrigens werde England wegen Canada keinen Krieg anfangen. Das letztere ist allerdings wahrscheinlicher als das Gegentheil, und so dürfen wir auch in dieser Beziehung dem neuen Jahre ohne besondere Befürchtung entgegengehen.

Mit großer Befriedigung wird hier ferner die Correspondenz des berliner Berichterstatters des „London Star" aufgenommen und durch alle Zeitungen vervielfacht, wonach neun Zehntel der Presse Deutschlands sich bei Gelegenheit der Wiederwahl Lincoln's zu Gunsten der Union ausgesprochen haben. Wenn dem so ist, dann könnten unsere hiesigen deutschen Demokraten von ihren transatlantischen Stammesgenossen manches lernen.

Um endlich meinen Bericht doch mit etwas aus dem Gebiete des „Schönen" („ein politisch Lied, ein garstig Lied!") zu schließen, sei hier erwähnt, daß die Stadt Neuyork seit ein paar Monaten ein recht elegantes neues deutsches Theater besitzt. Jedoch bitte ich, das Prädicat „elegant" strict auf die innere Ausstattung zu beschränken. Das neue „Stadttheater", nur wenige Häuser von dem verlassenen alten im Anfang der großen Volksverkehrsstraße, der breiten Bowery, gelegen, stellt sich nicht etwa schon von außen dem Beschauer als Tempel Thaliens dar; der Zugang, der zu diesen heiligen Hallen deutscher Kunst führt, unterscheidet sich in nichts von dem Zutritt zu den berüchtigten Concertsalons, in denen die sogenannten „pretty waiter-girls" ꝛc. als Priesterinnen des Gambrinus und verwandter Gottheiten fungiren. Dagegen ist das Innere geschmackvoll und geräumig (es soll gegen 4000 Personen fassen), und was die Leistungen betrifft, so bestrebt die Direction sich wenigstens, den Anforderungen eines bessern Geschmacks zu genügen, soweit dies eben mit dem Hauptzweck alles menschlichen Strebens in diesem Zeitalter — „Thu' Geld in deinen Beutel" — vereinbar ist. Woran es überhaupt liegt und wie es zugeht, daß eine deutsche Bevölkerung, die der Bevölkerung der größten Städte Deutschlands beinahe gleichkommt, es zu keinem des deutschen Namens würdigen Theater zu bringen vermag, darüber ließe sich ein Buch schreiben, das aber freilich wol kaum jemand lesen würde. In den letzten Wochen hat Daniel Bandmann, der junge Darsteller von Charakterrollen, der sich unlängst auch auf der englischen Bühne einen geachteten Namen machte, mit Shylock, Franz Moor, Narciß, Mephisto, Richard III. volle Häuser gemacht. Vor einiger Zeit wurde uns sogar ein Engagement Dawison's in Nordamerika angekündigt, ich vermuthe jedoch, daß

Hr. Dawison sich die Sache zweimal überlegen wird, bevor er die „Kunstreise“ übers Meer unternimmt. Der Mime ist kein Kosmopolit wie der Sänger und Musiker, er hat auf der Basis des Nationalitätsprincips zu operiren, dem ich, um es schließlich an dem herkömmlichen Glückwunsche zum neuen Jahr nicht fehlen zu lassen, im Laufe desselben nicht nur in der Wiege der beiden kräftigen Zwillinge, von welchen Ihrem witzigen „Kladderadatsch“ zufolge Frau Danebrog vorzeitig „entbunden“ worden, sondern allüberall den vollständigsten und glorreichsten Sieg wünsche!

Schloß Chambord.

Ein Reisebild aus Frankreich.

Von

Hermann Semmig.

III.

Im Jahre 1626 gab Ludwig XIII. die Grafschaft Blois, wozu Chambord gehörte, seinem Bruder Gaston d'Orleans zur Apanage. Dieser, der eine so armselige Rolle in der Geschichte gespielt hat, bewohnte oft das Schloß, namentlich in den letzten acht Jahren seines Lebens, während welcher Zeit er in seine Grafschaft verwiesen war. Seine Tochter, die famose Mademoiselle de Montpensier, bekannt wie er durch ihren bizarren Charakter, erzählt in ihren Memoiren ihre erste Ankunft als Kind. Ihr Vater war gerade oben auf der großen Doppeltreppe und stieg herab ihr entgegen, während sie hinaufstieg; da sich die beiden infolge der erwähnten Doppelwindung nicht begegnen konnten, so gab es eine lustige Haschescene. Dreißig Jahre später entspann sich hier jene unglückliche Leidenschaft, die der noch im Alter verliebten „Mamsell“ die letzten Jahre so verbitterte.

Mit Gaston's Tode (2. Febr. 1660) fiel Chambord an die Krone zurück. Doch unmittelbar nach der Abtretung an ihn hatte Ludwig XIII. schon ein anderes Schloß zu bauen begonnen, Versailles. Hier sammelte sich seit Ludwig XIV., der so manche Aehnlichkeit mit Franz I. hatte, das glänzende Leben des französischen Hofes. Doch erschien Ludwig noch einigemal in Chambord; das erste mal Anfang Juli 1660, als er nach seiner Vermählung von den Pyrenäen zurückkam, verweilte er nur einen Tag hier. Sechs Jahre später erhob er das Dorf von Chambord zur Gemeinde und ließ die jetzige Kirche bauen; sie wurde dem heiligen Ludwig geweiht und hatte den Titel „königliche Kirche“. Was den Namen „Gemeinde“ betrifft, so war es eben nur ein Name; noch

jetzt ist keiner der Einwohner Eigenthümer, und alle Gemeindefreiheit concentrirte sich in dem König.

Bei der Pracht ohne gleichen, die überall die Residenz des französischen Nebukadnezar umgab, mochte das Schloß wol mancherlei von den glänzenden Tagen Franz' I. träumen. Pelisson, bei Gelegenheit der Feste vom October 1668, macht diese Parallele in einem Briefe an Frl. von Scudéry. Das folgende Jahr spielte Chambord eine Rolle in der Geschichte der französischen Literatur, indem hier Molière's Truppe zum ersten mal das Lustspiel „Monsieur de Pourceaugnac" aufführte. Die Geschichte eines andern Stücks, das man hier ebenfalls zum ersten male spielte, „Le Bourgeois-Gentilhomme", den 14. Oct. 1670, ist ziemlich lehrreich. Sie zeigt uns, daß für den König, der sich alles war, die unsterblichen Genies der französischen Dichtkunst im Grunde nur die Rolle eines Grand-maître des plaisirs, nur etwas feinerer Art, spielten, und die deutschen Fürsten, die den Sultan von Versailles nachäfften, handelten somit ganz folgerichtig, wenn sie aus dem Hofdichter einen Spaßmacher, einen Hofnarren und Pritschenmeister machten. Der Chevalier d'Arvieux erzählt: Der König, der zur Jagd nach Chambord reiste, wollte seinen Hof durch ein Ballet unterhalten und das türkische Costüm dabei gebraucht wissen, da eben alles noch von den Türken sprach, die man in Paris gesehen hatte. Er gab daher den Herren Molière und Lully den Auftrag, ein Stück zu schreiben, wo man Türken hineinschieben könne. Molière gehorchte und schrieb seinen „Bourgeois-Gentilhomme", ein Lustspiel mit Mummenschanz. Bei der ersten Aufführung blieb der König kalt, er fürchtete, daß sein Geschmack von dem trefflichen Spiel überrumpelt würde. Das ganze Hofgesinde, das die Kälte als Tadel auslegte, rupfte dem armen Molière alle Federn aus. Als aber einige Tage später der König nach der zweiten Aufführung den Dichter öffentlich belobte, überschüttete dasselbe Hofgesindel Molière mit Complimenten bis zum Ersticken. So entwürdigend wirkt das Hofleben auf Charakter und Menschenwürde!

Als die Sonne Ludwig's XIV. eben zu sinken begann, kam er noch einmal nach Chambord. Die Reise — es war 1684 — ließ einen schlechten Eindruck zurück. Frau von Maintenon stieg eben in des Königs Gunst und saß in seinem Wagen, während die Montespan mit ihren Kindern hinterher folgte. Die Eifersucht und üble Laune der beiden Nebenbuhlerinnen setzte alles in verdrießliche Stimmung. Noch ärgerlicher jedoch ist die Stimmung, mit welcher der Kunstfreund an Ludwig's Aufenthalt in Chambord zurückdenkt. Der Schöpfer von Versailles hat dieses Meisterwerk der Epoche Franz' I. verhunzt. Er und seine Zeit that dies übrigens gewöhnlich mit den Denkmälern früherer Epochen.

Das innere Viereck des Schlosses, der sogenannte Donjon, ist ein gleichseitiges; im Erdgeschosse bilden vier Gardensäle (salles des gardes) von 40 Fuß Länge und 30 Fuß Breite ein griechisches Kreuz und theilen also das Ganze in vier Gebäude mit einzelnen Gemächern in den Stockwerken. Die Zimmerdecke dieser Säle war im zweiten Stock, sie hatten die Höhe des ganzen Gebäudes; in der Mitte des von ihnen gebildeten Kreuzes erhob sich die große Doppelwendeltreppe und stieg frei wie die Trajanische Säule vom Erdgeschoß bis zur Dachterrasse, von wo sie als Kunstpyramide, mit Sculpturen und Säulen geziert, in den Himmel ragte. Man kann sich den Eindruck denken, den dieses Kunstwerk in dem gewaltigen Raum auf den Beschauer machte, dessen Auge ihr zum Plafond des zweiten Stockes folgte, der für alle vier Säle reich mit Franzens Namenszug und Salamandern verziert war. Wahrhaftig, eine Kunstschöpfung von erhabener Originalität, der Stolz des Künstlers! Der Sultan von Versailles hat sie nicht begriffen; geblendet von falscher Größe, war sein Auge blind für die Erhabenheit. Was that er? Er machte aus den vier imposanten Sälen durch Zimmerböden, die er über Erdgeschoß und erstem Stock anlegen ließ, zwölf kleinere, „um Raum zu gewinnen"; die große Treppe wurde natürlich in die Fußböden verkleistert, sodaß sie jetzt je nach den Stockwerken drei Rumpfe bildet. Der große König handelte hier philisterhaft wie ein Spießbürger. In einem dieser Säle — es ist der oberste der Nordseite — ward der „Bourgeois-Gentilhomme" aufgeführt. Das Stück konnte zur Einweihung dieser architektonischen Verballhornung nicht besser gewählt werden; der Titel klingt wie eine Satire auf den königlichen Spießbürger. „Um Raum zu gewinnen!" Wenn man unumschränkt über ein ganzes Reich wie Frankreich gebietet, muß man da auch noch Raum von solchem Kunstwerke gewinnen wollen?

Eine andere geringere Verunstaltung war die Ueberbauung der niedern Terrasse, in welche die Gebäude östlich und westlich ausliefen, mit einem Dache in Mansard's Stile; es stach dies zwar abscheulich vom Ganzen ab, ist aber leicht zu ändern. Auch bricht man jetzt das Dach ab und stellt die Terrassen in der ursprünglichen Gestalt wieder her. Alle diese Verunstaltungen von 1661—1717 haben aber dem Staate 1,225710 Livres gekostet!

In den letzten Jahren Ludwig's XIV. war Chambord noch eine große Ehre vorbehalten. Als nämlich Prinz Eugen 1712 auf Paris marschirte, berathschlagte der Hof, ob er nicht Versailles verlassen und sich hinter die Loire zurückziehen solle, das Bollwerk der nationalen Unabhängigkeit gegen den fremden Eroberer. Man wählte Chambord als den sichersten Ort, zugleich im Mittelpunkte des Reiches gelegen. Villars' Sieg bei Denain machte den Rückzug unnöthig. Aber der

Gedanke an diese Wahl mag den heutigen Besitzer immerhin schmeicheln. Kein König von Frankreich hat seitdem Chambord wieder bewohnt.

So stand es verlassen in seiner Waldeinsamkeit, als es 1725 das Asyl des vertriebenen Königs Stanislaw Leszczynski ward, der kurz vorher 1723 seine Tochter mit Ludwig XV. vermählt hatte. Er genoß hier mit seiner Gattin ein friedliches stilles Glück. In dem Pfarrarchive findet man zahlreiche Spuren seiner Leutseligkeit; er stand oft zu Gevatter bei den Kindern des Dorfes, besuchte mit väterlicher Sorgfalt die Bauern in ihren Hütten, schlichtete ihre Streitigkeiten, kurz er hatte hier einen Vorgeschmack von dem heitern Abend, der ihn nach den Stürmen des Lebens in Lothringen erwartete. Die Königin liebte besonders die kleine Kapelle neben Franz' I. Gemächern in dem erwähnten Vorbau, der daher der Name Oratoire de la reine de Pologne geblieben ist. Stanislaw ließ aus Gesundheitsrücksichten die Wassergräben ausfüllen, die das Schloß umgaben. Dadurch verlor aber die prächtige Façade, indem sie um mehrere Meter tief verscharrt wurde, viel an freier Leichtigkeit. War es indessen keine glänzende, so war es sicher die reinste und würdigste Epoche in der Geschichte dieses Schlosses. So verführerisch leider ist der Reiz eines Thrones, daß auch Stanislaw nach acht Jahren der Idylle überdrüßig ward und nach König August's Tode 1733 wieder nach Polen eilte. Man kennt sein abenteuerliches Geschick; mit Mühe entrann er den ihn umringenden Gefahren, um endlich seine Tage in philosophischer Ruhe und engbegrenzter nützlicher Thätigkeit zu beschließen. Graf von Chambord, wollen Sie sich nicht dieses Leben zur Lehre dienen lassen?

Nach Stanislaw's Abreise neue Stille in Chambord, dann aber um so mehr Lärm und Lust, und unter wem? Unter dem Sohne gerade des politischen Feindes von Stanislaw, des Marschalls Moritz von Sachsen. Einen pikantern Wechsel konnte es nicht leicht geben. Der Sieger von Fontenoy bezog das Schloß, das ihm Ludwig XV. zum Gebrauch überlassen hatte, Ende 1748. Bekanntlich hatte er sich geweigert, zur katholischen Kirche überzutreten; ein Protestant Herr von Chambord! Wenn Franz I. und Ludwig XIV. das gewußt hätten!

Im Leben freilich war Moritz ein ganzer Heide und namentlich die Verehrung von Bacchus und Venus trieb er bis zur Ausschweifung. Freilich nicht lange, da er schon krank angekommen war. Seine Lieblingszerstreuung war die Oper; er ließ daher den großen westlichen Saal im zweiten Stock des Donjon zum Theater einrichten und hier von dem berühmten Favart und seiner Truppe Vorstellungen geben, zu denen man von allen umliegenden Städten herbeiströmte. Auch die Pompadour kam einmal von ihrem Schlosse Menars am rechten Loireufer hierher. Favart war bekanntlich der Schöpfer der komischen Oper,

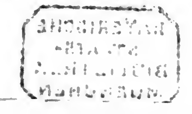
der echten Nationaloper Frankreichs; in dem Schlosse Chambord, diesem Werke echt französischer Kunst, hatte sie einen ihrer würdigen Tempel.

Die Hauptleidenschaft des Marschalls war die Kriegskunst, sein Leben vor allem militärisch, soldatisch. Alltäglich ließ er auf dem großen Platze hinter dem Schlosse, wo man noch die Reste der Kaserne sieht, die zwei Ulanenregimenter manövriren, die ihm der König als Garnison mitgegeben hatte. Es war ein fast königlicher Hofstaat, der den Marschall umgab; war er doch auch ein Königskind! Da hatte er denn die Grille, nach königlichem Gebrauch eine Schildwache vor seine Zimmer zu stellen. Er half seiner Eitelkeit auf eine schlaue Weise: er ließ auf eine Thür vor dem Salon „Militärkasse“ schreiben und unter diesem Vorwand den Posten von einer Schildwache besetzen.

Das wilde Leben führte den Marschall nach zwei Jahren ins Grab, er starb an einem Blutsturz den 30. Nov. 1750. Nach seinem Tode bewohnte sein Neffe und Erbe, Graf Friesen, das Schloß noch eine Zeit lang, dann fiel es wieder der Krone anheim.

Und nun war es still bis zur Revolution. Das Volk, das die Bastille zerstört hatte, legte bald die Hand an alle Denkmäler des Königthums. Auf das Verlangen der Nationalversammlung ernannte die Municipalität von Blois schon am 3. Mai 1790 eine Commission zur Abfassung eines Mémoire über den nützlichsten Gebrauch, den man von Chambord machen könnte, „wofern die Versammlung nicht die Zerstörung des Schlosses geböte“. Das Jahr darauf erbot sich eine Gesellschaft englischer Quäker, die Domäne zur Anlegung von Manufacturen anzukaufen und man zog in Blois diese und ähnliche Vorschläge ernstlich in Erwägung; aber Krieg und sonstige Sorgen lenkten die Geister auf andere Fragen hin. Indessen verordnete der District von Blois den Verkauf des ganzen Mobiliars. Ein entsetzlicher Schacher! Alle Trödler der Provinz liefen herzu. All die Wunder der Kunst, an denen drei Jahrhunderte gesammelt hatten, waren in ein paar Tagen in alle Welt zerstreut; man riß, sagt eine Beschreibung, das Getäfel von den Wänden, das Parket vom Boden, ja Fensterläden und Kaminsimse riß man ab. Die reichsculptirten Thüren und die Rahmen der Gemälde warf man im Versteigerungssaal ins Feuer, daß die Simse von der Hitze zerplatzten. Das einzige Möbel, das von all den Kostbarkeiten, von all dem Luxus zurückgeblieben, ist die steinerne Tafel, auf welcher der Leichnam des Marschalls von Sachsen einbalsamirt worden war; ein Leichenstein des Königthums!

Einige Monate nachher kam ein Beamter des Departements, um alle Lilien und sonstigen Insignien des Königthums zu vertilgen; aber der Architekt des Schlosses bewies ihm, daß diese Arbeit mehr als hunderttausend Francs kosten würde. Natürlich konnte man das Geld besser



brauchen. Doch war das Schicksal des Schlosses immer unsicher und „in den öden Fensterhöhlen wohnte das Grauen". War es bedauerlich, daß ein, wie ich gezeigt habe, echt nationales Kunstwerk so barbarisch verwüstet wurde, so haben doch die Legitimisten kein Recht, Volk und Revolution deswegen zu verdammen. Das Volk wollte nur einen Sitz fürstlicher Wollust zerstören, und all die Prachtschlösser der Valois und der Bourbonen waren nichts anderes, ohne allen Nutzen für das gemeinsame Wesen; sie sind nur für den Prunk da. Und wenn der Kunstsinn dieser Zerstörung nicht ein gewisses Maß auferlegte, an wem liegt die Schuld als an der alten Monarchie, die das Volk nicht besser erzogen hatte? Wie die Kirche, der das Königthum Millionen Protestanten geopfert hatte, den Hauptwerth auf äußerliche Dinge und Ceremonien legte, so sah das unter Steuern und Lasten seufzende Volk vom Königthum nichts als den äußern Schimmer. Kein Wunder, daß es seine Rache an den äußern Insignien dieser beiden Gewalten übte und Kirchen wie Paläste verwüstete, deren künstlerischen Werth es nicht fühlte oder im Eifer des Zorns und der Rache übersah.

Im Jahre 1797 wollte die Nationalvertretung dem General Bonaparte, der den Frieden von Campo-Formio geschlossen hatte, ein Nationalgeschenk machen und schlug dazu Chambord vor; aber das eifersüchtige Directorium wußte den Vorschlag zu beseitigen und fertigte den gefährlichen Helden mit Ruhm ab. Der General wußte sich selbst zu belohnen; statt eines Schlosses ward ganz Frankreich sein und Bonaparte hieß Napoleon.

Der neue Kaiser bestimmte Chambord zum Hauptsitz der funfzehnten Cohorte der Ehrenlegion unter General Augereau. Später wollte er die Erziehungsanstalt der verwaisten Töchter der Legionäre hierher verlegen, gab aber den Gedanken der großen Kosten wegen auf, welche die Einrichtung verursacht hätte. Aus demselben Grunde wies er es auch den spanischen Prinzen nicht zur Residenz an; Möblirung und Wiederherstellung würde 9 Millionen gekostet haben. Am 28. Febr. 1809 wurde Chambord wieder mit dem Krongute vereinigt, aber noch im selben Jahre gab es Napoleon seinem Brautwerber Marschall Berthier, Fürst von Wagram, und wies ihm noch 500000 Fr. Jahresrente auf den Ertrag der Rheinschiffahrt an, unter der Bedingung, alle Einkünfte zur Restauration des Schlosses zu verwenden. Allein diese Bedingung ward nie erfüllt, der Marschall kam nur auf zwei Tage hierher und Chambord stand wieder verlassen bis 1814.

In diesem Jahre zog sich die kaiserliche Regierung nach Blois zurück und der Hof gedachte auf das linke Loireufer zu flüchten, ganz wie unter Ludwig XV. Schon schickte man einen Theil der Equipagen nach

Chambord und der Krönungswagen stand im Schloßhof; in einem andern Schlosse Franz' I., in Fontainebleau, dankte Napoleon ab.

Nach der Restauration beutete Berthier's Witwe, ein bairische Prinzessin, die natürlich die Rente von der Rheinschiffahrt verloren hatte, die Domäne möglichst aus; sie ließ Holz fällen, Waldboden urbar machen und vermiethete zuletzt Schloß und Jagdrecht auf zwei Jahre für lumpige 4000 Fr. einem rohen Engländer. Statt Molière's geistreicher Komödien und Favart's Opern hallte nun das Gewieher viehischer Lust in den Sälen von Chambord wider; die Zerstörung durch die Hand der Revolution wäre ihm besser gewesen als diese Besudelung.

Ich nannte das Schicksal dieses Schlosses pikant; das Pikanteste von allem ist der Abschluß seiner Geschichte. Nach so mannichfachen Erlebnissen in die unflätigen Hände eines Säufers gefallen, wurde diese Perle französischer Kunst von „Frankreichs" Hand aufgehoben und als Geschenk der Nation dem letzten Abkömmling der Bourbonen übergeben.

Der Besitz der Domäne war der Fürstin von Wagram längst zur Last; sie war nicht reich genug für so königlichen Palast und obgleich sie die Bedingung, das Schloß in seinem alten Glanze wiederherzustellen, nicht erfüllt hatte, so erhielt sie doch 1819 von Ludwig XVIII. die Erlaubniß es zu verkaufen. Jetzt wäre es unrettbar auf immer verloren gewesen, schon streckte die bekannte Bande noire, die sich den Auftrag gab, die Erbschaftsangelegenheiten der Revolution zu regeln, gierig die Hände danach aus und selbst der geistreiche Paul Louis Courier, der französische Börne, schrieb in der Hitze des Parteikampfs: „Ich wünsche vom Grund der Seele, daß es der Schwarzen Bande glückt, die meiner Ansicht nach soviel werth ist als die Weiße Bande" (weiß war die royalistische Farbe) „und Staat und Kirche besser dient. Ich bete zu Gott, daß sie Chambord kaufe." Da rettete ein royalistischer Gedanke das Schloß vom Untergange.

Louvel hatte mit dem Herzog von Berry das Geschlecht der Bourbonen auszurotten geglaubt (13. Febr. 1820), aber „Gott gab" ihm unverhofft einen Erben. Henri Dieudonné war darum sein Name (29. Sept. 1820) und in schwärmerischer Begeisterung schlug der Graf Adrien de Calonne vor, eine Subscriptionsliste für alle Gemeinden Frankreichs zum Ankauf der Domäne Chambord zu eröffnen und das Schloß dem Herzog von Bordeaux zu schenken. Man bildete eine Commission und schon am 5. März 1821 ward die Domäne dem Grafen als Vertreter der Commission für 1,5420000 Fr. zugeschlagen. Ob die Staatsbeamten gezwungen worden sind beizusteuern, mag dahingestellt bleiben; der moralische Druck war stark genug, durch Beisteuern machte man sich beliebt, und die Worte des Ministers des Innern,

Graf Siméon, vom 20. Dec. 1820, wonach die Regierung ganz unbetheiligt bleiben wollte, wurden vom Gefühle des öffentlichen Anstands dictirt. Im Interesse der Kunst freut es mich, den Demokraten, daß ein Meisterwerk der Architektur erhalten worden ist; aber man darf auch nicht übertreiben und z. B. an die Ruinen des Parthenon erinnern wollen. Das Parthenon, der Tempel des Gedankens und der Civilisation, war die Schöpfung eines freien Volks, Chambord die des fürstlichen Absolutismus. Auch Courier's Worte finde ich ganz zu entschuldigen; der gebildete Kunstfreund und Hellenist hätte sie gewiß nicht gesprochen, hätten ihn die royalistischen Umtriebe gegen die Freiheit nicht gereizt. Selbst die Bande noire hat unter Umständen ihre gute Seite.

Der König zögerte noch mit der Annahme; ungern, sagt man, erlaubte Karl X. der Herzogin von Berry 1828 auf ihrer Reise in die Vendée auf dem Schlosse Chambord zu verweilen. Sie wurde hier am 18. Juni von mehr als siebentausend Einwohnern des Departements empfangen und grub ihren Namen in einen Stein unter der Kuppel der großen Treppe. Man hat die Inschrift mit Mörtel überzogen, um sie vor den Händen der Neugierde oder des politischen Hasses zu schützen. Man sieht, Courier war wol zu entschuldigen, Chambord war nur eine Station auf der Wallfahrt nach der Vendée. Erst am 7. Febr. 1830 wurde die Domäne feierlich von der Commission Karl X. übergeben, der sie im Namen seines Enkels annahm. Wenige Monate darauf wanderte die Familie der Bourbonen ins Exil, der Herzog von Bordeaux ward Graf von Chambord! Auch das Schloß selbst war von der Revolution bedroht. Nach den Februarunruhen und der Verwüstung des erzbischöflichen Palastes in Paris 1831 wurde die Verwaltung des Departements genöthigt, die kolossale Lilie über der Kuppel der großen Treppe abzubrechen (sie ist seitdem wiederhergestellt worden), ja der ganze Besitz wurde dem Grafen streitig gemacht und die Domäne von der Julitregierung am 5. Dec. 1832 im Namen des Staats eingezogen. Die Regierung stützte sich dabei auf den Titel „Apanage", der in einigen Documenten der Domäne gegeben ward, und mochte sich allerdings durch den Aufstand in der Vendée im selben Jahre bedroht fühlen. Doch hat ihr die öffentliche Meinung niemals recht gegeben und wenn auch die ungeheuere Mehrheit der Nation die Rückkehr der Bourbonen keineswegs wünscht, so verbietet ihr doch ein Gefühl des Anstands, dem verbannten letzten Sprößling der alten Könige diese ihm ausdrücklich geschenkte Domäne zu misgönnen, und zwar um so mehr, je weniger seine Ansprüche auf Erfolg rechnen können. Zwanzig Jahre lang währte der Proceß um das Eigenthum des letzten Bourbonen, da mußte das Haus der Orleans selbst in das Exil wandern. Alle Besitzungen des letztern sind seitdem von der kaiserlichen Regierung ein-

gezogen und verkauft worden, die Domäne des Grafen von Chambord ist unangetastet geblieben, niemand stört ihn in dem ruhigen Besitz; nur freilich sieht er sie nie, besucht er sie nie. Auf fremder Erde führt er sein müßiges nur von eiteln Träumen bewegtes Dasein hin, im Schlosse Chambord aber herrscht das Schweigen der Einsamkeit und der Roman seiner Geschichte endigt mit einer Elegie.

Mitten im Walde steht ein Schloß
Auf dürr sandiger Heide.

Literatur und Kunst.

Erzählende Literatur.

„Zum stillen Vergnügen. Künstlergeschichten von Wolfgang Müller von Königswinter" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus) betitelt sich die neueste Gabe, mit welcher die erzählende Muse des liebenswürdigen Dichters uns beschenkt, vor dessen schönheitstrunkenem Auge nicht nur die landschaftlichen Reize seiner Heimat aufgeschlossen liegen, sondern der auch in Sachen der bildenden Kunst durch verschiedene Fachschriften seinen klaren Blick und sein auf gründliche Kenntniß gestütztes Urtheil bekundet hat. Beides, die Vertrautheit mit dem Bildungsgang und den Zuständen unserer modernen bildenden Kunst, sowie die Liebe zur rheinländischen Heimat mit ihrem goldenen Strom, ihren Bergen und Thälern und den frischen kräftigen Menschen, welche sie bewohnen, tritt uns auch aus den vorliegenden Erzählungen in anmuthiger Vereinigung entgegen; die eine hat den Stoff, die andere die Staffage gegeben. Es sind, wie schon der Titel besagt, „Künstlergeschichten" und zwar mit jener halb memoirenhaften Färbung, welche auch den „Erzählungen eines rheinischen Chronisten", mit denen derselbe Verfasser uns vor einigen Jahren erfreute, einen so eigenthümlichen Reiz verleiht. Wie in dem letztgenannten Werke die Literaturgeschichte, so bildet hier die Kunstgeschichte den Hintergrund, welchen der Verfasser in sinniger Weise mit den Gestalten seiner Phantasie bevölkert. Und auch die letztern zeigen durchgehends eine gewisse Porträtähnlichkeit, sodaß wir wol kaum irren, indem wir annehmen, daß dem Dichter bei den einzelnen Helden seiner Erzählungen bestimmte Persönlichkeiten aus unserer modernen Künstlerwelt, insbesondere aus jenem düsseldorfer Kreise vorgeschwebt haben, an dem er selbst so viele Jahre hindurch so innigen Antheil genommen und dessen Feste und Lustbarkeiten er so häufig durch dichterische Spenden verschönt hat. Bestärkt werden wir in unserer Annahme durch dasjenige, was der Verfasser selbst im Vorwort zur Erklärung des von ihm gewählten Titels bemerkt. Danach haftet der Name: „Zum stillen Vergnügen" an einem Hause „in einem jener alten Rheinstädtchen, die in den engen felsigen Windungen des herrlichen Stromthales liegen und mit ihren alten Thürmen und Mauern, mit ihren gothischen Kirchen und erker-

geschmückten Giebeln wie Grüße aus einer gemüthlichen Vergangenheit in die Gegenwart sehen". Das Haus, das der Verfasser im Sinne hat, ist nicht mehr noch weniger als eine Schenke, zwar ohne Aushängeschild, aber dafür mit alten trefflichen Wirthsleuten, die nicht ohne weiteres jeden aufnehmen, denjenigen aber, dem sie ihr Haus öffnen, dafür auch mit ebenso altem trefflichen Wein sowie überhaupt mit einer Gastlichkeit empfangen, die an die alten guten Zeiten erinnert, wo es noch keine Eisenbahnen gab und wo namentlich der Student und der Künstler noch mit dem Ränzel auf dem Rücken zu Fuß durch die Welt daherzog; also was man eine richtige Künstlerkneipe nennt, eng und klein, vielleicht auch ein wenig finster, aber nur um so behaglicher und friedfertiger. Hier, wo der Verfasser gern als junger Student verkehrte, suchte er auch noch in spätern Jahren Erholung und Zerstreuung und da will er denn im Kreise der Künstler, welche die entlegene Schenke ebenfalls zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt hatten, aus dem Munde derselben die Grundlinien der Erzählungen empfangen haben, die er uns hier in poetisch durchgearbeiteter Form darbietet. Wie es sich indessen mit dieser Entstehung des Buchs auch verhalte, echter Künstlergeist weht jedenfalls darin und zwar entfaltet derselbe sich mit all jener Unbefangenheit und Traulichkeit, wie sie eben in Künstlerkreisen zu herrschen pflegt, zugleich aber auch mit jener Lebenswahrheit und Naturtreue, wie sie nur von demjenigen erreicht wird, der Gelegenheit gehabt hat, seinen Gegenstand unmittelbar nach der Wirklichkeit zu studiren. Das eigentliche novellistische Gerüst, welches dem Verfasser dabei als Unterbau für seine Schilderungen dient, ist allerdings nur sehr einfach, theilweise sogar etwas zu einfach, wenigstens für die Breite, mit welcher der Verfasser das Detail ausmalt, was sich namentlich in der ersten Erzählung („Mit Hammer und Meißel, Geschichte des Ernst Fröhlich") auf eine stellenweise etwas ermüdende Weise fühlbar macht. Doch ist das ganze Buch überhaupt nicht für den verwöhnten Gaumen solcher Leser bestimmt, deren Interesse in erster Reihe ein stoffliches ist und die daher überall in Aufregung und Spannung versetzt sein wollen. Dieser Art von Lesern werden die vorliegenden Erzählungen etwas einförmig vorkommen, und leugnen, wie gesagt, läßt es sich nicht, daß der Verfasser hier und da hätte etwas mehr Sorgfalt auf die novellistische Grundlage verwenden oder auch das Gewebe seiner Darstellung etwas knapper fassen können. Auch die Verwandtschaft des Stoffs hat eine gewisse Eintönigkeit hervorgebracht, die wiederum dem Geschmack mancher Leser nur wenig zusagen dürfte. Wer dagegen Sinn hat für die einfach schmucklose Darstellung eines Künstlerlebens, das ja unter allen Umständen nichts anderes ist als das Menschenleben selbst in seiner höchsten Potenz; wen es interessirt, zu sehen, wie der Keim des Genius sich häufig in der unscheinbarsten Form, unter den ungünstigsten und drückendsten Umgebungen entfaltet; wer sich mitten in unserm materiellen Zeitalter Sinn und Verständniß bewahrt hat für die Kämpfe, in denen das Talent mit der Prosa des Alltagslebens ringen muß; endlich wer selbst eine Ahnung besitzt von den verschwiegenen Freuden, den kleinen und doch so köstlichen Genüssen, die dem Künstler bei alledem auf seiner dornenreichen Laufbahn beschieden sind, oder auch in wessen Adern ein Tropfen schäumt von

jenem kecken frischen Blute, das die Seele des Künstlers schwellt und ihn unempfindlich macht gegen die kleinen und großen Leiden der Wirklichkeit — dem wird sich auch in diesem übrigens so anspruchslosen Buche eine Quelle reichen und fesselnden Genusses eröffnen, ja er wird dem Verfasser Dank wissen gerade für die Einfachheit, mit welcher er seine Stoffe zugerichtet und eingekleidet hat. Das Ganze besteht aus vier Erzählungen; die erste haben wir bereits genannt, die Titel der übrigen lauten: „Der Domschüler. Geschichte des Clemens Heil", „Vom Pflug zum Pinsel. Geschichte des Theodor Barkhofen" und „Waldtage. Geschichte des Wilhelm Haiden". Daß unter diesen erdichteten Namen sich allem Vermuthen nach bestimmte historische Persönlichkeiten verbergen, bemerkten wir schon oben; in einzelnen Fällen ist die Beziehung sogar so deutlich, daß die Anspielung selbst dem Laien der modernen Kunstgeschichte nicht entgehen kann. So namentlich in der Geschichte „Vom Pflug zum Pinsel", der, wenn wir uns nicht ganz täuschen, die Lebensschicksale eines bekannten, noch jetzt in Rom lebenden westfälischen Bildhauers zu Grunde liegen und die wir nach Form wie Inhalt keinen Anstand nehmen, als die Krone des Buchs zu bezeichnen. Die speciellere Auslegung müssen wir andern überlassen, die mit den Persönlichkeiten unserer modernen Kunstgeschichte vertrauter sind, als der Verfasser dieser Zeilen sich rühmen kann. Auch wird durch das Mehr oder Weniger dieser historischen Beziehungen der poetische Werth der Erzählungen natürlich nicht geändert, dieser aber ist und bleibt das volle und ungetheilte Verdienst des Verfassers, der sich in dem vorliegenden Werke aufs neue als eine ebenso tüchtige wie liebenswürdige Natur zeigt, ein richtiger Rheinländer, von frischen Sinnen, empfänglich für alle Reize der Natur wie der Kunst, die gerade im Rheinland so vielfach Hand in Hand gehen, sodaß das vorliegende Buch, in welchem künstlerische und landschaftliche Schilderungen sich vielfach verflechten, auch in dieser Hinsicht als ein treuer Spiegel seiner Heimat gelten darf, und sich gewiß auch als solcher nah und fern zahlreiche Freunde erwerben wird. mmr.

Vom Büchertisch.

„Dante und die italienische Literatur (1265—1865)" und „Ruhmeshalle der deutschen Wissenschaft (1740—1840)", ersteres nach dem Gemälde von W. Lindenschmit, letzteres nach einer Zeichnung von F. Schwörer. Auf jenem sind die Berühmtheiten der italienischen Literatur von Beginn derselben bis auf die Gegenwart, auf diesem, das nicht nur in Größe und Ausstattung, sondern auch in Betreff der künstlerischen Anordnung ein genaues Seitenstück zum erstern bildet, die vorzüglichsten Größen der deutschen Wissenschaft während der letzten hundert Jahre dargestellt; dort bilden Dante, Ariost und Petrarca, hier Kant und Alexander von Humboldt den Mittelpunkt, um welchen sich dort die glänzende Schar italienischer Dichter und Denker, hier die Phalanx deutscher Wissenschaft, jedoch mit Ausschluß der jungen zeitgenössischen Gelehrten, anschließt. Ein reiner künstlerischer Eindruck darf von Bildern dieser Art,

die ihrer ganzen Bestimmung nach ziemlich nah an das Decorative anstreifen, natürlich nicht gefodert werden; was der Künstler aber zu leisten im Stande ist, um das Absichtliche der Anlage möglichst zu verschleiern und uns wenigstens annähernd den Eindruck eines wirklichen, von aller äußerlichen Tendenz abstrahirenden Kunstwerks zu verschaffen, also namentlich eine geschickte Zusammenstellung der einzelnen Gruppen, verbunden mit malerischer Abrundung der gesammten Composition, das ist hier mit glücklichstem Takt und unter Benutzung der besten Vorbilder erreicht. Die Porträtähnlichkeit der einzelnen Köpfe kann selbstredend bei einem so kleinen Maßstab nicht besonders hervorstechend sein, ist jedoch in den meisten Fällen wenigstens so weit erreicht, daß die Phantasie des Beschauers das etwa noch Mangelnde bereitwillig ergänzt. Was endlich die photographische Ausführung angeht, so stellen beide Blätter sich dem Besten zur Seite, was aus dem Albert'schen Atelier bisher hervorgegangen, namentlich wenn man die ungewöhnliche Größe der Platten und die damit verbundenen technischen Schwierigkeiten in Anschlag bringt. Um so mehr Anerkennung verdient der billige Preis, der auf nur 3 Thlr. für das Blatt festgesetzt ist, sodaß also auch in diesem Falle der minder Bemittelte in den Stand gesetzt ist, sich den Besitz von Kunstwerken zu verschaffen, durch die ebenso sehr seinen literarischen wie künstlerischen Sympathien Genüge geleistet wird.

„Paul Bruno. Roman aus dem idealen und realen Leben von Karl Robert, Verfasser von „Hohenastenberg" (2 Bde., Nordhausen, Büchting). Der Verfasser (oder haben wir es mit einer Verfasserin zu thun?) will durch diesen Roman die Leser warnen, sich allzu sehr jener idealistischen Auffassung des Lebens zu überlassen, die namentlich der Jugend eigenthümlich zu sein pflegt, und darüber die Forderungen zu verkennen, welche die realen Mächte derselben an uns richten, und die sich in der Regel um so unerbittlicher geltend machen, je weniger wir geneigt sind, auf sie zu achten. Diese Absicht ist ohne Zweifel ganz löblich, wenn auch nicht gerade sehr poetisch; was dagegen die Ausführung anbetrifft, so müssen wir sie als verfehlt bezeichnen, insofern es dem Verfasser nicht gelungen ist, seine Idee wirklich in poetisches Fleisch und Blut umzusetzen. Der doctrinäre Anstrich, der dem Ganzen anhaftet, läßt keinen unbefangenen poetischen Genuß aufkommen; die Erfindung ist dürftig, die Handlung, durch vielfache, zum Theil ganz müßige Episoden aufgehalten, schreitet mühsam fort, und auch die Charakteristik erhebt sich nicht über das Schablonenhafte.

Correspondenz.

Aus Wien.

Anfang Januar 1865.

E. C. Flaue Zeit, schlechte Zeit! Das ist der Refrain, den man in diesem Augenblick allerorten in Deutschland hört. Wir in Oesterreich haben aber doch wol den meisten Grund, ihn anzustimmen; das alte Jahr ist trüb und unerfreulich zu Ende gegangen und trüb und unerfreulich hat auch das neue begonnen, die Rückschau in die Vergangenheit ist ebenso düster wie der Blick in die Zukunft. Für den Augenblick sind es besonders zwei Dinge, die unsern Staatsmännern schwer im Magen liegen: die päpstliche Encyklica und die preußische Allianz. Das absonderliche Schriftstück, womit Pius IX. die Gegenwart zu überraschen für gut fand, hat hier überall auf das peinlichste berührt. Hätten wir Zustände wie in Frankreich, wo der Cultusminister den Bischöfen die Veröffentlichung der Encyklica einfach verbieten konnte, so möchten wir über die ohnmächtigen Krämpfe des gelähmten Papstthums wahrscheinlich lachen. Allein bei uns steht die Sache anders; noch ist das Concordat bei uns in Kraft, noch schwebt das Damoklesschwert pfäffischer Denunciation über jeder Zeitung, die der römischen Curie ihrer neuesten Expectoration halber zu nahe tritt. Die „Vorstadt-Zeitung" hat schon wieder ihren Preßproceß weg und selbst gegen die „Constitutionelle Oesterreichische Zeitung", die doch dem Ministerium nahe genug steht, indem sie einen monatlichen Zuschuß von 12000 Gulden aus dem Dispositionsfonds erhält, ist Hr. Staatsanwalt Lienbacher eingeschritten. Freilich sind die Wege, welche dieser Herr wandelt, dem schlichten Laienverstande nicht immer ganz begreiflich; so hat er vor acht Tagen ein halb Dutzend Zeitungen auf einmal in Anklagestand versetzt, aus keinem andern Grunde, als weil sie die in öffentlicher Gerichtssitzung von einer Delinquentin über die Polizei gemachten Aeußerungen reproducirt hatten!...

Was indessen die päpstliche Encyklica anbetrifft, so hat sie hier selbst unter aufrichtigen Katholiken von zweifelloser Frömmigkeit die lebhafteste Trauer und Bestürzung erregt. Trotz der großen Ausdehnung, welche die extreme ultramontane Partei sich in jüngster Zeit bei uns zu verschaffen gewußt hat, gibt es noch immer Männer genug, im geistlichen sowol wie im Laienstande, welche den Standpunkt eines Montalembert oder Döllinger im Sinne des belgischen Liberalismus zwischen Staat und Kirche zu vermitteln suchen. Dieser Partei des Compromisses ist nun durch die Encyklica der Boden unter den Füßen weggezogen; gegenüber dem starren „non possumus" dieses neuesten päpstlichen Erlasses, der alle Forderungen der Zeit, der Humanität, ja des gesunden Menschenverstandes mit dem Fluche der Kirche belegt, ist keine Vermittelung mehr möglich. Die römische Kirche erklärt, von der heutigen Welt nichts wissen zu wollen. Die einfache Folge wird also wol sein, daß die heutige Welt auch ihrerseits von der römischen Kirche nichts mehr wissen will. Auch in Oesterreich wird es ohne Zweifel dahin kommen, zuvor jedoch wird noch erst eine Generation darüber hinsterben müssen. Für den Moment wenigstens haben die Ultramontanen,

als deren stärksten Hort innerhalb des Kreises der österreichischen Kirchenfürsten man den Erzbischof von Prag, Cardinal Schwarzenberg, bezeichnen kann, noch zu sehr das Heft in der Hand, als daß die rechte Antwort auf die römische Anmaßung von hier aus erwartet werden könnte. Allerdings schwebt die Idee einer österreichischen Staatskirche in der Luft und selbst Cardinal Rauscher, stolz und ehrgeizig wie er ist, würde es vielleicht nicht verschmähen, den österreichischen Patriarchen zu spielen. Allein bis derartige Gedanken zur Wirklichkeit werden, bis dahin wird noch viel Wasser die Donau entlang fließen müssen. Die Hauptsache ist, daß Kaiser Franz Joseph auf Grund seiner persönlichen Ueberzeugung niemals in eine Trennung der Staatskirche von Rom einwilligen wird und schließlich geschieht ja bei uns trotz der constitutionellen Aera, in der wir leben, doch nur, was der Kaiser will....

Die Allianz mit Preußen z. B. wäre schon längst in die Brüche gegangen, wenn nicht der ausdrückliche persönliche Wille des Kaisers ihr das Leben fristete. Das Volk, die Presse, die Minister sind dagegen, dennoch bleiben die herzlichen Beziehungen zwischen Wien und Berlin unverändert, obwol Oesterreich ganz gewiß und Deutschland sehr wahrscheinlich dabei zu Schaden kommen. Die Journale aller Farben schreiben hier in Wien gegen die Annexion der Herzogthümer an Preußen, in den höchsten Kreisen dagegen scheint man sich allmählich selbst mit diesem früher so verhaßten Gedanken immer mehr zu befreunden. Wo aber ja noch ein Schwanken übrig ist, da wird Prinz Friedrich Karl, dessen Besuch nun mit Bestimmtheit in der zweiten Hälfte des Monats erwartet wird, die letzten Bedenklichkeiten heben. Dem Herzog von Augustenburg ist, wie es scheint, noch eine letzte Frist gestellt, sich mit Preußen in Einvernehmen zu setzen und alle von Berlin aus verlangten Propositionen zu bewilligen; beeilt er sich nicht, dieselbe zu benutzen, so wird dasselbe Oesterreich, das den armen Souverän in jure et spe solange gegen Preußen hetzte und ihm für den äußersten Fall die Unterstützung seiner Macht zusagte, ihn mit kühlem Achselzucken vollständig aufgeben. Vom Rechtsstandpunkt angesehen wird es dann allerdings fatal sein, wenn Preußen durch die Annexion der Herzogthümer die Legitimität sämmtlicher deutscher Fürsten in Frage stellt, ein Nationalunglück aber vermögen wir bei alledem nicht darin zu erblicken. Nur für Oesterreich könnte die Nachgiebigkeit in dieser Frage einmal verhängnißvoll werden. Man scheint hier keine Ahnung davon zu haben, daß die Erwerbung Schleswig-Holsteins durch Preußen der Anfang der Einigung Deutschlands unter Preußen sein würde und daß ein so geeinigtes Deutschland früher oder später in einen Vernichtungskrieg mit Oesterreich um des letztern deutsche Provinzen gerathen müßte. Auf welcher Seite aber, wenn sich auch nur die Perspective eines solchen Ausgangs zeigte, würden die deutschen Patrioten stehen, bei Oesterreich oder bei Preußen? Die Antwort gibt sich gewiß jeder selbst.

Nächster Tage wird nun auch unser Reichsrath nach den Weihnachtsferien wieder zusammentreten. Der Finanzausschuß hat fleißig gearbeitet, und die Budgetdebatte wird in längstens 14 Tagen beginnen können. Ein eigentlicher Kampf wird natürlich nur über das Militärbudget stattfinden. Gelingt es dem Abgeordnetenhause nicht, hier bedeutende Abstriche zu er-

zwingen, so läßt sich wirklich nicht sagen, was aus unsern Finanzen werden soll. Dreißig Millionen jährlich weniger für die Armee — dann, aber auch nur dann kann dem Volke geholfen werden; entschließt man sich an höchster Stelle nicht zu diesem Schritt, mit dem allerdings eine Aenderung des gesammten Wehrsystems verbunden sein müßte, so wird wol nichts übrig bleiben, als eine Reduction des Zinsfußes der Staatsschuld, d. h. ein partieller Bankrott. Einstweilen trifft unsere Abgeordneten nicht mit Unrecht der Vorwurf, daß sie sich zuviel mit Kleinigkeiten abgeben. Im Finanzausschuß z. B. ward über die halbe Million für den „Dispositionsfonds" fast mehr geredet und gestritten als über das ganze kolossale Militärbudget. Nun gibt es aber augenblicklich in der ganzen Welt nicht Eine Regierung, die nicht eine gewisse Summe für Preßzwecke ausgibt, und auch von Oesterreich kann man nicht verlangen, daß es darin eine Ausnahme machen soll. Hat man kein Vertrauen zu dem bestehenden Ministerium, so mag man es stürzen, aber ihm die Geldmittel verweigern, deren es zu seiner journalistischen Vertretung so gut bedarf wie eine politische Partei, das scheint mir weder logisch richtig noch praktisch wohlgethan. Gleichwol richtet sich bei uns der stärkste Sturm regelmäßig gegen diesen „Dispositionsfonds". Vornan steht dabei die alte „Presse", und zwar werden, was die Sache erst recht pikant macht, die betreffenden Artikel von einem Manne geschrieben, der volle zehn Jahre lang ganz ausschließlich von eben dem abscheulichen „Dispositionsfonds" lebte und sich dabei, wie der Augenschein lehrt, vortrefflich wohl befand! Solche Heuchelei geht denn doch ins Ekelhafte und selbst das große Publikum ist nicht einfältig genug, um nicht zu merken, was diese tugendhafte Entrüstung so eigentlich zu bedeuten hat. In Betreff der Presse bestätigt sich überdies immer mehr, was ich Ihnen schon vor Monaten schrieb: nicht die Männer, welche gegangen, sondern die gekommen sind, werden die „Presse" ruiniren. Wirklich soll der Abonnentenverlust zu Neujahr sich in die Tausende belaufen und Hr. Zang deshalb, wie denkbar, im übelsten Humor sein. Im großen Publikum kommt man erst jetzt allmählich dahinter, daß es die Redacteure der seligen „Donau-Zeitung" sind, welche die liberale „Presse" in Pacht genommen haben und diese Erkenntniß treibt mehr Abonnenten zu der „Neuen Freien Presse" hinüber, als alle Anstrengungen der letztern anzuziehen vermöchten, wennschon im übrigen anerkannt werden muß, daß das neue Blatt, nachdem es die Kinderkrankheiten durchgemacht, in der That recht interessant und lesenswerth ist. Auch soll die „Neue Freie Presse" bereits 10000 Abonnenten zählen, balgt sich aber dennoch fast Tag für Tag mit der „Alten" herum, die sie, lächerlich genug, des „Abonnentendiebstahls" beschuldigt. Als ob man die Abonnenten so ohne weiteres vom Gesims nehmen und in die Tasche stecken könnte! Wie mancher Redacteur würde dann auf den „Abonnentendiebstahl" ausgehen, besonders am Quartalschluß, wo er jetzt im Gegentheil mit tiefem Bedauern manch theures Haupt vermißt! Die meisten hiesigen Blätter haben mit Ende des Jahres 1864 erschrecklich an Abonnenten verloren und von einigen ist die Auflage nachgerade so klein geworden, daß man nicht weiß, wozu sie überhaupt noch gedruckt werden. Vielleicht aber ist das die gerechte Strafe ihrer Gott-

losigkeit; die Welt wird immer schlechter und der frommen Gläubigen werden immer weniger....

Hier und da freilich taucht aus der Schar der argen Weltkinder noch ein vereinzelter Streiter für die „christliche Wissenschaft“ auf. Da hat z. B. ein Baron Marenzi, kaiserlich königlicher Feldmarschall-Lieutenant in Pension, die Muße seines Ruhestandes dazu benutzt, ein dickes Buch über Geologie zu schreiben, worin alle Lehren der heutigen Wissenschaft über Bildung und Alter der Erde ꝛc. vom Standpunkt der Bibel bekämpft und — nach der Meinung des Verfassers wenigstens — widerlegt werden. Der Herr Feldmarschall-Lieutenant hatte die Naivetät, das Buch der Geologischen Reichsanstalt zuzuschicken, damit sie ein Gutachten darüber abgebe; als die Anstalt die Annahme des monströsen Opus verweigerte, wandte er sich an die Statthalterei und diese hat nun die Herren „Reichsgeologen“ von Amts wegen aufgefordert, das Buch zu beurtheilen. Nun, wenn der Herr Baron durchaus hören will, was die Wissenschaft über sein Buch denkt, so kann ihm geholfen werden; Hofrath Haidinger ist nicht der Mann, der einen freiherrlichen Petrefact sonderlich respectirt, wo es sich darum handelt, ihn an der gebührenden Stelle unterzubringen.

Ich erwähnte im Eingang meines Berichts der Misstimmung, die hier durch die päpstliche Encyklica gegen das Pfaffenthum überhaupt hervorgerufen ist; eine charakteristische Kundgebung dieser Stimmung erlebten wir kürzlich im Theater an der Wien, als Dawison in der Rolle des Goethe'schen Mephistopheles die bekannte Stelle von dem „guten Magen der Kirche“ sprach. Im Burgtheater muß die Stelle natürlich fortbleiben, weshalb sie dem großen Haufen der Theatergänger nicht so geläufig ist. Aber nur um so mächtiger war die Wirkung; kaum hatte Dawison geendet: „Die Kirche allein, meine lieben Frauen, kann ungerechtes Gut verdauen“, als ein Beifallssturm losbrach, von dem das Haus erzitterte. Ich habe die Stelle in protestantischen Ländern von der Bühne herab sprechen hören und bemerkte zum höchsten ein leises Lächeln, das flüsternd durch die Reihen der Zuschauer ging; hier dagegen gehörten Minuten dazu, bis der dauernde Beifall verhallte und die aufgeregte Menge sich endlich wieder beruhigte. Auch ein Zeichen der Zeit — aber die, auf die es gemünzt ist, werden es schwerlich beachten! Was übrigens den Dawison'schen Mephistopheles anbetrifft, so gehört die Rolle zu den interessantesten, die ich mich von dem reichbegabten Künstler, der freilich seinen Reichthum nicht immer richtig zu verwalten und anzuwenden weiß, nur gesehen zu haben erinnere; er ist ganz Teufel, die reine volle Negation in wunderbar dämonischer Schärfe. Nehmen wir den Altmeister Laroche aus, dem die Rolle noch von Goethe selbst einstudirt ward und der somit die Intentionen des Dichters jedenfalls am besten kennt, so dürfte Dawison wol der beste Teufel der Gegenwart sein — nämlich auf den Bretern. Ziemlich misglückt scheint mir dagegen sein Wallenstein, trotz des großen Beifalls, mit dem er vom Publikum auch in dieser Rolle schon um deswillen aufgenommen ward, weil er sie bereits früher in Wien gespielt. Im ganzen hat auch dies neueste Auftreten Dawison's uns nur wieder das alte Bedauern erregt, daß er nicht am Burgtheater geblieben. In der strengen Schule dieser Bühne würden die Auswüchse, an denen sein Talent gegenwärtig leidet, also namentlich die Uebertreibungen, das

Haschen nach Effect, mit Einem Wort: das leidige Virtuosenthum, sich entweder gar nicht eingestellt oder doch nicht dermaßen um sich gegriffen haben und würde der Genuß, den seine Darstellungen uns gewähren, somit jedenfalls reiner und vollständiger geblieben sein, als es jetzt der Fall ist.

Im Burgtheater gab man dieser Tage die beiden Schröder'schen Lustspiele: „Der Ring" und „Die unglückliche Ehe durch Delicatesse", neu in Scene gesetzt. Beide wurden bekanntlich während Schröder's Engagement am Burgtheater in den achtziger Jahren und eigens für Wien geschrieben; das damalige wiener Leben reflectirt sich darin wie in einem Spiegel, und sind die Stücke daher auch noch jetzt, trotz der fast drei Menschenalter, die über sie dahingegangen sind, von Interesse, besonders durch den Vergleich zwischen dem Damals und dem Heute, zu dem der Zuschauer sich gedrängt fühlt. Einer ist sich dabei jedenfalls gleich geblieben, ob unter der gepuderten Perrüke, an welcher der Zopf hinten hing, oder unter dem gekräuselten Haar von heute: wir sind ein sehr lebenslustiges, sehr leichtsinniges und sogar leichtfertiges Völkchen gewesen und sind es noch. Dieser Graf Klingsberg, in welchem Schröder die vornehmen Wüstlinge seiner Zeit schilderte, lebt bei uns noch heute in hundert Exemplaren fort, nur darf man ihn — und das ist denn der Unterschied — nicht mehr auf die Bühne bringen. In diesem Punkt haben wir offenbare Fortschritte gemacht: zwar nicht die Moral, aber doch die Theatercensur ist strenger geworden, selbst der berüchtigte „Commissionsausschuß", der vor 80 Jahren über Anstand und Sitte auf den Bretern der Hofbühne zu wachen hatte, war weniger scrupulös, als die heutige oberste Intendanz zu sein beliebt. Versuche es einer heute und schreibe ein Lustspiel, das die vornehme Gesellschaft des modernen Wien dermaßen geiselt und in ihren Schwächen bloßstellt, wie es der Welt der achtziger Jahre von Schröder geschehen ist und Director Laube wird die Achseln zucken, Fürst Auersperg aber das Stück mit allen Zeichen einer wohlmotivirten Entrüstung zurückstellen. Ist es nicht beschämend, daß man vor 80 Jahren vernünftiger in diesem Punkte dachte? Weilen's vielbesprochene „Edda", die nun auch endlich das Licht der Lampen erblickt hat, ist mit großem Beifall aufgenommen worden und wird fortwährend wiederholt. In der That ist es ein mächtiger, ja unwiderstehlicher Eindruck, den einzelne Scenen des Stücks auf die Zuschauer hervorbringen; es ist eine Kraft und Leidenschaft darin wie in wenigen Dramen der Neuzeit, besonders in den wiener Dramen. Auch die Kritik hat den Beifall bestätigt, mit dem das Stück seitens des Publikums empfangen worden ist, mit einziger Ausnahme des Schlusses, in Betreff dessen sie dem Dichter den — nicht unbegründeten — Vorwurf macht, einem Stück, das seiner ganzen Anlage nach nothwendig als Tragödie enden mußte, einen vermittelnden Ausgang gegeben zu haben. Nun stellt sich jedoch nachträglich heraus, daß Weilen das Stück ursprünglich wirklich als Tragödie zu Ende geführt hatte und daß der gegenwärtige Schluß erst auf Laube's ausdrückliches Verlangen hinzugefügt worden ist, sodaß also die Vorzüge der „Edda" ungeschmälert auf Rechnung des Autors, die Fehler dagegen auf Laube's Antheil kommen. Der Fall steht übrigens nicht allein, vielmehr ist es merkwürdig, welche unglückliche Hand Laube in Verbesserung fremder Dramen hat, während er

doch in seinen eigenen Arbeiten die Effecte mit so großer Sicherheit zu berechnen weiß.

Von unserer Oper ist, die große Nachricht von dem Abgange des Hrn. Wachtel abgerechnet, den jedoch niemand bedauert, da 18000 Gulden jährlich für eine fast perpetuirliche Heiserkeit denn doch etwas zu viel waren, nichts zu melden. Auch das endliche Engagement der Frau von Murska, verbunden mit dem endlichen Abgang des Frl. Wildauer, dürfte auswärts kaum interessiren. Viel Zulauf findet eine neue Zauberposse, die im Theater in der Josephstadt, diesem bürgerlichsten aller wiener Musentempel, gegeben wird. Auf den Inhalt kommt es natürlich nicht an, darüber sind wir bei dergleichen Possen hier wie anderwärts längst hinaus, die Ausstattung dagegen ist wirklich prachtvoll, ganz in der Art des „Schafharl", das unsern „Volksdichtern" noch immer als höchstes Muster vorschwebt. Die Hauptsache sind natürlich die Tableaux und in diesen geht das neue Stück denn noch über das französische Vorbild hinaus; das ganze Costüm der „Damen", die in den Lebenden Bildern auftreten, besteht aus fleischfarbenem Tricot mit einem kleinen Schürzchen! Vermuthlich, wenn die in solchen Dingen nicht eben unerbittliche Polizei nichts dawider hat, wird nächstens auch das Schürzchen weggelassen und damit werden wir denn glücklich auf dem Höhepunkt der dramatischen Kunst der Gegenwart angelangt sein; viel Glück zur Reise!

Notizen.

Von Theodor Waitz, dem früh Verstorbenen, der sich durch seine „Anthropologie der Naturvölker" einen Ehrenplatz in der deutschen Wissenschaft gesichert hat, erschien unter dem bescheidenen Titel einer „Studie" eine nachgelassene Schrift über „Die Indianer Nordamerikas" (Leipzig, Fr. Fleischer), in welcher das betreffende Kapitel des ebengenannten größern Werks auf Grund neuerer Studien und Forschungen eine genauere Ausführung erhält. Freunde der Naturwissenschaft machen wir ferner aufmerksam auf die „Bilder und Skizzen aus dem Zoologischen Garten zu Hamburg", welche A. E. Brehm und J. F. Zimmermann bei Lührsen in Hamburg haben erscheinen lassen und die eine würdige Ergänzung zu Brehm's „Illustrirtem Thierleben" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) bilden.

Brachvogel hat ein fünfactiges Schauspiel „Prinzessin Montpensier" vollendet, das demnächst auf der berliner Hofbühne zur Aufführung gelangen wird. Ebendaselbst ist ein neues Stück von Frau Birch-Pfeiffer in Vorbereitung; dasselbe betitelt sich: „In der Heimat", hat ebenfalls fünf Acte und wird als „Original"-Schauspiel bezeichnet, eine Angabe, mit der die Frau Verfasserin es jedoch bekanntermaßen nicht allzu genau nimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 4.** 26. Januar 1865.

Eine londoner Buchdruckerei.

Von einem in London angestellten deutschen Corrector.

I.

Das Local einer londoner Buchdruckerei befindet sich in der Regel in einer engen, winkeligen Sackgasse oder in einer der zahlreichen langen und äußerst schmalen Straßen und Gassen, welche den Raum zwischen Holborn und Fleet-Street und Holborn und dem Strand durchschneiden und diese zwei großen Verkehrsadern Londons miteinander verbinden. Es gibt von dieser Regel allerdings einige sehr nennenswerthe Ausnahmen, die große Mehrzahl der londoner Buchdruckereibesitzer jedoch hat es vorgezogen, sich innerhalb der obenangegebenen Grenzen anzusiedeln. Die Gründe hierfür sind wichtig und in die Augen fallend, wenn ich darauf hinweise, daß die genannten Straßen als der Centralpunkt für den englischen Verlag anzusehen sind; die bedeutendsten Firmen des Buchhandels haben dort ihre Hauptquartiere. Selten ist die Buchdruckerei in einem einzigen für den Zweck eigens gebauten Gebäude eingerichtet, obgleich auch dies hier und da ausnahmsweise der Fall; gewöhnlich occupirt sie mehrere nebeneinander belegene Häuser, die ursprünglich gewöhnliche Privatwohnhäuser waren und die man durch Durchbrechen der Wände oder gänzliches Beseitigen derselben ihrem jetzigen Zwecke entsprechend hergestellt und — im Innern wenigstens —

zu Einem großen Locale verbunden hat. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir in der Mehrzahl dieser Locale eine Menge winkeliger Corridore, kleiner und steiler Treppen und verschiedenartiger Höhen an Zimmern und Etagen finden und, indem wir von einem Setzerzimmer zum andern im gleichen Stockwerk gehen, gezwungen sind, hier und dort einige Stufen hinan- oder herabzusteigen. Die Gasse, Sackgasse oder der kleine winkelige Platz, in oder an dem die „Office" belegen, hat den eigenen Charakter, den die in der ganzen Nachbarschaft vorzugsweise betriebene Industrie unvermeidlich gibt. Die Atmosphäre ist mit dem aus der Vereinigung von ranzigem Oel, feuchtem Papier, Druckerfarbe, Kleister und Dampf erzeugten Geruch stark geschwängert; die Fenster sind mit Schmuz und Staub meist dicht bedeckt, der oft die Stelle eines Rouleau vertreten muß; ja sehr häufig findet man zerbrochene Scheiben für lange Zeit durch überklebtes braunes Papier ersetzt. Correcturenfragmente und Abziehpressen-Makulatur, in der Regel stark mit Buchdruckerfarbe beschmiert, treiben sich auf dem Straßenpflaster umher, und die Gassenbuben des Districts sieht man oft beschäftigt, einzelne Lettern aus den Fugen zwischen den Pflastersteinen „herauszupicken".

Die Gasse oder der geschlossene kleine Platz ist nicht sehr bewohnt, bis zu einer gewissen Ausdehnung hat die Buchdruckerwelt das Monopol dort; die übeln Gerüche, das Gerassel und Geklapper der Maschinen und der Lärm der Maschinenjungen um die Mittags- und Abendzeit halten solche Miether von diesen Quartieren fern, die nur im geringsten eigen sind und Ruhe vor allem lieben. Eins ist jedoch sicher in nächster Nähe einer jeden „printing-office" zu finden, und das ist ein „public-house" (Bier- und Schnapsladen), welches die Arbeiter mit Bier in den Stunden der Arbeit in der Officin und mit Pfeife und Taback nach des Tages Lasten und Mühen im Bierhause selbst versieht. Ein solches „public-house" ist mehr oder weniger der Ort, der unsere deutschen Herbergen vertritt; dort finden wir in den Zeiten, wo es um die Arbeit schlecht aussieht, allabendlich eine zahlreiche Versammlung von Schriftsetzern und Druckern, und der Wirth ist nicht selten der Vermittler für Condition. In gewisser Beziehung sind diese Häuser in nächster Nähe der Buchdruckereien unentbehrlich, da die oft sehr anstrengende und anhaltende Arbeit, namentlich in den Wintermonaten, eine temporäre Erfrischung des Arbeiters gebieterisch fordert. Einmal im Jahr hält der Wirth einen Tag hindurch „offenes Haus" für seine regelmäßigen Kunden, die er dann mit Fleisch und Brot regalirt, von denen er sich aber das Bier bezahlen läßt.

Außer dem Bierhause befindet sich noch ein anderes Etablissement in unmittelbarer Nähe, das nicht minder beansprucht wird und jeden-

falls noch weit nützlicher ist; es ist die Garküche der Frau Weller — ein mysteriöses Heiligthum, in das niemand je eindringt, der nicht zu den unmittelbar Eingeweihten gehört, von dem aus jedoch die Resultate englischer Kochkunst vom frühen Morgen bis zum späten Abend, vom heißen Frühstückskaffee um 8 Uhr bis zur gebratenen Leber für die Nachtarbeiter, in ansehnlichen Quantitäten tagtäglich hinüberwandern in die Sanctuarien der „schwarzen Kunst". Frau Weller besorgt Mittagessen für einen bedeutenden Theil der in der Officin Arbeitenden; jeden Morgen kurz vor 11 Uhr machen ihre Agenten in den verschiedenen Sälen und Zimmern die Runde, bewaffnet mit Orderbuch und Bleistift, um Bestellungen fürs „Dinner" zu sammeln. Jedem ihrer Kunden zählen sie mit unglaublicher Schnelligkeit und Zungengeläufigkeit die Leckerbissen des Küchenzettels auf und notiren das Ausgewählte. Doch die englische Küche ist nicht wie unsere deutsche, und auch nicht ähnlich der französischen, sie ist oft ungenießbar für uns arme Teufel vom Continent, und Schreiber dieses ist heute noch, nach bald sechsjährigem Leben in London, außer Stande, sich mit Frau Weller's Gastronomie zu befreunden. Alles ist im Naturzustande; Beefsteak und Hammelcotelette, Rinder-, Schöpsen- und Kalbsbraten, das sind die ganzen Herrlichkeiten. Wer indeß glaubt, darin auch nur eine annähernde Idee dessen zu finden, was wir unter diesen Gerichten verstehen, der ist weit links: ein Stück Fleisch vor das Kohlenfeuer roh hingehängt und nach einer, zwei oder drei Stunden, je nach der Größe des Stücks, geröstet vom Feuer weggenommen und gegessen — das ist englischer Braten; dasselbe gilt vom Beefsteak und dem nationalen „mutton-chop" (Hammelcotelette). Sauce kennt der Engländer nicht, er ißt trockene Kartoffeln und in Wasser ohne irgendwelche Zuthat abgekochtes Gemüse zu trocknem Fleisch und Brot. Mit dem Glockenschlage Eins strömen die dienstbaren Geister der Frau Weller mit ihren schweren Ladungen durch das geöffnete Hauptthor des Etablissements, jeder derselben trägt sechs bis acht Teller, deren jeder mit einem Blechcouvert bedeckt ist, auf dem ein angeklebter Zettel den Namen des Bestellers und die Chiffre seines Zimmers zeigt. Um 5 Uhr nachmittags ist die althergebrachte englische Theezeit, die nirgends sicherer und pünktlicher beobachtet wird als in den Buchdruckereien. Frau Weller's Infusion und Destillation des aromatischen Krautes möchte einem verfeinerten Geschmack wol kaum genügen; doch der Buchdrucker ist mit ihrem Thee zufrieden, weil er — heiß ist und naß, und in der That, für den unendlich billigen Preis kann man ein mehreres kaum erwarten. Denn ich will es nur hier gleich erwähnen: Frau Weller's Delicatessen sind alle sehr billig und müssen es sein, wenn sie mit drohender Concurrenz Stich halten und ihre Kunden sich sichern will. Die gute Frau

erfreut sich durchaus nicht eines übertrieben ruhigen und gemächlichen Lebens. Zu Zeiten, wo es scharf mit der Nachtarbeit geht, muß sie oft bis lange nach Mitternacht sitzen und brodeln und braten vor dem Feuer, und dann ist nach solchen Nächten das Frühstück auch viel früher verlangt — um 6 Uhr womöglich, und sie muß alles selbst leiten, für alles selbst sorgen. Mitunter ist sie die Frau eines im Etablissement Angestellten, öfter noch die Witwe eines ehemaligen Kunstjüngers, und leider muß ich hier die Bemerkung machen, daß, wenn die arme Frau nicht einen gewandten und aufmerksamen, ihr treu ergebenen männlichen Beistand hat, sie durch „Schuldenmacher" und „Durchbrenner" oft starke Verluste erleidet.

Nachdem ich nun die Zugänge, das Aeußere der londoner Buchdruckereien (deren eine mir im Geiste als Modell vorschwebt) besprochen habe, will ich den Leser in das Innere eines solchen Gebäudes einführen und ihn stufenweise in die „Mysterien" des täglichen Lebens und Treibens daselbst einweihen.

Die Thüren der Officin öffnen sich schon sehr früh am Morgen, um eine Legion schmuziger und sehr unansehnlicher kleiner und großer Jungen einzulassen, die so recht den londoner Gassenbuben repräsentiren. Der diese schmuzige Legion befehligende Aufseher, den wir den Hausmann oder den Sicherheitswächter nennen wollen — denn er lebt, schläft, ißt und trinkt sozusagen im Gebäude — weist seinen Trabanten ihre Reviere zum Reinigen der Säle, Zimmer, Corridore und Magazine an. Während die Jungen lärmend und schreiend sich über die ausgedehnten Räumlichkeiten verbreiten und in der Regel mehr Unfug und Unreinlichkeit als Ordnung und Sauberkeit machen, doch gewissenhaft jeden am Tage zuvor auf den Boden gefallenen Buchstaben auflesen, zimmerweise solche in Packeten sammeln und unendlich viel Wasser auf den eisernen oder hölzernen Fußböden vergießen — währenddeß ist der Dampf in den Maschinen bereit, seine gewaltige Kraft zu üben, und Heizer und Maschinist warten des Signals, ihn wirken zu lassen. Ungefähr um 7 Uhr finden sich die Drucker, deren Lehrlinge, die Maschinenmeister und Maschinenjungen ein. Die beiden letztgenannten Kategorien sind wol unter allen im Hause Angestellten die am wenigsten einladend Aussehenden: ihre Kleidung zeugt von den Materialien, mit denen sie in beständige Berührung kommen, sie ist reichlich mit Farbe und Fett gesättigt; ihre Hautfarbe ist blaß und ungesund, weil sie den ganzen Tag hindurch in einer dumpfigen, fett- und firnißgeschwängerten Atmosphäre zuzubringen gezwungen sind, und weil die Maschinenräume sich meist in den Souterrains der Gebäude befinden und dort infolge dessen nie das Tageslicht zur vollen Geltung gelangt, sondern durch unzählige Gasflammen (oft um die Mittagsstunde selbst) ersetzt werden muß.

Ihre Worte sind kurz und sie sprechen auffallend laut, was ganz natürlich daher kommt, daß sie fortwährend das Rasseln und Schwirren der Maschinerie zu übertönen gezwungen sind, um sich untereinander verständlich zu machen. Dennoch sehe man nicht leichthin auf diese Klasse von Arbeitern, deren langes und mühevolles Tagewerk unausgesetzte Aufmerksamkeit und Sorgfalt erheischt und deren Verantwortlichkeiten unter die schwersten in den mehr mechanischen Branchen des Geschäfts zählen.

In alten Zeiten, als Franklin ein londoner Buchdruckergehülfe war, pflegten die Schriftsetzer in der Regel zwei Stunden vor dem Frühstück zu arbeiten. Jene gute alte Sitte hat den modernen Verhältnissen und Anfoderungen weichen müssen, welche sich mehr der Abend- und selbst der Nachtarbeit zuneigen. Deshalb sehen wir die Setzer „mit ihrem Frühstück“, wie sie sich ausdrücken, „unter der Weste“ (d. h. im Magen) gegen 8 Uhr früh nach und nach eintreffen. Man sehe sich diese „Agenten des Geistes“ an, wie sie einer nach dem andern durch das geöffnete Thor einpassiren, und man wird eine Klasse Menschen vor sich sehen, an der nichts so auffallend ist als eben ihre große Verschiedenheit in der äußern Erscheinung und im Gesichtsausdruck. Einige sind so über alle Begriffe nachlässig in der Kleidung, daß man sich versucht fühlen möchte, sie für Bettler und Vagabunden zu halten; sie machen den Weg von ihrer Wohnung nach der Officin in einem schmuzigen, verwahrlosten Arbeitscostüm, die weiß sein sollende, doch vor Schmuz und Schmiere unkenntlich gewordene Schürze vorgebunden, in zerrissenen Pantoffeln, stark mit Straßenkoth gesättigten und um die Füße fast in Lumpen zerfallenden Beinkleidern. Andere sind elegant und sorgfältig in Kleidung, Wäsche und Schuhwerk, Gentlemen durchaus in Erscheinung und Benehmen und mit freiem, intelligentem Gesichtsausdruck, den wir bei den erstern oft stumpf, fast an Apathie grenzend finden. Doch hüte man sich, die Fähigkeiten dieser Herren nach ihrem äußern Auftreten bemessen zu wollen; denn oft ist es der Fall, daß der schmuzig und jämmerlich aussehende Mann eine „flinke Hand“, ein mehr als für sein Fach erforderlich instruirter Kopf und oft wol, während wir ihn seines Aussehens halber betrachten und vielleicht gar bemitleiden, im Geiste mit der Lösung eines schwierigen Satzproblems, einer complicirten Tabelle oder des Arrangements eines mathematischen Werks ernstlich beschäftigt ist, sodaß dieser bettlerartig am Eingange der großen Officin erscheinende Setzergehülfe am Zahltage oft doppelt den Betrag einstreicht, den sein elegant gekleideter College empfängt. Die londoner Setzer bestehen aus vier distinctiven Klassen: 1) Die „stab hands“, d. h. solche, welche jegliche ihnen zugewiesene Arbeit gegen ein feststehendes, nie variirendes wöchentliches Gehalt an-

fertigen; 2) die „piece hands", oder diejenigen, welche nach der Quantität der von ihnen gelieferten Arbeit bezahlt werden; 3) die „jobbing hands" oder Accidenzsetzer, welche ausschließlich mit Arbeiten beschäftigt sind, die nicht in das Bereich der Buchhändlerarbeit einschlagen; 4) die „newspaper hands" oder Zeitungssetzer.

Etwa fünf Minuten nach 8 Uhr wird es sehr lebhaft am Eingang, in ununterbrochener Folge strömen aus allen Richtungen die Setzer ihrer Officin zu und beeilen sich, die Schwelle zu überschreiten, bevor $7\frac{1}{2}$ Minuten nach dem Glockenschlag verstrichen sind. Diese sich Drängenden und Beeilenden sind die im fixirten Salair Stehenden, und sie thun so, um die unerbittlich auf sie niederfallende Geldstrafe zu umgehen, die gegen jeden eintritt, der eine halbe Viertelstunde nach der festgesetzten Zeit eintrifft. Diese Geldstrafe beträgt 3 Pence ($2\frac{1}{2}$ Ngr.) per Viertelstunde und wird, wenn öfters im Laufe einer Woche wiederholt und vielleicht hier und da gedoppelt oder gedreifacht, am Zahltage schon recht fühlbar. Die nach der geleisteten Quantität bezahlten Setzer kehren sich nicht so streng an die ominöse halbe Viertelstunde der Gnade, sondern kommen oft recht spät; doch solange sie sich im ganzen tüchtig zu ihrer Arbeit halten und ihr Zuspätekommen dem Geschäftsgange keine empfindlichen Stockungen verursacht, wird von ihrem Gehen und Kommen keine weitere Notiz genommen.

Ungefähr um 9 Uhr haben wir Gelegenheit, mit noch einer andern Klasse uns bekannt zu machen, deren Mitglieder unbedeutend in Zahl und meist imponirender in der Erscheinung sind. Der eine geht nachdenklich, den Zeigefinger in einem geschlossenen Buch; ein anderer trägt ein voluminöses Lexikon unterm Arm, und bei einem dritten entdecken wir wol gar einige recht schwarze Tinteflecke auf dem sonst saubern weißen Hemd. Sie bilden ein kleines, doch ausgesuchtes Häuflein, das, wenn die Setzer hundert oder hundertfunfzig stark sind, vielleicht auf zehn oder zwölf sich beläuft. Es sind die „readers" (Correctoren) der Buchdruckerei, auf deren Schultern die größte Verantwortlichkeit ruht; sie haben dafür zu sorgen, daß die Schnitzer, die Begehungs- und Unterlassungssünden der Setzer als solcher reparirt und corrigirt werden, und daß die Producte der Presse dieselbe fehlerfrei und tadellos verlassen.

In der Regel gleichzeitig mit ihnen oder kurze Zeit darauf kommen die „overseers" (Factore); oft jedoch müssen sie lange zuvor schon anwesend sein, indem in Zeiten drängender Arbeit ihre stete Gegenwart kaum erlassen werden kann. Gewöhnlich müssen alle in einem derartigen Geschäft Angestellten, vom „manager" (Oberfactor) bis zum „errand-boy" (Laufjungen), das Gebäude unter dem wachsamen Auge des „timekeepers" betreten, dessen Pflicht, wie der Name sagt, darin

besteht, Buch zu führen über das Ein- und Auspassiren aller derer, die im Lohn und Brot des Hauses stehen.

Ich will nun den Leser ebenfalls bei dem Cerberus der „printing-office“ vorüberführen, der mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt und dem gemüthlichsten, stereotyp-englischen „fine morning, Sir!“ (wenn es auch immerhin draußen jämmerlich regnet oder schneit) meinen Namen der bereits langen Liste hinzufügt: denn um dem Leser mit frischem Eindrucke alles das sagen zu können, was er bisjetzt weiß, habe ich mich um eine ganze Viertelstunde verspätet, es ist 9¼ Uhr und ich muß 2½ Ngr. Strafe zahlen. Wir lassen die schwere Doppelglasthür hinter uns zufallen, welche zwischen dem Haupteingang und den innern Räumlichkeiten sich befindet und die „Inquiry office“ (das Nachfragebureau), in welcher der „time keeper“ seinen Sitz hat, von den eigentlichen Geschäftslocalitäten trennt. Alles andere für den Augenblick außer Acht lassend, steigen wir schnell die breite eiserne Treppe hinan, passiren einen Corridor mit eisernem gerieften Fußboden, und treten in einen der riesigen Setzersäle, in welchem etwa achtzig Setzer emsig arbeiten. Es ist ein langer, langer Saal mit fast ununterbrochenen Fenstern von beiden Seiten und mit „skylights“ (Glasbedachung) oben über der Mitte. Es ist sehr hell da und muß so sein. Auf beiden Längenseiten, an den Fensterreihen entlang, stehen in ununterbrochener Folge hölzerne Regale, zwischen denen eben Platz genug gelassen ist, daß ein Mensch dazwischen stehen und allenfalls sich umdrehen kann. Auf jedem dieser Regale sind zwei paar Setzkästen nebeneinander aufgesetzt, der eine für die gewöhnliche englische Antiqua- (hier Roman-) Schrift, der andere die unvermeidliche, dazugehörende Cursiv-Schrift (Italic) enthaltend. Jedes dieser Regale bestimmt den Platz eines Setzers, die sämmtlich mit dem Gesicht nach derselben Richtung hin stehen, das heißt alle das Fenster zur linken Hand haben. Der Setzer hält mit der linken Hand ein eisernes Instrument, in welchem er die Buchstaben aneinanderreiht, die er in schnellster Folge dem Kasten mit der rechten entnimmt. Dicht vor ihm, auf dem Rande des Oberkastens ruhend, der sich in einem Winkel von 65 Grad erhebt, liegt das Manuscript, das er absetzt. Wer zum ersten mal einen solchen Arbeitssaal betritt, wird sich anfänglich nicht Rechenschaft geben können, was alle diese Leute da so emsig betreiben. In diesem Saal sind deren einige Siebzig, und einen jeden einzelnen sieht man ununterbrochen und mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man kaum der Bewegung zu folgen vermag, mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in eins der unzähligen kleinen Fächer hineinfahren, aus denen der Kasten besteht; bei jeder Motion der Finger wird das eiserne Instrument (composing stick) berührt, und durch diese siebzigfach wieder-

holte Thätigkeit entsteht ein so merkwürdiges Geräusch in dem ausgedehnten Local, daß man im Augenblick nicht weiß, womit am besten es zu vergleichen, wenn nicht mit einem Regen von Metallpartikelchen auf eine Metallplatte. Es heißt zwar, in einem Setzerzimmer soll Ruhe und Sammlung der Gedanken herrschen, die englischen Schriftsetzer jedoch kehren sich, wie es scheint, wenig an diese Regel eines bewährten deutschen Fachmannes; sie sprechen, lachen, scherzen, singen und jubeln hoch auf, wenn von irgendeinem Punkte des Saales her ein guter oder schlechter Witz ertönt. Doch die rapide Hand und das sichere, rastlose Auge lassen sich nicht stören; ein Setzer hat eine doppelte Intelligenz: eine innere und eine äußere — erstere nur für seine Arbeit, die ununterbrochen vor sich gehen muß, letztere für die Geselligkeit und (eine Hauptsache beim englischen Setzer) die Politik. Eingezwängt den ganzen Tag in seiner engen Arbeitsgasse, will er wenigstens indirect sein Leben genießen, und darum spricht er von Politik, Theater, Explosionen, Mord, Raub, Krieg und Handel; er kritisirt die Arbeit seines Autors, den zu verewigen er im Begriff, und oft ganz gesund thut er das; er lacht und scherzt, läßt den lieben Gott einen guten Mann sein und arbeitet dabei immer unaufhaltsam vorwärts, macht aus Buchstaben Worte, aus Worten Zeilen, aus Zeilen Seiten, und aus Seiten schließlich Bogen und Werke. Man möchte, mit eben nur einer entfernten Idee von der Natur der Arbeit, es kaum für möglich halten, daß bei solchem Lärm und so vielfacher Gelegenheit, den Geist abzulenken von seiner bestimmten Thätigkeit, eine gediegene Arbeit geliefert werden könne, und doch ist dies der Fall. Ja noch mehr: die Mitte des langen Locals ist von einem Ende zum andern von einer eisernen, auf massivem Holzgestell ruhenden Platte eingenommen, auf welcher hier und da Schriftformen in eisernen Rahmen liegen, bei denen einzelne der Arbeiter mit Corrigiren beschäftigt sind. Diese ebenfalls stimmen nicht nur in die allgemeine Heiterkeit mit ein, sondern erhöhen den Lärm noch um ein Bedeutendes, indem sie jedes Bonmot mit heftigen Schlägen des großen hölzernen Keilhammers auf die Platte begleiten. Und alles dies unterbricht den Setzer nicht in seiner Arbeit, stört ihn nicht im mindesten, er liest, setzt und interpunctirt richtig, macht in der Regel höchstens (wenn sonst ein intelligenter Arbeiter) im Durchschnitt zwei bis drei unbedeutende Fehler per Stunde, und hat dabei ein oft mehr als unleserliches Manuscript vor sich, das er nichtsdestoweniger in dem Maßstabe von 2000 Lettern auf die Stunde in Satz verwandelt! Und das thun alle diese Siebzig und lassen es sich gar nicht träumen, daß sie etwas Besonderes, etwas Ungewöhnliches vollbringen. Das ist das Resultat einer Praxis, welche es dahin bringt,

daß Auge, Hand und Geist sich üben und gewöhnen, vereint zu einem Ganzen hinzuwirken.

Will man eine gewisse Anzahl von Setzern bei ihrer Arbeit zu gleicher Zeit beobachten, so wird man es mitunter amusant finden, von den verschiedenartigen Manieren und Bewegungen Notiz zu nehmen, die dem einzelnen eigen sind. Einige sind gleich unruhigen Geistern, indem sie ihrem ganzen Körper eine fortwährende unruhige Bewegung geben; andere heben und senken den Oberkörper bei jeder Bewegung der Hand, als ob sie zu Pferde säßen, und wieder andere begleiten die Motion der Hände mit einem beständigen Rutschen und Schuffeln eines oder beider Füße. Alle diese Excentricitäten sind eine Quelle von Verlust für die, welche sie prakticiren; der gutgeschulte Setzer ist der, welcher ruhig vor seinem Kasten steht und außer den nöthigen Bewegungen mit dem rechten Arm den Körper selbst festhält.

Nach etwa drei Stunden dieser Art von Arbeit, um die elfte Morgenstunde, ruht die größere Mehrzahl der Setzer für einen Moment, um den sogenannten „lunch“, das zweite Frühstück, einzunehmen, das in der Regel aus Brot und Käse besteht. Um dieselbe Zeit erscheint denn auch der Ganymed vom benachbarten Bierhause mit seinen Unterganymeden. Sie bringen voluminöse blecherne Bierkannen und zinnerne Bierkrüge, um das trockene Brot und den trockenen Stiltonkäse „anzufeuchten“. Doch dies ist nur ein temporärer Halt, der bald vorübergeht, um die Leute mit gestärkten Kräften die Arbeit von neuem mit unermüdlichem Eifer aufnehmen zu lassen.

In der mit Rücksicht auf den Arbeitsproceß chronologischen Folge kommt der „reader“ (Corrector) zunächst nach den Setzern. Diese letztern arbeiten in „companion-ships“, d. h. in Compagnie, deren jede einen Staat im Staate bildet und deren Chef ein „clicker“ (metteur-en-pages) ist. Ein solches Companion-ship ist mit seinem Clicker der Firma solidarisch für Arbeit und Material, die ihm anvertraut sind, verpflichtet. Der Corrector jedoch, dessen Arbeiten Ruhe, Einsamkeit und gespannteste Aufmerksamkeit bedingen, arbeitet allein. Wir finden ihn in einem Cabinet (closet), welches so eng und begrenzt, daß eben nur für ihn und — wenn erforderlich — seinen Nachlesefnaben Raum darin ist. Ein Stehpult mit einem kleinen Büchergestell darüber, zwei hohe gepolsterte Stühle ohne Lehnen, ein an der Wand hinter ihm angebrachtes Fächerregal für Correcturen und Revisionen — das ist das ganze Mobiliar. Der Corrector, den wir durch die Glasthür seines Closets beobachten, ist im Begriff, einen Correcturbogen zu lesen, auf dem er die von den Setzern gemachten Fehler am Rande bemerkt. Neben ihm sitzt ein Knabe von 10—12 Jahren, der ihm das Manuscript mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit vorliest, daß dem

Zuhörer die Sinne schwinden. Ein Uneingeweihter würde sein mit technischen Ausdrücken untermischtes Herunterhaspeln gar nicht verstehen noch ihm zu folgen im Stande sein. Der englische „reading-boy" wird förmlich abgerichtet zu diesem Geschäft, und ich kenne deren, die mit wirklich merkwürdiger Leichtigkeit die schwierigsten, unleserlichsten Manuscripte nicht allein entziffern, sondern schnell und fließend ablesen. Ihnen gelingt oft ohne Nachdenken und Studium, was den Setzer, geübt wie er ist im Entziffern dunkler Stellen, zur Verzweiflung zu bringen vollkommen geeignet ist, und ich habe solche Knaben ohne die geringste Schwierigkeit ganze Seiten eines Manuscripts vollkommen richtig vorlesen hören, die der Setzer nach langem Grübeln hoffnungslos beiseite gelegt hatte. Der Corrector füllt eine verantwortliche Stellung aus und unterzieht sich einer Pflichterfüllung, die ebenso anstrengend als unvermeidlich und sprichwörtlich undankbar ist. Er wird nie aus der Zurückgezogenheit seines Closets gerufen, als höchstens um admonirt zu werden, und das Beste, was er hoffen kann, der Gipfel aller seiner Wünsche ist, daß von seiner Arbeit so wenig als möglich Notiz genommen werde, daß sie nichts Tadelnswerthes enthalte; denn niemand denkt je daran, ihn zu loben, und er ist deshalb sicher, daß, wenn irgendje Notiz von seiner Arbeit genommen wird, es in einem ihm nicht freundlichen Sinne geschieht. Um seinem Beruf vollkommen zu genügen, müßte er alles wissen; nicht allein in allen Sprachen der lebenden und todten Zungen müßte er, sondern mit allen Künsten, allen Wissenschaften, jedem terminus technicus, der Geschichte aller Völker vertraut, mit Einem Worte eine lebende Ausgabe des großen Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" sein. Das Compendium aller dieser Qualificationen indeß ist wol kaum in einem Corrector überhaupt, geschweige im englischen „reader" zu finden, und obwol es hier auch sehr tüchtige Leute unter den eingeborenen Correctoren gibt, so lassen sie sich doch zählen, und Fehler laufen bei einem jeden mit unter, ungeachtet aller Sorgfalt und Mühe. Die natürlichen Consequenzen solcher Errata sind nie angenehm und wirken oft äußerst nachtheilig auf die Gesundheit eines Mannes, der, aufs höchste nervös infolge eben seiner unaufhörlich das Nervensystem bis zum Exceß anspannenden Arbeit, sich doch innerlich sagen muß, daß er bei all seiner Anstrengung, seinem Eifer und seinem Wissen weder Dank noch Vergnügen von seiner Arbeit erntet. Ein wirklich merkwürdiger Umstand ist der, daß die gröbsten Versehen und Schnitzer in dieser Hinsicht oft von den anerkannt tüchtigsten, aufmerksamsten und gewiegtesten Correctoren gemacht werden, als ob das Schicksal so recht zeigen wollte, daß das wachsamste Auge, der intelligenteste Kopf dem Irrthum tributär sind gleich dem Alltagsmenschen. Ich kenne von einem Collegen eine Anek-

dote in dieser Beziehung. Er hatte eins der complicirtesten Werke vom Beginn bis zum Ende gelesen, in dessen Text mindestens fünf verschiedene Sprachen unaufhörlich gemischt sich fanden; er hatte diese überaus anstrengende Arbeit mit so eclatantem Erfolge durchgeführt, daß — seltener Fall — bei Beendigung der letzten Preßrevision ihm nicht allein ein schmeichelhaftes Compliment seitens der Firma, sondern selbst eine doppelte Geldgratification — vom Verleger und von seinen Principalen — zutheil ward: und er hatte das in der That redlich verdient. Zum Schluß blieben Titel, Vorrede und Inhaltsverzeichniß zu corrigiren. Im Titel übersah er in der Hauptzeile einen groben Schnitzer, obwol (vielleicht auch gerade weil) die Buchstaben einen halben Zoll lang waren, und in der Vorrede ließ er für Brutus „brutes" (dumme, einfältige Thiere) und für Cato „cats" (Katzen) stehen, sodaß aus der Phrase: „Sie waren würdig, mit Cato und Brutus verglichen zu werden" — ward: „Sie waren würdig, mit Katzen und dummen Thieren verglichen zu werden". Der Mann war so mortificirt, daß er wochenlang nicht vermochte, seinen Principalen vor die Augen zu kommen.

Schloß Chambord.

Ein Reisebild aus Frankreich.

Von

Hermann Semmig.

IV.

All diese Erinnerungen und Bilder traten mir vor die Seele, als ich das Flüßchen Cosson überschritt und dem Schlosse zuging. In dem Dorfe daneben ist ein treffliches Hotel und es verdient Anerkennung, daß der Wirth sein Monopol nicht misbraucht und die zahlreichen Fremden nicht übertheuert. Natürlich findet man hier überall das Bildniß des Grafen, der hier als Souverän verehrt wird. „Die Domäne", sagte ich, „hat fast das Ansehen eines kleinen Staates für sich." „Es ist auch einer", war die Antwort. Sonst sind aber die Bewohner sehr vorsichtig und wortkarg gegen die Touristen, was leicht zu begreifen. Wenn sie sich auch als die Unterthanen Heinrich's V. betrachten, so sind sie in Wahrheit doch die des regierenden Staatsoberhauptes, und dürfen es mit keinem verderben. Die Anhänglichkeit an den Grafen erklärt sich durch die thätige Fürsorge, die derselbe gegen die Bewohner zeigt.

Das Innere des Schlosses ist, wie gesagt, völlig leer; kein Möbel

in den Zimmern und Sälen. Nur vier Gemächer sind theilweise mit Gemälden ausgestattet und bilden ein kleines Museum, sie sind im westlichen Thurme des Daches auf der Nordseite. In dem Wartesaale Ludwig's XIV. hängen Hirschgeweihe von den Jagden Franz' I., Heinrich's IV. und Ludwig's XIV.; im anstoßenden Speisesaale des großen Königs steht ein vollständiger kleiner Artilleriepark, der dem Herzoge von Bordeaux in seiner Kindheit zum Unterricht diente, daneben Büsten Ludwig's XIII., Karl's X. ꝛc. und die schon erwähnte Steintafel, auf welcher der Leichnam des Marschalls von Sachsen ruhte. Im dritten, dem Empfangssaale, hängen Porträts der Bourbonen, auch das der Maintenon; neben einer Bildsäule des heiligen Ludwig stehen zwei Vasen, von der Gräfin von Chambord geschickt. In dem letzten Saale, dem Schlafzimmer Ludwig's XIV., hängen die Porträts der Valois und ein Gemälde der Schlacht von Fontenoy; ein anderes stellt den Palast des Grafen in Venedig vor, es wimmelt darauf von österreichischen Uniformen. Auch eine Büste des Herzogs von Berry bemerkt man hier; eine Curiosität ist das schöngearbeitete Kamingeräth, das ein Schlosser von Blois dem Grafen zum Geschenk gemacht hat. Für einen andern, der aus Hirschgeweih vom Parke Chambord ein Tafelbesteck für den Grafen gemacht hatte, hat ein adelicher Legitimist die Reise bezahlt, um ihn selbst dem Grafen in Frohsdorf vorzustellen. Die Legitimisten setzen zuweilen solche Schauspiele in Scene, um die Illusionen des Prätendenten von seiner Popularität zu nähren. Wie man sieht, ist in dem Museum die ganze Geschichte des Schlosses vertreten.

Auf der Dachterrasse aber vergißt man sie und schwelgt nur in dem Kunstgenusse. Die Treppenpyramide würde schon zu ebener Erde imponiren, um wieviel mehr hier, wo sie das ganze Schloß zum Piedestal hat; und ringsherum die Kuppeln, Thürme, sculptirten Schornsteine, decorirten Fenster, keins dem andern ähnlich, selbst in der Vertheilung und Anordnung ein mannichfaltiger Wechsel und doch keine störende Verwirrung, überall Geschmack und Harmonie! Auf dem südlichen Thurme mit der Schloßuhr schwirrt als Wetterfahne ein H mit einer Krone in der Luft; soweit der Horizont reicht, sieht man nichts als Waldung, und der Graf könnte sich hier wol mitten in seinem Reiche wähnen, „dank diesen freundlich grünen Bäumen, die seines Kerkers Mauern ihm verstecken". Freilich hart am Fuß des Schlosses sieht es recht bäuerlich aus; auf dem großen Rasenplatz davor zum Flusse hin, wo sonst der Hof unter Blumen wandelte, wächst jetzt Getreide neben Kartoffelfeldern.

Ich stieg hinunter in den Park, hinter Blois ging die Sonne unter, es war ein feierlicher Abend von wunderbarer Milde, er harmonirte mit meiner Stimmung. Alles war still um mich her und das Schloß

schien nur eine große Einsiedelei in dieser Waldeinsamkeit zu sein. O Graf von Chambord, sagte ich träumend vor mich hin, lassen Sie Ihr Ende sein wie dieser Sonnenuntergang, begehren Sie nicht nach dem Throne, den die Stürme der Revolution umsausen; lassen Sie diese Nation ihr Geschick auf eigene Gefahr vollenden. Ihr Leben ist ruhig und das Mitleid steht mit Ehrfurcht an dem Wege, den Sie in der Verbannung wandeln, lassen Sie auch Ihr Ende ruhig sein. Seitdem Ihr Ahn Ludwig XVI. auf dem Henkerblock verblutet ist, seitdem Sie ins Exil gewandert sind, ist die Welt der neuen Zeit mit Ihrem Geschlechte versöhnt und die Revolution gönnt Ihnen das ruhige Glück dieses Lebens. Lassen Sie sich genügen an der Krone des Schmerzes, hören Sie nicht auf die falschen Verlockungen der sogenannten Royalisten, die mit Ihnen ein frevelhaftes Spiel treiben und sich Ihrer Person nur zum eigenen Vortheil bedienen wollen.

Ich brachte die Nacht hier zu. Am andern Morgen besuchte ich noch die schöne Dorfkirche, die auf Kosten des Grafen neuerbaut ist. Ueberhaupt verwendet derselbe das ganze Einkommen der Domäne (80000 Fr.) zur Unterhaltung und Wiederherstellung des Schlosses; bei der Dürftigkeit der Summe gehen die Arbeiten freilich nur langsam vor sich. Die Glasmalereien der Fenster stellen die heilige Clotilde und die Königin Blanca, Mutter des heiligen Ludwig, sowie den heiligen Heinrich und Karl den Großen dar. Man wird fragen, was der letztere hier soll? Erstens hat ihn die katholische Kirche heilig gesprochen, zweitens aber gilt er in Frankreich für einen französischen Kaiser, einen Vorfahren des Grafen von Chambord nach den Legitimisten. An Wänden und Decken findet man überall Lilien und H gemalt. Es herrscht hier in dieser Einsamkeit fortwährend eine klösterliche Stille. Orgeltöne unterbrachen sie; ich setzte mich und unter bunten Träumen ließ ich die verwandten Bilder an mir vorüberziehen, die ich auf meinen Wanderungen in Bretagne und Vendée gesehen hatte, und sah, wie die Geschichte eine Dynastie begrub. So nahm ich Abschied von Chambord.

V.

Einige Monate nach diesem Abschiede machte ich einen Ausflug in die Umgegend von Paris. Alle politischen Erinnerungen von Chambord hatten sich nach und nach verwischt und nur das schöne architektonische Bild stand vor meiner Einbildungskraft. Jetzt verglich ich es mit Fontainebleau und Versailles, vom 16. Jahrhundert an die wichtigsten königlichen Residenzen und an großen historischen Momenten reicher als jedes andere Schloß; zugleich rief ich mir den Eindruck zurück, den die Schlösser von Blois und Amboise, so wichtig und historisch bedeutend im 16. Jahrhundert, in mir zurückgelassen hatten. Unter allen diesen

steht Chambord einzig da; hätte ich meine Schilderung nach diesem Ausfluge geschrieben, ich hätte der enthusiastischen Ausdrücke nicht genug finden können. Fassen wir diese Kunstperioden zusammen. Von Kunst im Sinne der Aesthetik kann, was die Schlösser des Mittelalters betrifft, nicht die Rede sein; alles war auf Krieg und Wehr berechnet, der Nützlichkeitsstandpunkt war das Grundgesetz dieser Baukunst, er ist aber gerade unkünstlerisch. Diese Bauten sind für die Architektur in ästhetischer Beziehung, was die Volkslieder und altschottischen Balladen für die Poesie sind. Amboise gehört dieser Epoche an. Blois stammt aus ebenderselben; die Renaissance hat zwar einen Theil des letztern Schlosses umgebaut und ist dabei nach den Regeln der reinen Schönheit verfahren, aber daraus ist zuletzt eine architektonische Mosaik geworden, zu der alle Epochen von der Feudalzeit an bis zum 17. Jahrhundert herab beigetragen haben, von der jeder einzelne Theil schön ist, die aber kein harmonisches Ganzes bildet, eine Curiosität, wie sie wol nur Einmal in der Geschichte der Baukunst existirt. Fontainebleau ist nichts anderes, eine buntgewürfelte Zusammenhäufung von allerlei Höfen und Gebäuden, doch nichts Ganzes, kein Kunstwerk, trotz der Pracht und schönen Details, die Franz I. hier verschwendet hat. Das Schloß von Versailles aber ist noch weiter von dem Ideal der Kunst entfernt, trotz des Gedankens der Einheit, der seinem Plan vorschwebt, es frevelt gegen die reine Schönheit. Wie das wahre Genie naiv und bescheiden ist, so ist das wahre ideale Kunstwerk einfach und von natürlicher Reinheit. Versailles ist der Fiebertraum des übermüthigen Prunkes; seine gewaltige Ausdehnung gewährt den schönen Eindruck des Maßes und der Verhältnisse nur aus weiter Entfernung und dann ist seine Erscheinung von schon geschwächtem Eindruck, das Ganze blendet und betäubt den Sinn, so wie auch das Innere sammt der geschmacklosen eines prahlenden Emporkömmlings würdigen Spiegelgalerie nichts als ein überladenes Labyrinth ist. Die mit dem Louvre vereinigten Tuilerien sind, wenn sie auch jetzt ein Ganzes bilden, doch aus verschiedenartigen Fragmenten zusammengewachsen wie das Schloß von Blois, wenn auch hier der Contrast der einzelnen Theile nicht so lebhaft hervortritt; ihre Ausdehnung findet eine Erklärung durch die Oertlichkeit, in der ungeheuern Hauptstadt durfte auch die Residenz des Staatsoberhauptes einen größern Umfang nehmen, die gewaltige Umgebung verringert die kolossalen das künstlerische Maß eigentlich überschreitenden Verhältnisse der Theile. Aber das früher Gesagte findet in gewissem Grade auch hier seine Anwendung; ein reines Kunstwerk ist das Schloß, trotz des Eindrucks, den es als ein Ganzes macht, nicht.

Chambord allein ist ein solches; der Plan des Monuments ist in dem Kopfe Eines Künstlers entsprungen, von Einem Künstler aus-

geführt. Der Nützlichkeitsstandpunkt des feudalen Mittelalters ist hier ganz beseitigt, der Künstler hat nichts schaffen wollen als ein reines architektonisches Denkmal, ein Kunstwerk, das ebenso national als original und in allen seinen Theilen harmonisch ist. Er hat in seiner Art geleistet, was die griechische Kunst im Parthenon geleistet hat. Da ist nichts Fremdes, nichts Ungehöriges; das Werk steht in allen Details im Einklang mit sich selbst, im Einklang mit der Umgebung. Die tiefe Lage des Bodens trieb den Künstler, die Zierathen der Sculptur auf das Dach zu schleudern mit verschwenderischer Hand; was aber überall anderswo baroke Schnörkel geworden wären, das ist hier, durch die Natürlichkeit der Localität herbeigeführt, idealer Kunstschmuck geworden, wie ihn — es ist das Ei des Columbus — das Genie allein erfinden konnte. Der Künstler hat aber auch nichts Phantastisches geschaffen, es ist keine Kunstgrille, die im Widerspruch mit der Epoche oder ganz außerhalb derselben stände. Im Gegentheil, alles ist aus der Epoche selbst hervorgewachsen; die Grundlinien sind die eines feudalen Schlosses, aber ebenso genial, wie er die örtlichen Schwierigkeiten überwunden hat, siegte der Künstler auch über den rohen Charakter der feudalen Architektur; was dort zu brutalem Trutze diente, wird hier Zierde, weise Schranke und Maß. Der Künstler hat endlich nicht fremde Kunstideen sklavisch nachgeahmt und seinem Vaterlande angezwungen; er hat klar gefühlt, daß keine Kunst mehr vom Boden abhängt, wo sie entsteht, als die Baukunst; er hat die heimische natürliche Architektur nicht zerstört oder verrenkt, er hat sie nach den Grundsätzen des Ideals wie im Schwunge verschönert. So ist sein Werk, das Schloß Chambord, das geworden, wodurch es in Frankreich einzig dasteht, worin ihm in Deutschland nichts gleichkommt: ein ebenso originales als nationales harmonisches Kunstwerk.

Böhmische Lieder von Jaroslav Kamenicky.

Uebersetzt
von
Alfred Waldau.

1. Erste Liebe.

Du erste, ach, erste Liebe,
Du Feuer, du Diamant,
Du köstlichstes aller Dinge,
Dich hat mir der Himmel gesandt!

Du bindest zwei junge Herzen
Mit Fesseln von Sonnenschein;
Nichts auf dem Erdenrunde
Kann süßer, ach, süßer sein.

Du bist in deinem Erwachen
So reizend anzuschaun,
So flattert das flügge Täubchen
Zum ersten mal durch die Au'n!

O gehe, du höchste Wonne,
Nie kühl an mir vorbei,
Sonst reißt mir der gold'ne Faden
Des Glücks für immer entzwei!

2. Die unglücklich Vermählte.

O liebe Mutter, was habt Ihr gemacht,
O liebe Mutter, was habt Ihr gedacht,
Als Ihr mich dem Freier versprochen?
Ihr gabt mich zum Weibe dem schlimmsten Mann,
Der mich nur schelten und quälen kann —
Was habe denn ich verbrochen?

Geliebte Mutter, beste der Frau'n,
Ach, könntet Ihr doch nur selber schaun
Des Töchterleins Harm und Plage:
Ihr ränget Euch wol die Hände wund,
Ihr möchtet weinen zu jeder Stund' —
Ich dulde still und verzage.

O säh't Ihr mein Antlitz, Ihr wär't entsetzt,
Es trägt ja die Todtenfarbe jetzt,
Das Rosenroth ist gestorben;
Die jungen Augen mit blauem Schein,
Sie büßten die holde Klarheit ein,
Das Weinen hat sie verdorben!

3. Der Lohn.

Als ich von der Witwe heimkehrt',
Verlor die Eisen mein Pferd;
Ich lasse mein Rößlein mir
Beschlagen neu,
Und will nun werben blos
Um Mädchentreu'.

Mein lieber Dorfschmied, ich bitt',
Beschlage zum feurigen Ritt
Mein rabenschwarzes Roß,
Beschlage es flink,
Daß es mich heute noch
Zum Liebchen bring'!

Rasch, Meister, sei auf der Hut,
Beschlage mein Rößlein gut;
An allen Hufen beschlag'
Es silberblank
Und von der Witwe begehr'
Den Lohn und Dank!

4. Das alte Bergschloß.

Es blickt das alte Bergschloß
Zur Mühl' herab:
Dort war ich einst vom Berge
Der Hirtenknab'.
Das Schloß ist längst zerfallen,
Die Schlange kriecht durch die Hallen,
Wie durch ein Grab.

Da ich noch war der Knabe —
O Frühlingsschein!
Da warst du mein Begleiter,
Großväterlein!
Du bist mir nun entrücket,
Die schwarze Erde drücket
Schon dein Gebein!

Und da ich war der Jüngling —
O Sommerzeit!
Da gingest du mir zur Seite,
Allsüße Maid!
Auch du bist heimgegangen,
Schon hält der Sarg umfangen
Dein Herzeleid.

Nun weide ich die Heerde
  Allein, allein,
Das Bergschloß hört mich seufzen
  Im Abendschein;
Die weißen Nebel schwanken,
Ich wandle in Todesgedanken
  Von Stein zu Stein.

5. Des Vaters Tod.

Was führen sie denn zu Wagen
  In unser Dorf herein?
In wessen Behausung tragen
  Sie wol den seltsamen Schrein?

Der Schrein heißt die Todtentruhe,
  Man bringt sie ins Sterbehaus:
Wer sie am Wege erblicket,
  Der weicht von weitem aus.

Es liegt auf der schwarzen Truhe
  Ein Kreuz mit silbernem Schein —
Wer ist denn nur gestorben?
  Wen legen sie wol hinein?

Ach weh, schon legen die Leute
  Den guten Vater hinein,
Schon läuten die Todtenglocken —
  Die Mutter weint vor Pein.

Und mit ihr weinen die Waisen
  So bang, daß Gott erbarm',
Sie haben den Vater verloren,
  Wie sind sie nun so arm!

Sie haben ihn noch im Hause
  Und sind schon so schmerzlich bewegt;
Wie werden sie erst wehklagen,
  Wenn man ihn zu Grabe trägt!

Sie werden noch schmerzlicher weinen
  Zu jener schrecklichen Stund',
Wo man den Todten hinabsenkt
  Wol in den schwarzen Schlund!

6. Die Thränennelken.

Beim weißen Meierhofe
  Die junge Schäferin zieht,
Sie hütet einsam die Heerde
  Im herrschaftlichen Ried.

Sie wandelt gesenkten Hauptes,
Tieftraurig ist ihr Sinn,
Und wo sie schreitet am Raine,
Da fallen die Thränen hin.

Was blühen die Thränennelken
So dicht am grünen Rain?
Der Schäferin blaue Augen,
Die säe'ten sie hinein!

7. Erwachende Liebe.

O war ich doch ein lustig Kind
Und kannte nicht Thränen, nicht Schmerzen
Da noch, wie im traulichen Nest
Das Vöglein, die Liebe so fest
Geschlafen hat im Herzen.

Jetzt schlummert die Liebe nimmermehr,
Sie schaut mit brennenden Augen!
All meine Ruhe ist nun dahin,
Verstört ist mir der heit're Sinn,
Nichts will zum Heile mir taugen!

Weswegen schliesst du, böse Lieb',
Mir nicht im Herzen immer?
Die süße lachende Fröhlichkeit
Flog wie ein Vöglein weithin, weit,
Ich finde sie nie und nimmer.

8. Das Herdfeuer.

Großmütterlein sitzt beim Ofen
Und wärmt tagüber sich dort,
Und dennoch spürt sie die Kälte
Und zittert fort und fort.

Ich achte nicht auf den Winter,
Mein Herz ist voller Glut,
Es wärmt mit seinen Strahlen
Gar sonnig mein junges Blut.

Mein Liebster hat mir im Herzen
Ein Flämmchen angefacht;
Kein Pelz vermag so wonnig
Zu wärmen bei Tag und Nacht.

Solange mir dieses Flämmchen
Im Herzen lodert licht,
Erschreck' ich nicht vor dem Froste
Und fürchte den Winter nicht.

Doch wenn einst verglimmt das Flämmchen,
Dann bricht die Noth herein,
Dann sitz' ich am Ofenbänkchen,
Wie das Großmütterlein.

Dann zitt're auch ich vor Kälte
Gleich ihm am ganzen Leib,
Dann lachen die jungen Mädchen,
Ach, über das alte Weib!

9. Thränen der Liebe.

Weiß nicht, was soll es sein,
Daß mich umstrickt die Pein
Zu jeder Stund'?
Möcht' weinen immerzu
Und seufzen ohne Ruh' —
Wer nennt mir den Grund?

Wol weint' ich vormals auch,
Doch schwand das Leid wie Rauch —
Das ist vorbei:
Nun wird mein Auge blau
Bei Tag, bei Nacht vom Thau
Des Harms nicht frei.

Vergeblich fraget Ihr,
Mein theurer Vater hier,
Das arme Kind:
Ihr helft ihm ja doch nicht,
Beim Sonnen- und Sternenlicht
Weint es sich blind!

Ach, Gott nur kennt den Schmerz,
Der Eurer Tochter Herz
Bang schluchzen macht
Bis in den Tag hinein,
Vom ersten Tagesschein
Bis in die Nacht!

10. Des Liebsten Gedenken.

Mein Schatz ist abgereist,
Weit über Land und See,
Und weil ich stets nur sein gedenk',
Thut mir das Köpfchen weh'.

Kehrt er nicht baldigst heim,
Zerspringt mir fast die Stirn',
Verwirren sich gar seltsam mir
Die Fäden im Gehirn.

Und sind sie wildverstrickt,
Wer macht sie wieder frei?
Auf Erden niemand als der Tod,
Der schneidet sie entzwei!

Literatur und Kunst.

Eine Biographie Kaiser Karl's V. in Versen.

Bei Bartelmus in Wien erschien: „Kaiser Karl der Fünfte. Von Karl Guntram." Das ist wieder einmal eins von den Büchern, die nur in Deutschland möglich sind, auch wird nur in Deutschland dem Kritiker zugemuthet, sich allen Ernstes mit derartigen Misgeburten eines vollkommen unzurechnungsfähigen Dilettantismus herumzuschlagen. Auf fast fünftehalbhundert Seiten groß Octav, in beinahe zweitausend Strophen eines Versmaßes, das kein Bänkelsänger einförmiger und ermüdender ausdenken kann, besingt der Verfasser das Leben und die Thaten Kaiser Karl's V. von seiner Abreise aus Flandern nach Spanien vom Jahre 1517 an bis zu seinem Tode im Kloster von San-Yuste — oder nein, er besingt sie nicht, sondern er leiert sie mit wahrhaft verhängnißvoller Ausdauer im trockensten Chronikenstil herunter, in einer Sprache, die nichts Poetisches hat als die Reime, und in Versen, die man häufig nur durch die Druckeinrichtung erkennt. Da es weggeworfene Mühe wäre, über ein derartiges Product, dessen Entstehung sich nur aus einer Art von Monomanie erklären läßt, ausführlicher zu berichten, so begnügen wir uns, hier einige kurze Proben einzuschalten, indem wir dem Leser überlassen, den richtigen Namen für diese Art von Poesie ausfindig zu machen. Also erstlich der Anfang des zweiten Buchs, die Abfahrt des Kaisers von Barcelona zur Expedition nach Tunis schildernd (S. 145):

Der Kaiser war aufgebrochen von
Madrid. In Barcelona
Wartete seiner versammelt schon
Das Heer. Es ruft Bellona
Und Spaniens Adel ist bereit.
Vor dem Hafen aber weit und breit
Auf den Meereswogen schaukeln
Viel hundert Schiffe, Vorrath, Roß
Und Mann bereit zu bergen
Und weithin treffendes Feuergeschoß,
An Bord seekundige Fergen
Aus Flandern, Portugal, Genua,
Geführt von Ruyt und von Doria
Und des Kaisers erlauchtem Schwäher.

Und ferner aus demselben Buche die Befreiung der gefangenen Christensklaven durch den Kaiser, also eine Situation, die, wenn anders ein Funke von Poesie in dem Verfasser steckte, ihn nothwendig zu höherm Schwunge begeistern oder doch wenigstens seiner Sprache einen Anflug von dichterischer Färbung hätte geben müssen (S. 191):

... Es waren an der Zahl
Wol zwanzigtausend, alle
Nach Einem gewendet — ihr Sonnenstrahl,
Der ergossen über alle
Das Licht der Freiheit. Man hatte zwängt
In Ketten sie, zusammengedrängt
In finst're Thurmverließe —

Bis ein deutscher Kaiser kam übers
Meer
Dort steht er. Ein lebendiger
Hymnus um ihn! Die entblößte
Armuth umarmt er, reicht ihr die Hand,
Vertheilt Geschenke und Gewand
Und will sie heimführen, alle.

Vom Büchertisch.

„Goethe's Frauengestalten. Nach Originalzeichnungen von Wilhelm von Kaulbach. Photographirt von Fr. Bruckmann's photographischer Anstalt. Mit erläuterndem Text von Friedrich Spielhagen, Album-Ausgabe" (München, Bruckmann). Schon vor einiger Zeit, bei Gelegenheit des von derselben Firma veröffentlichten „Porträt-Album literar-historischer deutscher Frauen" (vgl. Nr. 46 des vorigen Jahrgangs) machten wir auf diese neue Ausgabe der Kaulbach'schen Goethebilder, welche damals erst als bevorstehend angekündigt war, aufmerksam. Dieselbe ist seitdem pünktlich erschienen, gerade noch zeitig genug, um zum jüngstverwichenen Weihnachtsfeste den zahlreichen Kunstfreunden, denen die größere Ausgabe durch die Höhe ihres Preises unerschwinglich, als willkommenstes Geschenk zu dienen. Ueber die Kaulbach'schen Zeichnungen selbst enthalten wir uns jeder weitern Bemerkung; sie gehören anerkannterweise zu dem Vorzüglichsten, was der reichbegabte Künstler überhaupt geschaffen, wie denn auch nächst seinen Illustrationen zum „Reineke Fuchs" keins seiner Werke eine so große Verbreitung finden und seinem Namen eine solche Popularität verschaffen dürfte wie diese Goethezeichnungen. Wol aber scheint uns der Erwähnung werth, daß dieselben, trotz des kleinen Formats, in welchem sie hier geboten werden (es ist in der That das allbekannte Visitenkartenformat, nur mit breiterm Papierrand), nichts eingebüßt haben weder von der Sicherheit und Zartheit der Linien noch von der Lebendigkeit und Tiefe der Charakteristik, noch endlich von der Klarheit und Weichheit der Färbung. Von ganz besonderm Interesse waren uns einige Blätter, die wir uns nicht erinnern, in der großen Ausgabe bereits gesehen zu haben; so vor allem „Alexis und Dora", vielleicht, wenn wir unserm persönlichen Geschmack trauen dürfen, nach der Ottilie aus den „Wahlverwandtschaften" die Krone der ganzen Sammlung, „Heideröslein" ꝛc. Eine werthvolle Zugabe ist das Porträt des Künstlers in ganzer Figur, das dem Buche als Titelbild dient. Was endlich den Text von Friedrich Spielhagen angeht, so hat der Verfasser die schwierige und undankbare Aufgabe — denn welches geschriebene Werk eines lebenden Autors vermöchte sich gegen diese Bilder zu behaupten, in denen ein Goethe von einem Kaulbach illustrirt wird?! — nicht nur mit der eleganten und geistreichen Feder, die wir an ihm gewohnt sind, sondern vor allem auch mit der Zurückhaltung gelöst, deren es hier in so hohem Grade bedurfte, wenn das angedeutete Misverhältniß nicht allzu fühlbar werden sollte. Indem der Verfasser, welcher darauf verzichtete, einen eigentlichen Commentar, sei es in ästhetischer, sei es in literar-historischer Hinsicht, zu liefern, hat er sich auf ein angenehmes Hin- und Herreden, ein absichtsloses, fast zufälliges Plaudern beschränkt, das eben noch geistreich genug ist, um darauf hinzuhorchen und doch nirgends zu ernst und inhaltsvoll, um uns in der aufmerksamen Betrachtung der Bilder zu stören.

„Libanon. Ein poetisches Familienbuch. Von Ludwig August Frankl. Dritte vermehrte Auflage“ (Wien, A. Pichler's Witwe u. Sohn). Die Absicht des Verfassers war, in der vorliegenden Chrestomathie alles oder doch das Vorzüglichste zusammenzutragen, was die Dichter der gebildeten Nationen zu den verschiedensten Zeiten zur Verherrlichung des Judenthums und seiner Anhänger gesungen haben; an den verschiedensten Stoffen und in den verschiedensten Formen, in Legenden und Heldenliedern, Hymnen und Elegien, Gleichnißreden und Sprüchen soll sich hier der Geist des Judenthums widerspiegeln, das Ganze aber soll eine Art poetischer Hauspostille für die jüdische Familie, zunächst für die Jugend bilden, für die sich hier neben der sittlichen Anregung zugleich eine Schule des ästhetischen Geschmacks und der künstlerischen Bildung eröffnen soll. Nach der raschen Folge der Auflagen zu urtheilen, welche dem Buch zutheil geworden, hat der Herausgeber, der selbst als Dichter rühmlichst bekannt ist, diesen seinen Zweck vollständig erreicht, und bemerken wir daher an dieser Stelle nur, daß das Buch durch die Mannichfaltigkeit seines Inhalts, der aus den verschiedensten Literaturen und Jahrhunderten zusammengesetzt ist, auch solchen Lesern, welche den confessionellen Anschauungen desselben fern stehen, ein mannichfaches poetisches wie culturhistorisches Interesse erwecken wird.

Correspondenz.

Aus Berlin.

21. Januar 1865.

NO. Heute vor acht Tagen, an dem spätesten Termin, der nach der Verfassung zulässig, fand die feierliche Eröffnung des Landtags statt. Die Erwartungen, mit denen man dem Ergebniß desselben im Publikum entgegensieht, sind außerordentlich gering und auch in den Kreisen der Abgeordneten ist man allgemein auf eine ebenso kurze wie resultatlose Session gefaßt. Unter diesen Umständen ging denn auch die Eröffnungsfeierlichkeit ziemlich unbemerkt vorüber; wiewol man wußte, daß der König die Thronrede diesmal in Person halten würde, was bekanntlich infolge der eingetretenen Conflicte seit längerm nicht geschehen ist, war die Zahl der Neugierigen, die sich zu dem Schauspiel drängten, doch verhältnißmäßig nur gering. Selbst im Schloßhof und in der Nähe des Doms fehlten jene Haufen von Schaulustigen, die sich sonst bei dieser Gelegenheit daselbst zusammenzuscharen und Minister und Abgeordnete auf ihrem Gange vom Dom nach dem Schlosse je nach der Parteistellung mit mehr oder minder schmeichelhaften Ovationen zu begleiten pflegen. Freilich soll — Ihr Referent kann aus eigener Erfahrung nicht sprechen — die Zahl der Landtagsmitglieder, die sich zu der im Dom stattfindenden gottesdienstlichen Feier eingefunden, auch nur verschwindend klein gewesen sein; vom Abgeordnetenhause will man wenig über zwanzig Häupter gesehen haben, was unserer loyalen Presse denn aufs neue Veranlassung gegeben, Zeter zu schreien über den Verfall der Zeiten und die Gottlosigkeit einer Volksvertretung, welche es für überflüssig hält,

sich an geweihter Stätte für ihre so verhängnißvollen Arbeiten vorzubereiten und den Segen des Höchsten auf ihre Berathungen herabzuflehen. Diese frommen Strafprediger vergessen nur, in welcher Art in frühern Jahren gerade bei Gelegenheit dieser gottesdienstlichen Eröffnungsfeier die Kanzel von den fungirenden Geistlichen gemisbraucht worden ist; man kann ein sehr gewissenhafter und sogar ein sehr kirchlich gesinnter Abgeordneter sein und doch keine Lust haben, sich bei dieser feierlichen Veranlassung von der Kanzel herab in einer Weise haranguiren zu lassen, die sich allenfalls für den „Zuschauer" der Kreuzzeitung schicken würde, aber ganz gewiß nicht für die geheiligten Räume der Kirche. Auch die Stimmung, die im Weißen Saale herrschte, war schwül und gedrückt; unter den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses, die in ihren einfachen schwarzen Fracks fast verschwanden unter dem Glanz der Uniformen und der gestickten Röcke, in denen die Mitglieder des Herrenhauses, die Minister und die überaus zahlreich versammelte Generalität einherstolzirte, sah man viele ernste und sorgenschwere Gesichter, und auch das dreifache Hoch, mit welchem der Schluß der Thronrede üblicherweise begleitet wurde, klang zwar vollstimmig genug, entbehrte aber doch jenes begeisterten Schwunges, den wir wol sonst bei ähnlichen Gelegenheiten wahrgenommen haben. Dagegen war die Haltung des Königs ganz so straff und fest, wie derselbe sich seiner hohen Jahre unerachtet öffentlich zu zeigen pflegt, und auch auf den Gesichtern der Minister lag ein Ausdruck von Selbstgewißheit und innerlicher Befriedigung, der denen, die noch immer thöricht genug sind, auf die Möglichkeit entgegenkommender Schritte seitens der Regierung zu hoffen, eben kein günstiges Prognostikon eröffnete.

Und dieses Prognostikon ist denn auch durch die Thronrede bestätigt worden, trotz der unzweifelhaft versöhnlichen Absicht, welche bei ihrer Abfassung, oder sagen wir besser bei ihrer Stilisirung vorgewaltet hat und die noch merklicher hervortrat durch den Ausdruck, den der König in die Worte legte. Gewiß kann niemand die endliche Aussöhnung zwischen Krone und Volksvertretung und damit die Herstellung eines geordneten Zustandes lebhafter wünschen als König Wilhelm, davon ist jeder überzeugt, der irgendjemals Gelegenheit gehabt, sich dem Monarchen persönlich zu nähern oder der auch nur den Entwickelungsgang desselben, soweit derselbe öffentlich vorliegt, mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat. Die londoner Blätter, die in Veranlassung der Thronrede eben jetzt wieder einmal drauf und dran sind, das Porträt König Wilhelm's nach der Chablone eines altrömischen Cäsaren zu zeichnen, befinden sich dabei vollkommen im Irrthum; dem König liegt seiner ganzen Persönlichkeit nach nichts ferner als eine bewußte und absichtliche Verletzung fremder Rechte, und darum werden auch diejenigen, die den gegenwärtigen Conflict so weit schüren, daß der Knoten endlich doch nur durch einen Gewaltstreich gelöst werden kann, schließlich noch einen schweren Stand beim König haben. Und doch wird aller menschlichen Berechnung nach diese gewaltsame Lösung uns nicht erspart bleiben, in der innern so wenig wie in der äußern Politik, welche letztere ebenfalls trotz ihres glänzenden Ansehens noch zu allerhand schlimmen Verwickelungen führen dürfte. In beiden Beziehungen wird in letzter Instanz der persönliche Wille des Königs den Ausschlag geben, natürlich nur immer so weit, als

auch der Mächtigste und am höchsten Gestellte immer noch dem Zwange der factischen Verhältnisse unterworfen ist. In welcher Art die letztern die bei uns obschwebenden Fragen, die innern sowol wie die äußern, zu einer endlichen Lösung drängen werden, läßt sich natürlich nicht voraussagen; möglich — und wir haben Aehnliches ja erst ganz kürzlich bei Gelegenheit des schleswig-holsteinischen Handels erlebt, der durch den plötzlichen Tod des Königs von Dänemark auch mit Einem Schlage in eine ganz andere Lage gerückt ward — möglich, sage ich, daß das Schicksal auch diesmal weiser und mächtiger ist als die Menschen; sofern wir jedoch auf die Absichten und Entwürfe, die Kräfte und Mittel dieser letztern angewiesen sind, insofern ist unsere Lage eine nach allen Seiten hin sehr trübe und hoffnungslose.

Unter diesen Umständen ist man im Publikum denn auch ganz einverstanden damit, ja man weiß es der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses Dank, daß dieselbe diesmal darauf verzichtet hat, die Thronrede durch eine Adresse zu beantworten. Welchen Sinn könnte eine solche Adresse im gegenwärtigen Augenblick auch haben? Doch ohne Zweifel nur diesen, die Stellung, welche die Mehrheit des Abgeordnetenhauses zu den obschwebenden Verwickelungen einnimmt, nochmals nachdrücklich und feierlich darzulegen. Allein diese Stellung ist hinlänglich bekannt, das Land kennt und billigt sie, das beweisen unter andern die Nachwahlen, die inzwischen nöthig geworden und die fast ohne Ausnahme in oppositionellem Sinne ausgefallen sind, und auch die Krone, welche das Abgeordnetenhaus vor Jahresfrist so ungnädig entlassen, kann sich darüber unmöglich im Unklaren befinden. Eine erneuerte Darlegung dieser Stellung in Form einer Adresse hätte also nur dazu dienen können, die Gegensätze noch schroffer, die Stimmung noch gereizter zu machen, und so wenig der versöhnliche Ton, den die Thronrede anschlägt, auch eigentlich zu bedeuten hat, indem ihm augenscheinlich jede factische Basis fehlt, so will es sich doch für das Abgeordnetenhaus nicht ziemen, unnöthig Oel ins Feuer zu gießen und einen Brand zu vergrößern, der ohnedies schon gefährlich genug ist. Was dabei etwa nöthig war, um die Würde des Abgeordnetenhauses zu wahren und das Land in der Zuversicht zu bestärken, mit welcher es der Haltung seiner Vertreter auch diesmal entgegensieht, das ist von dem ehrwürdigen Grabow durch die kurze Ansprache, mit welcher er in der Montagssitzung die auf ihn gefallene Wahl zum Präsidenten annahm, aufs vollständigste erreicht und geleistet worden. Es hat sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal recht gezeigt, welchen Schatz das Abgeordnetenhaus in diesem Manne besitzt, der unter seinen grauen Scheiteln noch so viel Jünglingsfeuer mit so viel klarer, männlicher Besonnenheit und Ruhe verbindet. Die Meute der reactionären Presse ist freilich außer sich über Grabow's Verwegenheit und wird nicht müde, die unwürdigsten Beschuldigungen gegen ihn und jene freisinnige Mehrheit zu schleudern, deren Gesinnung er in seinen Worten einen so beredten und kräftigen Ausdruck gegeben. Auch in den gouvernementalen Kreisen sind dieselben sehr unliebsam bemerkt worden, das beweist sowol die Censur der Grabow'schen Rede, zu welcher — freilich, wie es scheint, in gänzlicher Verkennung seiner Stellung — der Herr Minister des Innern sich in der nächsten Sitzung veranlaßt sah, als namentlich auch die

verschärften Maßregeln, die infolge des Vorfalls gegen die Presse, die natürlich nicht zauderte, Grabow's Worte zu commentiren, beliebt worden sind. Doch dient dies alles in der That nur dazu, den Eindruck der Grabow'schen Ansprache, die wie ein elektrischer Funke mitten in die schwüle Stimmung des Augenblicks fiel, zu erhöhen und das Gefühl der Dankbarkeit und Hochachtung zu vermehren, welche das Publikum dem trefflichen Manne für sein ebenso kluges wie tapferes Auftreten zollt.

Den Aufregungen einer Adreßdebatte wird das Abgeordnetenhaus übrigen bei alledem nicht entgehen, da ja, wie Ihren Lesern aus den Sitzungsberichten zur Genüge bekannt ist, sowol von der katholischen Fraction als auch von seiten der Conservativen Anträge auf Erlaß einer Adresse gestellt und dahin zielende Entwürfe eingebracht sind. Was die katholische Fraction mit diesem etwas auffälligen Schritte bezweckt, ist leicht abzusehen; geneigt, mit der Regierung zu gehen, soweit irgend möglich, ohne mit der ausgesprochenen Stimmung ihrer Auftraggeber, also insbesondere der rheinischen Bevölkerung, in einen unversöhnbaren Widerspruch zu gerathen, will sie wenigstens den Preis bezeichnen, um welchen sie entschlossen ist, der Regierung ihren Beistand zutheil werden zu lassen: das wäre denn in sicherm Fall die zweijährige Dienstzeit, welche der Adreßentwurf der Katholiken ausdrücklich als das Zugeständniß bezeichnet, zu welchem die Regierung sich entschließen müsse, um den Frieden mit der Volksvertretung und also mit dem Lande selbst wiederherzustellen. Nun könnte man aber gerade unter den rheinischen Deputirten am besten wissen, wie wenig Aussicht vorhanden ist, daß die Regierung sich jemals zu diesem Zugeständniß herbeilassen wird; im hiesigen Publikum wenigstens ist es noch unvergessen, was der König der Deputation rheinischer Notabeln antwortete, welche vor etwa Jahresfrist ausdrücklich in der Absicht hierher gekommen war, die Gesinnungen des Rheinlandes in Betreff der Armeereform und der durch sie verursachten Conflicte an den Stufen des Throns niederzulegen. Der König sprach sich damals zu dieser Deputation mit den bestimmtesten Worten zu Ungunsten der zweijährigen Dienstzeit aus, und begreift man daher, wie gesagt, im hiesigen Publikum nicht recht, was diese Adresse soll, durch welche ein längst abgethaner Vorschlag nutzlos erneuert wird. Aber noch mehr: die Antragsteller müssen auch das wissen, daß, ganz abgesehen von der Haltung der Regierung, auch nicht einmal zur Annahme ihres Entwurfs im Plenum die mindeste Aussicht ist, und so hört man das Ganze vielfach als eine bloße Demonstration bezeichnen, angestellt im Interesse der katholischen Reaction, die sich dadurch einen gewissen allerdings sehr billigen Nimbus nicht nur von Freisinnigkeit, sondern auch von parlamentarischer Wichtigkeit beizulegen versucht — gleich als ob sie es wäre, die die Lösung des Räthsels in der Hand hat und von der jene Brücke der Vermittelung gebaut werden könnte, nach der alle übrigen suchen! Der Verlauf der Berathung, die auf nächsten Dienstag angesetzt ist, wird diese Illusion natürlich ebenso rasch wie gründlich zerstören, und da auch das Ministerium bei dieser Gelegenheit nicht umhin können wird, die Verwerfung der zweijährigen Dienstzeit nochmals auszusprechen, so sind wir begierig, wie die katholische Fraction nach dieser Niederlage, die ihr nicht nur von der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses, sondern auch von seiten der Regierung in sicherer Aussicht steht,

sich in Zukunft zu der letztern stellen und ob sie noch ferner Verlangen tragen wird, eine Vermittlerrolle zu spielen, die doch nach der ganzen Lage der Dinge unhaltbar und unmöglich ist. Auch in dem Adreßentwurf der conservativen Minderheit vermögen wir nur den Versuch einer Demonstration zu erblicken, die indessen allem Vermuthen nach für diejenigen, die sie hervorgerufen, ebenfalls nicht besonders glorreich enden wird. Die Herren Wagener und Genossen können offenbar die Zeit nicht erwarten, allen den Grimm und die Beschuldigungen los zu werden, welchen sie gegen die liberale Majorität bei sich angesammelt haben, trotz der sehr umfangreichen Erleichterungen, die sie sich Tag für Tag in den Blättern ihrer Partei verschaffen; daher dieser Entwurf, welcher der ganzen sonstigen Haltung des Abgeordnetenhauses ins Gesicht schlägt und Ansichten und Zugeständnisse ausspricht, von denen sich die Antragsteller doch selbst sagen müssen, daß sie in der Versammlung sowol wie im Lande vollkommen vereinzelt stehen. Ohne Prophet zu sein, kann man voraussagen, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, im Bewußtsein ihres parlamentarischen Uebergewichts sowol wie der Stellung, die sie in den Sympathien des Volks einnimmt, auch durch diese muthwillige Provocation seitens der Conservativen sich zu keinen Erörterungen wird hinreißen lassen, durch welche die ohnedies schon so misliebige Situation nur noch verschlimmert werden könnte; die Adreßdebatte, da es einmal ohne eine solche nicht hat abgehen sollen, wird kurz und ernstvoll sein, wenigstens was die Haltung der freisinnigen Mehrheit betrifft, den Conservativen aber wird sie Gelegenheit bieten, fortzufahren in jenen Selbstenthüllungen, in denen diese Partei so stark ist, und durch die sie, freilich ohne es zu wollen und zu wissen, schon so viel zur Aufklärung des Publikums beigetragen hat.

Auch die Nachrichten aus Wien, auf die man hier seit einiger Zeit mit einer früher nicht gekannten Spannung lauscht, sind nicht geeignet, rosige Lichter in das eintönige Grau unserer Stimmung zu werfen. Scheint doch selbst die Reise des Prinzen Friedrich Karl nach Wien, diese so langerwartete und so pomphaft angekündigte Reise, von welcher der Prinz übrigens bereits heute Abend wieder zurückerwartet wird, in Wien nicht ganz den Eindruck hervorgebracht zu haben, den man sich hiesigen Ortes davon versprochen. Der Ton wenigstens, in welchem die wiener Blätter sich über den Besuch des Prinzen äußern, ist ungewöhnlich kühl und zurückhaltend oder wird wenigstens hier so gefunden, was freilich nicht wundernehmen kann bei dem gegenseitigen Argwohn, um nicht zu sagen der Misgunst und der Abneigung, mit welcher die österreichisch-preußische Allianz, hüben wie drüben, an der Spree wie an der Donau, vom Publikum betrachtet wird. Ein preußischer Prinz, der in der wiener Hofburg erscheint, um den Dank und die Bewunderung des Kaiserhauses für die Kriegsthaten entgegenzunehmen, die er an der Spitze eines österreichisch-preußischen Heeres vollbracht hat, ist gewiß eine ebenso seltene wie glänzende Erscheinung, und mag daher das preußische Selbstbewußtsein sich mit Recht davon geschmeichelt fühlen. Dennoch habe ich selbst in hiesigen militärischen Kreisen, wo Prinz Friedrich Karl bekanntlich einer fast abgöttischen Verehrung genießt, Besorgnisse äußern hören über den Ausfall seiner Sendung; war dieselbe, wie es kaum bezweifelt werden kann, nicht blos ein Act der Courtoisie, sondern waren

damit bestimmte politische Zwecke verknüpft, so würde ein Scheitern oder auch selbst nur ein nicht völliges und dauerndes Gelingen der letztern hier außerordentlich unangenehm verspürt werden und mehr zur Lockerung des bisherigen Bündnisses beitragen, als alles Hetzen und Putschen gewisser deutscher Mittelstaaten und selbst als die ausgesprochene Abneigung der beiderseitigen Bevölkerungen jemals im Stande gewesen sein würde. Von diesem Standpunkte aus wird die Sache, wie gesagt, in hiesigen militärischen Kreisen betrachtet, man sieht in der Reise des Prinzen Friedrich Karl die letzte und höchste Karte, welche Preußen an Oesterreich auszuspielen hatte, und kann die Furcht nicht unterdrücken, dieselbe möchte im falschen Moment ausgespielt sein oder aus sonstigen Gründen die gehoffte Wirkung verfehlt haben.

Notizen.

Das von J. L. Kober in Prag begründete, später in den Verlag von Markgraf in Wien übergegangene „Album. Bibliothek deutscher Originalromane“ hat aufs neue den Verleger gewechselt, indem es von Neujahr ab bei Ernst Julius Günther in Leipzig erscheint. Das „Album“, das soeben seinen zwanzigsten Jahrgang antritt, gehört bekanntlich nicht nur zu den frühesten derartigen Unternehmungen, die in Deutschland überhaupt ins Leben traten, sondern es ist auch bisjetzt die einzige, der es gelungen ist, sich eine längere Reihe von Jahren hindurch die unveränderte Gunst des Publikums zu erhalten. Auch zählt es unter seine Mitarbeiter eine Reihe der bekanntesten und beliebtesten Namen, von denen wir hier nur Jakob Corvinus (Wilhelm Raabe), Friedrich Gerstäcker, F. W. Hackländer, Edmund Höfer, Karl von Holtei, Siegfried Kapper, Alfred Meißner, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Levin Schücking, Gustav vom See, Ludwig Storch, Ernst Willkomm ꝛc. anführen. Der neue Jahrgang, für welchen die neue Verlagshandlung „kein Opfer gescheut hat, um dem fortgeschrittenen Geiste unserer Tage und den gesteigerten Anforderungen der Leserwelt nach allen Richtungen hin gerecht zu werden“, wird sich seinen Vorgängern würdig anschließen. Unter den Romanen, die für denselben angekündigt werden, finden wir Werke von Adolf Zeising („Joppe und Crinoline“), Julie Burow („Die letzten Lebensjahre Johannes Kepler's“), Josef Rank („Burgau oder die drei Wünsche“), Gustav vom See („Gräfin und Marquise“, ein socialer Roman, neue Folge) ꝛc. Während somit der innere Werth des „Album“ sich auf der alten Höhe zu erhalten sucht, ist mit dem Aeußern eine zweckmäßige Veränderung vorgenommen worden, insofern nämlich das bisherige ebenso unbequeme wie geschmacklose Sedezformat mit dem ungleich gefälligern Octavformat vertauscht worden ist. Dennoch ist der Preis, der sich schon bisher durch ungewöhnliche Billigkeit auszeichnete (der ganze Jahrgang von 24 Bänden, von denen monatlich zwei ausgegeben werden, kostet 8 Thlr.) derselbe geblieben, und darf das „Album“ somit in dieser seiner neuen Gestalt auf die wachsende Theilnahme aller derjenigen zählen,

denen eine fesselnde und dabei doch gediegene Unterhaltungslektüre Bedürfniß ist.

Pünktlich mit der ersten Woche des neuen Jahres hat das Burgtheater in Wien die übliche Uebersicht seiner Thätigkeit im verflossenen Jahre veröffentlicht. Danach brachte es in den elftehalb Monaten, welche es im Theaterjahre 1864 zählte, 17 Neuigkeiten, darunter freilich einige von etwas altem Datum, wie Brachvogel's „Narciß", Mosenthal's „Deborah" und Melchior Meyr's „Herzog Albrecht", von denen die beiden erstern bisher durch politische Rücksichten von dem Repertoire des Burgtheaters ausgeschlossen waren. Die übrigen Neuigkeiten waren: „Das Forsthaus" von Hieronymus Lorm, „Paul Heyse's „Hans Lange", „Die vielbesprochene „Edda" von Weilen, „Die Kinder des Königs" von Otto Prechtler, „Zwei Pflegetöchter" und „Die Dienstboten" von Benedix, „Ein geadelter Kaufmann" von Görner, „Pitt und Fox" von Gottschall, „Ein Abend zu Titchfield" von Friedrich Halm", „Die Schraube des Glücks" und „Der Hausspion" von Schlesinger, „Gleich und Gleich" von Moritz Hartmann; endlich zwei Uebersetzungen aus dem Französischen: „Eine vornehme Ehe" von Feuillet und „Die Memoiren des Teufels" von Arago und Vermond. Was die Zahl der Aufführungen betrifft, so trug Shakspeare den Preis davon, er wurde mit 13 Stücken 27mal gegeben. Ihm zunächst stand — Benedix, der mit 8 Stücken 23mal über die Breter ging. Dann erst Schiller, von dem 10 Stücke 20mal gegeben wurden. Von sonstigen namhaften Autoren wurden gegeben: Goethe 6mal mit 4 Stücken; Lessing mit „Minna von Barnhelm" 2mal; Kleist mit „Käthchen" und „Prinz von Homburg" je 1mal; Immermann 1mal mit „Andreas Hofer"; Hebbel 3mal mit den „Nibelungen"; Grillparzer 6mal mit 6 Stücken; Friedrich Halm 7mal mit 3 Stücken; Laube 7mal mit 5 Stücken; Gutzkow 10mal mit 6 Stücken; Freytag 5mal mit 3 Stücken; Ludwig 1mal mit den „Makkabäern"; Bauernfeld 11mal mit 7 Stücken; Hieronymus Lorm 4mal mit 2 Stücken; Weilen 6mal mit „Edda"; Mosenthal 15mal mit 3 Stücken; Nissel 1mal mit „Perseus"; Brachvogel mit „Narciß" 8mal; Gottschall 11mal mit „Pitt und Fox"; Heyse 5mal mit „Hans Lange"; Meyr 3mal mit „Herzog Albrecht"; Mautner 3mal mit „Eglantine"; Schlesinger 14mal mit 7 Stücken; Birch-Pfeiffer 4mal mit 3 Stücken. Außerdem wurden aufgeführt Stücke von Töpfer, Hackländer, Prechtler, Devrient, Deinhardstein, Hollpein, Görner, Feldmann, Lederer, Wietersfeld, Hartmann, Hirsch, Wilhelmi, Iffland, Kotzebue, Raupach, Blum, Elz, Sheridan und Prinzessin Amalie von Sachsen.

Von der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunders seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus" (Leipzig, Engelmann) wurde soeben die zweite Abtheilung des siebenten Bandes versandt, womit derselbe nun vollständig vorliegt; er behandelt die innern Zustände der europäischen Staaten während der zwanziger Jahre und schließt mit dem Fall des Ministeriums Martignac in Frankreich (August 1829), dem bekanntlich das Ministerium Polignac und mit ihm die Julirevolution folgte. Indem

wir uns vorbehalten, demnächst ausführlicher auf diese neueste Fortsetzung des ebenso umfang- wie inhaltreichen Werks zurückzukommen, bemerken wir, daß die erste Hälfte des siebenten Bandes sich vorzugsweise mit den Zuständen der deutschen Mittelstaaten beschäftigt, also mit einem Gegenstande, der gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen von doppeltem Interesse ist, so wenig angenehm die Erinnerungen, die dabei aufgefrischt werden, auch denen klingen mögen, die uns in diesem Augenblick gern überreden möchten, als ob die deutschen Mittelstaaten die wahren Generalpächter des deutschen Fortschritts wären und als ob das Heil unserer Zukunft in der Erhaltung und nicht vielmehr in der Aufhebung und Umänderung der gegenwärtigen Bundesverhältnisse läge. Was aus Deutschland ohne die gegenwärtige Bundesverfassung wird, das steht abzuwarten; daß es aber mit derselben niemals diejenige Einheit nach innen wie nach außen und damit auch diejenige Machtstellung und das Wohlbefinden erlangen wird, wozu es sich doch übrigens in so hohem Grade berechtigt fühlt, das hat eine nun bald funfzigjährige Erfahrung zur Genüge dargethan. Zwei andere interessante Neuigkeiten der geschichtlichen Literatur sind der erste Band von H. Beitzke's seit längerm erwarteter „Geschichte des Jahres 1815" (Berlin, Kobligk) und die Sammlung „Historischer und politischer Aufsätze", welche H. von Treitschke bei Hirzel in Leipzig herausgegeben hat.

Weilen's „Edda", über deren so überaus glänzende Aufnahme auf dem wiener Burgtheater die wiener Correspondenz in unserer vorigen Nummer des nähern berichtet, ist jetzt auch auf dem königlichen Hoftheater zu Berlin gegeben worden und zwar ebenfalls mit günstigstem Erfolge. Dasselbe wird aus Weimar über ein neues historisches Drama von Alexander Rost berichtet; dasselbe betitelt sich „Berthold Schwarz" und bringt mit poetischer Freiheit die Entdeckung des Schießpulvers mit der Erfindung der Buchdruckerkunst in Zusammenhang.

Der lebhafte und andauernde Beifall, welchen die Romane der schwedischen Dichterin Marie Sophie Schwartz beim deutschen Publikum finden, hat die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig, bei der schon bisher die einzelnen Romane der Verfasserin in sorgfältig gearbeiteten und weitverbreiteten Uebertragungen erschienen, veranlaßt, eine Gesammtausgabe zu veranstalten, in welcher auch die künftig noch zu erwartenden Werke, an denen die Verfasserin es bei ihrer notorischen Fruchtbarkeit gewiß nicht fehlen lassen wird, Aufnahme finden werden; dieselbe erscheint unter dem Titel: „Gesammelte Romane von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar" und empfiehlt sich ebenso sehr durch geschmackvolle Ausstattung wie durch Wohlfeilheit des Preises (10 Neugroschen das Bändchen). Ebendaselbst erscheint eine zweite umgearbeitete Auflage von Bogumil Goltz' „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen". Durch die Vorträge, welche der Verfasser augenblicklich in Berlin hält und die sich den Zeitungen zufolge einer so unge-

wöhnlichen Theilnahme erfreuen, ist die Aufmerksamkeit des Publikums neuerdings auf diesen Schriftsteller gerichtet, der jedenfalls zu den eigenthümlichsten Erscheinungen unserer gegenwärtigen Literaturepoche gehört, und so wird es auch dieser neuen Ausgabe des genannten Werks, die sich ebenfalls durch Eleganz der Ausstattung und Wohlfeilheit des Preises auszeichnet, voraussichtlich nicht an entgegenkommender Theilnahme fehlen. Ebendaselbst erschien ferner ein neuer zweibändiger Roman von Levin Schücking, „Frauen und Räthsel", sowie ein erzählendes Gedicht von H. Neumann, „Dinonhy".

Die photographischen Nachbildungen von besonders berühmten und beliebten Gemälden der Dresdener Galerie, welche Hans Hanfstängl daselbst unter dem Titel: „Meisterwerke der Dresdner Gemäldegalerie" erscheinen läßt, gehören bekanntlich mit den Arbeiten von Albert in München zu dem Vorzüglichsten, was die Photographie bisjetzt bei uns hervorgebracht hat und wird es den Kunstfreunden daher angenehm sein zu erfahren, daß der Herausgeber, ermuthigt durch den Beifall, welchen die bisher erschienenen 6 Blätter gefunden haben, sich entschlossen hat, eine zweite Serie zu veranstalten; dieselbe wird ebenfalls aus 6 Blättern bestehen (Madonna von Holbein; Ecce Homo von Guido Reni; Rembrandt und seine Frau von Rembrandt; die heilige Magdalene von Battoni; Amor von Rafael Mengs; Venus von Palma-Vecchio); und in derselben Ausstattung und zu demselben Preise (3 Thaler das Blatt bei 64/47 Centim. Blatt- und 41/35 Centim. Bildfläche) erscheinen. So mäßig dieser Preis bei einer so ungewöhnlichen Größe auch ist, so machte er die Erwerbung der Sammlung doch bisher den weniger Bemittelten unmöglich und da nun zu diesen weniger Bemittelten bei uns in Deutschland bei weitem der größte Theil des gebildeten Publikums gehört, so muß es als ein glücklicher Gedanke des Herausgebers bezeichnet werden, daß er sich entschlossen hat, neben jener größern Ausgabe noch eine weit billigere zu veranstalten, die der erstern in nichts als in der Größe des Formats (50/37 Centim. Blatt- bei 23/21 Centim. Bildfläche) nachsteht, dafür aber auch nur die Hälfte des bisherigen Preises, nämlich 1 Thaler 25 Neugroschen das Blatt kostet. Auch kann die ganze Serie auf einmal in Gestalt eines elegant ausgestatteten Albums, in Umschlag mit Gravirungen in Golddruck nach einer Originalzeichnung von Bernhard Schmelzer, bezogen werden; der Preis dieser Albumausgabe beträgt 12 Thaler.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart.
Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

In monatlichen Heften von 5 Bogen. Preis des Heftes 6 Ngr.

„Unsere Zeit" beginnt unter obigem etwas veränderten Titel eine Neue Folge, deren Herausgabe Dr. Rudolf Gottschall übernommen hat. Sie tritt damit ganz in die Reihe der Zeitschriften ein und wird wie bisher sich bestreben, meist in größern zusammenhängenden Abhandlungen aus den Gebieten von Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie ihren Lesern ein umfassendes Gemälde der Gegenwart zu bieten. Journalcirkeln, Lesemuseen, öffentlichen Localen ist die in regelmäßigen Monatsheften erscheinende Neue Folge besonders zu empfehlen.

„Unsere Zeit" bildet namentlich auch für alle Besitzer des „Conversations-Lexikon" eine nothwendige Ergänzung desselben, indem sie theils die zeitgeschichtlichen Stoffe eingehender erörtert, theils über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus von den fernern Bewegungen der Cultur fortlaufende Kunde gibt.

Das erste Heft ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig. Es enthält Folgendes:

Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. Erster Artikel. Ernest Renan. — Die neue Aera des Zollvereins. Erster Artikel. — Das Rettungswesen zur See. Von einem Seeoffizier. — Das deutsche Theater der Gegenwart. — Der ungarische Reisende Vámbéry. — Feuilleton (Nekrologe. Literatur. Theater. Erd- und Völkerkunde. Volkswirthschaft).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist von diesem Werke die zweite Hälfte des achten Halbbandes (Preis 18 Ngr.) erschienen, womit die von Professor Holtzmann herausgegebene Uebersetzung und Erklärung der Bücher des Neuen Bundes nunmehr vollständig vorliegt. Auch die Vollendung der Uebersetzung des Alten Bundes durch Professor Kamphausen darf binnen kurzem erwartet werden, sodaß alsdann die ganze erste Abtheilung des Werks: die Uebersetzung und Erklärung der Bibel, vollständig erschienen sein wird.

Von Bunsen's Bibelwerk liegt bisjetzt Folgendes vor: Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter (erste Hälfte) 26 Ngr., siebenter 26 Ngr., achter (erste Hälfte) 20 Ngr., achter (zweite Hälfte) 18 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter 3 Thlr., vierter 2 Thlr. 15 Ngr., fünfter 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dinorah.

Gedicht in drei Gesängen von

Hermann Neumann.

Miniaturausgabe. Cartonnirt 20 Ngr.

Den früher erschienenen Dichtungen des Verfassers, wie „Nur-Jehan" und „Des Dichters Herz", schließt sich dieses neue Gedicht würdig an, sowol was zarten, sinnigen Inhalt als was Reinheit und Gewandtheit der Form betrifft. Die elegante Ausstattung macht das Buch auch vorzüglich geeignet zu einem literarischen Festgeschenk.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 5.** 2. Februar 1865.

Ueber Shakspeare's Hamlet.

Von
Gustav Hauff.

I.

Mutato nomine de te fabula narratur.
Hor.

„Ueber die Bibel, Homer und Goethe's Faust", bemerkt Cholevius in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", „werden die Erörterungen nie aufhören." Er hätte als viertes Werk Shakspeare's „Hamlet" nennen können. Vor mir liegt ein Werk: „Briefe über Shakspeare's Hamlet. Von Hermann Freiherrn von Friesen" (Leipzig, Teubner). Hier wird die Hamletfrage auf 343 Seiten erörtert und doch ist das Buch nur geeignet, neue Verwirrung anzurichten. Ein Verzeichniß am Schluß nennt 78 Schriften kritischen und literarhistorischen Inhalts über die Hamlettragödie. Leider ist dies Verzeichniß sehr mangelhaft, sofern höchst unbedeutende Schriften sich angeführt finden, während Arbeiten wie die von K. Silberschlag im „Morgenblatt" (1860, Nr. 46 und 47) und von Vischer in den „Kritischen Gängen" (1861, 2. Heft) nicht genannt werden. Auch in der Abhandlung selbst sind diese Arbeiten nicht angeführt. Außerdem hat Friesen mehrere längstwiderlegte Schrullen Tieck's, wie über den Mono-

log „Sein oder Nichtsein!“ wiederaufgewärmt. Am schätzbarsten sind die geschichtlichen Bemerkungen über den Text und die Schicksale der Tragödie. Zu bedauern ist namentlich, daß Silberschlag's Untersuchungen dem Verfasser unbekannt geblieben sind. Verfolgt man diese genauer, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß „Hamlet“ keine innere Einheit hat und ein zeitgenössisches Tendenzstück ist. Silberschlag selbst hat aus seinen Forschungen nicht die nothwendige Folgerung gezogen, ebenso wenig Vischer und Gervinus in der zweiten Ausgabe seines Werks über Shakspeare. Andere, wie Köstlin über „Hamlet“ („Morgenblatt“, 1864, Nr. 25 und 26), und der Verfasser des Aufsatzes „Gedanken eines Realisten über Shakspeare“ („Morgenblatt“, 1864, Nr. 48—50), lassen sie ganz beiseite liegen. Aber Gervinus und Vischer beweisen am klarsten, wie unmöglich es ist, in „Hamlet“ eine streng geschlossene dramatische Einheit zu finden. Alle Versuche, die relative Einheit, die vorhanden ist, zu einer absoluten zu erheben, können nur zu neuen, unabsehbaren Verwickelungen der Hamletfrage dienen. Es verhält sich mit „Hamlet“ wie mit der Bibel, Homer und Goethe's „Faust“. Woher die unendlichen, immer aufs neue sich widersprechenden Erklärungen? Weil man, oft gegen die ausdrücklichen Erklärungen der Verfasser dieser Schriften, wie dies wenigstens von der Bibel und vom „Faust“ gilt, eine starre Einheit erkünstelt, wo keine vorhanden ist. Wenn irgendwo, so heißt es hier: Divide et impera, und muß die Kritik sich als geistige Chemie, als Scheidekunst des Zusammengehörigen und Fremdartigen erweisen.

Betrachten wir zuerst die Hamletsage bei Saxo Grammaticus. Diese wird von vielen, besonders auch von Gervinus, als roh und dürftig bezeichnet, verdient aber diese Verachtung so wenig oder noch weniger als die Sage von Brutus und Tell. Der Hamlet*) der Sage ist kein roher und unausgeführter Charakter; namentlich im Vergleich mit Brutus erscheint sein Wesen schon künstlich verschlungen. Brutus gilt allgemein für dumm; hinter Hamlet's Treiben wittern schärfere Beobachter berechnende Verschmitztheit. Brutus enthüllt ferner sein wahres Wesen erst bei dem Eintreten der Katastrophe; der Amleth der Sage, wie Shakspeare's Hamlet, legt die Maske des Wahnsinns

*) Merkwürdig, daß nach Velschow's Commentar zu Saxo „Amleth“ oder Amlod im Isländischen einen thörichten, unpraktischen Menschen bedeutet; auch darin liegt ein Seitenstück zu Brutus und Tell. Ich erlaube mir hier eine etymologische Vermuthung auszusprechen. Ham in „Hamlet“ erinnert an die Wurzel hám, heim, woher englisch hamlet = Weiler. Angelsächsisch ist hám = Haus, Vaterland. Ist „Hamlet“ vielleicht = heimskr, welches Wort bei den vielgereisten Isländern einen immer daheimsitzenden, dummen Menschen bedeutet? Auch schwedisch ist nach Velschow amloda = Dummkopf. Der Wegfall des h findet sich bei Saxo auch sonst in Eigennamen.

schon vorher, einmal wenigstens, ab, beim Alleinsein mit der Mutter — ein Schritt, der eine gewisse Herausforderung des Schicksals enthält, freilich nicht aus Uebermuth, sondern aus gekränktem Sittlichkeitsgefühl. Wenn Gervinus sagt, Hamlet's zweideutige, sinnvoll unsinnige Räthsel seien für den skandinavischen Geschmack der Hauptreiz der Erzählung gewesen, so fragt sich, ob nicht dem Benehmen Amleth's, namentlich am englischen Hof, eine instinctartige Ahnung, ja etwas wie Hellsehen, wie das Zweite Gesicht, zu Grunde liegt. Auf etwas Derartiges hat auch Vischer als auf den vermuthlich ursprünglichen Sinn der Sage hingewiesen (a. a. O. XXIV). Auch Vischer sieht ein, daß die beiden Hamlet nähere Geistesverwandte sind, als Gervinus zugibt. Wenn der Amleth des Saxo Sinn und Unsinn künstlich vermischt, so thut auch Shakspeare's Hamlet dasselbe, und zwar aus einem ähnlichen Beweggrund. Hamlet's Unternehmen, sich wahnsinnig zu stellen, ist zweckwidrig; es liegt ihm aber ein gewisser Trotz gegen das Schicksal, eine Herausforderung aller möglichen Folgen zu Grunde; Hamlet weiß. daß er auf unterhöhltem Boden wandelt, aber er wandelt auf dem gefahrvollen Weg fort bis ans Ende. Ebenso ist schon Saxo's Amleth kein ruhig bleibender, zurückgezogener, einsamer Mensch, wie Brutus oder Tell, sondern mit einer Art nordischer Tapferkeit und Todesverachtung begibt er sich mitten in das Treiben des Hofs, reizt geflissentlich die Neugierde der Aufpasser und weiß sie doch schließlich auf eine falsche Fährte zu locken. Vorsicht und Keckheit sind bei beiden merkwürdig verbunden. Auf diese Weise läßt sich die Sage bei Saxo recht wohl auffassen, und man braucht nicht mit Vischer zu sagen, nur große Verblendung von Amleth's Feinden mache es in der Sage möglich, daß er seinen Plan dennoch ausführe oder richtiger: die alte Sage sei hier sorglos gegen die Wahrscheinlichkeit; sie wolle verborgenen Tiefsinn charakterisiren und denke nicht daran, daß sie ihren Helden zweckwidrig handeln lasse, indem er ihn verrathe. Die alte Sage hat vielmehr eine innerliche Freude an dem Spiel, das der vermeintliche Tölpel mit seinen stärkern Gegnern spielt; sie spannt den Gegensatz zwischen beiden absichtlich aufs höchste; sie weiß ja überdies mit ihrem Helden, daß von Anfang an dem Mörder und seinem Anhang Tod und Verderben bereitet ist, mag auch die Strafe lange auf sich warten lassen. Darauf weist das Netz hin, das Amleth flicht und so seltsam befestigt; denn Amleth ist wie Chriemhild, wie der Germane überhaupt „lanc räche“; er trägt die Rache lang in sich herum, lacht innerlich die Feinde aus, und plötzlich ist das Rachewerk vollendet. Daß aber auch Shakspeare's Hamlet der Rache nicht fremd ist, sagt er selbst. Was also Vischer als Inconsequenz der Sage faßt, das erscheint mir als ein wesentlicher Zug in Amleth's Charakter, der eben schon in der Sage vielgestaltiger und

verschlungener ist, als man gewöhnlich annimmt — zugleich ein Beweis, daß Saxo den Livius nicht sklavisch copirt hat.

Bei aller Aehnlichkeit jedoch tritt die Verschiedenheit ungleich stärker hervor. Saxo's Amleth ist geistig gesund und über Zweck und Mittel sich ganz klar; Shakspeare's Hamlet ist krank, innerlich gebrochen, verstört; er will das Verbrechen rächen, aber weiß nicht, wann und wie, zweifelt sogar einmal, ob es wirklich geschehen sei. Jener löst seine Aufgabe, ohne durch einen Boten aus der andern Welt aufgefordert zu sein, ohne durch Beispiele, massig wie der Erdball, dazu gestachelt zu werden. „Es gefiel mir, ohne Gefahr für euch die Schuldigen zu strafen, weil ich fremde Schultern nicht mit einer Last beladen wollte, der ich allein gewachsen zu sein glaubte", sagt Saxo's Amleth nach gelungenem Rachewerk zum versammelten Volke. Shakspeare hingegen wollte, wie Goethe sagt, schildern, „wie eine große That auf eine Seele gelegt ist, die dieser That nicht gewachsen ist; Hamlet geht unter einer Last zu Grunde, die er weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig; diese zu schwer; das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist."

In diesen Worten Goethe's liegt, wie der Aufsatz im „Morgenblatt", 1864, Nr. 50, mit Recht behauptet, ein kritisches und zwar bereits tadelndes Urtheil über das Stück. Ich erkläre mir dies so: dem Hamlet mußte das, was ihm unmöglich war, das an sich Unmögliche werden, und zwar mit Recht; denn jeder Mensch ist das Kind seiner Zeit; von einem Menschen aber, der nur dem Namen nach einer gewissen Zeit, seinem ganzen Wesen nach aber einer weit stärkern, von der ersten ganz verschiedenen Zeit angehört, etwas verlangen, das ihn aus seinem eigenen Wesen und aus dem Zusammenhang mit seiner Zeit herausreißt, heißt von ihm das an sich Unmögliche verlangen, während doch kein Mensch über das Maß seines Könnens hinaus verpflichtet wird. Shakspeare's Hamlet gehört der Voraussetzung nach dem skandinavischen Heroenzeitalter, in der That aber dem England zu Shakspeare's Zeit an; er ist eine halb nordisch-antike, halb moderne, d. h. keine einheitliche Gestalt.

Die Tragödie „Hamlet" ist nicht geschichtlich, wie die Stücke aus der englischen und römischen Geschichte, nicht mythisch-geschichtlich wie „Macbeth"; sie nimmt eine ganz einzige Stellung ein. Gervinus hat das Stück mit „Macbeth" verglichen; er findet in beiden Stücken, die er in einen bewußten Gegensatz zueinander stellt, eine streng geschlossene Einheit. Von „Macbeth" ist dies zuzugeben, von „Hamlet" nicht. „Macbeth's Zeit und Umgebung", sagt Gervinus, „strebt zu milderer, christlicher Sitte vor, während Macbeth zwar nicht gerade von Natur aus der wilden Vergangenheit angehört, aber durch seine That und ihre

Folgen in sie zurückfällt." Mit Recht führt Gervinus noch den Gegensatz zwischen dem frommen, civilisirten England und dem wilden, barbarischen Wesen Schottlands an, dessen Sohn Macbeth ist. Macbeth's Charakter ist vollkommen begreiflich. Ueber Hamlet bemerkt nun Gervinus: „Absichtlich scheint Shakspeare eine gleichsam zweiseitige Zeit zu zeichnen; ein Mann der Civilisation ist mitten in ein Heldenzeitalter von roher Sitte und physischer Kraftübung hineingestellt. Es ist in Hamlet ein socialer Charakter der neuern Zeit gleichsam gezeichnet, der aus der Heroensitte des Naturzeitalters herausstrebt." Ist aber eine solche Stellung geschichtlich wahrscheinlich? Kann auf dem Boden der Heroensitte ein Gelehrter, ein Hofmann, ein reflectirender Charakter wie Hamlet gedeihen? Und wenn der Dichter nach dem gewöhnlichen Maßstab gemessen sich hier verzeichnet hat, so wird die Entschuldigung, aber nicht Rechtfertigung dieses Verfahrens in der Bemerkung von Gervinus liegen, daß er dies absichtlich, tendenziös gethan hat. Zudem ist Hamlet nicht blos ein Mann der Civilisation, sondern der zugespitzten Reflexion, der Sohn einer überreifen Cultur; in dieser Einen Figur hat Shakspeare die zwei äußersten Enden aller politisch-geistigen Entwickelung zusammengeknüpft. Es sind im Grunde nicht zwei, sondern drei Zeitalter, die im Stücke auftreten: zuerst die skandinavische Heldenzeit, echt heidnisch, mit blutigen Kriegen, Holmgängen, roher Sitte, Rachepflicht; sodann die christlich-gläubige Zeit mit katholischer Färbung — Verbot des Selbstmords, Beichte, letzter Oelung, Gebete, Fegfeuer; zuletzt Philosophie, Reflexion und Skepticismus über die höchsten und letzten Fragen des Daseins. Wenn also nach Gervinus Hamlet von der Natur in das heroische Zeitalter gestellt ist, wo alles auf die physische Kraft und den Trieb des Handelns ankommt, den ihm die Natur versagt, wenn er als ein Markstein einer sich ändernden Civilisation in eine Welt von feinern Gefühlen herüberreichen soll, so ist nur die Frage, wo geschichtlich dieser Markstein festzusetzen wäre. England ist im Stück Dänemark zinspflichtig; dies wiese also auf das 9. Jahrhundert hin; andererseits ist von Dichtung und Theater die Rede. Wo bleibt hier die Einheit? Wittenberg sodann weist auf die Reformationszeit. Warum und was Hamlet in Wittenberg studirt, ist nicht gesagt, Shakspeare hat hier in sein Gedicht etwas „hineingeheimnisset", und wenn man die Vermischung der Zeiten, die Einflechtung moderner Beziehungen, allerhand literarische Anspielungen schon hier und da am ersten, noch bei weitem mehr aber am zweiten Theil von Goethe's „Faust" getadelt hat, wenn Aehnliches bei Schiller besonders in der „Braut von Messina" zum Anstoß gereicht, so ist nicht abzusehen, warum diese Vermengung verschiedener Zeiten und ihres Charakters bei Shakspeare wol gar noch eine Vollkommenheit sein soll.

Diese Vermengung ist um so auffallender, weil der Dichter vom heidnischen Zeitalter ausgeht, im Verlauf aber das Hauptgewicht in der Charakteristik seines Helden auf das dritte Moment, Reflexion und Skepticismus, legt, während das katholische Christenthum mehr bei seiner Umgebung hervortritt.

Ueber Wittenberg bemerkt Friesen: „Es ist fast erheiternd zu bemerken, daß dieser Name fast jeden, der über Hamlet geschrieben hat, in einer andern Weise berührt." Friesen meint, der Name dieser deutschen Universität möge Shakspeare von selbst in die Feder gekommen sein, weil er damals als der Punkt, wo die große Reformation begann, fast durch ganz Europa genannt war. Indessen später bringt Friesen diesen Namen mit Hamlet's Neigung zu ernsten oder — mit Herder zu reden — mit methaphysischen Studien in Zusammenhang. Nach andern hat Hamlet in Wittenberg höhere ideale Bildung gelernt. Gervinus findet in der Anführung Wittenbergs einen Anachronismus von der Art, wie bei Shakspeare viele vorkommen, ohne daß dadurch Geist und Charakter des Ganzen beeinträchtigt wird. Allerdings gehören diese Anachronismen zum Wesen der phantastischen Lustspiele und betreffen in den Tragödien nur Nebendinge. Was aber unser Stück betrifft, so kann ein Charakter aus der skandinavischen Heroenzeit überhaupt nicht und am wenigsten zu Wittenberg studirt und sich mit metaphysischen Fragen abgequält haben; denn bei Wittenberg fiel, wie Vischer sagt, jedem Zuschauer Luther's Reformation ein, wie sie den Menschen auf sein eigenes Innere weist. Wenn daher Gervinus sagt: „Diese Verstöße (die Anachronismen) sind nie in das Wesen der Sache gedrungen, nie hat Shakspeare andern Zeiten und Orten die intellectuellen Züge seines Zeitalters geliehen und ihre Natur dadurch unkenntlich gemacht", so gilt dieser Ausspruch wenigstens nicht vom „Hamlet". Das Stück soll im alten Dänemark spielen und es spielt in England zu Anfang des 17. Jahrhunderts. „Der ganze Ton der Sprache", sagt Friesen, „ist der der damaligen englischen Welt in den höchsten Kreisen der Gesellschaft; die Gebräuche, Gewohnheiten, die Aufnahme der Schauspieler und alles, was in den Scenen zwischen diesen und dem Prinzen verhandelt wird, ist nur nach englischen Sitten und Verhältnissen aus Shakspeare's Zeit zu erklären. In allem, was wir sehen und hören, liegt die Absicht zu Tage, den historischen Charakter völlig aufzuheben und jede Frage nach Ort und Zeit unbeachtet zu lassen." Es fehlt nicht blos die Einheit der Zeit, sondern — und dies ist das Bedenkliche — die Einheit der Handlung und damit, weil der Charakter bei Shakspeare immer wichtiger ist als die daraus fließende Handlung, es fehlt die Einheit des Charakters.

Dies zeigt sich besonders deutlich bei einem Punkt, wo Gervinus sich selbst widerspricht, bei dem unserm Helden auferlegten Rachewerk. Dieser Auftrag wurzelt ursprünglich in der heroisch-skandinavischen Anschauung, und es ist grundverkehrt, mit Ulrici zu sagen, Hamlet gelange eigentlich nicht zur That, weil Rache unchristlich sei, sodaß es Hamlet's Verdienst wäre, nicht zu handeln. Dies heißt, wie Vischer mit Recht bemerkt, die Tragödie umkehren, an ihrer Voraussetzung rütteln. Wie faßt nun Gervinus Hamlet's Pflicht? Mit beredten Worten tadelt er Hamlet's Unentschlossenheit und Aengstlichkeit, die ihn hindere, den Auftrag seines Vaters zu erfüllen. Auf einmal aber spricht er aus einem ganz andern Ton, sodaß der Ankläger die Rolle des Vertheidigers übernimmt: „In der Aufgabe, die Hamlet auferlegt ist, theilt ihn ein innerer Zwiespalt in sich selbst, der Streit eines höhern Gesetzes mit dem Naturgesetz der Rache, der feinern, sittlichen Gefühle mit dem Instinct des Bluts. Seine Unentschlossenheit ruht keineswegs blos auf Schwäche, sondern wesentlich mit auf Gewissenhaftigkeit und Tugend, und ebendiese äußerst geschickte Verbindung macht aus Hamlet einen so eminent tragischen Charakter. Seinen Zweifel an der Sicherheit der Thatsache und an der Rechtmäßigkeit der Rache, die Sanftheit seiner Seele, die sich unbewußt gegen die Mittel der Rache sträubt, den Hang seines Geistes, die Natur und Folgen seiner That zu überdenken und dadurch seine handelnden Kräfte zu lähmen, alle diese Scrupel zu genauer Erwägung des Ausgangs nennt er selbst im Eifer des Selbsttadels zu drei Viertheilen Feigheit und nur zu einem Viertel Weisheit. Shakspeare hat aber die Mischung so vortrefflich abgewogen, daß wir, gegen Hamlet's eigene Parteilichkeit wider sich selbst, der Weisheit zum mindesten die Hälfte zuschreiben werden. Dem Hamlet raubt ein Ueberschuß an Gewissenhaftigkeit, Sanftmuth, trauerndem Gram seine Thatkraft." Da hätten wir also eine Collision von Pflichten, und wenn das gebildete christliche Zeitalter offenbar höher steht als die Natursitte des Heroenzeitalters, so muß das „Naturgesetz der Rache" mit seiner blos relativen Berechtigung zurücktreten vor dem „höhern Gesetz der Weisheit, Tugend, Sanftmuth". Damit nimmt Gervinus den Tadel gegen Hamlet wieder zurück. Folgerichtig müßte Gervinus weiter sagen, Hamlet zeige in seinem Zaudern drei Viertel Weisheit und höchstens ein Viertel Feigheit. Wer wollte eine Antigone tadeln, wenn sie dem Gesetz der Geschwisterliebe folgt und nicht dem rachsüchtigen Befehl des neuen Herrschers? So nähert sich Gervinus der Ansicht Ulrici's; nur geht freilich Ulrici noch viel weiter. Aber auch bei Vischer fließen trotz alles Protestes der dänische und der englische, der heroische und der reflectirende Hamlet so ineinander, daß der erste von dem zweiten beeinträchtigt wird. Vischer hält zwar an der Rachepflicht Hamlet's fest;

daß aber Hamlet die That hinausschiebt, daß er sie genau untersuchen und der Sache auf den Grund kommen will, daß er namentlich zweifelt, ob der Geist nicht ein verkappter Teufel gewesen, dies wird von Vischer entschuldigt. „Es ist gut und recht", sagt er, „daß Hamlet aus einem ethischen Motiv, einer Anwendung der Idee der Gerechtigkeit anfänglich zögert; seine Schuld aber liegt da, wo das Zögern über das hierdurch gerechtfertigte Maß hinausgeht"; d. h. also: Hamlet darf zaudern, seinem Zaudern liegt, zum Theil wenigstens, ein idealer Begriff von Wahrheit und Gerechtigkeit zu Grunde. „Hamlet zweifelt an dem, was unmittelbar vorliegt, und die Teufelsvorstellung ist nur das Gewand der Zeitbegriffe, in die er sich kleidet; Zweifel, d. h. Zweifel, ob genügender Beweis vorhanden sei. Neigung zum Zweifel überhaupt liegt so gewiß im Hintergrunde, als sie von Hamlet's Natur unzertrennlich ist, im Vordergrund aber liegt dieser bestimmte Zweifel und dieser ist nicht zu tadeln." Diese Ansicht hebt die Grundvoraussetzung des Stücks auf und wird durch den fortwährenden Tadel, den Hamlet über sein Zaudern ausspricht, widerlegt. Hamlet hat „ein prophetisches Gemüth" (I, 5); schon vor der Mittheilung des Geistes hatte er „etwas von argen Ränken" vermuthet, ja schon unmittelbar nach der Audienz spricht er den tiefsten Seelenschmerz aus über die blutschänderische Heirath seiner Mutter. Das Gespräch mit dem Geiste kann auf alle diese Vorzeichen nur das Siegel drücken, und wenn nun Hamlet so sehr dem verzehrenden, aushöhlenden Zweifel anheimfällt, daß er nicht mehr weiß, ob er einem wohlmeinenden oder teuflisch verführenden Geist gegenübergestanden, so ist nach der ganzen Anlage des Gedichts dieser Zweifel, der den Sohn am eigenen Vater irremacht, im allerhöchsten Grade zu tadeln.

Diese falsche Auffassung kommt zum Theil auf die Rechnung des 19. Jahrhunderts, das selbst vom Zweifel und von der Reflexion durchdrungen und dadurch der frischen Thatkraft mehrfach verlustig gegangen ist, andererseits aber diesen Mangel durch so viele andere Vorzüge geistiger und gemüthlicher Art vergessen läßt. Genau betrachtet jedoch ist schon Hamlet's Charakter selbst zweiseitig. Shakspeare hat den dänischen Prinzen mit so vielen liebenswürdigen Zügen ausgestattet, ihm so viele Tugenden geliehen und ihn in die Atmosphäre der neuern, protestantischen Zeit versetzt, daß die Gefahr nahe liegt, den Streit von Zeitaltern und Zeitstimmungen, die durch Jahrhunderte geschieden sind, in die Seele Hamlet's selbst zu verlegen und natürlich zu Gunsten der Zeit, deren Kinder wir selbst sind, zu entscheiden. Es ist eine zu schwere Last auf ihn gelegt; er erscheint uns als ein Opfer seiner rohen Zeit, die er, der kein Wikinger, kein alter Rolandsohn ist, nicht einrenken kann. Dadurch erweckt er nun unser Mitleid und gewinnt

unsere Sympathien; die Zeichnung seines Charakters nähert sich immer mehr den Zügen der modernen Zeit; ist sein Zaudern in zwei Fällen gerechtfertigt, so geht man weiter und findet ihn mit Köstlin nicht thatlos, weil ja Horatio selbst am Schluß von Thaten, Todten, Planen rede, sondern nur unpraktisch; man findet mit dem „Realisten" im „Morgenblatt", Hamlet sei nicht feig, nicht unentschlossen, er tödte drei Personen, trete dem Geist entgegen, entere ein Schiff, fechte mit Laërtes, er sei (gegen seine eigene Erklärung) kein Hans der Träumer; er wähle nur falsche Mittel für seine Zwecke, seine Handlungen seien confus und unzweckmäßig. Die Auffassung seines Charakters hängt freilich mit der Auffassung anderer Charaktere zusammen, des Laërtes, Polonius, der Ophelia, des Rosenkranz und Güldenstern. „Unschuldig", sagt Vischer, „stirbt nur Ophelia." Alle andern büßen ihre Schuld mit dem Tode. Hamlet selbst ist nach Vischer „schuldig = unschuldig, unglücklich = glücklich; sein Rachestreich erhält, da ein neues Verbrechen des Königs vor Zeugen constatirt und das erste Verbrechen dadurch bestätigt ist, die Bedeutung eines öffentlichen Richteracts". Man sieht, wie der Ton hier von der Schuld hinweg auf die Unschuld sich neigt. Hamlet erscheint überwiegend als ein Opfer des Schicksals, als ein Geschlagener des Herrn. Besonders wichtig ist dann die Frage, welche Aussicht für die Zukunft eröffnet werde. Vischer sagt, Shakspeare entlasse uns mit der Aussicht, daß eine neue gesunde Ordnung von dem ungebrochenen Fortinbras auf dem verwilderten Boden gesäet werde.

So sehr nun eine solche optimistische Auffassung, die in der Darstellung von Bogumil Dawison ihren Höhepunkt erreicht, durch die Tragödie selbst berechtigt erscheinen mag, so sehr wir uns von Hamlet's ursprünglich edlem und geistreichem Wesen angezogen fühlen, so fragt sich doch, was des Dichters ursprüngliche, grundlegende Absicht gewesen und ob er dieser im Verlauf so ganz ungetreu geworden sei. Im Angesicht der Monologe namentlich, wo alle Verstellung aufhört, muß man sagen, daß Shakspeare das Hauptgewicht auf die Schattenseite legt, daß er zeigen will, wie die vortrefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens durch träumerische Unentschlossenheit vergiftet werden, wie für den einzelnen und das Ganze Verderben und Untergang daraus entsteht. Hamlet hat seine Aufgabe grundverkehrt gelöst. Seine Mutter, die er schonen sollte, tödtet er durch seine Unentschlossenheit; ebenso den Polonius, Laërtes, die Ophelia; er selbst kommt im Rachewerk um und der Staat fällt an Norwegen. Fortinbras hatte nicht, wie Ulrici behauptet, rechtliche Ansprüche auf Dänemark, vgl. dagegen gleich den Anfang des Stücks. Wo ein Staat seine Freiheit und Selbständigkeit verliert, da kann von keinem tröstlichen Schluß die Rede sein. Eine Versöhnung liegt nur darin, daß der Schuldige gestraft wird und

daß Hamlet mit seiner Mutter und Laërtes versöhnt stirbt. Ich finde in dem Schluß die herbe Lehre, daß Unentschlossenheit und Halbheit die schlimmsten Fehler eines Fürsten sind und sich am schwersten bestrafen. Der Schluß ist herb und trüb wie das ganze Stück.

Immerhin bleibt manches im Stück unklar. Hätte Shakspeare die Situation einheitlich gezeichnet, die Begebenheit wohl motivirt und die Charaktere mit festen Linien umrissen, so wäre die Menge verschiedener Erklärungen unmöglich. Schon die Verdammniß des alten Hamlet im Fegfeuer ist, wie Vischer mit Recht bemerkt, sehr mangelhaft motivirt. Mit Recht findet ferner Vischer einen Fehler darin, daß wir nicht erfahren, ob Rosenkranz und Güldenstern schuldig waren, d. h. um den Inhalt der Briefe wußten oder nicht. Ein Hauptpunkt ist ferner, daß Hamlet nie sagt, warum er sich wahnsinnig stellt; über das Motiv seiner Verstellung bleiben wir im Unklaren; darum gehen auch hier die Erklärungen auseinander. Auch Vischer ist geneigt anzunehmen, daß hier Shakspeare zu wenig motivirt habe. Gäbe sich Hamlet in einem Monolog oder im Gespräch mit Horatio Rechenschaft über sein Verfahren, so wäre auch die Streitfrage nicht möglich, ob er wirklich wahnsinnig sei, d. h. durch die Verstellung geworden sei oder nicht. Auch bei Ophelia weist Vischer nach, daß die Motivirung von Hamlet's Benehmen gegen sie mangelhaft ist. Wäre die Motivirung genauer, so wäre auch Ophelia's Wesen durchsichtiger. Auch über sie werden die Acten nicht sobald geschlossen sein; ihre Auffassung hängt von der Erklärung der Worte eines launenhaften, halb wahnwitzigen Prinzen ab und sie selbst wird vor Schmerz wahnsinnig. Möchte es doch Shakspeare beliebt haben, müssen wir mit Vischer wünschen, uns durch einen Monolog Ophelia's oder Hamlet's aus der Verlegenheit zu helfen! Nach meiner Ansicht wollte Shakspeare Ophelia als körperlich und geistig schuldlos, als reines Mädchen im vollen Sinn des Worts hinstellen. Die schlüpferigen Reden im Munde der Wahnsinnigen, die sich mit Todesgedanken trägt, erklären sich wol aus der bekannten Thatsache, daß die geschlechtlich reinsten Menschen bei Seuchen oder im Wahnsinn die schlüpfrigsten Reden führen und gelegentlich sich den wildesten Ausschweifungen hingeben. Boccaccio's „Decameron" ruht auf vollkommen psychologischem Grunde; mitten in der Pestzeit werden die üppigsten Geschichten erzählt. Shakspeare hätte also seinem Weltschmerz auch bei Ophelia's Zeichnung Luft gemacht, indem er sagen wollte, daß selbst in der reinsten Jungfrau Schamerröthen „geheime Lust begehrlich zittert" (Heine), daß es keine absolute weibliche Tugend gibt, daß auch bei der Reinsten der verborgene unreine Herzensgrund im Wahnwitz an den Tag tritt.

Ueber Hamlet's Vorgeschichte erfahren wir nichts. Die Rache, die

von ihm verlangt wird, kann nur eine blutige Rache sein, Mord des Königs und seiner Anhänger, wie die Sage bei Saxo berichtet. Dazu ist aber Hamlet nicht der Mann; die heidnische Thatkraft ist bei ihm und zwar schon von Anfang an, wie man aus seinem Monolog nach der Audienz sieht, abgeschwächt; er ist von Haus aus weltschmerzlich gesinnt. Wie in dieser Luft ein Hamlet aufwachsen konnte oder ob er vielleicht aus Wittenberg diesen skeptischen Geist mitgebracht habe, darüber verlautet im Drama nichts. Seine Unentschlossenheit scheint ihm nach den Worten der Königin am Schluß eher angeboren als anerzogen zu sein. (Die Worte: „Er ist fett und kurzen Athems", beziehen sich nicht, wie Vischer will, auf den Schauspieler Burbadge, sondern gehören in den Text zur Charakteristik Hamlet's. Das Richtige findet sich schon bei Goethe, „W. Meister", V, 6. Zur Vergleichung dient der hagere Cassius, von dem Cäsar in dem nach Gervinus gleichzeitig mit unserm Trauerspiel entstandenen „Julius Cäsar" des Dichters wünscht: „Wär' er nur fetter! Ich kenne niemand, den ich eher miede als diesen hagern Cassius" — eine Stelle, auf die sich Schiller in seiner Charakteristik Wilhelm von Oranien's bezieht.)

Obgleich aber Shakspeare die Aufgabe, die Hamlet geworden ist, so gestellt hat, daß man mit Mephistopheles ausrufen möchte: „Laßt ihn doch das Geheimniß finden, Großmuth mit Arglist — Thatkraft und Skepticismus zu verbinden", obgleich schon im Anfang, wo der Geist, der im Fegfeuer schmachtet, heidnische Rache verlangt, so wie sonst so oft drei Zeitalter und Anschauungen vermengt sind, so darf man doch den Doppelcharakter des Stücks nicht übertreiben; eine relative Einheit ist vorhanden; in Hamlet's Wahnsinn ist Methode. Sein Weltschmerz entspringt aus bittern Erfahrungen. Wie alle tiefern Naturen ein Verehrer des Harmonischen im Frauengemüth, wird er in seiner ganzen Weltanschauung irre durch die Kunde von der raschen Verbindung seiner Mutter mit einem Manne, den er nur verachten kann. Er ist dadurch in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, er glaubt nicht mehr an die weibliche und bald überhaupt nicht mehr an die Tugend, er wird mistrauisch auch gegen Horatio, weswegen er über den Auftrag des Geistes ganz verkehrt gegen diesen schweigt, und dieses Mistrauen begleitet ihn durch das ganze Stück. Es fragt sich: Ist Hamlet wahnsinnig oder nicht? Gervinus sagt: „Hamlet's Wahnsinn ist nur ein Scheinwahnsinn; er ist völlig bei Sinnen." Völlig bei Sinnen ist Saxo's Amleth, aber nicht Shakspeare's Held. Vor dem Zweikampf mit Laërtes sagt Hamlet, er sei von sich selbst geschieden und von schwerem Trübsinn geplagt gewesen; dreimal braucht er von diesem Zustand den Ausdruck „Wahnsinn". Die Möglichkeit des Todes vor Augen, pflegt der Mensch nicht zu lügen; Hamlet ist in einem dem Wahnsinn ähnlichen Zustand. Freilich

ist sein Wahnsinn ursprünglich Verstellung und artet nie in förmlichen Wahnsinn aus. Aber warum fällt er denn auf das Mittel, sich wahnsinnig zu stellen, wenn er nicht von Haus aus starke Anlage zum Wahnsinn, zur stillen, brütenden Melancholie hatte? Bei ihm war dieses Mittel zweckwidrig*), weil er nicht, wie Saxo's Amleth, von den Nachstellungen seines Oheims bedroht war. Unter der Maske des Wahnsinns hofft er den Racheplan entwerfen zu können. Da aber sein Wahnsinn, nicht wie der verstellte des Amleth bei Saxo, einen komischen, die Lachlust reizenden, sondern einen überwiegend verschlossenen, innerlich brütenden, verbissenen und bedrohlichen Charakter hatte, so mußte er dadurch eher seinem Vorhaben schaden. Da er nun wochen- und monatelang den Wahnsinnigen spielt, so arbeitet er sich immer mehr in einen wahnsinnähnlichen Zustand hinein, wandelt an schmaler Kante des Wahnsinns dahin, entsetzt sich immerfort vor der Gefahr, seine Lüge möchte zur Wirklichkeit werden und wird in diesem überreizten, krankhaft gesteigerten Geistes- und Gemüthszustand von einem Aeußersten zum andern getrieben. „Ueber das Haus weg schoß er den Pfeil und traf den eigenen Bruder." Er betrachtet sich als blindes Werkzeug der Schicksalsmacht; im Glauben, diese Macht werde doch zuletzt das Beste thun, handelt er, wo er handelt, mit einer Art dolus eventualis; für den Ausgang macht er die Vorsehung verantwortlich, die ja über den Fall eines Sperlings wache. Fällt seinem tollen Vorgehen ein schuldloses Opfer, so läßt sich das der Idealist wenig anfechten; die ganze Welt ist ja ein Garten voll Unkraut, das natürlich ausgejätet werden muß. Aus dieser Menschenverachtung erklärt sich seine Grausamkeit gegen den todten Polonius, gegen Ophelia, Rosenkranz und Güldenstern. Er ist ein genialer Pedant, der Nebenpersonen opfert und die Hauptperson bis zuletzt verschont, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht und vor dem Ausgang auf Erden und der Zukunft in einer andern Welt zurückbebt; ein Sorgengrübler (μεριμνοφροντιστής, Aristophanes), der über der Zukunft die Gegenwart versäumt; ein geistreicher Theoretiker, der nicht den Weg zur Praxis findet. Das Schicksal bietet ihm mehreremal günstige Gelegenheiten zur Ausführung dar; aber unbesonnener als jener König, dem die Sibyllinischen Bücher angetragen wurden, läßt er sie alle unbenutzt, bis es zuletzt heißt: Fata nolentem trahunt. Er richtet zuletzt ein „nutzloses Blutbad" an, wie Gervinus sagt, und begräbt die Größe und Freiheit des Staats in seinem Fall.

---

*) D. h. nicht absolut zweckwidrig; vgl. den Schluß der Abhandlung.

Eine londoner Buchdruckerei.

Von einem in London angestellten deutschen Corrector.

II.

Doch während wir alle diese Beobachtungen gemacht, ist die nimmer rastende Zeit fortgeschritten und wir werden in unsern Reflexionen durch den schrillen Ton der Mittagsglocke unterbrochen, welche dem Bureaupersonal und den Correctoren eine anderthalbstündige, allen übrigen im Hause Angestellten eine einstündige Unterbrechung ihrer Arbeiter anzeigt. Es ist 1 Uhr. Beobachten wir nun den plötzlichen Wechsel, dem die Scene unterliegt. Auf springt der Corrector von seinem Stuhl und wechselt seinen Arbeitsrock mit dem Straßenrock; fort fliegt sein kleiner Amanuensis, der gleich seinem Chef anderthalb Stunden Freiheit genießt. Und in den großen Setzersälen klappert's um hundert Procent mehr — und wird dann um so ruhiger, denn über die Hälfte der Setzer sind im Nu verschwunden. Welch ein Klappern, Poltern und Stolpern die breiten Treppen hinab! Welch ein Gewirr von Stimmen über, um und unter uns, das wir um so deutlicher vernehmen, als zu gleicher Zeit auch die kreischenden, schwirrenden und rasselnden Töne aufgehört haben, die aus den Maschinenräumen und aus den Zimmern, in denen die Handpressen arbeiten, ertönten. Kaum hat sich das Etablissement der Mehrzahl seiner „Hände" entleert, so erscheinen auch schon die Trabanten der Frau Weller mit zahllosen Menagekörben, welche die Portionen aufgeschichtet enthalten, und verbreiten sich nach allen Richtungen hin durch die weiten Räume, hier eine Portion Rostbeef, dort eine Hammelcotelette oder andere culinarische Producte der typographischen Garküche deponirend. Das ist das Dinner derer, welche entweder Junggesellen sind oder zu weit (oft 10—15 englische Meilen) von der Officin wohnen, um im Kreise der Ihrigen ihre Mittagsmahlzeit zu verzehren. Der hungerige Buchdrucker macht wenig Ceremonie: sein Sitz ist der untere Theil seines Kastenregals, seinen Tisch bilden seine Knie, auf die er ein altes Bret legt, und seine weißseinsollende Schürze ist sein Tischtuch nebst Serviette. Inzwischen, während Messer und Gabel in flinker Thätigkeit sind, erscheint auch der Bierspender mit seinen mächtigen blechernen Bierkannen, die fortzubringen ihm Mühe macht und die er in wenigen Minuten auf der Spitze seines kleinen Fingers wieder aus dem Hause hinaustragen kann. Zehn Minuten genügen mehr als reichlich für die Expedition des frugalen Mahls, und es bleiben für den Arbeiter sonach drei Viertelstunden der Muße. Diese werden sehr verschiedenartig ausgefüllt, je nach dem individuellen Geschmack: der eine zieht seinen

Rock an und geht eine halbe Stunde spazieren, um einige Züge aus seiner Pfeife zu thun (Rauchen ist in englischen Buchdruckereien ein ungekanntes und nicht geduldetes Ding); ein anderer liest die Morgenzeitung; ein dritter irgendeinen neuen Sensationsroman; zwei spielen Schach; wieder andere singen und treiben Unfug; hier schreibt, dort schläft einer. Hier sehen wir um die Corrigirplatten gruppirt einige Jünger der Schwarzen Kunst mit Würfeln um Bier beschäftigt, doch ihre Würfel sind nicht Würfel, sondern Lettern ohne Köpfe, Gevierte, die ganz herrlich den Dienst der Würfel versehen. Endlich dort in einem ganz versteckten Winkel, wohin so leicht nicht das Auge des Factors dringt, sehen wir eine Gruppe eifrig mit Kartenspiel beschäftigt. Nur in Fällen ganz besonderer Dringlichkeit kann man während der Mittagsstunde einzelne Leute arbeiten sehen, wozu es außerdem einer speciellen Ordre des Oberfactors bedarf; die Privatgesetze der englischen Buchdruckerwelt opponiren sich dagegen und dringen darauf, daß die Feierstunden streng innegehalten werden. Der Grund hierfür ist weniger ein philanthropischer als ein den communistischen Principien entspringender; die Statuten der londoner Setzer sagen: „Ein Arbeiter soll nicht arbeiten, während seine übrigen Collegen ruhen, weil er dadurch einen größern Theil von Arbeit absorbirt, als sonst auf seinen fallen würde, und somit seine Kameraden beeinträchtigt.“

Indem wir im Laufe des Nachmittags die Officin wieder betreten, thun wir am besten, unsern Weg gleich wieder nach den Setzersälen zu nehmen und den Leuten einige Aufmerksamkeit zu widmen, welche wir dort in der Mitte an den langen Eisenplatten emsig beschäftigt sehen. Sie corrigiren. Diese Arbeit wird — und mit Recht — zu den am wenigsten angenehmen der Kunst gezählt; sie ist nicht allein anstrengend und ermüdend, sondern — unbezahlt, indem sie darin besteht, daß der Arbeiter seine eigenen, selbstverschuldeten Fehler reparirt. Die Correcturen, welche nun in den Lettern selbst zu machen sind, wurden vom Corrector auf dem Correcturbogen markirt und bestehen in der Mehrzahl aus falschen oder beschädigten Buchstaben, unrichtiger Interpunction, kleinen Auslassungen und dergl. Dies ist leicht und einfach gethan, indem der Setzer sich über die auf der glatten Eisenplatte vor ihm liegende und zuvor gelockerte Form beugt, mit Hülfe eines scharfspitzigen Stiftes die fehlerhaften Lettern aus der Masse hervorzieht und sie durch die richtigen ersetzt. Ein nachlässiger Arbeiter jedoch, oder ein solcher, dessen Bildungsgrad seinem Beruf nicht gewachsen, hat mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen; ihm wird es vorkommen, daß er einen ansehnlichen Theil des Manuscripts übersieht und dieser sonach im Satze fehlt, oder aber, daß er eine Stelle doppelt setzt. Die Folgen derartiger Errata sind mitunter sehr fühlbar und bei weitem unangenehmer,

als der Laie sich träumen läßt, indem sie für den Arbeiter oft viele Stunden einer äußerst beschwerlichen Arbeit verursachen, um den Schaden gutzumachen, den seine Nachlässigkeit erzeugte. All die darauf verwandte Zeit jedoch ist für ihn verlorene Zeit und consequenterweise verlorenes Geld. Im ganzen genommen jedoch kann man die Arbeit des londoner Setzers auffallend frei von Fehlern nennen; die Disciplin des Corrigirprocesses lehrt ihn sich vorzusehen.

Uns als auf dem Standpunkte des Laien betrachtend, können wir annehmen, nun genug zu wissen von den vorbereitenden Operationen, d. h. von dem, was dazu gehört, die Lettern für den Druckproceß zu präpariren. Wir wollen daher einige Schritte weiter gehen, um Augenzeugen der Arbeit derer zu werden, denen es obliegt, von den Schriftformen Abdrücke zu machen oder die großen weißen Papierbogen in jeder beliebigen Nummer — von einem Hundert bis zu vielen Hunderttausenden — zu bedrucken. Die erste Person, der wir hier begegnen, ist der Papierfeuchter. Wir finden ihn und seine Assistenten in den Souterrains des Gebäudes, in einem mit Steinplatten gepflasterten und mit Abzugsräumen versehenen Local, in dem wir eine Anzahl offener Tröge oder Mulden, die mit Wasser gefüllt sind, einige hoch hinaufreichende Packpressen und mehrere starke für ein schweres Gewicht tragbare Stellagen finden. Große Stöße von bereits gefeuchtetem Papier stehen umher, einige unter enormen Gewichten, damit die Feuchtigkeit sie durchdringe. Andere Stöße sehen wir unter dem noch größern Druck der Pressen. Der Papierfeuchter nimmt etwa ein Buch Papier auf einmal, bringt es ganz unter Wasser, legt es dann auf ein mit einem reinen Ueberzug bedecktes Bret, nimmt darauf die Hälfte des Papiers zurück, das er von neuem feuchtet und aufs Bret legt, sodaß jedes Buch zwei- und mehrmals — je nach der mehr oder minder absorbirenden Qualität des Papiers — das Wasser zu passiren hat. Nachdem ein Stoß so gefeuchteten Papiers einige Stunden unter dem Druck von Gewichten oder dem einer Presse gestanden, wird das Papier umschlagen, d. h. stoßweise auseinandergenommen, um die etwa noch trockenen Schichten mit den nassen in Contact zu bringen, worauf es neuem Druck unterzogen wird. Ist das Papier von feinerer Qualität, so wird dieses Umschlagen oder Umstülpen mehrmals wiederholt. Der Papierfeuchter selbst muß die Eigenschaften einer Amphibie besitzen: er lebt inmitten des Wassers vom frühen Morgen bis zum späten Abend; der Luxus einer warmen trockenen Kleidung muß ihm fremd sein.

Da das Papier aus dem Feuchtkeller nach den Preß- oder Maschinenlocalen wandert, so wollen wir ihm dahin folgen. Wie der Setzersaal, so bedarf auch das Druckerzimmer einer hellen Beleuchtung. Gewöhnlich sind die Handpressen (wie man sie jetzt im Gegensatz zu den

Schnellpressen oder Maschinen nennt) in einer langen Reihe und unmittelbar vor einem ununterbrochenen Fenster, das die ganze Länge des Zimmers an beiden Seiten einnimmt, aufgestellt. An jeder Presse sehen wir zwei Drucker thätig, die sich in ihren respectiven Functionen des eigentlichen Druckens und des Farbeauftragens von Zeit zu Zeit ablösen. Der eigentliche Drucker wird nicht als der College des englischen Setzers betrachtet; beide arbeiten für den gleichen Zweck, doch sie gehören nach hiesigen Begriffen zwei ganz voneinander getrennten Professionen an. Seine Arbeit stählt ihm den Arm, indem sie stets die volle Anwendung seiner Muskelkraft erheischt. Zweihundertundfunfzigmal in der Stunde legt er den weißen Papierbogen auf den Deckel seiner Presse, klappt diesen zusammen und legt ihn auf die auf dem Fundamente ruhende Form, rollt diese auf Schienen mit der linken Hand, bis es genau unter dem massiv-eisernen Tiegel der Presse sich befindet, zieht dann mit der rechten Hand den sogenannten Preßbengel an, welcher durch eine Knie- oder Schraubenvorrichtung auf den Tiegel wirkt und so den Druck erzeugt, bringt ihn dann wieder in seine Position, rollt das Fundament mit der linken Hand zurück, schlägt den Deckel auf, nimmt den nun gedruckten Bogen heraus und legt ihn auf den Stoß zu seiner Rechten. Man stelle sich diese Operation vor als 250mal pro Stunde wiederholt und multiplicire dies mit der 10-, oft 12stündigen täglichen Arbeitszeit, und man wird eine annähernde Idee haben von der körperlichen Anstrengung dieser Arbeit und der zu ihrer Ausübung erforderten Kraft. Der andere Arbeiter ist nicht besser daran, ja auf ihm ruht mehr Verantwortlichkeit; ihm liegt es ob, die Form mit Farbe (Buchdruckschwärze) zu versehen, und er muß dieses Geschäft in einer solchen Weise versehen, daß ein Bogen in Schwärze und Reinheit des Drucks genau dem andern gleiche. Sein Auge muß unablässig auf die die Presse verlassenden Bogen gerichtet sein, indem die geringste Unachtsamkeit seinerseits sofort unbrauchbare Arbeit erzeugt.

Bei diesen nie endenden Ansprüchen an seine physische Kraft und seine Energie darf man sich nicht wundern, daß „Porter" die Religion des englischen Druckers („pressman") ist; er spricht dem nationalen schwarzen Bier „rather freely", d. h. ohne Grenzen zu, um seine Kräfte zu rekrutiren; er ist unleugbar der beste Kunde des benachbarten Bierhauses und trinkt oft in Einem Tage mehr volle Quart als der Setzer bescheidene Halbquart. Obgleich geschickt in seiner Arbeit und, wo diese profitabel, auch ausharrend bei ihr, steht doch der englische Drucker unendlich tief unter dem deutschen oder französischen in socialer Hinsicht. Der englische Setzer vermeidet, ja fürchtet oft seine Gesellschaft; die Mehrzahl derselben sind notorische Trunkenbolde, aufs höchste ordinär in ihren Ausdrücken und noch mehr in ihrem Benehmen. Die große

Ausbreitung des Maschinenwesens hat sie neuerdings in etwas civiler gemacht und es hat sich selbst unter ihnen eine Art Gemeinschaft der Bessern gebildet, nämlich derjenigen, die es wirklich zu bedeutender Vollkommenheit in ihrem Fache gebracht und denen selbst die gefährliche Maschine nicht gefährlich werden kann. Ich kenne deren, die mit 4 Guineen (28 Thlr.) wöchentlich bezahlt sind und von ihren Principalen warm gehalten werden. Die Luxusarbeiten der englischen Presse gehen sämmtlich aus Handpressen hervor, und ein tüchtiger Drucker (sie sind nicht häufig) erfreut sich einer durchaus gesicherten und angenehmen Position.

Ein weit anderes Bild bietet sich uns dar bei unserm Eintritt in die Maschinenräume. Wir müssen zuvor einige Minuten pausiren, um unser Ohr an das wirre Geräusch zu gewöhnen und unsere Geruchsorgane mit der von Oel, Farbe und Dampf geschwängerten Atmosphäre vertraut zu machen. Der Druckproceß geschieht hier in verschiedener Art: wir sehen Schnellpressen, in denen eine dem Tiegel der Handpresse ähnliche schwere eiserne Platte die Druckkraft ausübt, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf zwei Formen in stetem Wechsel sich niedersenkt; andere, in denen die Schriftform unaufhörlich unter einem großen Cylinder hin- und herrollt, um welchen der Papierbogen sich schmiegt, der so durch eine drehende Motion, also nicht in Einem male, den Druck empfängt; endlich ist da auch die große Hoe'sche Maschine, deren Construction von den beiden zuvor beschriebenen total abweicht, indem bei ihr die Schriftform als Stereotypplatte und der Cylinderform angepaßt um einen kolossalen Cylinder befestigt ist. Alle diese Maschinen arbeiten mit erstaunlicher Schnelligkeit und liefern — je nachdem sie einfache, doppelte oder mit einer besondern Mechanik versehen sind, verschiedene Tausende von Abdrücken in einer Stunde. Da jedoch viel Zeit unter den Vorrichtungen für eine neue Druckform vergeht, so bedient man sich der Maschinen nur für starke Auflagen und überläßt kleinere den Handpressen. Zeitungen jedoch werden in England wol kaum noch anders als mit Maschinen gedruckt, und wäre es auch nur der Schnelligkeit der Production halber. Das zu bedruckende Papier liegt auf einem Bret an einem Ende der Maschine, von wo ein Knabe Bogen nach Bogen in schneller Folge und nach bestimmten Marken an den Cylinder legt; dort empfängt und faßt ihn eine Reihe von messingenen „Greifern“, die — einer künstlichen Hand vergleichbar — ihn unter den ersten Cylinder ziehen, welcher durch seine Umdrehung über der einen Schriftform ihn auf einer Seite bedruckt und ihn dann einem kleinern Cylinder zuführt, der ihn durch seine Bewegung dreht und dem zweiten großen Druckcylinder übergibt, dessen Umdrehung ihn mit der zweiten Schriftform in Berührung bringt und ihn dann, auf beiden Seiten

bedruckt, aus der Maschine hinausstößt; ein anderer Knabe ergreift ihn hier und legt ihn zu seinen Vorgängern. Der eine Maschine beaufsichtigende Maschinenmeister hat durchaus keine „faule Zeit"; er muß beständig die Operation des Werks controliren und stets zur Hand sein, um etwaige Irregularitäten sofort beseitigen zu können.

Es schlägt 5 Uhr. Diese für den Engländer wichtigste und geheiligte Stunde des Tages ist die Theestunde; sie wird wol ohne Ausnahme in allen Kunst- und Industriewerkstätten Albions innegehalten; in Privathäusern in ihrer Dauer unbegrenzt, ist sie in den Comptoirs und Officinen der Buchdruckerwelt auf eine halbe Stunde festgesetzt. Frau Weller's dienstbare Geister erscheinen pünktlich mit ihrem „Heiß und Naß" in den großen Obertassen, und in wenigen Minuten ist jeder Theedurstige im Hause servirt. Wahre Pyramiden von Butterschnitten verschwinden im Nu von den flachen Körben, und für eine halbe Stunde ruhen die fleißigen Hände, damit der Körper sich pflege. Manche auch wol, deren Ansprüche mit Frau Weller's Fabrikat sich nicht vereinbaren wollen, haben ihr eigenes Fabrikat gebraut und sich, um es desto stärker zu haben, in Clubs zu diesem Zweck vereinigt. Dies jedoch steht ihnen eben nur in solchen Officinen frei, wo es noch offene Kohlenheizung gibt. Die meisten größern Locale sind jetzt mit Röhrenheizung versehen. Da sehen wir auch Frau Weller's kleines Töchterlein mit einem zierlichen Theeservice in das Cabinet des Oberfactors verschwinden und unsere Geruchsnerven werden angenehm berührt von dem Aroma der gerösteten Milchbrotchen, welche der Gestrenge mit seinem Thee verspeisen wird. Doch dieser Gentleman gönnt sich keine Ruhe, er trinkt nur eine kleine Tasse in Eile und macht dann die Runde durch einige Setzersäle, wo wir ihn bald seine Recherchen machen sehen bezüglich des Vorschreitens der verschiedenen Arbeiten. Bei jedem Clicker (metteur-en-pages) informirt er sich; hier mit den Achseln zuckend, dort die Augenbrauen runzelnd, dort wieder nichts sagend, was gleichbedeutend mit Zufriedenheit ist. Doch das Achselzucken und Stirnerunzeln scheint überwiegend und die Setzer, welche ihn kennen und aufmerksam seinen Kundgebungen folgten, zischeln schon untereinander von bevorstehender Nachtarbeit, und als die gewichtige Thür, durch die er soeben den Saal verläßt, hinter ihm zuschlägt, da geht schon das verhängnißvolle Losungswort von Mund zu Mund.

Wir wollen, während die Nachtarbeit noch im Comptoir discutirt wird, für einige Minuten hinuntergehen und unsere Schritte dem Magazin („ware-house") zuwenden. Hier finden wir uns aufs neue in weiten hellen Räumen und sehen eine beträchtliche Anzahl von Männern und Knaben emsig beschäftigt, die bedruckten und getrockneten Papierbogen zwischen dünne, glatte Bretchen oder Pappen zu legen und in

hohen Stößen unter die Glättpressen zu schieben, hydraulische Pressen, deren mächtiger Druck die letzte verschönernde Hand an das Werk des Buchdruckers legt, bevor es die Officin verläßt. Andere nehmen die gepreßten Bogen zwischen den Satinirpappen heraus und ordnen sie in Stöße, während noch andere von den verschiedenen Stößen, deren jeder einen Bogen des betreffenden Werks repräsentirt, je einen Bogen in richtiger Folge nehmen und dadurch Exemplare formiren, wie der Buchbinder sie zu verarbeiten hat. Der Factor dieses Departements beaufsichtigt diese verschiedenen Operationen und thut dies mit Strenge, da er verantwortlich ist für die Ablieferung completer Exemplare und Auflagen, und ein wachsames Auge muß er haben, damit nicht als „Makulatur" beiseite prakticirt werde, was durchaus nicht solches ist. Auch einige Buchbinder gehören zu dieser Branche des Geschäfts, doch von ihnen werden nur die leichtern und ganz einfachen Arbeiten des Heftens kleiner Pamphlets und Broschüren ausgeführt.

Aus dem Magazin führt uns ein für gewöhnliche Circulation nicht zugängiger Corridor in einen geräumigen Keller, in dem zahlreiche Gasflammen fast Tageshelle verbreiten und ein großer Schmelzofen mit der Kohlenglut darunter einen mehr als angenehmen Wärmegrad erzeugt. Wir befinden uns in der Zeitungsstereotypie, die nur an Einem Tage der Woche, am Freitag Abend, in vollster Thätigkeit ist. In dem Geschäft, das ich als Modell meiner Skizze genommen, werden zahlreiche wöchentliche Publicationen gedruckt. Die bedeutendste derselben, welche in einer Auflage von 30000 Exemplaren à 5 Ngr. jeden Sonnabend erscheint, wird in diesem Keller an jedem Freitag Abend vermittels des Papierprocesses stereotypirt. Von jeder einzelnen der 32 großen Quartseiten werden vier Platten gegossen, zu welchem Zweck von den gesetzten Seiten Papiermatern genommen werden, die aus mehrern Lagen des feinsten Seidenpapiers bestehen, das, durch Kleister verbunden, in seiner Qualität dem Papiermaché ähnelt, durch regelmäßiges Klopfen mit einer Bürste sich dem Gesicht der gesetzten Form durchaus anschmiegt und so dieses — natürlich verkehrt — treu wiedergibt. Nachdem diese Papiermater künstlich schnell getrocknet und gehärtet ist, wird sie in einem für den Zweck besonders construirten Instrument befestigt und dann mit flüssigem Schriftmetall ein Abguß von ihr genommen, der genau dem Original, nämlich der gesetzten Seite, gleicht und nach einem unbedeutenden Reguliren druckfertig ist. Von dem obenerwähnten Journal werden vier solcher Abgüsse von jeder Nummer gemacht, um in möglichst schneller Zeit die ganze Auflage zur Disposition des Verlegers stellen zu können. Die zu diesen Operationen nöthigen Arbeiter kommen an jedem Freitag Abend zu dem Ende aus einer der renommirtesten Stereotypgießereien Londons.

Wir haben nun alle die zahlreichen Branchen einer großen londoner Buchdruckerei in ihren Operationen beobachtet und den Rundgang durch das Etablissement gemacht. Nur Eins bleibt zu erwähnen: das Comptoir („the counting-house"). Es ist das Sanctissimum des Hauses, mit besondern Zugängen von der Straße, elegantem Meublement, weichen Teppichen, geschmackvollen Gaslampen, hohen Spiegeln. Dort ist es ruhig, sehr ruhig; nicht das Getöse der Maschinen, nicht der Lärm der Setzer und Drucker dringt dorthin. Drei Zimmer und ein kleines Cabinet umfaßt dieses Departement. In einem Zimmer ist die Kasse („cash-office") mit einem Oberkassirer und vier Commis („clerks"); ins zweite theilen sich die Chefs der verschiedenen Departements, als der Oberfactor der Setzer, der Drucker, der Correctoren und der Maschinen; jedem ist ein elegantes Pult angewiesen, neben dem Sprachrohrleitungen nach den verschiedenen Theilen des Geschäfts führen. Sechs bis acht anständig gekleidete (oft uniformirte) Knaben sind stets anwesend, um Estafettendienste zu verrichten. Die Wände sind bis hoch oben mit wohlgefüllten Bücherrepositorien besetzt, Exemplare aller im Hause gedruckten Werke enthaltend. Das dritte Zimmer, zwischen Kasse und Factorzimmer belegen, ist das Cabinet der Principale, dem gegenüber noch ein kleines boudoirartiges Zimmer als Privatcabinet dient. In dem erstern ist einer der Principale meist während der Hauptgeschäftsstunden anwesend, d. h. von 11—3 Uhr; oft sind sie beide dort, ja selbst mitunter bis spät in die Nacht hinein, wenn Umstände es erheischen. Dort finden die Conferenzen der Principale mit ihren verschiedenen Geschäftsdirigenten statt, sei es zur Regelung von Preisen, behufs neuer Arrangements, zur Ausführung neuer Arbeiten oder dergleichen. Außer den Factoren liebt niemand ohne sehr gegründete Ursache dahinein zu gehen, und ein Arbeiter thut dies selten ohne gerufen zu sein. Selbst am Zahltag thut er dies nicht; in dem Zimmer, in welchem er arbeitet, empfängt er aus den Händen seines Principals sein Geld. Und in der That, es ist weit besser für ihn, wenn er nichts da zu thun hat; denn zum Guten ist's kaum je, daß man ihn dorthin ruft. Ist er unpünktlich, nachlässig in seiner Arbeit, dem Trunk ergeben oder streitsüchtig, so mag er versichert sein, daß man dort darum weiß. Ist er Corrector, so weiß er, daß Exemplare eines jeden im Hause gedruckten Blattes dort auf den großen Tisch gelegt werden und der Inspection von Augen offen sind, gewöhnt mit der äußersten Strenge zu richten, und daß er jeden Augenblick gerufen werden mag, um für ein Versehen Rede zu stehen, das ihm vor Monaten vielleicht unbemerkt entschlüpfte. Deshalb wird jener hübsche Knabe, der Mercur des Cabinets, mit ängstlichen Blicken verfolgt, wenn er langsam und jeden einzelnen musternd an den Arbeitern vorübergeht, und ein jeder

fühlt sich erleichtert, wenn er bei ihm vorübergegangen. Vom Comptoir und dem Cabinet gehen alle jene absoluten fiats aus, denen gefolgt werden muß: die Beschränkung der Feiertage um Weihnachten, Ostern und Pfingsten; die Festsetzung der „Wayzegoose“ (das jährliche große Dinner, welches jeder londoner Principal allen in seinem Geschäft Angestellten gibt); dann die „bullets“ und „quis“ (Contraction von quietus est), ersteres gleichbedeutend einer sofortigen ignominiösen Entlassung, letzteres dem Aufhören nach vorgängiger Kündigung.

Einer der Factore ist eben im größern Cabinet mit dem jüngern Principal in ernstem Gespräch und der Knabe hat nach einem der Clicker gerufen. Die drei sprechen über ein Werk, mit dessen Fortschritt der Factor unzufrieden zu sein scheint. Nach einigem Ueberlegen gibt der junge Gentleman, indem er sich von dem eleganten Fauteuil erhebt, seinen Endbescheid, und der Clicker verläßt das Zimmer. Dieser Bescheid ist, daß die Setzer die ganze Nacht hindurch zu arbeiten haben, um das Zurückbleiben der letzten Tage (das meist ganz außer ihrer Controle) wieder einzubringen. Von dieser Ordre wird durchaus keine specielle Notiz weiter genommen: sie war erwartet. Nur einige Minuten vor 8 Uhr, als einige der ältern Arbeiter, welche von solchen Specialfällen ausgenommen sind, sich zum Heimgehen rüsten, werden sie mit Bestellungen an die Frauen derer, die dableiben müssen, versehen. Diese Bestellungen richten sie auf dem Heimwege aus, und infolge dessen erscheinen später die „bessern Hälften“ mit den Ingredienzien eines soliden Nachtessens. Wenige indessen sind so begünstigt, indem die meisten so weit vom Geschäft ab wohnen, daß es lächerlich sein würde, an dergleichen nur zu denken. Für solche ist nun unsere alte Bekannte, Frau Weller, ein unschätzbares Juwel. Zwischen 9 und 10 Uhr erscheint sie aufs neue, oder besser ihre dienstbaren Geister erscheinen, um ihren Kunden Stärkung und Labung zuzuführen. Da mischen sich die Gerüche von gebratenem Schinken und Eiern, von Beefsteaks und Kartoffeln, von Fisch und andern Resten von Mittag. Auch der Bierspender läßt nicht auf sich warten, und mächtige Kannen werden in unglaublich kurzer Zeit geleert. Bis zum Morgen muß er auf den Beinen sein, denn die stets durstigen Gutenbergsjünger verlangen viel, viel Porter, und die Zinnkrüge mit Quarts oder Halbquarts darin cursiren unablässig.

Inzwischen geht die Arbeit schnell vor sich, anfänglich von Unterhaltung, gelegentlichem Singen, Scherzen und Lachen gewürzt; dann wird's stiller; hier und da hört man erst ein unterdrücktes, dann ein lautes Gähnen. Je mehr die Nacht vorschreitet, je ruhiger wird's. Nur hin und wieder ein Ruf nach Manuscript, oder nach dem Drucker um Abziehen der Correcturen, auch wol ein halblauter Fluch des

Clickers, dem etwas nicht recht von der Hand gehen will. Endlich nichts als das Gerassel der Lettern, wenn sie aus den Kästen ins Setzinstrument wandern, oder einige Hammerschläge, wenn eine Form für die Presse zugekeilt wird. Eine genügende Anzahl von Correctoren ist ebenfalls in den Closets anwesend, um mit den Setzern Schritt zu halten, und in dem Maße, als die Bogen gesetzt, werden sie auch gelesen und corrigirt. Nachtarbeit währt in der Regel bis 6 Uhr früh und bringt dem Setzer, außer seinem Verdienst, eine halbe Krone (25 Ngr.) Vergütung ein. Um 6 Uhr geht er für zwei Stunden nach Haus und muß um 8 Uhr wieder für die Arbeit des neuen Tages bereit sein.

Zur Nachtarbeit wird gewöhnlich nur in sehr dringenden Fällen geschritten. Officinen, welche Regierungsarbeiten contractlich übernommen haben, lassen ihre Arbeiter oft funfzig Stunden ohne Unterbrechung arbeiten, also mehr als zwei Tage und zwei Nächte hintereinander Dieselben Arbeiter haben (die Sonntage inbegriffen) länger als zwei Monate ununterbrochen von 8 Uhr früh bis 11 Uhr nachts täglich gearbeitet. Es liegt auf der Hand, daß die Resultate einer solchen Ueberspannung der physischen und geistigen Kräfte in gesundheitlicher Hinsicht sehr traurig sein müssen, und es ist jetzt zur Genüge anerkannt, daß diese unglaublich ausgedehnte Arbeitszeit die mittlere Einnahme der Arbeiter nicht nur nicht erhöht, sondern effectiv reducirt hat.

Mit dem ersten Grauen eines feuchten Herbstmorgens verlassen wir das Haus, in welchem wir nun 21 Stunden zugebracht. Die enorme Gasconsumtion seit 5 Uhr abends hat einen hohen Wärmegrad im Innern erzeugt; draußen ist dicker, feuchter Nebel, kalte Luft empfängt uns und schließt plötzlich und gewaltsam die geöffneten Poren; noch haben wir einen weiten Weg zurückzulegen, bis wir daheim sind. Durch das nicht endende London, dessen Straßen jetzt noch todt und leer sind, in hundert Windungen geht unser Weg. Und so wollen wir denn vom freundlichen Leser Abschied nehmen, der uns — vielleicht nicht ohne Interesse — auf unserm Streifzuge durch die große londoner „printing office“ folgte.

Literatur und Kunst.

Zwei Biographien.

Ein gegenwärtig mit besonderer Vorliebe gepflegter Literaturzweig ist die politische Biographie. Während man früher beim Tode eines Mannes, der irgendwie auf der politischen Bühne eine Rolle gespielt, die landläufige Redensart zu hören bekam: die Zeit, seine Geschichte zu schreiben, ist noch nicht gekommen! — brach sich endlich die Erkenntniß Bahn, welch schwere, unersetzliche Verluste durch solch fortwährendes Uebertragen der Aufgabe an ein „besser erleuchtetes Zeitalter" der Geschichtswissenschaft zugefügt werden. Denn wie mislungen, ungenügend oder tendenziös auch eine Lebensbeschreibung abgefaßt sein mag, welche den überlebenden Zeitgenossen des Todten zur Prüfung vorliegt, sie wird immer, selbst wider des Verfassers Absicht, eine Summe authentischen Materials zu Tage fördern, das später zum Theil nicht mehr zu beschaffen gewesen wäre. Zu dieser Bemerkung veranlaßte uns namentlich die erste zweier uns vorliegenden Schriften: „Wilhelm I. König von Würtemberg und seine Regierung. Ein vaterländisches Geschichtsbild. Von Friedrich Nick" (Stuttgart, Koch) und „Hardenberg's Leben und Wirken. Nach authentischen Quellen. Von F. Arndt" (Berlin, Fahlisch).

Nach Hrn. Friedrich Nick gehörte der verstorbene König von Würtemberg zu den wenigen Auserwählten, die nicht nur ein halbes Jahrhundert über ihr Volk geherrscht, sondern auch wirklich Glück und Segen um sich verbreitet; ob unter sich, betont der Verfasser weniger. König Wilhelm von Würtemberg, sagt Hr. Nick, war ein trefflicher König zugleich und ein tapferer Streiter, ein edler Geist; sein Sinn immer nur auf Recht und auf das Glück seines Landes gerichtet, sein Streben für Deutschlands Wohl ein aufrichtiges und legales; „daß er wirklich auch ein liberaler Fürst gewesen, davon haben wir Beispiele genug, davon zeugt die Gesetzgebung, welche Würtemberg unter seiner Regierung erhielt, und die Landesverfassung. Seine Humanität ist fast (!) sprichwörtlich geworden." So leitet der Verfasser sein Werk ein und wir können betheuern, daß er es so fortführt. Er erklärt uns in jedem Kapitel, nachdem er ein Stück Lebensgeschichte dieses Monarchen erzählt und die wichtigsten seiner Gesetze und Maßregeln nach der Darstellung und vielleicht auch nach dem Wortlaut des „Staats-Anzeiger für Würtemberg" mitgetheilt hat, daß König Wilhelm ein musterhafter Fürst der Deutschen gewesen sei und nicht den geringsten Fehler gehabt habe. Nach Nick muß man es glauben, und es ist auch kein Grund vorhanden, dem würtembergischen König einen guten Willen zum Regieren und Verwalten abzustreiten. Es fragt sich nur, von welchem Standpunkt man einen König überhaupt und seine Maßregeln insbesondere beurtheilt. Hr. Nick steht auf dem festen Standpunkt des officiösen Lobredners; sein kritisches Gewissen wird über nichts beunruhigt, sondern geht über jede Handlung des Königs in loyale Gefühlsschwärmerei auf. Die Darstellung des Verhaltens von Würtembergs Regierung zum Rumpfparlament ist danach ganz im ministeriellen Stil geschrieben und ohne jeden historischen Sinn, auch der Conflict des Königs mit der Landesversammlung in den funfziger Jahren.

Es thut dem guten Hrn. Nick herzlich leid, daß um diese Zeit auch die Reaction in Würtemberg nothwendig war und sogar die abgeschaffte Todes- und Prügelstrafe wieder eingeführt werden mußte: das Volk verlangte es nicht anders. Diese loyale Königsgeschichte scheint übrigens schon bei Lebzeiten des Monarchen fertig gewesen zu sein; denn die letzten Ereignisse sind kaum noch berührt und so fehlt auch die Meinungsäußerung des Hrn. Nick über das bekannte Wort Wilhelm's I. bezüglich der nationalen Bewegung in der schleswig-holsteinischen Frage — „lauter Schwindel", wie der greise Patriarch von Stuttgart meinte und dem Hr. Nick pflichtgetreu wol zustimmen würde.

Von einem höhern Standpunkt dagegen beschreibt Arndt das staatsmännische Wirken Hardenberg's; hier haben wir es mit einer klaren und reifen historischen Arbeit zu thun, bei welcher die fast unvermeidliche Vorliebe des Autors für seinen Helden, auch für dessen Schwächen, entschuldbar ist. Allerdings ist das Wirken eines Mannes wie Hardenberg ein viel großartigeres und mehr historisches als das des guten Königs von Würtemberg; denn Hardenberg arbeitete in großen Ideen, er stand in der Werkstatt der neuen Zeit, wo ein zerbrochener Staat wie Preußen reparirt und neu construirt wurde. Um den Staatskanzler von Preußen flutet das Meer der großen geschichtlichen Ereignisse der Napoleonischen Zeit; um zu beschreiben, was er that und erstrebte, dazu bedarf es des großen Stils. Arndt hat ihn auch bei dieser Arbeit bethätigt; er läßt die Ereignisse für seinen Mann sprechen, seine Thaten, klar beleuchtet und hingestellt unter die sie umspielenden, bedrohenden oder begünstigenden Umstände historischen Charakters. Man lernt die edle wenn auch von weicherm Stoff als die des ehernen Frhrn. vom Stein gebildete Natur Hardenberg's bewundern, wenn man sie auf der Höhe ihrer Thaten die großen Gedanken einer neuen Zeit in Gesetzen und Staatseinrichtungen verwirklichen sieht; man ist bereit, sie zu entschuldigen, wenn man sie vor dieser kurzen Glanzperiode noch unsicher umherirren, nach derselben schwächlich sich verleugnen sieht. Der Biograph, welchem die Hülfsmittel großer Vorarbeiten zu Gebote standen, und der dieselben geschickt zu benutzen wußte, verweilt mit besonderer Vorliebe bei der großen Epoche Hardenberg's, von 1807—13, während er später flüchtiger über ein Wirken des Staatskanzlers hinweggeht, welches ihn selbst mit Bedauern erfüllt und welches zu beschönigen immer schwieriger wird. Aber das Werk ist durchweg mit großer Liebe und doch mit der Ruhe der Objectivität geschrieben; es ist ein Beitrag mehr zur Würdigung dessen, was die Reorganisatoren des preußischen Staats, die ihn aus dem Zusammenbruch aufrichteten, als Zweck und Zukunft desselben im Auge hatten; es beweist, wie wenig man binnen funfzig Jahren auf dem so glorreich eröffneten Wege vorwärts gegangen ist. Vieles, was Hardenberg wollte und sogar gesetzlich einführte, ist heute längst wieder beseitigt und bleibt ein frommer Wunsch derer, die im Geiste Hardenberg's den Ausbau des preußischen Staates erstreben. Arndt hat die hierauf bezüglichen Stellen in Hardenberg's Denkschriften, Reden und Gesetzentwürfen beredt genug markirt, und er selber mag sich wol bei Niederschreibung derselben gefragt haben, ob Hr. von Hardenberg heute noch — Staatskanzler in Preußen sein könnte. S-W.

Eine deutsche Monatsschrift.

Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig läßt seit einer Reihe von Jahren ein periodisches Werk erscheinen, das hauptsächlich bestimmt ist, den Besitzern ihres weltberühmten „Conversations-Lexikon" die zeitgeschichtlichen Stoffe in breiterer Ausführung, als es die encyklopädische Form gestattet, und über die abgeschlossenen Artikel des Lexikon hinaus fortlaufend zu vermitteln. Mit diesem Jahre hat eine „Neue Folge" des sehr bekannten und verbreiteten Unternehmens unter dem etwas veränderten Titel: „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon" begonnen, welche von dem kürzlich von Breslau nach Leipzig übergesiedelten, als Literarhistoriker und Publicist wie als Dichter rühmlichst bekannten Hofrath Dr. Rudolf Gottschall herausgegeben wird.

Diese Neue Folge von „Unsere Zeit" hat, wie das soeben erschienene erste Heft beweist, die Vorzüge des frühern Unternehmens bewahrt, aber diesen Vorzügen, indem sie einen mehr journalistischen Charakter angenommen, noch eine leichtere Beweglichkeit und frischere Färbung hinzugefügt. Der Zusammenhang mit dem „Conversations-Lexikon" ist so wenig gelockert, daß diese zeitgeschichtlichen Abhandlungen allen Besitzern jenes Werks die willkommenste Ergänzung bieten müssen. Doch empfiehlt auf der andern Seite die Umwandlung von „Unsere Zeit" in eine Monatsschrift das Unternehmen auch jenen Leserkreisen, welche in den periodisch erscheinenden Zeitschriften Belehrung und Unterhaltung suchen.

Das vorliegende erste Heft behandelt verschiedenartige, sämmtlich zeitgemäße Stoffe. Ein erster Artikel über „Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel" charakterisirt Ernest Renan und sein Werk in ebenso gründlicher wie fesselnder Weise, indem er nicht blos das Werk selbst zergliedert, seine Vorzüge und Schattenseiten nachweist, sondern auch eine Biographie des französischen Denkers liefert, seinen philosophischen Standpunkt aus seinen andern Schriften beleuchtet und namentlich seine Stellung zum neuen französischen Kaiserthum ins Auge faßt. Der zweite Aufsatz: „Die neue Aera des Zollvereins", bespricht in beredter Auseinandersetzung die Vortheile, welche den Staaten, dem Handel, der Industrie, den Arbeitern aus dem Handelsvertrage mit Frankreich erwachsen, während ein im nächsten Heft folgender Artikel die Modificationen darlegen soll, welche die äußern Verhältnisse des Zollvereins, namentlich zu Oesterreich, dadurch erleiden. Im dritten mit der genauesten Sachkenntniß und viel Wärme abgefaßten Artikel: „Das Rettungswesen zur See" appellirt ein Seeoffizier an den Patriotismus des deutschen Volks, damit durch freiwillige Beiträge das in Deutschland noch so mangelhaft organisirte Rettungswesen nach dem Muster des englischen eingerichtet werden kann, welches letztere er nach den genauesten statistischen Angaben darstellt. Ein vierter Artikel: „Das deutsche Theater der Gegenwart" findet den Grundmangel dieses Instituts in der unsichern, der Privatspeculation anheimgegebenen Stellung der Stadttheater, und die Hauptabhülfe darin, daß die Communen die Stadttheater der Speculation entziehen sollen, indem sie dieselben als ihr Eigenthum in Besitz nehmen und die artistische

Verwaltung in die Hand erprobter Dramaturgen legen. Ueber den ungarischen Reisenden Vámbéry, dessen Werk so großes Aufsehen erregt hat, erhalten wir ferner biographische Mittheilungen sowie eine kurze Würdigung seiner Entdeckungen.

Der journalistische Charakter der Neuen Folge von „Unsere Zeit" prägt sich besonders in dem reichhaltigen Feuilleton aus, welches sich über alle culturgeschichtlich wichtigen Gebiete erstreckt. Zunächst finden wir biographisch eingehende und kurz aber treffend charakterisirende Nekrologe. Der Generalintendant von Küstner, der Nationalökonom Mac Culloch, Leech, der Zeichner des „Punch", Mocquard, der Cabinetsrath des französischen Kaisers, vertreten im ersten Hefte diesen Abschnitt. Ein Literaturfeuilleton, welches selbstverständlich nur von den hervorragendsten Erscheinungen Notiz nimmt, bespricht Freytag's neuesten Roman, Geibel's neueste Gedichte, Stahr's „Kleopatra" ꝛc. Auch die neuesten Erscheinungen des Theaters, die neuesten Entdeckungen der Erd- und Völkerkunde, wichtigere volkswirthschaftliche Notizen sind in das Feuilleton aufgenommen, welches mit sicherm Takt das Bedeutende herauszuheben weiß, wie es für den Charakter einer Revue sich ziemt.

Das nächste Heft wird, wie wir hören, unter anderm eine Schilderung der Betheiligung der preußischen Marine an dem vorjährigen Kampfe in Schleswig-Holstein von einem Augenzeugen (eine solche ist bisher noch nirgends gegeben worden) enthalten, sowie eine Besprechung der päpstlichen Encyklica unter vollständiger Mittheilung dieses merkwürdigen Actenstücks, das den meisten Zeitungslesern bisher nur in Auszügen bekannt geworden. —m—

Correspondenz.

Aus Genf.

Ende Januar 1865.

Hg. Ihre Leser kennen längst den Ausgang unsers großen Decemberprocesses. Aber mit seinem Ende sind die Thüren des Janustempels noch lange nicht geschlossen für unsere kleine Republik; er wird noch für lange Zeit das A und das O in der schweizerischen Presse, noch für eine unabsehbare Zukunft der Ausgangspunkt aller Parteikämpfe Genfs bleiben, und die Schweizer werden von Glück sagen können, wenn die Nachwehen nicht auf einen größern Schauplatz, auf den der Eidgenossenschaft, übertragen werden. Nach der Anklageacte, wie sie von der eidgenössischen Anklagekammer auf Grund der Voruntersuchung formulirt war, nach dem Verlauf der Schwurgerichtsverhandlungen, vor allem nach der vermittelnden Stellung, welche der eidgenössische Staatsanwalt, Regierungsrath Migy von Bern, einnahm (der von Anfang an die mildernden Umstände betonte); — nach allen diesen Voraussetzungen war ein freisprechendes Urtheil mit vieler Sicherheit zu erwarten. Allein dennoch hat das „Nichtschuldig" der Geschworenen einen förmlichen Sturm, zunächst in der Presse, hervorgerufen.

Die Anklage gegen die radicalen Betheiligten ging von dem Gesichtspunkt aus, daß diese am 22. Aug. 1864 an einer Zusammenrottung theil-

genommen hätten, in der Absicht, die Ausführung eines cantonalen Gesetzes zu verhindern, und daß sie durch Thätlichkeiten einer cantonalen Behörde hätten Widerstand leisten wollen; die beiden Angeschuldigten aus der Independentenpartei waren angeklagt, an einer Zusammenrottung theilgenommen und durch Thätlichkeiten die Absicht kundgegeben zu haben, einer cantonalen Behörde Widerstand zu leisten. Beide politische Vergehen fallen unter die Artikel 46 und 52 des eidgenössischen Strafgesetzes vom 4. Juli 1853. Durch diese so formulirte Anklage war von vornherein ein gemeines Verbrechen, wie es die Organe der Independenten und diejenigen ihrer Freunde namentlich im Canton Waadt ihren radicalen Gegnern vorwarfen, ausgeschlossen; dennoch waren die Advocaten der durch die Fusillade von St.-Gervais Beschädigten, d. h. sowol die Vertreter der Verwundeten wie diejenigen der Hinterbliebenen der Gefallenen, als Civilpartei bei den Verhandlungen zugelassen, erhielten jedoch nach der Freisprechung natürlich keine Gelegenheit, ihre Klage anhängig zu machen.

Für die zwölf radicalen Angeklagten machten ihre Vertheidiger, darunter die hervorragendsten Anwälte und Redner dieser Partei aus der gesammten Französischen Schweiz, hauptsächlich geltend, daß ihre Clienten bona fide handelten, als sie sich am 22. Aug. nach der Volksversammlung der Independenten auf dem Molard und dem Zug derselben auf das Stadthaus bewaffneten, um die bedrohte Regierung zu schützen; in dem Zustande der Aufregung, in welchem sich das Quartier oder sogenannte Faubourg St.-Gervais befand, sei dann das Schießen leicht begreiflich und entschuldbar gewesen, als die Independenten in Begleitung der der Regierung abgenöthigten Proclamation über die Rhônebrücken herüberdrangen. Es fehlte bei diesen Reden der namhaftesten Notabilitäten des radicalen Advocatenstandes ebenso wenig an rhetorischem Schwung wie an gelegentlichen Spitzfindigkeiten und einer heftigen, oft freilich nicht unbegründeten Kritik des Verhaltens ihrer Gegner vor und während dieses Processes. Der politische Haß hat in der That in Genf die widerwärtigsten Erscheinungen erzeugt, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß bei der Voruntersuchung die Denunciation eine große Rolle gespielt hat. Es ist Thatsache, daß die Clubs der Independenten ein vollständig organisirtes Privatuntersuchungscomité eingesetzt hatten, welches den Bundescommissaren und dem eidgenössischen Untersuchungsrichter Duplan Depositionen und Anhaltpunkte lieferte. Die Independenten berufen sich darauf, daß ohne diese ihre Thätigkeit überhaupt nichts geschehen wäre, daß die richterlichen Beamten des Cantons selbst die Hände in den Schos gelegt und daß auch die radicalen Behörden ihrerseits Belastungszeugen der Independenten vorgeschoben hätten. Wie dem auch sei, es bleibt eine bedenkliche Erscheinung dieses denunciatorische Eingreifen politischer Clubs in die Thätigkeit der Bundesbehörden, und wo jemals in der Geschichte eine solche systematische Angeberei auftrat, da läßt sie in einen tiefen sittlichen Abgrund blicken, mögen wir nun an das Delatorenwesen in Rom und den spätern italienischen Republiken oder an das Spionirsystem der Revolutionstribunale von 1793 denken. Ein Staat ist schwer erkrankt, bis an die Wurzel angefressen, in welchem solche Symptome sich zeigen, selbst wenn die Kleinheit der Verhältnisse oder die veränderte Weltlage auch nicht solche furchtbare Dimensionen gestattet wie in den

angezogenen Parallelen. Aus der Thatsache des Bestehens jener Comité's schmiedeten die Vertheidiger der radicalen Angeklagten gefährliche Waffen; aber freilich, sie übertrieben auch hier wieder und büßten dadurch einen Theil ihres Vortheils wieder ein, wenn sie z. B. von förmlichen Proscriptionslisten oder davon sprachen, daß die Independenten den Kopf John Perrier's verlangt hätten.

Die Vertheidiger der Independenten waren von vornherein günstiger gestellt und hatten ein leichteres Spiel; stand doch wenigstens die Thatsache unumstößlich fest, daß von dieser Seite kein Blut vergossen war. Diese Advocaten brauchten sich nicht auf so ungeheuerliche Argumente zu stützen, um ihre Clienten gegen die wider sie erhobenen Anklagen in Schutz zu nehmen. Sie beschränkten sich darauf, den Sturm auf das Arsenal in der obern Stadt und die Sequestration des Staatsraths, der ohne Widerrede zu der Partei der Radicalen gehört und schon in dieser Eigenschaft während jener Monate der Aufregung verdächtig war, einfach als Handlungen der Nothwehr hinzustellen, und für die beiden Angeklagten Bettiner und Krauß, welche den Oberbefehl der Independenten nach der Fusillade von St.-Gervais übernommen hatten, eher den Dank des Vaterlandes als Strafe in Anspruch zu nehmen.

Wer die Proceßverhandlungen in der letzten Zeit aufmerksam verfolgt hatte, konnte also kaum noch an einer Freisprechung sämmtlicher Angeklagten zweifeln; aber dennoch, wie gesagt, ist eine sehr große Anzahl der schweizerischen Blätter unzufrieden. Die Independenten können sich nicht von dem Gedanken freimachen, daß das vergossene Blut eine Sühne verlangt hätte. Auch selbst so unparteiische und vermittelnde Blätter wie der „Bund" zeigen sich unbefriedigt und hätten ein Strafurtheil mit späterer Amnestie der Freisprechung vorgezogen. Waadtländische Zeitungen gehen viel weiter und nennen die Freisprechung geradezu eine „Rechtsverweigerung" und eine „Verletzung der Ehre der Eidgenossenschaft".

Ueberhaupt hat sich des Cantons Waadt infolge der Augustereignisse und des Decemberprocesses eine ganz auffallende Aufregung bemächtigt, welche sich zwar zunächst gegen die Ausschreitungen des genfer Radicalismus richtet, aber auch auf einen tiefer liegenden Grund hindeutet. Man hat in Lausanne förmliche Beileidsadressen an die genfer Independenten unterzeichnet und den Staatsräthen Duplan und Ruffy, von welchen der erstere bei der Voruntersuchung mit besonderer Strenge gegen die Radicalen verfuhr, der letztere als Präsident des Gerichtshofs während des Decemberprocesses dagegen eine große Unparteilichkeit an den Tag legte, allerlei Ovationen bereitet. Die merkwürdigste Kundgebung aber kommt aus Morges, dem freundlichen mit Rebenhügeln umgebenen Städtchen am Genfersee, welches jeder Schweizerreisende kennt. Dort ist eine Petition an die Bundesversammlung unterzeichnet, welche ihrer Bedeutsamkeit wegen hier in wörtlicher Uebersetzung folgt. Sie lautet: „Es sind einige Jahre her, daß das verwegene Unternehmen gegen Thonon stattfand. Es sind einige Wochen her, daß französische und schweizerische Blätter meldeten, es befänden sich in den Händen des Buchhändlers Dentu in Paris Materialien, welche geeignet wären, hochgestellte politische Persönlichkeiten in der Schweiz bloßzustellen. Es sind einige Tage her, daß der Vertheidiger John Perrier's

vor den Assisen zu Genf von ihm sagte: «Er hat Stillschweigen beobachtet.» Aus diesen drei Thatsachen geht hervor: 1) daß hochgestellte politische Persönlichkeiten in der Schweiz gewissen Ereignissen, welche die innere Ruhe und die äußern Beziehungen hätten stören können, nicht fremd waren; 2) daß der Ausdruck «hochgestellte Persönlichkeiten» mit Recht oder Unrecht den Gedanken an Mitglieder des Bundesraths implicirt; 3) daß die öffentliche Meinung durch den auf diesen Beamten lastenden Verdacht beunruhigt wird; 4) daß die Würde der Schweiz diesen Verdacht nicht länger dulden kann. Die unterzeichneten Schweizerbürger verlangen von der hohen Bundesversammlung ihre Intervention bei dem hohen Bundesrath, damit dieser die Aufklärungen liefere, welche diese beharrlichen Gerüchte nöthig machen."

In dieser Adresse haben Sie des Pudels Kern. John Perrier *), der Augustangeklagte, hatte bekanntlich 1860 jene verunglückte Dampfschiffsexpedition nach Thonon geführt, um das savoyische Neutralitätsgebiet für die Schweiz zu gewinnen. Er gerieth in eine Untersuchung, welche später ziemlich resultatlos blieb. Alle conservativen Blätter klagten ihn damals an, im Interesse Frankreichs und von der französischen Regierung bestochen gehandelt zu haben. Er schwieg und heute tritt endlich das Gerücht auf, hinter jener Expedition habe nicht Frankreich, sondern der schweizerische Bundesrath gestanden! Ja, man geht so weit, die Summe zu nennen, welche die eidgenössische Centralregierung sich damals jenen Argonautenzug habe kosten lassen. Verhält sich die Sache so, so hat Perrier als guter Patriot gehandelt, wenn er schwieg und, statt seine Landesregierung zu compromittiren, selbst die schimpflichste Verleumdung über sich ergehen ließ, gewiß eins der härtesten Martyrien, welche gedacht werden können. Indem die Agitatoren in Morges einen Act catonischer Politik zu begehen scheinen, liefern sie einen Beleg zu dem alten Spruch: „Venit in lucem veritas interdum non quaesita." Da hat man seit jenem abenteuerlichen Zug von 1860 so viel über einen geheimen Zusammenhang des genfer Radicalismus mit dem französischen Bonapartismus und Chauvinismus gemunkelt, überall hochverrätherische Plane gewittert, es an Anschuldigungen und Insinuationen nicht fehlen lassen — und nun, welche eigenthümlichen Aufschlüsse werden durch jene Petition in Aussicht gestellt! Die Sache ist jetzt einmal vor die Oeffentlichkeit gelangt: man wird in Bern volles Licht über sie verbreiten müssen; der Ausweg eines Compromisses würde gefährliche Waffen in den Händen der Gegner zurücklassen. Aber es ist charakteristisch, daß Waadt zuerst Lärm schlägt, derselbe Canton, der 1860 gegen eine Erwerbung des savoyischen Neutralitätsgebiets war, und der schon so oft in neuerer Zeit eine ziemlich ungünstige Stimmung gegen die obersten Bundesbehörden an den Tag legte; derselbe Canton, der sogar in seiner Dänenagitation im Frühjahr 1864 die deutschen Miteidgenossen zu bekämpfen glaubte, welche der deutschen Sache größtentheils günstig waren.

Kehren wir noch einen Augenblick nach Genf zurück. Ein Hauptklagepunkt der Independenten besteht auch darin, daß bei dem Decemberproceß die Hauptschuldigen vom 22. Aug., worunter sie jene 17 Mitglieder des

*) Man vergleiche über ihn den Aufsatz: „Einige Blätter aus der neuesten Geschichte der Republik Genf" im „Deutschen Museum", 1864, Nr. 46—48.

Wahlbureau, welche die Wahl Chenevière's cassirten, und vor allen auch James Fazy verstehen, ganz leer ausgegangen seien. Die Presse fährt von beiden Seiten in ihren wüthenden Hetzereien fort. Die Parteien sind auf einen neuen Ausbruch gerüstet, als sollte er schon morgen stattfinden; manche Clublocale gleichen kleinen Arsenalen. So ist die Lage fast noch bedenklicher und drohender als vor dem Proceß. Ein Ausweg aus diesem Labyrinth der Parteikämpfe scheint sich nirgends zu bieten, wenn ihn nicht endlich die allgemeine Abspannung an die Hand gibt. Versöhnungsversuche zwischen den beiden Parteien, welche wirklich gemacht wurden, sind bisjetzt stets gescheitert. Unter solchen Umständen erscheint es nur als eine vollkommen gerechtfertigte Klugheitsmaßregel, daß der Bundesrath auch ferner die eidgenössische Besetzung Genfs fortdauern läßt, welches, wie es heißt, zu einem eidgenössischen Waffenplatz erhoben werden soll.

Notizen.

Am 23. Januar starb Oberst Charras in Basel an einer chronisch-rheumatischen Unterleibsentzündung. In ihm verlor Frankreich einen seiner unabhängigsten und ritterlichsten Charaktere. Am 7. Jan. 1810 zu Pfalzburg in Lothringen geboren, Sohn eines verdienten Offiziers, besuchte der junge Charras die Polytechnische Schule in Paris und betheiligte sich mit Tapferkeit schon an der Julirevolution. Später war er ein allgemein beliebter und tüchtiger Offizier der Armee von Algerien. Nach der Februarrevolution nahm er als Secretär des Kriegsministers und in der Nationalversammlung eine hervorragende Stellung ein, wurde bei dem Staatsstreiche des 2. Dec. als einer der ersten verhaftet und dann aus Frankreich verbannt. Er lebte seitdem in der Schweiz, wo er sich mit einem Frl. Kestner aus dem Elsaß verheirathete. Die Amnestie des Kaisers wies er mit Entrüstung zurück. Als ein Gegner des Bonapartismus zeigte er sich auch in seinen militärisch-kritischen Schriften über die „Campagne de 1815", welche durch ihre Freimüthigkeit großes Aufsehen erregte. Ein anderes Werk über die Campagne de 1815 blieb unvollendet, doch soll der erste Band aus seinem Nachlaß veröffentlicht werden.

Am 19. Jan. starb Frankreichs berühmtester socialistischer Schriftsteller, Pierre Joseph Proudhon, geb. in Besançon am 15. Jan. 1809. Anfangs Setzer und Drucker, arbeitete er sich zu einer tüchtigen Bildung empor. Seit 1838 Pensionär der Akademie zu Besançon, widmete er ihr sein berühmtes Mémoire: „Qu'est-ce que la propriété?" (1840), gegen welches Thiers eine Gegenschrift verfaßte. Sein „Avertissement aux propriétaires" führte ihn vor die Assisen zu Doubs, welche ihn indeß freisprachen. Im Jahre 1848 spielte er eine hervorragende Hauptrolle in der Bewegung; drei seiner Journale wurden verboten, er selbst wegen einer Beleidigung des Präsidenten zu dreijähriger Haft in St.-Pélagie verurtheilt, als er gerade mit dem kühnen Plane einer Volksbank hervortreten wollte. Auch später verfolgte ihn das Kaiserthum, dessen dargebotene Hand

er zurückgewiesen hatte, mit Preßprocessen. Sein Hauptwerk ist die „Philosophie de la misère“ (2 Bde., 1846). Proudhon ist unter Frankreichs Socialisten der schärfste Kritiker; doch seine oft barocke Sucht, neue Anschauungen zu vertreten, und seine Hinneigung zu Paradoxien haben ihn vereinsamt und in seinem Wirken gelähmt.

Eine höchst interessante Bereicherung hat die deutsche Memoirenliteratur durch den „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Oelsner“ erfahren, welcher in drei Bänden bei A. Kröner in Stuttgart erschienen ist. Die Originale bilden einen Bestandtheil von Varnhagen von Ense's literarischem Nachlaß und sind von Ludmilla Assing, bekanntlich der Erbin desselben, zum Druck befördert worden. Eine andere wichtige Erscheinung verwandten Inhalts ist der Briefwechsel der unglücklichen Königin Marie Antoinette mit ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, nach den in der Privatbibliothek des Kaisers von Oesterreich aufbewahrten Originalien herausgegeben von Alfred von Arneth; die Sammlung führt den Titel: „Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770—80. Herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth“ (Wien, Braumüller) und enthält im ganzen 163 Briefe, von denen 93 Marie Antoinette, 70 Maria Theresia zur Verfasserin haben. Mit diesen Documenten verglichen, gegen deren Echtheit ein Zweifel unmöglich, gewinnen die kürzlich von Frankreich aus durch den Grafen Paul Vogt von Hunolstein und Feuillet de Conches erfolgten Veröffentlichungen, die bei ihrem ersten Erscheinen ein so großes und allgemeines Aufsehen erregten, mehr und mehr den Anschein von Fälschungen, wobei nur noch das Eine fraglich, ob die Herausgeber eine Täuschung des Publikums beabsichtigt haben, oder ob sie selbst getäuscht worden sind. Jedenfalls liegt in der Vergleichung dieser drei Werke der historischen Kritik eine höchst interessante Aufgabe vor, die auch gewiß nicht lange ungelöst bleiben wird.

Rudolf Gottschall hat ein neues fünfactiges Trauerspiel, „Katharina Howard“, vollendet, welches am wiener Burgtheater zur Aufführung angenommen ist und bald in Scene gehen soll. Dem Vernehmen nach wird auch das Brachvogel'sche Schauspiel „Prinzessin Montpensier“ an der wiener Burg zur Aufführung kommen. Das am münchner Hoftheater mit Beifall aufgeführte patriotische Drama von Schmid, „Ludwig im Bart“ hat doch den von König Maximilian II. ausgesetzten Preis für das beste Drama aus der bairischen Geschichte nicht erhalten. Unter 28 Concurrenzstücken war das Schmid'sche Drama allein zur Aufführung vorgeschlagen worden. Es hat Befremden erregt, daß trotz des äußerlich glänzenden Erfolgs die Bedenken gegen die Preisertheilung den Sieg davontrugen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 6.** 9. Februar 1865.

Die Volkswirthschaftslehre und die Geschichte.

Von

Johannes Falke.

I.

Die Volkswirthschaftslehre ist die Wissenschaft von des Volkes täglicher Arbeit, von der Thätigkeit, welche die zu seinem Leben nothwendigen Sachgüter erzeugt, vertheilt und verbraucht. Diese Thätigkeit bildet den Haupttheil von der Gesammtthätigkeit des Volkes, ganze Stände gehen allein darin auf, und es gibt fast kein Ergebniß, keine Erscheinung der menschlichen That- und Denkkraft, welche nicht in irgendeiner nothwendigen Verbindung mit dieser Wirthschaft des Volkes an das Licht treten. Inhalt und Grundlage erhält also die Wissenschaft, wenigstens zu weit größtem Theile, aus der unmittelbaren Gegenwart. Der Mensch, die Familie, das Volk, die Gesellschaft mit ihren täglichen Sorgen und Bedürfnissen, mit ihren verschiedenartigen Kräften und Mitteln, die ihnen sozusagen als Gegengift gegen die Bedürfnisse und Sorgen angeboren und angebildet sind, ebenso mit der tausendfachen Ausübung und Anwendung jener Kräfte und Mittel, mit der vielgestaltigen Weise der Erzeugung der Sachgüter, ihrer Vertheilung und ihres Verbrauches — was ist alles das anderes als von der Hauptsumme des Lebens der Gegenwart der Hauptsummande? Die Naturwissenschaft entnimmt ihren Inhalt der täglichen, immer wiederholten

und immer wachsamen Beobachtung der zur Erscheinung ununterbrochen ringenden Naturkräfte und Gesetze und baut aus der Summe dieser Beobachtungen das gesetzlich gegliederte System empor. Auch der Mensch steht unter den Gesetzen der Natur. Sein Leben, seine und des gesammten Geschlechtes Entwickelung bewegt sich nicht in willkürlichen Bahnen. Wie das Thier und seine tausend Arten und Abarten ist er Nothwendigkeiten unterworfen, denen er sich nicht entziehen kann, Gesetzen, die er anerkennen und unweigerlich befolgen muß, will er nicht sein ganzes Dasein verneinen und vernichten, und am meisten herrschen diese unerbittlichen Gesetze da, wo es sich um die Erhaltung und Fortpflanzung des Daseins, um das Natürlichste der menschlichen Natur handelt. Wie die Naturwissenschaft entnimmt demgemäß auch die Volkswirthschaftslehre der Beobachtung der täglich kommenden und schwindenden Erscheinungen ihre thatsächliche Grundlage, ihre Gesetze und Lehren, und kehrt, wenn sie dieselben geläutert, verallgemeinert, zu einem wissenschaftlichen System gegliedert hat, zu dem Leben der Gegenwart zurück, um dieses durch jene wieder in seiner Entwickelung zu heben und weiter zu fördern.

Aber dieses Leben in der Gegenwart ist weder für den einzelnen noch für die Gesammtheit das ganze Leben. Mit der Nothwendigkeit, mit dem Unterworfensein unter Naturgesetze ist die Kraft und der Beruf des menschlichen Daseins noch nicht ausgemessen. Das eben unterscheidet den Menschen von jedem andern Geschöpfe, daß ihm bei einer unendlich größern und dehnbarern Menge von Leidenschaften und Bedürfnissen auch eine unendlich reichere Fülle von Kräften und Mitteln zur Befriedigung, zur Steigerung, zur Bildung derselben gegeben ist, und daß ihm vor allem eine selbständige freie Willenskraft ward, vermöge welcher er sein Verhältniß zu den Naturgesetzen und zu allem, was ihn nach außen und innen abhängig macht, freilich nicht aufheben und verneinen, wol aber umbilden, von einem nothwendigen und auferzwungenen zu einem freiwillig übernommenen und mit der ganzen Anlage seiner besondern Persönlichkeit übereinstimmenden umwandeln kann. Aus einem der zwingenden Natur blind und unbedingt unterworfenen Geschöpfe wird er dadurch zu einem freihandelnden, sich selbst bestimmenden und sittigenden, auf die Welt außer ihm maßgebend und selbständig einwirkenden. Das Geschöpf der Natur hat nur Gegenwart, und wenn auch die Pflanzenarten und die Thierrassen eine sie allmählich umändernde Entwickelung haben, so bleibt doch das Verhältniß des einzelnen Geschöpfes zu der Natur, zu den in ihr herrschenden Gesetzen durchaus dasselbe. Der Bienenstaat, die kunstvollste Erscheinung des Thierreichs, bleibt wie er ist, kennt keine Geschichte als den ewig

wiederholten Kreislauf in engen Ringen. Die menschliche Gesellschaft aber und der Einzelmensch kennt keinen Stillstand, das Verhältniß des einen zu dem andern ist in stetem Wechsel, einer ununterbrochenen Entwickelung unterworfen. Das Verhältniß des Menschen zu den Sachgütern unterliegt ebenso gut den Gesetzen des Werdens und der Entwickelung wie jedes andere menschliche Verhältniß. Auch die menschlichen Bedürfnisse und die Befriedigungsarten derselben haben ihre Geschichte und sind andere in den Zeiten einer frühesten Entwickelung und andere während der Blüte eines Volkes, andere für den Jüngling und den Mann, andere für den Greis. Sich nähren, kleiden und behausen muß freilich jeder, er lebe wann und wo er wolle, aber welche mannichfache Entwickelung bietet hier die Geschichte! Durch Gewinnung und Verwandlung der Rohstoffe befriedigte der Mensch zu jeder Zeit jene Bedürfnisse, aber welche Unterschiede bieten in dieser Beziehung die verschiedenen Bildungszeiten und Zustände! Der Arbeiter, der nur der Gegenwart lebt und mit seinem Bewußtsein nicht über das hinausreicht, was er selbst in unmittelbarster Berührung erlebt, wie sehr ist er in der Weise seiner Arbeit und seines Lebens, ohne es zu ahnen, von der Entwickelung voraufgegangener Zeiten abhängig! Die Gesetze der Volkswirthschaft bringt nicht die Gegenwart und nicht die nächste Vergangenheit zur vollen Erscheinung, sondern die voraufgegangene Zeit, die Geschichte hat daran gearbeitet; die lange Reihe rückwärts liegender Entwickelungen mußte vorausgehen, um die Gegenwart, wie sie ist, möglich zu machen. Die Volkswirthschaftslehre bedarf also neben der Beobachtung der gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse eines aufmerksamen Durchforschens der Vergangenheit, eines Sichvertiefens in die Geschichte des wirthschaftlichen Lebens, eines Nachspürens der Entwickelungsgesetze auf diesem Gebiete bis in so ferne Zeiten, wie dem menschlichen Geiste nur möglich ist zu erkennen. Die Wissenschaft muß einen Januskopf haben, dessen eines Augenpaar auf die unaufhaltsam vorwärts drängende Gegenwart gerichtet ist, während das andere ebenso scharf in die weite Ferne rückwärts schaut; der Lehrer der Volkswirthschaft muß mit der Gabe der Beobachtung für das ihn Umgebende und Umlebende die Gabe der Forschung und des Scharfblicks, das Verständniß für die Geschichte alles dessen verbinden, was er im voll sich darstellenden Leben um sich erblickt.

Die Volkswirthschaftslehre ist eine neue Wissenschaft, eine Frucht der modernen Bildung und zwar ihre schönste. Ihre ersten Keime sind, wie die ganze Wissenschaft, dem Leben unmittelbar entsprungen und so alt wie dieses. Solange Menschen arbeiten, Sachgüter erzeugen und austauschen, gab es unter ihnen Geister, die darüber nachdachten,

Erfahrungen und Beobachtungen machten und sammelten, Schlüsse zusammenfaßten und, wo die Bildungszustände es ermöglichten, die Gelegenheit es forderte und begünstigte, auch den Ergebnissen des Denkens und Beobachtens durch Wort und Schrift die bleibende Form gaben. Bei den Griechen finden wir die Keime einer Volkswirthschafslehre, doch ohne die Ahnung von der Möglichkeit einer selbständigen Wissenschaft. Herodot, Xenophon, Thucydides gaben in ihren historischen Schriften eine Fülle volkswirthschaftlicher Beobachtungen und daraus abgezogener Schlüsse; Aristoteles und Plato machten sie zum Gegenstand ihres abstracten Denkens. Auch die Römer beobachteten, schrieben Erfahrungen nieder, stellten Regeln auf. Im Mittelalter finden wir bei den begabtesten Herrschern oft ein überraschend klares Bewußtsein von volkswirthschaftlichen Verhältnissen und ein ebenso entschiedenes Handeln und Herrschen nach volkswirthschaftlichen Regeln. Karl's des Großen Capitularien, des staufischen Friedrich II. Walten im Königreich Neapel, Karl's IV. in Böhmen sind glänzende Beweise. Ebenso finden wir bei Schriftstellern wie Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Helmold, dem Geschichtschreiber der Slawen, Adam von Bremen, Tschudi, Macchiavell, Aeneas Sylvius, Guicciardini und vielen andern eine so scharfe wie gebildete Beobachtung volkswirthschaftlicher Zustände, und die Acten des Deutschen Reiches und der deutschen Städte geben den Beleg, daß man wenigstens in einzelnen Zweigen der Volkswirthschaft Regeln kannte und übte. Doch von einer Wissenschaft der Volkswirthschaft war damals noch nicht die Rede. Nur das Bedürfniß der Gegenwart machte sich in diesen ersten und gelegentlichen Aeußerungen geltend, der nächsten Umgebung entnahm man die nächstliegenden Beobachtungen, und auf die nächste Gegenwart wandte man die eilig gewonnenen Schlüsse zurück. Alle jene Aeußerungen eines volkswirthschaftlichen Verständnisses waren vom Augenblick eingegeben, ohne innern Zusammenhang, ohne folgerichtige, weitergreifende Verbindung mit dem Gesammtreiche wirthschaftlicher Thatsachen; es waren Worte, aber noch keine Sprache.

Die Bildung von Nationalstaaten, wie sie im Laufe des 16. Jahrhunderts begann, brachte auch in diesen Zweig des menschlichen Wissens bald um einen bedeutenden Schritt näher zur Herausbildung einer Wissenschaft. Frankreich trat gegen Karl's V. Weltherrschaft in Kampf um eine selbständige Entwickelung und bildete sich seitdem folgerichtig und glücklich zu dem maßgebenden Nationalstaat um, den es jetzt darstellt. Die Niederlande befreiten sich von dem leitenden Einfluß der Hansa und vollendeten ihr selbständiges staatliches Abschließen durch die schweren Kämpfe gegen das übermächtige grausame Spanien. England entwand sich der deutschen Handelsherrschaft und schloß sich durch innern Ausbau, durch die gegen außen gerichteten Verbote und Gesetze zu einem

seit der Zeit fast ununterbrochen fortschreitenden Staats- und Wirthschaftskörper zusammen. Dänemark, Schweden und Norwegen folgten, wenn auch minder mächtig und glücklich, doch nicht ohne Erfolg diesem Beispiel. Das Deutsche Reich war unfähig zu einem solchen Ab- und Zusammenschluß, während einzelne Reichstheile, Brandenburg-Preußen im Nordosten und Oesterreich im Südosten, bald in Gegensatz zu den übrigen Reichstheilen und nach und nach in dieselbe Entwickelung eintraten. Die Entdeckung von Amerika und des neuen Seewegs nach Indien hatte zugleich dem Welthandel eine unberechenbare Erweiterung und den wirthschaftlichen Kräften aller damaligen Culturstaaten Europas eine Anregung gegeben, welche in solcher Ausdehnung die Geschichte noch nicht erlebt hatte. Der überseeische Welthandel wurde das Goldene Vlies, um das diese Völker miteinander rangen, bis die Beute denen zufiel, die durch Lage, innere Verhältnisse und angeborene Gaben damals die Fähigsten dazu waren, den Engländern und Niederländern. Beide traten jetzt im Wirthschaftsleben der Menschheit in den Vordergrund und die übrigen Völker und Staaten mußten auf diesem Gebiete, die unmächtigern ohne Widerstand, die mächtigern im unwilligen Widerstreben und steten Gegenkampfe, in eine dienende Stellung zurücktreten.

Diese Verhältnisse, großartig und unwiderstehlich, übten auf die volkswirthschaftliche Bildung und Anschauung jener Zeiten einen tiefgreifenden Einfluß. Das Bedürfniß nach politischer Unabhängigkeit hatte das Bewußtsein geweckt, daß diese ohne eine wirthschaftliche Selbständigkeit der allein dauerhaften Grundlage entbehre. Man fühlte, daß die äußern Siege und Landeroberungen weniger Macht und Ansehen gaben als eine Befreiung des Innern von fremder Ueberlegenheit, als eine gesicherte Blüte der eigenen Landes- und Volkskräfte, als eine Erweiterung der Triebkraft der Volkswirthschaft über die Landesgrenzen hinaus. Mit wahrem aufmerksamen Sinne wandten sich jetzt Volk und Regierung nach innen und hielten zugleich die argwöhnisch wachsamen Blicke nach außen gerichtet, stets bereit zu abwehrenden Maßregeln und Kämpfen, wenn gegnerische Uebermacht von irgendeiner Seite her drohend hereinstrebte. England begann und vollführte zuerst mit Glück unter Elisabeth und Cromwell den Kampf um die Unabhängigkeit seiner Volkswirthschaft, und die Befreiung von der hansischen Handelsherrschaft und der Schiffahrt fremder Nationen war die erste Frucht, der in freilich mannichfach verzögerter Entwickelung der Anschauung die Herrschaft der eigenen Wirthschaft und Schiffahrt folgte. Hier hatte sich unabweislich des Volkes Wirthschaft und des Staates Politik eingedrängt, und konnte sie damals auch noch keine Wissenschaft erzeugen, so war sie doch von jetzt an ein Gegenstand des allgemeinen Nachdenkens und der öffentlichen Sorge, sowie Grundlage und Ziel der

Staatskunst geworden und regte dadurch zur Herausforderung bestimmter Grundsätze und Regeln, zur schärfsten Beobachtung und Beachtung der täglich zur Erscheinung ringenden Thatsachen an.

Auf Frankreichs Ringen zur staatlichen Unabhängigkeit und zu einer maßgebenden Stellung in Europa folgte unmittelbar die Entwickelung eines freiern und tiefer dringenden wirthschaftlichen Bewußtseins. Durch Kriege erschöpft, durch die äußere Politik im innersten Mark geschwächt und gebrochen, wandte es jetzt die Blicke nach innen und brachte durch Colbert eine Staatskunst zur Herrschaft, die, in ihren Grundlagen der vorausgegangenen gerade entgegengesetzt, als ihre erste Aufgabe erfaßte, die innern Kräfte des Landes zu wecken, auf dem Gebiete der Wirthschaft das Volk zu neuen, ungewohnten Anstrengungen anzufeuern und aus dem Innern heraus alle bloßgelegten Schäden zu heilen. Colbert's politisches System war dem tiefsten und dringlichsten Bedürfniß der französischen Nation entsprungen. Mit dem gewaltsam gesteigerten Wachsthum nach außen, dem Ringen um jeden Preis nach einer maßgebenden Stellung auf dem europäischen Festlande, hatte die innere Entwickelung Frankreichs nicht Schritt halten können; die wirthschaftlichen Kräfte waren mit Lasten überbürdet, zu unerschwinglichen Leistungen in Anspruch genommen und nach und nach in der Leistungsfähigkeit erschöpft worden. In dem Bewußtsein, daß die sichere Grundlage einer staatlichen Größe nur die Selbständigkeit und dauerhafte Blüte der Volkswirthschaft sein könne, bildete Colbert, an die Spitze der französischen Finanzen gestellt, das überlieferte Zollwesen zu einem einheitlichen Systeme um, um mit diesem Mittel den Einfluß des fremdländischen Gewerbes und Handels abzuweisen und den wirthschaftlichen Kräften Frankreichs den eigenen innern Werth zu gewinnen und zu sichern. Geld war ihm und der ganzen Auffassung jener Zeiten der einzige Reichthum, alles übrige nur Mittel, um dieses zu erwerben. Mit der Anhäufung des Geldes glaubte man alles gewonnen, alles unterthänig gemacht zu haben; Geldreichthum sollte jeden andern Besitz nach sich ziehen wie die Ursache die Folge. Das im Lande umlaufende Geld mußte also um jeden Preis darin zurückbehalten und zugleich die Fülle desselben in jeder Weise durch Hineinziehung von außen vermehrt werden, denn nur die Mehrung des Geldes erschien als ein Wachsthum des öffentlichen Wohlstandes. Das einzige Mittel dazu war der Handel von innen nach außen, die Ausfuhr der eigenen Erzeugnisse irgendwelcher Art und die Einfuhr der im Welthandel dagegen eingetauschten Edelmetalle. Demgemäß wurde dem das Eindringen des Fremdhandels absperrenden Zollsystem eine grundsätzliche Aufmunterung und Beförderung des Ausfuhrhandels an die Seite gestellt, indem man theils Ausfuhrprämien aussetzte, theils in höchst einseitiger Weise alle diejenigen

Gewerbszweige begünstigte, deren Erzeugnisse auf einen einigermaßen sichern und steigerungsfähigen Absatz im Auslande rechnen konnten. Zum Schluß des Jahres wurde die Rechnung gezogen, die Bilanz gestellt. Man verglich Ausfuhr und Einfuhr, und überwog jene, sodaß die Mehrausfuhr nicht fremde Waaren, sondern Baargeld ins Land gebracht hatte, so glaubte man um so viel die Wirthschaft des Landes gebessert; überwog diese, sodaß die Mehreinfuhr mit Baargeld hatte bezahlt werden müssen, so schloß man auf ein Zurückgehen der Volkswirthschaft, auf eine beginnende Verarmung des Volks und suchte diesem durch Nachbesserung im System, durch überkünstliche Versuche am Gebäude der Volkswirthschaft entgegenzuwirken.

Deutschland stand unter viel schlimmern Bedingungen als England und Frankreich. Ohne Mittelpunkt, ohne innern Zusammenhalt, ohne festgeschlossene Grenze mußte es das Streben nach staatlicher Abschließung, nach wirthschaftlicher Selbständigkeit den gegnerischen Nationen überlassen und ihnen sogar als Mittel dienen, um deren Handelsbilanz günstig zu stellen. Freilich fehlte es auch innerhalb des Deutschen Reiches nicht an Männern, welche laut und warm predigten, was dem Reiche und dessen einzelnen Theilen noththue und daß nur das einzige Mittel der Rettung sei, dasselbe System mit derselben Folgerichtigkeit und Rücksichtslosigkeit zu befolgen. In Oesterreich erhob Johann von Horneck schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts seine beredte Stimme und wies in seinem für die Geschichte der Volkswirthschaft und ihrer Lehre bedeutungsvollen Buch: „Oesterreich über alles, wenn es nur will" (Leipzig 1654) nach, wie sehr dieses Reich unter dem Andrange der fremden und vor allem der französischen Gewerbszweige leide. Der durch Fremde gehandhabte Einfuhrhandel richte die eigene Volkswirthschaft zu Grunde, mache einen Eigenhandel unmöglich, und darum sei die erste und heiligste Pflicht der österreichischen Regierung, die eigene Volkswirthschaft von fremdem Einflusse zu befreien und auf die Dauer dagegen zu schützen; ohne Rücksichtnahme auf die Fremden müsse man die innern reichen Landes- und Volkskräfte ausbilden und ausbeuten. Auch W. von Schröder suchte durch sein Buch: „Fürstliche Schatz- und Rentenkammer" (Leipzig 1686) dem neuen volkswirthschaftlich politischen System Anerkennung und Annahme in Deutschland zu verschaffen. Zu gleicher Zeit schrieb J. J. Becher in ähnlicher Weise und suchte insbesondere die westlichen kleinern Staaten Deutschlands für das System zu gewinnen. Sein Hauptwerk: „Politischer Discurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken" (Frankfurt 1672) suchte auf historischem Wege von der Nothwendigkeit einer Durchführung des neuen Systems zu überzeugen. Aufs lebhafteste war er von dem Gedanken erfüllt, daß

das vornehmste Mittel, Wohlfahrt und Wirthschaft des Volks zu steigern, die Theilnahme sei an dem immer lebhafter aufblühenden Welthandel zwischen Europa, Asien und Amerika, dieser unerschöpflichen Quelle der Edelmetalle, von welchem Handel damals und lange noch das Reich nur in gebrochenen Linien zu fast alleinigem Vortheil der fremden Nationen berührt wurde. Sein Bemühen, durch Begründung überseeischer Colonien die gerade Verbindung Deutschlands mit jenen Welttheilen wiederherzustellen, mußte an den damaligen Zuständen des Reiches und an der Macht- und Hülflosigkeit seiner Gönner mit Spott zu Grunde gehen.

Im 18. Jahrhundert wurde endlich innerhalb des Deutschen Reichs, aber freilich nur in einzelnen Reichstheilen, das volkswirthschaftlich politische System mit der Staatskunst inniger verflochten. In Oesterreich erwachte und drängte das Bedürfniß nach wirthschaftlichem Abschluß, die Nothwendigkeit, den innern Bedarf durch die eigene Arbeit zu befriedigen und ein gegenseitig genügendes Verhältniß zwischen beiden durch das Aussperren des fremden Einfuhrhandels auf die Dauer herzustellen und von dem dadurch gewonnenen Boden aus selbstthätig und selbständig mit dem Ueberschuß der eigenen Erzeugnisse in den Strom des Welthandels einzugreifen. Bekannt sind Karl's VI. Versuche, von den flandrischen Provinzen und den von hier aus zu gründenden Colonien den Welthandel in geradem Strom auf die österreichische Monarchie zu leiten, doch lag die Provinz vom Hauptkörper seines Reichs zu fern, um die vielversprechenden Versuche gegen die feindselige Politik der besorgten Nachbarstaaten durchführen zu können. Bekannt sind auch die Bestrebungen unter Maria Theresia und Joseph II., von Triest aus über das Mittelmeer und die Donau hinab über das Schwarze Meer und über Konstantinopel durch großartig beabsichtigte Handelscompagnien mit dem Hauptstrom des Welthandels eine ausgiebige, bleibende Verbindung zu erreichen. Unter diesen beiden Herrschern wurde mit Hülfe begabter Staatsmänner und Schriftsteller das Handelssperrsystem in aller Folgerichtigkeit, freilich auch in aller Einseitigkeit und mit allen Irrthümern eingeführt und mit jedem Mittel, das nur einige Aussicht auf Erfolg bot, die innere Gewerbekraft begünstigt und gebildet.

Zu gleicher Zeit betrat auch Preußen mit größerer Entschiedenheit als je diese Bahn. Friedrich's II. glänzendes Kriegstalent hatte aus dem neuen Königreich zwar eine Macht von europäischem Ansehen und Einfluß gemacht, diese Erfolge aber nur mit Aufbietung der gesammten Kraftfülle seines Landes erreichen können und die politische Größe mit wirthschaftlicher Erschöpfung und Zerrüttung zahlen müssen. Was konnte ihm willkommener sein als ein System, das als unfehlbares Mittel zur Aufrichtung der Volkswirthschaft, zur Begründung des

allgemeinen Wohlstandes, zur Ausbildung aller seiner wirthschaftlichen Gaben und Kräfte galt? Sein scharfer, rücksichtslos energischer Verstand führte das System mit solcher Folgerichtigkeit durch, daß in Preußen mehr als in einem andern Lande mit dem Erfolge auch alle Nachtheile und Einseitigkeiten des Systems an das Licht traten. Aber auch er prägte auf diese Weise durch die Macht der Thatsachen seinem Volke und seiner Gegenwart ein, daß die Volkswirthschaft die Grundlage der gesammten Staatswirthschaft, des Volkes gesunder und dauerhafter Wohlstand das vornehmste und sicherste Mittel zu dessen politischer Größe und Unabhängigkeit sei, und deshalb auch unter die ersten und wichtigsten Gegenstände des menschlichen Forschens und Nachdenkens-wie der staatsmännischen Sorge und Thatsache zu stellen sei.

Alle diese politischen Versuche und Erfolge, großartig und tief einschneidend wie sie waren, ergaben freilich immer noch keine Wissenschaft von der Volkswirthschaft. Man hatte noch nicht das Bedürfniß, das, was man von der Volkswirthschaft erkannt und verstanden hatte, als einen vom unmittelbaren Leben abgezogenen Theil des menschlichen Wissens für sich zu verarbeiten, nach eigenen innern Gesetzen zu einer selbständigen Wissenschaft zu gestalten, sondern man benutzte es nur als Grundlage, als einen untrennbaren und maßgebenden Theil praktisch politischer Systeme. Aber immerhin waren jetzt die bedeutsamsten Bausteine für eine künftige Wissenschaft gegeben und in das Bewußtsein der Gegenwart eine Fülle volkswirthschaftlicher Beobachtungen und Kenntnisse, Grundsätze und Regeln eingedrungen, welche, mochten sie nun wahr oder voll Irrthümer, zum Vortheil oder Nachtheil sein, nur des Heraushebens aus dem ihnen angewachsenen oder angezwungenen Conglomerate bedurften, um die Grundlagen einer geordneten Wissenschaft bilden zu können. Das Merkantil- oder Handelssperrsystem, von der neuern Wissenschaft unbarmherzig verurtheilt, war für diese Wissenschaft doch von außerordentlichem Werth, indem es zur Ausbildung derselben die ausgiebigste Anregung und eine reiche Stoffülle beitrug und unabweislich und thatsächlich auf die Nothwendigkeit und folgenwichtige Bedeutung einer solchen Wissenschaft hinwies. Nicht dem einsamen Denken, sondern dem Leben selbst, dem unmittelbarsten Bedürfniß der Gegenwart, dem Drange der wechselnden Erscheinungen des Tages sind das Handelssperrsystem und mit ihm die ersten systematischen Anfänge der Wissenschaft entsprungen und dadurch zugleich der Beweis von dem nothwendigen untrennbaren Zusammenhang der Wissenschaft mit den gegebenen Zuständen und Verhältnissen geliefert.

Aber gerade diesem unmittelbaren Zusammenhang mit der Gegenwart und deren Bedürfnissen entsprang auch die schroffe Einseitigkeit und dieser wieder die vielen und schweren Irrthümer des ersten volkswirth-

schaftlichen Systems. Diese Einseitigkeit bestand hauptsächlich in dem zu großen Gewicht, das man auf das Geld, auf die Edelmetalle als den einzigen Reichthum, die alleinige Quelle des Wohlstandes und der wirthschaftlichen Machtfülle legte, und in dem engherzigen Geize, mit welchem man demzufolge das Geld innerhalb der Grenzen festzuhalten und von außen hereinzuziehen strebte. Damit verbunden war die einseitige Begünstigung der Gewerbe und zwar meistens nur einzelner Gewerbe, welche die überragende Bedeutung der Landwirthschaft verkennen ließ, und für den Ausfuhrhandel, der auf Kosten des innern Gesammtverkehrs und Verbrauchs mit jedem Mittel gehoben werden sollte. Aber eben diese rücksichtslose Uebertreibung der Einseitigkeiten hatte für die Ausbildung der Wissenschaft den großen Vortheil, daß sie ein um so heftigeres Gegenstreben der vernachlässigten Zweige der Volkswirthschaft weckte. In dem Reiche, wo das Sperrsystem zuerst zu einer folgerichtigen Anwendung gekommen war und die Landwirthschaft die schlimmste Vernachlässigung hatte erfahren müssen, in Frankreich erhob man auch zuerst in systematischer Weise für die Bedeutung und das Recht dieses Wirthschaftszweiges eine gewichtige Stimme. Unter Ludwig's XV. thöricht verschwenderischer Regierung errichtete François Quesnay († 1774) auf ganz andern Grundlagen, als man bisher zu diesem Zwecke benutzt hatte, sein volkswirthschaftlich-politisches System, das physiokratische oder ökonomistische. Als der alleinige Fruchtboden des menschlichen Wohlstandes galt ihm die Natur mit ihren Kräften, die von der menschlichen Arbeit unmittelbar der Erde abgerungenen Sachgüter, und die Gewinnung dieser erschien ihm als die einzige Beschäftigung, welche die Fülle der Sachgüter mit neuen zu vermehren vermöge. Das Gewerbe, also die stoffverarbeitenden Kräfte, könnte nur Stoff umwandeln, aber keine neuen Güter erzeugen, also auch des Volkes Reichthum nicht mehren. Nur der Reinertrag aus den Erzeugnissen des Landbaues sei einzig und allein ein wesentlicher Zuschuß zu jenem, die landbauende und landbesitzende Klasse nur die hervorbringende, alle übrigen unfruchtbar und verzehrend, die ihren Bedarf also dem Ueberschuß der von jener erzeugten Sachgüter entnehmen müßten. Die Landwirthschaft und nicht Gewerbe und Handel verdiene von den Regierungen die aufmerksamste und ungetheilteste Berücksichtigung und müsse von allen Lasten und Hemmnissen, welcher Art dieselben auch seien, befreit werden. Ebenso sei für Handel und Gewerbe die unbedingteste und freieste Concurrenz nothwendig, denn da alle Bedürfnisse aus dem Ueberschuß der Landwirthschaft bezahlt werden müßten, sei als einziges Ziel zu erstreben, daß die Gesellschaft so wohlfeil als möglich kaufe, womit sie diese Bedürfnisse befriedige, also — laissez faire et laissez aller.

Die Einseitigkeit auch dieses Systems und ihre Quelle, der äußerste

Gegensatz zu dem bisher herrschenden Handelssystem, liegt klar zu Tage, ebenso aber auch der große Fortschritt, die außerordentliche Vertiefung, welche trotz alledem durch dieses System die erwachsende Wissenschaft erfuhr. Der hauptsächlichste Zweig der Volkswirthschaft, vernachlässigt und beiseite geschoben, drängte sich mit Macht an die ihm gebührende Stelle und gab der Wissenschaft zu dem Einen Fuße, auf den sie bis dahin gestellt war, den zweiten, doch freilich auch noch als einen für sich abgesonderten. Auch hier war von dem Bedürfniß der Gegenwart, von dem Verhältniß der Wirthschaftslehre zu den umgebenden Zuständen die maßgebende Anregung ausgegangen und auch dieses System war ebenso auf eine unverzögerte praktische Anwendung berechnet, welche dasselbe in Frankreich durch seinen bedeutendsten Anhänger, den Minister Turgot, in Deutschland durch den Markgrafen Karl Friedrich von Baden fand. Doch weniger als das gegnerische System vermochte das physiokratische die Grundlage politischer Systeme und Regierungsformen zu werden, wurde aber um so mehr ein Gegenstand des wissenschaftlichen Nachdenkens und für die Ausbildung der spätern Wissenschaft um so bedeutsamer und maßgebender, wozu in Frankreich vor allen der ältere Mirabeau, Mercier de la Rivière, Turgot, in Deutschland der Markgraf von Baden, Schlettwein, Iselin, Mauvillon und andere durch ihre Schriften beitrugen.

Unterdessen war England in der wirthschaftlichen Entwickelung ununterbrochen fortgeschritten. Von der Befreiung aus fremder Handelsmacht war es zur Bekämpfung und Besiegung derselben übergegangen, hatte nacheinander Spaniens, Portugals, der Niederlande, Frankreichs Schiffahrt und Welthandel in eine zweite Stelle zurückgedrängt und selbst den ersten Rang im Welthandel erobert. Im Gleichschritt damit hatten die wirthschaftlichen Kräfte des Landes und Volks eine Höhe erreicht, daß sie den innern Markt in den hauptsächlichsten Gewerbszweigen ohne irgendein beeinträchtigendes Mitwerben von außen her mit den eigenen Erzeugnissen sättigten und beherrschten, und den Ueberschuß auf die Märkte des europäischen Festlandes wie auf die überseeischen mit unwiderstehlicher Gewalt zu drängen vermochten. In ihrer schwunghaften, gewaltsam vorwärts drängenden Entwickelung verlangte die englische Gewerbskraft nach einer ununterbrochenen Steigerung, nach rascher Erweiterung des Absatzmarktes außerhalb der Grenzen, und hatte jetzt den Grad der Blüte erreicht, daß sie, wollte sie nicht die Bahn der Entwickelung wieder rückwärts zu schreiten beginnen, durch sich selbst zu immer erneuerten Angriffen nach außen, zu Eroberungen fremder Gebiete um jeden Preis, zu einem Vernichtungskampfe gegen alle fremden gleichartigen Gewerbskräfte gezwungen war und darum die Hinwegräumung aller der Schranken verlangen mußte, welche das

Inland vom Ausland sperrten und dem Ausströmen der eigenen gewerblichen Kraftfülle Hindernisse in den Weg legten. Ohne Gefahr und Furcht, daß der innere Markt jemals an gegnerische Völker verloren gehe, hatte England von einem möglich freien Verkehr nur die unentbehrliche Erweiterung des Absatzgebietes, die sichere Steigerung der eigenen Gewerbskräfte zu erwarten. Diese Verhältnisse erzeugten hier zum Schluß des 18. Jahrhunderts ein neues volkswirthschaftliches System, welches unmittelbar der Gesammtlage des damaligen England entsprang und ebenso sehr an die bereits errungenen, dieser Lage der Dinge entsprechenden Ergebnisse der Wissenschaft anknüpfte, deshalb auch England wie die Wissenschaft in ihrer Entwickelung auf gleicher Weise zu einem genügenden Ziele förderte.

In England waren die drei Zweige der Volkswirthschaft, die Landwirthschaft, das Gewerbe und der Handel, in wenn auch nicht ganz gleichgemessener, doch glücklicher Ausbildung nebeneinander emporgewachsen. Die Bildung und Bedeutung der Landwirthschaft für Englands inneres Leben mußte hier von selbst die Wissenschaft dem physiokratischen Systeme geneigt machen, noch mehr aber wurde dasselbe dem englischen Gewerbe, das ja die freieste Bewegung nach allen Seiten beanspruchte, durch den Grundsatz laissez faire et laissez aller empfohlen, und der englische Handel, in innigster Verbindung mit diesem Gewerbe, war selbst ja in einer weitern Steigerung von dem Wachsthum jenes bedingt. Die Lehre des Physiokratismus und die den damaligen Zuständen und Bedürfnissen Englands entnommenen Beobachtungen, Erfahrungen und Forderungen verbanden sich zu dem Systeme, welches jetzt Adam Smith (1723—1790) in seiner berühmten „Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Wohlstandes der Völker" (London 1776) aufstellte. Nicht ganz treffend nennt man dieses System wegen einer gewissen Hervorhebung des Gewerbes das Industriesystem, da doch als das geschichtliche Merkmal desselben gelten muß, daß hier zuerst alle drei Grundlagen der Wirthschaft die nothwendige Berücksichtigung fanden. Dem Hauptsatze des physiokratischen Systems, daß nur der Landbau neue Sachgüter erzeuge, stellte Smith die productive Kraft des Kapitals an die Seite. Nicht allein die Gewinnung von Rohstoffen mehre des Volkes Wohlstand mit neuen Sachgütern, sondern auch die Stoffveredlung und der Güteraustausch, das Gewerbe und der Handel tragen dazu bei und zwar vornehmlich durch die Einrichtung der Arbeitstheilung und durch den zweckmäßigen Gebrauch des Kapitals. Alle drei Zweige der Volkswirthschaft verdienen und verlangen deshalb auf gleiche Weise die Fürsorge der Regierung, die aber nur darin bestehen darf, daß für alle jede hemmende Schranke weggehoben werde; eine durchaus freie Concurrenz der wirthschaftlichen Kräfte untereinander sei als das einzig

zweckmäßige Mittel der Ausgleichung zwischen dem Bedarf und der Erzeugung herzustellen. Die Lösung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Kräfte, die unbedingte Freiheit des Handels in allen Zweigen und nach allen Richtungen und sonst durchaus keine Einwirkung muß Aufgabe und Ziel der Regierung in Bezug auf die Volkswirthschaft sein und bleiben.

Ueber Shakspeare's Hamlet.

Von

Gustav Hauff.

II.

Die vielen Lücken, die mangelhaften Motivirungen, schwankenden Gestalten und Anachronismen des Stücks, auf die wir im ersten Abschnitt aufmerksam gemacht, erklären sich nun leicht, wenn wir das Ganze als Tendenzstück nehmen, als Klage über die Noth und den Verfall der Zeit und eine Warnungstafel für Jakob I. Als Tendenzdramatiker durfte Shakspeare nicht alles heraussagen, schon weil die Hauptperson, die er im Sinn hatte, noch lebte; er mußte die Absichten und Plane der handelnden Personen verschleiern, den Tadel durch idealisirendes Lob mildern, Gegenwart und Vergangenheit durcheinandermischen, das skandinavische Zeitalter als Grundlage stehen lassen, aber doch auf dieser Grundlage einen Bau aufführen, der seinen Zeitgenossen bekannt erscheinen mußte, dem Publikum Räthsel aufgeben — dies alles freilich auf Kosten des dramatischen Werths und der künstlerischen Einheit des Stücks. Daß im Grund England der Schauplatz sei, liegt in den Worten V, 1:

Hamlet: „Ei so! Warum haben sie ihn denn nach England geschickt?"

Erster Todtengräber: „Nu, weil er toll war. Er soll seinen Verstand da wieder kriegen, und wenn er ihn nicht wieder kriegt, so thut's da nicht viel."

Hamlet. „Warum?"

Erster Todtengräber. „Man wird's ihm da nicht viel anmerken. Die Leute sind da ebenso toll wie er."

Ich verweise auf Silberschlag's Forschungen. Vischer bemerkt über diese: „Das Aufzeigen solcher historischen Beziehungen ist, wie Silberschlag selbst ausdrücklich anerkennt, ein Geschäft anderer Art als die rein ästhetische Kritik; ein Gedicht soll Aufhellungen dieser Art nicht bedürfen, um in seinem Sinn verstanden zu werden; allein sie dienen ihr doch zu einer höchst erwünschten Ergänzung; es lebt uns doch ganz

anders, wenn wir neben der Hauptwurzel, die es in die Tiefe der Idee senkt, die Seitenwurzeln erkennen, mit denen es in die Zeit verflochten ist, in der es entstand." Wie aber, wenn „Hamlet" solcher Aufhellungen wirklich bedürfte und sich die unleugbaren Mängel dann von selbst erklärten? Wie, wenn das unsichere Tasten, das wir bei den meisten Erklärern finden, dann von selbst aufhörte? Laërtes und Ophelia und vor allem Hamlet finden ihr Original in der damaligen englischen Geschichte; ebenso Claudius und die Königin. Freilich ist Hamlet nicht allein Jakob I. mit seiner Schwäche, Unentschlossenheit, seinem barocken Wesen, sondern zugleich Shakspeare selbst; das 66. Sonett des Dichters ist schon oft als Seitenstück zu „Hamlet" angeführt worden, ein Sonett, in dem sich Shakspeare über den Verfall der Sitten und Künste bitter beklagt. Von den theologischen und metaphysischen Streitigkeiten, zu denen Jakob I. sich so stark neigte, und von der Feindschaft der Puritaner ahnte Shakspeare für die Zukunft des Theaters nichts Gutes. Es ist, als wollte er in Hamlet's Ermahnung an die Schauspieler seinen letzten Willen aussprechen und der von den Zeitgenossen misachteten Zunft in Schiller's Sinne zurufen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Bewahret sie!" Dennoch ist die Grundlage von Hamlet's Wesen Jakob I. Hume sagt von diesem: „Seine Fähigkeit war groß, aber er war geschickter, über allgemeine Maßregeln zu vernünfteln, als eine verworrene Sache auszuführen: seine Absichten waren billig, aber sie schickten sich besser für ein Privatleben als für die Regierung eines Königreichs. Es fehlte ihm gänzlich an politischer Herzhaftigkeit." Dies trifft wörtlich auf Hamlet zu. Die Anführung von Wittenberg enthält offenbar eine Anspielung auf die theologischen Liebhabereien Jakob's, steht also vielmehr in tadelndem Sinne. Der Charakter des Volks war so herabgekommen, daß schon 1603 der französische Gesandte Beaumont „aus so vielem verschiedenen Samen von Krankheiten, aus so vielem, was in der Stille brütet, prophezeite, von jetzt auf ein Jahrhundert werde England von seinem Glücke schwerlich einen andern Misbrauch machen als zu seinem eigenen Schaden." Wer denkt dabei nicht an Hamlet's „Es ist etwas (d. h. alles) faul im Staate Dänemark"?

Den Schluß des Trauerspiels erkläre ich mir aus Shakspeare's banger Furcht, England möchte infolge des immer mehr einreißenden Verderbens zuletzt wol gar die Beute eines fremden Eroberers werden. Eine Erinnerung, daß es früher schon einem andern Staate, Dänemark, zinspflichtig war, findet sich IV, 3 am Schluß. Wie ich aus Friesen ersehe, hat schon 1797 ein Engländer, namens Plumpton, den „Hamlet" als ein allegorisches Tendenzstück betrachtet und nachzuweisen versucht, Shakspeare habe mit dieser Tragödie einen indirecten Tadel gegen

Maria Stuart aussprechen wollen. Die Schrift scheint im Buchhandel vergriffen zu sein. Die Beziehung auf Maria Stuart ist allerdings nicht zu verkennen und während bei Saxo Hamlet's Mutter unschuldig am Morde ist und ihre Schuld nur darin besteht, daß sie nach dem Tode ihres Gemahls dessen Mörder geheirathet hat, ist Hamlet's Mutter bei Shakspeare Ehebrecherin und Theilnehmerin an der Mordthat. (So erkläre ich die betreffenden Worte des Geistes. Gervinus findet einen Zug größerer christlicher Milde darin, daß der Mutter kein Mitwissen um die Schuld geliehen werde.) Andererseits wird die Schuld der Königin gemildert, sofern sie, wie in der Sage, so auch bei Shakspeare durch ihren Sohn zur Erkenntniß und Sinnesänderung gebracht wird. Aehnlich hat Schiller seine Maria aufgefaßt; Buße und innerliche Läuterung ist die Frucht ihres Unglücks. Die Ereignisse jener Zeit mußten einen Shakspeare im Innersten bewegen. Jakob war freilich nicht in dem Fall, das Verbrechen, das Bothwell an seinem Vater Darnley begangen hatte, rächen zu müssen; Bothwell war ja bald nach Verübung des Verbrechens im Kerker als Wahnsinniger gestorben. Wenn er sich aber fragt, ob Jakob an Hamlet's Stelle seine Aufgabe ebenso glücklich gelöst hätte, so mußte er diese Frage verneinen. Er mußte sich überhaupt sagen, daß Jakob den Stürmen, welche sich drohend erhoben, nicht gewachsen sei, daß in ihm die schlaffe, kraftlose Zeit ihre Verkörperung gefunden habe. Dies scheint mir der Ursprung unserer Tragödie zu sein. In der neuesten Zeit ist Hamlet auf Essex gedeutet worden (vergl. die Anzeige des Werks: „Court and society" vom Herzog von Manchester in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", 1864, 78). „Essex litt an Träumerei, launenhafter Schwermuth, Unzufriedenheit mit der Zeit und Neigung, seine Ruhe im Unglauben zu suchen. Das Volk betrachtete Essex als einen Prinzen, der durch seinen Vater von Eduard III. abstammte und durch seine Mutter der unmittelbare Verwandte der Königin Elisabeth war, und einige Leute glaubten, sein Thronrecht sei besser als das der Königin. Seine Mutter war von ihrer Pflicht verlockt und verführt worden, während ihr erlauchter und edler Gemahl noch am Leben war. Dieser schöne und edelmüthige Gemahl war der öffentlichen Annahme nach vergiftet worden durch das schuldvolle Paar, das ihm solche Schmach zugefügt. Nach des Vaters Ermordung hatte der Verführer die verbrecherische Mutter geheirathet. Der Vater war in der vollen Blüte des Alters gestorben, nicht ohne vorher zu fühlen und auszusprechen, daß er das Opfer eines abscheulichen Anschlags geworden, aber von seinem Todbette aus hatte er seinem Weib seine Verzeihung gesandt. Essex ist Hamlet, Southampton Horatio, Leicester Claudius. Leicester verhält sich zu Essex wie Claudius zu Hamlet. Er hielt den Essex unter dem Vorwand väterlicher

Freundschaft fern auf dem Lande oder im Colleg: er mistraute ihm und entfernte ihn von seiner Mutter — er fürchtete ihn offenbar, und ebenso wie Gertrude ihren Hamlet, fürchtete diese Mutter ihren Sohn, den sie nie mit seinem Stiefvater aussöhnen konnte." Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß der Verfasser von „Heinrich VIII." Elisabeth's Recht auf den englischen Thron bezweifelt hat. Im übrigen war Essex mit Jakob befreundet und betheiligte sich an dem bekannten Complot gegen Elisabeth, um Jakob auf den Thron zu setzen. Auch Southampton war darein verwickelt und blieb bis zu Elisabeth's Tod im Gefängniß. Gervinus hält für möglich, daß Shakspeare seinen „Julius Cäsar" 1601 oder 1602 nicht ohne Beziehung auf jene verschworenen Freunde und unabhängigen Geister geschrieben. Shakspeare mag immerhin einige Züge, wie Essex' Abwesenheit im Colleg, sein Verhältniß zu Leicester, die Verzeihung, die der Gatte auf dem Todbette seiner Gattin sandte, in den Hamlet aufgenommen, er mag diese Züge mit Zügen aus Jakob's Familiengeschichte, die mit der des Essex auffallende Aehnlichkeit hat, vermischt haben — im allgemeinen ist an der Beziehung auf Jakob festzuhalten. Hamlet hat schon im Aeußern weit mehr von Jakob als von Essex. Letzterer war eine glänzende, ritterliche Persönlichkeit, ehrgeizig und unternehmend; Unentschlossenheit und Schwäche ist eher für Jakob bezeichnend. Ferner gehen bei der Deutung auf Essex Laërtes und Ophelia *) leer aus. Was Dänemark betrifft, so kommt dies Land in der englischen Geschichte jener Zeit mehrfach vor. Jakob's Stiefvater, Bothwell, ward von den Dänen gefangen genommen. Elisabeth stand mit Dänemark in freundschaftlichem Verkehr; Jakob I. vermählte sich 1589 mit einer dänischen Prinzessin. Lauter Elemente der verschiedensten Art, aus denen sich Shakspeare Hamlet in seiner jetzigen Gestalt bilden konnte.

Hamlet ist also vor allem Engländer, und wenn Gervinus von ihm sagt, er sei ganz individuell und doch zugleich ganz typisch, das Bild des Menschen mit „wenigstens theilweiser Wahrheit", so gestehe ich, daß ich nicht begreifen kann, wie dies möglich ist. Der Spleen, die Whims — sind sie nicht englisch? Liegt nicht in der englischen Natur eine große Schonungs- und Rücksichtslosigkeit? Gervinus billigt Freiligrath's Ausruf: „Deutschland ist Hamlet!" und meint, er habe in prophetischem Geiste, indem er seiner Zeit um mehr als zwei Jahrhunderte

---

*) Indessen kommt sonderbarerweise in Essex Geschichte der Name Ophelia vor. Hume sagt: „Essex marschirte, um seinen Leuten Zeit zu geben, sich von ihrer Krankheit und Ermattung zu erholen, mit 1500 Mann nach der Grafschaft Ophelie (in Irland — im Jahr 1599)." Sollte Shakspeare den Namen einer Grafschaft in den Namen eines Weibes verwandelt haben, der anklingt an Viola, Olivia, Violet?

vorauseilte, die politische Thatlosigkeit, den Weltschmerz, die Verbitterung unserer deutschen Geschlechter dieser Tage mit erstaunlicher Treue gezeichnet. Allerdings erinnert Hamlet's Wesen mehrfach an leidige deutsche Charakterzüge, aber nur deswegen, weil wir, wie schon oft gesagt worden ist, uns gegenwärtig in demselben politisch-nationalen Entwickelungsproceß befinden wie England unter den Stuarts — und diese Stuart'sche Zeit ist es, die Shakspeare im „Hamlet" theils geahnt, theils wirklich dargestellt hat. Empfindsamkeit und Weltschmerz — sind sie denn so specifisch deutsch, daß sie in der englischen Literatur nirgends vertreten sind? Gervinus selbst findet im „Hamlet" die Quelle, aus der sich der Strom der Empfindsamkeit und des Humors in Sterne (Yorik) und von da in die deutsche Literatur und Zeitstimmung im vorigen Jahrhundert ergoß. Aber auch der Weltschmerz ist nicht blos deutsch, sondern auch englisch. Es genügt, Byron und Shelley zu nennen. Ohne Noth muß man einen Dichter nicht zum Propheten erheben; man muß seine Werke aus seiner Zeit und Umgebung zu begreifen suchen. Was die Deutschen betrifft, so wissen wir nicht, wie der Dichter, der sich vorzugsweise mit der römischen, romanischen und englischen Welt beschäftigte, sich zu unserm Volksgeist gestellt hat. Er hat wol zu demselben eine entfernte, wenn auch nicht so entfernte Stellung eingenommen wie zum Griechenthum. Indessen galten zu Shakspeare's Zeit die Deutschen noch nicht für träumerisch-demüthig; man hatte noch nicht entdeckt, daß ihr Beruf sei, das geistige Leben der Völker zu vermitteln; man sprach im Gegentheil von den raschen und stolzen Deutschen (vergl. Giehne, „Deutsche Zustände und Interessen", I, 15). Gervinus selbst hat die berühmte Parallele zwischen Hamlet und Deutschland nach den Enttäuschungen des Jahres 1848 geschrieben und allerdings war es eine merkwürdige Fügung, daß der Deutsche eben dem kleinen Dänemark gegenüber die Rolle des Dänenprinzen Hamlet spielen mußte. Ebenso merkwürdig ist es, daß in dem Kriege des Jahres 1864 Deutschland Dänemark gegenüber seine Hamletnatur abgelegt hat. Man darf nur Goethe's „Wahrheit und Dichtung" im 13. Buch lesen, um zu sehen, wie die schwermüthige Auffassung des Lebens in der spätern englischen Dichtung liegt. Muntere Werke, heitere Gedichte findet Goethe vorzugsweise in der ältern Epoche, die neuern, die man dahin rechnen könnte, neigen sich nach Goethe gleichfalls zur Satire, sind bitter und besonders die Frauen verachtend. „Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakspeare, der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Monologe blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben." Wenn hier Goethe unter den neuern die nach-Shakspearischen Dichter zu verstehen scheint, so ist das, was er über

Shakspeare als denjenigen, von dem diese Stimmung ausging, nur andeutet, stärker ausgedrückt in Rapp's Einleitung zu seiner Uebersetzung des Trauerspiels. „Das ganze Shakspeare'sche Leben", sagt Rapp, „ist von der Gewalt des Gedankens durchdrungen; aber dem formellen Gedanken stehen die sittlichen Gewalten des Lebens als ein Substantielles, Unantastbares gegenüber; es wird nicht lange gefragt, was ist das Wünschenswerthe, das Gute, Rechte, Ehrenhafte? Die Charaktere entscheiden sich für das Interesse ihrer Leidenschaft oder ihres Begriffs von Ehre und Pflicht und handeln nach dieser gesetzlichen Richtschnur unaufsichtlich. Dieser gediegene, sittliche Gehalt des Wollens ist das Ewige in der dramatischen Kunst Shakspeare's; es hatte sich vor ihm nirgends mit so reich entwickelter Bewegung des Bewußtseins ausgesprochen; die Harmonie zwischen That und Entschluß macht ihn zum dramatischen Mittelpunkt aller Poesie; hinter ihm konnte nur die sich steigernde Reflexion ihr harmonisches Verhältniß zum Gehalt der substantiellen sittlichen Mächte überschreiten, die Sophistik der Leidenschaft konnte in ihren eigenen subjectiven Irrgängen sich verlieren, und zu dieser Poesie der Subjectivität, die die gesunde Thatkraft schwächt und vernichtet, ist eben im «Hamlet» selbst der Anfang gemacht. Der «Hamlet» schließt also sozusagen die Shakspeare'sche Poesie ab und weist ihr ein Gebiet in der Zukunft an, das sofort nirgends sich ähnlicher und herrlicher entwickelt hat als in Goethe's «Faust». Goethe's «Faust» ist aber nicht mehr die Poesie der intellectuellen Anschauung des Engländers, sondern die Poesie des speculativen Grübelns über die Geheimnisse der Natur, des Menschenlebens und der Gottheit. Diese Tiefe hatte Shakspeare's Poesie noch nicht, und auch im «Hamlet» ist nur erst der Ansatz dazu gemacht, aber dieser Ansatz war mächtig genug, um die eigentliche einheimische Poesie des Engländers zu vergiften, ihr die Sehnsucht nach einem Höhern einzuhauchen, welche sein Publikum mit magischer Gewalt ergriff, aber statt des reichen dramatischen, harmonischen Bühnenlebens der andern Stücke ein disharmonisches, dramatisch unbefriedigendes Werk zu Tage brachte." Das Dämonische des Stücks liegt darin, daß Shakspeare der trägen, unentschlossenen Natur seines Prinzen die reizende Folie eines feinfühlenden und speculativen Idealisten unterlegt hat. Ihm ist, wie Gervinus sagt, ein zarteres Nervengewebe, ein Wissen und eine Denkkraft zutheil geworden, die sich mit der Muskelkraft der alten Heroenzeit nicht verträgt, eine Gefühligkeit und Gemüthsfeinheit, die er auf die spätern Jahrhunderte nach Shakspeare erst wieder vererbte. In diesen Worten spricht Gervinus einen ähnlichen Gedanken aus wie Rapp, aber natürlich, ohne einen Schatten von Schuld oder schädlicher Einwirkung auf Shakspeare kommen zu lassen. Hier erhebt sich die Frage, ob des Dichters Inneres

gesund oder von Reflexion und Skepticismus angefressen gewesen sei. Die Zweifel an der Unsterblichkeit, die Ungewißheit über das Jenseits, die sich in dem Monolog „Sein oder Nichtsein" ausspricht — sind sie dem Dichter fremd oder hat er sich selbst mit solchen Bedenken getragen? So gewiß als so manche andere melancholische Selbstquälereien, wie aus der Vergleichung mit den Sonetten erhellt, eigene innere Erlebnisse darstellen oder doch an sie anknüpfen, hat Shakspeare auch hier eigene, wenngleich vielleicht vorübergehende, Stimmungen ausgesprochen. Daß er daneben den Geist im Fegfeuer schmachten läßt, während es nach Vischer's richtiger Bemerkung genügt hätte, ihn einfach umgehen zu lassen, dies gehört ebenfalls zum zwieschlächtigen Charakter des räthselvollen Stücks. Warum erscheint aber das Christenthum in katholischer Form? Hatte Shakspeare eine Ahnung von der Neigung aller Stuarts zum Katholicismus?

Wir haben nun gesehen, daß „Hamlet" ein durchaus englisches Stück und der Held dieses Stücks der individuellste Engländer einer gewissen Zeit mit dem dieser Nation eigenen Hang zu Extremen ist und keineswegs, wie Gervinus will, das Gattungsbild des Menschen „mit wenigstens theilweiser Wahrheit", eine Zusammenstellung des Allgemeinen und Besondern, die ich nicht verstehe. Hamlet ist erst in zweiter Linie Mensch, wie Shakspeare auch sonst durch und durch Engländer ist und erst in zweiter Linie das allgemein Menschliche aufnimmt. Warum hätte sonst Shakspeare das allgemein Menschliche da, wo es im Alterthum am reinsten hervortritt, im Griechenthum nämlich, unbeachtet gelassen und den unschuldigen, kindlichen Homer in „Troilus und Kressida" muthwillig parodirt? Warum fand er sich von dem römischen Genius, der dem englischen verwandt ist, angezogen, aber nicht von dem griechischen? Wenn Ovid über das Thema der Ilias sagt:

Ilias ipsa quid est, nisi turpis adultera, de qua
Inter amatorem pugna virumque fuit?

so kann man diese gelegentliche Bemerkung dem römischen Liebesdichter von seinem Standpunkt aus zu gut halten; aber den Inhalt dieses Distichons zu einem Drama ausspinnen und noch dazu verzerren, dies kann auch Gervinus nicht billigen. Viel Wahres liegt jedenfalls in Heine's Wort: „Die Natur wollte wissen, wie die Engländer aussehen und sie schuf Shakspeare; die Natur wollte wissen, wie sie selbst aussehe, und sie schuf Goethe." Wenn aber Rapp's Bemerkung über „Hamlet" richtig ist, so dringt sich von selbst die Vergleichung mit dem berühmtesten Werk der spanischen Poesie, mit Cervantes' „Don Quixote", auf, gegen den schon frühzeitig der Vorwurf erhoben wurde, der Verfasser sei in seiner Satire zu weit gegangen und habe das altcastilische Ehrgefühl zerstört — weswegen Herder dem Roman vom sinnreichen

Junker absichtlich die Romanzen vom Cid entgegensetzte. Eine Ahnung von einer Zeitbeziehung hat auch Friesen a. a. O. S. 206. „Das Wesen des Königthums", sagt er, „ist im «Hamlet» nicht das des englischen. Wer könnte bei diesem König Claudius und seinen Umgebungen an einen Heinrich IV., Heinrich VI. oder an einen König Johann denken? Der patriarchalische Ton, der damals durch alle Monarchien germanischer Staaten ging, klingt allerdings auch hier zuweilen an. Aber er ist wesentlich abgeschwächt durch eine dynastisch-absolutistische Schattirung und diese Abweichung von dem Wesen, das alle historischen Stücke Shakspeare's bezeichnet, theilt sich selbst den geselligen Beziehungen mit. Nur mit Heinrich VIII. haben diese Zustände eine leise Aehnlichkeit" — und mit den Zuständen unter Jakob I. eine starke, setze ich dazu.

Ich kann diese Abhandlung nicht schließen, ohne die Ansicht des „Realisten" im „Morgenblatt", 1864, Nr. 50, zu berücksichtigen. Der Verfasser sagt in diesem höchst interessanten, von unparteiischer Wahrheitsliebe und einer nüchternen, gesunden Auffassung der Dinge eingegebenen Aufsatz über Hamlet, er sei nicht unentschlossen, nicht Hans der Träumer. Dies heißt nun das ganze Drama auf den Kopf stellen, ihm den Lebensnerv abschneiden. Wenn wir die vielfachen Selbstanklagen Hamlet's zu seiner Charakteristik nicht benutzen dürfen, worauf wollen wir überhaupt die Auffassung dieses Charakters gründen? Die Thaten Hamlet's, auf die sich der Verfasser beruft, geschehen sozusagen in nervöser Verzweiflung, wie dies Vischer ausgeführt hat; wenn er aufs Aeußerste gebracht ist, gilt ihm sein Leben keiner Nadel gleich; sonst aber ist offenbar habituelle Tapferkeit, besonnener Muth seine Sache nicht. Wie überall, so auch hier schwankt er zwischen Extremen: Feigheit und Waghalsigkeit. Was aber das Entern des Schiffs betrifft, so bemerkt Silberschlag mit Recht, Shakspeare habe durch die Art seiner Rückkehr dem Hamlet jede absichtliche Willensbestimmung nehmen und ihn in seiner Unschlüssigkeit als Spielball des Zufalls darstellen wollen. Weiter bemerkt der Realist: „Der Grund von Hamlet's confusem, unzweckmäßigem Handeln sei nicht, daß Shakspeare ihn so darstellen wollte; zweckwidriges Handeln habe nur im Lustspiel, nicht in der Tragödie Raum; von einem dramatischen Helden erwarten wir so viel Intelligenz, daß er für seine Zwecke kein unpraktisches Mittel wähle; unmöglich könne das die Absicht Shakspeare's gewesen sein, eine bloße Unzulänglichkeit, das auszuführen, was man eigentlich will, zu schildern; schon Aristoteles nenne unter allen Fällen einer dramatischen Handlung denjenigen den unbrauchbarsten für den tragischen Dichter, in welchem die tragische Person den Vorsatz habe, etwas zu thun, ihn aber nicht ausführe." Aber Hamlet führt ja den Vorsatz, etwas zu thun, d. h. das Verbrechen

zu rächen, aus; er thut sogar mehr als er thun sollte. Das Zweckwidrige besteht also bei ihm darin, daß er nicht zu rechter Zeit, d. h. sogleich, eine Handlung, sondern zu unrechter Zeit, d. h. zu spät, zu viele Handlungen vollbringt. Zweckwidrig handelt auch der tragische Held, ein Oedipus, ein Macbeth, so gut als der Held einer Komödie; nur wird die komische Zweckwidrigkeit unser Lachen, die tragische unsere Furcht und unser Mitleid erregen. Vollkommen feig ist freilich Hamlet nicht; sonst würde er in die Einsamkeit, etwa nach Wittenberg, zurückkehren; Ehrgeiz, Stolz und Rache sind ihm nach seiner Erklärung gegen Ophelia nicht fremd. Er greift zu Maßregeln, um seinen Zweck zu erreichen; hierher gehört der verstellte Wahnsinn, die Aufführung des Schauspiels, das Gespräch mit der Mutter. Aber diese Mittel sind dem Zweck nicht vollkommen, sondern nur halb entsprechend; die rechten Mittel läßt er beiseite und zwar aus Mistrauen, Menschenscheu und Menschenverachtung, Furcht vor einer rasch abschließenden That. Weiter lesen wir: „Die retardirenden Momente sind für eine Tragödie so unerlaßlich als die Hemmung für eine gute Uhr. Wenn Hamlet gleich nach Erscheinung des Geistes den Act der Rache vollzöge, so wäre das Stück in der zweiten Scene zu Ende. In der That handelt Hamlet ununterbrochen im Stück. Seine wiederholten Selbstanklagen zeigen nur, wie sehr ihn der Gedanke an seine Aufgabe erfülle; daraus dürfe man nicht auf Feigheit schließen, so wenig als aus den Selbstanklagen Melchthal's oder Thekla's" — die aber im Unterschied von Hamlet's fortwährenden Selbstanklagen ganz vereinzelt dastehen und Vorboten des Handelns sind. Wenn Shakspeare nicht einen unentschlossenen Charakter zeichnen wollte, warum ist er denn von seiner Quelle abgewichen. warum hat er nicht ähnlich wie im „Macbeth" die Ermordung von Hamlet's Vater selbst und ihre gerechte Bestrafung nach Ueberwindung der entgegenstehenden Hindernisse dramatisch dargestellt? Die retardirenden Momente liegen eben in Hamlet's Innerm; die Umstände sind der Ausführung seines Vorhabens nicht ungünstig, aber er benutzt sie nicht. Zur Strafe dafür verstrickt sich Hamlet immer fester selbst in das Netz und geht mit den andern unter. Der „Realist" erklärt nun — und diese Auseinandersetzung hat eher unsern Beifall — den Hamlet so: „Shakspeare nahm aus der alten Sage die scheinbar unsinnigen, in der That tiefsinnigen Reden Hamlet's auf. Der Dichter war zum Mann geworden und hatte die Verdorbenheit der Welt kennen lernen; ein tiefer Schmerz bemächtigte sich seiner. Hier nun stellte er sich die Aufgabe, in die Form scheinbar irrsinniger Reden tiefen Sinn und verborgenen Witz zu legen. Hier konnte Shakspeare seinen Geist und Witz in neuen Formen spielen lassen und eigene Stimmungen und Gedanken dem Publikum vorführen. Der Humor der Verzweiflung macht

sich Luft in Reden, die der Menge unverständlich sind und als die Worte eines Irrsinnigen erscheinen können." Inwiefern diese Auffassung auch die unserige ist, muß sich aus dem Bisherigen ergeben haben; sie ist unvollständig, weil Hamlet nicht Shakspeare allein, sondern auch und zwar noch mehr Jakob, vielleicht sogar zum Theil Essex ist. Das Losungswort unserer Zeit ist historische Kritik, und zwar mit Recht. Kritik muß sein, aber sie muß sich möglichst an das Gegebene, an die Geschichte anschließen und darf sich nicht in Idealistereien verlieren. Man muß jeden Menschen, jede That, jedes Geistesproduct aus dem Geist der Zeit, in der sie wurzelt, begreifen.

Shakspeare, wenn auch noch so groß und in mehrfacher Hinsicht unerreicht, hat doch auch seiner Zeit den Zoll entrichtet, ist keine Wundererscheinung, ist nicht frei von mancherlei zum Theil auffallenden Mängeln. Wir brauchen nicht mit Gervinus zu sagen, daß er unsere ganze Dichtung tief in den Schatten werfe, daß er alle Vorzüge Goethe's und Schiller's ohne ihre Fehler in sich vereinige. Hamlet's Geistesbruder, Goethe's „Faust", darf sich kecklich neben, wenn nicht über ihn stellen. Auf diese Punkte hingewiesen zu haben, ist ein Hauptverdienst des mehrfach erwähnten Aufsatzes im „Morgenblatt"; er sagt uns, von welchem Grundsatz wir ausgehen müssen, wenn unser Aesthetisiren sich nicht ideologisch verflüchtigen soll, vom Grundsatz der realistischen, der historischen Betrachtung.

Vorstehendes war geschrieben, als mir Nr. 51 des „Morgenblatt" von 1864 in die Hände fällt und mit ihr der Schluß der erwähnten Besprechung „Hamlet's" „von einem Realisten". So sehr ich von dem geistreichen Verfasser, dessen Abhandlung in der Shakspeare-Kritik eine epochemachende Stellung einnimmt, im Obigen zum größten Theil abgewichen bin, so sehr freut es mich, unabsichtlich in dem Hauptpunkt mit ihm zusammenzutreffen, nämlich daß in „Hamlet" keine Einheit herrscht, die Motivirung vielfach mangelhaft ist und daß namentlich zwei Zeitalter unorganisch durcheinandergeworfen sind, wie der Verfasser dies namentlich auch bei Laërtes nachweist. „Wollte Shakspeare", sagt der Verfasser, „in die alte Sage die Elemente der Bildung und des Gefühlslebens legen, so mußte er den Stoff ins Humane und Symbolische umbilden, wie dies Goethe mit dem Stoff der «Iphigenie» gethan hat." In der „Iphigenie" zeigte sich Goethe als Meister der historischen Combination, wie Gervinus sagt. Im „Hamlet" ist diese Combination zweier Zeitalter verunglückt und mußte verunglücken; Shakspeare hätte denn anstatt einer Tragödie ein Drama mit glücklichem Ausgang schreiben wollen, was aber seinem ganzen Plane zuwiderlief.

Der Aufsatz des „Realisten" sagt mit Recht: „Die Aesthetiker gehen mit Shakspeare um wie die Theologen mit ihrer Bibel." Schon vor zwanzig Jahren ist nachgewiesen worden, daß der Antichrist der Offenbarung Johannis kein anderer ist als der Kaiser Nero, dessen Rückkehr aus dem Osten, wohin er geflohen sein sollte, vom römischen Volk wie von den Christen befürchtet wurde, eine Deutung, durch welche das ganze Buch vollkommen hell beleuchtet wird. Aber die historische Helle sagt manchen mystischen Gemüthern nicht zu, und obgleich schon Luther sich in den Geist und Sinn der Apokalypse nicht finden konnte, wird doch die historische Deutung von den über-Lutherischen Orthodoxen unserer Tage verworfen. Die geschichtliche Kritik läßt sich dadurch in ihren Operationen natürlich nicht aufhalten und auch wo sie nur Wahrscheinlichkeitsgründe zu führen vermag, sind dieselben noch immerhin besser als ideologische Constructionen aus der Vogelperspective.

Literatur und Kunst.

Vom Büchertisch.

„Erinnerungen an Sealsfield. Von K. M. Kertbeny" (Brüssel u. Leipzig, Ahn's Verlagsbuchhandlung). Wer in dieser Schrift neue Enthüllungen sucht über die Herkunft des Dichters und die Motive, welche ihn bewogen, Europa zu verlassen und seine Anonymität bis über das Grab hinaus zu behaupten, der wird sich freilich getäuscht finden, indem Kertbeny sich gegenüber dem Sealsfield'schen Testament, das er übrigens mit actenmäßiger Genauigkeit mittheilt, und gegenüber der Behauptung, Charles Sealsfield sei jener spurlos verschwundene Karl Postel, kritisch und skeptisch verhält. Ueberwiegende Gründe weiß er freilich nicht zur Widerlegung dieser doch weit über die bloße Hypothese hinausgehenden Behauptung anzuführen, denn es kann für das Sealsfield'sche Testament einmal keinen andern Erklärungsgrund geben. Wie sollte Sealsfield dazu kommen, die Mitglieder einer bäuerlichen Familie in Mähren, die von der Existenz eines Sealsfield nichts weiß, zu Erben einzusetzen? Wenn aber auch Kertbeny über die geheimnißvolle Vergangenheit dieses Autors nichts Neues mittheilt, so bringt er doch Skizzen aus seinem Privatleben in der Schweiz, welche nicht ohne Interesse sind. Die cisatlantische Idylle des Gutsbesitzers aus Louisiana in dem Häuschen unter den Tannen bei Solothurn wird uns mit lebhaften Farben geschildert, auch die Persönlichkeit des Autors mit photographischer Treue vorgeführt. Einzelne Aeußerungen und Anekdoten tragen dazu bei, auf den Charakter des keineswegs unliebenswürdigen Sonderlings ein neues Licht zu werfen. Im übrigen ist das Büchlein ziemlich salop zusammengeschrieben; es sind Plaudereien im Néglige, ohne alle literarische Sorgfalt; es sind nur Materialien für eine Biographie des interessanten Schriftstellers, der doch noch immer den ganzen

Nachwuchs auf dem von ihm angebauten Gebiete um Kopfeslänge überragt.

„Das Jenseits, ein wissenschaftlicher Beitrag zur Unsterblichkeitsfrage. Von Karl Vilmarshof. Erste Abtheilung: Der anthologische Beweis; zweite Abtheilung: Der kosmologische Beweis" (Leipzig, Amelang's Verlag). Der Verfasser stellt in dieser fleißigen Arbeit die Anschauungen der Philosophen über diese Frage zusammen in systematischer Reihenfolge und begleitet sie mit kritischen Randglossen von seinem eigenen Standpunkte aus, welcher wol der Herbart'schen Philosophie am nächsten steht. Seine Absicht ist, die Fortdauer der Seele auf dem Erkenntnißwege zu prüfen und zu beweisen. Im ersten Theile der Schrift trägt er die Gründe für die Unsterblichkeit vor; im zweiten erörtert er die Art derselben. Die Gründe leitet er her aus der Wesenheit der Seele, aus der Weltordnung und aus dem Dasein einer intellectuellen Weltmacht. Bisher sind nur die Abtheilungen erschienen, in welchen die beiden ersten Begründungsweisen zur Geltung gebracht werden. Den Einwurf, daß kein mathematischer (logischer) Beweis der Unsterblichkeit möglich und das, was man von der Fortdauer sage, nur Hypothese oder Vermuthung, folglich die ganze Untersuchung ziemlich müßig sei, sucht der Verfasser durch den Beweis zu entkräften, daß wir im Stande sind, auf dem Wege der Hypothese und Erfahrung auch über Aeußeres, Allgemeines und Zukünftiges zu einem philosophischen Glauben zu gelangen, welcher die Stelle der unmittelbaren Gewißheit vertritt. Gleichwol wird Wilmarshof schwerlich die Gegner des Unsterblichkeitsglaubens bekehren; ebenso wenig jene Vertreter desselben, welche die Unsterblichkeit vom pantheistischen Standpunkt als ein bewußtloses Fortleben auffassen, wie Dulk in seiner geistreichen Schrift: „Der Tod des Bewußtseins." Vilmarshof hält an der „persönlichen" Unsterblichkeit fest, die auch in der That allein diesen Namen verdient. Doch welchen Standpunkt man in Beziehung auf diese Frage einnehmen möge — man wird nicht ohne Interesse in dem vorliegenden Büchlein die Ansichten unserer hervorragendsten Denker zusammengestellt finden und dasselbe mindestens als eine Encyklopädie der Unsterblichkeitslehre gern in die Hand nehmen.

„Die Elemente des Schönen und die Geisteskräfte des Menschen. Grundlinien der Aesthetik als einer Naturwissenschaft des Geistes. Von W. Oehlmann" (Dresden, Ehlermann). Die kleine Schrift gibt einen kurzen Umriß der Aesthetik, welcher, wie auch Lemcke's Schrift, das Streben zeigt, die Aesthetik aus den Banden der Speculation zu befreien und auf empirischem Gebiete neu zu begründen. Oehlmann geht dabei sogar auf die Phrenologie zurück. Neben den nur skizzirten ästhetischen Umrissen gibt er eine Kritik der Hebbel'schen „Nibelungen" als Probe seiner angewandten Aesthetik, welche von dem Urtheile des Preiscomité wesentlich abweicht, denn er erklärt die Hebbel'sche Tragödie in den Hauptpunkten für verfehlt und meint, daß dem Dichter eine bessere Aesthetik als kritisches Gewissen gefehlt habe. Er fügt hinzu: „Eben erst seit kurzem besitzen wir in Gottschall's «Poëtik» und Freytag's «Technik des Dramas» ein paar rein ästhetische Werke, die den schaffenden Künstler fördern, weil sie ontologischen Schwulst wenigstens beiseite liegen lassen. Es ist zu beachten, daß diese Werke gerade von tüchtigen ausübenden Künstlern ausgegangen sind."

Eine noch schärfere Kritik der Hebbel'schen Preistragödie finden wir in der Schrift Rhode's: „Die wahren Ursachen vom Verfall der deutschen Theater" (zweite Auflage, Frankfurt a. M., Baist), dessen Vorschläge zur Reform der Bühne übrigens auf eine wenig wünschenswerthe Centralisation des maßgebenden Urtheils über Annahme und Verwerfung der Dramen hinauslaufen. tts.

Correspondenz.

Aus London.

Januar 1865.

M. R. Einen so bösen Winter haben wir seit fünf Jahren nicht erlebt. Die Engländer würden sich denselben eher gefallen lassen, wenn sie nur schlittschuhlaufen und schlittenfahren könnten. Aber in diesem Lande der Paradoxen kann man nie bestimmt auf einige Gleichmäßigkeit des Wetters rechnen. Die Engländer sind mit ihren Hauptliebhabereien oft sehr übel daran. Um ihre Fuchsjagden aufrecht zu erhalten, müssen sie sich Füchse aus Rußland und Gott weiß wo sonst her verschreiben lassen; keiner scheint jedoch bisher einen Versuch gemacht zu haben, künstliche Eisbahnen herzustellen, eine Speculation, welche sich bei der leidenschaftlichen Liebhaberei für das Schlittschuhlaufen jedenfalls rentiren müßte. Kaum hat sich nur die dünnste Eisrinde gebildet, so holt alt und jung die Schlittschuhe hervor und probirt sein Heil auf den verschiedenen Kanälen, Seen, Wassern und Pfützen in und außerhalb der Metropole. Selten erreicht die Kälte jedoch einen genügenden Grad, um einer größern Anzahl Erwachsener obiges Vergnügen auch nur für ein paar Tage zu ermöglichen. Der Winter ist hier gar zu vielseitig, viel zu complicirt — fast so complicirt wie die ethnologische Abstammung der Engländer. Soviel Mannichfaltigkeit und keine rechte Einheit; ein wahres mixtum compositum aller Gräuel. Da gibt es erstens den sogenannten schwarzen und weißen Frost, Schnee, oder Regen und Schnee in geselligem Verein; einen Tag Staubregen, den andern beißende Kälte, den nächsten dumpfige Wärme und in allen möglichen Variationen die bête-noire Englands: dicken, schmuzfarbenen, gelbgraulichen Nebel. Dieser existirt freilich mit geringen Ausnahmen das ganze Jahr durch, erreicht jedoch seine Blüte im December und Januar. Vor einer Woche fiel nachmittags ein so undurchdringlicher Nebel, daß der Eisenbahnverkehr, besonders aber zwischen London und Dover, eine bedenkliche Hemmung, ja gegen Abend um 7 Uhr eine fast gänzliche Unterbrechung erlitt. Ein Zug, welcher sonst in zehn Minuten von Londonbridge nach der nächsten Station der Doverlinie fährt, konnte der immer zunehmenden Dichtigkeit des Nebels halber nur so langsam und stückweise fortrücken, daß es fünf Viertelstunden dauerte, bis die erste Station erreicht wurde. Gegen 10 Uhr wollte in London kein Cab, kein Omnibus mehr fahren und Personen, die zum Besuch ausgegangen waren, konnten, zu der größten Angst ihrer Angehörigen, nicht vor dem nächsten Morgen nach Hause zurückkehren. Der Nebel war so undurchdringlich, daß Schreiber dieses nicht einmal das

Straßenpflaster erkennen und sogar eine Laterne erst dann ganz schwach sehen konnte, als er gerade vor derselben stand. In London kamen natürlich im Laufe des Abends eine Menge gefährlicher Collisionen zwischen Fuhrwerken und noch viel mehr mit verdächtigen Charakteren vor. Daß man von einer brennenden Cigarre einen heißen Liebeskuß auf die Nase oder den Mund erhielt, war nichts Seltenes. Der Nebel drang sogar in das innerste Heiligthum der Häuser ein und verfinsterte das Theater Ihrer Majestät sowie mehrere andere so vollständig, daß der größte Theil der Zuschauer weder Bühne noch Sänger sehen konnte. Viele arme Teufel, welche auf dem Themsekai zu thun hatten, verloren ihren Weg und gingen geradewegs ins Wasser hinein, wo sie rettungslos ertranken. Außerdem kamen natürlich unzählige Taschendiebstähle und Straßenräubereien vor.

So leben wir hier im Winter. Es gibt nichts Närrischeres als das englische Klima. Denn es ist unstet, wechselvoll, capriciös und doch im ganzen gemäßigt, sodaß man, wie einst eine hohe Person bemerkte, einen weit größern Theil des Jahres in England in freier Luft zubringen kann als anderswo. Es ist gesund (die gesunden Menschen liefern sprechende Beweise dafür), aber sehr unangenehm. Eine langanhaltende scharfe Kälte wäre hier mehr als in irgendeinem andern Lande ein großes Nationalunglück. Die Theuerung und der Mangel sind immer groß genug; sie würden jedoch alles Maß übersteigen, hätten wir einmal einen echt deutschen Winter in England. Seit einigen Jahren stieg der Preis des Fleisches zu einer so bedenklichen Höhe, daß Kaufleute in London, Manchester, Liverpool und Glasgow einen Verein zur Beschaffung von Beef aus den fetten Prairien Südamerikas bildeten. Dort gibt es nämlich einen so immensen Ueberfluß von Ochsen, daß nicht der kleinste Theil derselben von den Eingeborenen verbraucht wird, und das Fleisch ihnen sogar eben wegen der vorhandenen Menge förmlich zuwider ist. Daß dasselbe daher billig zu haben, darf nicht wundernehmen. Der Zweck der Gesellschaft war kurz dieser: den ärmern Klassen Englands, für welche Fleisch ein kaum zu beschaffender Luxusartikel ist, gutes kräftiges Fleisch zu einem unverhältnißmäßig billigen Preise anzubieten. Dieses Beef wird am Platze in folgender Weise transportfähig gemacht: Man schneidet dasselbe in große Stücke, legt es in Seewasser, trocknet es in der Sonne und bringt es in Kisten verpackt und in gutem eßbaren Zustande nach England. Die Südamerikanische Compagnie in der City von London verkauft dies gepökelte Ochsenfleisch für 3 Pence ($2^1/_2$ Ngr.) das Pfund. Wenn man bedenkt, daß der Preis guten Fleisches in allen mittlern und größern Städten Englands beinahe 1 Shill. (10 Ngr.) beträgt und, horribile dictu, im Steigen begriffen ist, so fällt einem jetzt nach Eröffnung obiger Concurrenz ein wahrer Stein vom Herzen. Da die Fleischpreise in deutschen Städten, wie z. B. Berlin, ungefähr dieselben sind wie in London, so dürfte es vielleicht nicht unzweckmäßig erscheinen, deutsche Speculanten auf dies Beef und die „South American Beef-Company", Cheapside, London, aufmerksam zu machen. Im Jahre 1858 wurden mehr als 93 Millionen Pfd. in Schottland und Irland verkauft. Innerhalb fünf Jahren stieg der Consum auf 255 Millionen das Jahr. Solcher Zahlen bedurfte es, um des stolzen England Aufmerksamkeit endlich auf diese Sache hinzulenken. Denn der Verkauf in England selbst hat erst seit

14 Tagen begonnen. Schreiber dieses hat besagtes Fleisch in allen möglichen Gestalten versucht und findet es höchst kräftig und solid.

Doch genug von diesen fleischigen Dingen. Lassen Sie mich zu geistlichen übergehen und eine höchst merkwürdige Taufe erwähnen. Dieselbe fand in dem sogenannten Tabernakel des Sensationspredigers Spurgeon statt. Für alle Uneingeweihten müssen wir im voraus bemerken, daß Mr. Spurgeon in der socialen und religiösen Welt Londons eine gewisse Macht bildet und ausübt. Alles was zu seiner Kirche gehört, zeichnet sich durch Ungewöhnlichkeit aus. Seine Predigten werden vor der größten Gemeinde in der größten Kirche der Metropole gehalten; er übt in seiner Weise einen weit größern Einfluß auf seine Anhänger aus und er beschäftigt die Aufmerksamkeit des Publikums in viel höherm Grade als irgendein anderer Geistlicher in fast ganz England. So verschieden auch die Ansichten über die Art und Weise seines Auftretens und Vortrags, oder seinen Geschmack in der Wahl von Gleichnissen ꝛc. sein mögen, darin scheint das Publikum im allgemeinen übereinzustimmen, daß es Spurgeon bis zu einem „ungewöhnlichen" Grade gelingt, seine Zuhörerschaft aufzuregen und zu erschüttern, daß er eine beträchtliche Originalität der Gedanken und des Ausdrucks besitzt und, wenn auch kein feingebildeter Schöngeist oder philosophischer Kopf, so doch ein Prediger ist, welcher enorme Effecte hervorbringt. Er ist ein Mann seiner Zeit und würde vielleicht eine gefährliche Macht ausüben, wenn ihm nicht die charakteristische persönliche Unabhängigkeit und Freiheit der Engländer sowie die freie Presse gewisse Schranken setzte. Was auch Ungesundes in manchen seiner Theorien liegen möge, in Einer seiner geistlichen Functionen scheinen die Engländer etwas besonders Gesundes zu finden, etwas, das ihre Nationaleigenthümlichkeit anmuthet: dies ist seine Art und Weise zu taufen. Beschreiben wir eine Taufhandlung, welche kürzlich eines Donnerstags abends im Tabernakel stattfand. Zwölf Frauen und sechs Männer legten ihr neues Glaubensbekenntniß ab, auf welches sie nunmehr neu getauft werden sollten. In der Mitte der Kirche steht ein großes, reichlich mit Wasser gefülltes Taufbecken, welches jedoch einem großen in den Boden eingehauenen quadratförmigen Bade ähnlich sieht, worin mehr als ein Dutzend Erwachsener stehen könnten. Diesem Becken oder Bade nahten sich die meist noch jungen Frauen und Mädchen. Sie trugen lange schneeweiße Gewänder (keine Crinoline), sowie enganschließende zierliche Mützen, weshalb sie mit dem aufmerksam und neugierig zusehenden stark geputzten weiblichen Theile der Gemeinde höchst merkwürdig contrastirten. Ihr Aussehen zeichnete sich jedoch vortheilhaft von dem der hinzutretenden Männer aus, deren Costüm in einer Art langem Schlafrock nebst weißen Vatermördern und Cravatten bestand und für die vorzunehmende Untertauchungsceremonie jedenfalls keine besonders geeignete Tracht erschien. Zwei Deacons (Kirchendiener) stellten sich an zwei verschiedenen Punkten des Taufbeckens auf, ohne jedoch ins Wasser zu gehen, wogegen Mr. Spurgeon im geistlichen Ornate, nach einem kurzen Gebete, die in das Becken hinunterführenden Stufen hinab- und in das Wasser hineinstieg, wo denn die Vollziehung des Ritus stattfand. Ein weibliches Wesen stieg, geleitet von den zwei Deacons, die Stufen mit höchster Seelenruhe herab und in das augenscheinlich kalte und ungemüthliche Wasser hinein,

welches jedoch das Feuer ihres religiösen Eifers keineswegs zu kühlen schien. Denn Engländer fürchten sich nicht vor kaltem Wasser und kalte Waschungen und Reinlichkeit sind wenn auch nicht das erste, so doch das zweite Gebot unter den übrigen elf Geboten. Mr. Spurgeon begrüßte die „neue Schwester", unterstützte sie mit seinem Arme, sprach die üblichen Worte: „Im Namen des rc." und beendete die Ceremonie, indem er die Schwester ohne Verzug vollständig über Hals und Kopf in das Wasser tauchte. Die Getaufte ging dann die Stufen wieder hinauf, die Diener warfen ihr einen großen Shawl oder Mantel über und führten sie davon. Nachdem dieselbe Ceremonie mit noch fünf oder sechs andern vorgenommen worden war, citirte Mr. Spurgeon (welcher noch immer im Wasser stand) einen Gesangbuchvers, welcher von der Gemeinde gesungen ward, worauf dann die vorige Ceremonie unter einigen Variationen in den Begrüßungen der verschiedenen Novizen je nach Stand, Alter und Geschlecht derselben wiederholt wurde. Ein Kaufmann (welcher aber nicht an diesem Tage getauft ward) erzählte Schreiber dieses mit Wehmuth, wie er einst ein paar ganz neue Hosen und Stiefel bei Gelegenheit seiner Taufe gründlich ruinirt habe, nur seine Weste sei verschont geblieben; ich erwiderte ihm, daß ihm in dem Falle die Taufe nicht sehr „zu Herzen" gegangen sein könne — was ihn indeß nicht sehr bedenklich zu machen schien.

Als eine Probe der Gleichnisse, mit welchen Spurgeon zuweilen seine Predigten würzt, möge Folgendes dienen. (Laut und feierlich zu der Gemeinde): „Ihr werdet so gewiß zur Hölle fahren, als ich diese Fliege hier fangen werde!" (beiseite halblaut mit gewöhnlicher Stimme): „Schwerenoth, ich habe sie verfehlt!" Einst während eines heißen Sommers begann Spurgeon eine Predigt über die Sünde des Fluchens, um seine Zuhörer in geeigneter Weise vorzubereiten und ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, mit folgenden Worten (sich die Stirn mit dem Taschentuche wischend): „Es ist verdammt heiß, verflucht heiß, ja ganz verdammt heiß!" (Pause. Staunen auf allen Gesichtern. Spurgeon fährt fort im gewöhnlichen Predigerton): „Ich freue mich, meine theuern Freunde, euch erschreckt und erzürnt zu sehen, solche Worte aus meinem Munde zu vernehmen; denn das zeigt mir, wie verabscheuungswürdig euch die Sünde des Fluchens erscheint, und darüber wollen wir heute sprechen.

Vom Geistlichen Spurgeon zum Poeten Tennyson.

Vor etwa vierzehn Tagen ging das Gerücht, die Königin habe den Dichter Alfred Tennyson zum Baronet ernannt, weshalb derselbe nunmehr zu adressiren sei: Sir A. Tennyson, Bar^t. Seitdem haben wir in Erfahrung gebracht, daß Tennyson dieser Titel allerdings angeboten worden, er selbigen jedoch, und zwar wahrscheinlich aus guten Gründen, ausgeschlagen habe. Erstens ist es überhaupt sehr ungewöhnlich, hier in England einen Dichter oder Schriftsteller in den Adelsstand zu erheben. Politik und Handel nehmen die erste Stelle ein. Literatur und Erziehung des Geistes durch dieselben werden ziemlich über die Achsel angesehen. Walter Scott wurde freilich zum Baronet gemacht, gehörte jedoch von vornherein zu einer aristokratischen Familie und war nicht blos ein Romandichter ersten Ranges, sondern auch ein ernster Anhänger und kräftiger Kämpe der Tories. Macaulay wurde zum Lord ernannt, war aber außer einem großen

Geschichtschreiber die Incarnation eines Whig und inner- und außerhalb des Parlaments acceptirter Kämpe der Partei, durch welche seine Erhebung in den Adelstand veranlaßt wurde. Bulwer war stets Politiker und Vertreter zweier alten Familien der sogenannten landed gentry (Gentlemen-Gutsbesitzer). Im allgemeinen kann man daher wol sagen, daß hierzulande vorzüglich solche Männer in den Adelstand erhoben oder zu Rittern geschlagen werden, welche für das Gemeinwohl des Staats und Volks besonders thätig und erfolgreich gewirkt. Dahin gehören ein großer General oder Admiral, die Häupter einer großen politischen Partei, ein großer Ingenieur, Advocat, Richter, Bürgermeister, ja selbst ein Mann wie der Gärtner Joseph Paxton, welcher den Plan zum Krystallpalaste entwarf. Englische Schriftsteller scheinen sich im ganzen sehr wenig aus der obigen eiteln Ehre zu machen; auch dürfte es gegenwärtig eine bedeutende Anzahl geben, welche derartige Ehrenbezeigungen ebenso gut wie Tennyson verdienten. Tennyson ist überdies bereits seit 1851 gekrönter Dichter und bezieht eine jährliche Pension von der Krone. Daher ist ihm als Dichter hinlängliche Anerkennung seitens des Staats zutheil geworden.

Von der Poesie zur Musik. Die neue englische Operncompagnie (Covent-Garden), deren Zweck auf nichts weniger hinausläuft, als eine originelle englische Nationaloper zu schaffen, hat sich damit eine wahre Sisyphusarbeit auferlegt. Die Engländer sind im besten Falle nur Eklektiker und Nachahmer anderer Völker im Bereiche der Musik. Schöpferische Kraft und Originalität besitzen sie in dieser Kunst nun einmal nicht. Ihre Melodien und Phrasen sind gemeinsames Eigenthum aller Nationen, sind mit Einem Wort gemein. Für das rein Dramatische, selbst nur für die Wahl eines Stoffes haben sie keinen Takt, kein Auge. Ihre Sujets entnehmen sie, wenn sie erträglich sind, bereits componirten Opern anderer Nationen. Während der drei oder vier Monate des Bestehens obiger Compagnie sind vier neue englische Opern aufgeführt worden. Natürlich gibt es, nach den Zeitungen zu urtheilen, niemals ein Fiasco, alles macht eben entschiedenes Furore. Aber der beste Beweis für die Richtigkeit der totalen Nichtigkeit der vier Werke ist, daß die Weihnachtspantomime sowie ein einbeiniger Tänzer, Namens Donato, Abend für Abend den größten wirklichen Beifall fanden, sowie die totale Vergessenheit, welcher hier alle neue Opern in kurzem anheimfallen. Gounod's „Faust“ hat zwei italienische Saisons in zwei verschiedenen Opernhäusern erlebt und ist jetzt die Hauptanziehungskraft in der englischen Saison.

Seit den letzten vier Monaten sind so viele Eisenbahnunfälle vorgekommen, daß sich die Königin veranlaßt gesehen hat, einen sehr entschieden gefaßten Warnungsbrief an die Directoren der londoner Eisenbahnen zu richten. Es wird auch bereits allen Ernstes von dem Tode des Eisenbahnmonopols geredet. Die Frage, ob die Regierung sämmtliche Eisenbahnen aufkaufen wird, beschäftigt die Neugier des Publikums und der Geschäftswelt insbesondere sehr bedeutend. Die Regierung besitzt nämlich zufolge einer im Jahre 1843 erlassenen Parlamentsacte das Recht, alle seit jener Zeit gebauten Eisenbahnen zu einem fixirten Preise käuflich zu erwerben. Die Hauptsünde der englischen Compagnien besteht in dem Mangel an Einigkeit. Sie alle führen einen fortwährenden Krieg miteinander. Die

Arrangements der Zweigbahnen sind der Art, um eine hauptsächlich aus Geschäftsleuten bestehende Bevölkerung aufs äußerste zu reizen und in den Harnisch zu jagen. Die Fahrzeiten werden unaufhörlich und zwar oft aus dem einzigen Grunde geändert, um eine Concurrenzcompagnie zu überbieten oder zu vernichten. Die Fahrpreise stehen oft nicht in dem geringsten Einklang mit der Entfernung und Dauer der Fahrten. Der Aufkauf der Eisenbahnen seitens der Regierung dürfte eine vollständige Aenderung des ganzen Betriebssystems zur Folge haben; jedenfalls würden Concurrenz und Eifersüchteleien aufhören, der Betrieb schneller und regelmäßiger, und die Gefahr des Reisens auf ein Minimum reducirt werden.

Am letzten Donnerstag fand die Hinrichtung des Mörders Kohl statt, des zweiten Deutschen, welcher binnen drei Monaten in England gehängt wurde. Der Deutsche Rechtsschutzverein nahm sich dieses Falles, wie vorauszusehen war, nicht an. Niemand hegte den geringsten Zweifel hinsichtlich der Schuld Kohl's, welcher zudem durch sein heftiges, jähzorniges und rohes Benehmen jeden sehr unvortheilhaft für sich einnehmen mußte. Pastor Cappell gab ihm, wie vor zwei Monaten dem Müller, das Geleit auf dem letzten Wege. Bis zum letzten Augenblick betheuerte Kohl, er sei unschuldig. Das Sterben wurde ihm ungewöhnlich sauer. Sein Todeskampf dauerte volle zwei Minuten. Requiescat in pace!

Notizen.

Feodor Wehl's „Deutsche Schaubühne" ist von dem dresdner Shakspeareverein zu seinem Organ gewählt worden, gewiß mit Recht, indem Wehl's reformatorisches Wirken gegenüber den Bühnenzuständen der Gegenwart bereits seit mehrern Jahren der „Schaubühne" eine hervorragende Stellung unter den Theaterblättern der Gegenwart verschafft hat. In dem ersten Hefte des neuen Jahrgangs wird eine Tragödie von Moritz Blanckarts, „Adolf von Nassau", mitgetheilt; ein kurzer Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit des Shakspearevereins; eine Biographie und Charakteristik von Rudolf Gottschall nebst einem Porträt dieses Dichters und ein kurzer Rückblick auf die Leistungen der deutschen Bühne im December 1864, eine Rundschau, bei welcher der Verfasser diesmal über den sich in einer Menge von Symptomen laut verkündigenden Verfall des deutschen Theaters in eine energische Strafrede ausbricht. Inzwischen ist der „Deutschen Schaubühne" ein Concurrenzblatt erstanden in den „Dramatischen Blättern" (Dresden, Meinhold u. Söhne), einem Organ zur Förderung und Hebung der dramatischen Poesie und ihrer Darstellung durch die Schauspielkunst, herausgegeben von Professor Dr. Th. Rötscher. Das erste Heft des neuen Unternehmens bringt ein Bild der Sophie Schröder als Sappho, ein fünfactiges Schauspiel von T. A. Burghardt, von einem Dichter, von dem wir bei dieser Gelegenheit erfahren, daß er in Berlin dem Hungertode erlegen ist. Außerdem erhalten wir Vorschläge zur Abhülfe des

gegenwärtigen Theaterelends und eine Anzahl kleiner dramaturgischer Artikel aus der Feder des Herausgebers, denen man nicht den Vorwurf philosophischer Breite machen kann. Es sind dramaturgische Baisers, wie sie eine Schauspielerin vor ihrem Toilettespiegel zum Frühstück schlürfen kann in den Zwischenacten dieser zeitraubenden Leistung. Das ist gewiß sehr praktisch, auch sind die Themata anziehend gewählt; z. B. „Dankbare und undankbare Rollen in der Schauspielkunst“; „Wie müssen in der Schauspielkunst die Apartes behandelt werden?“; „Welchen Sinn hat der französische Ausdruck créer un rôle?“ Außerdem wird noch der Charakter des Bastard Faulconbridge in Shakspeare's „König Johann“ und „Hamlet“ in ausgiebigerer Weise analysirt. Doch fehlt die Chronik der neuesten Ereignisse aus der Theaterwelt, ein für den Erfolg des Unternehmens nicht unwichtiges Kapitel.

Brachvogel's „Frau von Montpensier“ ist am Hoftheater zu Schwerin mit Erfolg in Scene gegangen. Das wichtigste Theaterereigniß in Wien ist der Abschied, den der beliebte Schauspieler Fichtner von der Bühne des Burgtheaters und dem ihm so günstig gestimmten Publikum nahm. Die Jugendfrische, mit der er seine letzten Rollen durchführte, erweckte um so lebhafteres Bedauern über seinen Abgang von der Bühne. Seine im scharfen Gegensatz zu dem Virtuosenthum stehende Anspruchslosigkeit hat ihm stets die Achtung aller edeln Kunstfreunde gesichert. Karl Fichtner ist am 7. Juni 1805 zu Königsberg geboren, hat also bald sein sechzigstes Lebensjahr erreicht. Sein Repertoire umfaßte 519 Rollen in 465 Stücken; die letzte neue Rolle, in welcher er auftrat, war der Oekonomierath Seeburg in Gutzkow's „Weißem Blatt“. Seit dem 5. Aug. 1824 war Fichtner Mitglied des Burgtheaters und hat in diesen vierzig Jahren gewiß mehr als 5000mal die Breter der wiener Hofbühne betreten.

Die Novellen- und Romanliteratur wird in neuester Zeit wieder mit großem Eifer angebaut. Von Heinrich Laube's großem historischen Roman „Der deutsche Krieg“ ist das zweite Buch: „Waldstein“ (3 Bde., Leipzig, Hässel) erschienen. Außerdem erwähnen wir „Beaumarchais. Historischer Roman von A. E. Brachvogel“ (4 Bde., Jena u. Leipzig, Costenoble); Edmund Höfer's „Altermann Ryke. Eine Geschichte aus dem Jahre 1806“ (4 Bde., Berlin, Janke); „Frauen und Räthsel. Roman von Levin Schücking“ (2 Thle., Leipzig, F. A. Brockhaus); „Geschichte einer Gasse. Novellen von Leopold Kompert“ (2 Bde., Berlin, Gerischel).

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 7.** 16. Februar 1865.

Französische Einflüsse auf die deutsche Literatur des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Eine literarhistorische Skizze.

Von

Reinhart Zöllner.

I.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts wird allgemein als die traurigste Periode unserer deutschen Geschichte, als die Hauptursache unsers vaterländischen Elends angesehen. Geistige Verkommenheit, Unsitte, Verwüstung, Fanatismus, willenlose Hingabe an fremde Einflüsse — alles dies scheint, wenn wir den gewöhnlichen Darstellungen folgen, einzig und allein dieser Epoche eigen gewesen zu sein. Man irrt. Trübe und traurig war freilich die Zeit, aber die Ströme vergossenen Blutes dürfen nicht allein den Maßstab leihen für die Beurtheilung des geistigen Inhalts einer Periode. In wilder Flut brauste der dreißigjährige Bürgerkrieg über die Lande, vernichtend, was nicht standhielt oder sich willenlos forttreiben ließ, aber auch an mancher starren Klippe seine Kraft brechend. Wie ein stiller Sumpf liegen dagegen die der Reformation folgenden Jahrzehnte da, ein Sumpf, in dessen faulem

Schlamme geistliche und weltliche Giftpflanzen üppig wucherten und das Elend erwuchs, das Deutschland um den besten Theil seiner Kraft gebracht hat.

Mit der Unterdrückung der Bauernkriege war die Reformation gebrochen und kirchlicher wie fürstlicher Reaction das Feld geräumt. Luther selbst hörte auf, Mittelpunkt der Bewegung, Repräsentant des reformatorischen Gedankens zu sein, als er, auf Fürstengewalt und die Scharen seiner ihm blind folgenden Anhänger gestützt, dem Volke entgegentrat, dessen Freiheitsdrang er nicht begreifen konnte. Die nationale Partei und die mit dieser verbündeten Humanisten unterlagen der enggeschlossenen Phalanx ihrer Gegner; die biblische Richtung behielt die Obergewalt und im Lande wie an den Höfen brüstete sich ein eitles protestantisches Papstthum. Wie ein Alp lastete die Orthodoxie auf dem Volksgeiste; was die ersten Jahre der Reformation an freien nationalen Ideen hervorgebracht, ward erstickt und jede Quelle neuen frischen Lebens verstopft. Die Volkspoesie, welche vor der Reformation theils die stillern Gemüthsregungen, theils die oppositionelle Theilnahme des Volks ausgedrückt hatte, verstummte immer mehr und mehr; an die Stelle der frühern in kernigem Volkston gehaltenen Kirchenlieder traten gereimte Gebete und dogmatische Abhandlungen. Wenn Schwänke und Satiren noch erschienen, so waren sie meist geistlose Nachahmungen, in denen Zoten die Gemüthsseite vertraten und der Witz durch gelehrte Citate ersetzt werden sollte. Das Volk nahm im großen und ganzen keinen Antheil an den gelehrten Streitigkeiten der Theologen und diese wiederum keine Rücksicht auf die Herzensbedürfnisse des Volks. Kurz überall unfruchtbarer theologischer Sand.

So sah es im Innern aus. Nach außen hin hatte das Deutsche Reich factisch zu bestehen aufgehört und sich in die erbärmlichste Kleinfürstenherrschaft zersplittert. Die Territorialhäupter standen jetzt fast vollständig außerhalb der Sphäre kaiserlicher Macht; vorzüglich hatten sie es verstanden, die reformatorische Bewegung für ihre Hausinteressen auszubeuten. Einzeln aber zu schwach, um die mühsam errungene Selbständigkeit zu wahren, und durch Eifersucht an einer engern Vereinigung mit ihresgleichen verhindert, sahen sie sich mit der Zeit genöthigt, an fremde außerdeutsche Mächte sich anzulehnen. Was wunder, daß sie dann nicht blos in politische, sondern auch geistige Abhängigkeit von der Fremde geriethen und daß in der Folge auch die ihnen untergebenen Massen vom Fremdwesen angefressen wurden. Frankreich war schon damals die hohe Schule der Diplomaten, und Paris der Zielpunkt aller derer, die ihrem Geiste einen feinen Schliff verleihen wollten. Adel, Gelehrtenstand und Volk wurden nach und nach gleichmäßig dem Deutschthum entfremdet.

Der erstere Stand war schon durch das Ritterthum in enge Beziehung zu Frankreich gebracht worden. Romanischem Geiste entsprossen und in Frankreich selbst zur höchsten Unnatur entwickelt, hatte es dem deutschen Adel französische Tracht, Sprache und Sitte gegeben, und als nun das aufsteigende Bürgerthum ihm den phantastischen Glanz der Romantik genommen, waren diese Krebsschäden allein in ihrer Nacktheit übrig geblieben. Vom 14. Jahrhundert bis in die neuesten Zeiten suchten deutsche Herren vorzugsweise in den Heeren des kriegerarmen Frankreich Sold, Ehre und Abenteuer, sei es auch im Kampfe gegen ihr Vaterland. Selbst Franz von Sickingen diente unbefangen der fremden Krone und viele süddeutsche Edelleute zogen über den Rhein, um den französischen reformirten Adel in seinem Kampfe gegen den König mit Reiterscharen zu unterstützen.

Wer zu Hause blieb, befand sich dafür wenigstens in französischem Solde und geistiger Abhängigkeit vom französischen Hofe. An den Fürstensitzen des westlichen Deutschland war die Französelei besonders stark. Der Hof Friedrich's V. von der Pfalz hatte die deutsche Sprache fast verlernt und schämte sich ihres Gebrauchs; nicht bessern Geistes waren die geistlichen Kurfürsten. Nur an den lutherischen Höfen hielt man sich abgeschlossen gegen romanisches Wesen, mehr aus geistiger Beschränktheit als aus nationalem Sinn. Man schlage den Einfluß dieses fürstlichen Verhaltens auf die deutsche Literatur nicht zu niedrig an, wie es meist geschehen, sondern bedenke, daß dieselbe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gezwungen war, sich auf die höhern Stände zu stützen, deren Geist abzuspiegeln, deren Anforderungen zu genügen.

Die große Masse des Volks war so in fremde Sprache und Sitte eingewöhnt, daß es sich von einem derartig französelnden Schriftthum nicht abgestoßen fühlte, wenn es sich überhaupt die Mühe nahm, dasselbe zu berücksichtigen. Die Landsknechte brachten aus Frankreich welsche Sitten und „neuerdachte französisch-belialische Alamodeflüche“ mit. Dann kamen französische Truppen nach Deutschland und verdarben vieles, was noch gut war in Geist und Sprache. Wer nicht alamodische Kleider trug, der sei, sagte man, altfränkisch, und eine Ausnahme war es, daß die Frauen von Strasburg, „so nahe sie den alamode vor der Thür hatten, doch bei ihren uralten Trachten blieben, und sollte es auch den thörichten alamode zum Tode verdrießen“.

Die deutschen Gelehrten, besonders die studirende Jugend nahm ein unmittelbares Interesse an Frankreich. Bekanntlich hatte schon im 15. Jahrhundert die Universität Paris einen überaus nachhaltigen Einfluß auf die theologischen Streitigkeiten jener Zeit und demzufolge auch auf das geistige Leben Deutschlands ausgeübt. Ehe deutsche Universitäten selbst nach pariser Muster eingerichtet waren, zogen Hunderte junger

Gelehrten über den Rhein, um dort das Studium der Theologie und des Kanonischen Rechts zu pflegen. Geiler von Kaisersberg und den Geschichtschreiber Aventinus finden wir unter ihnen. Im 16. Jahrhundert trieb manchen aufstrebenden Geist das eitle theologische Gezänk und die scholastische Verknöcherung aller Wissenschaft nach Paris, wo Franz I. in königlicher Laune eine gewisse akademische Blüte herbeigeführt und die Lehrstühle der Philologie und Jurisprudenz mit bedeutenden Kräften besetzt hatte. Männer, wie der Historiker Sleidanus, sein Fortsetzer Michael Beuther, der große Pädagog Johann Sturm waren dort gebildet und zum Theil sogar als Lehrer thätig gewesen. Diese peregrinatio academica wurde mit der Zeit eine nothwendige Bedingung akademischer Bildung und selbst bedeutende Männer galten nur für halbe Gelehrte, wenn sie sich nicht längere Zeit in der Fremde umgesehen hatten. Der Dreißigjährige Krieg bildete keinen Damm gegen diesen Strom wandernder Studenten; gab es doch an allen Universitäten fixe Reisestipendien und Gelegenheit genug, als Reisegesellschafter oder Hofmeister mit jungen Adelichen in die Fremde zu ziehen. Erwähnung verdienen endlich noch die vielen Gelehrten meist reformirten Glaubens, welche, aus Frankreich vertrieben, in Deutschland Schutz und Anstellung fanden; ein André Magier aus Orleans wirkte um 1539 als Professor der Theologie in Greifswald; einen Garnier aus Avignon finden wir als Hofprediger des Landgrafen Wilhelm IV. und François Baudouin lehrte von 1556—61 an der Hochschule zu Heidelberg.

Dies waren die verschiedenen Quellen des französischen Einflusses auf Deutschland; sie fließen so mächtig und offen, daß es schwer zu begreifen ist, warum Gervinus und die große Schar seiner Nachbeter den Niederlanden die Vermittlerrolle zwischen diesen beiden Ländern zutheilen.

Eine frühzeitige Concentration der geistigen Kräfte Frankreichs in dem glanzliebenden Hofe, das Streben der Könige, durch Pflege der Wissenschaften und Künste mit den italienischen Mäcenen zu wetteifern, die Ausbildung einer streng conventionellen Sprache und Sitte gab der französischen Literatur wol feine und glatte Formen, in diesen Formen aber einen dem Volksgeist fremden Inhalt. Schon Franz I., dessen Launen sich darin gefielen, als „Vater und Wiedererwecker der Gelehrsamkeit Frankreichs“ zu erscheinen, dessen Geist aber roh und ungebildet blieb, machte die Dichtkunst abhängig vom Hofe und isolirte sie vom Volke, ein Verhältniß, das fortdauerte, als der Geist des Volks in neuem Aufschwunge Rabelais als genialsten und letzten Kämpfer gegen dies höfische Wesen entsendet hatte. Sein Buch „Gargantua und Pantagruel“ ist eine wunderbare Mischung von natürlicher, volksthüm-

licher Derbheit und geschraubter Allegorie, und wenn auch selbst die höhern Kreise an diesem Werke Interesse nahmen und die darin enthaltenen Anspielungen auf locale und zeitweilige Verhältnisse belachten, so waren doch die Wirkungen dieser Satire nur vorübergehender Art. Man fand solche Kost für die Länge der Zeit zu mager und vertiefte sich lieber in den „Amadis", jenen aus Portugal eingeführten großen Ritterroman. Schilderte doch dieser einen gesellschaftlichen Zustand, den der Hof sich Mühe gab zu erneuern, Heldenthaten des Ritterthums und die wunderbarsten Abenteuer galanter Liebe. Dies harmonirte mit jener Zeit, in welcher der Hof die schamloseste Ueppigkeit zur Schau trug und in Turnieren und ritterlichem Frauendienste die Sitten vergangener Jahrhunderte nachäffte.

Der Südwesten Deutschlands nahm zuerst diese beiden culturgeschichtlich merkwürdigsten französischen Romane auf. Ihre Uebersetzungen liegen nur sechs Jahre auseinander: der „deutsche Amadis" erschien zuerst 1569 und Fischart's „Geschichtsklitterung" 1575.

Diese „Affentheurliche, Naupengeheurliche Geschichtsklitterung" ist ein wunderliches, geniales Werk. Die tollsten Launen, der ungezügeltste Witz haben die Eigenthümlichkeiten des französischen Originals, seine feinen Anspielungen und die allegorische Form fast vollständig zerstört. Die französische Erzählung ist nichts weiter als das Gefäß, in das Fischart die Ausgeburten seines wilden und dabei doch echt deutschen Geistes gebannt hat. Vier Fünftheile seines Buchs gehören ihm an, und in dem Reste, der eigentlichen Uebersetzung, ist das deutsche Element so überwiegend, daß man beim Lesen fast nie an das Original erinnert wird.

Während Fischart in Periodenbau und Wortfügung überraschend selbständig ist und sich in der ganzen Darstellung als einen der größten deutschen Sprachkünstler zeigt, tritt uns im Uebersetzer des „Amadis" ein in der Handhabung der Sprache höchst ungeschickter Geist entgegen. Er scheint ein protestantischer Schwabe gewesen zu sein, der längere Zeit in Frankreich zugebracht hatte. In der Vorrede sagt er: „Als jüngst abgelauffener jarn ich in das weit berümpte Königreich Frankreich zu erlernung der sprachen verschicket vnd abgefertigt worden, hab ich also baldt nach meiner glücklichen ankunfft selbiger enden mich auff allerhand vnd mancherley Frantzösische Historien (deren denn viel schöne vnd vnzalbare gefunden werdn) zu lesen begeben vnd denselbigen dermaßen nachgehengt, biß vnter andern eine, welche alle gelehrte, erfarne Männer, sonderlich alle, die vom Adel vnd ansehnliche Leuth, als die allerzierlichste, lieblichste vnd kurzweilichste auch nützlichste gepriesen vnd gehalten, mir vnter Hand kommen vnt mit solchem Sato in mein gewalt gerathen, daß gleich gedachter Historh angeneme belustigung mich

dahin gebrungen vnd getrieben, dieselbige auß Frantzösischer in vnser angeborne Teutsche sprach zu bringen vnd zu tranßferiren." Die Sprache ist nicht nur äußerst ungefüg, wie die citirte Stelle schon beweist, sondern zeigt auch die Vorliebe des Autors, französische Wendungen und Ausdrücke, die ihm besonders treffend erschienen, in die deutsche Sprache einzubürgern. Die Uebertragung ist frei und in vielem vom Original abweichend, vorzüglich sind — vielleicht in Rücksicht darauf, daß das Buch der Pfalzgräfin bei Rhein gewidmet werden sollte — die schlüpfrigsten Stellen unübersetzt geblieben. Bis tief in das 17. Jahrhundert hinein sind eine Menge Auflagen und Auszüge dieses Werks erschienen, obgleich schon dem ersten Uebersetzer „die art vnd manier zu reden in diesem Buch jetzt derzeit nit sonders gebreuchlich auch zu dunkel" vorkam.

Die Schleusen waren geöffnet und der Strom französischer Romane floß reichlich über die deutschen Lande. Selbst Fischart wurde von der Flut getragen, seine sämmtlichen Prosawerke wurzeln in französischem Boden. Das Volk — übersättigt von theologischen Zankschriften — und der blasirte Geist der höhern Stände ergötzte sich gleichmäßig an den unwahrscheinlichen Situationen, den galanten Abenteuern und den wundersamen Thaten, Sitten und Gegenden, welche ihm hier vorgeführt wurden. Noch nie hatte die Kunstpoesie so elende Auswüchse erzeugt, noch nie hatte aber auch das Volk selbst ein gleich großes Interesse den schlechten Machwerken der Fremde und ihren heimischen Nachahmungen entgegengebracht wie gerade in dieser Periode.

Von bedeutend geringerm Einfluß ist die französische Lyrik auf die deutsche Poesie des 16. Jahrhunderts gewesen und nur im südwestlichen Deutschland konnten infolge der engen Beziehungen zu den französischen Reformirten die geistlichen Gesänge eines Clement Marot und Theodor Beza Nachahmung und Verbreitung finden. Der protestantische Norden blieb ihnen ziemlich ganz verschlossen, denn einerseits genügte den Lutheranern der reiche Schatz ihrer Kirchenlieder, andererseits wirkte die gegen alles, was reformirt hieß, fanatisch gesinnte Geistlichkeit der Ausbreitung solcher ketzerischen Gesänge mit größter Heftigkeit entgegen. Als im Jahre 1598 in Leipzig ein Nachdruck von Ambrosius Lobwasser's 1574 erschienenen „Psalmen nach frantzösischer Melodey vnd reimen" herauskam, schrieb ein leipziger Professor der Theologie einen „Psalter David's", in dessen Vorrede er gegen solche Ketzerei zu Felde zog. Der fromme Mann ereiferte sich darüber, daß man auch in geistlichen Sachen zu fremden und neuen Dingen mehr Lust und Begierde trage, daß man die Psalmen des „sacramentiereschen Rädelsführers Th. Beza und des Clement Marot aus dem Französischen ins Deutsche gebracht und den lutherischen Gesängen weit vorgezogen und die Lobwasser'schen «Psalmen»,

die auf fremde französische und für die weltlüsternen Ohren lieblich klingende Melodien gesetzt seien, hoch gehalten habe, als ob nichts besseres könnte gefunden werden, ungeachtet daß es mit den Reimen ein sehr messig Ding sei". Ein lutherischer Witzling, hinweisend auf die poetische Armuth dieser Lieder, rief aus: „Ein anderer lob Wasser, ich lobe mir Wein!" Es ist zweifelhaft, ob dieselbe Anerkennung und Verbreitung den Lobwasser'-Marot'schen Psalmen würde zutheil geworden sein ohne die Begleitung der leichten, gefälligen Melodien. Nirgends mehr als in der reformirten Kirche war das kunsttödtende Princip der Reformation zur Geltung gekommen. Heimische Weisen, in die sich das protestantische Kirchenlied geschickt zu kleiden wußte, blieben unbenutzt, die Dichter selbst besaßen weder musikalischen Sinn noch Uebung. So mußte man sich an die Fremde wenden und in französischen Melodien Ausdruck der religiösen Stimmungen suchen. Motetten nach französischem Muster waren in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Süddeutschland nicht ungebräuchlich und selbst der größte deutsche Componist jener Zeit, Orlando di Lasso, hat französischen Vorbildern sich zugewendet.

Mit wenigen Worten lassen sich endlich noch die französischen Elemente der deutschen Dramatik des 16. Jahrhunderts kennzeichnen. In keinem Zweige der deutschen Literatur hat sich der bürgerliche, volksthümliche Charakter so lange erhalten als gerade im Drama, bis auch dieses in scholastischem Wuste erstickte. Die Fastnachtsspiele und Schwänke waren in der Art des Hans Sachs gedichtet und trugen nationales Gepräge; wo man fremde Stoffe verwendete, so geschah dies unbewußt und der französische Einfluß ist nur mittelbar gewesen. Schon im Ausgang des 15. Jahrhunderts waren französische Sagen ins Deutsche übersetzt und zu Volksbüchern geworden. Unser Volk adoptirte die Geschichte von der „Magelone", „Melusine", den „Haimonskindern", „Octavian" und andere, und in der neuen Form war das Wesen des Originals nicht mehr zu erkennen. Aus diesen Volksbüchern erwuchs nun zum Theil das Volksdrama, wie denn überhaupt die Dichter, unter ihnen zuletzt Jakob Ayrer, der nürnberger Gerichtsprocurator, mit Vorliebe auf die Heldensage zurückgingen und dieselbe in dramatische Form gossen. Ayrer sagt selbst, daß er die „Tragedia von der schönen Melusina vnd jhrem Verderben vnd Untergang" (1598) „auß einer französischen Schrift" genommen habe. Die französische Dramatik selbst, welche seit 1550 vollständig in antikem Gleise lief, blieb dem deutschen Bürgerstand an Inhalt und Form viel zu fremd, um bei ihm dasselbe Glück zu machen wie etwa die stets auf volksthümlichem Boden sich bewegenden englischen Komödianten. Erst als der

Dreißigjährige Krieg die Kräfte des Bürgerthums zerrüttet hatte und von den gelehrten und sogenannten höhern Ständen die Literatur gemacht ward, konnte sie einer freudigen Aufnahme sicher sein.

Die Volkswirthschaftslehre und die Geschichte.

Von

Johannes Falke.

II.

Das Adam Smith'sche System, dessen wir am Schluß unsers ersten Artikels gedachten, erwarb seinem Schöpfer den Namen eines Gründers der Wissenschaft, nicht als hätte er die Lehre derselben zuerst entdeckt und ausgesprochen, sondern weil er die schon vorhandenen Elemente aus einseitiger Bildung befreite, von allem Fremdartigen löste und mit Hereinziehung des bis dahin Uebersehenen und Vernachlässigten zu einem umfassenden und vollseitigen System verarbeitete. Die Wissenschaft stand jetzt als ein abgerundetes, auf genügender und geschlossener Grundlage nach eigenen innern Gesetzen errichtetes Gebäude da, emporgewachsen aus der umgebenden Gegenwart und im sachgemäßen Zusammenhang mit dem Ergebnisse vorausgegangener Bildungsprocesse. Gerade das war eine der größten Eigenschaften Smith's, daß er mit der durchdringenden Erkenntniß und der aufmerksamsten Beobachtung, mit dem tiefsten und wärmsten Verständniß für die Bildungs- und Lebensverhältnisse seines mit ihm lebenden Volkes den feinen und scharfen Sinn für die Geschichte verband, welcher nicht nur in dem Anschluß an die durch das physiokratische System gewonnenen Lehren, sondern hauptsächlich auch in der Herbeiziehung geeigneter Entwickelungsmomente aus dem Leben gleichzeitiger und längstverschwundener Völker zu Tage trat. Die größte und schwerste That auf diesem Gebiete war jetzt geschehen, die bis dahin in den Anfängen ringende Wissenschaft war eine Thatsache geworden und der Nachwelt fortan nur die Aufgabe der weitern Ausführung, der schärfern Sichtung, des Nutzbarmachens und Anwendens gelassen. In diesen Bahnen bewegte sich seitdem auch die Wissenschaft in ruhigem und gesichertem Fortschreiten. In England schlossen sich die vornehmsten der auf Smith folgenden Volkswirthschaftslehrer seinem System an, reinigten und klärten es im ganzen und einzelnen, führten die schon gegebenen Lehren weiter aus oder erweiterten das System mit neuentdeckten. Ricardo, M'Culloch, Malthus, James Mill und andere wirkten in dieser Richtung, vollendeten die Lehre von der Grundrente, von der Bevölkerung, von der

Arbeitstheilung, der freien Concurrenz ꝛc., und erwarben der nunmehr wenigstens bis zu einem gewissen Grade fertig dastehenden Wissenschaft auch auf dem europäischen Festlande Anerkennung und Aufnahme. Frankreich, durch das physiokratische System vorbereitet, nahm bereitwillig die in England umgestaltete Wissenschaft auf und Männer wie Say, Sismondi, Ganilh, Blanqui, in den neuesten Zeiten vor allen Chevalier und Bastiat, erwarben sich durch eine mehr oder minder selbständige Läuterung und Vervollständigung derselben weitere Verdienste.

Aber weder in Frankreich noch in England konnten sich, vermöge der ganzen Geistesrichtung dieser Völker und der Gesammtlage ihrer Verhältnisse, welche die politische Bedeutung auch der Volkswirthschaft jeden Augenblick in den Vordergrund drängten, die auf diesem Gebiete thätigen Geister auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt der Objectivität erheben, ohne welchen die so weit gediehene Wissenschaft nicht vollständig aus der Umgebung und dem Einfluß des Zuständlichen, der sich täglich drängenden Erscheinungen gelöst, die Sichtung zwischen den allgemeinen Gesetzen, dem unter allen Umständen Wahren und Unwandelbaren und dem Zufälligen, dem Wechsel und den Einwirkungen von allen Seiten Unterworfenen, die Trennung der Theorie und der Praxis der Wissenschaft, der abgezogenen Gesetze und der anzuwendenden Regeln nicht erreicht werden konnte. Diese letzte Vollendung sollte die Wissenschaft in Deutschland erfahren.

Hier hatte sich, im Gegensatz zu den Handelssperrsystemen Preußens und Oesterreichs und ebenso hervorgerufen durch die Continentalsperre, die Neigung zu einem freien Handel und damit eine Vorliebe zu den Lehren des Smith'schen Systems herausgebildet. Ueber die großen deutschen Nordseemärkte, die mit England in innigster Handelsverbindung standen und von einer möglich weit gehenden Befreiung des Handels mit Recht den größten Aufschwung ihres Geschäfts erwarteten, drang das volkswirthschaftliche System in das innere Deutschland ein und Männer wie Sartorius, Lüder, Kraus und andere traten im nördlichen Deutschland als die ersten Uebertrager und Bearbeiter desselben hervor. Mit einer selbständigern Auffassung traten ihnen dann an die Seite von Jakob, Graf von Soden, Lotz und eine Anzahl anderer Gelehrter und so vollzog sich nach und nach durch diese Männer die Scheidung der in der Wissenschaft der Engländer und Franzosen noch ununterschiedlich nebeneinander liegenden theoretischen Lehren und praktischen Regeln des gesetzlich Nothwendigen und thatsächlich Zufälligen, bis die Wissenschaft in klar voneinander gesonderten Zweigen der Volkswirthschaftslehre, der Volkswirthschaftspolitik und der Staatswirthschaftslehre oder Finanzwissenschaft als vollendet dastand. Vor allem ist es Rau's unsterbliches Verdienst, diese Scheidung in plastischer und classischer

Vollendung vollzogen zu haben, mit scharfer Sonderung und Umgrenzung der einzelnen Zweige, mit klarer und gedrängter Begriffs- und Formbildung innerhalb der besondern Volkswirthschaftslehre als der Wissenschaft von der Erzeugung, der Vertheilung und dem Verbrauche der Sachgüter. Klarer und bewußter als irgendeiner seiner Vorgänger faßte Rau die Wissenschaft vom objectiven Standpunkt auf, bemühte sich, das wissenschaftliche Gebäude mit strenger Fernhaltung alles Zufälligen und Wechselnden aus allgemein anerkannten, der Erfahrung und der Beobachtung entnommenen, das Reich der werdenden und wechselnden Thatsachen in unveränderlicher Kraft beherrschenden Gesetzen auszuführen, und verwies die Anwendung dieser Gesetze, die durch den Einfluß äußerer Verhältnisse und durch vereinzelte und wiederkehrende Zweckbestimmung nothwendige Veränderung derselben in die Volkswirthschaftspolitik.

Als Grundlage einer solchen von der unmittelbaren Gegenwart und deren Bedürfnissen und Einzelerscheinungen absehenden, in unveränderlicher und unerreichter Ruhe darüber gestellten Wissenschaft bedurfte Rau auch einer sich immer gleichbleibenden Grundlage, auf welche alle Zufälligkeiten und Verschiedenheiten gegebener Verhältnisse, alle Charaktereigenthümlichkeiten und Bildungsunterschiede der Völker einen unaufhörlich umfärbenden und umgestaltenden Einfluß nicht auszuüben vermöchten. Deshalb nahm er als Grundlage einen Begriff von Staat und Volk, der in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, eine sich stets gleichbleibende wirthschaftliche Trieb- und Grundkraft des menschlichen Geschlechts, die in dieser Weise gleichfalls nicht gefunden wird. „Der Staat“, sagt er in §. 4 seines «Lehrgebäudes», „besteht aus einer Anzahl beisammenlebender Menschen, welche, als Genossen der Staatsverbindung und in dieser Eigenschaft gewisse Rechte genießend, Staatsbürger heißen; ihre Gesammtheit als eine Vielheit gedacht ist das Volk, die Nation im staatswissenschaftlichen Sinne des Worts oder die staatsbürgerliche Gesellschaft.“ Als die der Wirthschaft des Volks zu Grunde liegende menschliche Triebkraft nennt er den Eigennutz der einzelnen, freilich nicht die ausgeartete sittliche Selbstsucht, sondern den wohlverstandenen Eigennutz, welcher den Menschen antreibt, den größten Vortheil durch Sachgüter mit der geringsten Beschwerde und dem geringsten Aufwande von Vermögenstheilen zu gewinnen, und welcher zugleich ein stets unwandelbares Verhältniß des Menschen zu den Sachgütern als den unentbehrlichen Hülfsmitteln zur Erreichung seiner meisten Zwecke begründet. Die Erscheinungen auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, so mannichfach gefärbt und wechselnd sie auch in Zeit und Gegenwart sich darstellen, lassen sich stets auf gewisse Ursachen zurückführen und ergeben für den wissenschaftlich beobachtenden und schließenden

Geist die klaren und unabänderlichen Gesetze, welche wie die Gesetze der Naturwissenschaft als mathematische Formeln dargestellt werden können, jedoch in der Wirklichkeit, durch Störung und Einwirkung von allen Seiten her, wieder Veränderung erleiden, sodaß jedes Gesetz als eine Regel erscheint, welche überall wieder Ausnahmen zuläßt. Aus solchen Gesetzen nun wurde die ganz auf sich gestellte Wissenschaft auf Grundlage der von Smith gewonnenen und durch ihn und seine Nachfolger ausgebildeten Lehren im innigen Anschluß an die Absichten und Zielpunkte seines Systems vollendet.

Aber während die Wissenschaft solchen Bildungsweg durchwanderte, hörte sie zugleich auf, die unmittelbare Verbindung mit der Gegenwart, die geradlinige Zweckbestimmung auf die nächste Umgebung festzuhalten, denn gerade durch eine Heraushebung und gänzliche Lösung aus dieser war ihr allein die erreichte Entwickelung möglich geworden. So sehr die Hauptlehren und Absichten des Systems den Zuständen und Bedürfnissen Englands entsprachen und für den Theil von Deutschland, welcher auf den Austausch von Sachgütern als auf seinen wichtigsten Nahrungszweig angewiesen war, die verheißlichsten Aussichten eröffneten, so konnte doch dasselbe, da es die gleichmäßige Blüte aller wirthschaftlichen Kräfte und den Zustand der Vollentwickelung eines Volks voraussetzte, dem gesammten jetzt in einen locker gefügten Bundesstaat verwandelten Deutschland nicht ohne gewichtigen Widerspruch zusagen. Durch die Handelssperrsysteme, durch die Continentalsperre und infolge besonderer örtlicher Verhältnisse hatte sich in Deutschland die Gewerbskraft zu neuen Anstrengungen erhoben, verschiedene neue Zweige bis zu einem gewissen Grade zur Blüte gebracht und befand sich überhaupt in dem Zustande einer vielversprechenden Entwickelung. Von dieser Seite erhob sich jetzt das Gegenstreben gegen eine Wissenschaft, die, als politisches System innerhalb des Bundesstaats zur allgemeinen Anwendung gebracht, die aufstrebende Gewerbskraft, die neuen theils auf natürlichem, theils auf künstlichem Wege entwickelten Gewerbszweige dem vollen Andrang der überlegenen fremden Gewerbe ausgesetzt und in die Gefahr einer nachhaltigen Niederlegung geführt hatte. Diese einheimische Gewerbskraft verlangte aufs dringlichste von der Politik des Bundesstaats eine Hülfe, um der überlegenen Kraft gegnerischer Völker die Mitbewerbung halten und vor allem den eigenen innern Markt erobern und behaupten zu können. Die Lehre von der unbedingten Handelsfreiheit erschien dieser volkswirthschaftlichen Partei als eine erst in ferner Zukunft, in einer Zeit der Vollentwickelung der deutschen Gesammtwirthschaft anwendbare. Dagegen wandte sie die Blicke wieder auf das von der Wissenschaft verurtheilte alte Handelssystem und hoffte bei ihm die der eigenen Entwickelung unentbehrlichen

Förderungsmittel zu finden. Man dachte aber nicht daran, das Sperrsystem in seiner schroffen, mit Recht verurtheilten Form unverändert wiederaufzunehmen, sondern man wollte es nach den gewonnenen und auf deutsche Verhältnisse anwendbaren Lehren der neuen Wissenschaft mildern und umgestalten und als ein auf bestehende Zustände und Verhältnisse berechnetes System der bundesstaatlichen Politik zu Grunde gelegt wissen. Der Wissenschaft widerstrebte das Leben, dem theoretischen Gesetz das praktische Bedürfniß, und es entstand daraus das neue, nach den Bedürfnissen und den Erfahrungen der Gegenwart umgewandelte, volkswirthschaftlich politische System, das Handelsschutzsystem. Dazu kam noch ein zweites, nicht minder in das Gewicht fallendes Moment. Deutschland fühlte nach der glücklichen Beendigung der französischen Kriege kräftiger als seit Jahrhunderten die Nothwendigkeit einer politischen Einigung und Abschließung, die Unentbehrlichkeit auch eines nach außen wirksamen politischen Ansehens und Einflusses, und erkannte als das nächste und sicherste Mittel dazu die allseitige Kräftigung der Volkswirthschaft und die Unterstützung derselben durch eine kräftige und einheitliche Handelspolitik. Also durchaus ähnliche Verhältnisse und Bedürfnisse, welche früher ein Handelssperrsystem erzeugt hatten, waren es jetzt wieder, welche das Handelsschutzsystem verlangten.

Friedrich List's System der politischen Oekonomie, so sehr es an Mängeln und Irrthümern leiden mag, ist dadurch doch von großer historischer Bedeutung, daß es aus dem unmittelbaren Zusammenhang mit der Gegenwart und deren Bedürfnissen emporgewachsen und bisjetzt immer noch der bedeutendste wissenschaftliche Ausdruck des deutschen Handelsschutzsystems geblieben ist. In der wissenschaftlichen Ausführung steht es freilich weit hinter der in glänzender Weise entwickelten Volkswirthschaftslehre seiner Gegner, im thatsächlichen Werthe aber für die Entwickelung Deutschlands und seiner Verhältnisse überragt es diese wenigstens bisjetzt. List, von Natur ein feuriger, beredter, unermüdeter und durch Rücksichtsnahme nie geschwächter Agitator, widmete sein ganzes Leben und Denken dem Einen Ziele, der allgemeinern Nutzbarmachung des Schutzsystems für Deutschland, indem er ebenso sehr die wirthschaftliche wie die politische Bedeutung desselben für des deutschen Volkes Zukunft erfaßte, und suchte dieses Ziel durch unermüdliches Treiben und Drängen bei den deutschen Einzelregierungen, durch Bildung von Vereinen unter den Gewerbs- und Handelsleuten, durch eine Menge von Schriften, sein „System", die vielen Gelegenheitsschriften, das „Zollvereinsblatt" u. a., zu erreichen. Er war eine Stimme seiner Zeit, sein System ein Wort der deutschen Geschichte und als solches von der folgewichtigsten Bedeutung und unausbleiblichem, wenn auch nicht allseitigem Erfolge. Die herrschende Wissenschaft, die „Schule",

bekämpfte er als eine reine Theorie, als ein „kosmopolitisches" System, und stellte dem ihr zu Grunde gelegten allgemeinen Begriff von Staat und Volk das Volk in seiner wirklichen geschichtlichen Erscheinung entgegen, als eine klar ausgeprägte Persönlichkeit, mit besondern nicht aufzuhebenden und unaufhörlich zur Darstellung ringenden Kräften, mit innern und äußern nicht wegzuleugnenden Bedingungen und Grenzen seiner Entwickelungsfähigkeit, mit einem Berufe, der jedem besonders und allein vermöge aller dieser Gaben und Bedingungen in der Geschichte geworden sei. Gegen die ewig und allein gültigen Gesetze des gegnerischen Systems hob er mit stetem und alleinigem Hinblick auf das deutsche Volk und seine damalige Gesammtlage und deren förderndе und hemmende Bedingungen, unter welch letztern er vornehmlich die überlegene englische Gewerbs- und Handelskraft rechnete, die Unentbehrlichkeit einer allseitig ausgebildeten Wirthschaft für jedes Volk und die zu diesem Ziele führenden und erziehenden Hülfsmittel hervor. Schutz gegen die fremde Ueberlegenheit, Ausweisung dieser vom innern Markte Deutschlands waren seine ersten Forderungen. Jedes Volk, lehrt er, das zu einer selbständigen Bildung und politischen Stellung berufen ist — und welches Volk hat einen solchen Beruf in höherm Grade erhalten als das deutsche? — bedarf der allseitigen Bildung seiner wirthschaftlichen Kräfte als der Grundlage seines gesammten Bildungslebens und für eine solche Entwickelung, für die geistige Cultur wie für eine politische Machtfülle ist dem deutschen Volke eine blühende Gewerbskraft ebenso dringend nothwendig wie dem englischen. Eine bedingungslos freigegebene Concurrenz werde England in den meisten und wichtigsten Gewerbserzeugnissen zum Herrn des innern Marktes von Deutschland und damit jede Selbständigkeit und schwunghafte Blüte der deutschen Gewerbskraft unmöglich machen. Durch ein nach den Regeln erfahrungstreuer und -reicher Wissenschaft gebildetes Schutzsystem könne Deutschland allein eine achtungswerthe Stelle unter den Culturvölkern behaupten und seinen Beruf in der Geschichte erfüllen.

Dieses System, die seitherige Grundlage der Wirthschaftspolitik des Zollvereins, hat eine wissenschaftliche Fortbildung seitdem nicht erfahren; es ist das System der Praxis, der Staatskunst, dem Augenblick und seinen Bedürfnissen dienend und deshalb in seinen Anhängern und Trägern mehr mit dem unmittelbaren Leben, mit der Erforschung und Leitung der wirthschaftlichen Zustände, der Lösung aller daraus sich ergebenden Fragen als mit der Fortbildung eines theoretischen Lehrgebäudes beschäftigt. Die große Partei des Schutzzolles, der den größten Theil der Bundesstaaten umfassende Zollverein sind seine Träger und die Gewerbs- und Handelsverhältnisse Deutschlands in der gegenwärtigen Entwickelung die Belege, womit diese Partei den thatsächlichen

Nutzen des Systems gegen die wissenschaftliche Folgerichtigkeit des gegnerischen stützt und die Lücken und Unebenheiten jenes gegen die überlegene und durchgebildete Vollendung dieses ergänzt.

Unterdessen machte aber diese Wissenschaft, stets einen gegnerischen Standpunkt gegen des Zollvereins Wirthschaftspolitik festhaltend, einen bedeutenden Schritt vorwärts. Indem sie auf den ununterbrochenen, stets flüssigen Zusammenhang mit der nächsten Umgebung und der unmittelbaren Gegenwart Verzicht leistete und einen wirkungsvollen Einfluß von dieser Seite fern hielt, zugleich aber für ihre Lehren und Gesetze das Recht der Allgemeingültigkeit in Anspruch nahm, war sie durch diese Stellung gezwungen, nach weiterer Entwickelung zu drängen und statt der nächstgelegenen Verhältnisse und Zeiten die Weltgeschichte, die Geschichte aller Völker und Länder als Grundlage heranzuziehen. Zwar hatten auch schon ältere Volkswirthschaftslehrer nicht versäumt, der Geschichte Thatsachen und Entwickelungen als Beweise für ihre Lehrsätze zu entnehmen. Von Smith haben wir schon erwähnt, daß er mancherlei Erscheinungen aus der Geschichte älterer und neuerer Völker aufs schlagendste mit den Lehren seines Systems in Zusammenhang zu bringen wußte, und von seinen Nachfolgern in England wandte sich eine Anzahl vorzüglicher Schriftsteller der geschichtlichen Erforschung einiger wirthschaftlichen Zweige mit Gründlichkeit und Erfolg zu. Aber die gesammte Wissenschaft als das fertige System und in den einzelnen Lehren und Grundsätzen mit der Geschichte der gesammten Wirthschaft in eine innigste und gesetzmäßige Verbindung zu bringen, diese Wissenschaft also als ein Ergebniß der Weltgeschichte aufzufassen und zu begründen, daran dachte kein englischer Schriftsteller. Ebenso hatten in Deutschland die Volkswirthschaftslehrer und -Schriftsteller theils gelegentlich und in bestimmter Absicht geschichtliche Thatsachen kurz und abgerissen in ihr System als Beweistheile in Text und Anmerkungen aufgenommen, theils hatten sich andere der Darstellung einzelner Zweige der Volkswirthschaft in bald umfassenderer, bald beschränkterer Weise zugewandt und die Geschichte der Landwirthschaft, des Bergbaues, des Handels, des Münzwesens, der Edelmetalle &c. herausgearbeitet. Auch List hatte in sein „System der politischen Oekonomie" die Geschichte nicht ohne eine gewisse Hervorhebung verflochten, aber gerade dieses blieb der schwächste Theil seines Systems. Ganz von der Gegenwart erfüllt und auf diese gerichtet, überall voll straffgespannter Absicht und ohne jede wissenschaftliche Ruhe und Besonnenheit, überall ein Dränger und Agitator, nirgends ein Forscher und stiller Beobachter, entnahm er meistens nur eilig und ohne Prüfung der Geschichtswissenschaft, was er zunächstliegend fand, und drängte und zwängte dieses in sein absichtsvolles System, ohne andere Rücksicht, als daß seine Lehren und Absichten

als ausführbar und unentbehrlich dargestellt würden. Das System, und zwar das auf gegebene Zustände und beabsichtigte Erfolge berechnete System, beherrschte und mishandelte die Geschichte, machte sie zum Sklaven, ohne selbst die Fähigkeit zu haben, von ihr ernstlich zu lernen und an ihrer Hand sich fortbilden zu lassen.

Ganz anders faßte Wilhelm Roscher den Zusammenhang der Volkswirthschaftslehre mit der Geschichtswissenschaft, und seine Schriften und insbesondere sein „System der Volkswirthschaft" müssen wir als die That anerkennen, welche die Wissenschaft um diesen großen Schritt weiter führte und die nicht mehr zu entbehrende Verbindung derselben mit der Geschichte vollzog. Vom Studium altclassischer Sprachen und Zustände ausgegangen, hob er zuerst in gründlicher und umfassender Weise die Keime einer Volkswirthschaftslehre bei den Völkern des Alterthums und einzelner ihrer Schriftsteller hervor und beleuchtete in einer seiner ältesten Abhandlungen: „Ueber das Verhältniß der Nationalökonomie zum classischen Alterthum" die Zustände jener Zeiten vom Standpunkte der neuen Wissenschaft. Fast alle folgenden kleinern Schriften haben den Zweck, die Lehren dieser Wissenschaft aus der Geschichte einzelner oder vieler Völker zu begründen, ihrem Gesammtgebäude die Weltgeschichte als breiteste Grundlage zu erobern und die einzelnen Gesetze durch ein geschichtliches Verfolgen in allen Zeiten und Richtungen vollseitig zu erforschen und zur Vorstellung zu bringen. Unter den kleinern Schriften heben wir hier nur die Abhandlung über den Luxus hervor, welche uns besonders geeignet erscheint, die Art und Weise, wie Roscher beide Wissenschaften in Verbindung miteinander betrachtet und behandelt, zu erkennen. Auf dem Boden der Volkswirthschaft stehend, sieht er in dem Luxus gleichsam ein organisches Ganzes, eine Charaktereigenschaft, eine Kraft des menschlichen Geschlechts, welche in allen Bildungsverhältnissen und unter allen Völkern unabweislich zur Erscheinung kommt, und in ihren guten und schlimmen Richtungen und Folgen nur aus der Gesammtgeschichte des Geschlechts, aber überall nur in vereinzelten Zügen, erkannt wird. Mit der Aufmerksamkeit und Gründlichkeit eines Geschichtschreibers sammelt er diese über alle Zeiten und Völker verstreuten Einzelzüge, schafft daraus das Gesammtbild des Luxus und gruppirt nach den wieder auseinandergelegten Erscheinungsweisen und Eigenschaften desselben die gewonnenen geschichtlichen Thatsachen. Der große Umfang seines Systems, die Fülle des theoretischen und ganz besonders des historischen Stoffs, welchen Roscher in bewunderungswürdig reichhaltiger Weise zu seinen Zwecken gesammelt hat, ließen ihn für die Darstellung und geschichtliche Begründung dieses Systems eine wesentlich andere Methode einschlagen. Bewußt und bestimmt bleibt er auf dem Boden der herrschenden Lehre, wie dieselbe

durch Smith und seine englischen, französischen und deutschen Nachfolger zur Ausbildung gekommen ist, und reiht an die einzelnen Lehren, indem er sie nach dem innern Zusammenhang ordnet und darstellt, eine kurze Schilderung ihrer Entwickelung innerhalb der Geschichte, und in den Anmerkungen, welche aber einen unzertrennlichen und kennzeichnenden Bestandtheil dieses Systems zu bilden bestimmt sind, eine außerordentliche Fülle von einzelnen geschichtlichen Thatsachen, alle in kürzester, oft abgerissener Weise dargestellt, aus dem ganzen Umfang der geschichtlichen und beschreibenden Literatur gesammelt und bestimmt, als Hülfsmittel die im Text entwickelten Lehren und Gesetze in ihrer geschichtlichen Wahrheit zu begründen und in den verschiedenen Erscheinungsweisen zu beleuchten. Es ist also auch hier wieder — und wir haben dabei vor allem „die Grundlagen der Nationalökonomie" vor Augen, die Geschichtswissenschaft in eine untergeordnete und dienende Stellung zurückgetreten und muß ihr Material herleihen, um die Lehren einer fertig und auf ganz anderm Wege vollendet an sie herantretenden Wissenschaft in der beanspruchten Allgemeingültigkeit zu begründen und als unanfechtbar darzustellen. Thatsachen aus den voneinar entlegensten Zeiten, Verhältnisse und Zustände der durch Anlage und äußere Bedingungen verschiedensten Völker finden wir nebeneinander, das eine wie das andere als Beleg derselben Lehre und desselben Gesetzes angezogen. So hat sich diese Wissenschaft, die auf dem Boden der ganz bestimmten und gewissermaßen beschränkten Nationalität emporgewachsen ist, zu einer vollständig kosmopolitischen Allgemeinheit ausgebildet, welche freilich in etwas anderm Sinne List ihr schon zum Vorwurf machte, zu einer auf die Weltgeschichte gegründeten und die Weltgeschichte umspannenden Theorie, welche das Nächstgelegene, das Lebende, das Volk als das in der Gegenwart zur Darstellung Ringende, von ihrem über alles Einzelne und Besondere erhobenen Standpunkt nicht anders betrachtet als jeden schon ausgelebten Theil der Geschichte, dessen Entwickelung durch Ueberlieferung und Forschung zu Tage gelegt ist.

Bevor sich diese Methode der Verbindung beider Wissenschaften durch das Erscheinen von Roscher's „System" hatte feststellen und vollenden können, erhob sich schon innerhalb der Volkswirthschaftslehre ein Widerspruch dagegen. Knies, ebenso sehr wie Roscher von der Nothwendigkeit dieser Verbindung durchdrungen, bekämpfte doch in seinem Werke „Die politische Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode", die in Deutschland herrschende, vornehmlich durch Rau festgestellte Auffassungs- und Behandlungsweise der Wissenschaft wie auch die damals von Roscher in seinen kleinern Schriften zuerst geltend gemachte geschichtliche Methode. Auch er verwirft entschieden die von

Nau zu Grunde gelegten Begriffe von Staat und Volk als in der Wirklichkeit und der Geschichte nirgends vorhanden, denn das Volk sei stets ein ganz bestimmtes Individuum, eine Persönlichkeit mit besondern Eigenschaften und Kräften, mit einer nur ihm eigenthümlichen Bildungs- und Berufsfähigkeit, jedes für sich unter ganz besondere Bedingungen gestellt und als solches und nicht als ein abgezogener Begriff von der Wissenschaft in Rechnung zu ziehen. Ebenso verwirft er den Eigennutz, den unverständigen wie den wohlverstandenen, und das darauf begründete ewig gleiche Verhältniß des Menschen zu den Sachgütern, und will den Menschen, wie er im ganzen sich darstellt, mit der sinnlichen Unterlage seines Wesens sowie mit seiner sittlichen und geistigen Bildungsfähigkeit und Kraftfülle berücksichtigt wissen. Er tadelt die theoretisirende Behandlungsweise der Geschichte von seiten dieser Volkswirthschaftslehre und hebt nicht mit Unrecht hervor, wie abhängig sie sich schon in vielen Fällen von einer vereinzelten Auffassungsweise geschichtlicher Zustände gemacht habe, die, obwol von der Geschichtswissenschaft längst beiseite geschoben, in den volkswirthschaftlichen Werken immer und immer wiederkehre und zu offenen Widersprüchen Veranlassung gebe. Im Namen und zum Schutze der Geschichtswissenschaft als der eigentlichen und vollständigen Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts widerstrebt er dem herrschenden System der Volkswirthschaftslehre, welche, ohne eine Zugrundelegung und allseitige Berücksichtigung jener vollendet, jetzt die von ihr angenommenen Gesetze der Geschichte aufzwingen wolle und diese also zu einem Mittel für den eigenen Bestand zu machen strebe. Der Methode, welche in den Aufsätzen Roscher's zuerst in folgerichtig durchgebildeter Weise an das Licht trat, wirft er vor, daß sie, ohne sich in die Geschichte eines einzelnen Volkes oder Bildungszustandes bis zur Sättigung zu vertiefen, aus den entgegengesetztesten und entlegensten Theilen der Weltgeschichte die Thatsachen zusammentrage, ohne selbst ein Bedenken zu haben, ob nicht bei einzelnen Aehnlichkeiten, welche diese Thatsachen in der äußern Erscheinung darbieten, sich in den Ursachen, in den umgebenden Bedingungen, in den unausbleiblichen Folgen die wichtigsten, wohl zu berücksichtigenden Unterschiede zeigen, welche Bedenken sich doch dem Leser dieser Schriften — so wie auch, setzen wir hinzu, dem Leser des „Systems“ von Roscher — oft genug unabweislich aufdringen.

Dieses Werk von Knies, reich an beredten und geistvollen Ausführungen, folgerichtig im bewußten Festhalten des einmal eingenommenen Standpunktes wie in klarer und eingehender Kritik, hat freilich bisjetzt weder vermocht, das festgefügte herrschende System zu erschüttern und in seinen Klammern zu lösen, noch selbst auf dem gegnerischen Standpunkt ein neues klar gebildetes und logisch verbundenes System

aufzuführen, dennoch aber in treffender und nicht zurückzuweisender Art auf die Schwächen des Systems und der von ihm eingehaltenen Methode hingewiesen und auf die Nothwendigkeit eines weitern Bildungsprocesses aufmerksam gemacht. Die Geschichtswissenschaft muß aus der dienenden und beherrschten Stellung, welche sie zu der Volkswirthschaftslehre einzunehmen gezwungen wurde, auf eine durchaus nebengeordnete, hülfreich bundesgenössische erhoben werden, die Volkswirthschaftslehre dagegen von der herrschenden Stelle um eine Stufe herabsteigen, durch ein unbefangenes Vertiefen in die verwandte Wissenschaft, die auf anderm Wege gefundenen Lehren und Gesetze prüfen, erweitern, durch neugefundene ergänzen, und nach diesem Proceß wird dann neben der Betrachtung gegenwärtiger Verhältnisse und Bedürfnisse, welcher im Lauf ihrer seitherigen Entwickelung die Wissenschaft den weit größten Theil ihres Inhalts entnommen hat, in ausgiebigster, folgerichtigster und allein gesetzmäßiger Weise auch die Betrachtung der Geschichte als eine neue und unentbehrliche Grundlage gewonnen und damit die Vollendung und der innere Abschluß der Wissenschaft erreicht sein.

Poetische Uebertragungen.

Von

Karl Bollheim.

I. Aus dem Französischen.

Drei Gedichte von Victor Hugo.

1. Des Muftis Schlachtruf.

Soldaten, fort zum Krieg! Auf, Mohammed zum Gruß!
Es bissen Hunde feig dem Leu'n, der schlief, den Fuß —
Seht ihr verruchtes Haupt sie heben!
Anhänger Mohammed's, des Gottpropheten, schlagt
Die Christen, deren Heer den Kampf nur trunken wagt —
Sie, die mit Einem Weib nur leben!

Den fränkischen Fürsten Tod! — Tod dem Giaurgeschlecht!
Timarioten, eilt! — Das Schwert, Spahis, und brecht
Durch die verhaßten wüsten Scharen!
Den Halbmond haltet hoch! blast die Drommeten laut!
Mit scharfen Steigbügeln, den Golddreiecken, haut!
Und los das Roß mit weh'nden Haaren!

Othman, Ortogrub's Sohn, seid jeder gleich an Muth —
Der habe seinen Blick und jener seine Wuth!
Hauptleute, auf! und wir entreißen
Den Feinden dich, o Stadt mit Domen blau und rund,
Schönes Setiniah, das mit gottlosem Mund
Athen die Ungläubigen heißen!

2. Des Paschas Trauer.

Was, sprach der Derwisch, mag der Schatten Allah's haben?
Sein Schatz ist voll und reich, und arm sind seine Gaben —
Karg, düster, ungerührt lacht er in bitterm Ton.
Schlug voller Scharten er vielleicht des Vaters Degen?
Sah er das stürmische Meer der Krieger rings, verwegen
Aufgrollend, den Palast umdrohn?

Was fehlt dem Pascha denn? fragten die Bombardiere,
Die Lunte in der Hand, fehlt doch des Heers Veziere —
Ob diesem Eisenkopf die Imams widerstehn?
Brach er am Ramazan der Fasten enge Bande?
Und lassen sie im Traum ihn an der Erde Rande
Den Engel Azrael am Hölleneingang sehn?

Was fehlt doch unserm Herrn? so flüsterten die Sklaven.
Kam, von der Brandung Wuth zerschmettert, nicht zum Hafen
Sein Schiff mit Narben heim, durch die er jung sich macht?
Begann sein Ruhm vielleicht in Stambul zu veralten?
Hat ein ägyptisch Weib des Henkers beim Entfalten
Der Zeit, die seiner harrt, gedacht?

Was fehlt dem Sultan denn? fragten die Sultaninnen.
Hat er mit seinem Sohn in stillverborg'nem Minnen
Sein Lieblingsweib mit dem Korallenmund entdeckt?
Enthielt des Fellah's Sack, der auf dem Staub geleerte,
Das Haupt nicht, das zu sehn man im Serail begehrte?
Hat mit unreinem Oel man ihm sein Bad befleckt?

Was ihm wol fehlen mag? so fragen alle, rathen
Und irren sich. Ach! wenn, nicht mehr bedacht auf Thaten,
Er wie ein Krieger sitzt, dem Schmach am Herzen nagt —
Gebeugt gleich einem Greis, von Alter schwer geschlagen,
Verhüllten Haupts kein Wort er seit drei langen Tagen
Und seit drei langen Nächten sagt:

So hat er Aufruhr nicht sein falsches Haupt erheben,
Wie eine Festung ihm den Harem rings umgeben,
Bis auf sein Lager wild den Kriegsbrand werfen sehn.
Nicht stumpf hat seine Hand des Vaters Schwert gehauen,
Er sah nicht Azrael durch seinen Traum mit Grauen,
Noch auch mit seid'ner Schnur den stummen Henker gehn.

Ach! nicht gebrochen hat die Fasten Allah's Schatten,
Sein Sohn ist noch zu jung, und sorgsam ist dem Gatten
Die Sultanin bewacht; sein Schiff lief sicher ein.
Auch, wie er stets es pflegt, that der Tatar nach Willen;
Es fehlt nicht dem Serail mit seinen duftigen Stillen
An Köpfen und an Spezerei'n.

Auch sind's die Städte nicht, zerstört in blutigen Siegen,
Die Leichen, die im Grund der Thäler grablos liegen,
Noch Griechenland in Brand, das Omar's Sohn bezwang.
Auch nicht der Waisen Schrei'n, der Witwen Weheklagen,
Die Kindlein angesichts der Mütter wild erschlagen,
Die Frauen nicht, die Gold leicht im Bazar errang.

Dies sind die Schatten nicht, die drohend sich erheben
Und blutigrothen Scheins durch seine Nächte schweben,
Nicht Reue ist der Schmerz, der ihm im Herzen loht.
Was mag dem Pascha denn, den laut der Krieg ruft, fehlen,
Daß Weiberthränen sich aus seinen Augen stehlen?
Sein nubisch Tigerthier ist todt!

3. Das Lebewohl der Araberin.

Hält dich dies schöne Land mit seiner Fülle nicht,
Den Feldern gelb von Mais, und reich an Sonnenlicht
Und Palmen, die dir Schatten bringen —
Noch, wenn dein Wort erklingt, das Pochen in der Brust
Der Schwestern, die im Tanz des Abends sich voll Lust
In Scharen um den Hügel schlingen:

Leb wohl, o weißer Mann! Sieh', selber zäumte ich
Dein muthig seh'ndes Roß, aus Furcht, es möchte doch
Sonst auf des Weges Steine schnellen,
Den Boden scharrt sein Huf; sein Rücken, fest und rund,
Scheint wie ein schwarzer Fels, geglättet auf dem Grund
Des Meeres von dem Kuß der Wellen!

So ziehst du fort, stets fort! — Gehörtest du doch, ach!
Zu denen, die als Ziel dem müden Fuß das Dach
Von Leinwand oder Zweigen geben!
Die abends vor der Thür des Zelts in süßem Traum,
Auf Märchen horchend, ruhn und wünschen, leis zum Raum
Der lichten Sterne aufzuschweben!

In unsern Hütten, den stets off'nen, hätte gern
Der Unsern eine dir auf ihren Knien als Herrn
Vielleicht gedient, wärst du geblieben!
In Schlummer hätte sie dich mit Gesang gewiegt,
Mit Zweigenfächern dir, zur Seite hingeschmiegt,
Die bösen Mücken fortgetrieben!

Jedoch du wanderst fort! — Ziehst Tag und Nacht allein!
Mit seinen Hufen schlägt dein Roß aus dem Gestein
Rings Funken durch sein wildes Jagen.
Es hat sein Flügelpaar sich oft an deinem Speer,
Der durch das Dunkel glänzt, der blinden Geister Heer
Des Nachts auf seinem Flug zerschlagen.

Kehrst du einst wieder: such den schwarzen Berg, er gleicht
Dem Rücken des Kamels von fern; und steht vielleicht
Nach meinem Hüttlein dein Begehren:
Sieh', wie ein Bienenkorb ist rund sein Dach gebaut,
Ein Pförtchen hat es nur, das nach der Gegend schaut,
Aus der die Schwalben wiederkehren.

Erinn're manchmal dich, bleibst du auf immer fort,
Der Wüstentöchter noch, der Frau'n mit süßem Wort,
Die barfuß auf der Düne wandern.
O schöner Wanderer, rastloser, weißer Mann,
Erinn're dich! Doch hängt dein Herz, o Fremdling, dann
An mehren wol als einer andern!

Zieh' grade aus! — Nimm vor der Sonne dich in Acht,
Die weiße Stirnen bräunt, goldfarben braune macht;
Lebwohl! Die Wüste wolle fliehen!
Der Alten bleibe fern, die einsam durch das Land
Einherschwankt; fürchte auch die Männer, die im Sand
Mit weißem Stab nachts Kreise ziehen!

II. Aus dem Englischen.

Heimweh von Dion Boucicault.

O ich bin sehr glücklich, wo ich bin,
Ueber Meer an fremdem Strand,
O ich bin sehr glücklich weit von Haus
In fremdem, fernem Land!
Doch schlummert mir in stiller Nacht
Zur Seite fest mein Mann,
Dann wache ich, und niemand weiß,
Wie manche Thräne rann!
Denn zur fernen, fernen Heimat ruft
Eine kleine Stimme mich,
Und niemand hört es, was sie spricht,
Ach niemand als nur ich!

Hart an der Kirche ist ein Platz
Im Friedhof klein und schmal:
Ein winziges Hüglein ist es nur,
Und steht darauf kein Mal.

Es hebt sich, wie mein Herz jetzt thut,
Das Moos hüllt dicht es ein —
Von dort klingt mir die Stimme her
Und will nicht ruhig sein.
O zur fernen, fernen Heimat rufst
Du kleine Stimme mich,
Und niemand hört es, was du sprichst,
Ach niemand als nur ich!

Literatur und Kunst.

Levin Schücking's neuester Roman: „Frauen und Räthsel."

Frauen sind Räthsel, namentlich moderne Frauen, und das ist ein Glück für unsere Novellisten; denn wo blieben sonst die fesselnden Entwickelungen der Novellen und Romane, die feinen und kühnen „psychologischen" Rebusse, deren Lösung den Lesern aufgegeben wird? Ein räthselhafter Zug umschwebt zwar selbst die Mienen der hohen Iphigenie, deren edle Schwesterliebe so schlecht zu ihrem blutigen Priesterhandwerk paßt; auch die dämonische Kindesmörderin Medea verleugnet diesen Zug nicht in ihrer wilden Leidenschaftlichkeit; doch diese classischen Räthsel sind unschwer zu lösen, sie sind in großen Zügen entworfen. Erst in neuester Zeit hat sich das weibliche Herz in eine räthselhafte Kleinkrämerei, in lauter Miniaturräthsel eingesponnen; die Nervosität des Jahrhunderts kommt dazu, um den heutigen Tag zu einem Räthsel für den gestrigen zu machen. Der neueste Roman Levin Schücking's: „Frauen und Räthsel" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus) schildert uns allerlei räthselhafte Verwickelungen, dennoch ruht der Hauptnachdruck in denselben wol auf den Seelenräthseln der weiblichen Charaktere. Schücking ist ein Autor, der in das moderne Leben hineinzugreifen liebt und meistens seinen Gestalten und Begebenheiten einen tüchtigen provinziellen Untergrund gibt. Dieser Untergrund „der rothen Erde" tritt zwar in dem neuesten Roman weniger hervor, aber er bestimmt doch immer die Färbung mehrerer Charaktere. Ein beträchtlicher Theil der Handlung spielt in den Umgebungen einer westfälischen Kreisstadt, deren Landrath einer der Helden des Romans ist. Wir bewegen uns hier in den Kreisen des Kleinadels und seiner heruntergekommenen Familien, welche uns Schücking in trefflicher Genremalerei vorführt. Da ist der Landrath Ferdinand von Estinghausen, ein Beamter ohne Vermögen, aber doch der glänzendste Vertreter der Familie, denn von seinem Vetter Adolf kann man das nicht sagen. Dieser Vagabund, der schon mit der Criminalpolizei Bekanntschaft gemacht hat, halb Roué, halb Genie, doch in vieler Hinsicht ein echter Sohn des Jahrhunderts, bildet gleichsam den humoristisch-freigeistigen Chorus der Komödie, und wo er selbst in die Handlung eingreift, z. B. mit etwas Brandstiftung, welche wir nicht sehr ernst zu nehmen brauchen, da sie nur einer alten leeren Baracke, dem Wohnhaus des kleinen landräthlichen Pflichtgutes gilt, wird er nirgends zum tragischen Helden, sondern

kommt mit einem „blauen Auge" davon. Eine andere Gruppe heruntergekommenen Adels befindet sich auf dem wüsten Schlosse des Hrn. von Hovelberg und in seiner Umgebung. Da ist zunächst der originelle Besitzer dieses Schlosses selbst, welcher den Sparren hat, den Adel reorganisiren zu wollen durch Stiftung eines großen Ordens mit Hospitälern, Schulanstalten, und einer Colonie in Mittelamerika, wohin die deutsche Auswanderung gelenkt wird. Dieser sonderbare Kauz in seiner verfallenen Behausung ist gleichsam das Gewissen des Adels; in ihm ist der reformatorische Trieb lebendig, der nach neuer Gestaltung drängt; doch die Mittel, deren er sich bedient, um sein Ziel zu erreichen, die Speculation mit dem Geheimniß, das in seinem Besitz ist, die verschiedenen Arten der Erpressung, deren er sich schuldig macht, nur um die finanzielle Grundlage für seine rettenden Thaten zu gewinnen, lassen ihn in einem so ungünstigen Lichte erscheinen, daß man nicht weiß, ob der Narr oder der Bösewicht in seinem Charakter überwiegt. Der alte pensionirte Hauptmann, der sich mit seiner Tochter in die Gärtnerwohnung des alten Schlosses zurückgezogen, um dort seine Pension in idyllischem Frieden zu verzehren, hilft die Gruppe dieses Kleinadels vervollständigen, während daneben die behaglichen Bauernsöhne und Bauerntöchter der „rothen Erde" ohne alle dorfgeschichtliche Verklärung einen recht satten Hochmuth an den Tag legen.

Was Kleinheit der Verhältnisse betrifft, so paßt der benachbarte Fürstenhof recht gut zu diesen Aristokraten, die sich nach ihrer Decke strecken müssen. Die Intrigue, welche die eigentliche Seele des Romans bildet, weist von Haus aus auf diesen Fürstenhof zurück. Doch indem wir den Fäden derselben folgen, müssen wir eine Weltfahrt antreten und uns in die Strudel des londoner Weltlebens stürzen. Bei dieser englischen Aristokratie, der wir unsern Besuch machen, fehlt es zwar auch nicht an zerbrochenen Töpfen; doch der Stil und Schnitt und die Perspectiven ihres Lebens sind so großartig, daß sie wohl geeignet erscheint, in wirksamen Contrast zu dem in den kleinen Provinzwinkeln verhausenden deutschen „Adel" zu treten, wie ihn der Autor bisher uns vorgeführt.

Noch immer sind wir nicht bei den „Frauen und Räthseln" angelangt, denn die räthselhaften Existenzen, die wir bisher kennen gelernt, lassen sich mit Hülfe der Volkswirthschaft und der socialen Politik leicht begreifen und erklären. Der romantische poetische Reiz des Romans concentrirt sich um die beiden Frauengestalten, Martha und Lady Ella, jene ein deutsches Veilchen, diese eine prächtige, englische Kunstgartenblume, jene ein zartes und engelreines Gemüth, diese ein unternehmender, abenteuerlustiger Charakter. Wie nun die Fäden des Romans so geschürzt sind, daß beide mit gutem Gewissen sich für dieselbe „Fürstentochter" halten und dieselben Ansprüche geltend machen können, wie Martha ihrer Liebe diese Ansprüche zum Opfer bringt, wie sich die romantische Vorgeschichte der Lady Ella mit actenmäßig überzeugender Klarheit aufhellt und alles zuletzt zu erfreulichem Abschuß geführt wird: das mögen die Leser in dem Roman selbst nachlesen, dessen Geheimniß wir nicht auszuplaudern gesonnen sind, um nicht von Haus aus die Spannung zu vernichten, welche von dem Autor mit wohlerwogener Kunst und in glücklicher Motivirung bis zu dem letzten Kapitel des Romans aufrecht gehalten wird.

Levin Schücking weiß frisch und anschaulich zu schildern, seine Genrebilder sind ebenso scharf und treffend wie mit ironischen Lichtern beleuchtet. Doch gehört er nicht der realistischen Schule an. Er geht nirgends in den todten Aeußerlichkeiten auf oder sucht in ihrer breiten Auseinanderlegung das Geheimniß der epischen Kunst. Die Welt des Gemüths und des Geistes liegt bei ihm im hellsten Licht. Und so erfreuen wir uns auch in diesem Roman an einem Reichthum von Gedanken, die aus den Culturbedingungen der Gegenwart herausgeboren sind und uns ohne Aufdringlichkeit mancherlei Perspectiven in die Zukunft eröffnen. tts.

Zur Geschichte Friedrich's des Großen.

Es ist ein Vorrecht aller wirklich großartig angelegten Naturen, aller wahrhaft an der Spitze ihrer Zeit stehenden Geister, daß sie auch noch für die Nachwelt eine Quelle immer neuer Erkenntniß werden, daß ein immer erneutes Versenken in ihr innerstes Wesen, ihr ganzes Denken und Thun auch spätern Geschlechtern immer neuen Genuß und neue Belehrung gewährt. In diesem Sinne unerschöpflich zu bleiben, darf wol keinem mit mehr Recht nachgerühmt werden als Friedrich dem Großen. Sich davon zu überzeugen, dazu genügt ein Blick auf die so außerordentlich reiche Literatur, die sich an seinen Namen anschließt, und der es doch noch immer nicht gelungen ist, sein ganzes großartiges Dasein bis in alle Einzelheiten zu erfassen und zu erklären. Vielmehr vergeht noch jetzt kein Jahr, ohne daß irgendeine größere oder kleinere Schrift zur tiefern Erkenntniß seines unendlich thätigen Lebens einen mehr oder weniger dankenswerthen Beitrag lieferte, oder die bisher in seiner Handlungs- und Denkweise noch vorliegenden Probleme ihrer Lösung näher zu bringen suchte.

Die erste der beiden uns vorliegenden neuesten Schriften zur Geschichte Friedrich's des Großen: „Friedrich der Große als Gründer deutscher Colonien in den im Jahre 1772 neuerworbenen Landen. Von Dr. M. Beheim-Schwarzbach" (Berlin, Mittler u. Sohn) hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, alles dasjenige zusammenzufassen, was der große König zur Germanisirung der durch die Theilung Polens erworbenen Lande gethan hat. Der Verfasser hat sich damit auf ein Gebiet begeben, das bisher fast jeder Bearbeitung entbehrte, in das aber durch seine verdienstvolle Schrift gleich Klarheit und Uebersichtlichkeit gekommen ist. Es ist ein ansprechendes und lebensvolles Bild, das uns hier von Friedrich's großartiger Sorge auch für diese seine jüngste und so vielfach angefochtene Erwerbung entworfen wird. Einen doppelten Zweck verfolgte der große König dabei, wie immer bei solchen Dingen sich mit wunderbarer Vielthätigkeit selbst um das kleinste Detail bekümmernd: zunächst die Urbarmachung des fast unbebaut liegenden Landes und demnächst seine Germanisirung. Ueber die Maßregeln, welche er zur Erreichung des ersten Zwecks ergriff, gibt der Verfasser einen kürzern Ueberblick; nur auf den Bau des überaus wichtigen Netze-Brahe-Kanals, der eigentlichen Pulsader für den Handelsverkehr der neuen Provinz, geht er genauer ein, um dann mit um so größerer Ausführlichkeit bei dem zu verweilen, was Friedrich zur Germanisirung dieser polnischen Lande gethan hat. Der Weg, den der

König dazu einschlug, war der einer planmäßigen Besetzung des stellenweise fast entvölkerten Landes mit deutschen Colonisten. Aus allen Theilen seines Reiches, namentlich aber aus Süddeutschland, aus Schwaben und Würtemberg, zog er solche Einwanderer herbei, ließ sie auf Staatskosten nach Polen bringen und unterstützte sie bei ihrer ersten Niederlassung in jeder Weise. Anfangs freilich war diese Unternehmung von keinem besondern Glück begleitet: denn, wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu geschehen pflegt, glaubte eine ganze Menge lockeres Gesindel auf diese Weise zu einem bequemen, anstrengungslosen Leben zu kommen; als sie dann aber an Ort und Stelle angelangt erkannten, daß sie sich da keineswegs im Schlaraffenlande befänden, sondern im Gegentheil nur ernste und angestrengte Thätigkeit ihnen eine sichere und behäbige Existenz gewähren könnte, da liefen diese Taugenichtse bald wieder scharenweise fort. Ja, dergleichen Leute machten wol ein Geschäft daraus, nachdem sie eben erst entlaufen waren, sich von neuem als Colonisten anwerben zu lassen und durch die Wiederholung dieses Manövers Geld zu erschwindeln. Glücklicher jedoch war der Erfolg, der durch die spätern Einwanderungen erzielt wurde, namentlich aus Würtemberg, das verhältnißmäßig das stärkste Contingent an Colonisten gestellt hat. Nach den aus Acten geschöpften statistischen Zusammenstellungen, mit denen der Verfasser seine Darstellungen begleitet, sind in den Jahren 1772—86 im ganzen 2203 Familien eingewandert. Während die Ackerbautreibenden auf dem Lande angesiedelt wurden, fanden die Handwerker bei ihrer Niederlassung in den Städten eine gleiche Unterstützung. Während nun die Mehrzahl der damals in die polnisch-preußischen Lande Eingewanderten die ihnen von ihrer ursprünglichen Heimat anhaftenden Eigenthümlichkeiten im Laufe der Zeit fast ganz eingebüßt hat, so haben dagegen die sogenannten schwäbischen Colonien bis auf den heutigen Tag ein entschieden süddeutsches Gepräge bewahrt. Es erklärt sich dies leicht daraus, daß dieselben meist in kleinen Gemeinden einwanderten und auch zusammen angesiedelt wurden, mithin auch in der neuen Heimat die Sitten und Gebräuche der alten untereinander am Leben erhalten konnten. Der Verfasser unserer Schrift hat gerade diese Colonien selbst durchwandert und aus eigener Anschauung entwirft er uns ein Bild von dem eigenthümlichen Rest süddeutschen Lebens im hohen Nordosten, wie es sich noch bis heute in Dialekt, Volksliedern, ländlichen Festen erhalten hat.

Während die ebenbesprochene Schrift eine bisher wenig beachtete Seite aus Friedrich's des Großen schöpferischer Regententhätigkeit zuerst genauer behandelt, ist eine zweite uns vorliegende bemüht, eine das innerste Wesen des großen Königs und das gesammte Urtheil der Nachwelt über ihn aufs nächste berührende, schon vielfach behandelte Frage zu einem endgültigen Abschluß zu bringen. Es ist dies das Buch: „Die Matinées royales und Friedrich der Große. Von Wilhelm Lauser, Dr. phil." (Stuttgart, Schaber). Ein Jahrhundert gerade ist verflossen, seitdem diese „Matinées royales" zuerst von Paris aus handschriftlich verbreitet wurden: es sollten dieselben von Friedrich II. selbst verfaßt und an seinen Neffen, den künftigen Thronerben, gerichtet sein, um ihn in die Geheimnisse der Regierungskunst einzuführen. Die Lehren, die darin ausgesprochen werden, lassen sich eigentlich kurz in den Einen Satz zusammenfassen, daß die wahre

Kunst eines Regenten darin bestehe, die ganze Welt über sein eigentliches Denken so vollständig wie möglich zu täuschen, das Ausland nicht allein, sondern namentlich auch das eigene Volk und seine nächste Umgebung. Gleich bei dem ersten Auftauchen dieser Schmähschrift erkannten alle Einsichtigen, daß man es mit nichts als einer Fälschung zu thun habe. Schon im Jahre 1766, wo das bisher blos handschriftlich verbreitete Libell zuerst als „Les matinées du roi de Prusse“ gedruckt erschien, brachte der zu Hamburg herausgegebene „Unparteiische Correspondent“ eine von Friedrich persönlich inspirirte Notiz aus der Feder des Obristlieutenants Quintus Icilius, worin das Machwerk für eine grobe Fälschung erklärt wurde. Dennoch hat es bis in die neuere Zeit sowol in französischer wie in deutscher Sprache mehrfach neue Ausgaben erlebt, ist auch ins Englische übertragen worden, war aber im ganzen und großen doch bald einer verdienten Vergessenheit anheimgefallen. Ihr ist es erst entrissen worden, als im Jahre 1860 im zweiten Bande der „Correspondance inédite de Buffon“ eine neue Ausgabe der „Matinées“ erfolgte nach einer angeblich dem berühmten Naturforscher von Friedrich II. selbst zum Geschenk gemachten Handschrift. In Frankreich sowol wie namentlich in England beutete man die scheinbar neuerschlossene Quelle eifrigst aus, um auf den Charakter Friedrich's jede Art von Verdächtigung zu werfen. Aber eben dies hat namentlich unsern deutschen Forschern die Veranlassung gegeben, der ganzen ziemlich verwickelten Frage noch einmal mit der größtmöglichen Genauigkeit nachzugehen, und eine ganze Reihe von Abhandlungen, darunter solche aus den Federn der ersten Autoritäten, haben sich in den letzten Jahren einstimmig gegen die Echtheit der „Matinées royales“ erklärt. Alle hier nun gegen dieselbe vorgebrachten Gründe noch einmal zusammenzustellen und auf das genaueste zu prüfen, und damit die wieder angeregte Frage endgültig zu lösen, ist der Zweck der vorliegenden Schrift. Und er ist vollständig erreicht worden: nach einem Ueberblick über die vorhandenen Handschriften und Ausgaben gibt der Verfasser summarisch den Inhalt der „Matinées“ an und verweilt dann bei den zwischen den verschiedenen Texten sich findenden Abweichungen und dem Ursprung und Werth derselben, wobei er Gelegenheit findet, sich mit scharfer Kritik gegen die Art und Weise zu wenden, wie „The Home and Foreigne Review“ dieselben zu einer schmählichen Verdächtigung des großen Königs ausgebeutet hat. Nachdem dann im folgenden Abschnitt alle Zeugnisse und äußern Beweise gegen die Echtheit der „Matinées“ zusammengestellt sind, geht er in dem letzten und umfangreichsten zu einer ganz genauen und äußerst interessanten Prüfung des Inhalts derselben über. Er weist darin nach, wie die meisten der darin in der schroffsten Weise ausgesprochenen Ansichten mit den von Friedrich sonst vielfach entwickelten in völligem Widerspruch stehen, wie sich darin nicht wenige grobe factische Irrthümer finden, welche dem König selbst unmöglich unterlaufen konnten. Nach dieser genauen Analyse des Buches kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß dasselbe nicht von Friedrich dem Großen herrührt, sondern nichts ist als eine grobe Fälschung. Zuletzt wendet sich der Verfasser dann noch zu der Frage nach dem vermuthlichen Ursprung derselben. Einzelne Bestandtheile der „Matinées“ sind, das hat die genaue Analyse derselben ergeben, zuverlässig von einem Franzosen verfaßt. Den Grund-

stock, an den sich diese angeschlossen, hatte die vierte Matinée abgegeben, die sicher in Berlin entstanden ist und zwar von einem dem Hofe nahestehenden Manne herrührt. Diese erste Schmähschrift ist vermuthlich durch einen jungen Offizier, Bonneville, der im Jahre 1740 mit dem Marschall Moritz von Sachsen nach Berlin kam, dem sie als Curiosität zur Lektüre anvertraut wurde und der heimlich eine Abschrift davon nahm, nach Frankreich gekommen und dann in der angegebenen Weise benutzt und erweitert worden. Sicher nämlich ist, daß Bonneville bei seiner spätern Rückkehr nach Preußen verhaftet und zu lebenslänglicher Einschließung nach Spandau abgeführt worden ist. Nach einer so überaus gewissenhaften Prüfung aller bei der Entscheidung über die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit der „Matinées royales" in Betracht kommenden Gesichtspunkte, wie sie in dem vorliegenden Werke gegeben worden ist, wird man die namentlich vom Auslande mit einem gewissen gehässigen Eifer behandelte Angelegenheit wol als ein- für allemal erledigt ansehen können und keiner wird es mehr versuchen, aus dem Inhalt dieser Schmähschrift den Charakter des großen Königs irgendwie zu verdächtigen! H. P.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

5. Februar 1865.

CVII. Wir haben hier in unmittelbarer Nähe, auch nahe an unserm Herzen, eine literarische Tragödie erlebt, wohlgeeignet dazu, die Lust am Schreiben und Produciren zu vertagen. Ein Schriftsteller von großem Talent, von großer Combinationsgabe und ehernem Fleiße stürzte unter der Macht seines Verhängnisses zu Friedberg in der Wetterau zusammen, eventuell auf Nimmerwiedererhebung, wenngleich die moderne Zähigkeit und das Irrsal im Selbstvernichtungskampf das Leben ungefährdet ließen und Aussicht auf selbstbewußte Existenz versprechen.

Karl Gutzkow war im Spätjahre 1864 bei uns in Frankfurt gewesen, ohne eine wesentliche Veränderung seines Wesens zu verrathen; auffallend war seine größere Traulichkeit, seine Hingebung im tête-à-tête. Einsilbig in Gesellschaft, mistrauisch in der Physiognomie, reservirt im Urtheil, so kannten wir ihn nur; nur wer ihm näher gestanden, wußte etwas von der zarten Empfindungsfähigkeit dieser Sinnpflanze. Die Schillerstiftung machte ihm damals tiefe Sorgen, er wäre gern einmal wieder nach Frankfurt gezogen, wo sein Stern aufgegangen, wo er zweimal gefreit, wo schmerzlichsüße Erinnerungen ihn umschweben, wo der schöne Main von Offenbach kommt — und in Offenbach nannte er treue Herzen sein. Daneben war dieser Wunsch nach Wanderung so legal, so berechtigt, statutenmäßig soll die Stiftung den Ort wechseln; Frankfurt hat poetischen Klang, die Schillerfeier von 1859 gehörte zu den großartigsten in Deutschland, vielleicht verwischte die Schillerstiftung den Eindruck des Spukes, den das „Hochstift" mit Goethe's Vaterhause getrieben hat und noch treibt....

Es sollte nicht sein. Gutzkow stieß sich an mächtigere Interessen, an Cabalen, welche die Literatur aus dem Gesichtspunkte der Diplomatie betrachten; er gab seine Dimission, er fing an unstet zu werden, irrte auf den Eisenbahnen umher, irrte in Haupt und Herzen. Sie wissen vielleicht den Zickzack seiner Kreuz- und Querzüge besser als wir, kennen die unergründliche Reiseroute, deren geographisches Durcheinander das Spiegelbild der physischen Verworrenheit abgab. Die liebliche Wetterau tauchte schon zur Weihnachtszeit bedeutsam in seinem Geschick auf: Professor Carriere von München sah ihn in Weimar, Gutzkow reiste in demselben Augenblick nach Berlin, als Carriere gen Frankfurt fuhr; in Butzbach wird Carriere ein Brief in den Eisenbahnwagen geworfen, ein Brief mit dem Poststempel „Berlin", ein Brief von Karl Gutzkow. Von Butzbach nach Gießen braucht der Dampfwagen eine halbe Stunde!...

Gutzkow flieht und irrt weiter, er flieht vor seinen Feinden, auf allen Stationen stehen verdächtige Menschen, „Gestalten", die ihn kennen, ihn und seine Absichten, „Gestalten", die er durchschaut, deren Absichten ihm sonnenklar sind, vor denen er reißaus nimmt, weiter irrt und flieht. Ein paar Intriguanten haben die Menschheit für ihn gefärbt, in die Farbe der Bosheit getaucht, für ihn, der sich über die Welt kaum zu beklagen hatte, dem die öffentliche Anerkennung einen hohen Rang unter den Epigonen angewiesen hatte, dessen Name wahrlich guten und weithin schallenden Klang gewonnen. Endlich zieht sich die Wetterwolke scheitelrecht über den Irrenden zusammen, über Friedberg entladet sich das feindliche Kriegsgewölke. Sein Schwager Walter, Arzt zu Offenbach, erhält von Kassel telegraphische Einladung nach Friedberg; das Telegramm ist gezeichnet „Karl", aus brüderlicher Zuneigung, aus Mistrauen wider die Beamten des Drahtes. Dr. Walter erräth die Bedeutung des Telegramms nicht, sendet es sogar fragend an andere Walter's im Orte; vermuthet gar nicht, welcher Karl dahintersteckt. Karl Gutzkow kommt in Friedberg an, kein Walter! Da fühlt er sich von allen verlassen, einsam in der Menschheit, zwecklos im Leben, er begibt sich in Trapp's Hotel, verlangt ein Zimmer und legt wie ein Rasender Hand an sich selbst.

Jeder Schnitt und Stich für sich allein bedrohte ein Menschenleben; alle zusammen kosten blos massenhaftes Blut, an beiden Armen, an beiden Seiten des Halses, im Bauche, am untern Ende der Lunge. Diese letzte Verwundung durchfuhr den Unglücklichen mit dem gräßlichsten Schmerze; er springt vom Lager auf, wirft sich auf den Boden, schreit, wehklagt, winselt; er ist nicht mehr Herr über sich, nicht mehr Herr seines Willens sich zu tödten; Philoktet wird Meister über Ajax, die physische Pein ruft lauter als der Seelenjammer. ... So erwacht die Wirthin, so wird das dienende Personal aus dem Schlafe geschellt, so findet man Karl Gutzkow am Boden liegend, sein erstes Wort: Feinde, Verfolger, kein Freund auf dieser Welt! ...

Unsere Taunusbäder Wiesbaden, Homburg, Manheim haben eine undurchbrechliche Quarantäne des schmuzigsten Verdachtes ringsumher hervorgerufen; auf Meilen weit ist jeder, der Hand an sich selbst legt, ein „Spieler", ein Verzweifelter, der die Rechnung für eigenes oder fremdes Geld mit der Pistole oder dem Strick ablegt. In den Augen der recht-

schaffenen Wirthin ist Karl Gutzkow ein gerupfter Spieler, den man sich trotz aller Hülfsbedürftigkeit vom Halse schafft. Ins Spital mit ihm, wie dürftig und unzureichend auch die dortige Einrichtung für Leute von Gutzkow's socialen Gewohnheiten sei! Der Telegraph meldet die furchtbare Kunde nach Offenbach, nach Weimar, über ganz Deutschland. Die Verwandten eilen auf Flügeln des Dampfes herbei, wir alle sind tief erschüttert.

Die Wunden zeigen sich sofort als nicht tödlich, aber der Blutverlust entzieht dem ohnehin schlecht genährten Gehirn noch mehr Lebenssäfte, die Anämie fordert ihre unweigerlichen Rechte; dazu kein Schlaf, seit zwei Monaten kein erquickender Schlummer, keine Herstellung des erschöpften Organismus! Acht Tage nach der That wird der Transport nach Offenbach ärztlich beschlossen, ein wahres Martyrium für den gestörten Geist, eine Geduldsaufgabe für die Begleiter. In Frankfurt Thränenströme, angesichts all der Erinnerungspunkte, jedes Steines, jeder Ecke auf der Brücke und in Sachsenhausen. Hier schon kam es zu Tage, wo der wahre Sitz der Krankheit zu suchen war, nämlich im Gemüthe, in getrübter Herzensstörung; von da aus erst war der Kopf afficirt, die Logik stellenweise beeinträchtigt, das scharfe Urtheil in Mitleidenschaft gezogen.

Keiner Dosis Opium wich die Schlaflosigkeit, fünf Gran blieben erfolglos. Chloroform war das letzte entscheidende Mittel; eine Einschläferung, die bei normaler Constitution 24 Stunden gewährt haben würde, hielt gerade 3 Stunden vor, wirkte aber stoßweise nach und verschaffte dem Kranken die erste erträgliche Nacht. Nach dieser Herstellung sahen wir Gutzkow, der sich seines Zustandes völlig bewußt war, seine Krankheitsgeschichte erzählt, als habe es sich von der Analyse eines seiner dramatischen oder epischen Charaktere gehandelt, und nur dann von der geraden Bahn abweicht, wenn es sich von der Zukunft und von künftigem Leben und Schaffen handelt. Dann trat die düstere Melancholie, der Unglaube an sich selbst, die Gefangenschaft des Willens elegisch hervor. Sonst aber herrschte klares Verständniß der Welt und ihrer Dinge, liebevollstes Gefühl für Freundschaft und Treue, ja eine fast zur Selbstanklage sich erhebende Billigkeit gegen Feinde und Widersacher.

Heinrich Hoffmann von Frankfurt, der humane Seelenarzt, der liebenswürdige Menschenkenner, hatte erklärt, Vereinsamung, Trennung von der Familie, Abbruch aller Gespräche in Betreff der Vergangenheit, absolute Ruhe und methodische Pflege seien angezeigt, und alle diese Bedingungen fänden sich in der Anstalt Gilgenberg bei Baireuth im reizenden Oberfranken. Nur, fügte Hoffmann hinzu, müsse dieser Schritt die völlige Zustimmung des Patienten haben, was um so eher zu erwarten sei, als derselbe ein fortwährendes Verlangen nach warmen Bädern äußere.

Und so geschah's. Karl Gutzkow ist nach Gilgenberg abgereist, die Pforten des Asyls haben sich auf vier bis sechs Monate hinter ihm geschlossen. Wir erwarten ihn im Hochsommer neugeboren zurück; aber an seinen zahlreichen Freunden, an den Scharen derjenigen, welche er im Romane gespannt, auf der Bühne gerührt und erschüttert hat, wäre es jetzt, ihn auf zwei Jahre etwa sorgenfrei zu machen, damit die Anstrengung und Ueberanstrengung, der er sich stets hinzugeben pflegte, ein Bedeutendes zu schaffen und dem Leben seine Nothwendigkeiten abzugewinnen, ihn nicht

sofort nach der Genesung wieder in ihre Wirbel reiße. Hier ist nichts zu verbrämen und zu verblümen; Gutzkow hat von der Feder gelebt, von nichts als wie der Feder; diese Feder ruht, die Thätigkeit dieser Feder muß ersetzt werden. Was unser Volk für seinen gelesensten Schriftsteller thut, das darf nicht im Stande sein, die leiseste Schamröthe auf irgendeine Wange zu treiben.

Diejenigen aber, welche mit roher Feindseligkeit und ungewaschener Hand diese Sensitive vom Mistrauen zur Verzweiflung gebracht haben, mögen in der Zwischenzeit, dafern es möglich ist, in sich gehen und ihre Großthaten in Erwägung ziehen. Der erste deutsche Dichter, der auf Schiller's Namen eine Stellung bei dem literarischen Nationalinstitut erhielt, das den Namen des Unvergeßlichen trägt, der bedeutendste unter den Epigonen des Verfassers von „Maria Stuart“ und vom „Geisterseher“; der Mann, der wie keiner die demoralisirende Wirkung ausländischer Fabrikate durch spontane und sittliche Leistungen unterbrach und aus nationalem Geiste dichtete; der Verfasser von „Zopf und Schwert“, des „Uriel Acosta“, der „Ritter vom Geist“ und des „Zauberer von Rom“: dieser Mann ist an der Schillerstiftung auf ein Haar zu Grunde gegangen; bisjetzt hat er aus dem grauenhaften Schiffbruch nur das nackte Leben und die nie sterbende Hoffnung gerettet. ...

Das deutsche Volk aber sieht an einem schaurigen Beispiele die ganze infernalische Wirkung unserer Kritikasterei, unsers nasrümpfenden Besserwissens, die mit tausend Stacheln an Einem Manne genagt und gearbeitet hat! Unsere penny-a-liners, unsere unfähige Journalistik, unser Heer von ohnmächtigen Liberalen, unser Feuilletonismus, diese Schwärzungskammer des Geistes: alles das hat Jagd auf den Mann gemacht, von dem man sagt, er habe keine Kritik vertragen können: als ob das Kritik genannt werden könnte, was fast durch die Bank gelegentliche Lohnschreiberei war!

Notizen.

Das seit so langer Zeit immer vollendet gesagte Werk des Kaisers Napoleon, die „Histoire de Jules César“, wird ja nun endlich in den letzten Tagen dieses Monats erscheinen, und zwar gleichzeitig in den wichtigsten der lebenden Sprachen. Die deutsche Uebersetzung wird unter Leitung des Professors Dr. Ritschl in Bonn angefertigt und bei Karl Gerold's Sohn in Wien erscheinen. Das Werk wird von einem Atlas begleitet sein, der die Ergebnisse der im Auftrag des Kaisers angestellten genauen topographischen Untersuchungen enthält. Das ganze Buch, namentlich die Einleitung, soll, wie man sagt, reich sein an interessanten Seitenblicken auf die politischen und militärischen Verhältnisse der Gegenwart. Die englische Uebersetzung, die gleichzeitig erscheinen wird, revidirt der kaiserliche Historiker selbst.

In den letzten Tagen des Januar dieses Jahres wurde zu Kiel der Professor der Geschichte an der dortigen Universität, Dr. W. Junghans, nach kurzer Krankheit in der ersten Blüte des Mannesalters hinweggerafft und damit die historische Wissenschaft einer jungen und zu großen Hoffnungen berechtigenden Kraft beraubt. Junghans war ein Schüler von Waitz in Göttingen und hatte in seiner „Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodowig“ von seinen gründlichen Studien und scharfer Kritik hinreichend Zeugniß gegeben. Später wurde er mit der von der münchner Historischen Commission unternommenen Sammlung und Herausgabe der Hansa-Recesse und -Acten beauftragt und bereiste zu diesem Zweck ganz Deutschland, Dänemark, England. Ueber den reichen Ertrag, den seine archivalischen Forschungen gaben, berichtete er in ausführlicher Weise an die Historische Commission. Noch vor Vollendung aller zu diesem großen Werke nöthigen Sammlungen wurde er als Professor der Geschichte nach Kiel berufen; leider hat er seinem mit Liebe und Begeisterung ergriffenen Beruf nur kurze Zeit vorstehen können. Auch für das Erscheinen der ganz seiner kundigen Hand anvertrauten Sammlung der Actenstücke zur Geschichte des Hansabundes wird damit eine von allen Freunden der vaterländischen Geschichte schmerzlich zu bedauernde Unterbrechung und Verzögerung eintreten.

Zu Berlin starb am letzten Tage vorigen Jahres der als geistvoller Maler bekannte **August von Klöber**. Er war 1798 zu Breslau geboren und kam, da man ihn zum Militär bestimmte, schon als Knabe nach Berlin in das Cadettenhaus, dem er bis zu seiner Auflösung im Jahre 1806 angehörte. Da seine Neigung zur Kunst, namentlich zur Malerei, inzwischen deutlicher zu Tage trat, so gab man ihn, 15 Jahre alt, auf die breslauer Bau- und Gewerbeschule, von wo er 1812 auf der berliner Akademie als Schüler Aufnahme und namentlich an G. Schadow einen Gönner fand. Im Jahre 1813 nahm er als Jäger des Gardecorps an dem Befreiungskampfe theil und kam mit bis nach Paris. Von dort begab er sich zu längerm Aufenthalt nach Wien, dessen reiche Kunstschätze ihm vielfache Anregung gewährten. Aus dieser Zeit stammt sein später berühmt gewordenes Porträt von Beethoven. Im Jahre 1818 folgte er einer Aufforderung Schinkel's und wirkte bei der innern Ausschmückung des Schauspielhauses in Berlin mit. Nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Italien kehrte er nach Berlin zurück und war als Zeichner für die königliche Porzellanmanufactur eifrig und erfolgreich thätig. Namentlich das heitere Gebiet antiken Lebensgenusses war es, in dem er sich heimisch fühlte und dem seine glücklichsten Schöpfungen angehören. Doch verdanken wir seinem Pinsel auch ernstere Werke: in der berliner Schloßkapelle rühren zwei der Evangelisten von ihm her, und im „Weißen Saale“ daselbst sind vier Provinzen des preußischen Staats von ihm durch die in ihnen besonders blühenden Gewerbthätigkeiten sinnreich dargestellt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 8. 23. Februar 1865.

Natur und Leben.

Von

Hermann Schaaffhausen.

„Ein Blick in das Ganze der Natur!" So überschrieb Forster eine Abhandlung, die als Einleitung in die Thiergeschichte in lichtvoller Darstellung die Ordnung des Weltalls und die Gesetze des organischen Lebens in ihren Beziehungen zueinander erörterte. Welche Zeit wäre wol mehr geeignet, einen solchen Blick in das Ganze der Natur zu werfen als die unserige, in der nicht nur eine fast unübersehbare Menge neuer Beobachtungen und Entdeckungen gemacht, sondern, was wichtiger ist, der Zusammenhang von Naturerscheinungen erkannt wird, den man vordem kaum zu ahnen gewagt hat? Daß die Natur als ein großes Ganzes zu betrachten ist, welches das Leblose und das Lebende umfaßt, in dem alle Theile auf das innigste miteinander verbunden und gegenseitig voneinander abhängig sind, sodaß eins das andere bedingt und kein Glied in der großen Kette fehlend gedacht werden kann, das ist schon von den ältesten Weltweisen behauptet worden, die nicht selten mit bewundernswerthem Scharfblicke schon aus einer geringen Zahl von Beobachtungen tiefe Wahrheiten abzuleiten wußten, für welche wir erst den vollen Beweis zu liefern im Stande sind. Das war nicht,

wie man oft irrthümlich gesagt hat, ein höheres und unmittelbares Erkennen; die Alten gewannen ihre Einsicht in die Natur der Dinge wie wir, durch Erfahrung. Es gibt keine andere Kraft des Geistes als jene, die durch Beobachtung, Vergleichung, Urtheil und Schluß die Dinge zu verstehen sucht. Es war immer nur eine Ueberhebung der menschlichen Kraft, ein eitler Hochmuth, zu glauben, daß man ohne den mühsamen Weg der Forschung durch den in ein inneres Schauen versenkten Geist Erkenntniß der Natur, ja Erkenntniß überhaupt gewinnen könne. Wol hat die Philosophie es oft übernommen, die letzten Schlüsse aus den Beobachtungen des Naturforschers zu ziehen, und wenn dieser seine Thätigkeit mit Selbstverleugnung auf die Beobachtung des einzelnen beschränkte, so leitete sie aus den Thatsachen die allgemeinen Gesetze ab, bezeichnete der Forschung nicht selten den Weg, auf dem die nächste Aufgabe zu lösen, der nächste Fortschritt zu erwarten war. Es scheint, als wenn auch diese Arbeit der Naturforschung selbst jetzt zufiele. In der That hat an den Leistungen derselben in unsern Tagen auch in Ansehung der allgemeinen Fragen, z. B. nach den Atomen der Körperwelt, nach dem Wesen der allgemein verbreiteten Naturkräfte, nach dem Verhältniß der Organismen zur anorganischen Welt, nach dem Unterschied von Tod und Leben, nach dem Anfang der Schöpfung, nach der Möglichkeit des freiwilligen Entstehens von Lebensformen, nach der Verknüpfung von Leib und Seele im Menschen die Philosophie kaum einen Antheil. Trotz ihres Einspruchs haben wir neue Planeten entdeckt, trotz ihres Beifalls die Wunder des Somnambulismus für Täuschung erklärt!

Es ist zwar üblich geworden, die Wissenschaften in die des Geistes und die der Natur einzutheilen, das aber ist eine nicht glücklich gewählte Bezeichnung, weil auch der Naturforscher es mit dem Geiste zu thun hat, und zwar mit dem Geiste Gottes, den er in seinen Werken erforscht. Die Naturgesetze sind ihm Hieroglyphen, heilige Schriftzüge, die zu entziffern nur dem Eingeweihten vergönnt ist. Was sind alle Menschenwerke gegen die Größe der Schöpfung? Gibt es ein höheres Ziel, eine schwierigere Aufgabe für die menschliche Geisteskraft, als sie zu üben in der Erkenntniß des höchsten Geistes? Darin liegt ein unwiderstehlicher Reiz der Beschäftigung mit der Natur, daß diese, wie Goethe sagt, immer recht hat, der Irrthum immer auf unserer Seite ist. Einen Vorzug hat die Naturwissenschaft vor den andern noch voraus, den, daß sie uns Neues lehrt, und neuen Anschauungen von Gott, der Welt, dem Menschen Bahn bricht; so ist sie die Wissenschaft des geistigen Fortschritts, die den gärenden Stoff auch in andere Kreise hineinwirft und aus träger Ruhe neues Leben schafft. Ihre Methode, auf Grund des in der Beobachtung und Erfahrung ruhenden Beweises

die Wahrheit zu suchen, bei den Dingen nicht nur zu fragen, wie sie sind, sondern wie sie geworden sind, wird jetzt auch auf andern Gebieten, in Behandlung der Kunst und Geschichte, mit Glück versucht.

Sie ist freilich von Angriffen nicht frei geblieben. Bald war sie die Feindin der Religion; diesen Vorwurf haben ihr jene zugezogen, die im Eifer über die kindischen Vorstellungen, welche die Unwissenheit sich von Gott und göttlichem Wirken macht, diesen Vorstellungen überhaupt jede Berechtigung absprachen; aber sie selbst vergöttern die Materie! Wenn sie den Aberglauben aufklärt, wenn sie so viele Wunder, von denen das Volk sich umgeben glaubt, leugnet, so thut sie nur, was der Dichter klagend dem christlichen Glauben vorwirft, daß er an die Stelle vieler Götter nur Einen Gott gesetzt; die Wunder zerstört sie, aber das Eine unbegreifliche Wunder eines von der höchsten Weisheit geschaffenen Weltalls, vor dem der stolzeste Geist sich demüthig beugt, das stellt sie in seiner ganzen Größe dar. Bald war sie die Feindin der Kunst und Schönheit, die, anstatt die Sinne mit bunten Bildern zu unterhalten, nur nackte Wirklichkeiten bietet, in dem Schmelz der Farben, der Harmonie der Töne nur Zahlen erkennt, die Perle zum eingekapselten Eingeweidewurm, den Rosenduft zu einem Auswurfsstoffe der Pflanze macht. Und wenn es so wäre, wir müßten um den Preis der Wahrheit auch die uns lieb gewordene Täuschung dahingeben. Aber die Naturforschung läßt den Sinnen, was den Sinnen ist und gibt dem Geiste, was des Geistes ist. Das Wissen ist nie eine Last, ist nie ein Hinderniß des freiesten Gedankenflugs, es kann der Phantasie nur neue Schwingen geben. Hört der Naturforscher auf, ein Mensch zu sein, sieht er die Farben weniger prächtig, weil er sich mit ihrer Erklärung befaßt? Ist ihm, wenn er von einem Bergesgipfel in die Landschaft blickt, der Genuß ein geringerer, wenn er nicht nur Wald und Strom und Wiese und einen blauen Himmel mit lichtem Gewölk darüber sieht, sondern wenn jede Pflanze zu ihm redet von ihrer Ernährung, ihrem Wachsthum, dem Geheimniß ihres Blütenkelchs, die Pflanzendecke selbst ihm die Bestandtheile des Bodens verräth, jede summende Biene, jeder singende Vogel ihm etwas zu denken gibt, die Beleuchtung der Ferne, die Gestalt der Wolken, die Richtung des Windes ihn beschäftigt? Die Bergformen, die Thalkrümmung, die alten Flußufer führen seine Einbildungskraft in die Vorzeit, er steht inmitten der geologischen Veränderungen, deren Spuren die Gegend trägt, die Urwälder der Vorzeit richten sich wieder auf und sind belebt mit den seltsamen Gestalten der längst von der Erde verschwundenen Thiere! Was ist dichterischer, der nüchterne Blick des Unwissenden oder der des Naturforschers, der mit der Zauberruthe in der Hand Pflanzen und Steine und vergangene Zeiten zu reden zwingt? Wenn die Naturwissenschaften heutigentages

gepriesen werden, weil sie die Industrie verbessern, die Landwirthschaft heben, der Medicin eine sichere Grundlage geben, dem alltäglichen Leben die mannichfaltigsten Vortheile bieten, den Verkehr beflügeln, Raum und Zeit fast verschwinden machen, sodaß eine menschliche Botschaft dem Laufe der Stunden vorauseilt und früher, als sie abgesendet war, jenseit des Oceans anlangt, so haben sie doch noch einen größern Werth darin, daß sie uns Wahrheit lehren, daß sie die Nebel verscheuchen, die jahrtausendelang den menschlichen Blick umdüstert hatten, daß sie, wenn auch nicht jedes Dunkel aufhellen, doch auf dem Wege voranleuchten, auf dem wir vorwärts streben und auf dem künftige Geschlechter uns folgen oder vielmehr uns vorauseilen werden. Denn wir glauben weder, womit sich die trägen Geister so gern beruhigen, daß alles schon dagewesen ist, was die Naturforschung Neues lehrt, noch theilen wir die Ansicht jener ängstlichen Gemüther, daß die Naturforschung, die jetzt alles belecke und jedes unberechtigte Gebiet beschreite, auch einmal wieder aus der Mode komme.

Richten wir den Blick in das Ganze der Natur! Die Erscheinung, welche man als die allgemeinste in der Natur bezeichnen kann, ist die Bewegung. Sie ist entweder eine Bewegung der Körper durch den Raum oder nur eine Schwingung der kleinsten Theilchen der Körper, wobei diese selbst ihre Lage in dem sie umgebenden Raume nicht verändern. Das Himmelsgewölbe ist erfüllt von kreisenden Welten, denen gleichzeitig mit der Schwungkraft die Schwere ihre Bahn vorschreibt, die Fixsterne verdienen den Namen nicht mehr, mit dem man sie von den Wandelsternen, den Planeten, unterschied, seitdem man weiß, daß so viele als Doppelsterne sich umeinander drehen und alle gleich unserer Sonne den Weltraum durchziehen. Dasselbe Gesetz, nach dem der Apfel vom Baume fällt, herrscht in den weiten Himmelsräumen, mit strenger Zahl jene Schwingungen ordnend, welche die Alten so schön die Musik der Sphären nannten. Auch die Irrsterne, die Kometen, irren nicht, es ist dieselbe Schwere, die ihren Lauf in der Sonnennähe beschleunigt und in der Ferne sie Jahrhunderte zögern läßt, ehe sie wiederkehren. Sind doch, durch die Einfachheit aller dieser Bewegungen überrascht, Kant und Laplace im Stande gewesen, uns eine Theorie der Schöpfung des Weltalls zu geben, nach der die Weltkörper, die alle von Westen nach Osten sich bewegen, aus einem feinvertheilten Aether, der von Anfang diesen Umschwung hatte, durch Ablösung infolge der Schwungkraft und durch Verdichtung der so abgelösten Ringe zu Weltkörpern entstanden sind, die ursprüngliche Bewegung beibehaltend. Danach würden auch die übrigen Weltkörper, wiewol sie verschieden dicht sind, aus denselben Stoffen wie die Erde bestehen, wofür wenigstens die Zusammensetzung der Meteore spricht. Und wie wunderbar

ist es, daß, wie jede Himmelskugel, während sie umläuft, sich zugleich um ihre Achse dreht, auch das kleine Wimperthierchen wie die Pflanzenspore, während sie vorwärts schwimmen, sich um sich selber drehen! Die Schwere wirkt überall; sie hält die Atmosphäre, in der wir athmen, an der Erde fest, sie läßt das emporgestiegene Wasser wieder aus der Wolke niederfallen und in Bächen und Strömen, die wie Lebensadern das Land durchziehen, zurück zum Meere fließen, sie gibt diesem die Ebbe und Flut, die man sein Athmen genannt, ohne welches das tausendfältige Leben in ihm der Fäulniß nicht entgehen würde, da jedes stehende Gewässer zum Sumpfe wird; doch peitschen auch Stürme das Meer und warme und kalte Ströme begegnen sich darin; die Schwere hat auch an diesen Bewegungen Antheil. Auch der lebende Körper ist der Schwere nicht entzogen, die wir nur deshalb nicht empfinden, weil fortwährend und uns unbewußt Muskelkräfte aufgeboten werden, dieser Schwere entgegenzuwirken. Lähmt plötzlicher Schreck oder Ohnmacht unsere Nervenkraft, so stürzen wir zusammen. Darum ist unser Gehen ein stets drohendes Fallen und das Kind lernt zuerst nur den Kopf tragen, dann sitzen, dann stehen, endlich gehen. Darum liegt der Kranke im Bett, wird er schwächer, so kann er nicht mehr auf der Seite liegen, er rutscht im Bette abwärts, auch die Arme werden ihm zu schwer, auch die Sprache versagt ihm und nur das kleine aber der Seele liebstes Werkzeug, das Auge, wird noch bewegt, mit einem letzten Blick scheidet er aus dem Leben. Oft auch ist die Schwere benutzt, um Muskelkraft zu sparen; so hält nur der Druck der Luft das Bein in seiner Pfanne fest. Alle organischen Einrichtungen sind auf die Schwere berechnet. Wie mit Luft gefüllte Blasen die Fucuszweige des Meeres an die Oberfläche emporheben, so macht Luft, welche die Eingeweide, die Knochen und Federn durchdringt, den Leib des Vogels leichter. Wie der an Kieselerde reiche Getreidehalm die Aehre dem Lichte entgegenträgt, so sind die kalkreichen Knochen der Thiere feste Stützen, zwischen denen die wichtigsten Lebensorgane gleichsam aufgehangen sind, auf die der starke Zug der Muskeln wirkt, die den Körper bewegen. An der Luft ist das Leben größerer Thiere ohne Knochen nicht denkbar, und die zartesten Thiergestalten vermag nur das Wasser zu tragen; an der Luft zerfließt die Meduse. Auch die Kieme des Fisches sinkt in der Luft zusammen, ihre Strahlen verkleben, der Fisch erstickt, wiewol die Luft mehr athembaren Sauerstoff enthält als das Wasser, aber sein Organ nimmt ihn nicht auf, es kann sich nicht entfalten in dem fremden Element. Die im Wasser lebenden Thiere sind, weil ihre Bewegung leichter möglich ist, auch einfacher gestaltet, und unter allen Thierklassen stehen die im Wasser lebenden Geschlechter auf einer tiefern Stufe der Organisation als die übrigen, was indessen auch durch die leichtere

Ernährung bedingt wird. Auch unser Blutlauf steht unter dem Drucke der schweren Luftsäule, und die Kraft unsers Herzens ist darauf berechnet. Erheben wir uns im Luftballon oder auf hohen Gebirgen, so bringt das Blut aus den weichern Geweben aus Mund und Nase und Auge, weil die Herzkraft einen zu geringen Widerstand findet. Ein Fisch, den man aus seiner wagerechten Lage bringt, stirbt, wie ein Mensch, den man auf den Kopf stellt, eine Marter, die bei rohen Völkern eine Art der Todesstrafe ist; aber auch in dem Ei, das man während der Brütung senkrecht stellt, entsteht eine Misbildung. Das alles sind Wirkungen der Schwere!

Eine andere Art der Bewegung ist die Schwingung der kleinsten Theilchen der Körper, die das Wesen der sogenannten Imponderabilien, der Wärme, des Lichtes, der Elektricität, des Magnetismus zu sein scheint; auch der Schall beruht darauf, und bei der chemischen Thätigkeit sind die kleinsten Theilchen der Körper in Bewegung. Lange hat man die Imponderabilien für unwägbare Stoffe gehalten, unwägbar, weil ein Körper nicht schwerer wird dadurch, daß man ihn erwärmt, beleuchtet, elektrisch oder magnetisch macht, während wir sie jetzt nicht selbst für eine Materie, sondern nur für Bewegungszustände der Materie halten. Dieses Verhältniß ist indessen ganz ungeeignet, die Verknüpfung von Seele und Leib zu versinnlichen, wozu man es benutzt hat; denn dann würde die Seele nur ein Zustand der Bewegung kleinster Körpertheile sein, der nicht von dem Körper getrennt gedacht werden kann, also auch mit ihm aufhören muß, was jene, die den Vergleich gewählt haben, gewiß nicht behaupten wollten. Um die unbegreifliche Einwirkung der Seele auf den Körper verständlicher zu machen, da sonst doch nur Körper auf Körper wirken, hat man auch an die in die größte Ferne wirkende Kraft der Imponderabilien, z. B. des Lichtes, erinnert. Aber wissen wir, daß das Licht sich ohne materiellen Träger im Weltraum verbreitet, müssen wir uns diesen leer, warum nicht mit einem feinen Stoff erfüllt denken, für dessen Dasein auch die verzögerte Bewegung mancher Himmelskörper spricht? Anstatt aber denselben Aether, der das Licht durch den Weltraum trägt, auch in den Zwischenräumen aller irdischen Körper anzunehmen, die das Licht durchlassen, ist es einfacher zu denken, daß die kleinsten Theilchen eines durchsichtigen Körpers die Lichtschwingungen selbst ausführen und fortpflanzen. Wenn nun die verschiedenen Imponderabilien, die uns in der Natur als ebenso wirksame Kräfte begegnen, wie die Schwere eine solche ist, Bewegungszustände die Materie sind, so ist also das Wesen der Kraft überhaupt Bewegung, die Wärme, das Licht, die Elektricität sind nur verschiedene Arten derselben, verschiedene Aeußerungen einer Urkraft, die vielleicht nur nach Zahl und Größe der Schwingungen uns bald als Wärme,

bald als Licht oder Elektricität erscheint. Die Ansicht von der Einheit der Kraft in der Natur hat durch die Untersuchungen über Verwandlung der Kraft, wobei ihre Größe unverändert bleibt, eine Bestätigung gefunden. Die Wärme erzeugt so viele Arbeit, als durch Arbeit Wärme erzeugt werden kann. Die Stärke des elektrischen Stroms hängt von der Größe der chemischen Zersetzung ab, mit dieser steht auch die Menge Licht und Wärme, die er entwickeln kann, im genauen Verhältniß; die Wärme, der Magnetismus, die elektrische Kraft lassen sich wieder auf die Schwere beziehen und durch ein bestimmtes Maß der Arbeitskraft ausdrücken. Wie kein Stofftheilchen verloren geht, so geht keine Kraft in der Natur verloren, aber auch keine wird neu gebildet; jede Kraft, die wir irgendwo wirken sehen oder die wir selbst in Bewegung setzen, ist eine abgeleitete. Die Kraft unsers Arms zieht die Uhrfeder auf und verwandelt sich in jene, mit der diese sich wieder auszudehnen strebt und Räder und Zeiger in Bewegung setzt. Wenn der heiße Dampf den Kolben in der Dampfmaschine emporhebt, so rührt diese Kraft von der Wärme her, diese ist durch den chemischen Vorgang der Verbrennung erzeugt. Die Maschine wird mit Kohlen gespeist und der Organismus mit Nahrungsmitteln. Man hat gesagt, der Organismus trage die Quelle seiner Kraft in sich, der Maschine werde die Kraft von außen zugeführt. Das ist nicht ganz wahr. Wohl gibt der heiße Dampf dem ganzen Triebwerk der Maschine nur einen äußern Anstoß, das innere Gefüge der Stangen und Räder, aus denen die Maschine besteht, bleibt dabei starr und unverändert; im thierischen Körper kommt auch die Kraft von außen, von der eingeführten Nahrung, aber alle Theile des Organismus sind, während sie arbeiten, zugleich selbst in steter Umsetzung und Neubildung begriffen, und dieser chemische Stoffwechsel ist die Ursache jeder Kraftleistung, jeder Bewegung, deren der Körper fähig ist. Die Maschine bauen wir aus den härtesten Stoffen, aus Stahl und Eisen, die Natur baut die Organismen aus den vergänglichsten und wandelbarsten Elementen, dem Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, die sich durch die größte Mannichfaltigkeit ihrer chemischen Verbindungen auszeichnen und durch die Leichtigkeit, sie einzugehen; so ist die Materie des lebendigen Körpers in stetem Flusse, und wenn dieser chemische Proceß zu Ende geht, hört auch das Leben auf. Aber es ruhen die Bestandtheile auch im Tode nicht, ihre Arbeit ist die Fäulniß und Verwesung; der Tod ist also nur scheinbar das Bild der Ruhe; die Bewegungen der Glieder, der Blutlauf, das Athmen, die Nerventhätigkeiten haben aufgehört, aber der Stoffumsatz der kleinsten Theilchen dauert auch in der Leiche fort und kurz nach dem Tode in ganz ähnlicher Weise wie im Leben. Aber das ist der Unterschied, daß im Leben die Zersetzungsstoffe stetig fortgeschafft werden, wie

sie sich bilden, im Tode aber bleiben sie und alles zerstörend greift die Verwesung um sich. Also im Leben wie im Tode Bewegung!

Für die innere Verwandtschaft der allgemeinen Kräfte der Natur gibt es auch einen aus dem Baue des thierischen oder menschlichen Körpers hergenommenen Beweis. Die Theile des Körpers, die zunächst von fast allen Reizen, unter deren Einwirkung das Leben steht, getroffen werden, sind die Nerven; sie empfinden die Berührung und den Schmerz, den Schall und das Licht, die elektrische Kraft erregt den empfindenden wie den bewegenden Nerven. Es ist aber immer, unwesentliche Verschiedenheiten abgerechnet, dieselbe Nervensubstanz, die alle diese Erregungen aufnimmt und durch sie, wie wir glauben müssen, selbst in ähnliche Schwingungen versetzt wird, die hier als Druck oder Schmerz, dort als Schall, Licht oder Farbe empfunden werden, oder, nach dem Muskel hingeleitet, diesen zur Verkürzung bringen. So ist der Mensch mit seinen Sinnen mitten in die Natur gestellt, in jedem Augenblick von tausend und abertausend immer wechselnden, immer sich durchkreuzenden Wellen oder Schwingungen des Lichts, der Wärme, des Schalles umgeben, alle in sich aufnehmend, sammelnd, was zusammengehört, sodaß aus der scheinbaren Verwirrung durch das Wunder des organischen Baues die vollkommenste Ordnung und Klarheit wird. Dove hat uns ein anschauliches Bild entworfen von der Folge gleichartiger Erregungen, die unsere Sinne treffen können; er führt uns in den dunkeln Raum einer Schmiede, wir tasten umher und fühlen mit der Hand das kalte Eisen auf dem Ambos, nun fängt der Schmied darauf zu hämmern an und wir fühlen, daß das Eisen warm wird, aber auch das Ohr vernimmt den Ton des schwingenden Metalls; die Schläge dauern fort, das Eisen glüht, die rothe Farbe trifft zuerst das Auge, zuletzt wird das Eisen weißglühend. Da haben wir die Aufeinanderfolge von Gefühl, Wärmeempfindung, Tonempfindung, Lichtempfindung, durch verschiedene Schwingungszustände eines und desselben Körpers und der Fortpflanzung derselben auf unsere Nerven hervorgebracht!

So sind, wo wir hinblicken, die Körper oder ihre kleinsten Theilchen in Bewegung, selbst der feinste im Wasser schwimmende Staub zittert im Sehfelde des Mikroskops. Besteht nicht die Welt wirklich aus wirbelnden Atomen? Die Stoffe selbst, deren letzte einfache Bestandtheile aber ineinander umzuwandeln, wie die Alchymisten träumten, noch nicht geglückt ist, sind in stetem Wechsel begriffen. Nichts ist beständig. Sogar das leblose Reich der Gesteine ergreift der Stoffwechsel; ganze Bergzüge und Erdschichten ändern im Lauf der Zeit, wie einige wollen, ihre Zusammensetzung; die Kohlensäure zerstört die kieselsauern Verbindungen, an die Stelle des Kalks tritt wieder die Kieselsäure, Krystalle behalten ihre Form, während ihre chemische Zusammensetzung

eine ganz andere geworden ist. Nichts hat uns den Zusammenhang aller Theile der Natur so anschaulich gemacht als dieser Kreislauf der Stoffe, zumal jener, der das organische Leben mit dem unorganischen verknüpft. Die lebenden Körper bestehen aus denselben einfachen Elementen wie die leblose Natur; jeder Bestandtheil des lebenden Körpers findet sich im Wasser, der Luft oder in der Erdrinde wieder. Aus dieser Quelle schöpft die Pflanze ihre Nahrung und macht, was das Thier nicht vermag, aus anorganischen Verbindungen organische. Das Thier verwandelt nur den von der Pflanze gebotenen Stoff in das mit höhern Lebenseigenschaften begabte thierische Gewebe; die Pflanze aber wandelt auch den Verwesungsstoff des Thieres wieder in organische Substanz.

Wie die Stoffe, so sind auch die Kräfte, die zum Leben zusammenwirken, die der äußern Natur, wenn uns auch die Ursache, die sie zu einem Ganzen verbindet, verborgen bleibt. Die chemischen Gesetze sind nicht aufgehoben im Lebensproceß, sie kämpfen nicht gegen denselben, sondern sie unterhalten ihn. Die thierische Wärme ist keine andere als die gewöhnliche, eine langsame Verbrennung der Körperbestandtheile ist ihre Ursache. Wenn das Huhn brütet, so ist es nicht ein Lebenseinfluß, der auf die Eier übergeht, sondern die Wärme allein bedingt die Entwickelung, und die Wärme einer Oellampe, die Weingeist- oder Gasflamme oder der in Aegypten dazu verwendete brennende Kamelmist thun denselben Dienst wie die Blutwärme des mütterlichen Thieres. Die elektrische Kraft, welche von den elektrischen Fischen entladen wird und mit der die Alten schon Gelähmte heilten wie wir mit künstlichen Apparaten, ist dieselbe wie die von diesen bereitete, man hat damit chemische Zersetzung und Verbrennung und Lichterscheinung hervorgebracht, die Stahlnadel magnetisirt, man kennt den positiven und negativen Pol des elektrischen Organs. Und die Nerventhätigkeit, die noch zuletzt als eine dem Leben eigenthümliche, keinen Vergleich zulassende erschien, wie nah verwandt ist sie, seit wir die den lebenden Körper und jeden Muskel und Nerven durchziehenden elektrischen Ströme kennen, und bei einer willkürlichen Bewegung unsers Arms die Magnetnadel des Multiplicators ausweichen sehen, wie nah verwandt ist sie der elektrischen Kraft! Wie eine bekannte höchst einfache Naturerscheinung, die Verdunstung, es ist, welche in der Pflanze den Saft zum Steigen bringt, sodaß die geschnittene Rebe blutet, so unterstützt dieselbe auch im thierischen Körper die Auffaugung der flüssigen Nahrung in die Gefäße. Man nimmt aber an, daß außer den Kräften, die den Stoffen selbst innewohnen, es noch eine Ursache geben müsse, welche dieselben zu einem organischen Ganzen vereinigt und jeden Keim zu einer bestimmten Entwickelung treibt, die Lebenskraft. Hier tritt uns

die Frage nach der Möglichkeit einer Urzeugung entgegen; ihre Entscheidung ist vom größten Belang, mit ihr steht oder fällt die Annahme einer besondern Lebenskraft. Gäbe es gegen die gewöhnliche Meinung auch jetzt noch eine Urzeugung von Pflanzen und Thieren, so ginge das Leben unter gewissen Bedingungen aus den gewöhnlichen Eigenschaften der Stoffe hervor und die Natur wäre auch in Bezug auf den Ursprung lebender Wesen jetzt dieselbe wie zu Anfang der Schöpfung. Die Versuche, welche die Möglichkeit einer Urzeugung widerlegen sollen, haben den Werth nicht, den man ihnen beimißt; geglühte Luft, destillirtes Wasser sind in der Luft nicht vorhanden, sind also für das, was in der Natur vorgeht, ohne jede Beweiskraft. Höhere Organismen sehen wir jetzt nicht von selbst entstehen, weil sie niemals von selbst entstanden sind, auch die Natur hat sie nicht anders als durch Entwickelung der einfachsten Grundformen hervorgebracht.

Wie die Stoffe und Kräfte die Natur als ein Ganzes erscheinen lassen, so schließen sich auch die Formen nicht aus. Geht auch in der organischen Form jede andere unter, so wachsen doch Krystalle in lebenden Pflanzenzellen und manche wenn auch untergeordnete thierische Gebilde nehmen krystallinisches Gefüge an. Auf das nächste aber sind Pflanzen und Thiere in Bau und Lebensthätigkeit verwandt. Alle organischen Gewebe bestehen aus Zellen oder bilden sich daraus. Der erste Keim jeder Pflanze, jedes Thieres ist eine Zelle, deren erste Veränderungen nach der Befruchtung überall dieselben sind. Die Zelle, aus der ein Mensch entsteht, theilt sich und vermehrt sich nach demselben Gesetze wie die Protococcuszelle, die den grünen Anflug bildet, der im Winter die Rinden unserer Bäume mit frischer Farbe schmückt. Die Mischung der Bildungsstoffe wird bei Farrnkräutern und Moosen wie bei Muscheln und Säugethieren auf ganz ähnliche Weise, mit denselben Mitteln bewerkstelligt. Die ganze Ernährung der Pflanzen und Thiere beruht auf denselben Vorgängen der Aufsaugung und Umwandlung der Stoffe, der Saftbewegung, der Absonderung. Wir sind außer Stande, mit Sicherheit die wirbelnde Pflanzenspore von dem schwärmenden Wimperthier zu unterscheiden. Auch die thierische Empfindung hat ihr Gleichniß in den reizbaren Blättchen der Mimose, in der Bewegung der Staubfäden bei manchen Pflanzen; gleichsam thierische Wärme strahlen die Blütenkolben der Aroiden aus wie die keimenden Samen, denn diese Wärme steht wie bei den Thieren mit einer Aushauchung von Kohlensäure in Verbindung.

Die ganze Reihe der Organismen von den niedern zu den höchsten ist wieder durch die Entwickelung auf das innigste verknüpft. Die höher organisirten gleichen in ihren Jugendzuständen den niedern und sind einander ähnlicher wie später; das Hühnchen im Ei am zweiten

Tage der Bebrütung ist von dem Embryo eines Fisches, aber auch von dem eines Säugethiers kaum zu unterscheiden. Die verschiedenen Thiere sind die auf verschiedenen Stufen der Entwickelung festgehaltenen Formen des thierischen Lebens und das höhere Thier schreitet bei seiner Entwickelung durch die niedern Formen hindurch, nie ganz sie darstellend, indem der nicht rastende Bildungstrieb die Aehnlichkeit sogleich wieder aufzuheben bestrebt ist. Man hat vergeblich an dieser Thatsache, die mehr wie alles andere die Einheit alles organischen Lebens darthut, zu deuteln gesucht, die Thatsache bleibt und auch die genaueste mikroskopische Forschung hat den allmählichen Uebergang der thierischen Formen, des Knorpels in den Knochen, der contractilen Zelle in die Faser, der ungestreiften Muskelfaser in die gestreifte nachgewiesen. Die Embryonen der höhern Thiere zeigen vorübergehend die Gewebebildung, die bei den niedern Thieren die bleibende ist, wie der Embryo einer Gefäßpflanze einer Zellenpflanze gleicht. Das Wesen der höhern Organisation beruht zum Theil nur auf der größern Zahl und Feinheit der elementaren Formbestandtheile; so unterscheidet sich das Blut der Maus von dem des Frosches, der Muskel des Löwen von dem der Fliege, das Gehirn des Menschen von dem der Thiere.

Betrachten wir das thierische Leben allein, wie es durch Ernährung, Athmen, Sinnesempfindung, Bewegung mit der großen Natur verknüpft ist, so erkennen wir trotz der Mannichfaltigkeit der Bildungen an ganz bestimmten nie fehlenden Verrichtungen und Organen eine Einheit des Planes. Die Abtheilungen, in die man die Thiere gebracht, sind nicht natürlich, die Grenzen derselben sind verwischt. Ob man vier verschiedene Pläne des thierischen Baues jetzt allgemein gelten läßt, das Wirbelthier, das Weichthier, das Gliederthier, das Strahlthier, es lassen sich dieselben als Typen, zwischen denen keine Uebergänge, keine Mittelformen stattfinden sollen, nicht festhalten. Die Trennung der Wirbelthiere von den Wirbellosen ist nicht einmal streng begründet; das letzte Wirbelthier, der lange für einen Wurm gehaltene unvollkommenste Fisch, hat keine Wirbel, kein Gehirn, kein Herz, kein rothes Blut; wenn aber schon ein Knorpelstab oder eine Knorpeldecke, die das Nervensystem umgibt, das Zeichen der Wirbelthiere ist, dann muß der Tintenfisch auch dazu gehören. Alle unsere Bemühungen, Pflanzen und Thiere in bestimmte Fächer einzutheilen, bleiben erfolglos, wenn man damit etwas mehr als den Nachweis der allmählich aufsteigenden Organisation und der Abhängigkeit der Lebensformen von äußern Natureinflüssen beabsichtigt. Diese Betrachtung nach Uebereinstimmung, nach Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Formen ist ein bequemes und unentbehrliches Mittel der Forschung; wir haben uns aber zu hüten, daß nicht, während wir Ordnung in die Wissenschaft zu bringen bestrebt sind, uns

der Geist der Natur, der Begriff ihrer Größe und Macht verloren gehe! Wenn wir einmal nicht nur Pflanzen und Thiere genau beschreiben, sondern ebenso genau die Lebensbedingungen angeben, die Bestandtheile des Bodens, die Wärme und die Feuchtigkeit, die Lichtstärke und die Höhe über dem Meere, unter deren Einfluß sie leben, so wird uns in zahlreichern Beispielen, als sie heute uns zu Gebote stehen, die Bildsamkeit der Organismen überraschen. Ist es doch gerade ihnen eigenthümlich, vom Klima abhängig zu sein, während in der Bildung der Mineralien auf der ganzen Erde eine wunderbare Uebereinstimmung herrscht. Der Forscher des organischen Lebens staunt in fremden Ländern seltsame und neue Formen an, der Bergmann ist überall zu Hause! Kleine Veränderungen in der organischen Bildung sehen wir schon unter unsern Augen vor sich gehen, sollen wir nicht auf große schließen dürfen im Lauf der Jahrtausende?

Die Zeit, ohne die nichts in der Natur geschieht, mit der wir den Weg des Lichtes von den Gestirnen bis zu unserm Auge gemessen haben, aber auch den Blitz, der aus der Wolke fährt, die Empfindung, die von der Fingerspitze zum Gehirn eilt, die Zuckung des Muskels, der auf das Geheiß des Willens sich zusammenzieht, die Zeit, deren Kleinheit uns in Erstaunen setzt, wenn wir hören, daß man ein 77 Millionstel einer Secunde zu messen versteht, und vor deren Größe wiederum unser Leben in ein Nichts verschwindet, wenn wir bedenken, daß das Zurückweichen der Nachtgleichen erst in 25800 Jahren einmal im Kreise vollendet ist, warum will man sie, da die Wissenschaft auch die Perioden der Erdgeschichte nach Hundertausenden von Jahren zählt, für die Entwickelung des organischen Lebens außer Acht lassen, das seine Veränderungen mit denen der Erdoberfläche zugleich erlitten haben wird?

Vor einigen dreißig Jahren stritten zwei Naturanschauungen um die Herrschaft und zwei der größten Forscher ihrer Zeit, Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire, standen sich gegenüber. Der erste leugnete die Einheit der organischen Zusammensetzung und jede Möglichkeit eines Uebergangs einer thierischen Form in die andere; der zweite behauptete sie. So allgemein die Naturforscher der Ansicht Cuvier's beigetreten sind und noch anhängen, so findet dieselbe doch in den Forschungen der Gegenwart keine neuen Stützen.

Je genauer wir beobachten, um so wandelbarer erscheinen uns die Kennzeichen der Art, die unveränderlich sein sollen, die Natur entwickelt vor unsern Augen einen Formenreichthum, der jeden geschlossenen Kreis durchbricht, einen Gestaltenwechsel, der, ein kleines Bild der großen Entwickelung, uns die wunderbarsten Metamorphosen zeigt, die trennenden Schranken zwischen Pflanze und Thier, zwischen pflanzlicher und

thierischer Substanz, zwischen der Vorzeit und der Gegenwart sind zum Theil gefallen, theils drohen sie den Einsturz. Der menschliche Leib ist nur das feinste und vollkommenste Werk thierischer Organisation, ja, leugnen wir es nicht, in der thierischen Seele liegen, in engen Kreis gebannt, die Grundkräfte der menschlichen Seele, die nach dem Unendlichen strebt!

Immer hat man eingeräumt, daß sich die Idee von einer stufenweisen Entwickelung des organischen Lebens, von einer fortwirkenden Schöpfung durch Großartigkeit und Kühnheit auszeichne, aber der Wahrheit entbehre; es ist keine geringe Genugthuung für den menschlichen oft irrenden Geist, wenn es sich herausstellen wird, daß der erhabenste Gedanke, den wir von der Natur zu fassen vermögen, auch der wahrste ist. Auf allen Gebieten der Naturforschung bietet sich dasselbe Schauspiel dar, es bricht sich eine neue Betrachtung der Dinge Bahn. Auch für die Geschichte der Erde verlassen wir die Vorstellung von gewaltsamen Revolutionen und Katastrophen, denen in der Gegenwart eine Zeit der Ruhe gefolgt sein soll. Wir sehen überall nur einen gesetzmäßigen Bildungsgang, der noch fortdauert. Die Schöpfung ist neu in jedem Augenblick, auch die Erde ist nicht fertig, der Boden bebt unter unsern Füßen! Allein in dem Holländisch-Indischen Archipel findet nach Junghuhn jeden elften Tag ein Erdbeben statt, auf der ganzen Erde vielleicht in jeder Stunde. Und wie das Feuer, wirkt stetig das Wasser; wenn jenes Berge aufrichtet, so ebnet dieses sie wieder; man schätzt die erdigen Stoffe, die der Ganges allein dem Meere jährlich zuführt, auf 6000 Millionen Kubikfuß, das ist siebzigmal die Masse der größten ägyptischen Pyramide, in 1800 Jahren hat er die Oberfläche seines Stromgebiets um einen Fuß erniedrigt. Seit wir wissen, wie Schweden sich allmählich hebt, Grönland und andere Länder sinken, lassen wir die höchsten Berge nicht mehr auf einmal emporgestiegen, ganze Festländer nicht auf einmal im Meer untergegangen sein. Nicht ein alles überflutender Ocean, sondern die Zeit hat die mächtigen alten Flötzschichten gebildet. Auch die vulkanischen Erscheinungen der Gegenwart halten den Vergleich mit denen der Vorzeit aus. Die Natur ist nicht schwach und alt geworden. Beim Ausbruch des Skaptar Jökul auf Island 1783 ergoß sich ein Lavastrom, der 11 deutsche Meilen lang, 2—3½ Meilen breit war und oft 600 Fuß Mächtigkeit hatte. Der Jorullo in Mexico hob sich 1759 in wenig Monaten bis 1587 Fuß hoch, 4 Quadratmeilen Landes wurden mit Lava, Sand und Schlacken bedeckt. Auch die Kraft der lebenden Natur ist jetzt keine andere wie damals, weder die Thiere noch die Pflanzen waren größer, als es die lebenden sind, die Wissenschaft läßt sie eintreten in die große Ent-

wickelungsreihe der Organismen, sie füllen die Lücken zwischen den lebenden aus. Also auch hier Einheit der Natur, die den Anfang der Dinge und eine lange Vergangenheit mit der Gegenwart und der Zukunft verbindet.

Soll aber die Natur, wie jetzt gelehrt wird, nur ein kreisender Entwickelungsgang sein, der immer wieder zum Anfang zurückkehrt? Der Forscher, welcher dem Unbegreiflichen entgehen will, das sich an eine sittliche Weltordnung knüpft, wird freilich zu dem Ausspruche hingedrängt: „Nichts Neues geschieht unter der Sonne, und alles, was kommt, ist schon einmal dagewesen!" Die Frage, ob das Weltall sich ewig um seine Pole dreht, lassen wir unerörtert. Für die Erde und das Leben auf ihr erheben wir aber Einspruch gegen eine Ansicht, die man dem Dichter wol hingehen lassen kann, wenn er, wie schon Virgil, das große Platonische Jahr besingt, zu der ein Naturforscher aber sich nicht bekennen sollte, weil sie mit den bisjetzt gewonnenen Thatsachen in Widerspruch steht und den Fortschritt der Wissenschaft selbst in Frage stellt! Wo fände auch in einer solchen Natur, die ewig dasselbe nur wiedergebärt, der Mensch und sein Geschlecht eine Stätte, deren edelster Trieb das Streben nach Vervollkommnung ist?

Es ist endlich auch der Glaube an die Eine allumfassende Natur, an den Zusammenhang der Natur- und Lebenserscheinungen, welcher Naturforscher und Aerzte vereinigt zu gemeinsamer Arbeit. In dieser Verbindung liegt eine Gewähr für das richtige Verständniß der Natur, in deren Mitte der Mensch dasteht, eine kleine Welt in der großen, ein Spiegel, auf den das All seine Strahlen wirft und aus dem der Blitz des Geistes wiederum das All beleuchtet. Nur wer die Natur erkennt, erkennt den Menschen, und wo immer wir das geheime Wirken ihrer Kräfte belauschen, da nähern wir uns auch den verborgenen Quellen des Lebens, die unerschöpflich fließen trotz Tod und Krankheit und allem Jammer, der des einzelnen Los ist!

Wenn auch der Werth der Wissenschaft wie der jeder Wahrheit nicht von dem Nutzen abhängt, den sie bringen kann, so sieht der Naturforscher doch darin gern den schönsten Lohn seiner Arbeit, wenn sie zu einem Segen für die leidende Menschheit wird, und die Aerzte wissen es wohl, daß sie ihrem edeln Berufe nur dann entsprechen können, wenn sie Naturforscher sind. Die Naturwissenschaft hat ihnen neue und wirksamere Heilmittel, sie hat ihnen das Thermometer und das Barometer, das Mikroskop und das chemische Reagens, den elektrischen Apparat und den Augenspiegel in die Hand gegeben, in ihrer Schule haben sie gelernt, wie man Beobachtungen, wie man Erfahrungen macht.

So möge es denn ihrem vereinigten Streben, das Wesen der Dinge zu ergründen, auch ferner gelingen, aus tiefem Schacht die Schätze des Wissens zu heben, der geheimnißvollen Göttin den Schleier zu lüften, soweit es dem menschlichen Blicke vergönnt ist!

Französische Einflüsse auf die deutsche Literatur des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Eine literarhistorische Skizze.

Von

Reinhart Zöllner.

II.

Ihren vollständigen Sieg erlangte die französische Literatur durch Martin Opitz von Boberfeld. Seine Tendenz, eine Literatur der Gelehrten und des Adels zu schaffen, mußte ihn nothwendig unter den Einfluß eines Volkes stellen, das seit einem halben Jahrhundert vor seinem Auftreten eine derartige Poesie gepflegt hatte. Opitz war ein Mann ohne Phantasie und ohne Gemüthstiefe; der Werth seiner Productionen liegt lediglich in der Form und der Sprache. Da standen ihm denn auch diejenigen Dichter am höchsten, welche die reinsten und elegantesten Formen zu gebrauchen verstanden und sein ganzes Streben war darauf gerichtet, Ronsard und dessen Geistesverwandten in dieser Hinsicht gleichzukommen. Die französischen Poeten des beginnenden 17. Jahrhunderts waren für ihn nicht vorhanden; hatte Ronsard ihnen doch aufgehört Meister und unerreichbares Ideal zu sein, als welches ihn das vorangegangene Geschlecht verehrt hatte. Mit keinem von ihnen knüpfte M. Opitz dauernde Verbindungen an, als er im Anfang des Jahres 1630 mit diplomatischen Aufträgen des Burggrafen von Dohna nach Paris gereist war und hier mehrere Monate verweilte. Im Verkehr mit Hugo Grotius, Saumaise, de Thou, des bekannten Historikers Sohn, und andern namhaften Gelehrten, unter den vielen dort aufgehäuften Kunstschätzen, in regem geistigen Leben, das ihn überall umgab, fand er eine Menge Anregungen. Paris erschien ihm als „der Erden Zier, die Mutter aller Tugend und Klugheit“ und Frankreich nannte er „der Sitten Meisterin“. Um so ungünstiger spricht er sich dagegen über das Wesen der damaligen französischen Poesie in einer Epistel aus, die wahrscheinlich in Paris selbst abgefaßt und an seinen Jugendfreund Zinkgref gerichtet ist:

Es ist sich zu besorgen,
Weil allbereit bei uns fast alle neue morgen
Ein neuer Dichter wächst, daß diese Schreibesucht
Der Sprache Zierlichkeit wird wieder in die Flucht
Verjagen als zuvor. Es sagt mir's kein Prophete,
Hier seh' ich's zu Pariß, da Ronsard nicht Poete
Mehr heißet wie zuvor, da Bellay betteln geht,
Da Bartas unklar ist, da Marot nicht versteht,
Was recht Frantzösisch sey, da Jodel, da Baif
Nicht also reine sind, wie jetzt der neue Grieff
Und Hofemuster wil. Heißt dieses nicht entlauffen
Dem Wasser wo es quillt und auß der Pfütze sauffen?

Es war die classische Zeit im Anzuge und das vorbereitende Stadium der Renaissancepoesie des 16. Jahrhunderts überwunden. Dies entging Opitz, dem es daher als Verbrechen erschien, an der Dichtergröße Ronsard's zu zweifeln und als eitle Anmaßung, Besseres als dieser schaffen zu wollen.

Peter von Ronsard, dessen Blüte um die Mitte des 16. Jahrhunderts fällt, besaß Gelehrsamkeit und Geist. In den classischen Studien vorgeschult, wollte er die Schätze des Alterthums in die französische Literatur tragen und, den Zusammenhang seiner Muttersprache mit der lateinischen erkennend, jene durch Entlehnungen aus dieser bereichern. Sein Geist war kühn in Neuerungen, die oft als Willkürlichkeiten und Auswüchse erschienen sind, weil man übersah, daß lateinische Wörter auf das Bürgerrecht der romanischen Sprachen gerechten Anspruch haben. Ronsard fand die französische Sprache unausgebildet und roh, verkommen in den Händen elender Volksdichter und somit einer Umwandlung sehr bedürftig. Er, der seine Jugend als Page am Hofe zugebracht, wußte, was Eleganz war; er hauchte seiner Sprache höfischen Geist ein, strebte nach edlem, feinem Ausdruck und behandelte den Stil als Kunst. Die Reime folgten einem rigorosen Gesetz und der Rhythmus erfuhr eine außerordentlich sorgsame Behandlung. Nur selten würdigte Ronsard in Wortbildungen die Sprache seiner Vorfahren; im großen und ganzen wandte er sich in der Form vom Herkömmlichen und Volksthümlichen ab und den Alten und Italienern als seinen Mustern zu. Epopöen, Eklogen, Elegien, Hymnen, Sonette, Epigramme, Madrigale, Briefe, Lieder — dies die Arten seiner poetischen Schöpfungen, die Formen eines wunderlichen, widerspruchsvollen Inhalts. Hier nackte Gemeinheit, dort zarte Sinnigkeit; servile Schmeichelei steht neben den Ausbrüchen einer scheinbar wahren Freiheitsliebe, edles Selbstbewußtsein neben elenden Bettelbriefen. Als geistvollen, formgewandten Dichter offenbart sich Ronsard auf jeder Seite, nie aber als Charakter. Dies war der Mann, den Opitz wie keinen andern Dichter verehrte,

den er „die Zier der Wissenschaft, der französischen Poeten Adler“ nannte, von dem er sagte, „daß die Poeterey ihre meiste Kunst, Art und Lieblichkeit von ihm bekommen habe“.

Schon die ersten Erzeugnisse Opitz' auf dichterischem Gebiete waren französischem Muster nachgebildet und in Alexandrinern geschrieben, einer Versart, die nach Ronsard's und Opitz' Meinung einzig und allein geeignet war, den Hexameter zu ersetzen. Der „Aristarch“, eine von Opitz in seinem zwanzigsten Jahre zur Würdigung der deutschen Sprache geschriebene lateinische Dissertation, verräth ziemlich genaue Bekanntschaft mit den Hauptvertretern der französischen Hofpoesie und besonders eine für Opitz sehr charakteristische Würdigung ihrer Verdienste um die Sprache: „Wie wir von den Franzosen und Italienern humane Bildung empfangen haben, so laßt uns auch mit Eifer danach streben, von ihnen Schliff und Schmuck der Sprache zu lernen.“ In Bewunderung der Sprachmeisterschaft Ronsard's reifte sein Plan, wie dieser der französischen, so der deutschen Sprache eine gleiche Glätte des Ueberkommenen und Ausschmückung mit Neuem zu geben. Er wollte mit derselben „anmuthigen Leichtigkeit“ (venusta volubilitas) schaffen, die er in Ronsard'schen Versen fand.

Finden wir somit im „Aristarch“ nur erst Anklänge an Ronsard, so sehen wir in dem „Buch von der deutschen Poeterey“ (1624) Ronsard's Geist zur vollständigen Herrschaft über Opitz gelangt und einen nicht unbedeutenden Theil der dort ausgesprochenen Ansichten aus Ronsard's „Abrégé de l'art poétique“ und „Préface sur la Franciade“ entlehnt. Eine Aufführung aller aus dem französischen Orginal übersetzten Stellen ersparen wir uns und beschränken uns auf eine besonders charakteristische.

Den Anfang des 2. Kapitels der „Poeterey“ bilden Reflexionen über die Entstehung der Poesie: „Die Poeterey ist anfangs nichts anders gewesen als eine verborgene Theologie vnd Unterricht von Göttlichen Sachen. Dann weil die erste vnd rawe Welt gröber vnd vngeschlachter war, als daß sie hette die Lehren von Weißheit vnd himmlischen Dingen recht fassen vnd verstehen können, so haben weise Männer, was sie zu Erbawung der Gottesfurcht, guter Sitten vnd Wandels erfunden, in Reime vnd Fabeln, welche sonderlich der gemeine Pöfel zu hören geneiget ist, verstecken vnd verbergen müssen.“ Klar und bestimmt drückt hier Opitz seine Ueberzeugung aus, daß die didaktische Poesie die ursprüngliche gewesen sei, daß die Dichtkunst von Anfang an einen praktischen, außerhalb ihrer selbst gelegenen Zweck verfolgt habe. Es war dies ein Versuch, die historische Berechtigung der Lehrpoesie nachzuweisen, die, durch Opitz zur Alleinherrschaft gebracht, länger als ein Jahrhundert unsere Literatur wie ein Alp drückte. M. Opitz aber war selbst nur der gelehrige Schüler seines Meisters Ronsard und seine die deutsche

Literatur bis zur classischen Zeit beherrschenden Lehren nichts als ein Abklatsch Ronsard'scher Theorien. In der Poetik dieses französischen Dichters finden wir jene angeführte Stelle in kürzerer Fassung: „La poésie n'estoit au premier aage qu'une Théologie allegorique pour faire entrer au cerveau des hommes grossiers par fables plaisantes et colorées les secrets qu'ils ne pouvoient comprendre quand trop ouvertement on leur descouvroit la vérité."

Der Mangel an Phantasie, welcher auf der einen Seite Opitz die erhabene Zwecklosigkeit der Poesie verkennen ließ, führte ihn andererseits zu sklavischer Nachahmung antiker Dichtungen. Ronsard war ihm auch hierin vorangegangen — freilich mit mehr Geist und Takt; er hatte antiken Geist in elegante französische Formen gegossen, während Opitz in seinen Gedichten nur einen eiteln Ballast gelehrter Redensarten und Citate aufhäufte. Ronsard's Ausspruch: „Le principal poinct est l'invention, laquelle vient tant de bonne nature que par la leçon des bons et Anciens autheurs", war ihm eine unanfechtbare Regel. „Ich muß", so umschreibt er diesen Satz im 4. Kapitel seiner „Poeterey", „bey hiesiger gelegenheit ohne schew dieses erinnern, daß ich es für eine verlorene Arbeit halte, im fall sich jemand an vnsere deutsche Poeterey machen wolte, der nebenst dem das er ein Poete von natur seyn muß, in den Griechischen vnd Lateinischen Büchern nicht wol durchtrieben ist vnd von jhnen den rechten grieff erlernet hat."

Wie wenig Opitz an eine Verschmelzung des antiken und modernen Geistes dachte, wie er sich vielmehr begnügte, in der Form unwesentliche Eigenthümlichkeiten altclassischer Poesie nachzuäffen, lehrt folgende ihrem Inhalte nach ebenfalls aus Ronsard's Dichtkunst entlehnte Stelle des 5. Kapitels der „Poeterey": „Nachmals haben die Heyden jhre Götter angeruffen, daß sie jhnen zu vollbringung des Werckes beystehen wollen: denen wir Christen nicht allein folgen, sondern an frömmigkeit billich sollen vberlegen seyn." Wie Homer die Muse, so ruft er am Anfange seiner Trostgedichte Gottes Beistand an.

Die Wendung, welche Martin Opitz der deutschen Poesie gab, das Aufgeben des volksthümlichen Charakters, mußte nothwendigerweise auch die poetischen Formen umgestalten. Die lockern Versfügungen des Volkslieds befriedigten Opitz und seine in der antiken Metrik wohlerfahrenen Schüler ebenso wenig wie die abgestandenen Formen und Künsteleien des Meistergesangs. Neues mußte geschaffen oder doch, da hierzu die Kraft fehlte, in die deutsche Literatur verpflanzt werden. Opitz' großes Verdienst liegt nun darin, daß er die deutsche Sprache reinigte, regelte und für die strengern Formen der Kunstpoesie fähig machte, andererseits aber neben den Regeln der Poetik die poetischen Formen selbst aus Frankreich einführte und geschickt wie wenige nach

ihm behandelte. Den Alexandriner lobte Opitz schon im „Aristarch“ als den deutschen Hexameter; ob er oder Schwabe von der Heide zuerst dies Versmaß angewendet, wird unentschieden bleiben müssen, genug, daß Opitz demselben eine Herrschaft von anderthalb Jahrhundert gesichert hat. Daneben werden von ihm oft Ronsard's „vers communs“ oder „gemeine Verse, weil sie bey den Frantzosen sehr im brauche sind“, angewandt, ja er zieht sie sogar in gewissen Fällen den Alexandrinern vor, „weil letztere wegen jhrer weitläufftigkeit der vngebundenen vnd freyen Rede zu sehr ähnlich sindt, wann sie nicht jhren Mann finden, der sie mit lebendigen farben heraus zu streichen weiß“. Die Sapphische Odenform hat keine Nachahmung gefunden: „Die Sapphischen Gesänge belangend“, sagt er, „bin ich des Ronsard meinung, daß sie, in vnsern Sprachen sonderlich, nimmermehr können angenehme seyn, wann sie nicht mit lebendigen Stimmen vnd in Musicalische Instrumente eingesungen werden, welche das Leben vnd die Seele der Poeterey sind.“ Eine Behandlung Pindarischer Formen, die Ronsard ganz besonders liebte, hat Opitz nur zweimal versucht — „ein vorwitziges vnterwinden“, dagegen mit großem Geschick und Glück Ronsard'sche Sonette übertragen. Außerdem mag noch die Uebersetzung von den „Quatrains“ des Hrn. von Pibrac genannt werden, „wie aus dem nahmen zu sehen, vierverssichte getichte oder epigrammata“. Die geschmackloseste Form, mit der Opitz die deutsche Literatur beschenkte, war das „Echo oder der Wiederruf“. Er wandte diese kindische Wortspielerei um so lieber an, „weil er sah, daß der Wiederruf bei den Frantzosen gleichfalls im Gebrauche sey“.

Opitz' eminenter Sinn für Sprache und Versmaß muß anerkannt werden, übertroffen wurde er aber von seiner Nachahmungssucht und blinder Abhängigkeit von Ronsard. Ein merkwürdiges Factum, daß er sein Vorbild auch in rhythmischer Liederlichkeit nachäffte. Im 7. Kapitel der „Deutschen Poeterey“ heißt es nämlich: „Es hat einen gar vbelen klang, wann man dem gesetze der Reimen gewalt thun wil, wiewol die Frantzosen vnd andere, in den eigentlichen Nahmen sonderlich, die accente so genawe nicht in acht nehmen, wie ich dann auff art des Ronsardt's in einer Ode geschrieben:

Bin ich mehr als Anacreon,
Als Stechisor vnd Simonides,
Als Antimichus vnd Bion,
Als Philet oder Bachylides?

Doch wie ich dieses nur lust halben gethan, so bin ich der gedanken, man solle den lateinischen accenten so viel möglich nachkommen.“

Dem Ruhme, den Opitz durch Behandlung der Form sich erworben hat, kommen seine Verdienste um die Sprache gleich, die er einerseits reinigte von den „eingeflickten“ Fremdwörtern, andererseits durch Ent-

lehnung altdeutscher und Nachbildung fremder Wörter bereicherte. Weil er einsah, daß man letztere oft hatte anwenden müssen, weil dem durch sie ausgedrückten Begriffe kein deutsches Wort entsprach, so verdeutschte er und zwar mit großem Geschick. Ronsard's Sprache, die aus der griechischen und lateinischen sich bereichert hatte, reizte ihn. „In der Erfindung neuer, zusammengesetzter Wörter", sagt er, „die, wenn sie in den Gedichten mäßig angewendet, denselben eine sonderliche Anmuth geben, hat Joseph Scaliger zu unserer Zeit meines Bedünkens alle anderen, auch die alten selbst vbertroffen. — Die Frantzosen vnd besonders Ronsardt sind nechst den Griechen hierin Meister. — Newe Wörter zu erdencken ist deshalb den Poeten erlaubet. Als wenn ich die Nacht oder die Music eine arbeit-trösterin, eine kummer-wenderinn, die Bellona mit einem dreyfachen worte kriegs-blut-dürstig vnd so fortan nenne. Item den Nordwind einen Wolckentreiber, einen Felsenstürmer vnd Meerauffreitzer: wie jhn Ronsardt im 202. Sonette seines anderen Buches der Buhlersachen heisset." An einer andern Stelle heißt es: „Ronsard brauchet in einer Elegie an die Cassandra das wort Petrarquiser, das ist, wie Petrarcha buhlerische Reden brauchet. Und ich habe es jhm mit einem andern Worte nachgethan, da ich die Leyer anrede:

Jetzt sollt du billich mehr als wol,
O meine Lust, pindarisiren.

Beiläufig gesagt, stammt auch der Ausdruck „pindarisiren" von Ronsard her, welcher einmal von sich selbst sagt:

Si dès mon enfance
Le premier en France
J'ay pindarisé. ꝛc.

Die Unkritik deutscher Literarhistoriker hat bis auf diesen Tag ruhig alle Gedichte von Opitz als Originale hingenommen, die er nicht selbst als übertragen bezeichnet. Hätte man sich die Mühe genommen zu vergleichen, so würde man bald zu der überraschenden Einsicht gekommen sein, daß eine große Anzahl derselben und zwar meistens gerade von denjenigen, die meist als die letzten Producte Opitz' bezeichnet zu werden pflegen, Uebersetzungen, und daß unter denen, die so von M. Opitz ohne Nennung des Namens benutzt worden sind, Ronsard in erster Linie steht. Schon auf dem beuthener Gymnasium hat Opitz Ronsard gelesen und wahrscheinlich auch zu übersetzen versucht. Mit Sicherheit können aber erst in den dichterischen Erzeugnissen seiner heidelberger Studienzeit (1620 und 21) Anklänge und Entlehnungen aus jenem nachgewiesen werden. Die fingirten Namen der Ronsard'schen Hirtenlieder kehren bei Opitz wieder; zu einer Menge von Wendungen und Sätzen finden sich entsprechende Stellen bei Ronsard und allein im vierten Buche

seiner „Poetischen Wälder“ finden sich funfzehn wörtlich übersetzte Gedichte. Da Opitz stets das Versmaß des Originals beibehalten hat, so sind Zusammenziehungen und Erweiterungen nicht selten; überall aber ist der Ausdruck glatt und fließend und offenbart ein außerordentliches Uebersetzungstalent. Das oft citirte Lied: „Ich empfinde fast ein Grauen“, ist nach Inhalt und Form hin so gelungen, daß nichts beim Lesen dasselbe als ein übertragenes erscheinen läßt. Eine Vergleichung des Originals mit der deutschen Fassung wird zeigen, wie Opitz den französischen Dichter fast übertroffen hat:

Wozu dienet das Studieren	Que nous sert l'estudier,
Als zu lauter Ungemach	Sinon de nous ennuyer?
Unterdessen laufft die Bach	Et soin dessus son accroistre
Unsers Lebens, das wir führen	A nous, qui serons peut-estre
Ehe wir es inne werden,	Ou ce matin, ou ce soir
Auff ihr letztes Ende hin.	Victime de l'Orque noir?
Dann kömpt ohne Geist und Sinn	De l'Orque qui ne pardonne
Dieses alles in die Erden.	Tant il est fier, à personne.
Hola Hunger geh und frage	Corydon, marche devant,
Wo der beste Trunk mag sein,	Sçache, où le bon vin se vend
Nimb den Krug und fülle Wein	Fay refreschir ma bouteille
Alles Trauren, Leid und Klage,	Cherche une fueilleuse treille
Wie wir Menschen täglich haben	Et de fleurs pour me coucher
Eh' uns Clotho fortgerafft	Ne m'achete point de chair,
Will ich in den süßen Saft,	Car tant soit elle friande
Den die Rebe gibt, vergraben.	L'Esté je hay la viande.

Von den größern didaktischen Dichtungen ist nur Eine aus französischer Quelle geflossen: „Der Hymnus oder Lobgesang Bachi“, der zuerst von Daniel Heinsius aus dem Französischen des Ronsard ins Niederländische, und darauf von Opitz ins Deutsche übersetzt wurde.

Kann es uns nun noch auffallen, daß bei so sklavischer Abhängigkeit auch der Charakter sich wandelte und seinem Vorbilde gemäß gestaltete, daß Opitz bei dem französischen Hofdichter Kriecherei, Lobhudeln und eine Geistesproduction lernte, die ihm Stellung und Vortheil bei seinen Zeitgenossen und Verachtung der Nachwelt einbrachte? Ronsard's charakterloser Ausspruch: „Qui fait honneur aux Rois, il fait honneur à Dieu“, könnte als Motto über manchem Gedichte Opitz' stehen.

Schließlich können wir es mit einer kurzen Erwähnung der Uebersetzung von Barclay's „Argenis“, die Opitz auf Rath seines Verlagshändlers besorgte, bewenden lassen. Es lag die französische Uebertragung der 1621 in lateinischer Sprache erschienenen Schrift hierbei zu Grunde. Das Werk hat nur insoweit Interesse, als Opitz dadurch dem heroischen Roman, der, wie wir gesehen, schon im 16. Jahrhundert eine so bedeutende Rolle spielte, eine einflußreiche Stellung in der

deutschen Literatur sicherte und durch seinen Namen diese ganze Gattung von Prosadichtungen gleichsam sanctionirte.

Nicht zu unterschätzende Anregung empfing Opitz von der Fruchtbringenden Gesellschaft, der er im Jahre 1629 mit dem Beinamen des „Gekrönten" beitrat. Als Vereinigung des gesammten norddeutschen literarisch-gebildeten Adels trug diese Gesellschaft mehr fremden als deutschen Charakter, sobald es sich um etwas anderes als die Form der Schriften handelte. Jedes Mitglied war gezwungen „zur erweitterung unserer deutschen land und Muttersprache entweder etwas in derselben von neuen zu verfassen und zu schreiben oder aus andern sprachen zu übersetzen". Die große Masse der Vereinsmitglieder wählte nun bei ihrer geistigen Unproductivität und französischen Bildung das Letztere als das Leichtere und so ist es gekommen, daß die überwiegende Anzahl der aus der Fruchtbringenden Gesellschaft hervorgegangenen Schriften in Uebersetzungen aus dem Französischen besteht. Opitz schrieb eine solche von den Psalmen Marot's und Beza's. Es bleibt dabei dies merkwürdig und zeugt wol von dem Ansehen, das Opitz genoß, daß diese Nachbildungen französisch-reformirter Originale vom Gesellschaftshaupte nicht nur nicht abgewiesen wurden, sondern sogar eine außerordentlich günstige Aufnahme fanden. War es doch Sitte und Regel, „daß keiner mit dem rottischen Namen eines Calvinisten, sondern als ein guter Christ in die geselschaft auf und eingenommen wurde". Darauf erschien noch von Opitz eine Uebersetzung der „Vierverse" des Hrn. von Pibrac, eines sehr gelehrten französischen Edelmanns, der im Ausgange des 16. Jahrhunderts gelebt hat, und 25 Verse „von der Welt Eytelkeit", deren Autor unbekannt ist und die Opitz nur als „auß dem Frantzösischen" bezeichnet.

Endlich sei hier noch die Vermuthung ausgesprochen, daß Opitz zu seiner Uebersetzung der „Antigone" und der „Trojanerinnen" ebenfalls von den Franzosen angeregt worden sei. Seit Beginn des französischen Kunstdramas hatte die geschraubte Rhetorik des Seneca für vollendete Poesie gegolten und zum Vorbild der ganzen Bühnendichtung gedient. Opitz fand nun an der Menge von Sentenzen und Reflexionen dieses Dichters, den er in Frankreich so geehrt sah, ungemeines Gefallen und übersetzte ihn. Gryphius, Lohenstein und Hoffmannswaldau haben sich in der Folgezeit an ihm geschult. Glücklicher war die Wahl der „Antigone" zu nennen. Baïf hatte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuerst dieses Drama in französische Sprache übertragen und da Opitz ihn kannte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er dadurch beeinflußt den Plan einer Verdeutschung faßte und ausführte.

Wir haben im Vorstehenden gezeigt, wie im 16. Jahrhundert die Gängelung unserer Literatur von der französischen begonnen hat und

wir müssen, wenn wir offen sein wollen, gestehen, daß trotz Lessing noch heute dieser Krebsschaden fortfrißt. Es ist ein Zeichen eines sittlich untergehenden Volkes, wenn es lechzt nach dem, was die Fremde bietet und uneingedenk der heimischen Kräfte nur die Producte des Auslandes würdigt.

Literatur und Kunst.

Die Volkswirthschaft als Grundlage des Staatslebens.

Vor mehr als dreißig Jahren schon geißelte Hermann in seinen „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen" die principlose Behandlung der Volkswirthschaftslehre. Dennoch hat dieselbe Behandlungsweise „während des größern Theiles des seitdem verflossenen Zeitraumes vorherrschend angedauert und ist noch jetzt nicht ganz ausgestorben". Wesentlich erst im letzten Jahrzehnt haben Roscher's und anderer Anregungen zu historischen Studien auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen Entwickelung, sowie Stein's Versuche, die Volkswirthschaft im Zusammenhange mit dem Staate zu erfassen, eine wahrhaft wissenschaftliche Behandlung der Volkswirthschaftslehre und dadurch deren Reform begründet. „Die gleichzeitigen, durch die socialen Bewegungen und politischen Reformbestrebungen der Gegenwart angeregten Versuche zu einer Umgestaltung der Staatswissenschaft kamen dem förderlich entgegen, indem sie in der «Gesellschaft» das Berührungsgebiet zwischen der Volkswirthschaft und dem Staat entdeckten und der Anerkennung volkswirthschaftlicher Principien für das Staatsleben sich nicht zu entziehen vermochten." Zu dieser noch voll gärenden und vielfach unklaren Reformbestrebung will die Schrift: „Die Volkswirthschaft und ihr Verhältniß zu Gesellschaft und Staat. Von Dr. Karl Dietzel, Professor in Heidelberg" (Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag) einen Beitrag liefern. Der Verfasser hat schon in seinem „System der Staatsanleihen" und in der „Besteuerung der Actiengesellschaften" hinsichtlich des Staats und der Gemeinde die neue Richtung angedeutet, welche er hier als vollkommene Neugestaltung der Volkswirthschaftslehre durchzuführen unternimmt. Der Grundgedanke, von welchem er ausgeht, ist der, daß die Volkswirthschaft als umfassendste Grundlage des ganzen Staatslebens und als Hauptentwickelungsform der Menschheit sich darstelle. Der Beweis dafür wird durch die Darlegung geführt, wie der volkswirthschaftliche Gedanke in den letzten Gründen des menschlichen Daseins beruht und wie die Verwirklichung desselben mit ihrem allmählichen Fortschreiten die Gesellschaftszustände und den Staat aus sich erzeugt.

Die theoretische Ausführung dieses Gedankenganges, welcher an die Stelle des gewohnten Begriffs „Volkswirthschaft" eine außerordentliche Erweiterung der Wortbedeutung und somit auch des Wirkungsmoments der Volkswirthschaft setzt, würde immerhin mehr an die eigentlichen Fachleute als an ein größeres, für die socialen und politischen Lebensfragen der

Gegenwart interessirtes Publikum sich wenden. Unsers Dafürhaltens beruht dagegen ein wesentlicher Vorzug des Dietzel'schen Buches in der lebhaften, anregenden, stets an Thatsächliches anknüpfenden Darstellungsform, wodurch das untersuchende und didaktische Element sich gleichsam blos betrachtungsweise dem schildernden vergesellschaftet und gewissermaßen unvermerkt zu seinen beweisführenden Zielen gelangt. Selbst die einleitende Partie der Arbeit schildert auf diese Weise die thatsächliche Bedeutung der Volkswirthschaft in unserer Gegenwart und Deutschlands volkswirthschaftliche Entwickelungen in der Neuzeit mit den lebhaftesten Farben in überzeugenden Skizzirungen. Desto treffender tritt dann die Charakteristik der Irrthümlichkeit der herrschenden Auffassungen von der Volkswirthschaft, die Bezeichnung des bisherigen Charakters der Wissenschaft und die Hervorhebung ihrer Wichtigkeit für alle Berufsklassen, sowie ihrer ungenügenden Berücksichtigung in den bezüglichen Bildungsanstalten dem Leser entgegen. Indem nun weiter die verschiedenen Gestaltungen, Formen und Productionen menschlicher Gemeinsamkeit nach ihren volkswirthschaftlichen, politischen und socialen oder auch gemischten Sphären durchgangen werden, gelangt die Schrift zur Darlegung des Verhältnisses zwischen Volkswirthschaft und Staat, um die entscheidenden Momente für eine naturgemäße Lösung dieser schwierigsten Frage unserer Gegenwart hervorzuheben. Besonders interessant erscheint dabei die scharfe Durchführung des Gedankens, daß die entscheidenden Interessen der volkgewordenen Gesellschaft, der staatgewordenen Volksorganisation und der in der Volkswirthschaft vertretenen und zu erfüllenden Bedürfnisse durchaus keine gegensätzliche, einander beschränkende Bedeutung haben können, sondern vollkommen organisch auseinander gewiesen sind. Wie die Volkswirthschaft vom Anfang der menschlichen Vergesellschaftung im Keime gegeben, dennoch aber erst dann vollständig vorhanden ist, wenn die Gesellschaft zum Volk geworden, so bleibt auch das Volk ein unfertiges, wenn es keine definitive Organisation, keine Sicherung seines Bestandes im Staat gefunden hat. „Daher ist der Staat an sich und abgesehen von seinen einzelnen Functionen die absolute Voraussetzung für die vollkommene Gestaltung und Entfaltung der Volkswirthschaft", weil erst im Staat wirthschaftliches Zusammenleben und Zusammenwirken aller möglich. Da aber Ausbildung und Leistungsfähigkeit des Staats wieder durch die volkswirthschaftliche Entwickelung bedingt sind, „so ist die Volkswirthschaft ihrerseits die Voraussetzung für die vollkommene Gestaltung des Staats". Die gesellschaftlichen Vereinigungen wirken ohne äußere Organisation innerhalb des Staats und der Volkswirthschaft auf die Verwirklichung ihrer Zwecke hin, das Volksleben bietet also auf seinen höchsten Entwickelungsstufen, indem die Gesellschaft darin aufgeht, wesentlich den Anblick blos zweier großen Organismen. „Der Staat ist das höchste Gebiet des gesellschaftlichen Zusammenlebens des Volks." Die kraftvolle Entwickelung und energische Function der Staatsgewalt in ihrer Sphäre ist eine nothwendige Voraussetzung der Volkswirthschaft. Der auf Volk und Land begründete Staat ist aber stets an feste Grenzen gebunden, welche die Volkswirthschaft ihrem Wesen nach nicht kennt. Sie kann daher zu noch weitern Formen menschlichen Zusammenlebens führen. „Als letztes Endziel der menschlichen Entwickelung kann nur ein volkswirthschaftliches Gesammtleben der ganzen Menschheit

betrachtet werden — ein Ziel, zu dessen Erreichung unser Jahrhundert die ersten positiven Schritte gethan hat und welchem sich die kommenden Jahrhunderte stufenweise immer mehr nähern werden." A. B.

Buckle's „Geschichte der Civilisation in England".

Von „H. Th. Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge" ist soeben die erste Abtheilung des ersten Bandes in zweiter Ausgabe erschienen (Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung). Das Werk hat bei seinem ersten Bekanntwerden auch in Deutschland großes und gerechtes Aufsehen erregt, und wenn auch wol nur wenige mit dem Uebersetzer geneigt sein werden, von ihm an eine völlig neue Epoche unserer historischen Forschung und Darstellung datiren zu wollen, so wird doch jeder dem eminenten Scharfsinn, dem rastlosen Fleiße und der durch ihn erworbenen staunenswerthen Belesenheit in fast allen Gebieten des menschlichen Wissens seine Bewunderung nicht versagen können. Das ganze Werk ist aber von vornherein so großartig angelegt, daß selbst ein volles, ganz diesem Einen Zwecke geweihtes Menschenleben zu seiner Vollendung nicht ausgereicht haben würde. Bekanntlich ist der Verfasser bereits gestorben, gestorben, wie es sich aus allem zu ergeben scheint, infolge der übermäßigen geistigen Anstrengungen, denen er sich bei der Abfassung seines nun doch als Torso zurückgelassenen Werks unterzogen hat. Dies spricht auch Arnold Ruge in dem der neuen Ausgabe vorangeschickten Aufsatz „Ueber Heinrich Thomas Buckle" offen aus und gibt einen kurzen Abriß von dem Leben des so früh verstorbenen, rastlos forschenden Gelehrten. Danach war Buckle am 24. Nov. 1822 geboren, widmete sich nach dem Tode seines Vaters, eines londoner Rheders, der ihm ein sehr bedeutendes Vermögen hinterließ, ganz den gelehrten Studien, ohne doch durch eine eigentlich gelehrte Erziehung und Bildung darauf vorbereitet zu sein; daher ist auch in seinem Werke an einigen Stellen der Autodidakt mit den ihm eigenen Schwächen entschieden nicht zu verkennen. Welchen ungeheuern Umkreis seine Lektüre und seine Sammlungen umfaßten, das zeigt ein Blick auf die sich in seinem Werke findenden Citate. Nach der Vollendung des zweiten Theils seines Geschichtswerks aber stellten sich die Folgen der übermäßigen geistigen Anstrengungen ein. Im Oct. 1861 ging er auf ärztliche Anordnung nach Kairo und unternahm von da aus im nächsten Jahre eine beschwerliche, überaus anstrengende Reise zu Pferde nach Palästina; auf derselben starb er am 29. Mai 1862 zu Damaskus. Seine letzten Gedanken waren auf sein unvollendetes Buch gerichtet. An diese Skizze von dem Leben seines englischen Freundes knüpft Arnold Ruge dann noch einige Worte zur Erklärung und Begründung des von Buckle eingenommenen historischen Standpunktes, in denen er aber unserer sonstigen gegenwärtigen Geschichtschreibung, namentlich der deutschen, wol etwas Unrecht thut und sie gar zu niedrig stellt. Denn die Zeiten, wo der Historiker seine eigentliche Aufgabe darin suchte, die ganz persönliche Geschichte der Fürsten und der von ihnen geführten Kriege darzustellen, sind doch auch bei uns längst

gewesen, wenn man sich auch noch nicht an den Versuch gemacht hat, so ganz abstract die Geschichte des menschlichen Geistes zu schreiben, wie dies Buckle vorgeschwebt hat. Ja, ob die Zeit zu diesem Versuche schon gekommen, ob dies in dieser Art überhaupt möglich ist, selbst darüber ließe sich wol noch rechten. H. P.

Correspondenz.

Aus Paris.

5. Februar 1865.

K. S. Die Encyklica macht noch immer viel von sich reden, setzt noch immer eine Unzahl Federn in Bewegung. Man versucht zwar von klerikaler Seite die Bedeutung derselben zu mildern; allein die Versuche gelingen nicht! Das Merkwürdigste in dieser Angelegenheit ist wol, daß ein großer Theil des Klerus die Encyklica im höchsten Grade misbilligt und die Vertheidigung derselben nur mit Widerstreben unternimmt. Die Complimente, die der hiesige Nuntius dem Bischof von Orleans wegen dessen Broschüre gemacht, sind auch gar nicht aufrichtig und es wird versichert, daß diese Flugschrift in Rom zu mild befunden und sich deshalb dort keines Beifalls erfreut. Der sogenannten liberalen Partei der Katholiken, der Partei des „Correspondant", deren Häupter Montalembert und Falloux sind, hat die Encyklica keine geringe Verlegenheit bereitet; denn sie muß entweder dem Papst entschieden widersprechen, was nicht wohl angeht, oder sich selbst ins Gesicht schlagen, was eben auch nicht angenehm ist. Das ultrakatholische Blatt „Le Monde", das von jeher dieser Partei sehr abhold war, benutzt auch die günstige Gelegenheit, um sie tüchtig abzukanzeln und zu einer entschiedenen Erklärung zu drängen. Der Regierung kam das päpstliche Actenstück, das als eine Antwort auf die Convention vom 15. Sept. zu betrachten ist, nichts weniger als ungelegen; sie hat aber den großen Fehler begangen, die vollständige Veröffentlichung desselben nicht zu gestatten. Hatte sie doch von der öffentlichen Meinung nichts zu fürchten. Sie wäre jetzt viel stärker, wenn sie dem Klerus jede Ursache zur Klage benommen hätte. Die öffentliche Meinung betrachtet die Encyklica als einen Selbstmord des Papstthums und man hegt hier die Ueberzeugung, daß früher oder später die Auflösung des Concordats und die Trennung des Staats von der Kirche erfolgen müsse. Mit dem appel comme d'abus richtet man nichts aus, und wenn der Staatsrath keine andern Waffen hat, ist es besser, daß er sich um die Angelegenheit nicht weiter bekümmert. Im Senat, heißt es, wird man entschiedener auftreten. Dort wird Prinz Napoleon sehr energisch gegen die ultramontanen Uebergriffe sprechen. So viel ist sicher, daß die ultramontane Partei am Ende doch den kürzern ziehen muß, und daß sie sich gewaltig täuscht, wenn sie glaubt, das Volk für die Launen der alleinseligmachenden Kirche fanatisiren zu können. Es wird ihr dies selbst in der Bretagne nicht gelingen.

Ich habe in diesen Blättern bereits von der Misstimmung gesprochen, die sich hier gegen das ewige Einreißen und Aufbauen kundgibt. Der Seinepräfect, der in den Parisern nur Nomaden sieht und sie wie Nomaden behandelt, ist eine sehr misliebige Person geworden. Er wird fast von allen Organen der Presse angegriffen, und sie werden durch die Communiqués, mit denen er sie reichlich bedenkt, durchaus nicht zum Schweigen gebracht. Im Gegentheil, diese Communiqués werden den schärfsten Betrachtungen unterworfen. Daß Emile de Girardin den Präfecten so warm vertheidigt, dient keineswegs dazu, diesen beliebter zu machen. Die Verschönerungswuth, die den Seinepräfecten ergriffen, kommt jetzt schon den Eigenthümern der neuen Häuser sehr theuer zu stehen. In allen neuangelegten Stadtvierteln stehen die Wohnungen leer, da die Hausbesitzer, welche den Grund und Boden außerordentlich theuer bezahlt haben, einen Miethzins verlangen, vor dem selbst Millionäre zurückschrecken. Früher oder später wird sich Hr. Haußmann doch wol genöthigt sehen, mildere Saiten aufzuziehen und der öffentlichen Meinung gerecht zu werden, die dringend verlangt, daß man sich vor ihrer Stimme die Ohren nicht verschließe. Die Stimme wird immer lauter und man kann sie jetzt nur dämpfen, aber nicht mehr ganz ersticken. Der Drang nach Oeffentlichkeit ist jetzt hier so gewaltig, daß er sich überall Luft zu machen sucht. Ein Beweis dafür sind die öffentlichen gemeinnützigen Vorträge, die jetzt in allen Theilen der Riesenstadt allabendlich stattfinden und sich eines außerordentlichen Zudrangs aus allen Schichten der Gesellschaft erfreuen. Die Regierung verhält sich ziemlich mistrauisch gegen diese Vorträge, und so ist auch der sonst liberale Unterrichtsminister gedrängt worden, den Herren Albert de Broglie, Augustin Cochin und Léonce de Lavergne, denen die Autorisation zu öffentlichen Vorträgen bereits ertheilt worden, dieselbe wieder zu entziehen und zwar aus bloßer Furcht vor deren Namen, da sie doch in ihrem Gesuch versprochen, die Politik nicht zu berühren. Aber was wird dies alles helfen? Keine Regierung vermag auf die Länge, allgemein sich aussprechenden Anforderungen ohne Gefahr zu widerstreben.

Da ich gerade von öffentlichen Vorträgen rede, will ich auch berichten, daß unser gelehrter Landsmann Munk, der Nachfolger Renan's am Collége de France, seinen Cursus der hebräischen Sprache vor einigen Tagen begonnen. Munk, der im Dienste der Wissenschaft erblindet ist, wurde mit den lebhaftesten Beweisen der Theilnahme begrüßt, und sein schlichter ernster Vortrag gewann ihm die Herzen seiner zahlreichen Zuhörerschaft. Munk wird sich streng auf dem rein philologischen Gebiete halten und sorgfältig jede dogmatische Frage vermeiden. Was Renan betrifft, so befindet sich derselbe jetzt in Syrien, wird aber im Laufe des Frühlings wieder in Paris eintreffen, um mit den auf seiner Reise gesammelten Notizen die Geschichte der Apostel zu bereichern. Die Geschichte der Apostel wird den zweiten Theil seiner „Histoire des origines du christianisme" bilden, von der das „Leben Jesu" den ersten Theil bildet, und noch im Spätherbst dieses Jahres erscheinen.

Reden wir nun ein Wort von der Theaterwelt und erwähnen wir vor allem das neueste Stück von Victorien Sardou, „Les vieux garçons".

Diese Komödie, in welcher das egoistische und lasterhafte Hagestolzenthum heftig angegriffen und für die legitime Ehe eine Lanze gebrochen wird, erfreut sich eines seltenen Beifalls. Sie ist unstreitig auch die beste Hervorbringung des sehr fruchtbaren Autors, der es sonst nicht immer ernst mit seiner Aufgabe nimmt und seine Stücke selten gut durchführt. In den „Hagestolzen" hat er es sich nicht so leicht gemacht. Die Charaktere sind schärfer gezeichnet; die Handlung ist spannend und der Dialog lebhaft und geistvoll. Sardou versteht sich auf den Bühneneffect wie kaum ein anderer seiner dramatischen Mitbrüder, und da er schnell producirt und noch jung ist, wird er von vielen als ein würdiger Nachfolger Scribe's begrüßt.

Die vielbesprochene „Afrikanerin" wird unfehlbar künftigen Monat in der Großen Oper zur Aufführung kommen. Man ist auf die Darstellung dieses posthumen Meyerbeer'schen Werks um so mehr gespannt, als dasselbe nach allem, was man von gutunterrichteter Seite erfährt, zu dem Vorzüglichsten gehören soll, was der deutsche Meister geschaffen. Die Direction der Großen Oper scheut keine Kosten, um die „Afrikanerin" mit ungewöhnlicher Pracht in Scene gehen zu lassen. Daß man sich jetzt schon Mühe gibt, der ersten Vorstellung beiwohnen zu können, versteht sich von selbst. Es wird hier nämlich in den höhern Schichten der Gesellschaft fast als eine Ehrensache betrachtet, einen Platz zu der ersten Aufführung eines bedeutenden Werks zu erhalten. Doch wird wol vielen diesmal die Hoffnung zu Wasser werden.

Das Théâtre lyrique bereitet die Aufführung der „Zauberflöte" von Mozart vor. Diese Bühne hat bereits sämmtliche Opern Karl Maria von Weber's zur Darstellung gebracht und sich damit den Dank des Publikums erworben. Ueberhaupt gewinnt hier die deutsche Musik immer mehr Boden. Die Concerte des Conservatoriums, in denen fast nur deutsche Musik gehört wird, haben den Anfang gemacht. Pasdeloup ist mit seinen Concerts populaires gefolgt, und der Zudrang zu denselben ist so groß, daß jedesmal Hunderte von der Kasse abgewiesen werden müssen. Viele andere Künstler führen ebenfalls und fast ausschließlich deutsche Tonwerke auf. Die Namen Karl Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber und Mendelssohn prangen auf jedem Concertzettel, was den hier lebenden Deutschen, die ihren patriotischen Sinn nicht verloren, sehr wohlthut.

Die Conflicte mit Rom wirken bereits schon auf die Bühnenangelegenheiten ein. Ein neues Stück von Legouvé, einem der vierzig Unsterblichen, hat dies soeben erfahren. Dieses Stück, in welchem die Händel Philipp August's mit Innocenz III. vorgeführt werden, ist von der Theatercensur abgewiesen worden. Man hat Furcht, es könnte die Gemüther aufregen. Legouvé hat an den betreffenden Minister ein langes Schreiben gerichtet, in welchem er auseinandersetzt, daß er mehrere Jahre an seinem Werke gearbeitet, daß ein hervorragender Componist, Gounod, die Musik dazu geschrieben, daß die Hauptrolle von der Ristori gespielt werden sollte und daß ihm nichts fremder gelegen als die Absicht, das Publikum aufzustacheln. Der Minister ließ sich jedoch durch alle diese Gründe nicht rühren und es bleibt bei dem Verbote. Das Stück wird nun im Feuilleton des „Journal des Débats" erscheinen. Diese Angelegenheit zeigt deutlich, daß die Regierung es mit dem Klerus nicht verderben möchte. Da sie es aber mit

demselben bereits verdorben, so dienen Maßregeln wie die ebenerwähnten nur dazu, die Ultramontanen noch keder zu machen und der Regierung noch mehr Schwierigkeiten zu bereiten.

Notizen.

J. L. Klein hat den ersten Band einer „Geschichte des Dramas" (Leipzig, T. O. Weigel) veröffentlicht, welche auf vier umfangreiche Bände berechnet ist. Der erste Band behandelt die griechische Tragödie. Von dem großen Reisewerk des Barons J. W. von Müller: „Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico" (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist soeben der dritte (Schluß-)Band ausgegeben worden.

In Berlin fand am 4. Febr. die erste Aufführung eines neuen fünfactigen Schauspiels von Charlotte Birch-Pfeiffer statt, welches den Titel führt „In der Heimat". Nach den Zeitungsberichten scheint der Erfolg desselben im ganzen ein glücklicher gewesen zu sein, und hat es der Verfasserin nicht an Beifall und Hervorruf gefehlt. Weniger unbedingt aber als der Beifall, den ihr das Publikum gezollt hat, gestaltet sich derjenige der Kritik. Es ist ein schon oft von ihr behandeltes und in fast typisch gewordenen Figuren dargestelltes Gebiet, in welches uns auch dieses neueste Product der Birch-Pfeiffer'schen Muse führt, nämlich das der schwäbischen Dorfgeschichten, die sie mit Berthold Auerbach zu ihrer eigentlichen Domäne gemacht hat. Das ganze Stück zerfällt in zwei nebeneinander hergehende Handlungen; dem stillen, idyllischen Leben des biedern Sonnenwirths und der Seinen wird das glänzende, rauschende, an Conflicten überreiche Leben der großen Welt zu Paris gegenübergestellt, denn nach Paris hat der einfache Schwabe seine eine Tochter zur höhern Ausbildung geschickt. In dieser großen Welt entwickeln sich denn auch die Conflicte, um welche sich die ganze Handlung dreht, und dennoch ist gerade dieser Theil des Schauspiels überaus dürftig und skizzenhaft gehalten. Er hat daher auch die Zuschauer kalt gelassen und der reiche Beifall, den sie der Verfasserin darbrachten, galt ihren liebenswürdigen und lebenswahren Schilderungen aus dem schwäbischen Dorfleben. In Wallner's Theater, das bekanntlich seit einiger Zeit ein neues, auf das glänzendste ausgestattetes Haus bezogen hat, sind die sonst dominirenden Localpossen zur Zeit unterbrochen durch die Wiederaufnahme der dort schon früher eingebürgerten Dumas'schen „La dame aux camélias", welche in der Bearbeitung von Max Ring unter dem Titel „Eine neue Magdalena" zur Zeit dort viel Beifall findet, namentlich infolge der vortrefflichen Darstellung der Titelrolle durch Frau Wallner. In der Friedrich-Wilhelmstadt füllen noch immer „Die schönen Weiber von Georgien" allabendlich das Haus, und dem entspricht denn auch das, womit die übrigen Theater dritten Ranges ihr Publikum regaliren. Das Victoria-

Theater hat sich in letzter Zeit infolge eines Gastspiels von Hendrichs eines zahlreichen Besuchs zu erfreuen gehabt.

Zur Schiller-Literatur sind neue und nicht uninteressante Beiträge erschienen. Frau Emilie von Gleichen-Rußwurm hat „Schiller's Kalender vom 18. Juni 1795—1805" (Stuttgart, Cotta) herausgegeben, eine nicht nur wegen der thatsächlichen Data, sondern auch für die Charakteristik des Dichters nicht werthlose Veröffentlichung. Wir ersehen daraus, mit welcher hausväterlichen Pünktlichkeit Schiller seinen Finanzetat geordnet hatte und mit welcher Sorgfalt er über seine poetischen Productionen Buch führte. Neu und von besonderm Interesse ist auch das Verzeichniß der Stoffe, welche Schiller für eine dramatische Bearbeitung ins Auge gefaßt und von denen manche in späterer Zeit, von modernen Autoren bearbeitet, auf die Bühne gekommen sind. Von dem Werke „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (Stuttgart, Cotta), einem ebenfalls für die Charakteristik des Schiller'schen Kreises wichtigen Beitrage, ist der dritte Band erschienen.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense ist soeben ein neues Werk herausgegeben, dessen Hauptinteresse auf literarischem Boden wurzelt: „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Das Werk enthält namentlich interessante Briefe von Heinrich Heine, welche den ungezogenen Liebling der Kamönen in seiner jugendlichen Frische zeigen.

Rudolf Gottschall's „Katharina Howard" ist am wiener Hofburgtheater in Scene gegangen und hat eine durch mehrfachen Hervorruf des Dichters constatirte beifällige Aufnahme gefunden. Frl. Wolter soll in der Titelrolle ihr Repertoire durch eine musterhafte Leistung bereichert haben. Emil Brachvogel's „Fräulein von Montpensier" ist außer in Schwerin auch in Leipzig zur Aufführung gekommen und hat ebenfalls eine beifällige Aufnahme gefunden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | **Nr. 9.** | 2. März 1865.

Dante Alighieri.

Zur sechshundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters.

Von

Wilhelm Girschner.

I.

Es trifft sich merkwürdig für unsere Zeit der Denkmäler und Säcularfeiern, daß von letztern gerade drei sehr wichtige, bedeutungsvolle, die der größten Dichter dreier Nationen, in diesen Jahren dicht aneinander fallen. Haben wir am 10. Nov. 1859 das Fest unsers großen Volksdichters Schiller gefeiert, haben im verflossenen Jahre die Briten den Ehrentag ihres Shakspeare begangen, so gedenkt Italien im Mai dieses Jahres seines Dante, des ehrwürdigen Vaters italienischer Sprache und Dichtkunst, des Märtyrers und Propheten seines Volks. Dieses Fest wird dort mit um so freudigerer Erhebung und um so lebhafterer Theilnahme gefeiert werden, als in den letzten Decennien mit der Idee nationaler Einheit, als deren Träger Dante gilt, nach längerer Gleichgültigkeit auch ein neuer Cultus des großen Genius erwacht ist. Denn Dante war der erste, der die Bewohner der Halbinsel das ganze Italien als ihr Vaterland erkennen lehrte, die Liebe zu diesem Vaterlande anfachte und ihr begeisterte Worte lieh, die heute noch in aller Herzen ein Echo

finden. Auch wir, denen ja auch an Schiller's Ehrentag die Theilnahme der andern Völker, namentlich der Franzosen und Italiener, nicht gefehlt hat, wollen die Freude Italiens an jenem Tage theilen. Gehört doch Dante keineswegs seiner Nation ausschließlich und allein an, sondern zugleich der Welt. In seinen Dichtungen tritt zum ersten mal das wiedererweckte Alterthum in das Leben der Menschheit ein, und die Geschichte der Wiedergeburt desselben sowie die Geschichte der Dichtung der Neuzeit wird immer an Dante anknüpfen müssen. Wie die ausgeprägteste Gestalt des Mittelalters, so ist er, weil auf der Höhe und der Grenze desselben stehend und da alles Vollendete zugleich den Keim neuer Bildungen in sich trägt, auch eine lebendige Macht der Gegenwart, einer jener Geister, in denen alle Strahlen der Vergangenheit sich sammeln und aus denen die geistigen Strömungen der Zukunft quellen. Sein großer Gesang, die „Göttliche Komödie", an der Grenze zweier Epochen geschaffen und das Mittelalter wie die neue Zeit in sich fassend, deren idealer Anfang darauf zurückweist, vermag in seiner universellen Anlage, in seiner mächtigen, nie verfehlenden Wirkung auf alle Völker und Zeiten auch uns mit erhebender und erlösender Macht zu ergreifen. Freilich hat Dante keine so volksthümliche Geltung in Deutschland als der eingebürgerte Shakspeare, der durch die Bühne zum Publikum spricht und um drei Jahrhunderte unserer Zeit näher und auf protestantischem Boden steht. Dante's Werk hat die Form eines Lehrgedichts, und zum vollen Verständniß seines Inhalts bedarf man eine Kenntniß der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse damaliger Zeit, der mythischen Gestalten und geschichtlichen Personen, die reichlich darin verwendet sind; auch wird dasselbe durch die poetische Anlage des Gedichts, welche eine allegorisch-mystische ist und übersinnliche Gegenstände des diesseitigen wie jenseitigen Lebens in sinnlicher Form ausprägt, sehr erschwert. Allein es ist nicht wahr, daß nur ein kleiner Kreis von Fachgelehrten sich im Besitz des „geheimnißvollen" Werks und seines Genusses befinde; wir besitzen mehrere recht gute populäre Uebersetzungen*) und jeder Gebildete, wenn er auch nicht gerade den Sinn jedes Verses und jede einzelne Beziehung zu Ereignissen, Personen, Sagen, Meinungen und Sitten versteht, wird doch seinen großartigen Inhalt, der einen jedes Zeitalter heimatlich ansprechenden und allgemein verständlichen Reichthum von Erkenntniß in göttlichen und menschlichen Dingen birgt,

*) Eine sehr gute Uebersetzung mit Commentar ist die von J. Braun (Berlin, Th. Chr. F. Enslin), deren vortreffliche Einleitung vom Verfasser dieses Aufsatzes hier und da benutzt worden ist. Sehr schöne Illustrationen zur „Hölle" hat bekanntlich der Franzose Doré geliefert: „L'enfer de Dante, illustré par G. Doré" (Paris, Hachette), die dem Publikum bei dieser Gelegenheit aufs neue empfohlen sein mögen.

in sich aufnehmen können, der Zauber der Sprache und Poesie wird seine Wirkung auf ihn nicht verfehlen, die süßen Töne werden sein Herz zur Rührung zwingen und die dumpfen, grellen Klänge es mächtig erschüttern.

Dante selbst sagte von seinem großen Gedicht, daß Himmel und Erde und er selber bis zur Erschöpfung daran gearbeitet. Dies gilt auch von seiner Person. Der wunderbare Genius, ihm vom Himmel verliehen, die Aufopferung in Arbeit und Mühen und ein schweres Geschick haben ihn zu dem gemacht, was er geworden. Die Geschichte seines Lebens zeigt uns ein Menschenleben der schönsten, traurigsten und edelsten Art, und wir müssen uns mit Ehrfurcht vor seinem Bilde neigen, nicht nur weil es eines Denkers oder Dichters, sondern eines Mannes Bild ist. Zugleich stellt sich uns in seinem Leben seine große leidenschaftlich bewegte und schöpferisch fruchtbare Zeit dar, eine der interessantesten des Mittelalters, die er mit durchlebt und durchlitten hat wie selten einer.

Dante (abgekürzt aus Durante) Alighieri wurde zu Florenz im Mai 1265 geboren. Er stammte aus einer angesehenen, dem guelfischen Adel angehörenden Familie; sein Vater war Rechtsgelehrter. Das Zeichen der Zwillinge stand bei seiner Geburt am Himmel, die Mutter träumte, sie gebäre unter einem Lorberbaum — Vorzeichen von glücklicher Bedeutung. Ein edler Keim war auf den gedeihlichsten Boden gefallen. Die große schöne Stadt Florenz, in dem reichgesegneten, von allem landschaftlichen Schmucke umgebenen Thale des Arno, leuchtete eben im Morgenglanze einer herrlichen Zukunft. Sie war eine der schönsten, größten und reichsten Städte der damaligen Welt, stolz von ihren Bürgern die edle Tochter Roms genannt und bewohnt von 200000 Einwohnern. Ihr Ruhm erklang in allen Landen und sie wurde von Fremden aufgesucht wie heutzutage Paris und London. Das Mittelalter, auf seinem Höhepunkt angelangt, schloß sich ab. Italien war zum Wiegenlande der neuen Zeit ersehen. Aber schwere Geburtswehen hatte es nach dem naturgemäßen Gang der Geschichte zu erdulden, bevor der Genius der Neuzeit geboren werden konnte, und ein düsteres Geschick ging über das schöne Land. Der Geist Italiens mußte zuvor von den Gewalten befreit werden, die wie ein Alp auf seiner Entwickelung lasteten. Es waren dies die beiden großen Mächte des Mittelalters: Papstthum und Kaiserthum. Diese hatten die treibenden und leitenden Gedanken dieses Zeitalters, die Einheit des Menschengeschlechts in Staat und Kirche, verwirklicht und ihrer Zeit gedient; nun aber auf dem Höhepunkt und der Grenze des Mittelalters entartet und abgestorben, nur noch eine leere Form, drückten sie wie Fesseln auf den Geist der

Nation, der nach weiterer Entwickelung und höherer Entfaltung verlangte. Diese beiden Mächte mußten sich daher, den neuen Ideen und Kräften Raum zu schaffen, entzweien und einen blutigen Kampf auf Leben und Tod miteinander kämpfen, in welchen sie die Welt mit hineinzogen und der mit der Abnutzung und Aufreibung beider endete.

Der weltgeschichtliche Kampf der Ghibellinen und Guelfen ist bekannt; Italiens schöne Fluren waren das blutige Schlachtfeld. Jetzt erst war die Zeit erfüllt, mit welcher das Mittelalter abschloß. Der Geist der Menschheit suchte sich von den alten Gedanken loszumachen. An Stelle jener Einheitsgedanken erwachte die Idee der Nationalität; während jene beiden Mächte sich gegenseitig aufrieben, entwickelte sich das italienische Städteleben zu schöner Blüte und erstarkte mit dem Ritterthum zu eigenem und freiem Wesen, das fremde germanische Element wurde ausgestoßen, und ein neues Nationalleben trieb seine Keime, aus denen das neue Staatsleben Italien, die Reihe seiner einzelnen Staaten emporwuchs. Freilich konnte auch dies nicht geschehen, ohne einen gewaltigen allgemeinen Auflösungs- und Zersetzungsproceß, in welchem alle sittlichen Bande sich lösten und der Menschengeist in individueller Freiheit und Ungebundenheit alle Schranken niederriß, in welchem die Blüte und das Glück des herrlichen volk- und städtereichen Landes durch furchtbar blutige innere Kämpfe zertreten wurde. Ein zahlreicher und mächtiger Adel und ein aufstrebendes Volk, das seine Stärke fühlte, entrissen sich abwechselnd das Heft der Regierung ihrer Republiken; alle Städte standen gegeneinander in den Waffen. Allein die Hand des Todes, die in Italien thätig war, schaffte Raum zu neuem Leben, welches aus der allgemeinen Zersetzung und Auflösung gleich einem Phönix aus der Asche emporstieg und aus dem blutgetränkten Boden reifte eine frische, fröhliche Saat des Geistes. Italien nahm jetzt einen Aufschwung in Politik, Poesie, Wissenschaften, Künsten, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte. Jene Kämpfe und Reibungen in ihrer Regellosigkeit und Ungebundenheit hatten die freieste individuelle Entwickelung gefördert und die Kraft des einzelnen gewaltsam und unwiderstehlich herausgefordert, das fessellos entwickelte Städteleben brachte die edelsten geistigen und materiellen Früchte hervor. So trat jetzt Italien an die Spitze der europäischen Civilisation, und länger als drei Jahrhunderte hindurch hat es seinen geistigen Segen über alle christlichen Länder ergossen. Florenz, welches zuletzt in diese Bewegung eintrat, ward der Sammel- und Mittelpunkt aller damals erwachten Interessen des Geistes und die erste Stadt der damaligen Bildung; Macchiavelli, der erste Staatsmann der neuen Zeit, Michel Angelo, der große Bildhauer, Petrarca, der Stammvater des modernen Gelehrtenstandes, Dante, der Vater der italienischen Dichtkunst, zählen zu ihren Söhnen.

So war es also eine gesegnete fröhliche Heimat, in welcher der Knabe Dante emporwuchs. Ueberall regten sich die Keime eines kräftigen, frischen und fröhlichen Lebens, überall Zeichen des Nahens einer bedeutungsreichen schaffenden Zukunft. Der Geist der Antike, welcher wie ausgestorben war, lebte wieder auf, und von ihm befruchtet, trieben die Schönen Künste, die im Mittelalter in kindische Unbeholfenheit zurückgesunken oder zu geistlosen Handwerken geworden waren, zu neuer Blüte empor. Schon lebte in Florenz der große Maler Giotto, der Vater der neuern Kunst. Die italienische Volkssprache bildete sich zum Mittel der Schrift und Dichtung heran und trat an die Stelle der todten, versteinerten lateinischen, wie Geschichtschreiber wie Dino Campagni und Dichter wie Guido Cavalcanti und Cino da Pistoja beweisen. Auch für das äußere Leben der Menschen begann eine neue Zeit. Mit den Erzeugnissen des in den Kreuzzügen aufgeschlossenen Morgenlandes war Pracht, Luxus und Reichthum eingeführt, welche eine äußere Cultur des Lebens erzeugten. Der junge Dante, dem die Natur ein tiefes Gemüth, einen hohen Sinn und klaren Blick gegeben, der schon als Knabe kindischen Spielen abgeneigt war, dessen Seele den Ernst liebte, dessen Auge das Eigenthümliche der Dinge suchte, ließ dieses Leben seiner Vaterstadt reichlich auf sich wirken und machte sich alles Wissen seiner Zeit zu eigen. Neun Jahre alt, verlor er den Vater, aber ein ausgezeichneter Gelehrter, Brunetto Latini, Staatssecretär von Florenz, unterrichtete ihn. Auch den Künsten blieb er nicht fremd; die Maler Giotto und Oderisi, der Sänger Casella, der ihm Musik lehrte und seinen Liedern die Melodie gab, der zehn Jahre ältere Dichter Guido Cavalcanti wurden seine Freunde. Zu all diesen Eindrücken und Anregungen gesellte sich der Traum der ersten Liebe und das dichterische Durchleben derselben. Neun Jahre zählte er, als er im Frühling 1274 ein holdes Kind erblickte, die achtjährige Beatrice, die Tochter des Folco Portinari, ein Engel an lieblich ernster kindlicher Schönheit. Sie, von der er schon damals einen überwältigenden nie erloschenen Eindruck empfing, trat dem Jüngling neun Jahre später im vollen Glanze jungfräulicher Schönheit entgegen. Sie begegnete ihm auf der Straße, geführt von zwei edeln ältern Frauen, wandte das Auge zur Seite, wo er furchtsam stand und grüßte ihn mit unaussprechlicher Güte so minniglich, daß er meinte, die Grenze der Seligkeit zu schauen. Es ergriff ihn ein solcher Zauber, daß er wie berauscht die Einsamkeit suchte.

Es ist eine eigenthümliche Liebe, diese Jugendliebe Dante's, zwar tief leidenschaftlich und mystisch, aber sich zu einer ganz geistigen, ganz ätherischen, zu Andacht und Anbetung verklärend, ihn von der Erde zum Himmel, zur allmächtigen Liebe führend. In der Schönheit, Reinheit und Demuth der Geliebten erblickte er eine Offenbarung der

Herrlichkeit Gottes, der in ihr ein Meisterwerk weiblicher Schönheit geschaffen, aus ihrem Auge einen Strahl seiner Unendlichkeit. Keine stürmischen Wechselfälle begleiten die Geschichte dieser Liebe, sie spielte nur zwischen Auge und Herz — ein Gruß von den Lippen der Geliebten war das Ziel der Wünsche des Liebenden — war nur „ein Traum, aus Blicken gewebt und Grüßen“ und endete nach wenigen Jahren mit dem Tod der Geliebten. Ein „neues Leben“ war jetzt in Dante aufgegangen, wie er selbst das wunderbare Buch genannt, in dem er die Geschichte dieser Liebe erzählt hat. Sie läuterte seine Seele, war ihm in den Nöthen und Wirren des Erdenlebens seine innere Seligkeit und erhob ihn zur Hoffnung des Himmels. Sie erweckte auch die ersten Lieder in seiner gotterfüllten Seele und jene mächtig ergreifenden Klänge, in denen der gereifte Mann die Seligkeit des Himmels und die Schrecken der Hölle sang und worin er auch die Frühverstorbene verherrlicht hat. Beatrice Portinari kann als die Muse unserer modernen Liebespoesie gelten. Denn diese beginnt mit Dante's ersten Sonetten, in denen eine Liebe gefeiert wird, die weder das Alterthum noch der ritterliche Minnedienst kannte, eine Liebe, die der Pulsschlag dieser Lieder ist, aus denen zum ersten mal die Sprache des Herzens redet.

Selten ist wol ein weibliches Wesen so angebetet worden wie Beatrice von Dante. Er liebte sie noch bis über den Tod hinaus, und wie oft auch hier und da auf seinen Irrfahrten das Auge der Frauen bewundernd auf ihm ruhte, sie blieb ihm stets der Stern seiner Seligkeit. Aber sie selbst ging an ihm vorüber. Man sprach in Florenz viel über diese frühgereifte Leidenschaft Dante's, der Jüngling, um den Verdacht der Leute von Beatrice zu wenden, stellte sich in eine andere Jungfrau verliebt, und seit jenem Tage grüßte sie ihn nicht mehr. Aber Dante hatte sie selbst dann nicht aus seinem Herzen verloren, als sie die Gattin eines andern wurde, des Simone dei Bardi; vielmehr wird dadurch die ganze Idealität seiner Liebe zu ihr herausgefordert. Erst als Beatrice am 9. Juni 1290 im noch jugendlichen Alter von 24 Jahren starb und er den Anblick ihrer irdischen Gestalt verloren, war sie ihm wirklich entrissen. Lange dauerte es, ehe er ihren Verlust verschmerzte. Seinen Schmerz zu übertäuben, oder als wolle er sich für den Verlust ihrer sinnlichen Anschauung entschädigen, stürzte er sich in die Zerstreuungen, Kämpfe und Genüsse des Lebens, in das damalige unsittliche und zerrissene Parteileben und den Bürgerhaß seiner guelfischen Partei, bis er später zu dem Cultus dieser göttlichen Liebe wieder zurückkehrte, zu der reinen Liebe zu einer Verklärten, die seine Seele läuterte, ihn von dem Abgrund des weltlichen Treibens zurückführte und zu seinem großen Gedichte begeisterte, die Quelle seiner Größe, aber auch seines Elends wurde.

Der Tod Beatrice's beschloß Dante's Jugend. Die Ueberwindung dieses Schicksalsschlages reifte ihn zum Manne. Bald darauf verheirathete er sich auf Wunsch der Familie mit einer Donati Gemma und führte mit ihr, zurückgekommen aus seinen Jugendträumen, ein bürgerliches und fleißiges Leben, nicht übermäßig glücklich, aber zufrieden. Bald sollte er auch in das Bürgerleben seiner Vaterstadt eintreten; kriegerische, wissenschaftliche und politische Thätigkeiten nahmen ihn nacheinander in Anspruch, und die Gefühle des Patriotismus, des Ehrgeizes und des männlichen Muthes traten an die Stelle der Liebe. Doch zuvor ist es nöthig, daß wir eine kurze Schilderung der damaligen geschichtlichen Ereignisse einschieben.

Der lange blutige Streit der Ghibellinen und Guelfen schien mit dem Untergange des Hauses Hohenstaufen durch die Hinrichtung Konradin's von Schwaben, der letzten Hoffnung der Ghibellinen, beendet zu sein. Das Schicksal von Italien und das von Florenz war entschieden. Die Rechte, um welche einst der große Lombardenbund mit Barbarossa gerungen, waren den Städten längst bewilligt worden, fast überall hatten mit der Kirche die Popularen gesiegt und den Adel verdrängt. Auch Florenz, welches jetzt in der Entwickelung des städtischen Lebens, der städtischen Demokratie, die Führung übernimmt und bereits die anerkannte Gebieterin eines großen Theils von Toscana war, blieb fortan für die Sache der guelfischen Partei, die, gehörig organisirt, einen eigenen Staat im Staate bildete, ihren eigenen Schatz, ihre Führer und ihre politische Verfassung hatte. In der großen blutigen Schlacht bei Campaldino (11. Juni 1289) hatten die Guelfen von Florenz die Bewohner von Arezzo, das allein in Toscana der Herd des ghibellinischen Feudaladels und der Mittelpunkt der ghibellinischen Emigration blieb, und ihre eigenen dorthin geflüchteten vertriebenen Ghibellinen auseinandergejagt. Allein der Frieden hatte in Italien noch lange keine Stätte gefunden. Von den großen Gedanken und Gegensätzen lebte noch der Haß der einzelnen Patricier gegeneinander oder der Haß der Patricier gegen das aufstrebende Volk; alle Familienbande waren durch unselige Factionen zerrissen, Privathaß, Ehrgeiz und Herrschsucht unruhiger und hochfahrender Köpfe, Rivalität der Stände setzte in jeder Stadt, in Mailand wie in Siena, von den Seealpen bis nach Venedig, die alten Unruhen im kleinen noch fort. In jeder Stadt gab es zwei Parteien, große Häuser an ihrer Spitze und dahinter fast das ganze Volk, fortwährende blutige, leidenschaftliche Straßenkämpfe, einen beständigen Wechsel der siegenden Partei, eine siegreiche Partei innerhalb, eine geschlagene vor den Mauern. Auch in Florenz brach im eigenen Schoße der Guelfen eine wildere Zwietracht aus, als je der Kampf der feindlichen politischen Parteien unterhalten hatte. Mit der toscanischen

Hegemonie, die Florenz erlangt hatte, wuchs der Wohlstand und das Selbstgefühl des Volks, welches jetzt die Rolle übernahm, die sonst der Adel gespielt hatte, und seine Ueberlegenheit misbrauchend und im Uebermuth der Erfolge und der Herrschaft des Mittelstandes zur Demokratie überging. Dem unheilbaren guelfischen Adel gegenüber, welcher sich nach dem Siege der guelfischen Partei sehr fühlbar machte, hatte sich die aufstrebende Bürgerschaft im Jahre 1282 eine gesund organisirte Verfassung gegeben, in deren Boden alle spätere Entwickelung keimte, und welche in ihrer äußern Verfassung die Republik lange überdauerte. Es war ein Werk der politischen Weisheit. Neben dem Richter (podesta) und dem Befehlshaber der Militärmacht (capitano del popolo) bildete die eigentliche verwaltende Staatsbehörde die sogenannte Signoria, welche aus den Vorstehern oder Prioren bestand, die aus der Mitte der 12 obern Zünfte auf 42 Monate gewählt und für das Amt auf je 2 Monate durch das Los bestimmt wurden. Die unruhigsten und gefährlichsten Elemente, der Adel und das Volk, waren also als solche von der Regierung ausgeschlossen, während gleichzeitig, da jeder Adeliche Zunftgenosse werden und jeder Plebejer sich zu einem solchen emporarbeiten konnte, dem Adel sowol wie dem niedern Volke der Weg ins Bürgerleben offen stand. Jetzt aber ging das sich fühlende Volk von Florenz noch einen Schritt weiter und offenbar zu weit: es zog, geschart um einen Volkstribun, Giano della Bella, auch die geringern Zünfte der kleinen Handwerker zur Priorenverfassung und Regierung heran, drückte durch strenge, ungerechte Sicherheitsgesetze den Adel despotisch nieder, schloß 33 Familien vom hohen Adel für immer von allen öffentlichen Aemtern und Wahlkörpern aus, vermehrte die Volksmiliz und stellte sie unter einen Führer, der das eigentliche Haupt der Regierung war. Der unterdrückte und zur Verzweiflung gebrachte Adel erhob sich natürlich gegen diese Schreckensherrschaft des Volks und wurde der offene Feind der erwachsenden Volksfreiheit. So bereitete sich jene Katastrophe vor, welche das Schicksal von Florenz und das Geschick Dante's entschied.

Ein gewisser Corso Donati, die mächtigste Persönlichkeit des florentinischen Adels, ein geborener Patricier und aus einer Familie so alt wie Florenz, beredt, schön von Körper, ruhmsüchtig und stolz, vom Volke mit Bewunderung und Schrecken angesehen, stellte sich an die Spitze der unterdrückten Patricier, und es gelang ihm durch List und schändliche Verleumdung, den Volkstribun Giano della Bella zu stürzen, der 1295 die Stadt verlassen mußte, um in der Verbannung zu sterben. Doch hatte der Adel damit noch nichts gewonnen und seine Absicht erreicht; das Volk, einig und zusammenstehend, erhob sich mannhaft für seine Superiorität und heftige Kämpfe fanden statt, bei denen der Adel

den kürzern zog. Allein noch nicht genug mit dieser Erbitterung und Entzweiung der Bewohner von Florenz, sollte auch der Gärungsstoff von außen her noch kräftige Nahrung finden, Adel wie Volk sollten zur Vermehrung der Conflicte noch unter sich entzweit werden, damit der verderblichste Bürgerkrieg über die Stadt hereinbreche. Der Rest des Adels, der nicht in den Bürgerstand getreten, entzweite sich aus Gründen persönlicher Feindschaft. Die beiden einander feindlichen Parteien concentrirten sich um zwei Personen von mächtigem Einfluß: um den Vieri dei Cerchi, einen reichen Emporkömmling, den Vertreter des Geldadels und des reichen Bürgerthums, und den vorhin genannten Corso Donati, das Haupt des alten Geschlechtsadels. Zu der erstern Partei gehörte außer einem bedeutenden Theile des Adels noch der größte Theil der Bourgeoisie und viele zurückgebliebene heimliche Ghibellinen. Verschiedene Gewaltthätigkeiten erhöhten die Spannung von Tag zu Tage. In solchen Zwisten saß Dante vom 15. Juni bis zum 15. Aug. 1300 unter den Prioren. Bereits früher, als Jüngling, da Beatrice noch lebte, hatte er sich am Bürgerleben seiner Vaterstadt betheiligt und im Liebesrausche zu ihr tapfern Antheil an der blutigen Schlacht bei Campaldino genommen und in den vordersten Reihen gekämpft und bald darauf auch einen Feldzug gegen Pisa mitgemacht. Zum Manne gereift, ward er wegen seiner Wissenschaft viel in Staatsgeschäften gebraucht und als Gesandter abgeschickt; er war vom Adel zum Volke übergegangen, hatte sich in die Rolle der Aerzte und Apotheker einschreiben lassen, und als er das gesetzliche Alter von 35 Jahren erreicht hatte, war er zu einem der sechs Prioren gewählt worden. Es war inzwischen eine Umwandlung von weitgreifender Wirkung und Bedeutung mit ihm vorgegangen, welche sein Unglück wie seine Größe entschied. In den Wirren und dem Strudel des Lebens, wohin er sich gestürzt hatte, trat ihm, nachdem er sich in allem getäuscht sah, was er leidenschaftlich ergriffen, das Leben und seine nichtigen Bestrebungen erkannt hatte, reicher an Wissen und tiefer in seinen Empfindungen geworden war, nachdem er vergebens in den Lehren der Alten und der Schulphilosophie den innern Frieden gesucht hatte — das Bild der verklärten Beatrice, sein Leitstern, leuchtend vor das Dunkel seiner Seele und wies ihm den alleinigen Weg zu seinem und der Menschheit Heile. Dieses holde Wesen, ihm das personificirte Göttliche, führte ihn zum kindlich vertrauenden Glauben, zur kindlichen Anbetung seiner Jugend zurück, die wie ein Traum vom Verlorenen Paradiese weit hinter seiner Gegenwart lag. In diesem Zustande der innern Läuterung, wo er, in allen Beziehungen vollständig umgewandelt, in Politik, Sittlichkeit und Religion ein neues Leben begann, erkannte er auch mit offenem und klarem Blick die Gebrechen der kirchlichen wie weltlichen Macht seiner Zeit, derjenigen

Mächte, welche berufen waren, über die Einheit des Staats- und Sittenlebens der Menschheit zu wachen, aber statt dessen nur die selbstsüchtigen Zwecke einer dynastischen Politik verfolgten, der Welt das unheilvolle und traurige Beispiel der Entzweiung und Bekämpfung auf Leben und Tod gaben, alle schlechten und verderblichen Kräfte entfesselten und sein Vaterland in eine unselige Parteiung zerrissen, die gleichfalls nur ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgte. Er erkannte das herzlose, unsittliche und selbstsüchtige Treiben der guelfischen Partei, der er bisher angehört, die nur darum der kaiserlichen Gewalt feindselig war, um ihrem selbstsüchtigen Treiben zu fröhnen, und wandte sich mit Ekel und Abscheu von ihr sowie von dem ganzen adelichen Stande ab, mit welchem die Geburt ihn verknüpft hatte. Auch die Ghibellinen erkannte er als das, was sie waren, nicht von politischen oder sittlichen Trieben beseelt, sondern nur aus selbstsüchtigen, kleinlichen Zwecken die Freunde der kaiserlichen Gewalt. Ein hoher sittlicher Geist hatte den Dichter erfüllt und beseelte ihn zu dem großen Gedanken, sich selbst, seine Vaterstadt, die Menschheit in politischer wie religiöser Hinsicht auf den Weg des Heils zu lenken, zu erlösen. Sein Evangelium war die sittliche wie politische Einheit für sein zerrissenes Vaterland — die großen, das ganze Mittelalter durchdringenden Gedanken: die Eine römische Kirche, das Eine römische Kaiserthum, aber die Einheit von beiden. Die römische Kirche sollte eine katholische, das ganze Menschengeschlecht zusammenfassende Einheit bleiben, nur sich der weltlichen Macht und der irdischen Pracht entschlagen, die sie von ihrem heiligen Beruf entfernten und der Welt auch das Beispiel der Sittlichkeit geben; die weltliche Zucht zu üben, sollte die Macht des römischen Kaiserthums wiederhergestellt werden. In der Rückkehr dieser beiden Mächte zu ihrem ursprünglichen göttlichen Berufe erblickte Dante die Rettung der Menschheit und das einzige Mittel gegen die Ohnmacht und Zerrissenheit seines Vaterlandes. So kann man sagen, daß von ihm zuerst der Gedanke der nationalen Einheit Italiens ausgesprochen ist, daß er ferner in der Erstrebung der Einheit des Sittengesetzes mit dem Offenbarungsglauben gewissermaßen der Vorläufer der deutschen Reformation genannt werden kann. Freilich war er bei seiner ideellen Natur und da er noch in jener Zeit befangen war und nicht das Urtheil über sie wie wir Fernstehende haben konnte, der Einsicht nicht fähig, daß die großen Institutionen des Mittelalters, Papstthum, Kaiserthum und Ritterthum, längst ihres besten Schmucks beraubt, nichts mehr waren als todte Formen, als die Schatten großer Namen, und seinem nur auf die Bedürfnisse der Gegenwart gerichteten Blicke blieb es verborgen, daß jene Zeit eine Uebergangszeit war, eine Zeit der Gärung, in welcher der klare Wein neuer Ideen und Gestaltungen sich erzeugte, und jene Kämpfe

entgegenstehender Kräfte den Boden lockerten, in welchem die Keime der neuen Bildung und ein neues Leben emportrieben. Doch bleibt sein Streben und Dulden für die Menschheit darum nicht minder groß und verehrungswürdig. Fortan weihte er Wort, Schrift und That diesem Erlösungswerk, unbeirrt und mit sittlich edlem Fanatismus verfolgte er sein Ziel und opferte ihm selbst das Glück seines Lebens. Zunächst ward er aus einem Parteigänger ein Patriot, er wollte weder Ghibelline noch Guelfe sein und über allen Parteien stehen, obwol er sich der Verwirklichung seiner Kaiseridee wegen mehr zur Partei der Ghibellinen neigte und ihre Sache förderte.

Doch kehren wir wieder zu den geschichtlichen Ereignissen zurück. Die Katastrophe des Bürgerkriegs rückte näher und näher; die Keime zu demselben waren zu kräftig entwickelt, als daß die Prioren sie hätten aufhalten können. Die Insulte und Reibungen der Parteien der Cerchi und Donati häuften und verstärkten sich dermaßen, daß die Prioren, unter denen, wie wir wissen, auch Dante saß, zur Erhaltung des Friedens die gefährlichsten Häupter beider Parteien verbannen mußten; unter ihnen befand sich Corso von den Donati und Guido Cavalcanti, Dante's Busenfreund, von den Cerchi, welch letzterer in der Verbannung seinen Tod fand. Corso brach indessen seinen Bann, ging nach Rom und gewann den Papst für sich; die übrigen Verbannten wurden von der florentinischen Regierung bald wieder nach Haus zurückberufen, da ihr ebenfalls von ihren auswärtigen Intriguen Gefahr drohte. Es geschah zum Verderben von Florenz, daß es kurze Zeit darauf in den Zwiespalt der benachbarten Stadt Pistoja hineingezogen wurde, in welchem es neue Nahrung für seinen eigenen fand. Dort hatte sich die Familie der Cancellieri in zwei Parteien getheilt, in die Schwarzen (neri) und die Weißen (bianchi), beide gegeneinander von unversöhnlichem Hasse erfüllt. Die Stadt rief die Florentiner zur Herstellung des Friedens herbei und bot ihnen die Signoria an. Die herrschende Partei der Cerchi in Florenz sandte natürlich die Ihrigen dorthin; diese rissen, anstatt zu schlichten, eine der Parteien, die Weißen, an sich, worauf nothgedrungen die Donati sich hülfesuchend anschlossen. Als ob der Wind in kaum erstickte Kohlen bliese, so heftig brach jetzt in Florenz, durch diese Parteinahme von neuem angeschürt, das Feuer der Zwietracht aus. Die florentinischen Parteien nahmen sogar die Namen derjenigen von Pistoja an; die Cerchi nannten sich fortan die Weißen, die Donati die Schwarzen. Die Schwarzen, welche in Florenz sich nicht stark genug fühlten, wandten sich an den Papst Bonifaz VIII., die einzige ihnen noch gebliebene Hoffnung, an jenen Mann, der alle Königsthrone Europas zu Schemeln seiner Füße machen wollte, der ausgerufen, es sollten alle Ghibellinen und Weiße zu Staub werden; worauf die Weißen sich an

die in Toscana übriggebliebenen dem Papstthum feindlichen Ghibellinen schlossen; — eine Aussicht auf Hülfe vom deutschen Kaiser, der nun auf Deutschland beschränkt war und kein Interesse mehr für Italien hatte, blieb ihnen verloren. Bonifaz sandte Karl von Valois, einen abenteuernden, Schätze und Länder suchenden französischen Prinzen, den er mit der Aussicht auf Sicilien nach Italien gelockt, unter der Maske eines Vermittlers nach Toscana, in Wahrheit aber, um die Schwarzen zu Herren zu machen, den Rest der alten ghibellinischen Partei zu vernichten und die Goldgrube Florenz zu plündern. Im Angesicht der drohenden Gefahr beriethen die Weißen, ob sie eine Gesandtschaft an den Papst zur Versöhnung schicken sollten. Bei dieser Gelegenheit rief Dante: „Wenn ich nicht gehe, wer wird dann gehen? Und gehe ich, wer wird dann bleiben?" und ward nach Rom geschickt. Allein Dante's gerade Seele war nicht dazu geeignet, die Schlingen des Papstes und der Schwarzen zu zerreißen. Die Gesandtschaft wurde mit Redensarten vertröstet, Dante unter nichtigen Vorwänden in Rom zurückbehalten, die übrigen Gesandten aber zurückgeschickt. Ein zweiter Coriolan erschien Corso Donati, der, wie erwähnt, nach Rom zu Bonifaz gegangen war, mit Karl von Valois und einem Heere vor den Thoren von Florenz. Auf das eidliche Gelöbniß des französischen Prinzen, daß er sich weder eine richterliche Gewalt noch eine Würde anmaßen, die Sitten und Gesetze der Republik achten und die verbannte Partei nicht einlassen wolle, gestatteten ihm die neugewählten Prioren von Florenz, Männer ohne politische Einsicht und Thatkraft, der Einzug in die Stadt. Schon in der folgenden Nacht ward mit Vorwissen Karl von Valois' den Schwarzen ein Thor geöffnet, das seine Franzosen bewachten. Die Sturmglocke erschallt und auf ihren heisern Ruf beginnt ein sechs Tage währendes greuliches Morden und Plündern in der unglücklichen Stadt; die Häuser der Weißen werden zerstört, darunter auch Dante's Haus. Karl von Valois wirft die Maske des Vermittlers ab, betheiligt sich an der Plünderung und erpreßt enorme Summen von den Besiegten. Die Sache der Bianchi ist verloren, sie selber sind „zu Staub geworden". Gabrielli, ein Werkzeug der Schwarzen, wird zum Podesta erwählt und eine große Anzahl angesehener Weißer zur Verbannung verurtheilt; darunter ist auch der währenddeß noch in Rom sich befindende Dante. Unter der falschen Anklage, Geld in seinem Priorate angenommen und sich Erpressungen schuldig gemacht zu haben, wurde er zu 8000 Livres verurtheilt; da er nicht erschien und zahlte, ward er verbannt, und wenn er das Gebiet der Republik betrete, solle er des Feuertodes sterben. So stieß das undankbare Florenz seinen besten und edelsten Sohn aus seinem Schoße, in dem er geboren und bis zum Gipfel seines Lebens emporgestiegen war. Von nun an war Dante

verdammt, 19 Jahre lang endlos, ruhelos, gleich einem Bettler zu wandern; er erfuhr es, „wie hart es ist, fremde Stiegen zu ersteigen, wie salzig fremdes Brot schmeckt". Im damaligen Italien fand so wenig wie im alten Griechenland ohne bürgerliche Existenz Wohlstand des Lebens statt; nur die unwirthliche Fremde existirte außerhalb der Vaterstadt für den unglücklichen Verbannten. Nur einige Edle des Landes gewährten ihm einzelne Ruhepunkte, wo seine müde Seele von allen Qualen und Leiden ausruhte und den Ort fand, wo sie ihre Zeit beschloß; eine Rückkehr war ihm nicht beschieden.

Johann Georg Schneider.

Ein historisch-biographischer Versuch aus der Revolutionszeit.

Von

J. Duboc.

Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider. Publiées par Heitz. (1862.)
Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790—95. Publiées par Heitz. (1863.)

I.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß werthvolle Bereicherungen zur Kenntniß gewaltiger Umwälzungen und tiefgreifender geschichtlicher Vorgänge oft einer sehr späten Zeit vorbehalten sind. Die nächsten Zeugen wie die nächste Zukunft großer Katastrophen im Völkerleben stehen denselben mit einem wesentlich theils dramatischen, theils pathologischen Interesse gegenüber, welches sich erst abschwächen muß, ehe das nüchterne Studium aus den Acten der Zeit in seine Rechte tritt. Wenn die durch bedeutsame Erschütterungen fruchtbar angeregte Phantasie zeitgenössischer Schriftsteller mit dem Roman fertig ist, in dessen Gewand sich für sie naturnothwendig der Verlauf der Begebenheiten kleidet, dann erst und gewöhnlich noch viel später beginnt die objective Geschichtsforschung ihr Werk, und ihre erste unbarmherzige That besteht meistens darin, das wieder zu zerstören, was jene aufgebaut haben.

Gilt dieser Satz für die meisten geschichtlichen Begebenheiten, so gilt er noch ganz besonders für die erste Französische Revolution. Die ausschweifende Natur dieses geschichtlich größten Vorganges der Neuzeit bringt es mit sich, daß er nur allzu leicht unter den Händen der Bearbeiter sich zu einem Gemisch von Roman und Geschichte gestaltet, welches Zeugniß ablegt von der gefährlichen Gewalt des Stoffes über die Phantasie des Schriftstellers. Wir sagen gefährlich — und es bedarf dieser Ausdruck wol keiner besondern Rechtfertigung. Denn wenn es einerseits die Aufgabe des Geschichtschreibers ist, sich von dem Stoff,

dessen Behandlung er unternommen, durchdringen zu lassen, so wird andererseits mit Recht die Forderung an ihn gestellt, dem Object gegenüber die freie Thätigkeit des Subjects zu bewähren. Mit andern Worten: er soll alle thatsächlichen Momente des Stoffes in sich aufnehmen, der geistigen Atmosphäre derselben aber, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, keine seine Selbständigkeit aufhebende Herrschaft über sich einräumen. Die über die Revolutionszeit so ungemein reiche französische Literatur ist bis auf die neueste Zeit reich an Beispielen vom Gegentheil. Lamartine liefert in seiner „Histoire de Girondins“ ein farbenreiches Gemälde, das auf jeden Zug verräth, wie der sozusagen malerische Charakter des Stoffes in der Seele des Darstellers das Uebergewicht behauptet hat über den geschichtlichen Gehalt, dem eben dadurch der entschiedenste Abbruch geschieht. Hamel's fleißig gearbeitete und ausführliche „Histoire de St.-Just“ erhebt sich trotz aller Quellenbenutzung durch den voreingenommenen Standpunkt des Verfassers nicht über das Niveau einer Parteischrift, die in den Quellen immer das findet, was sie zur Verherrlichung ihres Gegenstandes eben braucht. Unzählige andere folgen diesen Beispielen, und immer finden wir in ihren Schriften, trotz vieles Werthvollen, dieselben hier näher bezeichneten Mängel wieder: entweder der Stoff wirkt auf den Darsteller wie ein künstlerischer Vorwurf — er regt seine Phantasie an zu freier Gestaltung — oder er zieht ihn unwillkürlich in das Bereich der in ihm lebendig wirkenden politischen Gegensätze und macht ihn zur Partei. In beiden Fällen ergeben sich Klippen, an denen die geschichtliche Wahrheit bald mehr, bald weniger Schiffbruch leidet.

Von ganz entgegengesetztem Charakter wie die hier berührten sind die in der Ueberschrift erwähnten Arbeiten des Herrn Heitz. Wesentlich einander ergänzend und zusammengehörig liefern sie ein werthvolles Material zur Beurtheilung eines leider noch ungenügend bearbeiteten Abschnittes der Revolutionszeit, eines Abschnittes, der schon deshalb gerade für uns von überwiegendem Interesse ist, weil er die meisten deutschen Elemente und Beziehungen enthält. Der Verfasser, selbst Besitzer einer werthvollen Sammlung von Actenstücken und Documenten aus den Zeiten der Schreckensherrschaft in Strasburg und in seiner Stellung als Archivar der Geschichtsforschenden Gesellschaft des Niederrheindepartements mit dem Studium der Geschichte seiner Vaterstadt genau vertraut, gibt in den beiden vorliegenden Werken eine gesichtete Auswahl des ihm zugänglichen Materials zur Geschichte jener Zeit.

In der sorgfältigen Sichtung und Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen einerseits, in der mit der ganzen Gewissenhaftigkeit eines Archivars vollzogenen Vollständigkeit der gesammelten Notizen beruht das Verdienst dieser dankenswerthen Arbeiten. Sein eigenes Urtheil,

ohne es ganz zu unterdrücken, stellt der Verfasser überall in den Hintergrund. Seine Thätigkeit ist keine raisonnirende, sondern eine ordnende. Ueberall gewahrt man die dem Archivar so natürliche Neigung, das Thatsächliche und nur dieses zu geben und die Begebenheiten ihre eigene Sprache sprechen zu lassen.

Die Geschichte Strasburgs in den Jahren 1791—94 ist eng verknüpft mit dem Namen eines Mannes, den Sybel — mit Unrecht, wie uns scheint — „einen verlaufenen deutschen Geistlichen“ nennt, der außerdem in allen Conversations-Lexiken bis auf die neueste Zeit als der wahnwitzigsten Schreckensmänner einer geschildert wird, der zum Vergnügen mit der Guillotine im Lande umhergefahren sei, unzählige Opfer dem „Schwert des Gesetzes“ überliefernd, unzählige Erpressungen zu seinem Privatvortheil ausübend, bis sein zuchtloses Treiben, gipfelnd in einem gewöhnlich romanhaft ausgeschmückten Gewaltact gegen ein junges Mädchen, das er sich zur Frau bestimmte, schließlich selbst den Ekel des Schreckensmannes St.-Just erweckt und damit seinen Untergang herbeigeführt habe. Dieser Mann oder vielmehr der, von dem dies vielfach entstellte Bild entworfen wird, ist Johann Georg Schneider (der ihm gewöhnlich beigelegte Vorname Eulogius ist sein Mönchsname), dessen Sturz (am 10. April 1794) dem von St.-Just und Genossen nur um wenige Monate vorherging.

Hr. Heitz, der in Schneider ebenfalls bis zu einem gewissen Grade die Personification des Schreckensregiments in Strasburg erblickt, hat sich das Verdienst erworben, durch eine Zusammenstellung der bezeichnendsten Erzeugnisse aus Schneider's schriftstellerischer Thätigkeit, die sich in Strasburg den Umständen entsprechend besonders der Journalistik zuwandte, das nothwendige Material zu einer vorurtheilsfreien Beurtheilung seiner Gesammtthätigkeit wie seiner Persönlichkeit geliefert zu haben. Eine werthvolle Ergänzung der auszugsweise mitgetheilten Artikel aus dem von Schneider herausgegebenen, nur in wenigen Exemplaren noch erhaltenen Journal „Argos oder der Mann mit hundert Augen“ (von 1792—94)*) bilden eine Reihe bisher noch unbekannter Briefe, die Schneider aus dem Gefängniß an seine Freunde richtete, sowie ein an demselben Ort geschriebener Brief Schneider's an Robespierre, dessen Verbreitung Schneider's Feinde zu verhindern wußten.

Man muß gestehen, die auffallende Ungunst, mit der ein uns Deutschen zugehöriger revolutionärer Charakter — und Schneider ist, was

*) Bei Schneider's Sturz und der über ihn und seinen Anhängern hereinbrechenden Verfolgung vernichteten die meisten Abonnenten des „Argos“ ihre Exemplare, um jedes Zeichen einer Verbindung mit den Jakobinern wegzuschaffen. Daher das seltene Vorkommen von Exemplaren des „Argos“.

man sonst auch über ihn denken mag, ein echt revolutionärer Charakter — von uns geschichtlich behandelt ist, erweckt eigenthümliche Betrachtungen. Ist dies bloßer Zufall, veranlaßt durch den Umstand, daß die als nächste Quelle dienende französische Literatur, so freigebig mit der Verherrlichung ihrer eigenen hervorragenden Charaktere, über den Ausländer das volle Maß ihrer Ungunst ausschüttete? Oder tritt uns hierin nicht auch noch ein anderer entgegen? Einer eingehenden und unparteiischen Würdigung eines Charakters, wie Schneider's, stemmt sich bei uns, so scheint uns, jener ausgesprochene Widerwille entgegen, den wir vor maßlosen Ausschreitungen innerlichst fühlen. Uns fehlt der sympathische Zug für Charaktere dieses Schlags, den wir überall in der französischen Literatur pulsiren fühlen; uns widerstrebt die Beschäftigung mit diesen über das gewöhnliche Menschenmaß hinausgereckten, aus allen harmonischen Proportionen seelischer Beschaffenheit hinausgetretenen Naturen, deren fanatische Energie uns nur eine widerwillige Bewunderung abnöthigt, vorwiegend aber Grauen erweckt.

Und wie könnte dies anders sein bei einer Nation, die — mag man dies nun als Mangel oder Vorzug bezeichnen — unzweifelhaft für revolutionäres Wesen nur sehr schwach beanlagt ist. Es ist dies schließlich Sache des Temperaments oder des Mangels an Temperament. Denn wenn es auch richtig ist, was ein Geschichtschreiber der Neuzeit sagt: „Was die Revolution in der einheimischen, ist die Eroberung in der auswärtigen Politik. Beide beginnen mit der Leugnung des formellen Rechtes, des Rechtes des Bestehenden", so muß man doch ergänzend hinzufügen: beide beginnen erst, wenn die theoretische Leugnung des Rechtes des Bestehenden zur praktischen Vernichtung des Bestehenden selbst wird. Ob dies geschieht oder nicht, ob eine Nation mit dem erstern sich begnügt, durch Entziehung der moralischen Stützen langsam, obwol unausbleiblich den Zerfall des rechtlich von ihr geleugneten Bestehenden vorbereitend, ob sie dasselbe mit gewaltigem Schlage und oft in verzweifeltem Kampfe zertrümmert, darüber entscheidet am Ende doch vorwiegend das Temperament der Nation und über den Mangel desselben bei uns, wenn man auch seine bahnbrechenden Wirkungen nicht verkennen kann, wird sich zu trösten wissen, wer die furchtbaren Verirrungen der Französischen Revolution sich vergegenwärtigt.

Der ganze Unterschied des französischen und deutschen Wesens im Verhältniß zur Revolution tritt sehr schlagend bei Forster hervor. Selbst Forster, den die eigenthümliche Entwickelung seiner Jugend früh dem handelnden Leben zuwandte, der so oft klagte, daß „des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt sei", der mit dem Bewußtsein, „daß es nicht mehr möglich sei, Mittelstraße und Mäßigung zu beobachten, und daß es sogar zur Pflicht werde, zu Extremen zu

greifen", in die Französische Revolution eintrat — selbst diese thatenfrohe Natur finden wir, einmal innerhalb der Bewegung gestellt, bald außer allem Verhältniß zu den riesigen Anforderungen derselben. Er findet bald die „Stellung zwischen Betrügern und Betrogenen" erdrückend. „Gibt es kein drittes", fragt er, „woran man sich halten, sich anschließen könnte? Gewiß, es gehört Muth dazu, diese so fürchterlich sich aufdringende Betrachtung zu ertragen und dann, im eigenen Bewußtsein verhüllt, an Menschheit und Wahrheit noch zu glauben. ... Immer nur Eigennutz und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?" Bekanntlich war es Forster, als er diese Worte an seine Frau schrieb, auch nicht mehr lange beschieden, diesen Zwiespalt zu ertragen — einen Zwiespalt, der in der That nichts weiter ist als die Differenz zwischen der deutschen und der französischen Revolution, zwischen der theoretischen Leugnung des formellen Rechts und der haßentbrannten Vernichtung des Bestehenden, die nicht ohne Leidenschaft und Verirrung möglich ist.

Ein ganz anderes Schauspiel als jener Forster gewährt uns ein Mann, der, von wahrhaft revolutionärem Drang getrieben, sich weiter vorwagt: ein Mann, der mit allen dämonischen Mächten der Revolution in Berührung tritt, unablässig seine Kraft an ihnen erprobt, ihre entfesselte Gewalt nicht scheut, ihre Verirrungen theilt, ihren Gefahren Trotz bietet und, noch aus dem Gefängniß mit ihnen ringend, bis zum letzten Augenblick ruhe- und rastlos, wenn auch nicht makelfrei, erfüllt bleibt vom Athem der Revolution. Ein solches Schauspiel bietet Schneider, und schon wegen der Seltenheit dieser Gattung von Charakteren unter uns ist ein Blick auf sein Leben nicht ohne Interesse.

II.

Schneider wurde am 20. Oct. 1756 in Wipfeld, einem 5 Stunden von Würzburg gelegenen, damals zum Fürstbisthum Würzburg gehörigen Dorfe, von armen katholischen Aeltern geboren. Sein Vater bekleidete einen gewissen Rang in seinem Orte — er war Mitglied des Dorfgerichts und scheint ursprünglich in bessern Verhältnissen gelebt zu haben. Vom Himmel reichlich mit Kindern und mit einem Leichtsinn gesegnet, der sich in vollem Maß auf seinen Sohn vererben sollte, wußte er sein geringes Vermögen nicht zusammenzuhalten. Die ihm zugehörigen Grundstücke, meistens aus Weinbergen bestehend, verpfändete er und verarmte so mit der Zeit gänzlich. Schneider's Kindheit wurde indessen nur wenig von dieser erst allmählich hereinbrechenden Armuth berührt. An den schönen Geländen des Main in ungebundener Freiheit auf-

wachsend, mehr auf den sonnigen Traubenhügeln wie in der engen Hütte zu Hause, durchlebte er die dörfliche Idylle einer Jugend, deren glückliche Zwanglosigkeit ihm besonders in der spätern Periode seines Mönchslebens manchen sehnsuchtsvollen Rückblick erweckte.

In einem seiner besten, weil ein tiefes Gefühl am unmittelbarsten aussprechenden Gedichte: „Empfindungen an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag", finden wir die folgende Stelle:

— — —

Aber da mir die Kindheit so sanft, so glücklich dahinfloß,
Sah mich ein Edler und sprach: „Der Knabe gehöret den Musen."
Hätt' er geschwiegen! Jetzt säng' ich vielleicht ein fröhliches Herbstlied,
Preßte die Trauben, mit eigener Hand am Stocke gepfleget,
Hörte vielleicht den Namen, den ach! zu hören mir ewig,
Ewig verwehrt ist — ich höre dafür die römische Kette
Klirren am schüttelnden Arm', zum Spott der glühenden Mannheit!

Es ist nicht bekannt, ob eine bestimmte Person und wer alsdann unter dem „Edlen" zu verstehen ist, der auf Schneider's Lebensbestimmung einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt hat.*) Wahrscheinlicher ist, daß einerseits der lebhafte sich rasch entwickelnde Geist des Knaben, andererseits der besondere Umstand, daß er unter einem günstigen nach der damaligen Auslegung Cardinalshüte und Bischofsstäbe verheißenden Planeten geboren war, in den Aeltern den Wunsch erweckte, den Sohn dem geistlichen Stande zu bestimmen. Man darf nicht vergessen, daß der geistliche Stand damals, wie in den urkatholischen Gegenden noch jetzt, der armen Bevölkerung als der einzig gangbare Weg zu Macht, Ansehen, Reichthum und Ehren erschien, als die einzige Möglichkeit dessen, was man mit einem wenig gewählten Ausdruck: Carrière machen, zu nennen pflegt. Und es mag gleich hierbei daran erinnert werden, daß für die innere Geschichte des geistlichen Regiments, für die hervorragendsten Stützen wie für die gefährlichsten Feinde, die ihm erwachsen sind, nichts bedeutungsvoller geworden ist als diese Einreihung fast jeder emporstrebenden Kraft aus den untern Volksschichten unter die Fahnen der Kirche.

Wir kehren zu Schneider zurück, der nach einer Vorbereitung in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache durch einen Mönch der benachbarten Abtei Heydenfeld, den schon erwähnten Valentin Fahrmann, das Jesuitengymnasium zu Würzburg bezog und, da ihm die Mittel zum eigenen Unterhalt fehlten, nach bestandener Prüfung in das sogenannte Julierspital aufgenommen wurde, eine damals weithin berühmte geistliche Krankenanstalt, welche gleichzeitig eine Anzahl armer

*) Möglicherweise der Kanonikus Valentin Fahrmann, der auch seinen ersten Unterricht leitete.

Studenten mit allem zum Lebensunterhalt Nöthigen zu versorgen pflegte. Die unmönchische und unbändige Natur des Knaben brach hier sogleich nach allen Richtungen durch. Nach der in „Eulogius Schneider's Leben und Schicksale im Vaterlande" (einer 1792 in Frankfurt erschienenen anonymen Biographie) enthaltenen Schilderung wurde er wegen allerhand Ausschweifungen, namentlich aber wegen eines in den Augen der Jesuiten unverzeihlichen Hanges, statt lateinischer deutsche Gedichte zu machen, vor der bestimmten Zeit aus dem Spital gejagt. Doch war Schneider mittlerweile selbständig genug geworden, um auf eigenen Füßen stehen zu können; er erhielt sich durch Privatunterricht, setzte seine Studien auf der Akademie in Philosophie und Jurisprudenz, gleichzeitig aber sein zügelloses Leben in einem so ungebundenen Stil fort, daß er bald in die äußerste Bedrängniß gerieth. Nach Hause zurückgekehrt, kommt er mit der Ortsbehörde in Conflict und wird durch gerichtlichen Zwang ausgewiesen. Von Ort zu Ort pilgernd, bald geduldet, bald ausgewiesen, bald von rasch erworbenen Freunden unterstützt, bald ohne einen Pfennig der Verzweiflung nahe, von reumüthigen Stimmungen gepeinigt, von innerer Leidenschaftlichkeit verzehrt — so stellt sich uns der kaum zwanzigjährige Jüngling dar, als ihn der lebensmüde Gedanke faßt, mit seinem ganzen bisherigen Leben abzuschließen und Mönch zu werden. — Schneider war nicht der Mann, sich lange über seine Entschlüsse zu besinnen. Die energische Empfindungskraft seines Innern schlägt in seinem ganzen Leben sofort die Brücke von der Vorstellung zur That, die Freude am Gedanken wird bei ihm überwogen von der Freude, den Gedanken zu realisiren; die vollkräftige Ungeduld seiner Natur duldet ihn ein für allemal nicht in der Sphäre thatloser Abstraction. Schneider's Entschluß, Mönch zu werden, war daher auch in der Ausführung durch das ganze Ungestüm seines Wesens charakterisirt. Er wollte Mönch nicht spielen, sondern sein. Die äußerst strenge Disciplin, welche in dem Kloster der sogenannten Braunen Franciscaner in Bamberg herrschte, kam seinen Wünschen entgegen. Je ruheloser die verlangende Ungeduld nach dem Leben und seinen Schätzen den Grund seiner Seele aufwühlte, je rebellischer gerade seine Natur gegen die Lehren der Entsagung aufbäumte, mit desto glühenderm Ernst umfaßte er die Heilsmittel des Gebetes und der Ertödtung des Fleisches, mit denen die Kirche den Menschen vor sich selbst zu retten sucht. Seltsam widerspruchsvoll mag das Thun und Treiben des jungen Mönchs in der ersten Zeit seines Aufenthalts im Kloster gewesen sein; fühlte doch der Superior, nachdem das erste Jahr des Noviziats vorüber war, sich zu dem Ausspruch veranlaßt: „Eulogius wird unserm Orden noch einmal die größte Ehre oder die größte Schande machen."

Es spricht eine richtige und scharfe Beobachtung aus diesen Worten.

In dem jungen Ordenszögling steckte — das erkannte der des Menschenherzens nicht unkundige Superior — alles, nur nicht die goldene Mittelstraße. Er hatte das Zeug zu einem Loyola in sich und wäre es vielleicht geworden, wenn die Zeit überhaupt noch Loyolas hervorzubringen vermocht hätte. Wie die Verhältnisse einmal lagen, war es nicht anders möglich, als daß er mit dem Mönchswesen bald aufs gründlichste zerfiel und daß er, dem Zug der Zeit, der an allen Fesseln rüttelte, folgend, vor allem seiner klösterlichen Fesseln sich zu entledigen suchte.

Schneider verlebte neun Jahre in dem Franciscanerkloster — eine Periode seines Lebens, deren unzweifelhaft reicher und für die Richtung, welche Schneider später nahm, bedeutungsvoller Inhalt uns bedauern läßt, daß nur sehr dürftige Angaben über dieselbe vorliegen. Eigenthümlicherweise war die erste Veranlassung zu erneuten Conflicten mit seiner Umgebung dieselbe, die ihm schon im Jesuitengymnasium die ersten Anfeindungen zugezogen hatte; es ist wiederum der Dichter — seinem Beruf nach „der Bewahrer der Natur" — der in Gegensatz zu der Unnatur seiner Umgebung tritt. Diesmal war es weniger die Form als der Stoff, welcher Anstoß erregte. Eine gewaltige Ueberschwemmung, welche 1784 Bamberg heimsuchte, veranlaßte ihn zu einer — übrigens ziemlich schwülstigen — Ode, in der er die von verschiedener Seite bewährte Hingebung und Aufopferung feierte. Gerade dieser Inhalt, welcher von allem Confessionellen absehend die rein menschliche That des Einstehens für die von Wassersnoth Bedrängten pries, gab Aergerniß. Der Obere und die Mönche des Klosters verlangten die Unterdrückung der Ode, die jedoch durch einige Freunde Schneider's schon zum Druck befördert war und ihm außerhalb des Klosters verschiedene mächtige Freunde erwarb, freilich aber im Kloster noch mächtigere Feinde und Neider. Auch sonst ruhte Schneider's poetische Thätigkeit in dieser Periode nicht ganz; namentlich über seinen Seelenzustand, über die Kämpfe seiner vollkräftigen sinnlichen Natur mit dem übernommenen Gelübde der Enthaltsamkeit, geben Strophen wie die folgende: „An Lina. Aus dem Kloster", bezeichnenden Aufschluß:

Einsam schmacht' ich hier im Bette,
Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tiger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.

Joseph, kann uns der nicht retten?
Nicht zerschmettern unsre Ketten?
Nein, noch nicht, er fängt nur an,
Was vielleicht sein Erbe kann.

Erwähnen wir hier gleich noch, um mit Schneider's poetischer Thätigkeit abzuschließen, einer „Ode auf den Rettertod Leopold's von einem

Franciscanermönch", die er, um sich nicht weitern Verfolgungen auszusetzen, anonym herausgab, obgleich diese Anonymität ihn schwerlich in den Augen seiner spähenden Umgebung vor dem Verdacht der Autorschaft schützte. Leopold Julius, Herzog von Braunschweig, opferte bei Gelegenheit einer Ueberschwemmung zu Frankfurt a. O. sein Leben, um einige in äußerster Gefahr schwebende Kinder zu retten — Grund genug für Schneider, dem der Tod im Dienste der Menschlichkeit gegenüber dem faulen Leben zu Ehren Gottes, wie es ihn umgab, im Lichte zauberhafter Verklärung erschien, den hochherzigen Fürsten mit begeisterten Worten zu feiern, Grund genug aber auch für ihn, dieser seiner Verehrung keinen offenkundigen Ausdruck zu geben, da der Gegenstand derselben ein Ketzer war.*)

Schneider's Studien in der Zeit seines Klosterlebens waren übrigens sehr umfassender Natur; er trieb mit Eifer die englische, französische, italienische und griechische Sprache. Die Kenntniß der letztern benutzte er, um später zusammen mit Professor Feder in Würzburg eine deutsche Ausgabe der Homilien des Chrysostomus in drei Bänden zu veranstalten; die Kenntniß der italienischen Sprache veranlaßte ihn zu einer Uebersetzung des römischen Kirchenjournals, die er aber, nachdem der erste

---

*) Schneider's poetische Verdienste sind keine hervorragenden. Er selbst täuschte sich, trotz seiner bedeutenden Eitelkeit, trotz der Zärtlichkeit, die er gerade für seine poetischen Productionen empfand, trotz des Erfolges, den diese, durch locale und persönliche Beziehungen hauptsächlich veranlaßt, später in kürzester Frist errangen, schwerlich über die Mängel derselben. „Poetische Versuche" nennt er dieselben in der Vorrede der später von ihm veranstalteten gesammelten Ausgabe und bittet, „diese Bemerkung in ihrer ganzen mildernden Kraft auf die Arbeiten eines Mannes anzuwenden, der ohne Ermunterung, ohne Muße, blos aus einer Art von Instinct sich zuweilen ins Gebiet der Dichtkunst wandte. Wird man auch etwas Vollkommenes von einem feurigen jungen Mann erwarten, der die neun schönsten Jahre seines Lebens in einem finstern Kloster zubrachte? Und wenn es mir nachher gelang, an dem Hof eines großen deutschen Fürsten (Herzog von Würtemberg) eine Zufluchtstätte zu finden, so waren doch meine Geschäfte daselbst von einer ganz andern Art als die Poesie. Diese eigensinnige Pflanze gedeiht nur durch anhaltende Cultur auf dem Boden der Freiheit, welche an Höfen nicht viel mehr einheimisch ist als in den Zellen der Mönche." Besonders verfehlt sind Schneider's Oden, bei denen seine rhetorische dem Pomphaften zugeneigte Natur ihn auf Abwege leitet. Statt des Einfach-Erhabenen begegnet uns hier eine endlose Häufung gesuchter Bilder und bombastischer Phrasen, die zum Theil geradezu geschmacklos sind, wie denn die erwähnte Ode auf den Rettertod Leopold's mit den Worten schließt:

Schon rollt sein Wagen im Triumph
Zwischen den Reihen erstaunter Engel.

Daß es ihm andererseits nicht an Tiefe des poetischen Gefühls und, wo er sich lediglich von diesem leiten läßt, nicht an dem entsprechenden Ausdruck fehlt, beweisen die obenerwähnten „Empfindungen an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag".

Band erschienen, auf Befehl seiner geistlichen Obern wieder einstellen mußte.

Von entscheidender Wichtigkeit für seine weitern Schicksale wurde für Schneider eine 1785 von ihm zur Feier des Katharinenfestes in Augsburg gehaltene Predigt, deren „über die Toleranz“ sich verbreitender Inhalt ihm die heftigsten Anfeindungen seitens der Klerikalen in einer Reihe von Pasquillen und Schmähschriften zuzog, während sie gleichzeitig auch die Aufmerksamkeit auf ihn bis in die höchsten Kreise hineintrug und damit die Erlösung aus seinen bisherigen Verhältnissen vorbereitete. Es war ein hochgestellter Geistlicher selbst, der Weihbischof von Augsburg und kurfürstlich trierische Statthalter, Baron von Umgelter, der diese Veränderung bewirkte. Aufmerksam geworden auf Schneider's hervorragende rednerische Begabung und angezogen durch seinen Freimuth, empfahl er ihn dem regierenden Herzog von Würtemberg, der ihn 1786 als Hofprediger nach Stuttgart berief. Schneider erwarb sich in seiner Stellung die Freundschaft und Achtung bedeutender Männer. Dagegen wollte es ihm mit dem Herzog selbst nicht in gleicher Weise gelingen; wie es scheint, misfiel demselben die freie Weise, in der er sich in mehrern Predigten *) über die Pflichten der Fürsten verbreitet. Gewiß ist, daß Schneider schon im zweiten Jahre einsah, daß es ihm unmöglich sein würde, sich dauernd in der Gunst des Fürsten zu befestigen, und daß er sich deshalb ängstlich nach einer andern Stellung umsah, um der ihm drohenden Eventualität, in das Kloster zurückkehren zu müssen, zu entgehen. Unter diesen Umständen begegnete es seinen lebhaftesten Wünschen, daß auf Empfehlung des aufgeklärten Curators der Universität Bonn und Kammerpräsidenten Baron von Spiegel zum Desenberg Maximilian Joseph, Kurfürst von Köln, einer der wohlmeinendsten und achtungswerthesten Fürsten seiner Zeit, ihm die Professur der griechischen Sprache und Grammatik sowie der schönen Wissenschaften an der Universität Bonn antragen ließ. Schneider nahm mit tausend Freuden an, wurde durch Vermittelung des Kurfürsten von seinem Orden dispensirt und eröffnete im Frühjahr 1789 seine neue Thätigkeit mit einer Antrittsrede „Ueber den gegenwärtigen Zustand und die Hindernisse der schönen Literatur im katholischen Deutschland“.

Ehe wir Schneider auf seinem fernern Lebensweg, durch die Enttäuschungen seines bonner Aufenthalts hindurch nach Frankreich, durch die Wechselfälle seiner revolutionären Thätigkeit bis an das Ende seiner Laufbahn begleiten, werfen wir einen raschen Blick auf die Zeitumstände jener sich immer verhängnißvoller gestaltenden Periode.

---

*) Dieselben Predigten wurden später in Breslau dem Druck übergeben und von den damaligen gelehrten Journalen für Meisterwerke der Kanzelberedsamkeit erklärt.

Das Jahrhundert neigte sich seinem Ende zu, mit ihm eine ganze Reihe wohlmeinender ministerieller und fürstlicher Reformen, deren Misbräuche abstellende, Verbesserungen bezweckende Thätigkeit für den Geist der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus charakteristisch ist. Wer die Aeußerungen dieser Geister oberflächlich beobachtete, wer Friedrich den Großen, Joseph II. und Katharina II., wie durch ein und denselben Zug der Zeit verbrüdert, mit innern Reformen beschäftigt und gleichzeitig eine Reihe von kleinern deutschen Staaten an dem Verbesserungswerk theilnehmend erblickte, wer selbst in den romanischen Staaten die in Misbräuchen erstarrten Formen des Staatslebens mit einem erneuten Inhalte sich erfüllen sah, konnte an der Schwelle einer großen friedlichen Umwälzung zu stehen glauben. Ihm mochte die Vermuthung fern liegen, daß es zu der von allen Einsichtigen für unvermeidlich erkannten Herbeiführung eines neuen Zustandes der Dinge jahrelanger, die Fugen des ganzen europäischen Staatensystems erschütternder, bluttriefender Anstrengungen bedurfte. Um das Jahr 1789 herum freilich waren die Aussichten einer Neugestaltung des staatlichen Lebens in Europa auf dem Wege der Reform schon wesentlich erschüttert. Joseph II. stand an dem Ende seiner prüfungsreichen Regentenlaufbahn; die Stammes- und Standesinteressen, die sich seinen großgedachten, aber von fürstlicher Willkür nicht freizusprechenden Reformversuchen entgegengestemmt hatten, waren mächtiger geblieben als er, dem aus der Summe bitterer Enttäuschungen, die sein Leben umfaßt, die geschichtliche Lehre entgegentrat, daß ein Volk zu knechten schwer, zur Freiheit aber zu zwingen unmöglich ist. In Preußen war, seit das helle Auge des großen Königs sich geschlossen, die Nacht des Obscurantismus niedergesunken, die Zeit der Wöllner und Bischofswerder war in langsamem Anzug begriffen, allüberall und besonders am Rhein aber hob die unüberwundene Macht des Papismus mit den sich immer gleichen Prätensionen und dem unauslöschlichen Haß gegen alles Andersdenkende ihr Haupt stolzer und siegeszuversichtlicher als seit langem empor, die Gegensätze schärfend, die Leidenschaften anstachelnd, die Erbitterungen vertiefend.

Unter diesen Verhältnissen drang das erste Grollen der Französischen Revolution nach Deutschland herüber. Mit dem eigenthümlichen Zug von Glanz und Schnelle, der den französischen Entwickelungen eigen, hatte sich hier aus den verworrenen Kämpfen des Hofes und der herrschsüchtigen Parlamente ein Conflict gestaltet, der sofort mit der kategorisch gestellten Forderung einer gänzlichen Veränderung der Staatseinrichtungen sich zu der Höhe des Zeitbewußtseins emporschwang. Ebenso rasch klärte sich das Verhältniß der streitenden Gegensätze. Die alten Wortführer, die bisherige selbstsüchtige Parlamentsopposition verschwand

vom Schauplatz. Durch die selbstbewußte Heftigkeit, mit welcher der „dritte Stand“ alsbald im Namen der Nation und auf Grund der Menschenrechte das Wort ergriff, schwand die Unklarheit der Beziehungen und der Kern der Streiter trat scharf begrenzt hervor als der Widerstreit eines neuen politischen Glaubensbekenntnisses mit allem, was den alten Formen und Satzungen aus irgendwelchen Gründen anhing.

So ungefähr war der allgemeine Zustand der Dinge beschaffen, als Schneider, großer Erwartungen und Hoffnungen voll, sein neues Amt in Bonn antrat. Vieles vereinigte sich, um seine sanguinische Natur in außergewöhnlichen Schwung zu versetzen. Bonns neugegründete Universität war damals der Sammelplatz der Freisinnigen und der Gegenstand des Hasses der besonders in Köln zusammengescharten klerikalen Partei. An der Universität wirkten im Sinn einer milden Aufklärung die Professoren Hedderich, Thaddäus, van der Schüren ꝛc. und ihre Thätigkeit wurde begünstigt durch die humane Richtung des Kurfürsten und seiner nächsten Räthe, Baron von Waldenfels, Baron von Spiegel und anderer. Schneider seinerseits fühlte sich entlastet von dem Druck seiner Ordensverbindlichkeiten und glaubte die Bahn vor sich zu sehen, eine ungewöhnliche reformatorische Thätigkeit entfalten zu können. Abgeschlossen hinter ihm lag eine vielbewegte Jugend, hinter ihm das verhaßte Klosterleben, aus dessen Banden er sich mühsam losgerungen hatte. Vielen Naturen wäre es eigen gewesen, ruhe- und abschlußsuchend nunmehr sich auf sich selbst zurückziehen, die Welthändel an sich vorüberrauschen zu lassen und in einer mäßigen Thätigkeit beharrend das langentbehrte Gleichgewicht in sich selbst herzustellen. Nicht so Schneider. Seiner kampfgerüsteten, ungeduldigen Natur klang die Aufforderung, an den Rhein zu kommen, wie ein Ruf, fortan mit ungetheilter Seele sich dem gemeinsamen Dienst der Freiheit zu weihen. Die vorsichtige Weisheit, welche in dem Sprengen der eigenen Ketten ein volles Genüge findet, den andern es überlassend, ihr Tagewerk ebenfalls selbst zu thun, lag in seiner Natur so wenig wie in der Stimmung der Zeit überhaupt. Aber auch der vermittelnden und nicht ohne Geschick lavirenden Richtung, wie sie in Bonn vertreten war, stand er innerlich fremd gegenüber. Wenige Zeilen, die er damals an Professor Feder in Würzburg richtete, genügen, dies zu beweisen; sie lauten:

Dem Fanatismus Hohn zu sprechen,
Der Dummheit Scepter zu zerbrechen,
Zu kämpfen für der Menschheit Recht,
Ha, das vermag kein Fürstenknecht.

Dazu gehören freie Seelen,
Die lieber Tod als Heuchelei
Und Armuth vor der Knechtschaft wählen —
Und wisse, daß von solchen Seelen
Die meine nicht die letzte sei.

Unter diesen Umständen war Schneider für Bonn im Grunde ein gefährlicher Erwerb. Das Agitatorische seines rücksichtslosen Auftretens machte sich in den Consequenzen einer verstärkten Anfeindung seitens der klerikalen Partei bald fühlbar, vollends aber erreichte die Aufregung einen bisjetzt noch ungekannten Grad, als Schneider 1790 seine Gedichte herausgab. Das offene Geständniß des Verfassers in der Vorrede zu dieser der Fürstin Luise von Wied-Neuwied gewidmeten Sammlung, „daß er trotz seiner Weihen wie andere Adamskinder fühle, daß er zwischen Liebe und Wollust unterscheide und daß er keine zehn Gedichte habe machen können, ohne daß wenigstens eins davon das echteste menschliche Gefühl ausdrücke", erregte einen außerordentlichen Sturm. In Bonn und Köln wurden die Gedichte, die übrigens noch im selben Jahre eine mit Schneider's Bild gezierte zweite und dann bis 1812 noch eine ganze Reihe von Auflagen erlebten, bei schwerer Strafe verboten. Von der Flut von Schmähschriften, die sich über den Dichter ergoß und zu der auch Damen ihr Scherflein beitrugen (ein Frl. de Clair, die aber deshalb vom Kurfürsten einen Verweis erhielt), erwähnen wir des barbarischen Latein und des ingrimmigen Hasses halber nur eine von Professor van den Elcken unter dem Titel: „Tenebrae nubesque, quibus jam tribus ab annis coelum Bonnense involutum fuit." Es heißt daselbst unter anderm: „Gratulamur vobis Schneiderum; sit is gloria vestra! — ille praeceptor amoris! scurra ille! ille religionis et sanctorum contemptor! ille ipso scelere sceleratior! — — o bestia! o monstrum! o Priape! quae te porro catholica feret terra? Tu sacerdos? Tu filius Belial, tu spuma Veneris, tu porcus, taurus, canis. Quis non horreat te ad aram ministrum? abi, rogo te, abi ad castra Lutheri! nos non patimur te" etc. Ein speculativer Domherr zu Köln aber erfaßte die merkantilische Seite der Angelegenheit und erfand ein besonders heilkräftiges Weihwasser „wider die Anfechtungen und Versuche des Bonnischen Satanas"; die Geschichte berichtet nun leider nicht, ob dasselbe gleich merkwürdige Resultate lieferte wie gewisse schwungvoll empfohlene Heilmittel der Neuzeit.

Gleichzeitig erschien eine kurfürstliche Commission in Bonn, bestehend aus zwei Examinatores synodales, um ein geistliches Verhör mit Schneider vorzunehmen. Dasselbe nahm indessen einen sehr ungefährlichen Verlauf. Die Ketzerrichter scheinen nicht durch besondern Scharfsinn ausgezeichnet gewesen zu sein. Schneider fertigte ihre Anfragen zum

Theil sehr kategorisch ab und die Sache blieb, nachdem ein Protokoll über das Verhör aufgenommen worden und die Kosten mit 200 Thlrn. liquidirt waren, auf sich beruhen, da die Examinatoren das Ergebniß für nicht bedeutend genug hielten, um eine gerichtliche Procedur einzuleiten. *)

Man kann es dem Kurfürsten nicht gerade verargen, daß er sich durch Schneider's Auftreten einigermaßen verletzt fühlte. Wiederholte Ermahnungen, sich zu mäßigen und der Universität nicht unnöthig neue Feinde zu schaffen, hatten nichts gefruchtet. **) Schneider war nicht der Mann, vor Drohungen zurückzuschrecken, wo ihm das Princip der Freiheit in Frage zu kommen schien; in dem Kurfürsten aber regte sich der fürstliche Eigenwille, der die mit unbeschränkter Machtbefugniß Ausgerüsteten nie verläßt. Unter diesen Umständen konnte ein Zusammenstoß nicht ausbleiben. Die Gelegenheit dazu sollte sich bald finden. Ein von Schneider herausgegebener „Katechetischer Unterricht in den ersten Grundsätzen des praktischen Christenthums“ zog abermals ein kurfürst-

---

*) Wir führen der Curiosität halber einige der Fragen und Antworten aus diesem Protokoll an:

XII. Wahr, daß P. S. die heiligen Reliquien als von den Römern verkaufte Knochen verachtet habe?

Antwort: P. S. weiß sich nicht zu erinnern, ausdrücklich von den Reliquien gehandelt zu haben; übrigens ist er nicht der erste, welcher daran zweifelt, ob ein und derselbe Heilige zwei rechte Arme und zwei linke Beine haben könne. Ueber den Unfug des Reliquienhandels haben schon längst die einsichtsvollsten und frömmsten Theologen, selbst auf dem Concilium zu Trient, geklagt; was aber die echten Reliquien der Heiligen angeht, so hält es P. S. mit dem Ausspruch des besagten Kirchenrathes.

XIII. Wahr, daß P. S. die Geistlichen als Müßiggänger dargestellt habe, welche das Fett der Erde verschlingen, mit dem Beisatz: die Franciscaner sollten Strümpfe stricken, wenn sie sich nicht anders ernähren könnten?

Antwort. P. S. kennt eine Menge solcher Müßiggänger. Was den Beisatz betrifft, so erinnert er sich nicht, ihn in formalibus gesagt zu haben, hält übrigens dafür, jede Art von Handarbeit für ein besseres und anständigeres Mittel sich zu ernähren als das Betteln.

XIV. Wahr, daß P. S. gesagt habe, jeder Mensch könne in seiner Religion selig werden, wenn er nach seiner Ueberzeugung darin lebe?

Antwort. Ja, wenn anders ein solcher Mensch immer die Wahrheit aufrichtig sucht und bereit ist, den bekannten Irrthum abzulegen.

**) Besonders erbittert hatte eine Elegie Schneider's an den „sterbenden Kaiser Joseph II.“, welche mit den Worten endigte:

Und gelangtest du zum Throne,
Griffest du dem Höllensohne
Fanatismus ins Gesicht;
Ha! da spie das Ungeheuer
Schwefeldampf und Gift und Feuer —
Ganz besiegtest du es nicht.

liches Verbot nach sich. Der Kurfürst war diesmal ganz offenbar von dem Wunsch geleitet, die ewigen Querelen der kölner Domherren zum Schweigen zu bringen: denn dem Werkchen war zuerst das imprimi permittitur nicht verweigert worden und die Facultäten von Salzburg und Würzburg hatten sich auf Befragen günstig über dasselbe geäußert. Schneider ließ daher in dem frankfurter „Staats-Ristretto" eine Erklärung darüber drucken, welches der wahre Grund für das Verbot seiner Schrift sei. Dieser Schritt erbitterte den Kurfürsten außerordentlich; er ließ den widerspenstigen Professor rufen und drohte ihm mit seiner höchsten Ungnade. Schneider blieb gelassen, ließ es aber an bittern Wahrheiten nicht fehlen und der Ausgang der Audienz war, daß er seine Entlassung zu nehmen, der Kurfürst dagegen ihm 100 Carolinen und einen vollen Jahrgehalt auszuzahlen versprach. Schneider reichte noch am selben Tage seine Entlassung ein, konnte jedoch nicht unterlassen, dabei so viel scharfe Bemerkungen anzubringen, daß er den Zorn des Kurfürsten abermals aufs höchste reizte. Beinahe hätte ihm dies die versprochene Entschädigungssumme gekostet. Da das Entlassungsdecret nichts von derselben erwähnte, so verlangte er noch eine Unterredung mit dem Fürsten. Dieser aber verweigerte dieselbe und seine gewohnte Milde ganz beiseite setzend, befahl er seinen Bedienten, „den Pfaffen wegzuführen". Später ließ er indessen die stipulirte Summe an Schneider's Schwester auszahlen.

Schneider's Aufenthalt in Bonn hatte gerade zwei Jahre gedauert. Von dem Hof mit Gunst empfangen, von den Angesehensten der Stadt mit Auszeichnung aufgenommen, so war der verheißungsvolle Anfang seiner dortigen Wirksamkeit gewesen, die nun, gehemmt durch die Ungnade des Fürsten, unter dem Jubel der Widersacher der Freiheit ein verhängnißvolles Ende nahm. Daß Schneider's Herz, da er bei Nacht und Nebel die Stadt verließ, um, von zweien seiner Schüler begleitet, eine fluchtähnliche Reise nach einem benachbarten Dorf anzutreten, voll Bitterkeit war — wer wollte es ihm verdenken? Aber er war nicht muthlos. Er hatte als Fürstendiener der Freiheit zu dienen versucht und war gescheitert; allein er war sich selbst treu geblieben, er fühlte, daß er noch zu den „freien Seelen" gehörte,

Die lieber Tod als Heuchelei
Und Armuth vor der Knechtschaft wählen.

Und jenseit des Rhein ging die Sonne der Freiheit immer glänzender auf, der Fall der Bastille, die Schneider seinerzeit in einer pomphaften Ode gefeiert hatte, war das Signal zu dem Sturz der Zwingburg des Feudalismus in ganz Frankreich geworden, die Menschenrechte waren erklärt, die Abschaffung aller Privilegien ausgesprochen,

eine vollständig neue Ordnung des Kirchenwesens (constitution civile du clergé vom November 1790) eingeführt, die Gründung eines freien Staatsbürgerthums decretirt — nach außen aber wirkte noch der mächtige Eindruck eines Festes ohne gleichen nach, das der neuen Schöpfung den feierlichen Abschluß zu verleihen und dessen blendender Glanz die dunkel auftauchenden Schatten der Zwietracht und innern Zerrüttung zu verspotten schien.

Literatur und Kunst.

Deutsche Städtegeschichte.

Unter den Unternehmungen, welche die von dem verewigten König Maximilian II. von Baiern begründete Historische Commission ins Leben gerufen hat, nimmt ohne Zweifel die Sammlung und Herausgabe der deutschen Städtechroniken den ersten Platz ein; auch schreitet dieselbe, da von vornherein auf diesen Theil der Aufgabe der meiste Nachdruck gelegt ward, mit erfreulicher Schnelligkeit vorwärts. Den beiden ersten Bänden, deren bei ihrem Erscheinen auch in diesen Blättern ausführlich Erwähnung gethan ward, ist bereits ein dritter gefolgt: „Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert: Die Chroniken der fränkischen Städte: Nürnberg. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Baiern Maximilian II. herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Dritter Band" (Leipzig, Hirzel). Bei weitem der größte Theil derselben wird eingenommen von „Sigmund Meisterlin's Chronik der Reichsstadt Nürnberg". Der Verfasser, zu Anfang des 15. Jahrhunderts geboren, lebte als Klostergeistlicher in Augsburg, später als Prediger in Würzburg und an verschiedenen Orten der würzburger Diöcese. Um 1486 kam er nach Nürnberg, wo er zeitweilig an der St.-Sebalduskirche als Prediger wirkte. Damals erhielt er vom Rathe den Auftrag, eine Geschichte der Stadt zu schreiben, zu welchem Zweck er auf öffentliche Kosten Wanderungen in fränkische, bairische und schwäbische Klöster unternahm. Doch hatte er trotz dieser officiellen Stellung in Nürnberg selbst keine frohen Tage; wiewol den hervorragendsten Männern der Stadt persönlich nahestehend, war er doch fortwährend den gehässigsten Anfeindungen ausgesetzt, namentlich auch in seinem Beruf als städtischer Historiograph. Unmittelbar nach Vollendung seiner Chronik wandte er daher dem undankbaren Nürnberg den Rücken; er starb an irgendeinem kleinen Orte Frankens als Prediger. Das Geschichtswerk, das uns hier zum ersten mal in einer kritisch festgestellten Form dargeboten wird, war ursprünglich lateinisch niedergeschrieben, wurde jedoch gleichzeitig vom Verfasser selbst in deutscher Sprache als „Cronica der stat Nurenberg geteilt in drey bucher" überarbeitet und erweitert. In dieser letztern Gestalt wird das Werk uns hier vollständig mitgetheilt, während der lateinische Entwurf in den Anhang verwiesen ist. Was den Werth

des Meisterlin'schen Werks als historische Quelle angeht, so ist derselbe nicht sehr erheblich. Doch hat es insofern ein großes historiographisches Interesse, als in ihm zum ersten mal der Versuch gemacht wird, die ereignißreiche Geschichte der merkwürdigen Stadt zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen. Daher hebt Meisterlin mit seiner Erzählung denn auch an von den Kämpfen der Römer in Deutschland und läßt Nürnberg in dieser Zeit entstehen als eine Gründung des Tiberius Nero. In etwas ungleichmäßiger, aber frischer und naiv lebensvoller Weise führt er die Ereignisse von da herab bis auf seine Zeit. Das Ganze ist freilich nur eine Compilation und wird auch vom Verfasser selbst für nichts Größeres ausgegeben. Welche Quellen er dabei außer den von ihm selbst ausdrücklich genannten benutzt hat, ist in der Einleitung von dem mit der speciellern Bearbeitung beauftragten Dr. Kerler scharfsinnig nachgewiesen worden; es geht daraus eine nicht unbedeutende Belesenheit des Autors hervor, wie demselben überhaupt die gelehrte Bildung seiner Zeit nicht fremd gewesen sein kann. Während der erste lateinische Entwurf seines Werks noch sehr ungeschickt und unbeholfen ist, zeigt Meisterlin in der deutschen Chronik sich dem Stoffe bereits ziemlich gewachsen, sodaß er die reiche Fülle der Ereignisse nicht nur wohl zu vereinigen, sondern häufig auch recht anschaulich zu gruppiren weiß. Stellenweise erheben seine Darstellungen sich sogar zu dramatischer Lebendigkeit, wenn dieselbe sich freilich auch mitunter in einer etwas wunderlichen Form äußert. So wird beispielsweise der Aufstand der Zünfte gegen das Regiment der Geschlechter durch die Schilderung eines feierlichen Rathes eingeleitet, welchen die Teufel in der Hölle halten; die Geister des Neides und der Hoffart treten auf und reizen durch kecke Reden die Handwerker zu einem Aufruhr gegen die Patricier, dessen Verlauf dann mit großer Lebendigkeit geschildert wird. In diesem spätern Theil hat Meisterlin's Chronik auch noch bis zu einem gewissen Grade einen selbständigen Werth, da er seiner Zeit schon sehr nahe liegende Ereignisse berichtet. Außerdem enthält der vorliegende Band der Städtechroniken eine kurze lateinische Beschreibung des Einzugs König Sigmund's und der Königin Barbara in Nürnberg (1414), eine Aufzeichnung, offenbar verfaßt, um eine Richtschnur zu haben für die Ceremonien, welche beim Empfange eines zum ersten mal in Nürnberg einreitenden römischen Königs zu beobachten sind. Ganz ähnlichen Inhalts ist das folgende Stück, welches sich auf den feierlichen Einzug Friedrich's III. und die demselben vorausgehenden sehr interessanten Verhandlungen mit der Bürgschaft bezieht. Die letzte Quellenmittheilung dieses Bandes endlich gibt gleichzeitige Aufzeichnungen über die Theilnahme einer Schar Nürnberger an dem 1456 gegen die Türken nach Ungarn unternommenen Kreuzzuge. Wie schon die frühern Bände, so ist auch dieser neueste reichlich ausgestattet mit Beilagen, die zur Erläuterung der darin veröffentlichten Quellen beitragen. Dahin gehören namentlich eine große Anzahl auf Meisterlin und sein Werk bezügliche gleichzeitige Nachrichten und Briefe, eine ausführliche Darstellung des nürnberger Zunftaufruhrs im Jahre 1348, sowie eine Untersuchung über die Sage von Sifrid dem Swepsermann und dessen angeblicher Theilnahme an der Schlacht bei Mühldorf. Außerdem geben die Einleitungen namentlich auch über die bei Constituirung des Textes benutzten Handschriften Auskunft; ein

vom Professor Dr. Lexer bearbeitetes Glossar sorgt dafür, daß die hier zum Theil zum ersten mal erschlossenen Schätze auch gleich für unsere Sprachkenntniß nutzbar gemacht werden.

Bei alledem werden die deutschen Städtechroniken, wie es ja in der Natur eines so sehr umfangreich angelegten Werks liegt, nur allmählich einen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Städte überhaupt gewinnen lassen. Um so erfreulicher ist es, daß gerade gleichzeitig damit ein Unternehmen hervorgetreten ist, das sich von vornherein zum Ziele gesetzt hat, ein Repertorium für die gesammte deutsche Städtegeschichte zu geben. Wir meinen den „Codex juris municipalis Germaniae medii aevi. Regesten und Urkunden zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter. Gesammelt und herausgegeben von Dr. H. G. Gengler, Professor der Rechte zu Erlangen" (Erlangen, Enke), von dem kürzlich das zweite Heft erschien. Dasselbe umfaßt geordnet die Städte „Boppard" bis „Coburg", sodaß nunmehr im ganzen die historisch wichtigen Urkunden von 199 Städten darin verzeichnet sind, zum Theil blos in knapper Regestenform oder mit Anführung der besonders wichtigen Stellen, oder endlich in vollständigem Text: das letztere ist jedoch blos geschehen, wo die betreffenden Actenstücke bisher gar nicht oder nur ganz mangelhaft gedruckt waren. Um von der außerordentlichen Reichhaltigkeit auch dieses Hefts einen Begriff zu geben, genüge hier die Notiz, daß Bremen mit 138, Breslau mit 208, Braunschweig mit 88 Urkunden vertreten ist. Aber nicht nur der unermüdliche Sammelfleiß, auch die kurze, knappe und dennoch klare Form, in welcher der Herausgeber die Fülle der von ihm zusammengetragenen Schätze darbietet, verdient die lebhafteste Anerkennung. Auch schreitet das Werk für eine so umfangreiche Arbeit verhältnißmäßig rasch vor, sodaß wir mit Grund hoffen dürfen, das Ganze in nicht allzu langer Zeit vollständig in Händen zu haben, womit dann für das genauere Studium der deutschen Städtegeschichte ein höchst schätzenswerthes Hülfsmittel gewonnen sein wird. H. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

Februar 1865.

E. C. Wir mögen wol singen und sagen von unserm Deficit! Von Jahr zu Jahr hat das gefräßige Ungeheuer sich unter uns gemästet, von Jahr zu Jahr ist es dicker, größer und gefährlicher geworden. Zwar hat man mit allerhand kleinen Gegenmitteln experimentirt, man hat es mit Anleihebrocken zu ködern, mit Steuererhöhungspillen einzuschläfern, mit Sparkugeln zu tödten gesucht — alles umsonst, es lebt, wächst, dehnt sich, sperrt den Rachen auf und droht uns zu verschlingen. Freilich hat es bei alledem seine verwundbare Stelle, dieselbe ist sogar aller Welt bekannt, gleich als ob ihm ein rothes Kreuzlein darauf genäht wäre, wie einst Frau Chriemhild unvorsichtigerweise ihrem Gatten anheftete; allein so deutlich die

Stelle bezeichnet ist, man wagt doch darauf loszugehen. Ein tüchtiger Abstrich im Militärbudget, daran zweifelt kein Mensch in ganz Oesterreich, würde unsern zerrütteten Finanzzuständen mit Einem male ein Ende machen, aber auch nur er allein; alle andern Mittel sind längst ebenso erschöpft wie der Staatscredit selbst, ja schon erhebt das furchtbare Gespenst des Staatsbankrotts sich aus dem Grabe von 1811 und streckt die dürre Hand nach den Millionen aus, die jetzt noch in den eisernen Kassen der Privatleute verwahrt liegen. In diesem Punkt, wie gesagt, ist alle Welt einig; wen man auch frage, die öffentliche Meinung, die Presse, die Politiker, die verständigen Mitglieder der Regierung, nirgends wird man einem Widerspruche begegnen. Dennoch aber wird das Militärbudget aufrecht erhalten! Denn die kleinen Reducirungen, die man sich allenfalls gefallen lassen will, können nichts nützen; soll das Uebel überhaupt beseitigt werden, so muß es an der Wurzel angefaßt werden und dazu fehlt es ebenso sehr an Muth wie an der Neigung. In Italien soll nicht entwaffnet werden, weil die politischen Verhältnisse es nicht erlauben; die überzähligen Offiziere sollen nicht entlassen, die Verwaltung nicht vereinfacht, die technischen Einrichtungen nicht ökonomischer organisirt werden, weil — ja weil man einfach keine Lust hat, den Urbrei des Schlendrians aufzurühren! Der neue Kriegsminister ist auch kein Degenfeld, sondern ein starrer Soldat, dessen Glaubensbekenntniß sich in dem Spruche: „Pereat constitutio et fiat exercitas", zusammenfaßt. Ganz schön; aber das Heer, dächten wir, ist doch dazu da, den Staat zu beschützen und nicht ihn zu ruiniren. Hr. von Bismarck freilich, der es an gelegentlichen Rathschlägen, wie dem österreichischen Constitutionalismus am besten beizukommen wäre, nicht fehlen läßt, hat gut reden; Preußen hat kein Deficit, sondern im Gegentheil Ueberschüsse, es ist sogar im Stande gewesen, einen Krieg ohne Anleihe zu führen. Dagegen wir in Oesterreich! Eine „budgetlose" Regierung und ein Deficit von 70 Millionen vertragen sich nicht miteinander; das Beispiel des Alliirten an der Spree ist gewiß sehr lockend, allein unsere Mittel erlauben uns nicht, es nachzuahmen, so gern wir es vielleicht auch möchten....

Unserm Abgeordnetenhause darf dabei das Zugeständniß nicht vorenthalten werden, daß der Ernst der Lage ihm nicht entgangen ist und daß es seine Schuldigkeit bisher redlich erfüllt hat. Vielleicht könnte man ihm sogar umgekehrt den Vorwurf machen, daß es in einzelnen Punkten sich etwas übereifrig gezeigt und die Regierung zuweilen nutzlos wegen Kleinigkeiten erbittert hat, die man besser hätte fallen lassen. Im ganzen indessen handelten unsere Volksvertreter bisher ebenso ehrlich wie verständig; auch der ihnen früher — und nicht mit Unrecht — gemachte Vorwurf, daß sie sich zu sehr in Details einlassen und die Budgetdebatte, statt ein regelrechtes parlamentarisches Haupttreffen in großem Maßstabe zu liefern, zu sehr in bloße Plänklergefechte auflösen, scheint diesmal nicht platzgreifen zu sollen. Als das Abgeordnetenhaus nach den Weihnachtsferien zuerst wieder zusammentrat, stellte Graf Brints, ein sehr gemäßigter und in den frühern Sessionen der Regierung ganz ergebener Mann, im Finanzausschusse den Antrag, das ganze Budget, obwol das Haus bereits mit der Berathung desselben beschäftigt war, an die Regierung zurückzuweisen, um die endliche Beseitigung des Deficits anzubahnen. Das Ministerium erklärte

sich nach langer Berathung mit dem Vorschlag, der in den Abgeordnetenkreisen trotz seiner in der parlamentarischen Geschichte fast unerhörten Kühnheit allgemeine Billigung fand, ebenfalls einverstanden und die Verhandlungen begannen. Die Regierung forderte ein zweijähriges Budget und die Ermächtigung zu beliebigen Revirements; der Finanzausschuß dagegen wollte diese Forderungen nur unter der Bedingung zugestehen, daß die Ziffer des eigentlichen, des „Gebarungs"-Deficits, angegeben würde. Darüber kam es im Finanzausschuß zu stürmischen Auftritten, die Minister verweigerten hartnäckig jede numerische Angabe — sollten die Excellenzen sich vielleicht selbst über die Höhe des Deficits nicht ganz klar sein? — und die Verhandlung ward abgebrochen. Jetzt dauert die Detailberathung fort, kleine Posten werden gestrichen, während die großen erst beim Militärbudget an die Reihe kommen werden. Wie viel das Abgeordnetenhaus hier streichen wird, weiß man allerdings, in wieweit dagegen die Regierung zustimmen wird, darüber schwebt noch ein geheimnißvolles Dunkel, ebenso wie über den mannichfachen Gerüchten, die von einer Beendigung des Conflicts durch eine Vertagung — andere sagen Auflösung des Hauses — wissen wollen. Letzteres wäre freilich das Bequemste und auch der Verfassung oder doch wenigstens ihrem Buchstaben geschähe kein Leid, wenn die Volksvertreter nach Hause wanderten und die Regierung ein Jahr um das andere ohne deren Beihülfe munter fortwirthschaftete. Unsere Februarverfassung enthält nämlich einen vortrefflichen Paragraphen, den berühmten Paragraph 13, in dessen Stilisirung der Redacteur der Urkunde, der verstorbene Oberlandesgerichtsrath Perthaler, ein wahres Meisterstück von Schlauigkeit geliefert hat. Dieser ausgezeichnete Paragraph berechtigt die Regierung, „Maßregeln aller Art zu ergreifen, die ihr gut scheinen, während der Abwesenheit der Reichsvertretung". Die Regierung braucht also blos für die Abwesenheit der Abgeordneten zu sorgen, das übrige macht sich von selbst. Sind die beiden Häuser des Reichsraths nicht versammelt, kann die Regierung mit dem Paragraph 13 in der Hand machen, was sie will; mit dem Paragraph 13 läßt sich die ganze Verfassung paralysiren, ohne daß auch nur ein Buchstabe derselben verletzt würde. Treffend hat Ryger unlängst die elastische Bedeutung dieses Paragraphen bezeichnet; „gilt", fragte er den Staatsminister, „Paragraph 13 auch bei Nacht?" Denn nachts ist die Volksvertretung nicht versammelt und so kann, dank dem wunderthätigen Paragraph 13, von dem Moment an, wo abends das letzte Mitglied des Finanzausschusses das Sitzungslocal verläßt, bis zur Eröffnung der Plenarsitzung am nächsten Morgen die Regierung thun, was ihr beliebt! Das wäre denn noch ein gut Stück bequemer als die berühmte preußische „Lücke", der Uebelstand liegt, wie ich schon vorhin andeutete, bei uns nur darin, daß wir keinen preußischen Staatsschatz zur Aushülfe haben und darum kann auch keine Verfassungslücke die Lücke ersetzen, die in dem Seckel des Hrn. von Plener ist....

Aber lassen wir die politische Komödie und flüchten wir uns auf das trockene Land der Theaterneuigkeiten. Im Burgtheater nahm am letzten Januar Fichtner seinen Abschied vom Publikum, das ihm seit 40 Jahren eine Achtung und Anhänglichkeit erwiesen hat wie keinem andern Schauspieler. Wol ist vorübergehend mit der Neumann und später mit der Goß-

mann größerer Schwindel getrieben worden, die aufrichtige und unveränderte Liebe der Wiener dagegen hat niemand in dem Grade besessen wie Fichtner. Er war der vollendete Repräsentant des vornehmen, leutseligen und galanten Oesterreichers aus der guten alten Zeit, in dem ein Stück von dem französischen gentilhomme des ancien régime steckte; die Grazie der Frivolität hatte in ihm ihre feinste und liebenswürdigste Verkörperung erlangt. Ein solcher Schauspieler kann natürlich nicht ersetzt werden, so wenig wie die Zeit je wiederkehrt, die sich in ihm widerspiegelte, und so wird auch Hr. Sonnenthal, der nach Fichtner's Abgang in sein Fach eingerückt ist, wol darauf verzichten müssen, die Beliebtheit seines Vorgängers zu erreichen. Aber auch noch in andern Beziehungen gehörte Fichtner einer Zeit an, die immer mehr verschwindet; in seinen Privatverhältnissen wohlgeordnet, häuslich, bescheiden, von angenehmen Manieren, dabei volle 40 Jahre ein und derselben Bühne angehörig, die er sogar zu Gastspielen nur höchst selten verließ, stand er im schärfsten Gegensatz zu dem wiener Wandervirtuosenthum, in das unsere heutigen großen Talente fast ohne Ausnahme hineingerathen sind, und wahrlich nicht zu ihrem Vortheil. Es ist charakteristisch für Fichtner, daß, als er vor einigen Jahren zum ersten mal nach Berlin ging, er sich gleich einem Anfänger Empfehlungsschreiben von hiesigen Redacteuren ausbat, weil man ihn, wie er bemerkte, „in Berlin doch zu wenig kenne". Desto besser kannte, desto inniger liebte und schätzte man ihn hier, und so war sein letztes Auftreten denn von Ovationen begleitet, wie sie selbst in unserer theaterlustigen und theatereifrigen Stadt kaum jemals vorgekommen sind. Fichtner selbst hielt dabei eine Rede, in welcher er sich direct an den im Theater anwesenden Kaiser wandte: eine Kühnheit, die den hier üblichen strengen Traditionen zwar bedeutend zuwiderlief, jedoch an entscheidender Stelle gut aufgenommen worden sein soll. Auch ein kaiserlich königlicher Orden wurde Fichtner zutheil; er ist der zweite Schauspieler, dem diese Auszeichnung widerfahren, der erste war Anschütz.

Am meisten verliert durch Fichtner's Scheiden unstreitig Bauernfeld, der ihm ein herzliches und herzlich schlechtes Gedicht mit auf den Weg in den Pensionsstand gab. Die Lustspiele Bauernfeld's wurden hauptsächlich von Fichtner getragen, die meisten seiner Liebhaberrollen waren eigens für ihn geschrieben. Zwar neue Stücke vom Werthe der frühern wird Bauernfeld kaum mehr schaffen, er hat viel Schönes und Werthvolles geliefert, allein wie gegen den Tod, so ist auch gegen das Alter kein Kraut gewachsen und auch Bauernfeld's Productionen merkt man es nachgerade an, daß die Zeit der Jugend — er ist 1804 geboren, steht also im Anfang der Sechziger — vorüber. Das Burgtheater brachte kürzlich zwei neue einactige Stückchen aus seiner Feder: „Frauenfreundschaft" und „Excellenz". Das erstere, in der Form an die frühern Arbeiten des Dichters erinnernd, empfiehlt sich durch Lebhaftigkeit und Frische des Dialogs; was dagegen das eigentliche Thema des Stücks anbetrifft — nämlich daß die zärtlichsten Freundinnen aufhören, Freundinnen zu sein, sobald sie Nebenbuhlerinnen in der Liebe werden — so ist dasselbe doch etwas gar zu verbraucht, und vermochte daher auch das Ganze keine rechte Wirkung hervorzubringen. Größern Effect erzielte das zweite Stückchen „Excellenz", zum Theil freilich durch Motive, die stark ans Possenhafte streifen und daher im Lustspiel wol so

eigentlich nicht platzgreifen sollten. Einigermaßen verwundert war man über gewisse boshafte Bemerkungen, die der Verfasser darin über constitutionelle Regierungsformen und ihre Gebrechen äußert. Mit Unrecht, wie uns dünkt; daß es überhaupt keine alleinseligmachende Staatsform gibt und daß auch der Constitutionalismus, wie jedes menschliche Thun und Treiben, seine schwachen Seiten hat, das wissen wir Oesterreicher trotz unserer parlamentarischen Jugend so gut wie z. B. die Engländer, und auch unsern Dichtern muß dies auszusprechen erlaubt sein. Vielleicht hat Bauernfeld in dem in Rede stehenden Stück sich dieses Rechts mit einer gewissen Einseitigkeit bedient, aber ihn deshalb eines Abfalls von seiner liberalen Vergangenheit beschuldigen, wie hier und da versucht wird, scheint mir sehr thöricht; Bauernfeld ist kein Reactionär, nur ein verdrießlicher alter Herr, mit dessen gelegentlichen Launen wir um so mehr Nachsicht haben sollten, als uns allen ja, früher oder später, dasselbe Schicksal bevorsteht....

Gleichzeitig mit den beiden Bauernfeld'schen Novitäten ging das von König Ludwig I. von Baiern aus dem Spanischen des Don Manuel Juan Diana übersetzte Lustspiel „Recept gegen Schwiegermütter" in Scene, und zwar dank der trefflichen Darstellung unter großem Beifall. Das Carltheater hatte zwar, wie schon öfters, so auch diesmal dem Kunstinstitut am Michaelerplatz den Vorsprung abgewonnen und das spanische Stückchen in einer andern Bearbeitung gegeben, doch konnten die Mimen des Carltheaters sich mit den Künstlern der Burg nicht messen, obgleich in der Reihe der erstern Hr. Ascher mitspielte, der große Ascher, der mit einem Bein im Carltheater und mit dem andern in der „Neuen Freien Presse" steht, wo er als Junius novus Theaterepisteln schreibt. Auf Grund dieser journalistischen Thätigkeit, die wir als eine allzu große Freundlichkeit der betreffenden Redaction betrachten, beabsichtigt Hr. Ascher jetzt Mitglied unsers Schriftstellervereins „Concordia" zu werden, stößt dabei jedoch, wie der Ausfall der letzten Generalversammlung gezeigt hat, auf große Schwierigkeiten. In der That steht zu befürchten, daß, sollte Hr. Ascher seinen Zweck wirklich erreichen, sich, gestützt auf diesen Vorgang, sofort ein ganzes Dutzend Vorstadtkomödianten, die zugleich „Volksdichter" sind, zur Aufnahme melden wird, und dabei dürfte es denn doch schwer fallen, den bisherigen Charakter der „Concordia" als einer wesentlich literarischen Genossenschaft aufrecht zu erhalten. In unserer Hofoper haben wir etwas erlebt, was sonst nur alle Schaltjahre vorzukommen pflegt, nämlich die Aufführung einer neuen Oper. Sie heißt „Concini"; der Componist, Thomas Löwe, ist ein ganz junger Mann, einer hiesigen geachteten Familie angehörig und reich an guten und vermögenden Freunden. Letzterer Umstand fällt ins Gewicht, da Director Salvi für unsere jungen wiener Componisten sonst nichts weniger als zugänglich zu sein pflegt, und auch der Erfolg der Oper selbst wäre wol schwerlich so glänzend ausgefallen, wie in der That geschehen ist, hätten die einflußreichen guten Freunde des jugendlichen Maestro nicht so wacker mitgeholfen. Daß es demselben an Talent fehlt, soll damit nicht gesagt sein, wohl aber ist es noch unentwickelt und bedarf noch angestrengten Fleißes und gewissenhafter Läuterung, um die Lorbern zu rechtfertigen, welche ihm durch die Gunst der Verhältnisse so vorzeitig entgegengebracht worden sind. Vorläufig steht der „Concini" noch auf dem Niveau der „Rheinnixen",

nur daß Offenbach denn doch eine ganz andere Vergangenheit hinter sich hat und daher auch auf eine viel größere Nachsicht des Publikums Anspruch machen darf als Hr. Thomas Löwe. Nichtsdestoweniger haben auch die beiden neuesten Operetten des beliebten Maestro, die kürzlich im Carltheater gegeben wurden: „Der Regimentszauberer“ und „Hanni weint, Hansi lacht“ nur mäßigen Beifall gefunden. Die „Schöne Helene“ desselben Componisten, die in diesem Augenblick in Paris so großes Furore macht, hat Director Strampfer für das Theater an der Wien acquirirt. Ebendaselbst neigt das Gastspiel des Hrn. Dawison, das von ungewöhnlich langer Dauer war, sich seinem Ende entgegen. Besonders lebhaften Beifall erntete er in zwei Holtei'schen Rollen, nämlich als Hans Jürge und als Heinrich in „Lorbeerbaum und Bettelstab“, ein Triumph, den wir nicht dem Künstler, sondern noch weit mehr dem greisen Dichter gönnen. Noch steht Franz Moor und Richard III. in Aussicht; schade nur, daß Dawison nicht die ganzen Stücke allein geben kann....

Im übrigen tobt und lärmt die Carnevalslust bei uns noch wie nie; man klagt so viel über die schlechten Zeiten, in unsern Ballsälen ist jedoch nichts davon zu merken. Namentlich haben die Maskenbälle, mit denen es schon einigermaßen abwärts ging, neuerdings einen wahrhaft beispiellosen Aufschwung genommen; überall wogt und tobt das bunte Treiben, der Dianasaal, der Sophiensaal, der Sperl, das Gebäude der Gartenbaugesellschaft, die „Drei Engel“, das Theater an der Wien, das neue Schwender'sche Etablissement, das Colosseum, alle stehen der Maskenlust weit geöffnet, überall flirrt und schwirrt, scherzt und kost die fröhliche Menge! Nur der Narrenabend des Männergesangvereins, der vielberühmte, ist diesmal verunglückt. Die Polizei, die an dem ungebundenen Treiben der letzten Jahre denn doch nachgerade Anstand genommen, hatte „Garantien“ gefordert und der Vorstand glaubte dieselben nicht besser geben zu können, als indem er Damen einlud. Allein der Humor, wie wir ihn bisher an dieser Stelle gewohnt waren, verträgt die Anwesenheit der Damen nicht; es war eine durchweg anständige und loyale Gesellschaft; kaum eine einzige politische Anspielung störte ihre idyllische Ruhe — aber auch wie witzlos, wie langweilig!

Aus Frankfurt a. M.

Ende Februar 1865.

EVII. Gäbe es auch viel Neues in Frankfurt, man würde es nicht sehen bei der kimmerischen Finsterniß, die unsere Gaslampen verbreiten. Namentlich bei Wintertag verwandelt unsere Straßenbeleuchtung die Stadt schon um 4 Uhr in ein wahres Chaos, durch welches der einzelne seinen Weg mit Vorsicht und Stock sucht, wie Goethe's Maulthier im Nebel. Glauben Sie nur nicht, daß diese Schwärzung des Daseins blos in der Großen Eschenheimergasse stattfände, sie glänzt in ihrer Ebenholzfarbe durch die ganze Zeil, wo die meisten Gaslaternen und die meisten Ladenlampen brennen. Wenn im London eine Gasflamme gleich zwölf Walrathskerzen leuchtet, so kommt ein frankfurter Brenner sicherlich nicht höher als sechs Talgkerzen, und oftmals fühle ich mich in die vorgasige Zeit meiner ersten

dunstigen Jugend zurückversetzt und singe stolpernd in der Finsterniß: „O selig, o selig, ein Kind wieder sein."

Um so wohlthätiger wirkt unter solchen Umständen eine concentrirte Leuchtkraft, die sich mit Sauerstoff gattet. In derselben Eschenheimergasse, welche den Bundestag beherbergt, wohnt auch der Buchdrucker Adelmann, bei welchem der letzte sächsische Maigefangene soeben ein Buch hat drucken lassen, das den Titel führt: „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim." (In Commission bei Jäger.) August Röckel lebt bekanntlich seit seiner Entlassung aus der Lebenslänglichkeit hier in Frankfurt, wo er das Parteiblatt der Mehrheit des Gesetzgebenden Körpers, „Die Reform", redigirt. Wir alle kennen seine politischen Ansichten, seinen gemüthvollen Radicalismus, seine humanistische Energie und Opferfähigkeit; was er daher von „Sachsens Erhebung" sagt, ist noch ganz im Geiste des Jahres 1848, an dem eine dreizehnjährige Gefangenschaft nicht das Mindeste geändert oder abgeblaßt hat. Neuer aber und im höchsten Grade beachtenswerth muß seine Schilderung des Schlosses von Waldheim genannt werden; der conservativste Bürger kann sich Belehrung aus seiner Kritik der Strafe und des herrschenden Strafsystems holen. Diese Kritik bezieht sich freilich direct nur auf Waldheim, sie greift aber in der That weiter und trifft zu einem guten Theile auch die andern deutschen Zuchthäuser. Röckel scheint nicht zu wissen, daß z. B. viele politische Gefangene in der preußischen Rheinprovinz nach Werden a. d. Ruhr gebracht wurden, wo eine ähnliche Behandlungsweise stattfand; daß zu Bruchsal in Baden gar manche der Aufständischen von 1849 ohne Ansehen der Person und des Bildungsgrades bis zum Jahre 1860 geschmachtet haben.

Ganz allgemein gesprochen, gehören politisch Verurtheilte unter keinen Umständen ins Zuchthaus, sie sind keine Verbrecher im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sie sind unterliegende Feinde und hier gilt der Satz der Klugheit: „Was du nicht willst, daß dir geschieht &c." Jede andere Maxime ist nur ein Ausfluß der Rache und die Rache schlägt, namentlich in politischen Dingen, ihren eigenen Herrn. Das System der Vergeltung und Wiedervergeltung heißt in der Geschichte Guelfen und Ghibellinen, darunter versinkt ein Volk auf Jahrhunderte.

Der Zuchthäusling tritt aus der Gesellschaft, aus dem Leben, ja aus der Menschheit heraus, der Musikdirector Röckel heißt „du" und wird „Nr. 91"; jeder Sträfling wird als Feind der Menschheit behandelt, mit Argusaugen gehütet und von der äußersten Härte getroffen, wenn er irgendetwas Menschliches, einen Willen, ein Widerstreben, eine Eigenthümlichkeit an den Tag legt. Sonderbar und doch natürlich, der aus der Reihe der Lebenden Gestrichene, der mit der härtesten Strafe Belegte wird in diesem Reiche der Schatten noch einmal und zwar ganz empfindlich, wir auf der Oberwelt würden sagen barbarisch, abgestraft. In Waldheim gibt es einen Strafcodex, der 13 Kapitel zählt, welche in aufsteigender Ordnung also aufeinander folgen: Kostentziehung, einfacher Arrest, strenger Arrest, Dunkelarrest, hartes Lager, Krankenkost dritter Klasse, Springer, Krummschließen, Klotztragen, Lattenarrest, Ruthenstreiche, Stockhiebe, Kantschu. Krankenkost dritter Klasse bedeutet täglich 6 Loth Semmel, in drei Mahlzeiten vertheilt;

die Folge ist jahrelanger Heißhunger, oft Tod. Lattenstehen ist beim Militär abgekommen, die Sträflinge müssen noch daran glauben; in dünnem Gewande, ohne Ledersohlen, stehen und lehnen sie sich auf spitze Holzdreiecke, deren Kanten sie förmlich rädern. Es kommen Verurtheilungen bis zu zehn Tagen vor. Beim Krummschließen wird die rechte Hand an den linken Fuß geschnürt und der Delinquent in einen engen Käfig gesperrt. Der Holzklotz wird an einer Kette geschleift, beim Gehen aber getragen. Der Springer bedeutet das Zusammenschließen der Füße, sodaß nur kleine Schritte erlaubt sind, dafern der Unglückliche nicht springen will. Die Ruthen sind für Frauen, der Stock und der Kantschu für Männer.

Röckel glaubt sagen zu können, daß bei einer Bevölkerung von 800—1000 Personen in Waldheim jährlich 20—25000 Ruthen- und Stockhiebe ausgetheilt wurden, daß von 100—150 Frauen 60—70 diese Strafart erfuhren, während in England auf 19000 Gefangene im Jahre 1857 nur 257 Männer körperlich gezüchtigt wurden, niemals aber ein Weib diese äußerste Entehrung der für ehrlos Erklärten zu erleiden hatte. Jeder Rückfällige, dem das Zuchthaus zum zweiten mal den Mutterschos öffnet, wird mit 60 Hieben „Zum Willkomm" empfangen.

Unter ein solches Régime versetzte man im Jahre 1849 nicht mehr als 250 politische Gefangene, von denen 25 zum Tode verurtheilt gewesen; 24 von den letztern liegen auf dem Friedhofe zu Waldheim, der fünfundzwanzigste ist einzig übriggeblieben, um der Homer des Zuchthauses zu werden. Unter dem Director H. erlangte die Sterblichkeit sämmtlicher Sträflinge in der theuern Zeit 1855/56 die schaudererregende Höhe von 9—10 Procent!

Keine Bemühung, diesen Mann von seinem Posten zu entfernen, wollte fruchten; die maßgebende Persönlichkeit in Dresden antwortete unerschütterlich: „H. bleibt!"

Unerschütterlich sind auch die Gesetze in diesem Bereich der Schatten: eine Prügelexecution droht den Tod herbeizuführen; Krankenkost dritter Klasse, die 6 Loth Semmel, wird angewandt; der Todtkranke fleht den Arzt um Hülfe, um Einsicht an; vergebens, der Director hat unbeschränkte Macht und der Doctor erklärt: Erst wenn ein Gefangener nachweisbar infolge der Strafe das Leben eingebüßt habe, könne der Arzt sich im Wege der Vorstellung an das Ministerium wenden!!

Wie leicht es ist, die schrankenlose Disciplinargewalt des Directors auf sich herabzurufen, davon erzählt Röckel zwei Beispiele. Ein Aufseher bemerkt einem gewöhnlichen Sträfling mit Hinweisung auf ein Gartenthor: „Da sieh' mal, wie die Wachen die Thür verschmiert haben!" Der Angeredete erwidert: „Nu, sie haben ja sonst nichts zu thun!" Ein Soldat hört das und denuncirt. Der Aufseher erhält einen derben Verweis, der Sträfling aber 20 Nächte hartes Lager auf der Diele, Kostentziehung, Lohnverminderung und Versetzung in die zweite Klasse, welch letzterer Umstand ihn auf zeitlebens, nach der Entlassung, unter die Aufsicht einer hohen Polizei stellt.

Der zweite Fall betrifft den Verfasser selbst. Kein Sträfling darf reden, ohne sich die Erlaubniß erwirkt zu haben, keiner darf lachen, ja nur lächeln, bei Strafe; auf dem Spaziergang unter keiner Bedingung stehen bleiben.

Den letztgenannten Fehler ließ sich Röckel zu Schulden kommen. Die Schildwache ruft ihm barsch zu: „Was hast du da zu stehen, Nr. 91, pack dich weiter!“ Worauf Röckel erwidert: „Das genirt Sie aber doch gar nicht.“ Nr. 91 wird denuncirt, der Director findet, daß eigentlich Stockhiebe verwirkt seien, „begnadigt“ aber den schon einmal zu Lebenslänglichkeit Begnadigten zu achttägigem strengen Dunkelarrest, Versetzung aus der ersten in die dritte Klasse, Entziehung der Abendsuppe auf vier Wochen, der selbstbeschafften Extravictualien auf mehrere Monate.

Fürwahr, die jüngst wieder aufgelebte Discussion über Aufhebung der Todesstrafe ist eine große und heilige Angelegenheit; aber fürwahr auch, unser ganzes Strafsystem, nicht blos dessen äußerste Spitze, bedarf der gründlichsten Reform. Selbstverständlich erscheint, daß politische Feinde, welche das Unglück hatten besiegt zu werden, so nicht behandelt werden dürfen, ohne daß die Menschlichkeit in uns aufschreit; aber noch mehr, kein Wesen unserer Gattung, solange es auch nur die äußern Merkmale derselben an sich trägt, kann in gebildeten Staaten also misachtet und mishandelt werden, ohne daß im Falle der Lebenslänglichkeit die sich schützende Gesellschaft sich beschimpfe, und ohne daß, im Falle der Gefangenschaft auf Zeit, das Gefängniß selbst zur Brutstätte der Entsittlichung und des Verbrechens werde. Wir unsererseits klagen hier weit weniger etliche leitende Persönlichkeiten, als die Fahrlässigkeit und Roheit der Gesellschaft selbst an. Ein politischer Gefangener mußte erst für seine Strafgenossen das Wort erheben.

N o t i z.

Am 25. Februar ist zu Dresden Otto Ludwig, einer der originellsten und begabtesten unter den neuern Dichtern — wir erinnern nur an seine Novellendichtungen „Zwischen Himmel und Erde“, „Thüringer Naturen“ und an die Dramen „Der Erbförster“, „Die Makkabäer“, „Agnes Bernauer“ — vieljährigen körperlichen Leiden erlegen. Im Jahre 1815 zu Eisfeld in Thüringen geboren, lebte er seit 1845 abwechselnd in Meißen, Eisfeld und Dresden. An dem überaus würdigen Zuge zur letzten Ruhestätte nahmen die Mitglieder der königlichen Bühne, der Künstlerverein und der Literarische Verein, dem sich die von auswärts gekommenen Schriftsteller Berthold Auerbach und Gustav Freytag anschlossen, in zahlreicher Vertretung theil. Am Grabe sprachen Robert Waldmüller (E. Düboc) und Moritz Heydrich herzliche und tiefempfundene Worte.

Bei einer solchen ☞ noch unerreichten Niedrigkeit des Preises ist die Ausstattung eine so würdige und gefällige, wie man sie bisher nur an Pracht-Ausgaben gewohnt war. — Das Abonnement erstreckt sich auf **Serien** von je 50 Lieferungen. Jede Serie schliesst mit vollständigen Werken ab.

Erschienen:

1. Band, *Shakespeare's* **Macbeth**, deutsch von W. Jordan.
2. „ *Tegnér's* **Frithjofs-Sage**, deutsch von H. Viehoff.
3. „ *Shakespeare's* **Hamlet**, deutsch von L. Seeger.
4. „ *Töpffer's* **Rosa und Gertrud**, deutsch von K. Eitner.

Unter der Presse:

5. Band, *Shakespeare's* **Romeo und Julie**, deutsch von W. Jordan.
6. „ *Dante's* **Göttliche Komödie.** I. Die Hölle, deutsch von K. Eitner.
7. „ *Björnson*, **Novellen**, deutsch von Edm. Lobedanz.
8. „ *Dante's* **Göttliche Komödie.** II. Das Fegfeuer, deutsch von K. Eitner.
9. Band, *Byron*, **Dichtungen**, deutsch von W. Schäffer.
10. „ *Shakespeare's* **König Lear**, deutsch von W. Jordan.
11. „ *Dante's* **Göttliche Komödie.** III. Das Paradies, deutsch von K. Eitner.
12. „ *Burns'* **Gedichte**, deutsch von K. Bartsch.

Hildburghausen, Februar 1865.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 10.** 9. März 1865.

Der Shakspeareverein in Dresden.

Von

Robert Waldmüller.

Die Sage erzählt vom Helden Dietrich, so oft er zornig geworden sei, habe seine ganze Rüstung zu glühen begonnen. Wenn man die harten Urtheile vernimmt, welche seit Jahrzehnten über die Zustände unserer deutschen Bühne gefällt werden, so sollte man glauben, das kritische Rüstzeug des ganzen Publikums sei endlich bis zur Glut erhitzt und die allseitige Entrüstung müsse in irgendeiner großen reformatorischen That ihren Gipfelpunkt finden. Entrüstung! Wie kommen wir Deutschen nur dazu, gerade den Seelenzustand, welcher jeder heißblütigern Nation die Streitaxt erst recht fühlbar in die Hand zu drücken pflegt, mit einem Worte zu bezeichnen, das ein Waffenniederlegen andeuten zu wollen scheint? Oder ist es in Wirklichkeit unserer Natur so recht eigentlich entsprechend, beim ersten Auflodern unsers Zorns die Waffen beiseite zu werfen, um nun erst in besonnenem Nachdenken zu erwägen, ob wir nicht in Gefahr waren, einer bloßen Wallung zu gehorchen?

Fast sollte man diese Auslegung für die richtige halten, wenn man den unlängst in Dresden gescheiterten Versuch, von allen Enden Deutsch-

lands die Freunde der Bühnenreform einmal zu einer gemeinsamen Berathung zu versammeln, mit jenem allgemeinen Nothschrei über Bühnen- und Kunstverfall zusammenhält. Wir sagen gescheitert: denn die Generalversammlung des Shakspearevereins ist weder von Wien, noch von München, Karlsruhe, Stuttgart, Frankfurt, Hannover, Bremen, Hamburg und ähnlichen Orten beschickt worden. Sie hat sich durch diese lässige Appellfolge genöthigt gesehen, diese erste Zusammenkunft zu einer Art Vorversammlung für eine spätere Generalversammlung herabzudrücken und durch einstweilige Ernennung einer Anzahl von Commissionen auch solche Persönlichkeiten wenigstens nachträglich heranzuziehen, deren Bedeutung für die Bühne sie bei solchem Vorhaben nicht wohl entbehrlich erscheinen läßt. Diese Commissionen haben sich nach eigener Wahl durch Fachkundige zu verstärken, sodaß es zum Theil von ihrer Thätigkeit abhängen wird, das bisjetzt noch lockere Netz nach allen Seiten hin durch neue Maschen zu vervollständigen. Die Obliegenheiten dieser Commissionen bestehen ihrem Wesentlichen nach a) in Vorschlägen und Vereinbarungen mit den Bühnen wegen allgemeiner Einführung der Tantième für dramatische Dichter und Tonsetzer; b) desgleichen wegen Anbahnung eines allgemeinen Theatergesetzes; c) desgleichen wegen Gründung eines Vereinsorgans zu nachdrücklicher Förderung der Bühnenreform.

Wenn diese Anfänge nicht wohl anders als bescheiden genannt werden dürfen, so wird man, um billig zu sein, doch die Stellung eines solchen erst im Entstehen begriffenen Vereins näher in Betracht ziehen müssen, ehe man ihm Zumuthungen größerer Art stellt. Fast jeder unserer gewiegtern Kunstkritiker hat sich über den Verfall unserer Bühnenzustände mehr als einmal mit unzweideutigster Bestimmtheit ausgesprochen. Diejenigen dramatischen Dichter, welche nicht auf den Namen Routinier, oder, wie Alexandre Dumas sich unlängst ausdrückte: Vulgarisateur, Anspruch haben, welche bei den gegenwärtigen Zuständen also mit ihrem Streben für die Bühne nicht zu eingreifender Thätigkeit gelangen können, haben dem berechtigten Unmuth darüber oft und wiederholt Ausdruck gegeben. Der Bühnenverein selbst endlich, also jener Verband von Hoftheaterintendanten und andern hervorragendern Bühnenleitern, welche ebenfalls die Verbesserung der deutschen Bühnenzustände als ihre Parole gelten lassen, ist schon vor fast zehn Jahren durch die Logik der Thatsachen zu einem Reformversuche gedrängt worden, der als Entwurf zu einem allgemeinen Theatergesetze die Theilnahme aller Regierungen für diesen Gegenstand aufzurufen bestimmt war.

Drei wichtige Factoren hatten sich mithin längst bündig dahin erklärt, daß Wandel geschafft werden müsse. Es versteht sich, daß auch die Schauspieler ihrer Mehrheit nach, wenn auch mit den Bühnenleitern

zwar sonst nicht gar oft einverstanden, über den Einen Punkt: daß nämlich der gegenwärtige Zustand nicht löblich sei, vollkommen derselben Meinung sind. Das wäre also ein vierter Factor, der, sollte man denken, eine Reform zu fördern bereit wäre.

Die Gründer des Shakspearevereins haben demnach wol einige Ursache gehabt, indem sie mit einer Selbstbesteuerung an Geld und Zeit den Reigen eröffneten, auf zahlreiche Beistimmung zu rechnen. Wahrscheinlich ist ihnen aber bei der Formulirung ihres Planes doch etwas Menschliches begegnet, und das war, sollten wir denken, die Voranstellung der Tantièmenfrage. Wie! haben die Herren Aesthetiker gerufen, eine Bühnenreform soll mit einer Budgetreform der Theaterdichter anfangen? Sind die guten Leute denn unersättlich? Kaum ist der Schillerverein im Gange und theilt seine Wohlthaten an große und kleine Verseschmiede aus, und schon soll eine neue Versorgungsanstalt für diese Herren geschaffen werden? Und solch ein Verein fodert noch zwei Thaler Jahresbeitrag? *) Abgelehnt und fortgeschwiegen!

Wie? rufen die Herren vom Bühnenverein, unser Theatergesetzwurf mit seinen Paragraphen gegen Tivolitheater und contractbrüchige Primadonnen nicht an der Spitze aller denkbaren Bühnenreform? Zu dem Lästigen, das wir gern los wären, noch das Lästigere, das sich wenigstens die große Mehrzahl von uns bisjetzt glücklich vom Leibe hielt! Keinerlei Zuschüsse von den Stadtbehörden, keine Theatermiethfreiheit, nichts, das uns zugute kommt? und wir sollen schon für eine Tantième agitiren? Abgelehnt und todtgeschwiegen!

Aber wie? declamiren die Herren Tragöden, kein Wort gegen die Speculationspächter, gegen die hofmännischen Intendanten, gegen unsere schlimmsten Plagen, die Alleswisser, die Theatersecretäre, die mit ihrer bureaukratischen Fingerfertigkeit Gottvater selbst beim Schöpfungswerk zu ersetzen im Stande gewesen wären und die den Hauch der echten Kunst doch so völlig aus unserer Berufswelt verscheucht haben! Also ein rein literarisches Interesse, noch dazu mit einem stumpfen Hiebe nach dem Virtuosenthum, wol gar mit einer Parade gegen das Gastspiel, unsern einzigen Verjüngungsbrunnen? Abgelehnt und todtgeschwiegen.

Und wie? rufen zuletzt nun auch gar die Herren Dichter! sollen wir vor aller Augen aus unserer Wolke herabsteigen und von dem schnöden Mammon reden? Es ist wahr, manche von uns, die jetzt an eine milde

*) §. 3. Die Mitgliedschaft wird durch dem Vorstand zu gebende Erklärung des Beitritts und Zahlung eines Jahresbeitrags von zwei Thalern erworben. (Beiträge sind an Advocat Judeich in Dresden zu senden.)

Stiftung appelliren müssen, könnten in Ansehen und Ehren von den Früchten ihrer Thätigkeit zehren, hätte man die Theater beizeiten zu einer auch nur mäßigen Tantième bewogen; es ist wahr, die traurigen Seiten des ganzen Versorgungs- und Unterstützungswesens können nur dann gemildert werden, wenn man dem Pauperismus der Dichterwelt durch den Rechtsschutz des Dichters die Wege verlegt; es ist wahr, vor sechs Jahren hat der Bühnenverein uns zur Wahrnehmung unserer eigenen Interessen ihm gegenüber selbst aufgefordert, er ist bereit, wenn wir uns für die Abstellung der ihm am nächsten bekannten Specialübel mit interessiren wollen, sein Verhältniß zu den geistigen Bühnenversorgern auf bessere Unterlage zu stellen, wir können ihn beim Worte halten ... Aber, aber ... da wird dann jener die erste Geige spielen wollen, der doch noch kaum zu den Mittelmäßigkeiten zählt; da wird man diesen hier beweihräuchern, der, wo immer eine Spindel in Bewegung kommt, mit dem Werg seines Cliquenwesens bei der Hand ist; da gerathen wir wol gar in die Gefahr, unsern französischen Herren Collegen nachzuäffen — nein, lassen wir, wie es beim Nachdruck geschehen ist, die Buchhändler oder die Theateragenten, oder wer sonst den Geldfragen näher steht, für die schriftstellerischen Interessen ins Feuer gehen; uns steht das nicht zu, unsere Sphäre muß eine idealere bleiben! Abgelehnt und todtgeschwiegen!

Wenn dies so etwa die Gründe sein mögen, warum die Mehrzahl der offenkundigen Bühnenreformfreunde sich dem Versuche einer gemeinsamen Agitation — bisjetzt wenigstens — verschlossen hat, so ist auf der andern Seite bei fast allen Unterzeichnern des ersten Programmcirculars ohne Zweifel die Voranstellung der Tantièmefrage einfach deshalb wenig verfänglich erschienen, weil ihr eigenes pecuniäres Interesse kaum mit dabei betheiligt war. Mit Ausnahme von einem oder zweien der Mitbegründer des Vereins hat keiner von ihnen einen denkbaren Vortheil davon zu gewärtigen, wenn die Tantième allgemein eingeführt wird. Diese ihre Stellung konnte ihnen wol als geeignet erscheinen, auch andere in diesem Betreff gleich unabhängig Gestellte zu gemeinsamer Arbeit aufzurufen, und jenen ersten Schritt zur wirklichen Forderung der Tantième zu gestatten, jenen Schritt, der von den dabei zunächst Betheiligten aus lobens- oder tadelnswerther Delicatesse bisher unterblieben war. Der Zeit- und Strebungsgenosse Ludwig Tieck's, der ehrwürdige Graf Wolfgang von Baudissin, hatte sich mit an die Spitze gestellt. Der frühere Mitarbeiter an dem Immermann'schen Bühnenversuche in Düsseldorf, Kapellmeister Rietz, war dem Begründungscomité gewonnen worden, obschon gerade das dresdner Hoftheater, an dem er bekanntlich Reissiger gefolgt ist, sich bisjetzt der Tantièmeforderung noch feindlich zeigt. Professor Hettner, schon als Literar-

und Kunsthistoriker ein wünschenswerther Vertreter beider hier wesentlich mit in Frage kommenden Gebiete, als Director der königlichen Antikensammlung ohnehin aber noch die Eigenschaft und das Gewicht eines hochgestellten Beamten seiner Betheiligung an dieser Reformdemonstration hinzubringend; Karl Banck endlich, als Kritiker eines officiellen Journals wol vor allem berufen, das Maßhalten in der Opposition gegen Bestehendes zu repräsentiren und dadurch der Tantièmeforderung auch in den Augen der Bedächtigsten eine wohlüberlegte Basis zu geben — es wären wol in der That kaum Persönlichkeiten zu finden gewesen, welche den uninteressirten Standpunkt des Vereins in ein helleres Licht hätten stellen können.

Dennoch zeigt die wenig ermuthigende Flauheit, welche den ersten Kundgebungen des Reformvereins begegnet ist, daß etwas Verkehrtes darin lag, so viele widerstrebende Interessen zu gemeinsamer Thätigkeit verbinden zu wollen. Sei der Jahresbeitrag ein noch so geringer — der internationale Verein für sociale Wissenschaften fordert jährlich 50 Frs. und gedeiht dabei trotz seines fast ungreifbar flüssigen Programms — immer beginnt er mit einer Besteuerung streitender Parteien. Die Erfahrung lehrt aber, daß Mittlerrollen, selbst wenn sie den Parteien keinerlei Kosten verursachen, die undankbarsten aller Rollen sind, und daß es uns weit weniger Verdruß erregt, wenn uns ein Advocat im Verfechten unsers vermeintlich gekränkten Rechts den letzten Thaler aus dem Beutel schwatzt, als wenn wir bei einem Vergleich noch die Procedur des Vergleichens bezahlen sollen. Nun ist die Forderung der Tantième zwar gleich in der ersten Einladung mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen worden, daß der Verein in diesem Punkte sich offenkundig, wenn nicht als Partei, so doch als unbeirrbarer Sachwalter einer solchen, hingestellt hat, und daß er, seitens der dramatischen Schriftsteller wenigstens, wol auf bedingungslose Unterstützung dieser seiner Forderung zu hoffen Ursache hatte. Die weitere Einmischung der allgemeinen Interessen gab dem Vereinsprogramm aber das Ansehen, als wolle es jenen Parteistandpunkt wieder verwischen; es verminderte die Klarheit der Adresse, an welche es sich richtete, rief eine unabsehbare Masse von Interessen mit auf den Kampfplatz und rechtfertigte solcherart in gewissem Sinne sogar den Vorwurf, daß auch dieses scheinbar so praktische Wollen sich nach deutschem Brauche nicht ohne das Nothboot eines idealen Entdeckungsstrebens auf die hohe See hinausgetraut habe. Diese Verallgemeinerung der Aufgabe war dann begreiflicherweise ein erwünschter Vorwand, selbst für gar viele Nahbetheiligte, den Nachbar mit seiner Beitrittserklärung vorangehen zu lassen, und da der Nachbar sich auf gleiche Weise auch erst wieder nach einem Vorgänger umsah, so ging es dem Verein bei seiner ersten Generalversammlung wie dem Pegasus

auf dem Jahrmarkt: dem einen wäre es lieber gewesen, wenn er nur Flügel, dem andern, wenn er nur Beine und Hufe gehabt hätte.

Nun, diesen ursprünglichen Irrthum in der Formulirung der Vereinszwecke einzuräumen, sind die Stifter des Vereins ohne Zweifel vor allen andern bereit. Schon vor dem Zusammentreten der Versammlung hat die erste Fassung der Statuten eine entsprechende Aenderung erfahren; der Paragraph 1, welcher von den Zwecken des Vereins handelt, präcisirt demzufolge seine Aufgabe wie folgt: a) Die Production dichterischer und musikalischer Bühnenwerke zu heben und zu fördern; b) dahin zu wirken, daß das Theater seine Bestimmung als Kunstanstalt erfülle.

Die Tantième ist, wie man sieht, wol noch Mittel, aber nicht mehr vornehmlicher Ausgangspunkt des Vereins. Als derjenige Gegenstand, über welchen, den Bühnenleitern gegenüber, so ziemliche Einstimmigkeit herrscht, hat die zu seiner Bearbeitung niedergesetzte Commission (Baron von Putlitz, Hofrath Pabst, Otto Banck, Feodor Wehl, Kapellmeister Rietz) sich zwar sofort mittels des Vorstands mit den Bühnenleitern in Unterhandlung zu setzen, während die Arbeiten der übrigen Commissionen sich mehr dem Vorlagenmaterial der nächsten Generalversammlung widmen. Von irgendeinem Vortrittsrecht ist aber nicht mehr die Rede, und damit öffnen sich in dem Shakspeareverein die Schranken für das Auskämpfen aller Meinungsverschiedenheiten über das, was unserer Bühne wieder aufhelfen kann.

Man sage nicht, über diese Frage ist alle Welt längst Einer Meinung. Dem Anschein nach, ja, wir haben das schon selber nachzuweisen versucht. In Wirklichkeit aber nicht im mindesten. Sobald man der Frage ernstlich auf den Leib rückt, gewahrt man, daß weder ein festes Programm für das zu Erstrebende vorhanden ist, noch daß sich überhaupt, ohne eine allseitige Beleuchtung der vielen Kreuz- und Querpfade dieses großen Irrgartens, praktische Mittel zur Abhülfe nicht wohl angeben lassen. Unsere Kunstkritiker, unsere Aesthetiker, unsere Literarhistoriker gehen fast sämmtlich anderm Wilde nach. Unsere Nationalökonomen haben die mannichfach auf ihr Gebiet übergreifenden Streifzüge des nirgends stellbaren Vogels kaum bisher beachtet. Die Staatsökonomie, die Statistik bleiben uns die unentbehrlichsten Antworten schuldig, und selbst der einzige Geschichtschreiber, den dies buntscheckige Geschöpf bis heute fand, verhüllt auf halbem Wege sein Haupt in undurchdringliche Schleier; der letzte Band von Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ bleibt, wie es heißt, bis zu dem Tode des Verfassers versiegelt.

Dabei ist durch ein weitverbreitetes Misverständniß ein Fundamentalsatz, der schon einmal auf kurze Zeit zu Gunsten der Bühne

Gesetzeskraft erhalten hatte, den gegenwärtigen Leuten der Bewegung und ihrem ganzen Anhange im höchsten Grade bedenklich geworden. Und dennoch wird man, auf welchem politischen Standpunkte man immer stehen möge, auch ihrer thätigen Mithülfe nicht wohl entrathen wollen. Es war bekanntlich kein geringerer als Wilhelm von Humboldt — zur Zeit der großen Stein'schen Reformen — durch den jener Satz zu praktischer Verwerthung gelangte. Humboldt wollte die Bühne, nach Lessing's und Schiller's Definition ihrer vornehmsten Aufgabe, zu einer „moralischen Anstalt", zu einem „der vornehmsten Erziehungsinstitute" der Nation erheben; demgemäß wurde die ganze Nation verpflichtet erklärt, für ihren würdigen Bestand einzutreten. Wie wir uns besteuern lassen, um ein Heer in Waffen zu halten, das dem Feinde die Achtung vor unsern Landesmarken abzwingen soll; wie wir zum Kirchenbau, zum Schulbau, zur Verschönerung unserer Städte, zur Reinigung unserer Straßenatmosphäre, wie wir zu allen jenen Maßnahmen beisteuern, deren Verabsäumung die gesunde Entwickelung unserer Cultur bedrohen würde, so, war die Meinung, sollten wir auch jenes anmuthigste Lehr- und Bildungsmittel, die Bühne, zu einem Hege- und Pflegegegenstand aller erheben. Sie wurde also den Händen der Speculanten entzogen; sie wurde gleicherweise von den privaten Beziehungen losgelöst, in welche fürstliche Munificenz sie, bald zu ihrem Vortheil, bald zu ihrem Schaden, verstrickt hatte; das ganze Land hatte für diese seine Erholungs- und Veredlungsanstalt den Unterhalt aufzubringen, und das Ministerium des öffentlichen Unterrichts überwachte ihr Gedeihen.

Allein ebenso bekannt ist auch, daß die Reformen jener großen Zeit, ohne welche auch die Befreiungskriege unmöglich gewesen wären, nur sehr unvollständig zur Ausführung gelangten und auch die Humboldt'sche Bühnengesetzgebung blieb ein todtes Stück Papier. Die Bühne, eben erst ihrem hohen Berufe zurückgegeben, erhielt von neuem die Freimarke zum Feilhaben des Gemeinen und des Unsittlichen; durch das Rescript vom 27. Oct. 1810 ward sie der Polizeiverwaltung überwiesen und ihre Aufgabe ausdrücklich in den zweideutigen Worten unterschrieben: „Anstalt zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen."

Es ist nicht unsere Absicht, weder diese noch irgendeine andere Seite der Theaterfrage hier eingehender zu verfolgen. Wir wollen nur daran erinnern, daß wenn diese ganze Frage jemals wieder auf den Punkt gelangen soll, auf welchem Wilhelm von Humboldt, der Freund Goethe's und Schiller's, sie im Stiche lassen mußte, die öffentliche Meinung noch erst einen sehr erheblichen Denkproceß durchzumachen hat, bevor sie jener Humboldt'schen Forderung zustimmen kann. Staatszuschüsse? Staatsüberwachung? Stehen wir nicht wieder, wird man

sagen, vor einer Maßnahme, welche die Macht der Regierung verstärkt und der Vielregiererei neuen Vorschub leistet? Ist das nicht auf einem andern Gebiete der nämliche Principienstreit, in welchem Lassalle unlängst gegen Schulze-Delitzsch in der Minorität blieb? Freilich nennen wir diese Vermengung von Dingen der Industrie und der Cultur ein Misverständniß: aber ist die öffentliche Meinung, wenn sie irrt, darum weniger öffentliche Meinung? Und haben wir vor Jahren in ähnlicher Weise das geistige Eigenthum mit dem Patentwesen und dem Musterschutz auf der nämlichen Tagesordnung stehen sehen? Der Zug unserer Zeit nach Entfesselung den Gewerbe hat sich nicht minder bereits gegen das Concessioniren von Theatern und andern Kunstanstalten zu wenden begonnen. Und alledem gegenüber ist, wie man weiß, noch kaum ein Versuch gemacht worden, die feine Grenzlinie festzustellen zwischen dem, was wir gegen unsere bösen Neigungen auch künftig zu schützen, und hinwieder, was wir für unsere guten Neigungen aus dem Zwing und Bann alter Privilegien zu erlösen und nutzbar zu machen haben; gleichsam zwischen dem Walde, der unsere Hütten gegen Norden deckt, und in dem wir denn doch wol nicht den ersten den besten nach dem Grundsatze der Gewerbefreiheit wirthschaften lassen dürfen, und hinwieder dem fischreichen Meere, das dem Fleiße aller übergenug zu schaffen gibt, und an dessen Unerschöpflichkeit sich alle sättigen mögen, soviel ihrer die Arme rühren wollen.

Das sind bloße Streiflichter in das Dunkel, welches noch erst zu lichten ist. Es können aber eben die Schwierigkeiten, welche selbst nur auf dem Gebiete des Gedankens hier noch zu lösen sind, nicht hoch genug angeschlagen werden. Ueberall fehlen noch die Wegweiser, und wo solche früher von vereinzelten Pfadspürern aufgerichtet worden sind, da hat die wetterwendige Zeit ihre Richtung längst verschoben und sie deuten nicht mehr, wohin sie deuten sollen.

Steht es aber in Wahrheit so und nicht anders, da mag denn doch jeder, dem die Hebung und Veredlung unserer Nation nicht gleichgültig ist, sich der gemeinsamen Arbeit gesellen und nicht erst achselzuckend abwarten, wie die Sache ohne ihn in Gang kommen wird. Wir hören und sehen es mit Augen, daß eben derjenige Kunstzweig verwildert, für welchen Schiller mit seinem Herzblut eintrat, dem Goethe seine besten Mannesjahre widmete, von dessen ungeheuerer Bedeutung Lessing bis zu seinem letzten Athemzuge Zeugniß ablegte. Hüten wir uns, daß wir nicht dem König in der nordischen Sage gleichen, welcher den riesenstarken Wieland, als er ihn gefangen und an der Ferse gelähmt hatte, achtlos seinem Schicksal überließ. Der Verabsäumte war in der That zu nichts mehr nutze. Aber schaden konnte er noch immer, und siehe da, die Söhne des Königs büßten es mit ihrem Leben, die Töchter mit ihrer Ehre.

Dante Alighieri.

Zur sechshundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters.

Von

Wilhelm Girschner.

II.

Mitten in dem ruhelosen Treiben, in dem Wechsel von Glück und Elend, zwischen Gram und Hoffnung, ließ Dante nicht ab von der großen Aufgabe seines Lebens: sein Vaterland zu retten. Von Rom flüchtete er über Siena nach Arezzo, wo die Trümmer der Weißen sich unter dem Grafen Alessandro von Romena gesammelt hatten und Plane zum Anschluß an die Ghibellinen zum Kampfe mit den Schwarzen machten. Dante gehörte zum Kriegsrath Alessandro's und ward mit einer Gesandtschaft nach Verona zum Fürsten Bartolomeo della Scala geschickt, dem Feinde adelicher Parteiung, unsterblich durch die Tragödie von Romeo und Julie, der zum Bundesgenossen gewonnen wurde und Dante freundlich aufnahm.

Indessen wurde das Heer der Weißen im März 1303 bei Monte Accenico gänzlich geschlagen und zum großen Theil vernichtet. Nicht lange weilte Dante in der „sanften Ebene" der Lombardei, im Jahre 1304 rief ihn die Sache der Weißen nach Toscana zurück. Bonifaz VIII. war im Wahnsinn gestorben, sein Nachfolger, der mildgesinnte Benedict XI., war den Ghibellinen und Weißen zugethan. Er hatte versucht, zwischen den toscanischen Parteien Freundschaft zu stiften, aber umsonst; da entschlossen sich die Weißen, eine That zu wagen und mit bewaffneter Hand in die Vaterstadt einzudringen. Zwölf Räthe hatten sie gewählt, ihre Angelegenheiten zu leiten; Dante saß unter ihnen. Er allein warnte vor der Ausführung jenes Beschlusses, während alle andern für den Angriff auf Florenz waren. Der Versuch misglückte, schon halb gelungen, durch Feigheit und Uneinigkeit. „Ihre Schläfe nur, nicht seine ward geröthet." Unwillig sagte sich Dante von seinen Genossen los und begann wieder sein Wanderleben, seine Zwecke in der Fremde zu verfolgen. Wo er fortan geweilt, darüber schweigt die Geschichte; aber sicher ist, daß er bald hier, bald dort in Italien war. In Schlössern und Städten, in wildromantisch gelegenen Klöstern finden sich seine Spuren, halb erloschene Unterschriften auf vergilbten Urkunden, oder ein in eine Mauer, in die Felswand einer Grotte gemeißeltes „Hic fuit Dantes" oder „Hic Dantes carmina scripsit". Jede Landschaft wollte später von dem Saume des Mantels dieses großen, einzigen Menschen berührt sein. Im Jahre 1309 finden wir ihn in Lucca bei dem Grafen Guido

Salvatico, wo er sein „Convito" (Gastmahl) vollendete, einen in der Volkssprache geschriebenen Commentar zu 14 seiner Canzonen, ein interessantes Denkmal seines Wollens und Wissens. Weit kam er in der Welt umher; wie Boccaz in einem Gedichte an Petrarca behauptet, hätte er sogar die Britannier am Ende der Welt gesehen. Das Zeugniß wissenschaftlicher Forschung nennt auch Paris, damals die Hauptstätte der Theologie, das Schlachtfeld der Scholastik, wohin er zwischen 1308 und 1310 sich begab. Hier lieferte er eine Probe seines Wissens und seiner Redekunst in einer theologischen Disputation „De quodlibet", worin er zur Bewunderung aller Umstehenden 14 Fragen von verschiedenen ansehnlichen Gelehrten und über verschiedene Gegenstände mit ihren Gründen für und wider auf der Stelle und ohne alle Unterbrechung scharfsinnig löste, ja er wäre, wie Bischof Giovanni da Seravalle berichtet, damals Baccalaureus und Doctor der Theologie geworden, hätte er das nöthige Geld dazu auftreiben können. Auch riefen ihn die geschichtlichen Ereignisse wieder in sein Vaterland zurück.

Noch einmal nämlich tauchte die Idee des römischen Kaiserthums vor dessen gänzlichem Untergange, wie ein Licht im Erlöschen, in all ihrer Schärfe und Einseitigkeit auf und warf den irrenden Dichter aufs neue in die politische Bewegung, zugleich ihm die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat erweckend. Getragen von einem phantastisch ritterlichen Helden, der ganz wie Dante von dem Gedanken an die Allmacht eines römischen Imperators beseelt und durchdrungen war, erschien der kaiserliche Adler wieder in Italien. Heinrich VII., Nachfolger des 1308 ermordeten Königs Albrecht I., ein Idealist durch und durch, groß im Wollen, klein im Handeln, meinte allein mit dem Glauben an die Göttlichkeit seiner Mission die Welt erobern und unter den Fittichen des wunderbar heiligen Vogels dem zerrissenen Italien den langersehnten Frieden geben zu können. Wie die Sonne über den Horizont sich erhebt, so leuchtete, als er die Apenninen herabstieg, die Hoffnung einer bessern Zeit für Italien auf, man meinte nun, die alten Zwistigkeiten würden auf immer beigelegt sein, und eine Stadt der Lombardei nach der andern öffnete ihm ihre Thore. Auch Dante, an der Spitze der wahren Patrioten stehend, deren Herzen mit Sehnsucht dem neuen Kaiser entgegenschlugen, eilte ihm 1310 entgegen und huldigte zu seinen Füßen. Gleich dem Johannes Baptista ebnete er dem „Heilbringer" den Weg und sandte mächtig aufregende Flugblätter an die Fürsten und Völker der Halbinsel. Wie im althebräischen Prophetenstile redete er darin zu ihren Herzen; zugleich zeigte er, der die Kaiseridee bei alledem klarer, methodischer und nüchterner als Heinrich selbst auffaßte, diesem die Mittel, die ihn einzig zum Ziele führen konnten. „Trockne, o schönste der Jungfrauen", heißt es, „trockne deine Thränen und lege die Miene der Traurigkeit ab: denn

Er ist da, der fromme Arrigo, der zweite Moses, welcher sein Volk frei machen wird vom Druck der Aegypter .... Bereitet eure Mienen zum Bekenntniß der Unterwürfigkeit und stimmet an den Psalter der Reue. Bedenket, wer der Gewalt widersteht, widersteht der Ordnung Gottes; und wer gegen Gottes Ordnung streitet, der leckt wider den Stachel, und das ist ein hartes und gefährliches Thun. Aber ihr, die ihr als Unterdrückte jammert, erhebet euren Muth, denn nahe ist euch das Heil. Verzeihet jetzt und vergeßt, ihr Theuren, die Ungerechtigkeit, die ihr mit mir erduldet habt. Erwachet alle und geht eurem Könige entgegen, ihr Bewohner Italiens ... Er ist der, den zu ehren Petrus, der Stellvertreter Gottes, uns ermahnt, den Clemens, der Nachfolger des Petrus, mit dem Lichte seines apostolischen Segens erleuchtet, damit, wo der geistige Strahl nicht hinreicht, der Glanz des kleinern Lichtes genüge."

Aber die Kaiseridee war abgelebt und ließ sich mit der neuen Zeit, deren treibendes Princip die Idee der Nationalität war, welche die der Einheit des Menschengeschlechts in Staat und Kirche verdrängt hatte, nicht vereinigen. Heinrich VII. selbst war, wie schon angedeutet, ein unpolitischer Schwärmer, gänzlich verblendet von der Idee des Kaiserthums, berauscht von seinen anfänglichen Erfolgen, bethört von fanatischem Glauben an seine Mission. Eine Bundesgenossenschaft schien ihm für seinen göttlichen Beruf verächtlich, während doch in Italien in der That nur eine Partei mit Hülfe der andern zu bekämpfen war. Die Rathschläge der Patrioten, vor allem die guelfische Partei niederzuwerfen, scheiterten; keine Vorstellung der Einsichtigern seiner Freunde war im Stande, dem Kaiser über die Winkelzüge des Papstes und dessen guelfischer Partei die Augen zu öffnen. Während er zögernd in der Lombardei verweilte, welche Zeit seine Feinde zur Sammlung neuer Kräfte trefflich zu benutzen verstanden, ging Dante, der zu eben jenen Freunden und Patrioten gehörte, im Jahre 1311 ihm voraus, auf Toscana zu, wobei er wenige Meilen von Florenz im obern Arnothale von den Grafen von Porziano, die ihn, den Feind der mächtigen Stadt, nicht durch ihr Gebiet durften ziehen lassen, einige Wochen lang in einem Thurme in Haft gehalten ward. Hier schrieb er dem Kaiser, in zorniger Erbitterung darüber, daß der, „den die ganze Welt erwarte", in einem so kleinen Winkel der Erde sich so lange zurückhalten lasse, jenen berühmten Mahnbrief vom 18. April 1311, worin er ihm feurig zuredet, die Lombardei zu verlassen und gerade auf Florenz loszugehen, nicht aber zu meinen, als ob durch Abhauen der Köpfe die verderbliche Hydra vernichtet werden könnte, nicht bei dem Abschneiden der Zweige sich aufzuhalten, sondern die Wurzel auszurotten: — nämlich Florenz, die Anstifterin des Aufruhrs, wie einen andern Goliath durch Kraft und Klugheit niederzuwerfen.

Infolge dieser Aufforderung erneuerte Florenz Dante's Verbannung

im Jahre 1311 und schloß ihn von dem Gesetze aus, das den meisten Verwiesenen die Heimkehr gestattete. Der Römerzug Heinrich's aber, welcher Dante's Vorstellungen kein Gehör gab, ward durch sein mitleiderregendes Ende zur geschichtlichen Tragödie, und so wurde Dante vollends jede Hoffnung abgeschnitten, seine Vaterstadt wieder betreten zu können. Als der Kaiser ein Jahr darauf, jedenfalls viel zu spät, vor den Thoren von Florenz erschien, nachdem er sich in Rom vom Papste hatte die Kaiserkrone aufsetzen lassen, vermochte sein durch Kampf und Krankheit bedeutend zusammengeschmolzenes Heer gegen die Uebermacht der durch Zuzüge aus den guelfischen Städten verstärkten Florentiner nichts auszurichten. Darüber brach das Herz des ohnedies schon fieberkranken Kaisers. Was half es ihm, daß er sich jetzt nach Sammlung neuer Streitkräfte öffentlich an die Spitze der Ghibellinen stellte? Er starb am 23. August 1313 zu Buonconvento, wo das Heer seine Leiche am Ufer des Ombrone verbrannte; mit ihm war die Hoffnung der Ghibellinen und der letzte Traum des römischen Kaiserthums auf immer ins Grab gesunken.

Für Dante gab es, nachdem auch diese seine letzte Hoffnung dahingegangen, hinfort keine Ruhestatt mehr, bis er den Weg in die Ewigkeit vollendet hatte, „der letzte Heilige zu den Heiligen". In Lucca, das von Uguccione della Faggiuola, in welchem jetzt die noch keineswegs beseitigte ghibellinische Partei ein neues Haupt gefunden, unterworfen worden, eröffnete sich ihm bei diesem eine dauernde Zuflucht. Hier stand er mit einer edeln Dame Namens Gentuca, die auch in der „Göttlichen Komödie" vorkommt, in einem platonischen Liebesverhältniß. Vielleicht hätte ihm jetzt Florenz die Rückkehr gestattet: allein besorgt wegen der Erfolge, welche die Unternehmungen der Ghibellinen unter ihrem neuen Parteiführer errangen, wiederholte es die Verbannungsurtheile gegen die Verbannten und auch gegen Dante im October 1315. Am längsten verweilte Dante in Ravenna, es war gleichsam seine neue Heimat, wohin er sich von allen Zügen immer wieder zurückwandte. Dort bereitete ihm Guido von Polenta, ein vornehmer, feingebildeter Mann, der Neffe der berühmten, von Dante selbst gefeierten Francesca von Rimini, eine gastfreie Aufnahme. Hierher ließ er auch seine Kinder kommen, die mit der Mutter bei seiner Verbannung in Florenz zurückgeblieben waren: einen Sohn Jacopo und eine Tochter, die Nonne in Ravenna ward, — der älteste Sohn Pietro hatte ihn in die Verbannung begleitet. In dieser Abgeschiedenheit beschäftigte er sich viel mit italienischer Sprache und Literatur und bildete Schüler heran. Auch für seine politischen Zwecke ließ er die Feder nicht ruhen. Während Heinrich's Römerzuge hatte er ein Werk „De monarchia" geschrieben, worin er seine Ansichten über die Herstellung, Macht und Vollkommenheit des römischen Kaiserthums darlegte und

Heinrich den Weg dazu zeigte. Dieses Buch ließ der Cardinallegat Bertrando di Poggeto verbrennen, derselbe, welcher später Dante's Gebeine als die eines Ketzers ebenfalls dem Feuertode überliefern wollte. In Lucca verfaßte er ein Buch über die italienische Volkssprache, und im Jahre 1315 erschien von ihm ein politisches Flugblatt, worin er nach dem Tode Clemens' V. die Knechtschaft und Entartung der Kirche unter dem französischen Druck in Avignon schilderte und die Rückkehr des Papstes nach Rom forderte. Allein sein Mahnruf war vergeblich, es wurde ein französischer Papst gewählt. Daneben her ging das Schaffen an seinem großen Gedichte, welches die ganze Zeit seiner Verbannung ausfüllte. Schon frühzeitig, noch in Florenz, hatte er dazu den Plan gefaßt, aber es ward erst in der Verbannung gedichtet, und es zum Abschluß zu bringen, wurde ihm erst in der Ruhe zu Ravenna, kurz vor seinem Tode, möglich. Es ist ein Gesang langer Mühen und Jahre, der ihn, wie er selbst sagt, „mager gemacht". Hunger, Frost und Wachen, gesteht er beim Anruf an die Musen im Eingange des „Paradies", habe er um der „Göttlichen Komödie" willen erduldet. Auf sein Gedicht gründete er die Hoffnung, die Heimat wiederzugewinnen, die Poesie, schmeichelte er sich, werde die Grausamkeit besiegen, die ihn ausschließe vom süßen Stall, wo er als Lamm geschlafen, und mit anderer Stirn und anderm Haare werde er als Dichter wiederkehren und am Borne, wo er getauft, den Lorberkranz empfangen. Armer Dante, auch diese Hoffnung sollte unerfüllt bleiben!

Zwar als Uguccione, jenes Haupt der Ghibellinen, 1316 seine Macht verloren, boten die Florentiner Dante die Rückkehr in seine Vaterstadt, allein unter schimpflichen Bedingungen; er solle im Tempel von San-Giovanni sein Unrecht bekennen und eine Summe Geldes zahlen. Dante, durchaus kein Mann von mildem, nachgebendem Charakter, im Gegentheil eine harte, ausschließliche Natur, wies dies Anerbieten ab und schrieb zurück: „Fern sei's von einem Manne, der Gerechtigkeit predigt, Geld denen zu zahlen, die ihm unrecht gethan; fern sei von einem Manne, der sich der Philosophie ergeben, die feige Demuth irdisch gesinnter Herzen, daß er sich wie ein Schmachbedeckter zur Buße stelle. Ich kehre mit Ehren heim oder nie! Kann ich das Licht der Sonne und der Gestirne nicht überall erblicken? Auch Brot wird mir nicht mangeln." — Von Ravenna besuchte Dante bald nah, bald entfernt wohnende Freunde. So verweilte er in der Trevisaner Mark bei Gherardo da Camino, in Aquileja, wo er mit seiner lieblichen Tochter Gaja bei dem Patriarchen Pagano della Torre wohnte, in den Schluchten der Julischen Alpen. Am Fuße des steilen Catria in den Apenninen liegt noch der Felsblock, von Pinien umrauscht, auf dem er gesessen. In den Hallen des einsamen Klosters Santa-Croce de Corvo, das sich auf der Spitze des

Berges erhebt, schritt er oft gedankenvoll, vergrämt, in sich gekehrt einher; auf die wiederholte Frage des Priors, was er suche, soll er geantwortet haben: „Den Frieden.“ Dieser Friede, ein innerer, der nicht von dieser Welt ist, von dem er aber hienieden schon kostete, ist das Ziel und die Frucht seines frühen Suchens und seines langen Schmerzes; gegenüber der Unruhe seines äußern Daseins und den vergeblichen Versuchen, in der Weltweisheit sein Verlangen nach diesem Frieden zu stillen, drückt er das Thema seines Gedichts und die Errungenschaft seines Lebens aus. Er erleichterte ihm sein Exil und gab ihm die Kraft, ein Riesenwerk des Geistes zu vollenden. Auch den Frieden diesseits sollte er bald finden.

Seit 1316 verweilte er, weil er es gerathener fand, nach abgewiesener Rückkehr Toscana zu verlassen, einige Jahre in Verona bei dem Heldenjüngling Can Grande della Scala, der Hoffnung der Ghibellinen, den sie 1318 zu ihrem Haupte wählten — ein freigebiger Herr, der allen Verbannten seiner Partei seinen Palast öffnete. Dante, den er vor allen an seinem Hofe ehrte und auszeichnete, weihte ihm eine große Verehrung und widmete ihm, die Wohlthat erwidernd, sein „Paradies“, worin er ihm im 17. Gesange ein dauerndes Denkmal gesetzt. Kriegerische Ereignisse rissen ihn indessen aus dem friedlichen Leben in Verona bald wieder heraus, und nach manchen Wanderungen, von denen uns die Geschichte nichts Gewisses meldet, fand er endlich wieder in Ravenna bei Guido von Polenta im Jahre 1320 seine letzte Zuflucht. Im Verkehre mit diesem edelsinnigen Fürsten, mit gelehrten Freunden und seinem Sohne Pietro, in der Ruhe eines behaglichen äußern Daseins fand die müde Seele des gealterten Dichters das ersehnte irdische Ziel. Gebeugt und müde, oft getäuscht im Leben, wendete sich sein Geist von allem Irdischen ab; auf Erden war ja alles aus für ihn, die Ghibellinenpartei hatte auf immer verspielt, die Kaiserhoffnungen waren zu Grabe getragen und so schaute er in die ewige Glückseligkeit empor „wie ein Adler in die Sonne“. Diese Seelenstimmung athmet in den letzten Gesängen der „Göttlichen Komödie,“ die er jetzt vollendete. Sie waren sein Schwanengesang; am 14. Sept. 1321, am Tage der Kreuzerhöhung, vollendete er, erst 56 Jahre alt, seine mühe- und dornenvolle irdische Laufbahn. Seine Söhne Jacopo und Pietro und einige Freunde aus Florenz standen um den Sterbenden. Seine Leiche ward, mit Lorber bekränzt, von den angesehensten Bürgern Ravennas nach der Hauptkirche getragen und, nachdem der Fürst Guido Novello dem Dahingeschiedenen selbst die Leichenrede gehalten, daselbst beigesetzt. Der Podesta Venedigs, Bernardo Bembo, ließ später eine Bildsäule auf dem Sarkophag errichten. „Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris“ (Hier hat Dante den Weg beschlossen, vertrieben von heimischer Stätte) lautet der

vorletzte Vers seiner Grabschrift. Hier steht sein Grab bis auf diesen Tag, das in der gegenwärtigen Gestalt vom Jahre 1780 herrührt.

Seine Vaterstadt Florenz, durch seinen Tod versöhnt, errichtete um 1373 in ihrer Mitte einen Lehrstuhl zur Erklärung der „Göttlichen Komödie," der zuerst dem Boccaccio anvertraut ward. Mehrmals begehrten die Florentiner die Gebeine ihres großen Mitbürgers, um sie unter einem großartigen Monument zu bergen — im Jahre 1396 und 1429 — und auch der Papst Leo X. verlangte sie 1519, und auch jetzt auf Anlaß des nahen Jubiläums hat sich dieses Verlangen kundgegeben. Allein Ravenna will sie nicht ausliefern und in der That hat diese Stadt ein besseres Anrecht darauf als Florenz, das seinen großen Sohn verstieß; sie weiß, was sie daran besitzt und wie Reisende versichern, ist noch heute auch der schlichteste Bürger stolz auf solch ein Grab. Es ist ein Zeichen edler Pietät der Bewohner von Ravenna für den großen Dichter, daß sie der Prinzessin Pia von Italien zu ihrer Vermählung mit dem Könige von Portugal (den 27. Sept. 1862) als edelste Gabe eine Nachbildung jenes Grabmals widmeten.

Wie uns die Bildnisse Dante's Porträt zeigen und Boccaccio ihn schildert, hatte er ein längliches Gesicht mit melancholischen Zügen, eine Adlernase, starke Backenknochen und eine vorstehende Unterlippe. Alle Bildnisse aus früherer Zeit sind nach einer im Besitz der gräflichen Familie Torrigiani in Florenz befindlichen Gipsbüste gefertigt, die nach einer Todtenmaske geformt sein soll. Sie zeigen alle ein ältliches Haupt mit den melancholischen Zügen ohne Bart, während Dante im Leben einen Bart trug, wie auch aus einer Stelle im „Purgatorium" (XXXIII, 68 ff.) hervorgeht:

Und da sie mit dem Bart das Antlitz meinte,
Erkannt' ich wol das Gift in ihrer Seele.

Dieser Bart mochte denn wol zur Herstellung der Todtenmaske entfernt sein. Seit dem Jahre 1840 jedoch, wo man ein zweites Originalbild Dante's von der Hand des berühmten Giotto im Palaste des Podesta zu Florenz entdeckt hat, ist ein anderes danach gefertigtes Bildniß gangbar geworden. Es stellt Dante in noch jugendlichem Alter dar, mit einem Buche in der Linken und einem Zweige mit Blättern, Blüten und Früchten von der Magnolia in der Linken. Mit traurig ernstem Gesichte, den Blick mehr nach innen gewandt, schaut er aus, als suche er den Retter Italiens, dem sein Lied voranwandelt. Ein Facsimile desselben befindet sich im königlichen Kupferstichcabinet zu Berlin; auch sind vom Originale unzählige Photographien verbreitet worden.

Dante war ein ernster, fester, wenig nachgiebiger Charakter. Besonders seit seiner Verbannung war sein Auftreten stolz und herb, ganz

im Feuer des Hasses gehärtet; das Lächeln der bittersten Verachtung schwebte auf seiner vorspringenden Lippe, in allen seinen Zügen prägte sich der Schmerz aus. Als er einst durch das Thor von Verona an zwei Frauen vorüberging, rief die eine:

„Sieh' da, da geht der Mann, der zur Hölle steigt, wenn er will!“

„Wahrhaftig,“ erwiderte die andere, „verbrannt genug sieht er aus; wie schwarz und kraus Haar und Bart!“

Wie als Mensch, so ist Dante auch als Dichter eine eigenthümlich großartige Erscheinung. Es gilt von ihm, was Novalis von Heinrich von Osterdingen sagt, „daß ihm alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht“. Aber er war mehr als blos Dichter; charaktervoll verknüpften sich in ihm verschiedenartige, scheinbar entgegengesetzte Kräfte des Geistes, was eben seine Größe ausmacht. Er ist nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph, Politiker und Theolog. Neben der poetischen Anschauung, der plastischen Gestaltung geht die Kraft der Dialektik, die Meisterschaft in der damaligen Scholastik. Als Philosoph hat er die Tiefen von Natur und Geschichte, als Theolog die göttlichen Dinge und Urgründe des Daseins erforscht; die reale wie die ideale Welt hat er mit gleicher Hingebung erfaßt, ihnen stets ein von den Aufgaben der Menschheit erregtes Herz voll Freude oder Trauer, voll Liebe oder Zorn und Haß entgegenbringend. In dieser Eigenschaft hält er seinerzeit zur Selbsterkenntniß und Läuterung einen politischen wie religiösen Spiegel vor, und wird so vom Philosophen und Theologen zum Historiker und Politiker, zum Reformator, ein Name, der jetzt erst in der nationalen Frage Italiens zur Geltung kommt und in der kirchlichen noch kommen wird. Alle diese Eigenschaften aber sind eingeschlossen und gehen auf in seinem Dichterberuf. Den Dichter kann er nirgends verleugnen, selbst in der Prosa nicht; aus einem unerschöpften Born quellen ihm die poetischen Bilder hervor, aber wie sehr sie sich auch häufen, unsere Phantasie folgt ihnen gern, sie werden nie lästig und beschwerlich, weil alle von dem Gedanken tief durchdrungen sind und des Dichters Phantasie selbst im höchsten Rausche der Begeisterung sich niemals zum Abenteuerlichen und Abstrusen verirrt, sondern stets von der Besonnenheit begleitet wird. Dazu gesellt sich eine bewundernswerthe Herrschaft über die Sprache. Für den Ausdruck jeder Stimmung trifft er den rechten Ton, und in der schwierigen Form der drei Reime bewegt er sich mit einer solchen Freiheit und Natürlichkeit, daß er mit Recht von sich selbst bezeugen konnte, niemals habe der Reim ihn dazu gebracht, etwas anderes zu sagen, als was er habe sagen wollen.

Eine Eigenthümlichkeit der Dante'schen Dichtungen ist neben ihrem religiösen Charakter, dem theologischen Gehalt und dem ethischen Zweck

der Besserung — was namentlich von der „Göttlichen Komödie" gilt — eine allegorische Mystik, das Bekleiden abstracter Begriffe mit Personen, mit denen er zuweilen Unterredungen hält, als ob sie Sinn und Verstand hätten, und welche sprechen, als wenn es wirkliche Menschen und Wesen wären. So treten nicht nur die vier Cardinal- und die drei theologischen Tugenden, sondern auch öfter Land und Städte auf. Diese Eigenheit bewies er schon in seinen ersten Sonetten. Ueberhaupt ist Dante's Dichten kein naives, absichtsloses, wie es die Dichter des classischen Alterthums kennzeichnet, sondern ein durchaus absichtliches, künstliches.

Was von ihm für alle Zeiten bleiben wird und seinen Dichternamen unsterblich gemacht hat, ist die „Göttliche Komödie", ein Werk von unvergänglicher Dauer und Schönheit, das tiefsinnigste Product aller Zeiten. Komödie nannte er selbst es als ein gemischtes Gedicht, das nicht episch, nicht dramatisch, nicht lyrisch, sondern eine ganz eigene, einzige, beispiellose Mischung der verschiedensten poetischen Elemente ist, die sich auf bewunderungswürdige Weise durchdringen; den Beinamen der „göttlichen" erhielt sie später, weil die göttlichen Dinge ihr Inhalt und ihr Ziel sind. Der Schauplatz ist das Reich des Ueberirdischen und Unterirdischen, der Gegenstand der Zustand der Seelen nach dem Tode, das ganze Werk nach den verschiedenen Räumen, welche die Verdammten, die Hoffenden und die Seligen voneinander scheiden, in Hölle, Reinigungsort und Paradies abgetheilt. Neben dem jenseitigen Zustande der Seelen macht der Wandel auf Erden den Inhalt aus, aber er ist in stete Beziehung zu jenem gebracht. Der Dichter selbst ist es, der die Zustände der Seelen nach dem Tode schaut und von ihnen Kunde gibt. In diesen Zauberschleier hat er seine Zwecke, Absichten und Ideen gehüllt. Die „Göttliche Komödie" ist kein Epos der Hölle und des Himmels, sie ist ein philosophisches Gedicht; der Zustand der Seligen wie der Verdammten ist allegorisch der Mensch, wie er durch seinen freien Willen in Schuld verfallend oder sündlos bleibend der Gerechtigkeit unterworfen ist; zeigen will der Dichter, wie er selbst in der Widmung an Can Grande sagt, „den Lebendigen in diesem Leben vom Elend zur Glückseligkeit den beschwerlichen Pfad". Aber nicht nur das allein ist der reformatorische Charakter der „Göttlichen Komödie", nicht nur die Wiedergeburt des sittlichen Lebens des einzelnen war der erhabene Zweck ihres großen Schöpfers, sondern die Wiedergeburt und Erlösung des ganzen Menschengeschlechts und der über dasselbe waltenden Mächte, im nächsten Hinblick auf sein Vaterland des Papstthums und des Kaiserthums. Darum die durchgehende Rüge der Gebrechen in Kirche und Staat, darum die Erweiterung des Gesichtskreises durch den Blick in

die Zukunft, in der die möglichst schöne und vollendete Gestalt und die ewige Grundlage beider vorgeführt wird.

Aus einem unermeßlichen Stoff hat der Dichter den erhabenen, kunstreich gegliederten Bau emporgeführt. Es entfaltet sich vor unserm Blick die Geschichte des Menschengeschlechts von der biblischen Schöpfung durch das classische Alterthum, die Gründung des römischen Weltreichs, die Erlösung durch das Christenthum, durch die Wirren des Mittelalters und den Verfall der Kirche und des Kaiserthums bis auf Dante's Zeit und die Geschichte seiner Vaterstadt. Dazu die außerirdische Geschichte der Creaturen, der Geister und der Menschenseelen. Aber überall leuchtet in das Diesseits das Jenseits zurück, insofern es von diesem ausgeht. Auch sein inneres wie äußeres Leben hat der Dichter in sein Werk verflochten. In seiner Wanderung durch die drei Reiche erfahren wir seine Verbannung, seine Kämpfe, seine Hoffnungen, seine Liebe zu Beatrice. Höchst wirksam, gleich Augustin, der in seinen Bekenntnissen von sich redet, damit er als der wahrste Zeuge ein Beispiel und eine Lehre gebe, hält der Dichter seinen verirrten Zeitgenossen sein eigenes Leben als einen Spiegel und Weg zum Heile vor: den kindlich vertrauenden Glauben seiner Jugend, die Verirrungen im Strudel der Welt um die Mitte seines Lebens, seine Läuterung und Rettung unter dem Schutze und der Führung jener himmlischen Beatrice und seine Erlösung und Beseligung durch die Gnade der Liebe. Die „Göttliche Komödie", kann man daher sagen, ist ein Bild der Menschheit und der Zeit, beleuchtet von dem Lichte der Ewigkeit und belebt von dem eigenen persönlichen Geschicke des Dichters.

Auch eine Encyklopädie des damaligen Wissens wird in dem großartig angelegten Werke entworfen und mit der Handlung des Gedichts organisch verschmolzen. Der große Reichthum von Bildern und Gleichnissen erstreckt sich über alle Gebiete des menschlichen und Naturlebens; selbst die mythologischen Wesen des Alterthums werden vielfach verwendet. Zahlreiche philosophische und theologische Excurse ziehen sich hindurch; ein ganzes theologisches System ist darin entfaltet, sodaß man mit Recht von einer Theologie Dante's sprechen und eigene Untersuchungen darüber anstellen konnte. Aber wenn das Werk auch ein bewußt allegorisches ist, das weit abseits von der Frische und Natürlichkeit Homer's liegt, so ist es doch voll lebendiger, handelnder Poesie, voll individuellen Lebens und sich entwickelnder Handlung. Die Ereignisse und Ergebnisse, die der Dichter wirklich vor seinen Augen erlebt, machen einen überwältigenden Eindruck. Glaube und Allegorie schlingen sich eben ineinander. Das Leben nach dem Tode war die große wichtige Angelegenheit der Zeit; auch in Dante hatte sie Wurzel gefaßt und seine dichterische Phantasie zu jenen Gestaltungen wach

gerufen, die unser Gemüth wie eine zweite Welt des Bösen und Guten ergreifen.

Wir müssen, schon aus Rücksichten des Raumes, uns versagen, auf die dichterischen Schönheiten und den Ideenkreis der „Göttlichen Komödie" hier weiter einzugehen; nur auf die historische Bedeutung des Werks sei zum Schluß noch mit wenigen Worten hingewiesen. Wie sich in ihm das Mittelalter gipfelt, an dessen Schluß es steht, und wie der Einheitsgedanke desselben seine Seele und sein Ideal ist, so ist es auch der Grundstein, auf dem die neue Zeit sich erhebt. Ohne es zu wollen, hat der Dichter darin auch den vornehmsten Gedanken der Neuzeit, den Gedanken der Nationalität, zuerst ausgesprochen und das Streben der italienischen Nation danach angeregt. Auch die Gedanken der kirchlichen Reformation liegen wie im Keime darin; im Dogma wird das unfehlbare Papstthum verworfen, kein ausschließendes Priesterthum wird anerkannt, Christus und die Apostel sind die Autoritäten, an deren Lehre und Leben die Zustände der Kirche gemessen werden, die letzte Quelle der Erkenntniß ist die Bibel und der Glaube der Anfang auf den Weg des Heils. So ist Dante der religiöse wie politische Johannes Baptista und sein Werk der ideale Anfang der Neuzeit.

Johann Georg Schneider.

Ein historisch-biographischer Versuch aus der Revolutionszeit.

Von

J. Duboc.

Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider. Publiées par Heitz. (1862.
Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790—95. Publiée par Heitz. (1863.)

III.

Nach Frankreich! — so klang es in Schneider's sehnsüchtig nach einem neuen Halt für sein Leben, nach einem neuen Boden für Thätigkeit ausschauender Seele. Ob er selbst infolge dessen einleitende Schritte that, ob sein weitverbreiteter Ruf und das durch seine brüske Entlassung verursachte Aufsehen die Aufmerksamkeit angesehener Männer in Strasburg auf ihn richtete — gewiß ist, daß er schon in den nächsten Wochen nach seinem Scheiden von Bonn durch den Maire von Strasburg, Dietrich, eine Einladung nach dem Elsaß zu kommen erhielt und daß er am 12. Mai 1791 in Strasburg eintraf, um daselbst als bischöflicher Vicarius und Professor der katholischen Akademie in Wirksamkeit zu treten. Einen Monat später leistete er den durch die Constitution den Geistlichen auferlegten Gehorsamseid, den in ganz Frank-

reich damals nur vier Bischöfe geleistet hatten. Die Rede, die er bei dieser Gelegenheit „Ueber die Uebereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken“ hielt, bestätigte den Ruf, der Schneider als einem der ersten Kanzelredner voranging und erwarb ihm schnell die Gunst der Bürgerschaft, besonders der Protestanten.

In Strasburg war die revolutionäre Bewegung bisher ohne erhebliche Erschütterungen verlaufen. Nach Art der meisten französischen Städte hatte sich im Januar 1790 hier ein politischer Club gebildet, der seinen anfänglich angenommenen Namen „Revolutionsgesellschaft“ bald mit dem friedlichern der „Gesellschaft der Freunde der Constitution“ vertauschte und der das ganze politische Leben der Stadt in sich vereinigte. Daß in diesem Club, dessen authentische Protokolle bis zum März 1791 erhalten und in dem obenerwähnten Werk des Hrn. Heitz „Les sociétés politiques de Strasbourg“ veröffentlicht sind, das französische Element prädominirte, lag in der Natur der Sache und des französischen Wesens. Das deutsche demokratische Element wurde erst später und namentlich, als sich in Schneider ein Führer gefunden hatte, mehr in die Bewegung hineingezogen. Vorläufig stand er dem Gange der Dinge mehr abwartend und namentlich, soweit die Landbevölkerung, in der ein vorwiegend conservativer Instinct waltete, in Betracht kommt, nicht ohne innere Antipathie gegenüber. Der Club hielt wöchentlich drei französische Sitzungen. Für die Deutschen wurden mit Rücksicht darauf, daß sie überwiegend dem Handwerker- und Arbeiterstande angehörten, Sonntags und an den Festtagen Sitzungen abgehalten. Es wurden die Decrete der Nationalversammlung, Artikel der pariser Zeitungen und eingelaufene Correspondenzen der zahlreichen affiliirten Gesellschaften verlesen; die schwebenden Tagesfragen und wichtigsten Ereignisse wurden discutirt, Eingaben und Adressen an die Nationalversammlung und die localen Behörden beschlossen, Deputationen zu demselben Zwecke abgeordnet, patriotische Festlichkeiten arrangirt; man theilte die im contrerevolutionären Sinn erscheinenden Broschüren und Pamphlete mit, denuncirte sie sowie überhaupt die in dieser Richtung hervortretenden Symptome und Persönlichkeiten bei den Behörden, kurz man unterzog das ganze politische Leben der Nation einer fortlaufenden Kritik und Controle. Uebrigens waren die meisten auf der Tagesordnung des Jahres 1790 stehenden Gegenstände nicht sehr erregender Natur. Im Elsaß war es besonders die die wirthschaftlichen Interessen des Landes sehr nahe berührende Frage der freien Bebauung und Fabrikation des Tabacks, welche die Gemüther bewegte und zur Absendung einer eigenen Deputation an die Nationalversammlung Veranlassung gab; auch die Frage der Zulassung der Juden zum Bürgerrecht beschäftigte die öffentliche Meinung und verursachte lebhafte Contro-

versen. Damals existirte in Strasburg noch eine alte Sitte, wonach zu einer gewissen Stunde der Nacht auf einem Horn geblasen wurde zur ewigen Erinnerung eines den Juden schuldgegebenen Verrathes. Die Constitutionsgesellschaft beantragte die Abschaffung dieses Gebrauchs*) und nahm einen Juden als Mitglied auf. Welche Bedeutung diesem die bisherige Praxis ganz über den Haufen stoßenden Schritte beigelegt wurde, beweist der Umstand, daß die Gesellschaft die Antrittsrede des neuen Mitglieds ausdrücklich in alle Zeitungen einrücken ließ und mit einer die Wichtigkeit des Vorgangs hervorhebenden Note begleitete. Die Frage der Zulassung der Juden zum Bürgerrecht wurde übrigens trotzdem als ungelegen auf eine spätere Zeit verschoben.

Die Decrete der Nationalversammlung über die Ordnung des Kirchenwesens, welche die politischen Verhältnisse der katholischen Hierarchie vollständig neu gestalteten, und besonders der den Geistlichen bei Strafe der Entlassung die Beobachtung dieser Decrete auferlegende Eid brachten zuerst eine tiefe Aufregung im Elsaß hervor. Die Geistlichkeit setzte von nun an alle Hebel gegen die neue Ordnung der Dinge in Bewegung. Eine im katholischen Seminar im Januar 1791 abgehaltene Katholikenversammlung, welche drei ausführliche Eingaben an das Directorium des Departements, an den König und an den Papst beschloß, erzeugte eine solche Bewegung der Gemüther, daß die Plätze der Stadt mit Kanonen besetzt, die Posten verdoppelt wurden und die Ruhe nur durch die angestrengteste Thätigkeit der Nationalgarde erhalten werden konnte. Die Behörden ergriffen gegen die Führer der Versammlung strenge Maßregeln und auf Veranlassung des Maire Dietrich erschienen drei königliche Commissare in Strasburg, um die Ordnung wiederherzustellen. Oberflächlich gelang dies, im Grunde aber trug die Gegenwart dieser Herren nur dazu bei, dem Fanatismus der Clubisten sowie der Gegner derselben neue Nahrung zu geben. Namentlich auf dem Lande, weniger in Strasburg, wo die starke protestantische Bevölkerung ein Gegengewicht bildete (Strasburg hatte damals circa 25000 katholische, 23000 protestantische Einwohner) gärte die katholische Agitation, der sich jetzt alle contrerevolutionären Elemente anschlossen, in gefährlicher Weise. Der niedere Landklerus hatte im allgemeinen noch wenig Vertrauen auf den neuen Bestand der Dinge und gestellt zwischen die Nothwendigkeit, entweder den revolutionären Mächten zu gehorchen, die sich bisjetzt nur eine Gewalt über ihn anmaßten, oder seinen Obern, die bisjetzt noch die Gewalt über ihn besaßen, zog er es vor, mit aller Kraft die Gegenrevolution zu predigen. Geistliche, Emissare des Prin-

*) Bekannt unter dem Namen „Kräuselhorn". Erst anderthalb Jahre später willfahrte die Municipalität dem Gesuch um Abschaffung dieses Gebrauchs.

zen, Cardinal von Rohan, welcher der Revolution den Verlust eines Einkommens, das man auf anderthalb Millionen Livres schätzte, verdankte und der jetzt in dem jenseit des Rhein gelegenen Theil seiner Diöcese die Gelegenheit abwartend residirte, durchzogen das Land mit der einen lauten Widerhall findenden Parole, man wolle den alten Elsaß zerstören. In Hirtenbriefen wurde die Gegenrevolution als ein nahbevorstehendes, unausbleibliches Gericht mit Prophetenton angekündigt, man predigte von den Kanzeln, daß der bürgerliche Eid der Priester das Grab der Revolution sei und daß schon die Hände gerüstet seien, um der Nationalversammlung die letzte Oelung zu reichen. Auf der andern Seite verdoppelte die Gegenpartei ihre Thätigkeit. Der Club in Strasburg, der außerordentlich an Mitgliederzahl zugenommen hatte, hielt jetzt täglich Sitzungen, das aus seinem Schos gebildete Aufsichtscomité (comité de surveillance) wirkte durch die Vertheilung patriotischer Schriften und durch die Aussendung eigens dazu bestellter ländlicher Missionäre (missionnaire rustique) den Agitationen des Klerus entgegen, überall suchte man durch die Vertheilung von Waffen die Gesinnungsgenossen in den Stand zu setzen, sich selbst zu helfen, wo die Mittel der Nationalgarden nicht ausreichten. In der That waren diese letzten kaum im Stande, den an sie gestellten Anfoderungen zu genügen, da überall Symptome aufständischer Bewegungen sich zeigten und an einigen Punkten, wie in Kolmar, wirkliche Emeuten ausbrachen. Dazu kam die Lage der bedrohten Grenzen. Man schrieb dem Kaiser Leopold die Absicht zu, im Frühjahr den Elsaß mit Krieg zu überziehen, man wußte, daß der Prinz von Condé in Stuttgart, daß hohe Mitglieder der Emigration in Basel Anwerbungen machten, von den verschiedensten Seiten kamen Briefe, die Meldungen und Warnungen über die immer dreister auftretenden Umtriebe der Aristokraten enthielten.

Einen namhaften Triumph feierten die Anhänger der neuen Ordnung durch die von der Nationalversammlung ausgesprochene Entsetzung des Cardinals Rohan als Bischof und die Einsetzung eines beeidigten Priesters Brendel in die erledigte Bischofswürde. Es erschienen bei dieser Gelegenheit zahlreiche Pamphlete, eins unter dem bezeichnenden Titel: „Neu verbesserter Straßburger National-Katechismus. Mit Fragen und Antworten, zum Unterricht und Gebrauch der grossen Kinder im Elsaß, mit Fleiß zusammen getragen und mit bischöflicher Erlaubniß herausgegeben von Mexatorius, der National-Gelahrtheit Doctor. Gedruckt und umsonst zu haben bei Anton Brendel.“ Ebenso schleuderte Prinz Rohan von Ettenheim aus eine Art Bannbulle wider den neuernannten Bischof und richtete einen Hirtenbrief an die Gläubigen, welchen man unter dem Unterrock eines die Rheinbrücke passirenden Weibes verborgen entdeckte. Indessen die Worte eines Rohan waren

ohnehin nicht von besonderm moralischen Gewicht begleitet und die Thatsache selbst, die Wahl eines unbeeidigten Bischofs, war nicht wegzuschaffen. Um diese Zeit verließen denn auch die Kapuziner, einer nach dem andern, Strasburg, welchem Ereigniß zu Ehren eine besondere Caricatur erschien, und die Franciscaner rüsteten sich, das Gleiche zu thun. Trotzdem erschien die innere und äußere Lage des Elsaß fortwährend gleich bedrohlich. Als die obenerwähnten königlichen Commissare im April 1791 ihre Mission für beendigt hielten und nach Paris zurückreisten, richtete der Club eine Adresse an den Minister, worin er in Hinweis auf die allgemeine Gärung, auf die Unzuverlässigkeit der Gerichte, auf die Agitationen gegen den Bischof, auf die Uneinigkeit der Administrativbehörden die Nothwendigkeit einer abermaligen Absendung von Commissaren darlegte.

In die aufgehäufte Zündmasse flog plötzlich ein Funke der gefährlichsten Art — die Flucht des Königs und seine Verhaftung in Varennes. Ein Brief des Jakobinerclubs in Metz kündigte dies Ereigniß von unberechenbarer Tragweite am 23. Juni der strasburger Gesellschaft mit folgenden Worten an: „Freunde, zu den Waffen! Der König und seine Familie sind in Varennes, 4 Meilen von Verdun, festgenommen. Im Namen des Vaterlandes trefft eure Maßregeln und rechnet auf eure Freunde."

Bei Empfang dieser Nachricht erklärte sich die „Gesellschaft der Constitutionsfreunde" in Permanenz, bis das Vaterland außer Gefahr sei und beantragte bei den Behörden, sämmtliche widerspenstige Geistliche in Gewahrsam zu nehmen, da sie das Volk aufwiegelten. Die Wirkung der Nachricht von der verhängnißvollen Flucht des Königs war deshalb eine so außerordentliche, weil sie zwei Parteien gleichzeitig recht gab, nämlich zunächst derjenigen, welche ihn schon immer als geheimen Feind und Verschwörer gegen die Freiheit angeklagt hatte, ohne für diese Anklage bisher viel Gehör gefunden zu haben, gleichzeitig aber derjenigen, welche das Volk gegen die kirchlichen Beschlüsse der Nationalversammlung mit der Behauptung einzunehmen versuchte, daß dem König die Sanction nur widerwillig abgerungen, er aber im Herzen diesen Eingriffen in die gesetzlichen Rechte der Kirche feind sei. Nur die Gemäßigten, diejenigen, welche diesen Zwiespalt geleugnet, welche bisher sich überall auf den königlichen Namen als die Garantie der constitutionellen Freiheit berufen, welche noch im März an einem Tedeum zur Feier der Genesung des Königs theilgenommen, diejenigen, welche bisher noch den überwiegenden Theil der „Gesellschaft der Constitutionsfreunde" ausgemacht hatten, behielten unrecht. Unmittelbar nach diesem Ereigniß trat daher auch die Rückwirkung ein und zum ersten mal tauchte jetzt der Jakobinismus mit vollem Namen auf, indem eine be-

trächtliche Anzahl Bürger unter dieser Bezeichnung sich in der St.-Nikolauskirche in Strasburg vereinigte. Waren dieselben auch noch zu schwach, um selbständig zu bestehen und traten dieselben deshalb einige Tage später in die „Gesellschaft der Constitutionsfreunde" ein, so war andererseits auch diese Gesellschaft durch die Vorgänge zu sehr erschüttert, um sich der Aufnahme dieser nicht homogenen Elemente widersetzen zu können, und sie legte damit den ersten Grund zu ihrer spätern Spaltung.

Die Leidenschaften wuchsen auf beiden Seiten. Um eine Probe von dem damaligen contrerevolutionären Stil zu geben, der an Heftigkeit den revolutionären womöglich noch überbot, rücken wir eine Stelle eines „Ultimatum" ein, welches im August 1791 in Strasburg circulirte. Es heißt daselbst: „Club der Hölle, Feiglinge, Verfolger, euer Reich geht zu Ende, der Sturm grollt über euern Häuptern, ein Blitz aus den vier Winkeln Europas wird euch in Staub verwandeln. Zittert, man kennt euch alle, eure Häupter werden der Rache des beleidigten Gesetzes und der mit Füßen getretenen Menschlichkeit nicht entgehen. Und du vor allem, schändlicher Dietrich, Ungeheuer, verabscheut von deinen eigenen Satelliten, die geheimen Wandthüren, die du dir in deinem Hause hast machen lassen, werden dir nichts helfen. Du wirst nicht nach Amerika gehen, wie du es vorhast, und deine heimlich durch einen bestochenen Zollwächter fortgeschafften Effecten wirst du nicht wiedersehen. Ihr werdet erfahren, aber zu spät, grausame und ruchlose Aufwiegler, daß die mishandelte Geduld ehrlicher Leute ihre Rächer findet. Verwünscht von euern Mitbürgern, euern Verwandten, euern Freunden, wird das brennende Feuer der Scham und Verzweiflung das Mark eurer Knochen verzehren und euer Herz zerreißen 2c."

Wir müssen hier einen Augenblick bei einem Manne verweilen, der für die innern Kämpfe Strasburgs gerade jetzt von Bedeutung wird. Es ist dies der in dem mitgetheilten Schriftstück von contrerevolutionärer Seite so heftig angegriffene, bald von den Jakobinern und namentlich von Schneider nicht minder leidenschaftlich verfolgte, schließlich dem Revolutionstribunal anheimgefallene Maire Dietrich. Dietrich war, nachdem er in Paris bei den königlichen Prinzen in Diensten gestanden, bei Ausbruch der Revolution als königlicher Commissar nach Strasburg gekommen, hatte sich hier durch eine geschickt vermittelnde Haltung, durch einen anscheinend glühenden Eifer für die neuen Grundsätze wie durch große Milde gegen die erschreckte Bourgeoisie ebenso fest in der Gunst der niedern Volksschichten wie der vornehmsten Familien Strasburgs gesetzt. Er war alsdann Maire geworden und hatte schon als solcher, noch mehr als Volksmann und Abgott der Bürgerschaft, einen überaus weitreichenden Einfluß. Sein Privatcharakter war nicht makel-

los. Man sagte ihm nach, daß er in Paris seiner Stellung zum König zu Liebe katholisch geworden sei, während er sich in Strasburg aus Rücksicht auf die zahlreichen angesehenen protestantischen Familien zur protestantischen Kirche hielt, er hatte seine erste Frau verlassen und lebte in einem zweifelhaften Verhältniß mit einer Schweizerin, er hatte, oder wenigstens behauptete man von ihm, er habe durch wucherische Wechselgeschäfte Reichthümer gesammelt und dergl. mehr; indessen die Strasburger kümmerten sich darum nicht, sie bewunderten die glänzenden Reden ihres Maire, sie bewunderten seine glänzenden Feste, bei deren einem er sich mit einer Bürgerkrone krönen ließ, sie bewunderten seine stets volksthümliche Herablassung, seine Verdienste um die neue Verfassung und kurz „unser Herr Maire" war das Glaubensbekenntniß des richtigen Strasburgers in den Jahren 1790 und 1791.

Aber die Zeit war nahe, wo mit den Mitteln, mit denen Maire Dietrich bisher das klippenreiche Revolutionsmeer durchsegelt hatte, nicht mehr auszukommen war. Die Umstände drängten zu entschiedenen Maßregeln. Ein Kopf von der Gewandtheit und dem klugen Ueberblick Dietrich's konnte sich der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit nicht verschließen. Es frug sich nur, auf welche Seite sich stellen und was thun? Die immer drängendern Anfoderungen der „Constitutionsgesellschaft", gegen die zahlreichen contrerevolutionären Elemente Strasburgs mit größter Energie einzuschreiten, waren dem Maire längst lästig geworden, er griff zu einem nicht ungeschickten, aber gewagten Auskunftsmittel. Er beantragte im März 1792 bei dem Generalrath der Commune mit Rücksicht auf die große Menge aufrührerischer Schriften und die Anwesenheit zahlreicher unbekannter Individuen in der Stadt, Strasburg in Belagerungszustand zu erklären, und während über die doppelseitige Natur dieses Antrags in der Gesellschaft der Constitutionsfreunde die heftigsten Debatten entbrannten, ließ er ein Pasquill gegen sich selbst verbreiten (ihm wird wenigstens allgemein die Vaterschaft zugeschrieben), welches ihn offen als Contrerevolutionär angriff und verhöhnte. Wenn es in Dietrich's Absichten gelegen, hiermit eine Mine anzulegen, welche die Gesellschaft der Constitutionsfreunde in die Luft sprengte, so gelang ihm dies vollkommen. Es entstanden die tumultuarischsten Scenen, bei denen es selbst zu Thätlichkeiten kam und die zur Folge hatten, daß 286 Mitglieder der bisherigen Gesellschaft austraten und sich selbständig als Club der Jakobiner oder Sansculotten*) constituirten. Der Rest, bestehend aus 137 Mitgliedern, Anhängern Dietrich's und den Gemäßigten, tagte in der bisherigen Weise fort bis zum 1. Juni 1792,

*) Formell wurde dieser Name erst vier Monate später, Juni 1792, angenommen.

wo er, überholt von den Sturmfluten der Revolution, seine Sitzungen schloß.

Der Zerfall der Constitutionsgesellschaft wurde das Zeichen zu einem offenen Kampf zwischen den Gegnern und Anhängern Dietrich's, gleichzeitig aber auch in gewissem Grade zu einem feindlichen Gegensatz zwischen den französischen und deutschen Einwohnern Strasburgs. In einer französischen Sitzung hatte die Vertheilung jenes gegen den Maire gerichteten Pasquills stattgefunden, in einer deutschen war der Unwille darüber losgebrochen, deutsche Plakate verkündeten an allen Straßenecken, daß einige namhaft gemachte Franzosen die Verfasser, Verleger und Drucker der Schmähschrift seien und das deutsche bürgerliche Element vor allem — mit Ausnahme einer demokratischen Minorität — war es, welches sich durch die seinem Maire widerfahrene Kränkung beleidigt fühlte.

Schneider, zu dem wir nach dieser nothwendigen Abschweifung zurückkehren, hatte schon in der alten Gesellschaft als Vicepräsident fungirt, nachdem eine in der Versammlung gehaltene, von dem Bischof Brendel mit einem ausdrücklichen Anathem belegte Vertheidigung der Priesterehe ihm die Stimmen der Entschiedensten unter den Entschiedenen gewonnen hatte. Er behielt dieselbe Stellung auch in dem neuen Jakobinerclub bei und er ist fortan als das Haupt der deutschdemokratischen Partei Strasburgs zu betrachten, die nunmehr eine gewisse selbständige Mittelstellung einnimmt, einerseits gegen die meistens dem Beamten- und höhern Kaufmannsstande sowie auch den niedern Bürgerschichten angehörigen Anhänger Dietrich's, andererseits neben der mit ihr verbündeten aber doch nicht eigentlich verschmolzenen französischen Jakobinerpartei. Eine nicht unwichtige Nuance für die Stellung der deutschdemokratischen Partei ergibt sich noch aus dem Umstand, daß ihr Führer und mehrere, die sich ihm in ähnlicher Stellung anschlossen, keine eingeborenen Strasburger waren. Der beschränkte Geist eines engherzigen Nativismus, welcher den von „Fremden" ausgeübten Einfluß mit unüberwindlicher Misgunst betrachtet, war damals ebenso maßgebend, wie er noch heute, selbst in größern deutschen Hauptstädten, seine unerquickliche Rolle spielt.

Schneider entwickelte in seiner jetzigen Stellung seine gewohnte umfassende Thätigkeit. Als eifriges Clubmitglied war er dort einer der unermüdlichsten Redner, als bischöflicher Vicar benutzte er die Kanzel zu zahlreichen Predigten, die der Sache der Freiheit Vorschub leisten sollten — über den Misbrauch der geistlichen Gewalt, über „Jesus den Volksfreund", über „die Quellen des Undanks gegen Gott, den Stifter und Gründer unserer weisen Staatsverfassung" —, als Professor an der katholischen Facultät hielt er Vorlesungen über geistliche Beredsamkeit

und über die neue Ordnung des Kirchenwesens in Frankreich; als Schriftsteller bewegte er sich jetzt vorzugsweise auf politischem Gebiet und trat bald mit der Herausgabe des „Argos“ (die erste Nummer erschien 3. Juli 1792, die letzte 10. Juni 1794) ganz in die Reihe der politischen Tagesschriftsteller ein; als Mitglied des strasburger Raths endlich widmete er seine Thätigkeit dem damals sehr anstrengenden Dienst der innern Verwaltung. *)

Die Gunst der Zeitumstände war damals zu sehr auf seiten der Jakobiner, als daß Dietrich nicht bald hätte bemerken sollen, daß die Erfolge, die er sich von einer Sprengung der jakobinisch inficirten Constitutionsgesellschaft versprochen hatte, nicht eintreten würden, nicht eintreten konnten. Er hatte durch das moralische und numerische Uebergewicht seiner Partei die Gegenpartei zu discreditiren, durch die von jakobinischen Elementen gereinigte Constitutionsgesellschaft die revolutionären Bestrebungen zu lähmen gehofft — das Gegentheil trat ein. Die Constitutionsgesellschaft entbehrte des treibenden Elements und verfiel unaufhaltsam einem sie zur Bedeutungslosigkeit verurtheilenden Materialismus, der neugebildete, ihr entgegenstehende Club entbehrte des mäßigenden Gegengewichts und bildete in seinem Schose mehr und mehr die rücksichtsloseste Opposition gegen den Maire aus. Sobald dieser diese Sachlage begriff, versuchte er daher einzulenken und eine Wieder-

*) Wir schalten hier die in Schneider's Biographie enthaltene Skizze seiner äußern Erscheinung ein. Sie verräth eine Constitution, die einer solchen Arbeitslast und aufregenden Thätigkeit gewachsen sein mochte: „Schneider ist von mittelmäßiger Größe, hat einen untersetzten, fetten und starken Körper, eine einnehmende Miene, ein volles Gesicht, große, frei umherrollende Augen, eine eben nicht sehr hohe, mit Haaren leicht bedeckte Stirn, ein halb schwarzes, halb graues Haar, das ihm lang über den Rücken hinunter hängt, einen großen, blauen Bart, der mit dem starken Backenbart ihm mehr ein militärisches als priesterliches Aussehen gibt; seine Nase könnte wol etwas größer sein, der Mund ist nicht zu weit und nicht zu enge, die Lefzen sind ebenso wohl und verhältnißmäßig gebildet.“ Man darf diese Schilderung im ganzen für ziemlich zutreffend halten, da sie mit dem Schneider's Gedichten vorgesetzten Bildniß in den Hauptsachen übereinstimmt. Sie kennzeichnet einen Mann von sanguinisch-nervösem Temperament, von vorwiegender Sinnlichkeit, von lebhaft angeregtem, fruchtbarem Geiste, von starkem Selbstbewußtsein und furchtloser Energie. Fügen wir übrigens noch zur Ergänzung die wenig einnehmende Schilderung hinzu, welche uns ein französischer Schriftsteller (Ch. Nodier, „Souvenirs de la révolution“) von ihm etwas später aus dem Jahre 1791 entwirft: „C'était un homme de 35 ans, luid, gros, cours et commun, aux membres ronds, aux épaules rondes, a la tête ronde. Ce qu'il y avait de plus remarquable dans sa face orbiculaire d'un gris livide, frappée çà et là de quelques rougeurs et criblée de petite vérole, c'était le contraste de ses cheveux noirs, coupés de très-près, avec ses sourcils touffus et brun, sous lesquels étincelaient deux yeux fauves, ombragés de cils roux.“ Daß diese Schilderung einen starken Widerwillen athmet, ist nicht zu verkennen.

vereinigung der beiden Gesellschaften zu bewirken. Allein dieser Schritt, obwol unterstützt durch das Gewicht der persönlichen Gegenwart und die Beredsamkeit Dietrich's, scheiterte. Nach langen und tumultuarischen Debatten verwarf der Club, auf Betreiben seines Präsidenten Laveaux, Schneider's und anderer, die Wiedervereinigung, und es scheint hierbei besonders der Umstand maßgebend gewesen zu sein, daß die ersten bald nach der Spaltung von dem Jakobinerclub gemachten Annäherungsversuche damals ihrerseits von der Constitutionsgesellschaft zurückgewiesen worden waren. In dieser Richtung gescheitert, versuchte Dietrich einen Hauptschlag in der entgegengesetzten zu führen und verfügte durch den Municipalrath im April die Verhaftung von Laveaux, dem Präsidenten des Clubs und Redacteur des „Courrier de Strasbourg", der sich damals durch heftige Angriffe auf die Behörden von Strasburg auszeichnete.

Diesen gegen den Jakobinerclub gerichteten, übrigens völlig wirkungslosen Schlag, denn Laveaux wurde vom Gericht freigesprochen, erwiderte Schneider durch eine Reihe der von da ab systematisch fortgesetzten heftigsten Angriffe gegen Dietrich. Man hat Schneider aus diesen Angriffen einen besondern Vorwurf aus dem Grunde gemacht, weil ihn schon die Dankbarkeit verpflichtet hätte, gegen Dietrich, der seine Berufung in den Elsaß veranlaßt hatte, ein anderes Verfahren einzuhalten. Wir gestehen, diesem Vorwurf kein Verständniß abgewinnen zu können. Wem die Pflicht, der Sache der Freiheit alles persönliche Interesse unterzuordnen, als die erste erschien, dem mußte nothwendigerweise die Pflicht der Dankbarkeit nur als eine niedere erscheinen. Wer hier einer ungetheilten Hingebung fähig sein wollte, der durfte, ja vielmehr mußte die zartern Erwägungen des Wohlanstandes und der persönlichen Erkenntlichkeit zurückweisen, wo sie ihm hindernd in den Weg traten. Die Sache der Freiheit, soweit sie in Frankreich bis dahin errungen war, erschien aber gerade damals aufs äußerste gefährdet. Damals hatte soeben der österreichische Minister Cobenzl in einer insolenten Note als Bedingung der Aufrechterhaltung des Friedens unter anderm die Forderung gestellt: Wiederherstellung des Adels und der Geistlichkeit als Stand, Restitution der Güter des Klerus und der Besitzungen des deutschen Adels im Elsaß mit allen Souverainetäts- und Feudalitätsrechten; damals hatte auf Dumourier's Antrag die legislative Versammlung als Antwort darauf den Krieg beschlossen (20. April 1792). Ein fast aussichtsloser Kampf, so schien es, mit dem monarchisch coalirten Europa stand bevor. Jeder fühlte die ungeheuere Gefahr, in der die junge Freiheit nach außen durch übermächtige Feinde, nach innen durch einen conspirirenden Klerus und einen widerstrebenden Schattenkönig schwebte, und jeder, der den Glauben an die Kraft der Revolution

noch nicht verloren hatte, war überzeugt, daß die Gefahr nur durch eine vernichtende Strenge gegen alle widerstrebenden Elemente beschworen werden konnte. Es scheint uns daher sehr natürlich, daß Schneider unter diesen Umständen die zum mindesten zweideutigen und einer Entfesselung der Volkskraft hemmend in den Weg tretenden Maßregeln Dietrich's aufs äußerste bekämpfte, und wir haben keinen hinreichenden Grund, seinen wiederholt abgegebenen Versicherungen zu mistrauen, daß er diesen Kampf nicht aus persönlicher Gehässigkeit geführt habe.

Eher noch dürfte für Schneider's ehrgeizige Seele gerade in der offenkundigen Gefährlichkeit seines Auftretens gegen den noch immer über einen großen Einfluß verfügenden Maire ein besonderer Reiz gelegen haben. Denn die Erbitterung, die er, der Fremde, der Abenteurer, wie ihn die Gegner bezeichneten, dadurch unter der Bürgerschaft gegen sich rege machte, war keineswegs gering anzuschlagen. Sie ging so weit, daß bei der Todtenfeier des ermordeten Maire Simoneau von Etampes Schneider wegen einer Ode, in welcher er die Tugenden Simoneau's mit den angeblichen Lastern Dietrich's contrastirt hatte, in dringende Lebensgefahr gerieth und sich durch einen Sprung aus dem Fenster der aufgeregten Volksmenge entziehen mußte.

In einem „Wort im Ernste an die Bürger Strasburgs" beklagt Schneider sich bitter über die ihm zutheil werdenden Verfolgungen: „Prüft meinen Rath, Bürger, er ist der eines Freundes, eines Bruders, er ist der Rath eines Mannes, den weder Verfolgungen noch Verleumdungen, weder Gefängniß noch selbst der Tod dahin bringen werden, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen. Sind meine Vorschläge gut, so kann es euch wenig ausmachen, von wem sie kommen. Bisjetzt hat man mir euer Zutrauen zu rauben versucht, man verschreit mich als einen Fremden, einen Abenteurer. Selbst in dem Heiligthum meiner Häuslichkeit späht man mir nach, um meinen moralischen Charakter und meine Lebensart bei euch zu verdächtigen. Meine Privatgespräche werden belauscht und gewisse öffentliche Blätter strotzen von Verleumdungen wider mich. Und wozu all diese Anstrengungen? Ich werde doch, solange ich lebe, fortfahren zu kämpfen für eure Wohlfahrt, für die Freiheit und das Wohl der ganzen Menschheit. — —"

Während um diese Zeit der König durch seine Weigerung, das Decret betreffend die Einsperrung widerspenstiger Priester und das andere wegen Bildung eines jakobinischen Heeres von 20000 Mann bei Paris zu unterzeichnen, die Leidenschaften aufs äußerste gegen sich erhitzte, versuchte Dietrich wieder einen machtlosen Schlag gegen den Jakobinerclub, indem er am 24. Juni die Sitzungen desselben schließen und die Unterzeichner einer von demselben beschlossenen Adresse an die Nationalversammlung vor Gericht fordern ließ. Natürlich war es unmöglich, diese gegen eine

Jakobinerversammlung gerichtete Maßregel in demselben Augenblick aufrecht zu erhalten, wo in Paris der Jakobinismus grade eine siegreiche Emeute veranstaltete, dem König die phrygische Mütze mit Gewalt aufzwang und die constitutionellen Gewalten vollkommen in den Hintergrund drängte. Vier Tage nach der Schließung mußten daher die Sitzungen der Clubs schon wieder freigegeben werden, wenn auch formeshalber unter gewissen seine Ueberwachung bezweckenden Bedingungen. Gleichzeitig richtete der Generalrath von Strasburg eine Bitte an die Nationalversammlung um Unterdrückung der „anarchischen und conspirirenden Jakobinercorporationen" im ganzen Reich und gab seinen Gegnern auf diese Weise eine neue Waffe gegen sich an die Hand. Der Maire Dietrich und die vollständig mit ihm übereinstimmenden Municipalbehörden Strasburgs waren sich übrigens der ganzen Größe der ihnen immer näher rückenden Gefahr wohl bewußt und suchten derselben durch energische Maßregeln zu begegnen. Zunächst wurde gegen Schneider eine Untersuchung angestrengt, weil er sich in verschiedenen Reden für die Absetzung des Königs wegen dessen Widersetzlichkeit gegen die Decrete der Nationalversammlung ausgesprochen hatte.*) Unterdessen wuchs in Strasburg die innere Aufregung stündlich und in demselben Maße, als die Kriegsgefahr der Stadt nah und näher rückte. Während der Club Hülferufe an alle befreundete Clubs in Frankreich richtete, während sich Vorschläge von verzweifelter Natur, wie z. B. die Frauen mit Piken zu bewaffnen und einer aus ihnen gebildeten Legion die Vertheidigung der Festung zu übergeben, damit alle Männer zur Armee eilen könnten, in planloser Hast überstürzten und mit andern auf die Vernichtung aller innern Feinde abzielenden kreuzten, verfügte die Militärautorität die Ausweisung von zwei Mitgliedern der Clubs, Laveaux und Simond, und der Generalrath der Commune wandte sich noch einmal in zwei Adressen an den König und die Nationalversammlung, um sich für die Erhaltung der monarchischen Gewalt und die Unterdrückung der revolutionären Agitation auszusprechen.**)

*) Die von Schneider entworfene und vom Club unterzeichnete Adresse lautete: „Gesetzgeber! Ludwig XVI. ist in unsern Augen ein Undankbarer, ein Meineidiger, ein Verräther. Er ist unwürdig, über ein freies Volk zu herrschen. Wir fordern, daß ihr auf Grund der Constitution seine Entsetzung aussprecht. Wir werden den Tod nicht scheuen, um eure Beschlüsse auszuführen. Solches ist das Gelübde der unterzeichneten Bürger Strasburgs."

**) Der Schluß des letztern für die Municipalität verhängnißvoll gewordenen Actenstücks lautet: „Gesetzgeber! erinnert euch eurer Schwüre! Wir werden den unserigen treu bleiben. Wir haben nur der Constitution Gehorsam gelobt, wir anerkennen keine Autorität, die nicht in ihrem Namen geübt wird. Wenn sie verletzt ist sind unsere Bande gelöst und wir sind unserer Verpflichtungen ledig. Wir fordern

Mit der Uebergabe dieser Adresse, deren muthige Sprache immerhin Anerkennung verdient, würfelte die Municipalität Strasburgs um ihre Existenz. Siegte in Paris die Sache des Königthums, so wagte man zu hoffen, auch in dem im Grunde wenig revolutionär gestimmten Elsaß noch des Jakobinerwesens Herr zu werden; unterlag sie dort, so riß sie in ihrem Sturz auch die mit fort, die noch in der letzten Minute für sie eingetreten waren. Es war daher ein Moment erwartungsvoller Spannung, wo beide von dem Gang der Dinge in Paris vollkommen abhängige Parteien die Nachrichten aus der Hauptstadt erwarteten. Am 9. August, demselben Tage, an welchem in Paris der das Schicksal des Königthums entscheidende Aufstand ausbrach, hatte der Generalrath die obenerwähnte Adresse unterzeichnet, am 14. traf das die Suspendirung der königlichen Gewalt aussprechende Decret der Nationalversamlung in Strasburg ein. Das Directorium des Departements und der Generalrath der Commune erklärten sich sofort in Permanenz und verboten alle Volksversammlungen. Die Bürger, welche ein Interesse daran nähmen, hieß es, möchten auf das Stadthaus kommen, wo ihnen alle einlaufenden Nachrichten mitgetheilt werden würden.

Daß eine derartige Maßregel acht Tage lang durchführbar war, beweist am besten, wie stark die Stellung der Behörden und der conservativen Partei, wie schwach es mit der Macht der eigentlichen Revolutionärs noch in Strasburg bestellt war. Man darf dies nicht übersehen, weil es für die Beurtheilung der Thätigkeit und Stellung Schneider's und seiner Anhänger maßgebend ist. Während Paris schon an die Schreckenszeit streifte, handelte es sich in Strasburg noch immer um die Bekämpfung und Verdrängung der zahlreichen contrerevolutionären Elemente der Provinz; während dort sämmtliche einflußreiche Stellen schon in den Händen der hitzigsten Republikaner waren, stand hier noch der ganze Beamten- und Regierungsapparat der wenn auch etwas eingeschüchterten, doch zugleich doppelt erbitterten conservativen Partei zur Verfügung. „Bis der 10. August 1792 erschien“ sagt der keineswegs extrem gesinnte Verfasser von „Schneider's Schicksalen in Frankreich“ (vermuthlich F. Cotta) „hatte die sogenannte patriotische Partei noch Zeit und Gelegenheit genug, ihre Geduld und Langmuth recht ernstlich zu üben. Die aristokratische Zunft ließ es an nichts fehlen, jene, wie es immer

daß dem König die Gewalt erhalten wird, welche ihm die Constitution verleiht. Der Augenblick, wo dieselbe nicht mehr vorhanden erschiene, wäre derselbe, wo wir an der Rettung des Reiches und dieser von so übermächtigen Kräften bedrohten Departements verzweifeln würden. Wir fordern endlich, daß durch strenge Gesetze den aufrührerischen Umtrieben ein Ziel gesetzt werde, welche das innerste Wesen der constitutionellen Gewalten zu verändern drohen. Diese erschüttern heißt den Umsturz des Reiches bewirken, heißt die Plane seiner Feinde unterstützen.“

nur hieß, Rottirer, jene Unruhstifterpartei ihren Haß und ihre Uebermacht recht deutlich fühlen zu lassen."

Mit dem 10. August allerdings änderte sich die Sachlage vollkommen. Dietrich hatte in verschiedenen Volksversammlungen vergebliche Anstrengungen gemacht seinen Anhang zu einer ernsten Widersetzlichkeit gegen die neuen Maßregeln zu bewegen; die Bürger waren allerdings ganz seiner Ansicht, aber von dieser Meinungsverschiedenheit mit der herrschenden Richtung bis zum offenen Widerstand gegen dieselbe war ein weiter Schritt, den die ruheliebende, heftigen Mitteln abgeneigte Bevölkerung Strasburgs mitzumachen gar keinen Beruf fühlte. Es blieb daher beim Reden, und als die nach Strasburg gekommenen Commissare der Nationalversammlung von sämmtlichen Beamten die Unterschreibung der Absetzung des Königs forderten, blieb Dietrich als letzte Consequenz seiner bisherigen Haltung nichts übrig, als diese zu verweigern und seine Absetzung entgegenzunehmen. Mit ihm dankten die sämmtlichen Mitglieder der Municipalität Strasburgs ab, die erledigten Stellen aber kamen bei den Neuwahlen im December zunächst nicht in die Hände der Jakobiner, sondern wurden wiederum, der Gesinnung der Bürgerschaft entsprechend, mit Gemäßigten, zum Theil sogar mit den bisherigen Mitgliedern wieder besetzt.*) Schneider erhielt bei dem Umschwung der Dinge den Auftrag, als Commissar nach Hagenau zu gehen, woselbst die Wahlversammlung für den Nationalconvent stattfand. Nachdem er dort drei Monate die Functionen eines Maire

*) Wir können die fernern Schicksale Dietrich's hier nur summarisch andeuten. Nach seiner Amtsentsetzung entwich er zunächst nach der Schweiz, kehrte aber, wie es scheint im Vertrauen auf seinen großen Anhang, im November nach Strasburg zurück. wo er auf Grund gegen ihn erhobener Anklagen sofort verhaftet wurde. Schneider hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede im Club, in der er unter anderm sagte: „Gestern kam Dietrich in unsern Mauern an und heute ist er in demselben Gefängniß, in welches er den Patrioten Laveaur hatte werfen lassen. Das Schwert des Gesetzes schwebt über seinem Haupte. Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich nie die Absicht hatte, der Person dieses Mannes zu schaden, weder durch Schrift noch Rede. Nur die feste Ueberzeugung, daß er meine Mitbürger an den Rand des Abgrunds führe, nur der Wunsch, einen Mann zu entlarven, der das Ansehen, welches er genoß, misbrauchte, konnten mich bestimmen, einen Kampf zu beginnen, den jetzt das Gesetz entscheiden wird. Fern sei von mir Parteilichkeit, Rachsucht und Eigenliebe; ein Gefangener ist ein Unglücklicher und jeder Unglückliche hat ein Recht auf Schonung und Billigkeit. Nur die Liebe zur Wahrheit und der Eifer für die gute Sache dürfen uns in der Untersuchung dieser Angelegenheit leiten." Obgleich es nicht zu einem Ausbruch kam, steigerte die Gefangennahme des ehemaligen Maire die Aufregung in Strasburg doch so außerordentlich, daß man ihn nicht dort zu lassen und von einem strasburger Gericht beurtheilen zu lassen wagte. Er wurde nach Besançon gebracht, auch dort freigesprochen, aber auf neue Anklagen hin vor das Revolutionsgericht nach Paris gebracht, wo er zu Ende des Jahres 1793 zum Tode verurtheilt wurde.

bekleidet, kehrte er nach Strasburg zurück und erhielt bald darauf (Febr. 1793) die Stelle als öffentlicher Ankläger beim peinlichen Tribunal des niederrheinischen Departements. Es war dies im Grunde das erste mal, daß Schneider über seine Gegner triumphirte. Vergebens hatte er sich schon in Hagenau um diese Stelle bemüht, die Gegenpartei blieb mächtiger und die ländlichen Wahlmänner wählten statt seiner einen bekannten Anhänger Dietrich's, der aber ebendieser Eigenschaft halber bald als verdächtig aus Strasburg ausgewiesen und später verhaftet wurde.

Literatur und Kunst.

Ein ethnographisches Lehrbuch.

Der durch seine linguistischen Untersuchungen („Celtica", „Origines Europaeae" ꝛc.) rühmlichst bekannte Dr. Lorenz Diefenbach will in dem von großartiger Belesenheit zeugenden Werke: „Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte" (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer), die Völkerkunde nach ihren mannichfaltigen Beziehungen in einem Gesammtbilde darstellen. Sein Thema ist also umfassender, als es gewöhnlich genommen zu werden pflegt, wenn man den Umfang ethnographischer Untersuchungen auf den Körperbau der verschiedenen Völkerrassen und ihre Sprachverhältnisse beschränkt, womit allerdings die bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten der Nationen hervorgehoben sind. Daß in den Ethnographien wesentlich nur diese beiden Seiten behandelt zu werden pflegen, hat freilich seinen guten Grund nicht nur darin, daß sie sich noch am besten und schärfsten charakterisiren lassen, sondern auch in dem Umstande, daß sowol der körperliche Habitus als auch die Sprache in ihren geschichtlichen Veränderungen durchaus nicht vom freien Willen des Menschen abhängen, vielmehr Naturproducten gleich zu achten sind, welche durch uns zum Theil noch unbekannte Kräfte modificirt werden, ohne daß der Mensch durch Acte seines freien Willens ihre Veränderungen aufhalten kann. Es gehört darum die Linguistik nach Schleicher's richtiger Bemerkung in die Reihe der Naturwissenschaften und steht unter diesen parallel der Naturgeschichte, d. h. der Beschreibung und Klassificirung der Naturproducte, weil eben die Sprachen nichts anderes sind als willenlos vom Menschen erzeugte Naturproducte, auf deren Erhaltung, Veränderung, Absterben er nicht bestimmend einwirken kann, welche Processe sich vielmehr in ebenso nothwendiger Abhängigkeit von äußern Bedingungen vollziehen als die physiologischen Processe der Zersplitterung einer Art in Varietäten, des Aussterbens der Arten ꝛc. in der Welt der sinnlichen Producte. Faßt man also die Ethnographie als einen Theil der physischen Geographie auf, so hat der Ethnolog seine Arbeit in der obenangegebenen Weise abzuwägen. Aber das Leben der Völker manifestirt sich auch auf Gebieten, in denen der freie Wille thätig ist, auf dem Gebiete der Religion, der Sitte, des Rechts, der Kunst, der Wissenschaft,

und auch diesen Gebieten hat der Verfasser seine Betrachtungen gewidmet, ja auf sie bezieht sich der größte Theil des Buches, nämlich von S. 200—748, worauf auch der Ausdruck „Bildungsgeschichte" im Titel hinweist, den der etwas deutschthümelnde Verfasser, wie wir fürchten nicht ganz glücklich, an die Stelle des allgemein eingeführten Wortes „Culturgeschichte" gesetzt hat. Bildungsgeschichte ist ein längstgebrauchter Ausdruck, der etwa gleichbedeutend mit Entwickelungsgeschichte überhaupt ist, also wol nicht zur Bezeichnung eines engern Begriffs verwandt werden kann, wie denn auch schwerlich jemand sofort den Titel unsers Werks in diesem Sinne verstehen wird.

Dieser Abschnitt ist nun nicht auf der Basis einer ethnographischen Eintheilung aufgebaut, etwa wie uns Klemm in seinem weitschichtigen Werke die Völker der Erde einzeln vorführt, der Verfasser sucht vielmehr die Manifestationen der verschiedenen Geistesthätigkeiten der Reihe nach bei allen Völkern der Erde zugleich auf. Es scheint uns dabei jedoch, als habe er gar zu vieles auf dem engen Raum zusammengedrängt, sodaß an vielen Stellen das Buch den Eindruck angehäuften Baumaterials macht, dem die rechte Ver- und Zusammenarbeitung fehlt, während an andern Stellen der Verfasser sich einem anmuthigen, aber nicht tiefgehenden Geplauder überläßt, ähnlich wie wir es etwa in dem jetzt soviel verbreiteten Weber'schen „Demokritos" finden, mit dem der Verfasser auch die massenhafte Belesenheit theilt.

So verbreitet er sich weitläufig über Wesen und Aufgabe der Geschichtschreibung, um dann im speciellen Theile eine Literärgeschichte der Historik zu geben, die nicht viel mehr als Namen und Notizen enthält, für den Eingeweihten zu wenig, für die Zwecke bildender Unterhaltung zuviel, und in der keine Culturgeschichte, sondern nur ein Auszug aus der Literärgeschichte gegeben wird. In gleicher Weise ist die Geschichte der Musik wesentlich aus Schlüter entlehnt, die Geschichte der Baukunst im Auszug aus Semper und Kugler-Lübke, wie der Verfasser uns selbst berichtet. Einzelne geistreiche Gedankenblitze, die von ihm selbst herrühren, entschädigen uns aber nicht für die Dürre der massenhaft angehäuften Notizen, und so ungern wir es auch thun, wir müssen den zweiten Theil des Werks für verfehlt erachten.

Glücklicher ist der Verfasser in der ersten, der eigentlichen Ethnologie gewidmeten Hälfte des Werks. Hier befindet er sich als vergleichender Linguist auf seinem eigentlichen Boden, und von allen Seiten strömt uns hier eine Fülle reichster Belehrung, geschöpft aus selbständigen Beobachtungen, entgegen. Besonders angesprochen hat uns die Schilderung der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues nach den von Wilhelm von Humboldt zuerst aufgestellten drei bekannten Kategorien und die Darstellung der Processe der Entwickelung und des Absterbens der Sprache. Hier ist die Diction des Verfassers wahrhaft classisch.

Ist es schon für diesen Abschnitt charakteristisch, daß der Verfasser nicht überall scharf ausgesprochene Resultate hinstellt, sondern häufig nur den Stand der Untersuchungen schildert, so ist das noch mehr der Fall in dem Abschnitt, der sich mit der Verschiedenheit des Körperbaues, Rasseneintheilungen ꝛc. beschäftigt. Hier legt der Verfasser jedesmal mehr den gegen-

wärtigen Stand der Untersuchung vor, als daß er sich mit Bestimmtheit für irgendeine Annahme entscheidet, und wo es geschieht, da tritt der Schriftsteller stets mit der Anspruchslosigkeit auf, die der beschränkten menschlichen Kraft so schwierigen Problemen gegenüber ziemt und die einen erfreulichen Gegensatz bildet zu der absprechenden Weise, mit der Neuere diese Gegenstände zu behandeln pflegen. Wir können also diesen Theil des Buches mit vollster Ueberzeugung allen denen empfehlen, denen es nicht darum zu thun ist, fremde Meinungen als unzweifelhafte Resultate hinzunehmen, sondern vielmehr aus einer allseitigen Beleuchtung der Fragen sich ein selbständiges Urtheil zu bilden, oder vielleicht auch nur zu erkennen, daß für ein bestimmtes, dogmatisch auszusprechendes Resultat die Zeit noch nicht gekommen sei. H. G.

Oelsner und Varnhagen.

Konrad Engelbert Oelsner wurde im Jahre 1764 in Schlesien geboren und nachdem er auf deutschen Universitäten studirt, lebte er während der Französischen Revolution als Literator in Paris. Ein Mann von großem Geist, Wissen und reichsten Talenten, wie er, konnte damals in Frankreich sein Glück machen; aber Oelsner war ein zu guter Deutscher, um Franzose werden zu wollen; er zog es vielmehr vor, nach dem Sturze Napoleon's in preußische Dienste zu treten. Hardenberg schickte ihn als Legationsrath nach Paris, wo er jedoch bald mehr als Privatmann lebte, als mit staatlichen Geschäften zu thun hatte. Die beginnende Reaction in Preußen schob den trefflichen Mann beiseite; sie setzte ihn ebenso aufs Trockene wie Varnhagen von Ense, der Legationsrath in Baden war und mit Oelsner schon früher ein höchst inniges geistiges Freundschaftsverhältniß geschlossen hatte, nur daß sich Preußen gegen Oelsner jedenfalls undankbarer und kleinlicher benahm wie gegen Varnhagen.

Diese beiden durch Stellung, Geschick, Geist und den Geschmack, ihn zu üben, so vielfältig verwandten Männer begannen mit dem Antritt ihrer diplomatischen Stellungen einen Briefwechsel, den sie in der lebhaftesten Weise und auch nach der Veränderung ihrer Lebensstellungen bis zu dem im Jahre 1828 erfolgten Tode Oelsner's unterhielten. Aus dem geheimnißvollen Schrank Varnhagen's sind nun jetzt diese Briefe unter dem Titel „Briefwechsel zwischen Varnhagen von Ense und Oelsner nebst Briefen von Rahel. Herausgegeben von Ludmilla Assing" (3 Bde., Stuttgart, Kröner) erschienen und die deutsche Literatur ist damit um eins der besten und interessantesten Memoirenwerke bereichert worden, welche sie Varnhagen's Sammelfleiß und dessen klarem Verständniß für den Werth solcher Briefe und Denkwürdigkeiten verdankt. Diese Briefe, den Zeitraum von 1816 — 28 umfassend, gehören nicht allein in stilistischer Hinsicht zu den besten, welche unsere Literatur aufweisen kann; sie liefern auch ein ebenso lehrreiches als pikantes Gemälde der preußischen, deutschen und französischen Zustände und der beiden Literaturen. Beide Männer sind sich ebenbürtig an liberaler Gesinnung, an Geist und kritischem Durchdringen der Thatsachen; sie wetteifern miteinander in der Schärfe der Beobachtung, in der Begründung der Kritik, in der Eröffnung der Perspectiven, in der Mannichfaltigkeit der Mitthei-

lungen persönlicher, anekdotischer, literarischer und politischer Art, nämlich in der Eleganz und Klarheit der Sprache. In allem sind sie Eines Geistes, nur daß Oelsner's Stil dem glatten, sich anschmiegenden, in Wellen der Harmonie sich tändelnd wiegenden Varnhagen's durch Kraft und gedrungene Structur überlegen ist.

Varnhagen ist bekannt; aber Oelsner lebt nur in der Kenntniß kleinerer politischer und literarischer Kreise, in die seine Briefe und Schriften gedrungen sind. Oelsner hatte allen Trieb und alle Bedingungen zu einem Schriftsteller ersten Ranges, aber sein Ehrgeiz ging weniger darauf, mit seinen aus Liebe zur geistigen Beschäftigung und Abklärung gefertigten Arbeiten an die Oeffentlichkeit zu treten. Immer in Lebenssorgen mit seinem spärlichen und nicht pünktlich gezahlten Gehalt als überflüssiger Legationsrath in Paris, wollte er doch weder Geld noch Ruhm. Seine schriftstellerischen Arbeiten waren Studien für ihn selbst und nur zufällig drangen sie bei seinen Lebzeiten in die Oeffentlichkeit, namentlich eine von dem Französischen Institut gekrönte, aber merkwürdigerweise später unauffindbar gebliebene Preisschrift über Mohammed und den Islam. Vieles andere von ihm erschien anonym oder unter fremdem Namen in verschiedenen Zeitschriften. Ueber seine Leistungen, seine Bedeutung und seine persönlichen Verhältnisse erzählte zuerst Varnhagen in der „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang" (1836). Später erst tauchten Briefe von ihm auf; 1843 gab Dorow die Briefe Oelsner's an Stägemann heraus; 1858 Merzdorf Oelsner'sche Briefe aus den Jahren 1790—92. Sein allzu ängstlicher Sohn, Dr. J. Oelsner-Monmerqué, ließ sich aber 1848 auch bewegen — was von Ludmilla Assing in der Vorrede nicht bemerkt worden ist — einen Band politischer Denkwürdigkeiten seines Vaters herauszugeben und er theilte in der Vorrede dazu mit, daß der reiche literarische Nachlaß Oelsner's auch unter anderm vier geschichtliche Werke enthalte, nämlich eine Geschichte der Verfassung des römischen Reichs, eine französisch geschriebene Uebersicht der Geschichte der Kreuzzüge; eine Geschichte der Bildung der Staaten des Alterthums und jene schon erwähnte unfindbare Geschichte des Islam.

Folgen wir nun den interessantesten Richtungen des Oelsner-Varnhagen'schen Briefwechsels, so stoßen wir zunächst auf die Ergüsse der beiden Legationsräthe über die jammervolle Wirthschaft der deutschen Diplomaten unmittelbar nach Etablirung der neuen Wiener Congreßordnung; der Deutsche Bundestag erwartet seine Eröffnung, aber niemand hofft etwas von ihm. Oelsner bespricht den Nutzen eines deutschen Oberhauses, denn „die Eitelkeit will ihre eigene Krippe". „Spott der ganzen denkenden Welt wird Deutschland, und verdient es zu sein, wenn es abermals nichts aufstellt als einen regensburger Verein von Notenfaxen.... Zu einem großen Zweck sind die lachendsten Werkzeuge erkiest worden. Schale Regierungen haben sich schale Repräsentanten gegeben, dem erbärmlichen Ziel, was sie sich setzten, entsprechende Subjecte." S. 121 stoßen wir auf die nähere Mittheilung Oelsner's über Frau von Staël's heimliche Ehe mit de Rocca. Im Februar 1818 schreibt Oelsner: „Nur durch große repräsentative Regierungen kann, meines Erachtens, der Geist eines Volks selbstthätiger und die Regierung eines Staats zu gleicher Zeit sinnreicher, unternehmender

und mächtiger werden." Dann entwerfen die Oelsner'schen Briefe, die er auch an Rahel richtete, das getreue Bild der sich wieder zersetzenden französischen Restaurationszustände in Gruppen; die Unzufriedenheit des Volks mit den Bourbonen, die Furcht vor den Russen und der Heiligen Allianz bildet die erste Gruppe. Varnhagen kritisirt dabei die deutschen Verhältnisse; es kommt ihm der Gedanke (1819) durch den Kopf, ob es nicht gerathen wäre, mehrere deutsche Ständeversammlungen zu Einer Versammlung zu vereinen, „und wenn schon mehrere, warum nicht alle?" Also ein deutsches Parlament. Jedoch muntern die Zustände zu keinen Hoffnungen auf. „Wenn die Sache in dieser Trägheit noch eine Weile stehen bleibt, so wird der Zustand die Fäulniß zu erkennen geben; bisjetzt wildelt es schon etwas stark, aber das halten die Vornehmen ja für haut-goût...." Oelsner bemerkt dann einmal wieder, daß der Zeitgeist als eine Art Fatum Constitutionen verlange. Varnhagen's Briefe sind voll des erschreckenden Ereignisses von Sand's Ermordung Kotzebue's und lassen wieder erkennen, wie entsetzlich das böse Gewissen damals die officielle Welt über dies politische Attentat in Furcht versetzte. Im April 1819 theilt Varnhagen seine Scrupel darüber mit, wie ein ehrlicher Staatsdiener sich unter der politischen Nichtswürdigkeit zu verhalten habe. Er hätte es als ein Glück angesehen, wenn der König nach Baden gekommen wäre: „Ich hätte dem wohlmeinenden Monarchen alles herausgesagt." Diese Stelle macht Varnhagen alle Ehre und um so mehr, als seine gleich darauf erfolgte Absetzung und Pensionirung beweist, daß die Regierung solche Staatsdiener nicht haben wollte. Er war gründlich und für immer angeschwärzt worden und erzählt die Geschichte (I, 310).

Oelsner verfolgte den Kampf des Freiheitsgeistes mit dem reactionären Despotismus, wie ihn die Heilige Allianz gebar — deren erster Gedanke von der Herzogin von Angoulême ausgegangen sein soll (II, 262) — mit dem Scharfblick eines selbständigen und die geschichtliche Idee der Menschheit umfassenden Denkers. Von Zeit zu Zeit begegnet man treffenden Bemerkungen, die ihn als solchen charakterisiren. „Wie die Sachen stehen, ist meines Erachtens constitutionelle Monarchie die einzige Rettung zum Frieden. Soll die constitutionelle Monarchie möglich sein, so müssen die Fürsten sie aufrichten wollen, widrigenfalls Europa in einen hundertjährigen Kampf von Anarchie und Despotismus stürzt, dessen sicherstes Resultat wol nicht Republik, wie sich die Optimisten schmeicheln, sondern, wie ich fürchte, Untergang der alten Dynastien sein würde, auf deren Ruinen sich neue Geschlechter erhöben." Dagegen bemerkt Varnhagen einmal sehr richtig, „das Adelsverhältniß sei eigentlich der Grundstoff aller Quälereien und Verlegenheiten unserer Zeit; es will niemand gelingen, damit aufs Reine zu kommen, weder den Fürsten noch den Volksfreunden, noch dem Adel selbst." Interessant ist auch, wie Varnhagen vielfach die Gerüchte über die versprochene preußische Verfassung mittheilt. „Die Zeitungen", schreibt er im Juli 1820, „haben verbreitet, am 3. August würde die preußische Verfassungsurkunde erscheinen; die Nachricht ist gewiß voreilig 2c." Varnhagen wußte recht gut, daß der preußische Adel von keiner Verfassung etwas wissen wollte; zuletzt gab er die Hoffnung auf deren Inslebentreten ganz auf und fand auch, daß sich das Volk sehr gleichgültig gegen diese constitutionelle Frage verhielt. Die Umtriebe und Agi-

tationen allerorten nöthigen ihm aber doch des öftern das Geständniß ab, daß das einzige Mittel dagegen der constitutionelle Weg sei. „Will aber irgendein Staatsmann sehen und hören? Geist und Kraft von Dünkel und Schwäche unterscheiden?“ (II, 103.)

Die Revolution in Neapel wird nun der Hauptstoff der politischen Ergüsse der Briefsteller, namentlich Oelsner versorgt seinen Freund mit Details und Nachrichten, die dem Reuchlin'schen Werk über Italien vortreffliche Dienste geleistet hätten. Eine geheime Intrigue gegen den Papst und den Versuch, ihn zu vergiften, deutet Reuchlin nur an; Theil II, S. 108 erzählt sie Oelsner genauer. Dann meint er, imponirt durch die Energie der Neapolitaner, einmal: „Den Völkern graut vor Republik. Ich kann es ihnen nicht verargen. Wer hätte sie zur Republik erzogen? Sie würden dumme und lästerliche Streiche begehen. Aber alles was denkt, will, verlangt und fordert constitutionelle Monarchie, dafür graut den Fürsten. Die Spanier, um einen constitutionellen König zu bekommen, haben ihren Ferdinand an Ketten gelegt.“

Varnhagen läßt übrigens auch einmal, ergrimmt über seine Zurücksetzung, eine persönliche Bemerkung fallen, die wir nicht übersehen wollen: „Gott gnade aber, wenn ich's überdrüßig werde! Ich hätte Mittel genug, um manchen Tückischgesinnten in die Klemme zu nehmen!“ Oelsner klagt ihm seine Sorgen nicht minder; seine Frau starb ihm schnell an der Bräune, die Beschreibung ihres Todes, die Klage des Gatten (II, 203) hat etwas tief Ergreifendes durch ihre Einfachheit. Aber trotz all dieser privaten Entmuthigungen des Lebens wird das Interesse beider an den politischen Vorgängen nicht abgeschwächt; der Congreß von Troppau und Laibach beschäftigt sie lebhaft und die Heilige Allianz mit ihrem europäischen Polizeisystem läßt sie für alle Freiheit fürchten. Varnhagen bricht sogar auf Monate den Briefwechsel ab, weil er fürchtet, keinen von der Polizei ungelesenen Brief an Oelsner befördern zu können. Das Briefgeheimniß existirt nicht mehr. Aber lange können beide doch dies Stillschweigen nicht ertragen; Talleyrand gibt Oelsner Stoff zu einer scharfen Charakteristik dieses Staatsmannes; Hardenberg's Tod während des Congresses zu Verona veranlaßt die Freunde zum Austausch ihres Urtheils über denselben. „Seine Rolle,“ meinte Varnhagen, „war schon eine Zeit lang zu Ende und er blieb noch immer auf der Bühne, für seinen Ruhm allzu lange! ... Zu erwarten war gewiß nichts mehr von ihm ...“

Die Oelsner'schen Briefe vom Jahre 1823 verbreiten sich dann vorzugsweise über den spanischen Krieg und werfen höchst interessante Schlaglichter auf die Stellung der Parteien und die jämmerliche Führung dieses Krieges im Vergleich zu den noch in lebhaften Erinnerungen lebenden Bonaparte'schen Unternehmungen. Ueberhaupt bilden die Mittheilungen über das ultraroyalistische Treiben in Paris bis zum Schluß des Briefwechsels höchst interessante und lehrreiche Seiten, welche namentlich ihrem Werthe nach zu würdigen sind, wenn man sich das Werk von Adolf Schmidt über Frankreich in dessen „Zeitgenössischen Geschichten“ vergegenwärtigt; daß von einem so scharfsehenden Mann wie Oelsner der Vulkan nicht ignorirt wurde, auf dem die Bourbonen tanzten, kann man sich denken. „Frankreich“, schrieb er 1825,

„wird noch einmal die Welt in Erstaunen setzen." Dies ist die Logik, die er aus der Demonstration bei Fox' Tode ableitete.

Aber nicht minder reich ist auch der letzte Theil an Anekdoten und biographischen Illustrationen. Thiers' und Guizot's erstes Auftreten findet schon eine sehr richtige, durch die spätere Zeit sanctionirte Kritik. Auch die Oelsner'sche Kritik des gestorbenen „Einsiedlers", Grafen Schlabrendorf, die er seinen „Genien" liefert — wie er sehr häufig Varnhagen und Rahel nennt — ist von pikantestem Interesse.

Die persönlichen Verhältnisse Oelsner's treten gegen das Ende seines Lebens ebenfalls mehr in dem Briefwechsel hervor. Man hat ihm sein Gehalt gekürzt und der verletzte Mann ergeht sich darüber gegen die preußische Regierung in den heftigsten, bittersten Anklagen. Der Groll zehrt an seinem Leben; er ward krank und selten, daß seine Gesundheit wieder zeitweise sich befestigt. Er fühlt sein Ende und doch will er in deutscher Erde ruhen — dahin geht seine letzte Sehnsucht. Noch ein Jahr vor seinem Tode schreibt er: „Ich spüre ein ganz eigenes Grauen, hier (in Paris) zu sterben, besonders seitdem pfäffische Dummheit das ziemlich wohlgeordnete Land aufs neue umzuwälzen trachtet." Sein Wunsch sollte nicht erfüllt werden; er starb im Jahre 1828 in Paris; sein letzter Brief an Varnhagen ist vom 28. Juli 1828 aus dem Sterbebett seinem Sohn dictirt. S.-W.

Notizen.

Von neuerschienenen Reisewerken erwähnen wir die deutsche Originalausgabe von Hermann Vámbéry's „Reise in Mittelasien im Jahre 1863" (Leipzig, F. A. Brockhaus), ein Werk, welches bereits im Englischen veröffentlicht ward und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. In demselben Verlage ist der dritte Band von Baron von Müller's „Reise in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico" erschienen; ebenso ein Werk von Alfred Freiherrn von Wolzogen über „Rafael Santi, sein Leben und seine Werke" und ein neuer Roman von Friedrich Wesdorf: „Stand und Bildung" (3 Thle.), dessen Inhalt vorzugsweise die religiösen Conflicte der Gegenwart hervorhebt und dessen pseudonymer Verfasser dem geistlichen Stande angehört. Das zweite Heft der neuen von Rudolf Gottschall redigirten Folge von „Unsere Zeit" bringt aus der Feder eines Augenzeugen einen Artikel über „Die Betheiligung der preußischen Marine am deutsch-dänischen Kriege von 1864", den zweiten Artikel über „Das Leben Jesu" von Renan, Strauß und Schenkel und über „Die neue Aera des Zollvereins" und „Die päpstliche Encyclica" in getreuer Uebersetzung nebst einer Skizze der durch dies Actenstück hervorgerufenen Bewegungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 11.** 16. März 1865.

Moritz, Graf von Sachsen.

Von

Hans Prutz.

Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich. Nach archivalischen Quellen von Dr. Karl von Weber, Ministerialrath, Director des Haupt-Staatsarchivs zu Dresden. Mit Porträts. (Leipzig, B. Tauchnitz.)

Eine ganze Reihe zum Theil sehr werthvoller Publicationen ist es, welche wir der kundigen Hand des Herrn Dr. Karl von Weber, des Directors des Hauptstaatsarchivs zu Dresden, während der letzten Jahre zu verdanken gehabt haben. Namentlich über die so außerordentlich interessanten und in ihrem reichen Detail noch lange nicht erschöpften Verhältnisse des sächsisch-polnischen Hofes und über seine Beziehungen zu den übrigen Staaten Europas zu Ende des 17. und während des 18. Jahrhunderts ist dadurch vielfach ein ganz neues Licht verbreitet worden. Auch hat besonders die Culturgeschichte daraus den dankenswerthesten Gewinn gezogen. Demselben Gebiete gehört auch das neueste Werk des gelehrten Forschers an; zu seinem Gegenstande hat es das Leben eines der bedeutendsten Männer, die sich um die Figur August's des Starken zu einem bunten Kranze vereinigen.

Obgleich sich in seinem Charakter und seinem ganzen Leben die größten Widersprüche vereinigt finden, eine rastlos thätige, jeder Strapaze und jeder Gefahr lachenden Muthes entgegengehende solratische Kühnheit und kaltherzige Besonnenheit mit einer heißblütigen, übereilten Projectenmacherei, eine Art ernstlichen, selbstwissenschaftlichen Strebens mit der zügellosesten Sinnlichkeit und dem Hange zu sybaritischem Wohlleben Hand in Hand gehen, dennoch, oder vielleicht ebendeshalb, übt die ritterliche Gestalt des Grafen Moritz von Sachsen, des „Marschalls von Frankreich", auf jeden, der der Geschichte des 18. Jahrhunderts näher tritt, eine entschiedene Anziehungskraft aus, fühlt sich jeder von ihr bis zu einem gewissen Grade angeregt und gefesselt. Und seitdem Moritz auch der Held der Dichtung geworden, sein Verhältniß zu der schönen Schauspielerin Adrienne Lecouvreur zu einem Gegenstande dramatischer Behandlung gemacht und auf unsern Bühnen eingebürgert ist, seitdem hat das Interesse für seinen Namen sich auf einen noch weit größern Kreis ausgedehnt. Aber wie gleich der Eintritt Moritz' in das Leben von einem gewissen geheimnißvollen Dunkel umgeben ist, so haben seine vielbewegten Schicksale, seine Thätigkeit auf den verschiedensten Schauplätzen, namentlich aber auch die mannichfachen Widersprüche in seinem Charakter die Veranlassung gegeben, daß sich schon zeitig die Sage seiner Person bemächtigt hat; nicht zufrieden mit dem entschieden romantischen Zug, der durch sein ganzes Wesen geht, hat man seinen Lebenslauf schon früh mit allerhand wunderbaren Zuthaten ausgeschmückt, welche, sobald man den Maßstab der historischen Kritik daran legt, nicht Stand halten und sich eben nur als Erfindungen übereifriger Lobredner erweisen. Alle diese Fabeln ausgeschieden und das Leben des Helden mit wirklich historischer Genauigkeit actenmäßig festgestellt zu haben, ist das Verdienst des neuesten Weber'schen Werks, dessen Titel wir an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt haben. Aber nicht blos diese sagenhaften Elemente sind durch dasselbe daraus entfernt, sondern auch eine Menge bisher ganz unbekannter oder doch nur halb bekannter Thatsachen ist vom Verfasser neu aufgefunden und in das richtige Licht gestellt worden. Die Darstellung des so gewonnenen Bildes von dem Leben des Marschalls von Frankreich ist, wie gesagt, eine durchaus actenmäßige, und aus den reichen Schätzen des dresdner Hauptstaatsarchivs wird eine Fülle von gleichzeitigen Berichten und Briefen zur Begründung derselben mitgetheilt, worin namentlich wiederum der Culturhistoriker eine reiche Ausbeute finden wird.

Moritz, später als Graf von Sachsen und Marschall von Frankreich zu so hohem Ruhme gelangt, war bekanntlich die Frucht des kurzen, dennoch durch seinen äußern Glanz in der Geschichte des galanten sächsischen Hofes epochemachenden Verhältnisses, welches August den Starken

mit der schwedischen Gräfin Aurora von Königsmark verband. Das Jahr seiner Geburt, 1696, war schon früher bekannt, der Tag jedoch ist erst durch diese neueste Forschung mit Sicherheit erwiesen. Nach einer Notiz des goslarer Kirchenbuchs nämlich ward daselbst am 28. Oct. 1696 „von der vornehmen Frau in R. Heinrich Christoph Winkel's Haus ein Söhnchen geboren", welches in der Taufe den Namen Mauritius erhielt. Wie so sein Ursprung und seine Geburt von einem geheimnißvollen, romantischen Nimbus umgeben war, so war es auch Moritz' erste Jugend. Bald nach seiner Geburt finden wir ihn mit seiner Amme auf einer Reise nach Hamburg, dann ist er in Berlin, endlich mehrere Jahre in Warschau, von wo er mit seinen Erziehern nach Breslau und Leipzig kommt. Sein Vater, der König von Polen, behielt ihn stets im Auge, obgleich sich sein Verhältniß zu der schönen Gräfin bald wieder gelöst hatte. Im Jahre 1704 schickte er den Knaben mit seinen Gouverneuren nach dem Haag und setzte ihm eine jährliche Rente von 3000 Thlrn. aus. Die Berichte seiner Lehrer und anderweitige Angaben entwerfen von den geistigen Anlagen, mit denen Moritz ausgestattet war, gerade kein besonders empfehlendes Bild; es fehlte ihm zum Lernen sowol an Lust wie an Fassungsgabe. Sein ganzes Sinnen und Trachten war vielmehr auf den Soldatenstand gerichtet; auch erklärt er in seinen später verfaßten uns fragmentarisch erhaltenen Memoiren selbst, daß er sein eigentliches Leben erst vom 15. Januar 1709 an datire, an welchem Tage er nämlich vom König zur Fahne verpflichtet wurde. Gleichzeitig ward er der speciellen Aufsicht des damals in hohem Ansehen stehenden Generals Grafen von Schulenburg anvertraut, jedoch mit der ausdrücklich hinzugefügten Weisung: „Ich will, daß Sie den Patron schütteln, wie er es nöthig hat und ohne alle Rücksicht, daß wir ihn abhärten." Schon am folgenden Tage trat Moritz mit dem Armeecorps, das zur Unterstützung Marlborough's bestimmt war, den Marsch nach Flandern zu Fuß an. So wenig er auch äußerlich ausgezeichnet wurde, indem er wie jeder gemeine Soldat seinen Dienst thun mußte, so hatte er doch an dem General Schulenburg einen freundlichen Gönner, der an seiner Entwickelung den entschiedensten Antheil nahm. Während der im Juli 1709 begonnenen Belagerung von Tournay kam der junge Krieger zuerst ins Feuer; ob er sich dabei aber schon damals ganz besonders ausgezeichnet, ist nicht überliefert, und die außerordentlichen Heldenthaten, welche spätere Lobredner dem damals noch nicht dem Knabenalter Entwachsenen nachrühmen, scheinen mit Recht in das Gebiet der Fabel verwiesen werden zu müssen.

Nach Beendigung des Feldzugs ging Moritz mit seinem Gouverneur, einem Hrn. von Stötterogge, wieder nach Holland, wo er sich nun

ernstlicher um die Erwerbung der nöthigen Bildung bemühen sollte. Wenn er dort nun auch nach einem vom König persönlich gutgeheißenen Plane unterrichtet wurde, so sind doch die Erfolge, die man damit erzielt, auch damals eben keine glänzenden gewesen. Wohl aber gerieth er schon damals in eine Fatalität, die er dann sein ganzes Leben hindurch nicht wieder losgeworden ist, selbst in den Zeiten seines größten Glanzes. Obgleich er nämlich seiner um ihn stets sehr besorgten Mutter einen genau gebuchten Bericht über seine Ausgaben erstatten mußte, so hinderte dies doch nicht, daß er schon damals tief in Schulden gerieth. Daß aber nicht, wie seine Mutter argwöhnte, Verschwendung die Ursache davon wäre, das suchte nicht blos Moritz selbst, sondern auch sein Gouverneur durch genauen Nachweis aller nöthigen Ausgaben darzuthun. In diesen finanziellen Berichten finden sich denn freilich curiose Stellen, wie z. B. einmal folgende: „Der junge Graf trägt wegen seines starken Beins schon vollkommene Mannsstrümpfe, denn die Strümpfe, so man ordinär für Knaben von 15—16 Jahren verkauft, sind ihm alle zu klein." So schlagenden Gründen gegenüber blieb dem königlichen Vater denn freilich schließlich nichts anderes übrig, als die Moritz ausgesetzte Jahresrente auf 4000 Thlr. zu erhöhen.

Nach fast zweijährigem Aufenthalt in Holland, 1711, kehrte Moritz nach Sachsen zurück; auch wurde er vermuthlich damals nach langen Anstrengungen seiner Mutter, welche dabei namentlich die geheime Feindschaft des bei August dem Starken allmächtigen Feldmarschalls Grafen von Flemming zu bekämpfen hatte, zum Grafen von Sachsen erhoben und mit der Grafschaft Tautenburg beschenkt, dann aber, als sich dem wirklichen Vollzug der Schenkung Hindernisse in den Weg stellten, durch das große Rittergut Schkölen entschädigt. Im folgenden Jahre nahm er mit Auszeichnung an dem Feldzuge gegen die Schweden in Pommern theil und erhielt infolge dessen vom König ein Regiment, was schon lange der Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen war. An der Spitze desselben verweilte er einige Zeit in Polen und kam dann nach Sachsen zurück, um sich — also gerade achtzehnjährig — zu vermählen.

Die Geschichte dieser Vermählung und Ehe bildet in Moritz' Leben allerdings nur eine rasch vorübergehende Episode, er selbst hat später ganz darüber geschwiegen und es nicht gern nachgesagt, daß er überhaupt einmal verheirathet gewesen. Und er that nicht unrecht daran, indem diese Ehe in der That ein dunkler Flecken in seinem Leben ist. Freilich läßt sie uns zugleich einen Blick thun in die ganze bodenlose Entsittlichung jener Zeit. Auch wird man vielleicht etwas milder über Moritz urtheilen müssen, wenn man bedenkt, daß er, noch so gut wie unerzogen, frühzeitig allen Verführungen ausgesetzt, in der Mitte einer so entarteten Gesellschaft, auf einmal an die Seite eines halben Kindes geführt wurde,

um nun einem eigenen, großartigen Hauswesen vorzustehen. Moritz' Mutter, die Gräfin von Königsmark, wie auch sein Vater, der König selbst, waren schon zeitig darauf bedacht gewesen, ihm durch eine möglichst reiche Vermählung eine glänzende Zukunft und ein seinen Ansprüchen und seiner Stellung entsprechendes Einkommen zu sichern. Eine Braut, wie man sie wünschte, fand sich in Johanna Victoria Tugendreich von Löben, der einzigen Erbin des reichsten Grundbesitzers Sachsens. Bei ihrem außerordentlichen Reichthum war dieselbe freilich schon seit ihrem achten Jahre vielfach umfreit, einmal sogar schon entführt und wenigstens scheinbar getraut worden; die mächtigen Protectoren, welche Moritz zur Seite standen, fanden jedoch Mittel und Wege, sie für ihren Schützling zu sichern. Wie dies geschehen, und auf die absonderlichen Dinge, die dabei zur Sprache kamen, näher einzugehen, ist hier nicht am Orte, so charakteristisch auch gerade der Verlauf dieser Verhandlungen für die ganze Zeit ist. Das Resultat derselben war, daß die Edeldame ihren Aeltern genommen und einem dem Hofe nahestehenden Hause zur Erziehung übergeben wurde. Nachdem dann auch noch die Ansprüche eines früher mit ihr verlobten sächsischen Edelmannes theils durch allerhand zweideutige Rechtseinwände, theils aber durch Zahlung einer bedeutenden Summe abgefunden waren, galt das Frl. von Löben öffentlich als die verlobte Braut des Grafen von Sachsen. Dem entsprechend entspann sich zwischen beiden denn auch bald ein zärtlicher Briefwechsel; was davon erhalten ist, wirft auf den Bildungszustand beider, namentlich aber der Braut, ein grelles Licht, besonders ist eine Probe, welche der Verfasser von den Briefen derselben mittheilt, von zu drastischer Wirkung, als daß sie nicht auch hier einen Platz finden sollte. Am 30. Juli 1711 schreibt Victoria von Löben ihrem Verlobten Folgendes:

„Ich vor meine Perschon versichere daß ich Sie Ewig beständig werde sein, ob ich gleich Dero angenehme conversajgon auff eine Zeitlang muß beraubt seyn, so werde ich mich doch nimmermehr eendtren, bitte nur Sie wollen alle Zeit ein bißchen Guthcit vor mich behalten, wie ich denn nicht daran zweifle, In übrigen recommandire mich zu beständiger amittige und verbleibe, Monsieur le Comte

Votre tres fidele
J. V. T. de Löbin."

Den Schluß bilden die damals unvermeidlichen französischen Reime mit der bald so schwer Lügen gestraften Versicherung:

Malgré nos cruels ennemis
Nos coeurs seront toujours unis.

Trotz solcher Briefe, möchte man fast sagen, wurden Moritz und seine Braut vom König wegen der ihm „bekannten guten Aufführung beider"

für mündig erklärt; schon am 12. März 1714 war die prunkvolle Hochzeit. Ueber den fernern Verlauf dieser Ehe können wir kurz sein. Die beiden Gatten waren einander in jeder Hinsicht würdig, und nach den widerwärtigsten Scenen und schwersten gegenseitigen Beschuldigungen kam es, nachdem sie schon lange getrennt und jedes ganz nach seinem Behagen gelebt hatten, im Jahre 1721 zu einer von beiden Theilen mit Freuden begrüßten gerichtlichen Scheidung. Nach allem, was wir über Moritz' Gattin wissen, ist dieselbe allerdings auch kein Tugendspiegel, sondern eben nur ein echtes Kind ihrer Zeit gewesen; dennoch ist die Art und Weise, mit der Moritz selbst über die Scheidung spricht, wahrhaft empörend. Man muß die spöttischen Bemerkungen — und diese Bezeichnung ist noch sehr milde — lesen, die er bei der Publication der Scheidung dem versammelten Consistorium entgegenwirft und deren er sich gleich darauf mit dem entschiedensten Selbstgefühle rühmt. Hier mögen blos die Worte einen Platz finden, mit denen er wenige Tage hinterher einen Brief an den König anfängt: „Un grand homme l'à dit, on n'a que deux bons jours, l'entrée et la sortie. Mais cet honnêt homme voulait faire des vers et il fallait trouver un jeu et une cadence car il m'a paru, que la sortie est infinement meilleure que l'entrée."

Doch sind wir in der Verfolgung dieser wenig erfreulichen Episode in dem Leben Moritz' den Ereignissen vorausgeeilt. 1715 finden wir ihn mit seinem Regiment vor Stralsund, 1716 in Polen, wo er während des Kampfes der Sachsen gegen die conföderirten Polen sich den Ruf eines kühnen, unverzagten Haudegens erwarb; mit nur fünf Offizieren und zwölf Bedienten vertheidigte er sich in der Schenke eines kleinen polnischen Dorfes einen ganzen Tag mit glänzendem Erfolge gegen mehrere hundert Reiter, nachdem er das Haus in sinnreicher Weise in eine förmliche kleine Festung verwandelt hatte. Doch schützten ihn solche Auszeichnungen nicht vor einem von ihm als bittere Kränkung aufgefaßten Misgeschick: bei der nach Beendigung des Krieges eintretenden Reduction der sächsischen Armee kam sein Regiment durch das Los unter die Zahl der zu entlassenden. Zur Unthätigkeit verurtheilt lebte er nun in Dresden ganz in der damals namentlich am sächsischen Hofe üblichen Weise und vermehrte dadurch seine schon höchst bedeutende Schuldenlast zu so außerordentlicher Höhe, daß seine pecuniären Verhältnisse bald völlig zerrüttet waren. Ihn dieser verderblichen Unthätigkeit zu entziehen, ihm aber zugleich auch Gelegenheit zu geben, seiner Neigung zum Kriegswesen nachzuhängen und sich vielleicht auf diese Art eine bedeutendere Stellung zu erringen, schlug ihm 1720 der König selbst vor, in französische Dienste zu gehen. Moritz begab sich infolge dessen nach Frankreich, und durch den angenehmen Eindruck, den seine gewandte und

ritterliche Persönlichkeit auf den Hof und die vornehme Welt daselbst machte, sowie durch die nachdrücklichen Empfehlungen seines Vaters gelang es ihm schon nach kurzer Zeit, das erstrebte Ziel zu erreichen. Er wurde von Ludwig XV. zum maréchal de camp ernannt und ihm ein jährlicher Gehalt von 10000 Livres ausgesetzt. So war Moritz denn in die Laufbahn eingetreten, die ihm zwar nicht fürstliche Ehren, wonach sein Sinn stand, wohl aber den Ruhm eines bedeutenden, auf der Höhe seiner Zeit stehenden Generals eingetragen hat.

Noch aber fehlte viel daran, daß er, mit dem so gemachten Anfang zufrieden, nach innen und außen einigermaßen beruhigt gelebt hätte. Im Gegentheil entsagte er auch jetzt noch nicht dem Haschen nach einer noch glänzendern Stellung und nicht lange danach war er auf einer ganz abenteuerlichen Fahrt begriffen. Die auf seinen Eintritt in französische Dienste zunächstfolgenden Jahre finden wir Moritz bald in Paris bald in Sachsen, bald in Polen. Am französischen Hofe ward er vielfach ausgezeichnet, namentlich gefeiert als ein Liebling der Damen, und die glänzenden Festlichkeiten aller Art gaben ihm genug Gelegenheit, sich durch seine außerordentliche körperliche Gewandtheit und Stärke hervorzuthun. 1724 machte er eine Reise an den englischen Hof, der ihn gleichfalls mit Ehren empfing. Das Jahr darauf tauchte in ihm ein Project auf, dessen Ausführung ihn jahrelang beschäftigt, in Verwickelungen und Unannehmlichkeiten aller Art, namentlich aber in noch enormere Schulden gestürzt hat, ohne daß er das mit aller Kraft erstrebte Ziel erreicht hätte. 1725 nämlich stand die Erledigung des von Polen zu Lehen gehenden Herzogthums Kurland bevor, da sein derzeitiger Inhaber schwer krank und kinderlos war. Zahlreich waren die Herren aus königlichen und fürstlichen Häusern, die sich um den durch die Wahl des kurländischen Adels zu vergebenden Herzogshut bewarben; Deutsche, Russen und Polen wetteiferten miteinander. Auch Moritz wollte sein Glück versuchen, und zwar ging sein Plan dahin, sich mit der noch jugendlichen Witwe des vorletzten Herzogs zu vermählen und durch ihre Hand in den Besitz Kurlands zu kommen. Auf geheimen Wegen gelang es ihm denn auch, die Aufmerksamkeit der Anna Iwanowna, einer Enkelin Peter's des Großen, auf sich zu ziehen und bald ihr lebhaftes Interesse für seinen Plan zu gewinnen. Da derselbe jedoch der Unterstützung der russischen Kaiserin Katharina keineswegs sicher war, so verfolgte Moritz daneben bald noch ein anderes Project, nämlich die Hand der russischen Kaisertochter Elisabeth, einer jugendlichen, hochgefeierten Schönheit, zu gewinnen und so mit Rußlands Beihülfe seine Wahl zum Herzog von Kurland zu betreiben. Am wenigsten günstig zeigte sich dem ganzen Unternehmen Moritz' eigener Vater, der König von Polen; ausdrücklich untersagte er ihm die beabsichtigte Reise nach Kurland und

Petersburg. Dennoch trat Moritz dieselbe an, sobald alles im geheimen hinreichend vorbereitet schien. Schon im Juni 1726 traf er mit der Herzogin Anna in Mitau zusammen; der Eindruck, den er auf sie gemacht, wird als ein sehr günstiger geschildert. Obgleich Moritz demnach hoffen konnte, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen, so wurden doch für den Fall, daß noch unerwartete Hindernisse einträten, die geheimen Intriguen, um seine Verbindung mit der Prinzessin Elisabeth zu bewirken, in Petersburg fortgesetzt. Das Glück schien ihn auch in jeder Hinsicht zu unterstützen: sämmtliche Stimmen der zur Wahl des Herzogs in Mitau versammelten Adelichen fielen auf Moritz. Damit aber war noch nichts erreicht, im Gegentheil nahm gerade infolge dieser Wahl seine Angelegenheit eine sehr ungünstige Wendung. Die Wahl war geschehen gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs von Polen, namentlich aber trat jetzt Rußland ganz entschieden mit der Absicht auf, keines andern Erhebung zum Herzoge zu dulden als des von ihm aufgestellten Candidaten, des Fürsten Menschikow, ja, es machte Miene, im Falle ernstlichen Widerstandes Gewalt anzuwenden. So sah sich denn Moritz binnen kurzem in der übeln Lage, zwar das Patent seiner Wahl in der Hand zu haben, ihm aber keine Art von Gültigkeit verschaffen zu können. Die Unterhandlungen zogen sich noch längere Zeit hin, einen Augenblick schien es sogar, als sollte es über diese Frage zu einem Kriege zwischen Rußland, Polen und Preußen kommen; dennoch gab Moritz seine Sache noch nicht verloren. Vielmehr trug er sich schon mit allerhand Planen und Entwürfen über die künftige Einrichtung seines Staats und suchte sich schon die Gegenstände aus, denen er zunächst seine Sorge für das Wohl seines Landes zuwenden wollte. Zu einer Verwirklichung derselben sollte es jedoch nicht kommen. Denn die Bemühungen der Herzogin Anna, persönlich in Petersburg ihrer und Moritz' Angelegenheit eine günstigere Wendung zu geben, blieben ohne Erfolg, auch die Bitten um Unterstützung seiner Ansprüche, die Moritz nach Wien und London richtete, waren vergeblich. Gegen die Adelichen, welche seine Wahl vollzogen, ließ der König von Polen die Klage auf Hochverrath erheben, Rußland aber wandte jede Art von Druck an, um eine Entscheidung in seinem Sinne herbeizuführen. Ganz ungünstig fing sich die Sache für Moritz erst zu gestalten an, als um diese Zeit auch das zweite, jedoch in aller Stille und bisher mit bester Aussicht verfolgte Project plötzlich scheiterte. Ein Liebesverhältniß, das Moritz angeknüpft hatte, kam der Prinzessin Elisabeth, um deren Hand er warb, zu Ohren und erregte deren Eifersucht: sie selbst ließ den Plan, sich mit Moritz zu verbinden, sofort fallen. Dazu kam im Mai 1727 der Tod der Kaiserin Katharina und der nun in Petersburg durchdringende Entschluß, die Sache sofort und im Nothfalle mit Gewalt zu Ende zu bringen. Zwar weigerte sich

Moritz anfangs, der Aufforderung das Land zu verlassen Folge zu leisten, schließlich aber nöthigte ihn das Erscheinen russischer Truppen denn doch sich in das Unvermeidliche zu fügen. Er begab sich nach Memel, von wo er, da die preußische Regierung ihn dort nicht dulden wollte, zu Ende des Jahres 1727 nach Paris zurückkehrte. Das ganze Ergebniß dieser kurländischen Expedition, die ihn volle zwei Jahre gekostet hatte, bestand für Moritz somit einzig und allein in einer gewaltigen Vermehrung seiner Schulden und einem werthlosen Pergament über die stattgehabte Wahl. So sehr aber hatte er sich in dieses Project hineingelebt, daß er auch später noch bei jeder irgend günstig scheinenden Gelegenheit darauf zurückkam und seine vermeintlichen Rechte auf den kurländischen Herzogshut zur Geltung zu bringen suchte. Auch die Absicht, sich durch Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth in Rußland eine glänzende Zukunft zu sichern, hat er noch eine Zeit lang verfolgt, ohne jedoch sein Ziel zu erreichen.

Die nächsten Jahre lebte Moritz in Paris, vielfach auch auf Reisen, namentlich den sächsischen Hof hat er öfters besucht. Mit besonderm Eifer wandte er sich in dieser Zeit der Muße den kriegswissenschaftlichen Studien zu. Nicht blos große praktische Resultate haben dieselben in seinen spätern Siegen gehabt, sondern auch ein literarisches Ergebniß ist aus ihnen hervorgegangen. Während einer längern Krankheit nämlich schrieb er 1732 in dreizehn schlaflosen Nächten sein berühmtes Buch „Mes rêveries“, ein Werk, das große Anerkennung gefunden hat, und in dem er kühne und neue Ansichten über die Kriegswissenschaft niederlegte. Auch mit der rein technischen Seite des Militärs beschäftigte er sich. Namentlich erfand er eine neuconstruirte Laffette; auch eine neue Art, Schiffe durch Rudern zu bewegen, wollte er erfunden haben, fand jedoch keine Gelegenheit, dieselbe praktisch anzuwenden. Diesen Beschäftigungen, die ihn jedoch am Genusse des Lebens im Sinne jener Zeit nicht hinderten, wurde er entzogen durch den 1733 über die Wahl Friedrich August's II. von Sachsen zum König von Polen ausbrechenden Krieg zwischen Frankreich und Kaiser Karl VI. An den Feldzügen von 1734 und 1735 nahm er bei der am Rhein kämpfenden Armee theil, ohne indeß Gelegenheit zu besonderer Entfaltung seines militärischen Talents zu finden. Mit dem Frieden kehrte er dann, zum Generallieutenant ernannt, zu seinen gewohnten Studien zurück. Interessant ist, daß er sich in dieser Zeit dazu verstand, für den sächsischen Hof Berichte über die Vorgänge in Paris zu schreiben; der hohen Politik hielt er sich dabei freilich fern, mit um so entschiedenerer Vorliebe aber verweilte er bei den kleinen pikanten Vorfällen, welche die Hofkreise beschäftigten. Er selbst rühmt von seiner Darstellung, daß er den Dingen „un manteau d'été, c'est à dire de gaze“ umhängen wollte.

Die großen kriegerischen Bewegungen, welche mit dem Tode Karl's VI. 1740 über Europa hereinbrachen, riefen auch Moritz wieder in das Feld; sie sollten ihn in kurzer Zeit zu den höchsten militärischen Ehren und dem Ruhme eines der ersten Generale seiner Zeit führen. Im Bunde mit Spanien und Baiern begann Frankreich den Kampf gegen Oesterreich. Es würde zu weit führen, wollten wir hier, der uns vorliegenden Biographie folgend, Moritz auf Schritt und Tritt durch die wechselvollen Kämpfe dieser Jahre begleiten. Von mancherlei Eifersucht und Neid reichlich beobachtet und gehindert, gelang es ihm doch vermöge seiner entschiedenen Feldherrngabe schließlich sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Man vertraute ihm größere und selbständigere Commandos an, und als er dieselben in der glänzendsten Weise ausgeführt, namentlich sich in dem Feldzuge des Jahres 1743 bedeutend ausgezeichnet hatte, wurde er, obgleich Protestant und noch lange nicht der älteste General, am 26. März 1744 zum Marschall von Frankreich ernannt. Er übernahm den Befehl über die französische Armee, welche gegen die vereinigten Engländer und Oesterreicher in den Niederlanden bestimmt war. Auf diesem Schauplatz erwarb er sich seinen Ruhm; obgleich schwer krank — er litt an der Wassersucht — scheute er keine Strapazen, ja von seinem Krankenwagen aus commandirte er am 11. Mai 1745 die siegreiche Schlacht von Fontenoi. Nicht blos hohen Ruhm, sondern auch die großartigsten Belohnungen von Seiten Ludwig's XV. trug ihm der Sieg ein. Seine fernern Thaten steigerten beides. Am 11. Oct. 1745 erfocht er den glänzenden Sieg bei Rocoux, am 2. Juli 1747 den bei Laffeld. Wenn aber selbst so großen Verdiensten gegenüber, die seinen Namen zu dem beliebtesten in ganz Frankreich machten, Moritz' Gegner am Hofe und in der Armee noch immer nicht aufhörten, alles zu seinem Sturze in Bewegung zu setzen, so verloren sie doch mit jedem Tage mehr und mehr die Aussicht auf Erfolg. Man feierte ihn als den neuen Turenne, und dem entsprechend erhob ihn der König denn auch zu dem außerordentlich hohen militärischen Grad, den jener einst innegehabt hatte: zu Anfang des Jahres 1747 verlieh er ihm das Patent als „maréchal général de ses camps et armées" und gewährte ihm eine Gehaltszulage von 30000 Livres. In dieser neuen Charge erfocht er den schon erwähnten Sieg bei Laffeld über die vereinigten Engländer, Oesterreicher und Hannoveraner, und wurde dann mit der Würde eines Statthalters der eroberten Niederlande bekleidet. Die Einnahme von Mastricht war seine letzte glänzende Waffenthat; der Frieden von Aachen 1748 machte seiner kriegerischen Thätigkeit ein Ende.

Der blutigen Lorbern, die er sich in diesem Kriege erkämpft hatte, sollte sich Moritz aber nicht mehr lange freuen. Vom Hofe hochgeehrt,

von der Armee als siegreicher Feldherr gefeiert, lebte er abwechselnd in Paris und dem ihm von Ludwig XV. zum Geschenk gemachten Schloß Chambord, meistens mit militärischen Angelegenheiten und Versuchen zur Einführung von allerhand Verbesserungen beschäftigt. Dabei aber setzte er, obgleich seine Gesundheit bereits tief zerrüttet war, die gewohnte ausschweifende Lebensweise fort. Er verband damit zugleich seine Neigung zum Theater, und Schauspielerinnen sind es gewesen, die mehr als einmal entscheidend in sein Leben eingegriffen haben. Bekannt ist sein Verhältniß zu der schönen Adrienne Lecouvreur, das freilich historisch nicht einen so tragischen Ausgang genommen hat wie auf der Bühne. Obgleich dieselbe, als Moritz im Begriff war, seine abenteuerliche Fahrt nach Kurland anzutreten, ihre Pretiosen geopfert und ihm somit zu dem nöthigen Gelde verholfen hatte, war die erste Entdeckung, die er bei seiner Rückkehr nach Paris machte, die, daß sie ihm untreu geworden. Er aber wußte sich zu trösten und führte selbst seinen glücklichern Nebenbuhler, sich überwunden bekennend, der Schönen zu. Aehnliche Verhältnisse begleiten sein ganzes Leben. Hier sei nur zweier gedacht: das erste, mit der schönen Schauspielerin Marie Rinteau, ist insofern für uns von Interesse, als die Tochter, welche dieselbe ihm gebar, die Großmutter der bekannten französischen Schriftstellerin G. Sand ist; das zweite, mit der Frau des von ihm protegirten Theaterdirectors Favart, kostete ihm das Leben. Ein heftiges Fieber, dem sein trotz aller Kraft tief zerrütteter Körper nicht mehr zu widerstehen vermochte, raffte ihn am 30. Nov. 1750 hinweg.

Die Urtheile über Moritz' Charakter und Bedeutung sind sehr verschieden ausgefallen, die meisten, namentlich die ihm gleichzeitigen, ergehen sich in geradezu überschwenglichem Lobe. In dem Einen Punkte sind wol die meisten einig, daß er einer der bedeutendsten Feldherren seiner Zeit gewesen ist; auf diesem Gebiete ist sein Ruhm wohlverdient und die competentesten Richter — wir erinnern nur an Friedrich den Großen, der ihn hochschätzte und seinem Andenken die Elegie „Sur les vaines terreurs de la mort et les frayeurs d'une autre vie" widmete — haben ihn anerkannt. Sonst aber wüßten wir an Moritz von Sachsen wahrlich nicht viel zu rühmen und sein Biograph ist, wie es uns scheinen will, ein bischen zu eifrig bemüht, in der den Schluß des Werks bildenden Charakteristik seinem Helden möglichst viel gute Eigenschaften herauszukehren. Ueber den moralischen Werth desselben kann wol kaum noch gestritten werden, und wenn man auch einen großen Theil der Schuld nicht Moritz persönlich, sondern der ganzen Zeit, in der er lebte, beimessen muß, so wird er selbst dadurch doch noch um nichts besser. Er war eben ein Sohn seiner Zeit, und zur Erkenntniß

derselben, die so große Umwälzungen vorbereitete, hat, wir wiederholen es, die Weber'sche Biographie des Grafen Moritz von Sachsen einen sehr dankenswerthen Beitrag gegeben.

Johann Georg Schneider.

Ein historisch-biographischer Versuch aus der Revolutionszeit.

Von

J. Duboc.

Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider. Publiées par Heitz. (1862.)
Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790—95. Publiées par Heitz. (1863.)

IV.

Mit Schneider's jetziger Stellung beginnt seine eigentliche öffentliche revolutionäre Thätigkeit. Sie erstreckt sich über zehn Monate bis zu der Zeit, wo die Verhaftung seinem fernern Wirken und bald darauf seinem Leben ein Ziel setzte. In dieser verhältnißmäßig kurzen Periode entwickelte er die blutige Wirksamkeit, die seinen Namen unauslöschlich mit dem Schreckensregiment in Strasburg verbunden hat, obwol er so wenig der Gipfel desselben war, daß gerade erst durch seinen Sturz die wahre Höhe desselben herbeigeführt wurde.

Es läßt sich sehr wohl begreifen, daß sich in Schneider's ehrgeiziger und leidenschaftlicher Natur allmählich eine Art Erbitterung gegen die guten Bürger Strasburgs herangebildet hatte, die sich auf keine Art und Weise in das eigentliche Revolutionstempo hineinreißen lassen wollten. Die unüberwindliche Abneigung der überwiegend deutschen Bevölkerung stand dem einmal als feste Schranke gegenüber und es ist für Schneider gerade verhängnißvoll geworden, daß er sich, um diese Schranke zu durchbrechen, fortwährend auf das französische Element stützen mußte. Denn gerade dieses, einmal zur unumschränkten Herrschaft gelangt, machte mit ihm kurzen Proceß, als er sich, hierin wieder seiner deutschen Natur getreu, doch nicht dem ganzen Fanatismus einer französischen Terroristenwirthschaft hinzugeben vermochte.

Schneider, der sein neues Amt mit ein paar feurigen Anreden an die Bürger*) und Friedensrichter angetreten hatte, fand sich in seinen

*) „Bürger! erwartet keine lange Rede von mir, Worte retten nicht die Republik. Thaten, strenge Wachsamkeit, unermüdeter Eifer, unerschütterliche Festigkeit können allein den Frechen zähmen und die Feinde der Freiheit zu Staub zermalmen. Ich fühle das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit, welche ich auf mich nehme, ich sehe die Gefahren und Hindernisse, welche ich zu besiegen habe. Aber fern sei Privatvortheil und feiger Egoismus, wenn es darauf ankommt, das Reich der Freiheit zu be-

Erwartungen bald sehr enttäuscht. Die Revolution, wie sie ihm vorschwebte, wollte auch jetzt noch bei den Strasburgern keineswegs zum Durchbruch kommen. Im Gegentheil steigerte sich die Abneigung derselben jetzt so sehr gegen Schneider, daß in den Sectionsversammlungen *) folgender Beschluß zu Stande kam: in Erwägung, daß Schneider ein Deutscher von Köln ist und erst seit zwei Jahren in Frankreich wohnt, in Erwägung ferner, daß aus dem von ihm redigirten Journal hervorgeht, daß er entweder von den äußern und innern Feinden bestochen oder sein Herz von Gift und Galle erfüllt ist, die Conventscommissare zu ersuchen, ihn aus dem Gebiet der Republik zu verbannen. Schneider ließ dies Verdict indessen nicht ruhig über sich ergehen. In einer Ansprache an seine Mitbürger gab er einen ruhig und würdevoll gehaltenen Ueberblick über sein Leben und appellirte mit folgenden Worten an ihr unparteiisches Urtheil: „Bin ich schuldig, so muß ich als Rebell und Verräther sterben. Bin ich es nicht, so müssen meine Verleumder gezwungen werden, mir meine Ehre wiederzugeben und vor den versammelten Sectionen zu gestehen, daß sie mich boshaft verleumdet haben. Verlaßt euch darauf. Verschiebt, Mitbürger, euer Urtheil noch bis dahin. Man glaubt, mir Furcht machen zu können. Aber ich kenne dies Gefühl nicht. Ich bleibe in eurer Mitte. Ich will als euer Mitbürger sterben. Es wird eine Zeit kommen, ich zweifle nicht daran, wo es vor euren Augen hell werden wird, wo ihr eure wahren Freunde zu unterscheiden lernen werdet von euren Verführern."

Dies muthige Auftreten wirkte. Die Section, welche zuerst den obenerwähnten Beschluß gefaßt hatte, war genöthigt, denselben zurückzunehmen und Schneider für einen guten Bürger und redlichen Beamten zu erklären. Indessen war dieser Frieden von nur kurzer Dauer. Vielmehr dauerte der erbittertste Krieg, den wir in seinen Einzelheiten hier nicht weiter verfolgen, zwischen den Sectionsversammlungen und Schneider

---

festigen und eine Stütze zu sein jener großen Wiederherstellung der Rechte der Menschheit. Darum betrete ich muthig die neue Bahn, voll Zuversicht auf die Hülfe meiner Collegen und auf die Unterstützung aller rechtschaffenen Bürger. Ich will nichts als eine einzige untheilbare Republik, weg mit Menschenwillkür, das Gesetz allein muß herrschen, die Bosheit beuge ihr Haupt oder stürze hin unter dem Beil der Gerechtigkeit ꝛc."

*) Strasburg war damals in 12 Sectionen getheilt. Die Bürger derselben hielten regelmäßige Versammlungen und hatten ein aus den Präsidenten und Secretären gebildetes Centralcomité, welches dem Jakobinerclub entschieden feindlich gegenüberstand und überhaupt den durchaus antirevolutionären Geist der Bürgerschaft in sich concentrirte und demselben einen bestimmten Ausdruck gab. Im November 1793 wurden die Sectionen auf Befehl von Saint-Just und Lebas geschlossen, die Präsidenten und Secretäre verhaftet.

bis gegen Ende des Jahres fort, wo die höher steigende Revolutionsflut beide in ihren Strudel hinunterriß.

Zu den wichtigsten und unabweisbarsten Fragen von allen, die damals für die Republik von entscheidender Wichtigkeit waren, gehörte die Frage der Assignaten. Die keinen Widerstand achtende Natur des Schreckenssystems lag hier in einem von zweifelhaften Erfolgen begleiteten Widerstreit mit der Natur der Dinge. Im August 1792 war der Curs der Assignaten noch 60 Proc. gewesen, mit dem unaufhaltsamen Fallen derselben (Mai 1793 17 Proc.) stiegen die immer auf den Schrecken zurückgreifenden Maßregeln, ihn zu heben. Von einfachen Geldstrafen kam es im August zu einer Strafandrohung von 20 Jahren Eisen und später zu dem Conventsdecret, welches die Todesstrafe gegen den Kauf oder Verkauf von Assignaten aussprach. Aller Begriff von Gesetzen, welche das wirthschaftliche Dasein und Verkehrsleben der Gesellschaft beherrschen, war untergegangen in dem abstracten Revolutionsbewußtsein: alle Schranken durchbrechen und selbstschöpferisch jedem Gebiet neue Gesetze und Bahnen anweisen zu können. Von diesem Grundgedanken ausgehend war es für den echten Revolutionär unvermeidlich, in allen naturgesetzlich sich entwickelnden Hindernissen stets nur das Werk intriguirender Willkür zu erblicken, die man durch das Aufgebot größerer Willkür erdrücken müsse. Schneider hatte in diesem Geist bald nach Antritt seiner Anklägerstelle und da das ordentliche Gericht ihm viel zu rücksichtsvoll und förmlich verfuhr, auf Errichtung eines Revolutionsgerichtes gedrungen.*) „Strasburg hat ein peinliches Tribunal“, heißt es in einem darauf bezüglichen Aufsatz, „allein die Richter sind oft nachgiebig wie schwache Väter, anstatt daß sie strenge — nicht blutdürstig — wie das Gericht Gottes sein sollten. Keine Gnade! sie ist immer Gift; Gerechtigkeit! sie allein ist echter Republikaner würdig. Denn Republikaner müssen nach denselben Gesetzen richten, wonach die Natur richtet, und diese kümmert sich nicht, ob Städte und Länder versinken oder nicht, sie geht unwandelbar ihren geraden Gang, schaut weder rechts noch links, gießt Lebenskraft auf den, der gerade mit ihr geht, verzehrendes Feuer auf den, der vom Wege abweicht. Die Natur lebt

*) In einer Nummer des „Argos“ beschwert er sich darüber, daß zwei von ihm angeklagte Einwohner von Zabern nicht zum Tode verurtheilt worden seien. Sie hatten in einer Schenke ein Lied gesungen, worin es unter anderm hieß:

Es leb' die Municipalität,
Die vorn' und hinten nichts versteht,
Es leb' des Dauphins Sohn,
Der bald besteigt den Thron.

In Paris wäre das allerdings ein vollgültiger Laufpaß für die Guillotine gewesen.

noch in ihrer vollen Kraft, wo sind die berühmten vier Monarchien? Das rheinische Departement wimmelt von entschlossenen oder feigen Feinden der Republik, einige suchen mit Mauerbrechern den neuen Tempel der Freiheit zu erschüttern, andere untergraben seine Fundamente langsam, aber fürchterlich. Beide treffe das Schwert der Gerechtigkeit. Ich bin nicht grausam, aber ich halte es für meine Pflicht, strenge Maßregeln zu empfehlen, weil unsere Lage sie nothwendig macht. Solange wir nicht mit Feuereifer alles vernichten, was früh oder spät unsere Freiheit erschüttern kann, arbeiten wir nicht im wahren Geist der Revolution. Wir verlarven nur die Krankheit, curiren sie aber nicht."

Im August faßte das Departement einen Beschluß, kraft dessen künftighin alle, die wegen Assignatenwuchers*) angeklagt würden, revolutionsmäßig ohne Zuziehung von Geschworenen gerichtet werden sollten. Dieser Beschluß, so bestimmten die damals bei der Rheinarmee anwesenden Volksrepräsentanten, sollte unter feierlicher Mitführung der Guillotine bekannt gemacht werden, und mit der Ausführung dieser kritischen Mission wurde Schneider betraut. Dies gab Anlaß zu einem skandalösen Auftritt. Schneider, der das Misliche des Auftrags, welcher ihn aufs neue dem Haß der Bevölkerung aussetzte, sehr wohl fühlte, dies aber nicht achtete, weil er sich wirklichen Nutzen von der Maßregel versprach, hatte angeordnet, daß die Guillotine bis zu dem Tage des nächsten Wochenmarkts, wo die Landleute mit ihrem Anblick Bekanntschaft machen sollten, auf dem Paradeplatz aufgestellt würde. Dies wurde den Strasburgern zu viel, sie konnten den Anblick des gehaßten Instruments nicht ertragen, ein allgemeiner Sturm brach in den Sectionsversammlungen los, daß so ein hergelaufener Ausländer sie, die alten Strasburger, beschimpfe, der Gemeinderath beschloß die Wegräumung der Guillotine, sie wurde aber unterwegs nächtlicherweile vor Schneider's Haus geschleppt, dort zertrümmert und die wüthenden Volkshaufen, welche dies Werk verrichteten, versuchten gleichzeitig in Schneider's Haus zu dringen, indem sie unter Flüchen seinen Kopf forderten. Der Gegenstand ihres Hasses war indessen, rechtzeitig gewarnt, dem Auftritt ausgewichen und hatte bei einem Freunde übernachtet. Die Folgen davon blieben übrigens umsoweniger für ihn aus, als er in einem Artikel des „Argos" unverblümt den damaligen Maire Monet anklagte, ihn vorgeschoben, dann aber im Stich gelassen zu haben. Monet aber, ebenso schleichend und berechnend, als Schneider ungestüm und unvorsichtig war,

*) Nach Sybel, „Geschichte der Revolutionszeit", II, 422, trieb die Regierung den ganzen Sommer durch selbst eine gewaltige Agiotage, um den Curs der Assignaten zu drücken, sie dann in Massen aufzukaufen und sie bei eintretendem Steigen mit Vortheil wieder loszuschlagen.

nach der Alleinherrschaft lüstern und durch Schneider's Einfluß hierin gehemmt, plante schon damals im geheimen, wie er den gehaßten Nebenbuhler aus dem Wege schaffen könne.

Wie man auch Schneider beurtheilen mag, Mangel an Muth auf dem von ihm für recht gehaltenen Weg und eine selbstsüchtige Berücksichtigung seiner persönlichen Interessen wird man ihm nicht vorwerfen können. Im October richtete er unter der Ueberschrift: „Auch einmal deutsch gesprochen mit den Volksrepräsentanten", an die damals bei der Rheinarmee anwesenden Deputirten des Convents zwei Artikel in seinem „Argos", die, von einem Deutschen an Franzosen und noch dazu an Mitglieder des gefürchteten Convents gerichtet, eine fast unerhörte Sprache führten. Nicht ohne Grund nimmt man an, daß sie mit das Motiv seines Unterganges wurden, wenn sie auch, bei der sehr festen Stellung Schneider's, keine augenblicklichen Folgen nach sich zogen. Wir theilen daher einige Stellen dieser Ansprachen mit.

„Sollte es wahr sein", sagt Schneider, „daß Furcht und Schrecken nothwendigerweise auf der Tagesordnung stehen, weil man vergebens Vernunft und republikanisches Wesen sucht? Wohlan denn, wenn es so ist, braucht die Mittel, aber als Männer, nicht wie Weiber oder Kinder. Tragt Sorge, daß die genaueste Ordnung in Ausgabe und Einnahme herrsche und wenn ihr Getreiderequisitionen machen müßt, macht sie mit dem Gesetz in der Hand. Mögen die Köpfe derer fallen, welche sich widersetzen, und wären es eure besten Freunde, wäre es euer Gott selbst, (!) herunter mit ihren Köpfen! Aber ich beschwöre euch, daß dies nur mit dem Gesetz in der Hand vor sich gehe, denn ich würde sonst der erste sein, der unerbittlich auch euren Kopf forderte. In dieser Beziehung hat man sich furchtbar vergangen. Ihr seid nicht hierher geschickt, um die Despoten unter uns zu spielen. Wenn das unser Wunsch war, konnten wir nur die Preußen und Oesterreicher in unsere Mauern rufen, sie würden uns unterdrückt und gerufen haben: «Weil wir eure Herrscher sind, seid ihr unsere Knechte.» Ihr aber, ihr unterdrückt uns und ruft: «Wir sind Republikaner, ihr seid unsere Mitbürger, unsere Brüder.» O Tollheit! Man muß den Bürger achten, denn das Gesetz beschützt ihn. Solange es nicht bewiesen ist, daß er gefehlt hat, ist er unverletzlich und auch dann noch muß man den Vorschriften des Gesetzes folgen. Wenn ihr dies nicht thut, so erkläre ich euch für Tyrannen und werde meinen Dolch schärfen. Kennt ihr nicht die Scenen von Blut und Verwüstung, die in Rom stattfanden, weil es den Generalen erlaubt war, einzukerkern und zum Tode zu verurtheilen nach ihrem Gutdünken? Möge Gott uns vor einem militärischen Despotismus schützen. Ihr aber, Volksvertreter, ich erkläre es euch offen, ihr begünstigt denselben, ihr schlaft, während das Vaterland sich in der furcht-

barsten Gefahr befindet. Deshalb wiederhole ich: wachet, seid gerecht, zeigt euch als starke und charaktervolle Männer, oder ihr macht euch eines Majestätsverbrechens gegen eine große und ehrenwerthe Nation schuldig."

Die „furchtbarste Gefahr", auf die Schneider anspielt, war diesmal keine der beliebten stehenden Phrasen, sondern bezog sich auf den militärischen Rückschlag, den die Rheinarmee soeben erlitten. Nach den glänzenden Erfolgen, welche Custine's anscheinend tollkühnen Einfall in die geistlichen Rheinlande im September 1792 begleitet hatten, war die Stimmung eine so sanguinische geworden, daß jede Enttäuschung derselben sofort die übertriebensten Befürchtungen erzeugte. Damals fielen Worms, Speier, Mainz, Frankfurt fast ohne Schwertstreich, die leiseste Erschütterung von außen genügte, um den grenzenlosen Zustand der Fäulniß in den kleinen deutschen Staaten, die gänzliche Erschlaffung aller sittlichen Triebfedern in einer Weise bloßzulegen, daß selbst die Franzosen ihren Augen nicht trauten. Ueberall nur planlose Flucht, schimpfliche Unterwerfung ohne Gegenwehr, Kurfürsten, Domherren, Pfaffen und Adel nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstiebend, Staaten, die wie Pfalzbaiern das unerhörte Schauspiel großer an den Grenzen aufgestellter Tafeln mit der französischen Inschrift „Pfälzisch neutrales Gebiet" boten, überall ein buntes Durcheinander einer so heillosen Verwirrung, wie sie die Geschichte nicht zum zweiten mal gesehen. Ein gewisser Rückschlag konnte auf so unglaubliche, durch die Zerrüttung des Deutschen Reichs erzeugte Erfolge nicht wohl ausbleiben, solange es überhaupt noch deutsche Heere irgendwelcher Art gab. Dennoch erzeugte namentlich der Fall von Mainz im Juli 1793 nach einer hartnäckigen Vertheidigung und nachdem Noth und Hunger daselbst den äußersten Grad erreicht hatten, eine große Bestürzung im Elsaß. Als aber Wurmser vollends im October die sogenannten Weißenburger Linien eroberte, den Unterelsaß mit seinen Truppen überschwemmte und als geborener Elsässer eine Proclamation an seine Landsleute erließ)November 1793), trat ein panischer Schrecken ein.

Gleichzeitig aber erschien jetzt auch jede extremste Maßregel gerechtfertigt. Die Beamten zu Strasburg wurden ab- und patriotische *) an ihre Stelle gesetzt. Aber auch diese wurden nach kaum 14 Tagen eingekerkert, nach Besançon transportirt und eine provisorische Commission von 12 Mitgliedern unter dem Maire Monet als Administrativbehörde eingesetzt. Selbst der Jakobinerclub versuchte diesmal, aber vergebens, sich bei St.-Just und Lebas zu Gunsten der Deputirten zu

*) „Patriot" hieß bis zu Robespierre's Tode jeder, der für die neue Verfassung, „Aristokrat" jeder, der gegen dieselbe war.

verwenden. Außer einem Sicherheitscomité wurde ein Revolutionstribunal geschaffen, Schneider war Mitglied von beiden. Ein Haufe zusammengetrommelten Gesindels aus den benachbarten Departements, 60—80 Mann stark, erschien auf Betrieb des Maire Monet in Strasburg, um als revolutionäre Apostel zu wirken. Sie führten den Namen Propagandisten und waren mit ihren rothen oder schwarzen Mützen, ihren langen Säbeln über dem weiten Ueberrock, auf dessen Rücken ein blaues oder rothes Stück Tuch ellenlang hinabhing, ihren unvermeidlichen Jakobinerbärten und ihrem zur Schau getragenen Deutschenhaß das Entsetzen und der Abscheu der deutschen Bevölkerung, welche sie bekehren sollten, ohne ihre Sprache zu kennen. Sie blieben ungefähr drei Wochen in Strasburg, verzehrten während dieser Zeit an 8000 Livres aus der Gemeindekasse, verherrlichten das am 20. Nov. gefeierte Fest der Vernunft durch ihre Gegenwart *) und konnten die Stadt mit

*) Für diesen Zweck mußte der strasburger Münster herhalten. Alle Altäre und Bilder wurden weggeschafft, sowie später auch auf Befehl von St.-Just alle Statuen desselben zerstört wurden, und an der Stelle des Hochaltars die Göttin der Freiheit, ein schlechtes, geflecktes Bild aufgerichtet. Umgeben war dasselbe von Abbildungen der verschiedenen Religionen, wobei die katholische Religion z. B. als Schwein mit einem Priesterkragen und Kreuz um den Hals figurirte. Nach verschiedenen himmelstürmenden Reden der Propagandisten befragte der Maire Monet das Volk, ob es zufrieden sei, wenn seine bisherigen Priester ihren Aemtern öffentlich entsagten? Die natürlich bejahend ausfallende Antwort war das Signal für eine demgemäße von verschiedenen Priestern abgegebene Erklärung. Schneider that dies mit folgenden Worten: „Volk, sieh' in drei Worten deine ganze Religion: Verehre Gott, sei gerecht, liebe dein Vaterland." Vor dem „Tempel der Vernunft" oder Unvernunft, wie die Strasburger sagten, vernichtete ein riesiges Feuer alsdann ganze Ladungen von Meßbüchern, Heiligenbildern, Priesterkleidern, religiösen Schriften und Kalendern, die noch nach dem alten System eingerichtet waren, und den Schluß des festlichen Tages bildete eine Illumination, wobei die Propagandisten zum nicht geringen Erstaunen des Volks um die erleuchtete Guillotine die Carmagnole tanzten. Sowol die Erklärung Schneider's, in der noch von einem Gott die Rede ist, sowie seine Beschreibung des Festes im „Argos", wobei er die anstößigsten Scenen unterdrückte, zeigen, daß er von dem Fest nicht allzu sehr erbaut war. Strasburg bekam übrigens jetzt ein erträglich revolutionäres Aussehen. Sämmtliche Kirchen wurden in Magazine und Spitäler verwandelt, auch die Kleidung änderte sich; es kamen damals die weiblichen reich mit Gold und Silber verzierten sogenannten „Schneppenhauben" ab, da der Club sie als ein Symbol „sklavischer Sitten" denuncirt hatte; alle gewerblichen Schilder, welche die Bezeichnung „Meister" enthielten, mußten binnen 24 Stunden verschwinden, da es in Frankreich keine Meister mehr gebe, auch gab es hinfort keine „Hotels" mehr, welches ein anstößiger, an feudale Zustände erinnernder Ausdruck sei, sondern nur Wirthschaften (auberges). Mit knapper Noth entging der strasburger Münster dem Vorschlag eines erhitzten Propagandisten, welcher die Thürme desselben demolirt wissen wollte. Für das Treiben der Propagandisten sind die damaligen Protokolle des Jakobinerclubs, in welchem sie bald das Uebergewicht erlangten, bezeichnend. Der

der befriedigenden Ueberzeugung, sie der Revolutionshöhe wirklich sehr nahe gebracht zu haben, verlassen.

Der Revolutionshöhe nahe; daß es trotzdem immer nicht die wahre und wirkliche Höhe werden wollte wie in Lyon, Arras und Nantes, das lag in letzter Instanz an dem schwer zu bearbeitenden deutschen Boden, in dem trotz aller Mühe die Blutsaat nicht aufgehen wollte, es lag aber auch noch an einem Mann, der dem Uebermaß der Verwüstung sich jetzt mit seinem ganzen Einfluß und dem Muth einer ehrlichen Ueberzeugung entgegenstemmte.

Schneider's Lage war eine sehr schwierige geworden; er mochte es fühlen, als er der Revolutionscommission, deren Mitglied er war, ankündigte, daß sie das Opfer ihres Eifers für das Beste des von allen Seiten verrathenen Vaterlandes werden würden. Er wußte, daß er schon als „deutscher Hund," noch mehr als der einzige, der den derzeitigen Machthabern die Alleinherrschaft streitig machte, von ihnen gehaßt wurde, er konnte seine Stellung nicht aufgeben ohne seinen Einfluß zu gefährden, er konnte in seiner Stellung nicht alles gutheißen, was vorging, ohne gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Solange er in Strasburg war, wagten die Propagandisten und ihr Anführer Monet noch nicht, ihr Unwesen ganz ungescheut zu betreiben, selbst St.-Just und Lebas fühlten sich nicht sicher; denn er hatte sich mehrfach drohend über sie geäußert, und Drohungen eines Mannes, dessen Entschlossenheit bekannt war, waren immerhin nicht zu verachten. Endlich ist es nach dem Zeugniß glaubwürdiger und mit den Umständen wohlbekannter Personen eine Thatsache, daß ein abscheulicher Plan, 6000 Strasburger unter dem Vorwand einer kriegerischen Unternehmung zu Schiff zu bringen

---

Haß gegen das deutsche Element spricht sich in sehr markirten Zügen aus. Verschiedene Mitglieder machten den Vorschlag, alle der französischen Sprache unkundigen Elsässer zu deportiren und eine Colonie von Sansculotten daselbst zu gründen, andere wollten sie direct unter die Guillotine schicken. St.-Just und Lebas decretirten schließlich die Errichtung von Schulen behufs unentgeltlicher Erlernung der französischen Sprache. Die Kosten der Einrichtung mit 600000 Livres wurden zwangsweise von den Wohlhabenden erhoben. Ein anderer Vorschlag ging dahin, die Juden zu zwingen, Christinnen zu heirathen, dergleichen die Mädchen aufzufodern, nur Patrioten ihre Hand zu reichen, desgleichen den im Gefängniß befindlichen Personen alle Garderobe zu nehmen und zur Armee abzuliefern, ein Kleidungsstück zu ihrer Bedeckung genüge, auch alle Verdächtigen einfach hinzurichten. Dieser letztere immer aufs neue vorgebrachte Vorschlag scheiterte hauptsächlich an der Undurchführbarkeit gegenüber der übergroßen Zahl von Gefangenen. Dieses Treiben dauerte, bis der Conventsdeputirte Lacoste die Jakobinergesellschaft am 1. Aug. 1794 zu ihrem unbeschreiblichen Erstaunen benachrichtigte, daß die „drei modernen Catilinas", Robespierre, St.-Just und Lebas, seit drei Tagen gestürzt und hingerichtet, „die Gesellschaft aber noch einmal gerettet" sei.

und dann dem sichern Verderben zwischen dem Feuer des Feindes und der eigenen Batterien preiszugeben, durch den energischen Widerstand Schneider's mislang. Gegen die Ansicht Sybel's, daß Schneider bemüht gewesen sei, sich durch maßlose Strenge das Wohlwollen St.-Just's zu sichern, sprechen alle bekannten Thatsachen. Heitz führt zu seinen Gunsten noch folgende Stelle einer ungedruckten Denkschrift über den öffentlichen Geist in Strasburg seit dem 9. Thermidor des Jahres II aus der Feder eines der achtungswerthesten Männer seiner Zeit an: „Die Zeit ist gekommen, wo man seine Meinung über Schneider sagen kann. Jedermann ist jetzt überzeugt, daß sein Sturz nicht seinen Handlungen als öffentlicher Ankläger zuzuschreiben ist, zu denen er durch die Befehle der Volksrepräsentanten gezwungen war, sondern einzig dem Muth, mit welchem er offen bei der Einnahme der Weißenburger Linien gewisse Volksrepräsentanten denuncirte*) und der Energie, mit der er gegen die Spitzbübereien der Section protestirte, welche damals Strasburg tyrannisirte. Hätte er ihren Wünschen entsprechend gehandelt, hätte er alle Gegner, d. h. die reinsten Patrioten des Niederrhein, zum Tode verurtheilt, alle Bürger unserer Provinz in das Innere Frankreichs deportirt und ihre Güter den Propagandisten ausgeliefert, hätte er endlich dem Plan der Ersäufungen zugestimmt, den St.-Just, Lebas und General Dièche entworfen hatten, so würde man ihn nicht zu jener Zeit verhaftet, aber wahrscheinlich würde er das Los von Carrier und Lebon getheilt haben. Trotz seiner zahlreichen Fehler — Folgen seiner außerordentlichen Eigenliebe, seines Selbstbewußtseins, seines rachsüchtigen Charakters und seines sanguinischen Temperaments — ist Schneider in politischer Beziehung unschuldig gestorben und nur Verräther waren es, die ihn anklagten, mit den Feinden der Republik im Einverständniß gewesen zu sein."

Aber wir sind mit diesen Betrachtungen der Entwickelung der Dinge vorausgeeilt. Gewarnt von seinen besorgten Freunden, verfügte sich Schneider nebst der Revolutionscommission einem Auftrag St.-Just's gemäß auf das Land, um dort an einigen besonders hartnäckigen Orten die Annahme der Assignaten und die Beobachtung des Maximum zu erzwingen. Es gelang ihm dies durch hohe Geldbußen und durch vereinzelte Anwendung der Todesstrafe. (Die Zahl der während der ganzen Zeit von Schneider's Anklägerschaft zum Tode verurtheilten Personen beträgt 31; unter Monet's alleinigem Regiment fielen hernach noch 62 Köpfe.) Eine auf den ersten Augenblick kaum recht begreifliche, aus dem blutigen Rahmen seiner Thätigkeit sich eigenthümlich abhebende

*) Vgl. oben den Artikel: „Auch einmal deutsch gesprochen mit den Volksrepräsentanten."

Thatsache tritt hier in Schneider's vielbewegtes Leben kurz vor dessen Schluß: seine Heirath mit einer Bürgerstochter in Barr. Es ist eine harte Zumuthung, einen Vorgang ganz ohne romantische Ausschmückung lassen zu sollen, der der Phantasie so reichen Stoff bietet wie dieser. Ein mit der Guillotine umherziehender Schreckensmann als Brautwerber, eine Liebesbitte aus einem Munde, an dessen Aussprüchen die Entscheidung über Leben und Vermögen hing, Hochzeit und Blutgerüst in unmittelbarster Aufeinanderfolge, dies sind genügende Zuthaten zu einem Roman und französische Schriftsteller haben sich denselben nicht entgehen lassen. So erzählt Nodier („Souvenirs de la révolution"), wie St.-Just in finsterm Brüten verloren auf dem Altan eines Hauses gestanden habe, wie seine Aufmerksamkeit dann durch einen sechsspännigen Wagen, in dessen Grunde er ein blasses junges Weib erblickt, geweckt worden sei. Plötzlich öffnet sich der Wagenschlag, das junge Weib wagt einen Sprung aus demselben und auf dem Pflaster in die Knie stürzend, ruft sie mit erhobener Stimme: „Gerechtigkeit, Bürger! Ich fordere Gerechtigkeit von St.-Just und dem Convent!" Den Schluß von Nodier's pikanter Schauermär bildet dann folgende echt französische Wendung:

„Was würdest du gethan haben?" sagte St.-Just endlich zu der Verlobten, „wenn du mich nicht bereit gefunden hättest, dir Gerechtigkeit zu verschaffen?" „Ich würde ihn diese Nacht im Bette getödtet haben," erwiderte sie. Es ist trotz Nodier's Versicherung sehr unwahrscheinlich, daß die junge Elsässerin, welche Schneider heimgeführt hatte, jemals einen solchen heroischen Entschluß gefaßt, geschweige denn, daß sie ihn ausgeführt haben würde. Im Gegentheil, wenn auch keine directen Zeugnisse von ihr vorliegen (nach der mehrerwähnten Biographie: „Schneider's Schicksale in Frankreich", wäre übrigens das Schneider vortheilhafte Zeugniß von ihrer Hand durch seine Feinde unterdrückt worden), so beweist doch der Umstand, daß keine Bemühung jemals sie vermochte, ein Zeugniß gegen den abzulegen, mit dem das Schicksal sie auf so eigenthümliche Weise zusammengeführt hatte, hinlänglich, daß die abenteuerliche Erzählung Nodier's einer jeden innern Wahrscheinlichkeit entbehrt.

Aber was veranlaßte Schneider überhaupt zu jenem Schritt? War die Liebe in dem siebenunddreißigjährigen Mann plötzlich so mächtig erwacht, daß sie den starren Republikaner inmitten der gefährlichsten politischen Kämpfe bemeisterte und in ihre goldenen Fesseln schlug? War es eine Anwandlung von Ermüdung unter dem Drucke der grenzenlosen Zeitwirren und eine sehnsüchtige Rückerinnerung an den langentbehrten Frieden, der ihn verführte, in einem Augenblick, wo sein Leben schon den revolutionären Mächten verfallen war, mit den blutbefleckten Händen den häuslichen Herd zu gründen? Wir wissen es nicht und ohne die Möglichkeit der-

artiger Motive zu bestreiten, müssen wir doch bekennen, daß sie geschichtlich nicht nachweisbar sind. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat eine rein praktische und in Schneider's gefährlicher Lage sehr nahe liegende Erwägung für sich. Es war damals ein Decret des Convents erschienen, welches den Wunsch, die Priester möchten sich verheirathen, aussprach. Es mußte Schneider daran liegen, diesem Wunsch baldmöglichst zu entsprechen, um seine Stellung zu befestigen und jedem möglichen Verdacht wider sich vorzubeugen. Daher vermuthlich der plötzliche Entschluß, der mit gewohnter Hast so ungestüm ins Werk gesetzt wurde, daß Schneider noch denselben Abend, der in ihm den Gedanken reifte, durch zwei sehr lakonische Briefe, die ein Bote überbringen mußte, um die Hand des jungen Mädchens anhielt.*) Ob die Aeltern, ob das Mädchen gern oder ungern ihre Einwilligung gaben, ist wol nicht zu ermitteln. Jedenfalls wurde sie ertheilt und die Heirath von dem Maire von Barr vollzogen.

Am folgenden Tag (15. Dec. 1793) kehrte Schneider nach Strasburg zurück. Um 2 Uhr Morgens wurde er auf Befehl von St.-Just und Lebas verhaftet und in der Mittagsstunde genoß die Bevölkerung Strasburgs das unerhörte Schauspiel, den gefürchtetsten und verhaßtesten ihrer Feinde an der Guillotine angebunden ausgestellt zu sehen. Die Verhaftung Schneider's war den meisten unbekannt geblieben, sein Erscheinen an den Stufen der Guillotine erregte daher ein unendliches Erstaunen, aber auch einen stürmischen Jubel. Denn der deutschen Masse der Bevölkerung war Schneider, schon weil er ihr als Deutscher näher stand wie die französischen Terroristen, stets als der Inbegriff aller sie bedrückenden Unbill erschienen. Er vor allen hatte den Sturz

*) Nach der jetzt zum ersten mal durch Heitz veröffentlichten Correspondenz von dem Präsidenten des revolutionären Tribunals Taffin lauten diese Briefe wie folgt: 1) An die Aeltern. „Mitbürger und liebe Freunde! Gestattet, daß eure liebenswürdige Tochter die beifolgenden an sie gerichteten Zeilen lese und willigt in unsere Heirath. Ich werde, auf das Wort eines Republikaners, ein ebenso guter Gatte wie Schwiegersohn sein." 2) An die Tochter: „Vortreffliche Bürgerin, ich liebe dich, ich erbitte dich von deinen Aeltern, gib mir deine Hand, ich werde dich glücklich machen." Taffin und sein College Wolff waren die Ueberbringer dieser seltsamen Liebeswerbung. Die ganze Erzählung, wonach Schneider nachts einen Gensdarm zu den Aeltern geschickt und unter Androhung der Guillotine ihre Tochter begehrt habe, erweist sich damit als Fabel. Dennoch spielt dieselbe in Schneider's Proceß eine große Rolle. In der Anklageschrift wird das junge Mädchen mit folgenden pathetischen Worten citirt: „Parais, fille intéressante et malheureuse, qu'il fit demander à son père, d'un ton à ne point craindre de refus, pour partager son lit de débauche; vous toutes, qu'il a successivement souillées de ses impuretés; toi surtout, vertueuse épouse, dont le mari fut un instant victime de ses voeux rejetés avec horreur: et répondez."

Dietrich's veranlaßt, er vor allen gegen die Denk- und Gefühlsweise des specifischen Strasburgers angekämpft und damit hoch wie niedrig beleidigt; unter seiner Leitung war zuerst das verabscheute Symbol der Revolution, „das Schwert des Gesetzes," umhergeführt, unter seiner Mitwirkung die blutige Arbeit desselben begonnen worden, was wunder, daß das Volk nur hieran, nicht an die schlimmere Tyrannei, der auch Schneider zum Opfer fiel, dachte, als es endlich ihn selbst unter der Guillotine stehen sah, wehrlos, seines blauen Nationalüberrockes entkleidet, mit Stricken an den Pfahl gebunden. Als Grund der Schneider auferlegten Strafe wurde von St.-Just und Lebas angegeben, daß er in Strasburg mit einer übermäßigen Pracht, in einem sechsspännigen Wagen und von Gardisten mit bloßen Säbeln umgeben eingefahren sei. Dadurch habe er den Sitten der entstehenden Republik Schmach angethan und werde zur Verantwortung vor den Wohlfahrtausschuß nach Paris gebracht werden. Natürlich war dies lediglich ein leerer Vorwand, um Schneider aus dem Wege zu schaffen. Die incriminirten sechs Pferde waren für einen Postwagen, der auf schlechten Wegen acht Personen befördern sollte, nach dem Postreglement unerlaßlich und die übermäßige Pracht der Gardistenbegleitung reducirte sich bei näherm Zusehen auf einige Freunde, welche nach Landessitte dem neuvermählten Paare das Geleite gaben und bei dem Einmarsch in die Stadt, um die Wache zu salutiren, ihre Säbel gezogen hatten.

Mit Schneider wurden die meisten seiner intimern Anhänger verhaftet, er selbst aber noch an dem Tage seiner Gefangennahme nach Paris abgeführt. Auch in dieser verzweifelten Lage verlor er indessen seinen Muth und seine Thatkraft nicht. Unermüdet arbeitete er im Gefängniß, das um ihn gesponnene Netz zu zerreißen, seine Freunde zu ermuthigen und seine in Mitleidenschaft gezogenen Angehörigen zu trösten. Es ist ein schönes Zeugniß für die durch alle Revolutionsgreuel hindurch erhaltene Wärme seines Herzens, daß fast jeder seiner aus dem Gefängniß an verschiedene Freunde gerichteten Briefe mit Ausdrücken zärtlicher Bekümmerniß um das Los seiner jungen Frau, mit der Bitte sie und seine Schwester zu trösten, schließt. Letztere hatte, unmittelbar nach dem Schlag, der ihren Bruder betroffen, folgenden uns erhaltenen Brief an St.-Just und Lebas gerichtet:

„Strasburg, den 28. Frimaire II.

Bürgerrepräsentant! Die tiefbetrübte Schwester des unglücklichen Schneider steht vor dir. Du bist Repräsentant eines gerechten, edeln Volkes. Ist mein Bruder unschuldig, so vertheidige ihn, es ist deine Pflicht; ist er in Irrthümer gefallen, so unterstütze ihn, laß ihn nicht sinken, denn du mußt wissen, daß seine Absichten immer gut und redlich waren; ist er ein Verbrecher, o! so erlaube, daß ich weine, ich habe

meine Pflicht gethan, thue du die deinige als Republikaner, ich kann nichts als weinen, du kannst handeln. Es lebe die Republik! Es lebe die Constitution!

Marianne Schneider."

Die Antwort auf diesen rührenden Erguß eines halb gebrochenen Herzens war, daß die Bittstellerin ins Gefängniß geworfen wurde. Im tiefsten Elend kehrte sie später, ihrer geringen Habe beraubt, nach Deutschland zurück.

Für Schneider's unbesiegten Muth spricht ferner, daß er sich im Gefängniß so behaglich, wie es die Umstände gestatteten, einzurichten bemüht war; auch die deutsche Pfeife und einige Flaschen Wein durften nicht fehlen. Er ging dann an die Arbeit, seine Ankläger zu widerlegen. Von den hierher gehörigen Aufsätzen ist der wahrscheinlich interessanteste, weil er zu einer Zeit geschrieben ist, wo Schneider sich schwerlich noch Hoffnung auf Rettung machte und wo auch sein bis dahin unerschütterter Glaube an Robespierre geschwunden war, leider nicht erhalten. Er führte den Titel: „Aux hommes libres de tous les pays et de tous les siecles" und wurde von Robespierre unterdrückt. Auch der vorher geschriebene Brief an Robespierre wurde durch Schneider's Feinde unterdrückt und ist daher fast unbekannt geblieben. Wir verdanken der Arbeit des Herrn Heitz die Kenntniß dieses interessanten Actenstückes, welches wir weiter unten mittheilen. Das Werk desselben Verfassers macht uns auch mit dem Inhalt eines von Schneider an den Jakobinerclub zu Paris gerichteten Schreibens bekannt. Auch dieses Schriftstück ist nur durch einen Zufall erhalten. Als Robespierre vernahm, daß dasselbe gedruckt werden solle, ließ er die Platten zerstören, der Setzer hatte indessen das Manuscript gerettet, welches sich jetzt im Besitz der Sammlung des Herrn Heitz befindet. Es gibt in einer von Schneider's gewöhnlichem Pathos durch ungeschraubte Einfachheit vortheilhaft abstechenden Schreibweise eine Darstellung seiner Schicksale in Frankreich. Aus dem fast trockenen, jedes oratorische Beiwerk verschmähenden Ton dieser Adresse, die wir übrigens übergehen, da sie für uns nichts Neues enthält, spricht die gepreßte Stimmung eines Mannes, der im Bewußtsein seiner der Revolution geleisteten Dienste nur widerwillig eine Rechtfertigung seiner Thätigkeit unternimmt und der andererseits, um zu diesem Ziel zu gelangen, nur der einfachsten Darlegung des Sachverhaltes zu bedürfen glaubt. Anders in dem Brief an Robespierre. Robespierre hatte kurz vorher (Februar 1794) in einem dem Convent erstatteten Bericht über die Principien der politischen Moral Schneider mit Caligula und Heliogabal verglichen und an seinem Beispiel die ewige Verschwörung der Fremden, Priester, des Adels und der Intriguanten aller Art erläutert, welche gerade damals, wo er den Sturz Danton's

vorbereitete, neu in Scene gesetzt werden mußte. Diese Beschuldigungen hatten Schneider aufs tiefste empört und er schüttete seinen ganzen Grimm in der folgenden Zuschrift aus:

„Gefängniß der Abtey 18 Pluviose (6. Febr.) im zweiten Jahre der einen und untheilbaren Republik.

Man hat dich betrogen, Robespierre! Du bist ohne es zu wissen das Organ der schwärzesten, sinnlosesten Verleumdung gewesen. Dein Bericht wird in ganz Frankreich, in ganz Europa gelesen werden und ich werde, eine Zeit lang als Ungeheuer angeklagt, der Gegenstand der öffentlichen Verwünschung sein. Wohlan denn! ich fordere eine rasche, furchtbare Strafe, wenn ich der Abscheulichkeiten schuldig bin, deren man mich bezichtigt. Ich beschwöre dich im Namen der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Menschlichkeit: beschleunige mein Urtheil.

Wie, ich sollte das Gerücht ausgesprengt haben, der Convent wolle die Kinder und Greise erwürgen lassen? ich, der ich unablässig für die Ehre des Berges gestritten, der ich durch Schrift und Rede, ohne Aufhören die Feuillants und Föderalisten bekämpft habe? Als der erste in unserm Departement habe ich die Machinationen des „Sumpfes“ enthüllt, als der erste in der strasburger Volksgesellschaft die Anklage gegen Brissot und Consorten beantragt, als die festeste Stütze habe ich zur Zeit des 10. August und 31. Mai die Volksvertretung vertheidigt. Gegen mich waren die Dolche der Royalisten gezückt, vor meinem Hause zertrümmerten die Föderalisten, indem sie meinen Kopf forderten, die Guillotine. Ich soll Frauen zu meinem Gebrauch requirirt haben! Mein Herz empört sich vor dieser Scheußlichkeit! Nein, nie hat die Verleumdung zu so teuflischen Erfindungen gegriffen. Du selbst vermochtest denselben keinen Glauben zu schenken. Mögen sie sich doch zeigen, diese Frauen, mögen sie doch kommen, die Zeugen meines Heliogabalismus, und mein Kopf sei dem Schwert des Gesetzes verfallen, wenn ich je die Unschuld verfolgt, das Volk unterdrückt, die Tugend entehrt habe.

Noch einmal, Robespierre, in deiner Eigenschaft als Volksrepräsentant und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses kannst du mein Urtheil beschleunigen, in deiner Eigenschaft als Ankläger im Angesicht der ganzen Welt bist du es verpflichtet zu thun.

Wisse, daß ich keiner jener Tagespatrioten bin, die immer der stärksten Partei anhangen und nur an sich selbst denken; wisse, daß, weit entfernt davon, mit den heiligsten Gesetzen Krieg zu führen, ich beständig religiöse Toleranz gepredigt und ausgeübt habe; wisse, daß die erste Ursache des Hasses, den mir gewisse, durch Gott weiß wen*) nach Strasburg ge-

*) Den Maire Monet.

schickte Propagandisten geschworen haben, in dem erfolgreichen Widerstand zu suchen ist, den ich ihren wahnsinnigen und grausamen Plänen entgegensetzte; wisse, daß ich mein Vermögen, meine Nachtwachen, jeden Augenblick meines Lebens der öffentlichen Sache zum Opfer gebracht habe; wisse, daß ich die Unbestechlichkeit eines wahren Republikaners in der Ausübung meines Amtes habe walten lassen, daß ich weder zu kriechen noch zu unterdrücken verstehe; wisse, daß ich mehr als Einen Patrioten gerettet, mehr als ein freiheitsmörderisches Unternehmen vereitelt habe; wisse, daß ich unser Departement verhindert habe, eine zweite Vendée zu werden, daß ich die Unruhen besänftigte, welche bei dem Massenaufgebot des Volkes entstanden, daß ich den Werth der Assignaten rettete*), wisse endlich, daß ich als Sansculotte geboren bin, als Sansculotte gelebt habe und als solcher zu sterben wissen werde.

Aber auch du, du bist eines Tages verleumdet, du bist als ein blutdürstiger Tyrann von der Faction Brissot geschildert worden. Ohne Zweifel hat dein Herz dabei gelitten, ohne Zweifel weißt du denen Dank, die deinen Ruf wiederhergestellt haben. Nun denn, was du willst, das man dir thue, du wirst es auch für einen andern thun. Ich erwarte diese Gerechtigkeit von dir. Gerechtigkeit oder den Tod.

Euloge Schneider."

Schneider fühlte sich erleichtert, als er diesen ungestümen Brief geschrieben, als er der Entrüstung seines Herzens freien Lauf gelassen hatte. „Du wirst" schreibt er einem Freund, „nicht ohne Interesse das Beifolgende lesen. Es ist die Sprache eines freien Mannes, der sich durch die niederträchtigste Verleumdung angefallen sieht. Ich habe das Original an Robespierre geschickt und bin gewiß, daß er mein Urtheil beschleunigen wird. Hundert Exemplare lasse ich heute Abend im Jakobinerclub vertheilen. Berichte mir doch über den Eindruck. Ich bin wüthend über diese Schurken, die die Volksrepräsentanten so unwürdig betrogen haben. Aber ihre Zeit wird auch kommen."

Ihre Zeit kam allerdings, aber zu spät für Schneider. Weder die Sinnlosigkeit der erhobenen Anklagen, deren offenbaren Lügen selbst die

---

*) Es unterliegt keinem Zweifel, daß Schneider sich hierauf als auf ein wesentliches Verdienst berufen konnte. Die undankbare und an sich widersinnige Arbeit, durch Gewaltmaßregeln erzwingen zu wollen, was der Natur der Dinge widerstrebte, war damals ein Gebot der äußersten Nothwendigkeit. Es konnte sich allerdings nur um einen vorübergehenden Erfolg handeln, aber dieser war auch unumgänglich nothwendig, wenn nicht die ganze Rheinarmee gerade in dem drohendsten Moment auseinanderlaufen sollte. Es war natürlich, daß, da die Soldaten mit ihrer Assignatenlöhnung so gut wie gar nichts anfangen konnten, alle Disciplin aufhörte und die Auflösung bevorstand.

für Schneider keineswegs günstig gestimmte Municipalität Strasburgs ihre Unterschrift zu geben sich weigerte, noch die Anstrengungen Schneider's sich zu retten, konnten sein Schicksal wenden. Schon die keineswegs unedle aber hochmüthig-harte und persönliche Erlebnisse nie vergessende Natur St.-Just's gestattete ein Einlenken nicht, nachdem er einmal durch Schneider's Unfügsamkeit sich verletzt gefühlt hatte und gegen denselben eingenommen war. St.-Just aber war damals neben Robespierre allmächtig. Daß außerdem Schneider's Widersacher alle Mittel anwendeten — Lügen, falsche Zeugnisse, Bestechungen — um zum Ziele zu gelangen, ist selbstverständlich. Denn sie wußten sehr gut, worauf es jetzt ankam, sie waren überzeugt davon und sie hatten ein Recht dazu, daß Schneider, wenn er frei kam, sie ganz sicher ebenso dem Verderben überliefern würde, wie sie an dem seinen arbeiteten. Uebrigens wurden diese Anstrengungen durch die allgemeinen Verhältnisse im Innern der Republik grade damals auf das wesentlichste unterstützt. Es war die Periode, wo der Wohlfahrtsausschuß sein Haupt triumphirend über alle seine Gegner erhob, wo es ihm gelang, einem nach den andern niederzuwerfen, wo die Häupter derselben, St.-Just und Robespierre, ihre Dictatur im Blute der Hebertisten und Dantonisten begründeten. Jene fielen am 24. März, diese am 4. April, mit ihnen wurde unter dem weiten Mantel der „Fremdenconspiration" alles in den Sturz verwickelt, was dem Wohlfahrtsausschuß nicht unbedingt ergeben war und was nicht einen letzten Schutz in der eigenen Bedeutungslosigkeit fand.

Es war am 10. April 1794, als die Sonne des revolutionären Frankreich, die dem ehemaligen Franciscaner so verführerische Strahlen in die dumpfen Schatten des Klosters geworfen hatte, seinem letzten Gange leuchtete. Ob Schneider ihn, zerfallen mit sich selbst, verklagt vom eigenen Bewußtsein, that? Die letzten Worte, die man von ihm anführt und welche lauten: „Es ist unmöglich, den Feinden der Republik gefälliger zu sein als indem man mich tödtet", sprechen nicht dafür.

Bei Schneider war die Revolution wie bei vielen seiner Mitlebenden zum Glaubensbekenntniß geworden. Aber das Verhältniß seines innersten Wesens zu diesem Glaubensbekenntniß war kein ausschließlich, auch nicht einmal vorwiegend theoretisches, sondern ein tieferes, mit seinem Naturell wie mit seinen Schicksalen organisch zusammenhängendes. Ihm war die Revolution nicht, wie manchem feingebildeten Schüler Rousseau's, lediglich ein Theil seines Systems, ein Theil seiner die Zukunft in idealen Umrissen erfassenden Weltanschauung, ihm war sie auch nicht, wie Forster es von seinem objectiv-naturforschenden Standpunkt so bezeichnend ausdrückt, „der Punkt in einem dunklen Chaos, der sich brüten läßt und der künftig Gestaltung verspricht," ihm war sie mehr als dies: ein inneres Erlebniß, ein persönlicher Befreiungsact. Die Knechtschafts-

formen, welche die gewaltig gärende Zeit zu zerbrechen bemüht war, hatte er am eigenen Leib und Geist erprobt. Mit dem die Summe einer langen Leidensgeschichte ziehenden Haß, welcher jedem Stadium der Revolution ihren vernichtenden Stempel aufdrückt, verband ihn die Blutsverwandtschaft eines in langen verlorenen Jahren eingesogenen, in einsamen Nächten ausgebrüteten Grolles gegen die schlimmste Form des Despotismus: die, welche im Namen der Religion ausgeübt wird. Eben hierin liegt für uns Schneider's wirkliche revolutionäre Bedeutung, das Interessante seiner Erscheinung. Weder kalt berechnend und advocatisch nutzend wie Robespierre und andere, noch innerlichst zurückgestoßen und angeekelt wie die Männer der demokratischen Salons, steht er, der Sohn des Volkes, den Ausschreitungen und Verirrungen der Revolution gegenüber, sondern er nimmt sie in sich auf, wie er ihren Haß und fanatischen Glauben theilt. Daher ist in Schneider's revolutionärer Laufbahn nirgends etwas Sprunghaftes, nirgends Unsicherheit und Schwanken, nirgends etwas künstlich Gemachtes. Und wie sein Leben, so charakterisirt dies Verhältniß auch seinen Tod. Denn er stirbt erst, als die Revolution, an der Grenze ihres zerstörenden Schaffens angelangt, ihrem ursprünglichsten Wesen entfremdet, danach strebte, die Alleinherrschaft eines Dictators aufzurichten.

Gedichte.

I. Eine Locke.

Von

Karl Osten.

Only a womans hair.
SWIFT.

Nur eines Weibes Haar! Welch tiefe Klage
Und welche schweigsame Beredsamkeit
In diesem flücht'gen Denkmal schön'rer Tage,
Die längst verwelkt im Wüstenbrand der Zeit!
Einsamer Mann! Wo sind die weichen Arme,
Die sanfte Hand auf deiner heißen Stirn,
Der Herzschlag wo, der treue, liebeswarme,
Der Trost dir bot in allen Lebenswirr'n?
Das munt're Wort, das Nah'n der leichten Schritte,
Das stets von neuem dein Entzücken war,
Des klaren Auges seelentiefe Bitte —
Sieh' her, von allem blieb nur dieses Haar!

Nur eines Weibes Haar! Ja nur ein Weib!
Sie steht nicht kämpfend auf bedrohten Zinnen,
Wo Männer muthig wagen Gut und Leib
Und hoher Thaten Ruhmeskranz gewinnen:
Nur leise wahrt sie innerhalb der Schwelle
Das heil'ge Feu'r, das alles Leben schafft,
Die Liebe — und allein aus dieser Quelle
Fließt Seligkeit und jede höchste Kraft,
Es schafft des Künstlers Hand ein Bild von Stein,
Vollendet steht es, frei von jedem Fehle —
Doch wahres Leben gibt Natur allein,
Vergebens ruft der Stein nach einer Seele!

Nur eines Weibes Haar! Ja nur ihr Haar!
Warum denn pocht dein Herz in heißern Schlägen?
Die winz'ge Lebensspur von dem, was war,
Wie mag sie doch so stürmisch dich bewegen?
Das ist der Zauber, der dem Schönen eigen,
In jedem Kleinsten ganz es selbst zu sein,
In jedem Theil das volle Bild zu zeigen,
Befriedigt Leben in sich selbst allein!
Das ist der Liebe auch, der ewig reichen,
Ureig'ne Art: Entzücken ohne Schmerz,
Ein voll Genügen ohne zu vergleichen —
An jedem Theilchen hängt das ganze Herz!

II. Zwei Träume.

Von

Otto Risch.

Mir träumte, du warst ein Bettelkind
Und saßest frierend am Wege,
Ich jagte, ein freudiger Reitersmann,
Das Reh im wald'gen Gehege.
Ich sah dir ins Auge, es zog mich herab,
Herab von dem knirschenden Rosse,
Und ehe der Schnee auf dem Berge noch schmolz,
Da warst du die Herrin im Schlosse.

Mir träumte, du warst ein Fürstenkind
Umworben von stolzen Vasallen,
Sie häuften zu Füßen dir Perlen und Gold,
Ich war der ärmste von allen.
Du blicktest auf mich, du gabst mir die Hand
Und führtest mich lächelnd zum Throne,
Den purpur'nen Mantel hingst du mir um
Und reichtest die funkelnde Krone!

III. Verschlafen.

Von

Otto Buchwald.

Wenn die Mutter ihren Kindern
Eine Bitte muß verneinen
Sind voll Unmuth sie und klagen,
Bis sie in den Schlaf sich weinen.

Menschenherzen sind wie Kinder,
Strenge Mutter ist das Leben,
Wie wir ringen auch und kämpfen,
Selten reift die Frucht dem Streben.

Und um Hoffnungen und Wünsche,
Die gescheitert dicht am Hafen,
Grämen wir uns dann wie Kinder,
Bis wir thränenmüd' entschlafen.

Literatur und Kunst.

Schleiermacher's „Leben Jesu" und die Strauß'sche Kritik desselben.

Auf die Schleiermacher'schen Vorlesungen über das Leben Jesu, die jetzt endlich unter dem Titel: „Das Leben Jesu. Vorlesungen von Dr. Friedrich Schleiermacher. Herausgegeben von K. A. Rütenik" bei Georg Reimer in Berlin erschienen sind, waren, wenigstens was Charakter und Tendenz derselben im allgemeinen betrifft, diejenigen, welche sich für den Gegenstand überhaupt interessiren — und das ist ja wol in diesem Augenblick das gesammte gebildete Publikum — hinlänglich vorbereitet durch die neue Bearbeitung von Strauß' „Leben Jesu", bei welcher dem Verfasser bekanntlich Nachschriften der Schleiermacher'schen Vorlesungen zu Gebote gestanden hatten. Dennoch, da das Buch jetzt gedruckt vorliegt, wird, glauben wir, sich nicht leicht irgendjemand dem überraschenden Eindruck entziehen können, welchen die Lektüre desselben hervorbringt. Wir für unsern Theil wenigstens bekennen offen, daß, so wenig Neues und Unerwartetes die parteiische Vorliebe des großen Theologen für Johannes und seine oft willkürliche Exegese auch für uns hatte, dennoch die Art und Weise, wie dieser Standpunkt hier geltend gemacht und mit größter Consequenz durch die ganze Lebensgeschichte Jesu hindurchgeführt wird, uns ebenso lebhaft angeregt und beschäftigt hat, wie wir uns andererseits durch die wohlthuende Wärme, welche das Werk durchzieht, aufs angenehmste angesprochen fühlten. Auch wird das Interesse, welches das Werk hervorruft und das sich bei der augenblicklich herrschenden Stimmung gewiß nicht auf die theologischen Kreise

beschränken wird, noch wesentlich gesteigert durch den Umstand, daß Strauß es für angemessen befunden hat, diesen Schleiermacher'schen Vorträgen, die er, wie gesagt, schon bei der neuen Bearbeitung seines „Leben Jesu" vor Augen gehabt, nachträglich noch eine eigene kritische Beleuchtung zu widmen; dieselbe ist im Verlag von Franz Duncker in Berlin erschienen und führt den Titel: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu von D. F. Strauß."

Der Contrast, welchen beide Werke zueinander bilden, ist ebenso pikant wie lehrreich. Während wir in den Schleiermacher'schen Vorlesungen sozusagen in jeder Zeile dem warmfühlenden Herrnhuter begegnen, dem es eine wahre Herzensangelegenheit ist, die Fußstapfen seines Jesus so recht im Einzelnen Schritt vor Schritt zu verfolgen, verleugnet sich in der Strauß'schen Schrift nirgends der verstandesklare Humanist, dem es — und das wird man aussprechen können, auch ohne zu Strauß' Gegnern zu gehören — nun einmal nicht gegeben ist, sich für eine religiöse Persönlichkeit als solche zu begeistern. Beide, Strauß wie Schleiermacher, wetteifern an Tiefe und Schärfe des Blicks: aber während dem einen seine gemüthliche Sympathie mit dem Religionsstifter zu den wichtigsten und weitgreifendsten geschichtlichen Entdeckungen und Schlüssen verhilft, verdankt der andere der völligen Unbefangenheit, um nicht zu sagen der Kälte, die er sich in religiöser Hinsicht bewahrt, eine kritische Virtuosität, die denn freilich durch nichts übertroffen werden kann und der Freunde wie Gegner sich gleichmäßig beugen müssen.

Nur in Betreff des Titels, unter welchem die Strauß'sche Kritik sich beim Publikum einführt, scheint der Verfasser uns keinen ganz glücklichen Griff gethan zu haben; derselbe paßt nicht völlig zum Inhalt des Schriftchens und erregt daher, besonders wenn man unmittelbar von dem Schleiermacher'schen Buche herkommt und gerade keine specielle Liebhaberei für die Wunderkritik hat, ein gewisses Gefühl der Enttäuschung. Indem nämlich im Titel der „Christus des Glaubens" und der „Jesus der Geschichte" einander gegenübergestellt werden, erweckt dies im Leser die Erwartung, als ob nun im Buche selbst das letztere, der Jesus der Geschichte, positiv beleuchtet und festgestellt wird. In der That jedoch ist dies keineswegs der Fall; dem dogmatischen Christus der Kirche und Schleiermacher's wird als Correctur nicht sowol der geschichtliche Jesus selbst entgegengestellt, wie er im einzelnen war, als vielmehr nur der Nachweis, daß er nicht so gewesen sein könne, weder im allgemeinen noch im einzelnen, wie jene ihn annehmen. Oder mit andern Worten: man erfährt aus dem Buche nicht, was Jesus war, sondern nur was er nicht war, ein Umstand, der um so weniger eine vollständige Befriedigung des Lesers zuläßt, als in dem Schleiermacher'schen Werke auch für denjenigen, der den mythischen Standpunkt einnimmt, an positiven geschichtlichen Aufschlüssen und Vermuthungen kein Mangel ist. Somit hätte Strauß entweder jenes positive Bild, das er im „Leben Jesu für das deutsche Volk" von Jesus entworfen, hier wieder aufnehmen müssen, und zwar wo möglich in erweiterter und vervollständigter Gestalt, oder aber, falls er diese Wiederholung scheute, so würde sich vielleicht ein anderer Titel, wie etwa: „Schleiermacher's Christus, aus Anlaß seines Lebens Jesu geprüft", oder etwas dem Aehnliches empfehlen haben.

Doch ist diese Ausstellung im Grunde nur äußerlicher Natur; auch ist sie so ziemlich die einzige, zu der wir Veranlassung haben. Es ist kaum möglich, Schleiermacher zugleich gerechter und wohlwollender zu beurtheilen, als es in dieser Strauß'schen Kritik geschieht. Allerdings hat Strauß sich von jeher, unter anderm vor seinem Lehrer Baur, dadurch ausgezeichnet, daß er dem „klugen, vielgewandten" Schleiermacher stets die optima fides zugeschrieben, und auch in der vorliegenden Schrift beharrt er bei dieser wohlwollenden Auffassung, die auch durch einzelne etwas schärfere Wendungen, wie z. B. S. 220, wo er Schleiermacher „etwas Sophisterei im einzelnen" nachsagt, nicht wesentlich modificirt wird. Strauß läßt es sich im Gegentheil angelegen sein, jenen Anschein von Zweizüngigkeit, der so häufig an Schleiermacher bemerkt worden ist und der so vielen das Bild des trefflichen Mannes verdüstert hat, aufzulösen und zu entfernen, zu welchem Ende er mit besonderm Nachdruck auf die eigenthümliche Mischung von Verstandesschärfe und gemüthlicher Frömmigkeit hinweist, die nun einmal in Schleiermacher's Natur lag und deren Spuren sich daher auch überall, in seinem gesammten Denken und Fühlen, seinem Streben und Wirken, bemerkbar macht. Es macht diese Auffassung Schleiermacher's dem Herzen ihres Urhebers aber um so mehr Ehre, als derselbe nur erst den theologischen Schlüssel zu den Geheimnissen des Schleiermacher'schen Systems hat, während der philosophische ihm noch nicht in gleicher Weise zu Gebote steht; sein berühmter Gegner muß ihm daher sogar noch gläubiger erscheinen, als er in Wahrheit war, und verdient somit die Unparteilichkeit, welche Strauß nichtsdestoweniger gegen ihn übt, doppelte Anerkennung.

Die Strauß'sche Schrift zerfällt in einen exegetischen und einen dogmatischen Theil; letzterer ist in Vorrede, Einleitung und Schluß enthalten, während der exegetische Theil die eigentliche Mitte des Buches bildet. In dem dogmatischen Theil wird unter Festhaltung der allgemeinen Seite des zur Zeitfrage gewordenen Dilemma: entweder dogmatischer Christus oder historischer Jesus, die Schleiermacher'sche Christologie im allgemeinen entwickelt, während der exegetische Theil den Verlauf des Lebens Jesu nach Schleiermacher darstellt. Diese Darstellung zählt zu den Glanzpartien des Buches, insofern sich in ihr die ganze Ueberlegenheit des dogmatisch unbefangenen Kritikers über den großen, aber zum voraus eingenommenen Dialektiker geltend macht. Allein auch dabei wieder ist die Mäßigung zu bewundern, mit welcher Strauß sich dieser seiner offenbaren Ueberlegenheit bedient. Freilich kann er nicht umhin, die Blößen aufzudecken, welche Schleiermacher sich gegeben, und die namentlich in der willkürlichen Erweiterung des Maßstabes für das, was natürlich und möglich ist, sowie in der versteckt rationalistischen Wegerklärung des Wunderhaften hervortreten. Allein so tapfer Strauß seinem Gegner in dieser Beziehung zu Leibe geht und so unermüdlich er ihn in alle geheimsten Schlupfwinkel hinein verfolgt, so nachdrücklich und mit so vieler Wärme äußert er andererseits seine Hochachtung vor dem Denker und Forscher Schleiermacher, vor seiner feinen psychologischen und historischen Spürkraft, seiner gleich großen Meisterschaft im Zusammenfassen wie im Trennen.

Aber die Gerechtigkeit, die wir gegen andere üben, ist zugleich auch allemal ein Gewinn für uns selbst; man kann sich nicht mit Ernst und Un-

parteilichkeit in eine fremde Individualität vertiefen, ohne seines eigenen Inhalts mächtiger zu werden. So ist auch die Kritik Schleiermacher's für Strauß unwillkürlich eine Veranlassung geworden, den Kern seines eigenen Wesens um so deutlicher zu entfalten; seine kritische Kunst tritt hier mit einer Klarheit, einer Bewußtheit und Sicherheit auf wie kaum in irgendeinem seiner frühern Werke. Materiell dürfte besonders die ausführliche Erörterung der Auferstehungsgeschichte als eine Bereicherung der bisherigen Forschungen zu betrachten sein. Auch hat Strauß unsers Wissens noch nie so deutlich, wie S. 165 geschieht, bezüglich der Aussonderung des Wahren und Unwahren in den Berichten, unterschieden zwischen dem, was nothwendig unwahr sein muß und dem, was wol an sich wahr sein könnte, es aber doch vielleicht nicht ist. Nur in der Anwendung dieses an sich so treffenden Unterschiedes scheint er uns mitunter nicht ganz unparteiisch zu sein; so namentlich S. 65 fg. bei der Erzählung vom zwölfjährigen Jesus, wie es unserm Kritiker denn überhaupt in zweifelhaften Fällen begegnet, durch seine Passion für mythische Funde sich zu weit in die Negation hineintreiben zu lassen. Im übrigen ist die in Rede stehende Erörterung wegen der damit verknüpften Relation eines Selbsterlebten (S. 67) dem Leser besonders zu empfehlen.

Daß der dogmatische Abschnitt dem exegetischen ebenbürtig, brauchen wir natürlich nicht erst zu versichern; sind es doch die bekannten Vorzüge des Verfassers, denen wir darin begegnen: Anschaulichkeit und Präcision der Darstellung, verbunden mit einer Schärfe und Eindringlichkeit des Urtheils, die in den meisten Fällen wahrhaft unwiderstehlich wirken. Auch hier wieder ist die Doppelnatur Schleiermacher's in der verständigen Auffassung der Dinge mit gleichzeitiger frommer Hingebung der theologischen Richtung vortrefflich gezeichnet und in ihrer individuellen Berechtigung aus zahlreichen öffentlichen und privaten Aeußerungen nachgewiesen. Was dagegen das Dogmatische selbst angeht, so müssen wir trotz unserer lebhaften Anerkennung der Strauß'schen Kritik in allem, was bei der Frage über den idealen und den historischen Christus mit dem reflectirenden Verstand ausgerichtet werden kann, denn doch daran festhalten, daß diese Frage und die Würdigung ihrer Lösung, z. B. bei Schleiermacher, neben der Thätigkeit der Reflexion nothwendig auch eine philosophische Ergründung erfordert. Indem der Verfasser von letzterer abgesehen, hat er mit seinem Endergebniß, nämlich völlige Unvereinbarkeit des Christus, den die Kirche und den Schleiermacher lehrt, und des Jesus, den die geschichtliche Forschung der Gegenwart nachzuweisen angefangen hat, einmal Schleiermacher, dann aber auch sich selbst unrecht gethan: jenem, weil er ihn unwissenschaftlicher darstellt, als sein Christusbild verdient, sich selbst aber, weil er, was bei seiner beispiellosen Ehrlichkeit freilich nahe liegt, sich noch viel häretischer gibt, als er in Wahrheit ist und als er sich daher zu geben nöthig hätte. Es heißt denn doch wol die Sache etwas äußerlich betrachten, wenn er S. VI erklärt, „die Schleiermacher'sche Glaubenslehre habe eigentlich nur ein einziges Dogma, das von der Person Christi". Dies „eigentlich", mit aller Ehrfurcht vor dem berühmten Verfasser sei es gesagt, erscheint um kein Haar breit besser als Schleiermacher's bekannter Satz von dem „eigentlichen Sein Gottes in

Christo" (S. 27), über das Strauß mit Recht den Stab bricht. Schleiermacher's Glaubenslehre hat nicht einmal dieses Eine Dogma, sie hat überhaupt keins, indem sie durch und durch eine ideale Construction ist, erbaut auf einer speculativen Grundlage Schleiermacher's. Christus steht nur einem Dogma gleich, weil hier auf einmal, wie sonst nie, eine geschichtliche Position hereinzutreten scheint. Diese scheinbare Geschichtsposition ist aber nichts weiter als eine nachträgliche Correctur, welche der Philosoph an seiner ursprünglichen Anlage der Welt vorzunehmen genöthigt war. Er will eine erlöste, sittlich sich befreiende Welt, hat aber seine Menschheit einmal angelegt mit dem Dualismus, mit dem Nebeneinander ihres Gottesbewußtseins und ihrer sinnlichen Functionen, ihres Geistes und ihres Fleisches. Dieses Nebeneinander kann natürlich zu keiner ethischen Entwickelung der Dinge, keiner Herrschaft des Gottesbewußtseins im Gesammtleben der Menschheit führen; es muß also nachgeholfen werden, indem ein für allemal an einem bestimmten Punkt, in unserm Fall an einem Individuum, an dem Jesus von Nazareth, die absolute Superiorität des Gottesbewußtseins über seine Gegenpotenz, die Sinnlichkeit, fixirt, gleichsam festgenagelt, für ewige Zeiten angeschmiedet wird. Dadurch soll denn dem Schwanken zwischen dem Vorwalten des Geistes und der Sinnlichkeit in dem ursprünglichen Gesammtleben abgeholfen und die Continuität der Herrschaft des Gottesbewußtseins im christlichen Gemeinleben hergestellt werden. Daß aber hier nur mechanische Mittel verwendbar sind, die organische Einheit eines Christuslebens unter den Christen niemals möglich wird, mithin auch das Verschwinden der Sünde und das durchgängige Walten des Gottesbewußtseins unter den Menschen immer nur ein Postulat bleibt, das alles liegt in den Prämissen, wie wir sie angegeben haben, sowie in dem Verlaufe, den die Schleiermacher'sche Dogmatik nach der Christologie nimmt, zu Tage.

Wir können diese Würdigung der Christuslehre des großen Theologen auf Grund ihres speculativen Fundaments an dieser Stelle nicht weiter verfolgen, halten sie jedoch aufrecht ungeachtet des Antheils, den an diesem Bilde des Erlösers (ein Name, der in der That passender ist, als Strauß S. 214 meint) der Christ und der herrnhuter Schleiermacher allerdings hat. Von diesem unserm Standpunkt aus erscheint sein Christus denn freilich berechtigter als von dem blos historisch kritischen. Zwar die Uebertragung dieses Christusbildes auf die Person des Jesus von Nazareth wird dadurch um nichts wahrscheinlicher, im Gegentheil, der von Strauß gelieferte Nachweis der Unrealität des letztern wird dadurch nur verstärkt. Allein nach der Seite seines Gedankengehalts muß dem Schleiermacher'schen Ideal sein Werth und seine Bedeutung stets zuerkannt bleiben. Sein Christus war nämlich nur möglich von einer wesentlich vorgeschrittenen Weltanschauung aus, einer Weltanschauung, welche sich die Autonomie des sittlichen Lebensgebietes zum Bewußtsein gebracht hatte. Nicht die urchristliche, nicht die reformatorische, sondern erst diese Weltanschauung vermochte die sittliche Aufgabe der Menschheit in ihrer ganzen Klarheit und Schärfe zu fixiren, und wenn unser Verfasser selbst mit Recht auf den großartigen Wendepunkt hinweist, welchen die Aufstellung des Kant'schen Ideals der Gott wohlgefälligen Menschheit im Bewußtsein der Zeit hervorrief, so wird er wol auch die Schleiermacher'sche Zurichtung dieses Ideals für die Theologie,

also mittelbar für die Religion, diesen Idealismus der Massen, nicht mehr für gar so verdienstlos ansehen können. Es ist in der That, wie der Verfasser sagt: die Schleiermacher'sche Anschauung beherrscht wirklich das Zeitbewußtsein, wir aber sollen uns darüber freuen, indem dadurch nur mehr und mehr constatirt wird, daß in dem Volk der Reformation die Erkenntniß seiner sittlichen Bestimmung, die solange von dem religiös mechanischen Verhalten zur Gottheit verdeckt war, rege geworden ist. Allerdings ist die Aufgabe damit noch nicht völlig gelöst und gerade Strauß gehört zu den Geistern, die dazu berufen sind, das noch Fehlende nachzuholen; die Einsicht, daß unsere Aufgabe eine sittliche ist, muß weiter dahin fortschreiten, daß diese Bestimmung eine Selbstbestimmung sein und werden soll, das Menschheitsideal muß frei für sich, ohne unnatürliche Verschmelzung mit einem einzelnen, wenn auch dem besten der Menschen, erfaßt und von dem Individuum als Richtschnur sich vorgehalten werden. Strauß hat hierüber, wiewol er die philosophische Sprache vermeidet, ganz richtige Gedanken; wie einleuchtend sagt er nicht schon im „Leben Jesu für das deutsche Volk", daß, wenn jemand nach Christus sich um das höchste Maß sittlicher Tüchtigkeit bemühe, er von selber seinen Weg, ohne Jesus nachzutreten, einschlagen, d. h. aus dem allgemein gültigen Ideal heraus die Harmonie seiner Individualität und des Sittengesetzes zu gewinnen suchen werde. Andererseits mag jedoch die Frage erlaubt sein, ob diese Leugnung der Urbildlichkeit des Jesus von Nazareth denn wol wirklich einen so tiefgreifenden Unterschied von dem Glauben der Gemeinde bildet. Nimmt denn nicht auch Strauß in der neuen, gegen die frühere verfehlte so gründlich verbesserten Schlußabhandlung ganz bestimmt eine relative, nach der Seite ihrer Intensität, wenn auch nicht nach der Seite der Extensität der verschiedenen Lebensgebiete und Lebensstellungen vorhandene Vorbildlichkeit seines Jesus an? Bestätigt er dieselbe hier nicht wiederholt S. 211 und S. 218 fg., indem er eine besondere Läuterung und Bereicherung des Menschheitsideals durch Jesus behauptet? Und liegt ihm selbst also die Brücke so fern, welche für die Gemeinde das Urbild und seine correcte Erscheinung verbindet, wenn er in jener neuen Schlußabhandlung bekennt, daß zur Herausbildung des Ideals in dem Gedanken an die Menschheit der durch die Person Jesu gegebene Anstoß für die Anschauung nothwendig gewesen sei? Nein, nicht erst der Kirche der Zukunft, hoffen wir, wird es vorbehalten sein, den braven, überzeugungstreuen Mann nicht von sich zu stoßen, der S. 213 das classische Wort ausspricht: „Sobald wir uns nicht mehr zumuthen, die Schrift anders als wie ein menschliches Buch zu behandeln, werden wir sie in allen Ehren halten können; sobald wir uns das Herz fassen, Jesum wirklich in die Reihen der Menschheit zu stellen, wird ihm unmöglich unsere Verehrung, unsere Liebe fehlen können."

Weniger versöhnlich freilich gegen den Standpunkt der Gemeinde, auch der beziehungsweise weiter vorgeschrittenen, klingt der Ton, den der Verfasser in der Beilage anschlägt; dieselbe besteht in dem Wiederabdruck eines schon früher veröffentlichten Zeitungsaufsatzes über den bekannten Schenkel'schen Handel in Baden. Zwar die Schärfe — um kein anderes Wort zu brauchen —, mit welcher Hr. Schenkel selbst darin behandelt wird, mag nicht unverdient sein; dagegen hätten die 700 Durlacher, welche für Hrn. Schenkel

eintraten, jedoch, soviel wir uns erinnern, ohne denselben besonders zu verherrlichen, wol auf eine etwas maßvollere Beurtheilung Anspruch gehabt. Strauß verspottet diese Anhänger Schenkel's wegen der Halbheit ihres Standpunktes; es erscheint ihm lächerlich, daß sie Aufklärung und leidliche Kirchlichkeit miteinander vereinigen wollen. Diese Polemik dünkt uns jedoch nicht wohl angebracht, sie verleugnet das Gemeinschaftsbewußtsein, das Strauß sich doch sonst nie ganz abhanden kommen läßt. Oder wäre er wirklich auf einem so radicalen Standpunkt angelangt, daß er keine Gemeinde mehr als vernünftige gelten läßt außer der deutsch-katholischen und der Freien Gemeinde? So würde dies nur ein Grund mehr sein, an seine Billigkeit und Besonnenheit zu Gunsten einer wissenschaftlichen Vermittelung zu appelliren, wie sie beispielsweise von uns im Obigen angedeutet worden ist. EF.

Correspondenz.

Aus Nürnberg.

Mitte Februar 1865.

V. A. Wäre das „Deutsche Museum" ein kaufmännisches oder gewerbliches Blatt und bestände somit die Aufgabe Ihrer Correspondenten darin, Bericht zu erstatten über die Fortschritte, welche in den verschiedenen Theilen unsers Vaterlandes in Handel und Industrie, diesen beiden Hauptfactoren der modernen Entwickelung, gemacht werden, so würde der Name unserer Stadt ohne Zweifel öfter in den Spalten Ihres Blattes zu finden sein, als es gegenwärtig der Fall ist. Zwar von jener Höhe, welche Nürnberg vor Jahrhunderten in der Blütezeit des Mittelalters in industrieller Hinsicht behauptete, ist es längst herabgestiegen; damals war es sozusagen die Alleinherrscherin des deutschen Gewerbsleißes, jetzt regen sich auf demselben Gebiete unzählige Kräfte und es bedarf schon eines rastlosen Fleißes und immer erneuter Anstrengungen, um nicht hinter der Masse der Concurrenten zurückzubleiben. An diesem Fleiß läßt man es aber auch bei uns nicht fehlen; Industrie und Fabrikwesen, von alters her an den Namen unserer Stadt geknüpft, sind auch in neuester Zeit bei uns in fortwährendem Aufblühen begriffen, und in demselben Maße wächst auch der Wohlstand, der sich seinerseits wieder in der stetigen Zunahme der Bevölkerung äußert. Bei der vorletzten Volkszählung im Jahre 1861 belief sich die Bevölkerung, das Militär mit eingerechnet, auf 63000 Köpfe; die neueste Aufnahme im December vorigen Jahres hat eine Bevölkerung von fast 72600 Seelen ergaben, also binnen drei Jahren eine Zunahme von fast 10000. Dieser Zuwachs der Bevölkerung muß aber um so mehr als ein Zeugniß für den zunehmenden Wohlstand und die sich von Jahr zu Jahr steigernde Gewerbthätigkeit betrachtet werden, als er hauptsächlich durch Zuzug von außen herbeigeführt wird. Vorzüglichen Antheil daran hat die Ausdehnung, welche der Hopfenhandel neuerdings bei uns gewonnen; derselbe bildet jetzt einen Hauptgegenstand drr Speculation und beschäftigt zahlreiche größere und kleinere Kapitalien, alles zu Ehren des Königs Gambrinus, dem bekanntlich hier wie in ganz Baiern ein lebhafter Cultus gewidmet wird.

Desto spärlicher freilich ist es mit den geistigen Interessen bestellt; während Industrie und Handel in üppiger Blüte stehen, erfreuen Literatur und Wissenschaft sich kaum der nothdürftigsten Pflege. Selbst das Germanische Museum, dieses einzige wissenschaftliche Institut von Bedeutung, dessen unsere Stadt sich zu rühmen hat, blüht dem Veilchen gleich im Verborgenen. Seit Michelsen's Rücktritt hat es noch immer nicht gelingen wollen, die Stelle des Directors wieder zu besetzen. Dieselbe wird zwar interimistisch von Dr. Frommann versehen, und zwar mit all dem Eifer und der wissenschaftlichen Hingabe, welche dem verdienten Mann überhaupt eigenthümlich ist; doch sind bekanntlich mit jedem derartigen Interimisticum gewisse Schattenseiten nothwendig verbunden, und so kann man denn nur im eigenen Interesse der Anstalt wünschen, daß es recht bald gelingen möge, einen definitiven Ersatz für Herrn Michelsen zu finden. Was unsere Stadt außerdem an wissenschaftlichen Elementen besitzt, beschränkt sich fast ausschließlich auf die Lehrkräfte unserer Schulen und ähnlicher Anstalten. Schriftsteller, welche, ohne sich auf ein Amt zu stützen, die Literatur selbst zu ihrem Berufe machten, gibt es hier im Augenblick nicht einen einzigen; unter einer Bevölkerung von mehr als 70000 Seelen nicht ein Literat — das ist gewiß auch eine Besonderheit unserer alten Reichsstadt, die wol kaum in ganz Deutschland zum zweiten male wiederkehrt. Priem, gegenwärtig der einzige nürnberger Dichter, hat eine dürftige Unterkunft am Germanischen Museum gefunden; die schönen Geister scheinen in Nürnberg eben nicht zu gedeihen, wenigstens nicht in dem Maße, daß sie eine selbständige Existenz behaupten könnten. Um so verdienstlicher ist die Ausdauer, mit welcher der hiesige Literarische Verein, der einzige literarische Mittelpunkt, den unsere Stadt darbietet, in seiner Wirksamkeit beharrt, so wenig dieselbe auch durch die allgemeine Strömung des hiesigen Lebens begünstigt wird. Der Verein wird im nächsten Herbst das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern; daß es ihm trotz dieses respectabeln Alters noch immer nicht an frischen Kräften und jugendlicher Regsamkeit mangelt, davon gibt das soeben erschienene „Album“ des Vereins, das sich ja auch auswärts eine ehrenvolle Beachtung erworben hat, ein erfreuliches Zeugniß. Auch in geselliger Hinsicht war der Literarische Verein längere Zeit hindurch nicht allein der hauptsächlichste, sondern sogar der einzige Vertreter einer freiern und geistvollern Richtung; namentlich war er der erste, welcher unsern Carnevalslustbarkeiten durch poetische Spiele und Aufführungen eine geschmackvollere Färbung zu geben versuchte. Seitdem ist man auf diesem Wege noch weiter vorgeschritten; namentlich versuchten einige geborene Rheinländer, welche sich bei uns niedergelassen, den rheinischen Carneval mit seiner Maskenfreiheit und seinem übermüthigen Humor bei uns einzuführen. Anfangs schien der Versuch wirklich zu glücken; wir hatten unsere Kaffeekränzchen im Saale und unsere Kappenfahrten in den Straßen trotz Mainz und Köln. Bald indessen zeigte sich, daß diese Art von Lustbarkeit bei uns doch nur ein exotisches Gewächs; wie der Reiz der Neuheit vorüber war, verlor sich auch die Theilnahme. Gegenwärtig beschränkt der Fasching sich bei uns wieder wie in frühern Jahren auf maskirte Bälle und ähnliche Festlichkeiten innerhalb der einzelnen geselligen Vereine; öffentlicher Carneval ist dies Jahr gar nicht zu Stande gekommen, die Einladungen, welche das betreffende Comité hatte

ergehen lassen, blieben ohne Erfolg und das Comité selbst sah sich bei dem gänzlichen Mangel an Theilnahme genöthigt sich aufzulösen.

Inzwischen konnte man es unserm Publikum nicht verargen, wenn es nicht in der Stimmung war, öffentliche Maskenzüge zu veranstalten, da ebendamals noch die peinliche Aufregung, in welche wir durch unsern Thurmbrand versetzt worden, in den Gemüthern nachhallte. Mit den Details dieses vielbesprochenen Ereignisses will ich Sie nicht weiter belästigen; auch haben ja verschiedene illustrirte Zeitungen höchst malerische Abbildungen davon gebracht. Im ganzen war der Schrecken größer als der Schaden; mit etwa 50000 Gulden hofft man den Thurm vollständig wiederherzustellen und zwar soll dabei das Gebälk durch Schmiedeeisen ersetzt werden, wozu die Vorarbeiten bereits in dem großartigen Etablissement von Cramer-Klett in Angriff genommen werden. Immerhin werden die zwölf Stunden des Brandes noch lange im Gedächtniß unserer Bevölkerung fortleben, es war eine Zeit außerordentlicher Aufregung, die Verwirrung war allgemein und die Muthlosigkeit größer, als man sich jetzt nachträglich gestehen mag. Unsere freiwillige Turnerfeuerwehr, zum großen Theil aus kräftigen Turnern bestehend, war auch diesmal, wie immer, vom besten Geiste beseelt; sind wir es doch von ihr gewohnt, daß sie durch kühnes und umsichtiges Eingreifen den sogenannten „Feuergehorsam“ weit übertrifft. Letzterer besteht aus den „Rußigen“ oder Feuerarbeitern der Stadt, die bei jedem Brand am Platze sein müssen und dafür eine kleine Gratification beziehen, während die freiwillige Turnerfeuerwehr, wie schon der Name ergibt, ihre Dienste lediglich im Interesse der Sache aus patriotischer Aufopferung leistet. Diesmal jedoch, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit der Brandstätte, vermochte auch der Patriotismus der Feuerwehr nur wenig auszurichten; der Herd des Feuers lag zu hoch, auch war keine Dampfspritze zur Hand und so haben wir von Glück zu sagen, daß das Unheil nicht noch weit größer geworden.

Vom Thurmbrand führt eine naheliegende Gedankenverbindung mich zu unserm Schleswig-Holstein-Verein, der eine Zeit lang die Geister in Flammen erhielt. Jetzt ist auch dieser Brand gelöscht und zwar ebenfalls nicht durch künstliche Mittel, sondern weil das Feuer sich in sich selbst verzehrt hat; die Herzogthümer sind vom dänischen Joch befreit, damit ist man hier zufrieden und überläßt das Weitere den Diplomaten. Für das legitime Recht des Herzogs existirt nicht das mindeste Interesse, die Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung würde es sogar gern sehen, wenn Preußen endlich einmal Ernst mit der Annexion machen wollte. In unserer Nachbarstadt Erlangen ist das allerdings anders; während es bei uns im Augenblick vollständig unmöglich wäre, eine Volksversammlung in Sachen Schleswig-Holsteins zu Stande zu bringen, steht die Agitation dort in der ungleich kleinern Stadt noch in vollster Blüte. Aber freilich stehen dort auch zwei Professoren aus Schleswig-Holstein an der Spitze; auch haben Universität und Bürgerschaft sich durch frühere Manifestationen so tief eingelassen, daß das gemeinsame Aushalten nun eine Ehrensache für sie ist. Im übrigen darf man aus der Gleichgültigkeit, mit welcher man bei uns jetzt die Lage Schleswig-Holsteins betrachtet, keineswegs auf eine Abnahme des politischen Interesses im allgemeinen schließen; hat auch der Schleswig-Holstein-Verein seine Thätigkeit einstellen müssen, so ist der Volksverein, in welchem eifrig über Kirche und

Schule debattirt wird, dafür um so thätiger, zum großen Aerger unserer Strenggläubigen, denen die rationalistische Richtung, welche bei unserer Bevölkerung vorherrscht und die sich denn natürlich auch in diesen Debatten kundgibt, höchst anstößig ist.

Ich erwähnte vorhin der geringen geistigen Bewegung sowie des Mangels an literarisch interessanten oder bedeutendern Persönlichkeiten, der für das Leben unserer Stadt charakteristisch ist; um so weniger darf ich meinen Brief schließen, ohne zweier Todesfälle zu gedenken, die sich kürzlich bei uns zugetragen haben und durch welche die ohnedies schon so kleine Zahl unserer wissenschaftlichen Notabilitäten noch mehr zusammengeschmolzen ist. Ich spreche von Dr. Sturm, dem feinen und gründlichen Kenner der Naturgeschichte, und von Joachim Meyer, dem bekannten Schillerkritiker. Ersterer hat eine große Sammlung von Vögeln, Käfern, Schmetterlingen und Pflanzen hinterlassen, die er sich bei Lebzeiten vergeblich bemühte, an die Stadt zu verkaufen. Meyer war bekanntlich seit Jahren mit einer kritischen Ausgabe von Schiller's Werken beschäftigt: die Vorarbeiten dazu sollen sich vollständig und in bester Ordnung in seinem Nachlaß vorgefunden haben. Wie es heißt, werden Bernays und Vollmer, welcher letztere schon seit geraumer Zeit in intimem literarischen Verkehr mit dem Verstorbenen stand, die Herausgabe der betreffenden Papiere übernehmen; dieselben kommen damit jedenfalls in die besten Hände und dürfen wir darauf rechnen, daß das Unternehmen im Sinne seines ursprünglichen Begründers fortgeführt und vollendet wird.

Notizen.

Von der bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden „Deutschen Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen und Anmerkungen versehen von Heinrich Kurz" wurde soeben der siebente Band ausgegeben, enthaltend „Das Rollwagen-Büchlein von Jörg Wickram. Mit Lesarten, Anmerkungen und Wörterverzeichniß." Dasselbe schließt sich seinen Vorgängern, unter denen besonders die „Simplicinianischen Schriften des Hans Jakob Christoffels von Grimmelshausen" (Bd. 3—6 der „Deutschen Bibliothek") der Aufmerksamkeit aller Literaturfreunde aufs angelegentlichste empfohlen zu werden verdienen, innerlich wie äußerlich aufs würdigste an. Von demselben Herausgeber steht demnächst eine Fortsetzung seiner bekannten, in wiederholten Auflagen verbreiteten „Geschichte der deutschen Literatur mit Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller" (3 Bde., Leipzig, Teubner) zu erwarten. In seiner bisherigen Fassung reicht das Werk bekanntlich bis auf Goethe's Tod; jetzt soll es in einem vierten Bande bis auf die neueste Zeit fortgeführt werden. Derselbe wird ebenfalls neben Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller der Gegenwart die Porträts derselben in Holzschnitt nebst biographischen Mittheilungen enthalten. Zum Zweck der letztern hat der Herausgeber sich mit den lebenden Schriftstellern, soweit dieselben in dem Werke Aufnahme finden werden, unmittelbar in Verbindung gesetzt und wird das Werk sich daher voraussichtlich durch eine mehr als gewöhnliche Vollständigkeit und Zuverlässigkeit auszeichnen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leeder und Stückschen

in Ditmarscher Platt

von

Boysen van Nienkarken.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Den plattdeutschen Dichtungen von Klaus Groth und Fritz Reuter reiht sich das vorliegende Buch eines Dichters an, welcher hiermit zum ersten mal in die Oeffentlichkeit tritt. Seine Gedichte, wohlklingend in der Form, voll ungekünstelten, gemüthlichen Humors, warm und lebendig empfunden, sind dem kernigen Wesen des schleswig-holsteinischen Volksstammes abgelauscht und dürften bald zahlreiche Verehrer finden. Ein beigefügtes erklärendes Wörterverzeichniß macht diese Gedichte auch denjenigen leicht verständlich, welche des plattdeutschen Dialekts nicht bereits kundig sind.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß

im Gegensatze zu Kant und Hegel.

Naturalistisch-teleologische Durchführung des mechanischen Princips von

Dr. Heinrich Czolbe,

Arzt in Königsberg.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser, aus den materialistischen Streitigkeiten durch seine „Neue Darstellung des Sensualismus" bekannt, hat in dieser Schrift die Aufgabe, welche Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" sich wörtlich stellte: Bestimmung der Grenzen und Quellen der Erkenntniß — vom Standpunkte des Naturalismus gelöst.

Soeben erschien das **35. Heft** der **11. Auflage** von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Chiari — Christiansö.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 12. | 23. März 1865.

Die Geschichte Julius Cäsar's vom Kaiser Napoleon.

Nachdem dieses schon vor seinem Erscheinen soviel besprochene, mit so großer Spannung erwartete Werk endlich erschienen ist, so wird eine Schilderung des ersten Eindrucks, den das Buch auf einen der gespanntesten Leser gemacht hat, nicht ohne Interesse sein. Referent sah ihm mit der Besorgniß entgegen, daß es hauptsächlich in wenig fruchtbaren Aphorismen bestehen würde, wie wir sie in manchen französischen literarischen Productionen von großer Celebrität finden. Dies ist glücklicherweise nicht der Fall. Das Buch tritt seinem Gegenstand nahe genug und beruht auf einem reichen Material, welches mit vieler Belesenheit gesammelt und überall nachgewiesen ist. Hier und da treten auch Specialstudien, besonders über geographische Gegenstände, in erfreulicher Weise hervor (wie z. B. S. 343 über die Insel Peniche), die in den folgenden Bänden gewiß noch viel häufiger sein werden.

Der vorliegende erste Band enthält im ersten Buch (S. 1—236) der deutschen Uebersetzung eine Uebersicht der römischen Geschichte bis auf Cäsar, worauf im zweiten Buche (S. 237—592) die Geschichte Cäsar's begonnen und bis auf sein Consulat (59 v. Chr.) herabgeführt wird. Die beiden Bücher sind in Kapitel und die Kapitel wieder in zum Theil sehr kurze Abschnitte getheilt: ein Umstand, welcher der Bemerkung wol werth ist, weil er auf die Darstellung nothwendig einen großen

Einfluß geübt hat. Eine Composition, die in kurzen Zwischenräumen abbricht, um immer wieder von neuem anzusetzen, wird von selbst einen ganz andern Charakter annehmen, als wenn, wie es sonst meist in historischen Werken zu geschehen pflegt, größere Partien in ununterbrochenem Zusammenhang dargestellt werden.

Um nun zunächst über den Eindruck des Ganzen etwas zu sagen, so sind wir bei der Lektüre öfters an Montesquieu's „Considérations" und auch in einem gewissen Sinne an Macchiavelli's „Discorsi" über die erste Dekade des Livius erinnert worden. Wie dort die Ereignisse der römischen Geschichte in kurzen knappen Sätzen hervorgehoben und Betrachtungen darangeknüpft werden, so ist es auch hier, wenn auch das Thatsächliche etwas weiter ausgeführt wird und einen größern Raum einnimmt. Fast immer aber spitzen sich auch hier die historischen Vorgänge zu einer Betrachtung, nicht selten zu einer allgemeinen Sentenz zu, und man wird von selbst ohne unsere Bemerkung voraussetzen, daß gerade hierin ein nicht geringer Theil des besondern Werthes und Reizes des Buches liegt. Um nur ein paar Beispiele zu geben: An der Stelle, wo die Mitschuld Cäsar's an der Catilinarischen Verschwörung widerlegt werden soll, heißt es (S. 316): „So ehrgeizig ein Mann auch sei, er wird kein Verschwörer, wenn er sein Ziel mit gesetzlichen Mitteln erreichen kann." Kurz darauf bei der Beurtheilung Catilina's selbst und des Gewaltmittels, durch welches seine Verschwörung unterdrückt wurde (S. 323): „Man kann rechtmäßigerweise die Gesetzlichkeit verletzen (légitimement violer la légalité), wenn zur Rettung der ihrem Untergang zueilenden Gesellschaft ein heroisches Heilmittel unentbehrlich ist und die Regierung, von der Masse der Nation unterstützt, sich zur Vertreterin ihrer Wünsche macht." Nur einzelne Parteien machen hiervon eine Ausnahme, die sich so ziemlich wie ein kurzer compendienartiger, dabei aber, wie sich denken läßt, immer durch Schärfe und Gewähltheit des Ausdrucks ausgezeichneter Abriß lesen, z. B. das dritte, die Eroberung Italiens, also hauptsächlich die Samniterkriege behandelnde Kapitel des ersten Buches.

Was die Auffassung des Gegenstandes anlangt, so wird für die Zeit bis zu diesen ebengenannten Kriegen der Werth der römischen Aristokratie stark und eindrucksvoll hervorgehoben, wiewol es auch schon in dieser Zeit nicht an „Elementen der Auflösung" fehlte. Die Gefahr des zweiten Punischen Krieges dient dann wieder dazu, die beginnende innere Spaltung auf einige Zeit zu heilen. Im letzten Jahrhundert der Republik wird dagegen die aristokratische Partei mit den gebührenden dunkeln Farben gemalt und ihr gegenüber überall der Demokratie recht gegeben. Für letzteres dürfte es besonders bezeichnend sein, daß selbst Catilina an dem Verfasser einen Vertheidiger findet, indem die

nachtheiligen Schilderungen, insbesondere die Nachrichten über seine Absicht, Rom zu verbrennen, auf Rechnung des Parteigeistes geschrieben werden, wobei nur unberücksichtigt bleibt, daß diese Schilderungen nicht blos auf Cicero, sondern in wesentlichen Stücken auf dem demokratisch gesinnten Sallust beruhen. Am meisten Anwendung findet diese Richtung des Urtheils, wie sich denken läßt, bei dem Helden des Werks, bei Cäsar.

Es würde sehr wenig am Platze sein, wenn wir darauf ausgehen wollten, einzelnes hervorzuheben, was wir für unrichtig halten; um so weniger, als man neben der schon erwähnten ausgebreiteten Belesenheit auch der Sorgfalt und Gründlichkeit des Verfassers die Anerkennung nicht wird versagen können. Nur Eins möchten wir in dieser Hinsicht aus der durch die Zeitungen allgemein bekannt gewordenen Vorrede hervorheben. Hier wird als Zeuge für die mächtige Nachwirkung Cäsar's Cicero angeführt, indem es heißt: „Sein Gegner Cicero ist gezwungen auszurufen: «Alle Handlungen Cäsar's, seine Schriften, seine Werke, seine Versprechungen, seine Gedanken haben nach seinem Tode mehr Gewalt, als da er noch lebte»", wobei auf die Stelle ad Att. XIV, 10, Bezug genommen wird. Wie steht es nun hiermit? Cicero hat diesen Brief kurz nach der Ermordung Cäsar's im höchsten Unmuth über die Unthätigkeit der Verschworenen und über den Senatsbeschluß vom 17. März, wonach die Anordnungen Cäsar's ihre Gültigkeit behalten sollten, geschrieben. Wenn er nun hier ausruft: „Das ist es also, was Brutus ausgerichtet hat (hoc meus et tuus Brutus egit), daß er selbst in Lanuvium sitzt und daß die Handlungen Cäsar's mehr Gültigkeit haben, als wenn er lebte", wenn er dies letztere also nur in Bezug auf jenen Senatsbeschluß und zugleich als etwas Unerhörtes und Unerträgliches anführt, da möchten wir wenigstens sehr zweifeln, ob hierin ein Zeugniß für die allgemeine großartige Nachwirkung alles dessen, was Cäsar gethan und eingerichtet, gefunden werden könne.

Indem wir aber alle derartigen Einzelheiten beiseitesetzen, so können wir zweierlei nicht unerwähnt lassen, worin nach unserer Ansicht das Werk den Anforderungen unserer deutschen Geschichtsforschung nicht entspricht.

Wir Deutsche haben auf dem Gebiete der Geschichtsforschung unser Bestreben überall vorzugsweise auf die Kritik der Quellen hingerichtet, und wie wir dies überhaupt für die Bedingung halten, unter der allein sichere Resultate zu erreichen sind, so dünkt es uns vor allen Dingen auf Gebieten unerlaßlich, wo uns, wie für die älteste römische Geschichte und auch für manche spätere Perioden derselben, nur Quellen von sehr secundärer Art und von sehr untergeordnetem Werth zu Gebote stehen.

Von einer solchen sogenannten höhern Kritik der Quellen ist nun in diesem kaiserlichen Geschichtswerke wenig zu bemerken. Es werden überall Stellen aus Appian, aus Dio Cassius, Dionysius von Halicarnaß, Plutarch, Sueton ꝛc. ohne weiteres mit dem Anspruch, als Zeugnisse zu gelten, angeführt, und selbst in späterer Zeit, wo wir wirklich werthvolle Quellen haben, werden nicht nur neben ihnen mit anscheinend gleicher Geltung Schriftsteller wie Sueton, Plutarch und andere angeführt, sondern auch hinsichtlich jener nicht immer den richtigen kritischen Grundsätzen Rechnung getragen, wie wir oben an einem Beispiele hinsichtlich des Sallust gesehen haben.

Ein anderes, was der deutsche Sinn als unbefriedigend empfinden wird, ist dies, daß die Darstellung sich nicht sowol an dem Gange der Dinge, sondern viemehr meist an gewissen, doch immer von außen hinzukommenden Gesichtspunkten fortbewegt. Es gilt dies besonders von dem ersten die Vorgeschichte enthaltenden Buche, wo sich zwar vielerlei die Verfassung Betreffendes, aber keine eigentlich fortschreitende Entwickelung der Verfassungs- und sonstigen innern Verhältnisse findet. Es hat dies seinen Grund theils in der allgemeinen abgebrochenen Weise der Darstellung, theils darin, daß meist nur einzelne Daten herausgegriffen werden, um Betrachtungen daran anzuknüpfen; die Folge aber davon ist nicht nur, daß wir kein eigentliches Bild von dem allmählichen Werden und dem nachherigen Verfall bekommen, sondern auch daß manche Data als historisch hingestellt werden, die sich im Zusammenhang der Entwickelung nicht aufrecht halten lassen, wie z. B. daß die Centuriat- und Tributcomitien schon im Jahre 448 v. Chr. durch die Gesetze der Consuln Horatius und Valerius uneingeschränkte Geltung erlangt hätten.

Manches dagegen muß nothwendig dem Deutschen unnöthig erscheinen, wie z. B. wenn nicht nur in der Vorrede, sondern auch anderwärts mit besonderm Nachdruck ausgeführt wird, daß es irrig sei, große weltgeschichtliche Ereignisse aus kleinen äußerlichen Ursachen ableiten zu wollen, da über diesen Irrthum in Deutschland längst der Stab gebrochen ist. Wir glauben daher auch nicht, daß das Werk, abgesehen von seinem großen politischen Interesse, in Deutschland eine bleibende Bedeutung gewinnen wird. Anders wird es sich voraussichtlich mit den folgenden Bänden verhalten, von denen man sich, wie es scheint, insbesondere durch die speciellen Forschungen über die Kriegsgeschichte reiche Belehrung versprechen darf.

C. P.

Die Ehe bei den alten Griechen.

Von

A. Bröse.

I.

Eine der schwierigsten Aufgaben für einen modernen Beurtheiler der antiken Zustände ist es, sich ein richtiges Bild zu machen von der Stellung, welche die Frauen im Leben der alten Griechen einnahmen. Daß dieselbe sehr beträchtlich abwich von derjenigen, welche Sitte und Bildung der Jetztzeit den Frauen eingeräumt hat, das freilich zeigt sich auf den ersten Blick. Allein gerade diese Verschiedenheit des Standpunktes macht es schwierig für uns, gegen das Alterthum gerecht zu sein und ihm nicht mit Forderungen gegenüberzutreten, die es selbst nicht kannte und die es daher auch nicht zu erfüllen vermochte. Wie überall, so war auch bei den Griechen die Geltung der Frauen aufs engste verbunden mit der Stellung, welche das Institut der Ehe, diese Grundlage der Familie und damit der menschlichen Gesellschaft überhaupt, bei ihnen einnahm, und so wird eine kurze Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung der Ehe und des ehelichen Lebens bei den Griechen, wie wir sie nachstehend, wenn auch freilich nur in flüchtigstem Umriß, vorzuführen gedenken, zugleich das geeignetste Mittel sein, die Stellung, welche den Frauen bei den Griechen überhaupt zukam, in das richtige Licht zu rücken.

Das hellenische Leben und mit ihm die Liebe der Männer und Frauen wird uns zuerst von Homer geschildert. Die Helden der Ilias und Odyssee, wenn sonst auch von sehr verschiedenem Charakter, stimmen doch darin überein, daß der Mann der Frauenliebe bedarf. Jeder tapfere und verständige Mann, sagt Achill, liebt und pflegt sein Weib. Odysseus betrachtet es als das höchste Glück im Leben, wenn Mann und Frau in schöner Eintracht ihr Haus verwalten, zur Freude der Freunde, zum Aerger der Feinde. Durch die ganze Odyssee zieht sich die Verherrlichung der ihrem Gemahl mit unerschütterlicher Treue ergebenen Penelope. Selbst in den Armen der nie alternden, verführerischen Kalypso, die jedes sterbliche Weib weit überstrahlt, sehnt Odysseus sich unaufhörlich nach seiner ehelichen Gattin.

Und auch sie gedenkt seiner in unwandelbarer Liebe; standhaft gegen die Werbung der vielen zum Theil mit großen Vorzügen ausgestatteten Freier, bewahrt sie dem anscheinend ihr auf immer entrissenen Gatten die Treue. Als Odysseus endlich zurückgekehrt ist, freut sie sich des Wiedergewonnenen, wie Schiffbrüchige sich freuen des glücklich erreichten Landes. Schön und echt hellenisch sind die Worte, welche sie an ihren

Gatten richtet: „Die Götter gaben uns Elend, weil sie nicht wollten, daß wir, der Jugend zusammen uns freuend, zur Schwelle des Alters gelangen sollten, ohne menschliches Leid erfahren zu haben."

In gleicher Weise wird Arete von ihrem Gemahle Alkinous, dem Könige der Phäaken, geehrt; ausgezeichnet durch edlen Sinn und Einsicht vermag sie selbst Zwistigkeiten der Männer zu schlichten. Am vortrefflichsten aber ist die Schilderung der Liebe des Hektor und der Andromache. Vor allen berühmt ist der Abschied des Hektor von seinem geliebten Weibe, wahrhaft ergreifend sind die Worte, welche Andromache an ihn richtet, um ihn vom Kampfe zurückzuhalten: „Habe Mitleid mit deinem unmündigen Sohne und mit mir Unglücklichen. Meine Aeltern sind todt, meine sieben Brüder hat an Einem Tage der starke Achill getödtet; du allein bist mir jetzt Vater, Mutter und Bruder, du, blühender Gatte. Sollte ich auch deiner beraubt werden, so kann mir keine Freude oder Trost mehr erblühen; besser wäre es mir, unter die Erde zu gehen."

Ihr entgegnet Hektor, daß er mit bekümmertem Herzen von ihr scheide, jedoch die Pflicht, Troja zu schützen, treibe ihn in den Kampf, wenngleich er überzeugt sei, daß der Fall Iliums nicht aufgehalten werden könne. Aber das Schicksal Iliums, das Los der Hekabe, des Priamus und seiner Brüder, die allmählich alle in den Staub hinsänken, liege ihm nicht so am Herzen als das Los seines Weibes. Ehe sie in die Knechtschaft geführt würde, möge ihn, den Todten, die aufgeschüttete Erde bedecken.

Gewiß sind dies alles Züge einer gesunden, starken und vernünftigen Liebe, die ebenso weit entfernt ist von Roheit als von moderner Sentimentalität und Romantik.

Die Wahl der Braut und des Bräutigams wurde in jener heroischen Zeit wie auch später von den beiderseitigen Aeltern getroffen. Achill schlägt die ihm angetragene Tochter Agamemnon's aus, weil sein Vater Peleus ihm ein Weib aussuchen werde. Menelaus führt seinem Sohne Megapenthes eine Gemahlin zu und richtet gerade das Hochzeitmahl aus, als Telemachos nach Sparta kommt. Die Wahl der Aeltern selbst wird von den Göttern geleitet; Zeus und die Götter sind es, die dem, welchem sie wohlwollen, bei der Geburt und Vermählung Glück zumessen. Zeus pflanzt das Geschlecht fort, indem er dem Vater den Sohn schenkt. Wenn Andromache, den Tod des Hektor beweinend, sagt, daß sie beide zu demselben Geschick — er in Troja, sie in Theben — geboren seien, und wenn es vom Aegisthos heißt, daß er gegen das Schicksal nach der Ermordung des Agamemnon die Klytämnestra zu seinem Weibe genommen, so sehen wir daraus, daß man meinte, die Ehegatten seien einander vom Schicksal bestimmt. Dem entsprechend heißt es in den „Eumeniden"

des Aeschylus: „Geeint vom Schicksal ist des Mannes und des Weibes Bund, gerecht bewahret, höhern Rechts denn selbst der Eid.“

Wir haben also bei den Griechen dieselbe Vorstellung, die auch bei uns gilt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden; und dieser Glaube hat sich durch alle Zeiten erhalten.

Als passendste Zeit für die Ehe wird die Jugend angesehen, daher die Ausdrücke „blühender Gatte, blühende Gattin, blühende Hochzeit“. Schönheit scheint eine nicht seltene Eigenschaft der griechischen Jungfrauen gewesen zu sein; besonders werden Hellas, Achaja und Sparta ihrer schönen Frauen wegen gepriesen. Schamhaftigkeit und Züchtigkeit schmücken jede Jungfrau. Nausikaa trägt selbst Bedenken, nur das Wort Vermählung zu ihrem Vater auszusprechen, und sagt, daß es Tadel verdiene, wenn ein Mädchen vor der erklärten Vermählung sich unter die Männer mische. Sonst sind im heroischen Zeitalter die Geschlechter nicht so streng voneinander geschieden wie in späterer Zeit. So führen, wie ein Bild auf dem Schilde des Achill uns lehrt, beim Feste der Weinlese Jünglinge und Jungfrauen Reigentänze auf, indem sie in geflochtenen Körben die Frucht des Weinstocks tragen und den Linosgesang anstimmen.

Wenn jemand um ein Mädchen freien wollte, so brachte er ihrem Vater Geschenke, von denen die Braut einen Theil als Mitgift erhielt. Iphidamas, der Sohn des Aktenor, gab 100 Rinder zur Unterstützung seiner Werbung und versprach noch außerdem 1000 Schafe und Ziegen. Es pflegten auch wol Wettkämpfe um eine Jungfrau angestellt zu werden oder der Vater verlangte von demjenigen, welcher um die Hand seiner Tochter sich bewarb, die Ausführung irgendeiner Heldenthat. So sagte Neleus seine Tochter Pero demjenigen zu, welcher ihm die Rinder des Iphikles aus Phylake bringen werde.

Bekannt ist der Wettkampf der Helden um Helena; auf dieselbe Weise soll auch Odysseus die Penelope gewonnen haben. Es ist daher durchaus der Sitte angemessen, wenn Penelope, als sie dem Andrängen der Freier nicht länger widerstehen kann, demjenigen die Hand reichen will, welcher den großen Bogen des Odysseus am besten spannen und durch zwölf aufgerichtete Beile hindurchschießen kann.

Zur Feier der Vermählung gehört ein hochzeitliches Mahl, welches der Brautvater auszurichten hat. Dabei fand ein Opfer statt, und bei dieser Gelegenheit wurden die Götter um ihren Segen für die Ehe der Neuvermählten angerufen. Aus der Beschreibung eines Hochzeitszuges, der auf dem Schilde des Achill dargestellt ist, ersehen wir, daß die Braut verschleiert, im festlichen Zuge unter Fackelglanz dem Hause des Mannes zugeführt, und daß dabei ein Brautlied, Hymenäos, mit Flöten und Harfenbegleitung gesungen und getanzt wurde. Der Bräutigam und seine Begleiter erhielten von der Braut Festgewänder zum Geschenk.

Mehrere Frauen zu haben wie Priamus ist asiatische Sitte. Die Monogamie ist schon in der ältesten Zeit in Griechenland heimisch. Wie die Sage erzählt, hat Kekrops dieselbe in Griechenland eingeführt. Im Kriege mochten hellenische Fürsten zwar auch mit gefangenen Weibern Gemeinschaft pflegen, aber zu Hause neben der Ehefrau mit einer andern zu verkehren, galt als eine Kränkung der erstern, die nicht ungeahndet blieb. Daher sagt Klytämnestra bei Aeschylus und Euripides, Agamemnon sei mit Recht gefallen, da er ihr Recht verletzt habe. Nur dann durfte der Mann mit einer andern als seiner Frau verkehren, ohne diese zu verletzen, wenn sie kinderlos war. So erzeugte sich Menelaus noch im Alter einen Sohn von einer Magd, da die Götter der Helena nach ihrer einzigen Tochter Hermione keine Kinder mehr schenkten.

Nach dem Tode des Gatten zum zweiten male zu heirathen, war in der ältesten Zeit nicht üblich. Ja wir werden an indische Sitte erinnert, wenn wir bei Apollodor und Pausanias lesen, daß Euadne, Marpessa, Kleopatra, Polydora freiwillig ihren Gatten auf den Scheiterhaufen folgten. Polymede, des Aeson Gattin, und Kleito, die Gemahlin des Kyzikos, erhängten sich, um auch im Tode mit ihren Männern vereint zu sein. Homer indessen findet in der Eingehung einer zweiten Ehe nichts Anstößiges; er läßt daher den Odysseus, als er nach Ilium zieht, zu seiner Gemahlin sagen, sie möge, wenn ihrem gemeinschaftlichen Sohne Telemachos der Bart keime, ohne daß er zurückgekehrt sei, sich von neuem vermählen und das Haus verlassen. Jedoch hält auch Homer es der besondern Erwähnung werth, daß Laodamia nach dem Tode ihres Gatten Protesilaos, der von allen Streitern zuerst vor Troja fiel, im halbvollendeten Hause mit zerrissenen Wangen zurückblieb. Auch hebt er hervor, daß Penelope trotz der wiederholten Aufforderung ihrer Aeltern gegen eine neue Vermählung sich sträubte, aus Scheu vor dem Ehebette des Odysseus und vor dem Gerede des Volks. Das Volk nämlich ehrte diejenigen, welche die ältere Sitte bewahrten. Daher ist es erklärlich, daß der Name der Frau erhalten ist, welche zuerst eine zweite Ehe einging; wir lesen bei Pausanias, daß des Perseus Tochter Gorgophone die erste gewesen ist, die nach dem Tode ihres Gatten Perieras einem zweiten, dem Oebalus, die Hand reichte.

Aus allem, was wir über das häusliche Leben der Griechen in der Homerischen Zeit finden, ist ersichtlich, daß die Hausfrau nicht als unterwürfige Dienerin, sondern als gleichberechtigte Lebensgefährtin dem Manne gegenübersteht. Letzterm kommt allerdings die Herrschaft und das entscheidende Wort im Hause zu; aber die Frau ist in dem von der Natur ihr angewiesenen Wirkungskreise ebenso geehrt als der Mann in dem seinigen. Der Hausfrau liegt ob die Pflege des Mannes und der Kinder, ihr steht zu der Befehl über die Mägde und außerdem die Be-

schäftigung mit Spindel und Webstuhl. Züchtigkeit, guter Verstand und Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten werden neben Schönheit als die Eigenschaften gerühmt, wodurch die Frau die Liebe und Achtung des Gatten sich erwirkt und erhält.

Es mag nicht uninteressant sein, zum Beweise für die natürlichen, gesunden Verhältnisse jener Zeit eine Sitte hervorzuheben, die mit unsern Anschauungen und Gewohnheiten stark contrastirt. Die griechischen Frauen und Jungfrauen pflegten den Gastfreunden ihres Hauses beim Eintreten in dasselbe ein stärkendes Bad eigenhändig zu bereiten. Aus Helena's eigenem Munde erfahren wir, daß sie den Odysseus, als er verkleidet nach Troja gekommen war, gebadet und gesalbt habe. Auch Nestor's Tochter Polykaste — um andere Beispiele zu übergehen — badete und salbte den Telemachos, welcher nach Sparta gekommen war, um Erkundigungen über seinen Vater einzuziehen. Bei Gästen, die mit dem Hausherrn nicht durch Gastfreundschaft verbunden waren, versahen die Mägde diesen Dienst.

So ist nach Homer im heroischen Zeitalter das Verhältniß zwischen Mann und Frau. Etwas nüchtern, aber hervorgegangen aus einer gesunden, praktischen Weltanschauung sind die Gedanken, welche Hesiod, der Sänger aus Askra, hierüber in seinen Werken niedergelegt hat. „Derjenige", sagt er in der „Theogonie", „welcher ledig bleiben will, wird ein der Pflege entbehrendes trauriges Alter verleben und Fremden seine Güter hinterlassen. Wer dagegen eine verständige Frau heimgeführt hat, wird abwechselnd im Leben Gutes und Böses erfahren. Wehe aber demjenigen, welcher eine unglückliche Wahl getroffen; unaufhörlicher Kummer wird an seinem Gemüth und Herzen nagen, und unheilbar ist sein Uebel." Wenn es hiernach scheinen könnte, als ob Hesiod meine, es sei gleich schlecht, ob man heirathe oder nicht heirathe, so werden wir von ihm an einer andern Stelle eines andern belehrt. In den „Werken und Tagen" gibt unser Dichter nämlich seinem Bruder Perses den Rath, er möge, wenn er sein Haus ordentlich bestellt habe, eine Jungfrau von etwa achtzehn Jahren heirathen, die er verständige Sitte lehren könne: denn nichts Besseres könne der Mensch erlangen als ein gutes Weib, freilich auch nichts Schauderhafteres, als ein böses, schwelgerisches, die ihn zu Grunde richtet und frühem Alter preisgibt. So ist also auch die Meinung des askräischen Sängers, daß eine glückliche Ehe und ein gemüthliches häusliches Leben zu den höchsten Gütern zu rechnen sind.

Was über die Stellung der Frauen in der spätern, historischen Zeit berichtet wird, lehrt uns, daß dieselbe einige Modificationen erfahren hat, jedoch wird die Meinung, die Stellung der Frauen sei eine wesentlich andere, schlechtere geworden, der Berichtigung bedürfen.

Es darf uns nicht wundernehmen, daß, je mehr das öffentliche, staatliche Leben sich entwickelte, je mehr das Privatleben in der Oeffentlichkeit aufging und diese die eigentliche Heimat des Mannes wurde, letzterer um so weniger Zeit der Gattin und dem Familienleben widmen konnte. Aber eine völlige Entfremdung brauchte deshalb zwischen den Gatten nicht einzutreten; vielmehr hat es trotz der auf das Familienleben so nachtheilig einwirkenden staatlichen Verhältnisse wahrhaft glückliche Ehen in Griechenland gegeben, in denen, wenn es auch der Frau nicht freistand, mit dem Manne in die Oeffentlichkeit hinauszutreten, innige Zuneigung die Gatten verband. Demgemäß finden wir auch in der griechischen Literatur, besonders bei den Dichtern, manche schöne und zarte Gedanken über Frauen und Ehe, von denen einige hier anzuführen gestattet sei.

Kallinos von Ephesus hält unzweifelhaft die Ehe und den häuslichen Herd für hohe Güter, wenn er in einer Elegie sagt: „Ehre bringt es dem Mann und glanzvoll ist es, zu kämpfen für sein Land und Kind und für seine junge Gemahlin gegen die Feinde." Aehnlich spricht sich der ernste Theognis aus Megara aus. „Nichts Süßeres", heißt es an einer Stelle bei ihm, „gibt es für Männer und Frauen, als in der Jugend der Liebe sich freuen mit Jugendgenossen, nicht aber frommt ein junges Weib einem Greise." Simonides von Keos beklagt es als ein trauriges Los, unvermählt zu sterben, wodurch wir an die berühmte Klage der Antigone bei Sophokles erinnert werden.

Eine reiche Auswahl ähnlicher Gedanken möchten uns andere Dichter, wie Pindar und besonders die Erotiker, gewähren. Uebergehen wir aber dieselben und wenden uns zu dem glänzenden Dreigestirn der großen Tragödiendichter, um zu sehen, in welcher Art sie, deren Aufgabe es war, die Gemüther ihrer Zuhörer durch ihre Kunst zu reinigen und zu veredeln, ihre Ansichten über Liebe und Ehe mitgetheilt haben.

Aeschylus, der Schöpfer der griechischen Tragödie, der zur Zeit der Perserkriege in der Blüte seines Lebens stand und an den glorreichen Kämpfen seines Volks selbst thätigen Antheil nahm, war durchdrungen von der Idee der göttlichen Gerechtigkeit, die sich in diesem Heldenkampf so deutlich offenbart hatte, und wurde durch den nationalen Aufschwung seines Volks zur höchsten Begeisterung emporgehoben. Die gewöhnlichen menschlichen Verhältnisse lagen seinem kühnen, emporstrebenden Geiste fern; er liebte es mehr, Götter und göttergleiche Heroen und titanische Charaktere auf die Bühne zu bringen. So werden die harten Worte erklärlich, die er Eteokles in den Mund legt: „Ein Weib, das herrscht, vor Frechheit ist's nicht auszustehn, in Angst gar ist sie ein doppelt Kreuz für Haus und Stadt." Unmittelbar darauf sagt er: „Was draußen vorgeht, liegt dem Manne, nicht dem Weibe

ob, sie walte drinnen." Aber auch Aeschylus muß die Allgewalt der Liebe anerkennen, wenn er in den „Schutzflehenden" den Danaus folgenden Gedanken aussprechen läßt: „Nach der Jungfrauen liebesüßem Blumenflor pflegt jeder Wanderer den zaubermächtigen Pfeil des Blicks zu senden, von Verlangen berauscht." Daß Gleichheit des Standes in der Ehe erforderlich, lehrt er im „Prometheus", wo es heißt: „Weise war, wer zuerst den Gedanken ersann und aussprach, daß eine dem eigenen Stand passende Brautwahl den Preis verdient. Nie mag des Adels oder des Reichthums Ehe nachgehen, wer um Lohn arbeiten muß."

Sophokles behauptet, daß kein Haus, mag es auch in noch so großem Luxus prangen, ohne ein treffliches Weib jemals glücklich gewesen sei. Dem Weibe aber ziemt Schweigen dem Manne gegenüber. Traurig scheint ihm das Los der Jungfrau, der es nicht beschieden ist, von einem Manne heimgeführt zu werden. Mit großer Zartheit und vollendeter Meisterschaft hat Sophokles ferner die leidenschaftliche Liebe des Hämon zur Antigone gezeichnet, die jener nicht überleben will.

Die reichste Ausbeute für unsern Zweck bietet Euripides. Die Tragödien dieses Dichters sind reich an Reflexionen und praktischen Sentenzen, die um so größern Beifall fanden, je seltsamer und je ungewohnter seine Anschauungen, besonders über Religion und Mythologie, den Athenern zum Theil vorkommen mußten. Vielleicht mochte es dem großen Publikum auch gefallen, daß er seine Charaktere der gemeinen Wirklichkeit näher brachte, während die des Sophokles stets idealisirt waren. Keiner der Tragiker hat so viel Betrachtungen über Reichthum und Armuth, über Glück und Unglück, über die Stellung der Frauen, über das Los der Sklaven u. dergl. mehr angestellt als Euripides. Ueber Frauen und Ehe besonders enthalten seine Dramen zahlreiche Sätze, in denen er über jene sich zum Theil günstig, zum Theil aber auch sehr ungünstig ausspricht. Daß Ehestand und Kindersegen ihre Licht- und Schattenseiten haben, erörtert er an mehrern Stellen auf gemüthvolle Weise. „Wer sich vermählen will", heißt es bei ihm, „möge in der Blüte des Lebens ein jugendliches Weib aus edelm Geschlecht heimführen. Nach niederer Ehe trage kein Verlangen, wenn die Mitgift auch noch so bedeutend ist. Nichts Schöneres gibt es für Kinder, als von edeln Aeltern abzustammen und mit Edlen sich zu vermählen. Wer besiegt von unreinem Verlangen mit Schlechten Gemeinschaft pflegt, hinterläßt, der Lust nachgebend, seinen Kindern Schmach. Ebenso ist ein Narr, wer auf Reichthum oder Adel sehend eine schlechte Hausfrau heimführt, viel besser ist die Ehe mit einer Geringen, die verständig ist. Schimpflich ist es auch, wenn das Weib dem Hause vorsteht, nicht der Mann. Wem die Ehe gut ausgefallen ist, der führt

ein seliges Leben, wem aber nicht, der ist unglücklich im Hause und außerhalb des Hauses."

Gewiß sollte es eine Lehre sein für alle Frauen, wenn er der Andromache folgende Worte über ihr Verhalten gegen Hektor in den Mund legt: „Der Frau erwächst ein übel Gerede, wenn sie nicht zu Hause bleibt, deshalb blieb ich stets zu Hause, ließ aber nicht anderer Frauen verlockende Worte in meine Wohnung eindringen, sondern eigener guter Geist war stets mein Lehrer und genügte mir. Der Zunge Schweigen und einen sanften Blick bot ich stets dem Gatten, wissend, wo jener mir, und wo ich ihm obsiegen sollte." Ebenso allgemein werden die Worte des Tadels aufzufassen sein, welche Elektra zu Klytämnestra spricht: „Das Weib, welches in Abwesenheit des Mannes außer dem Hause an Schönheit denkt, zähle man den Schlechten bei; denn außerhalb ihres Hauses soll ihr Gesicht nicht schön sein, wenn sie nicht auf Böses sinnt."

„Eine Frau ziert Schweigen, ziert Bescheidenheit am schönsten und im Hause still zu sein", sagt Makaria, womit übereinstimmt, wenn es im Prolog der „Schutzflehenden" heißt: „Alles nur durch Männer auszurichten, ziemt den weisen Frauen."

„Schimpflich möge umkommen", sagt Phädra, „die Frau, welche zuerst mit fremden Männern das Ehebett geschändet hat." Aber auch die Männer werden durch Elektra gewarnt, anderer Frauen zu verführen: „denn wissen möge jeder, wer die Gattin eines andern verführt hat und gezwungen ist sie zu nehmen, unglücklich ist er, wenn er meint, sie, die vorher nicht die Treue bewahrt hat, werde sie ihm bewahren."

Wie wenig nach der Ansicht unsers Dichters die Frau gewillt ist, die Untreue des Mannes ruhig zu ertragen, lehrt Medea durch folgende Worte: „In allem andern ist das Weib voll Furcht und feige zur Abwehr; aber wenn sie in ihrem Ehebett gekränkt wird, ist keine andere Seele rachgieriger als sie."

Völlig neu waren dem athenischen Publikum die Gedanken über die Liebe, welche Euripides in seinen Dramen aussprach, wie wenn es z. B. bei ihm heißt: „Die Liebe wird von den Sterblichen nicht selbst gewählt, sondern ist eine unfreiwillige Krankheit", ja die uns erhaltenen Ueberreste der „Andromeda" athmen selbst romantische Empfindsamkeit.

Wüßten wir vom Euripides keine andern Aussprüche über Frauen und eheliches Leben anzuführen als die obenerwähnten, welche sich noch beträchtlich vermehren ließen, so würden wir nicht begreifen, warum er ein Weiberfeind genannt worden ist. Allein er läßt es daneben auch nicht an den heftigsten Angriffen auf das weibliche Geschlecht fehlen. Freilich darf uns dies nicht befremden, da er selbst in der Ehe traurige Erfahrungen machen mußte; seine erste Frau Chorile wurde wegen Untreue

von ihm verstoßen, und die zweite, Melito, verließ ihn. Rechnen wir dazu, daß er von Haus aus von melancholischem Temperament war, ein finsteres, düsteres Wesen hatte und vom Verkehr mit andern sich ziemlich fern hielt, so werden uns Stellen wie die folgenden erklärlich: „Schmähsüchtig von Natur ist der Frauen Art, und wenn sie nur wenig Stoff zum Reden haben, schaffen sie sich immer neuen; nichts Vernünftiges voneinander zu schwatzen, das ist ihre Lust."

„O leidensvolles Frauenbett, wie viel Uebel hast du den Sterblichen schon zugefügt. Lieben ist das Süßeste und Bitterste zugleich." „Wir Weiber sind von Natur zu guten Werken ganz untauglich, zu allen bösen aber die geschicktesten Werkmeisterinnen", sagt Medea. „Nichts ist so schrecklich als ein böses Weib, schlimmer als Feuer und Schlange", heißt es anderswo. Den stärksten Ausfall aber läßt Euripides Hippolyt gegen das weibliche Geschlecht machen: „O Zeus, warum hast du die Frauen, der Menschen trugvolles Unheil, an das Sonnenlicht gebracht? Denn wenn du wolltest ein Geschlecht von Menschen säen, mußte dieses nicht von Weibern entsprossen sein. Nein, Männer mußten sich Kindersamen kaufen können in deinen Tempeln und im freien Hause ohne Weiber wohnen. Niemals werde ich aufhören die Weiber zu hassen."

Es ist kaum nöthig, diesen Schmähungen andere Aussprüche unsers Dichters gegenüberzustellen, wie wenn er in den „Schutzflehenden" eine Tochter die größte Freude eines bejahrten Vaters nennt, oder wenn es in demselben Stücke heißt, daß auch Weibermund oft Weisheit gesprochen habe. Wir brauchen blos seine Alkestis, Andromache, Iphigenia, Polyxena, Makaria zu lesen, um inne zu werden, daß er mit Unrecht ein Weiberfeind genannt worden ist. Kein Dichter hat hochherzigere und edlere Charaktere von Frauen oder Jungfrauen geschaffen, als die genannten es sind, ja es dürften ihnen schwerlich selbst männliche Charaktere zur Seite gestellt werden können, die heldenmüthiger und edler zugleich von irgendeinem griechischen Dichter gezeichnet wären.

Sehr entschieden ist Plato für die Rechte des weiblichen Geschlechts aufgetreten. „Die Weiber", sagt er im „Staat", „sind von Natur zwar schwächer als die Männer, aber die Anlagen sind in beiden Geschlechtern dieselben. Die Weiber können deshalb ebenso gut wie die Männer an allen Geschäften theilnehmen. Sie müssen daher mit letztern gleichen Unterricht haben, und bei den gymnastischen Uebungen, die sie mit den Männern gemeinschaftlich betreiben, ebenso wie diese die Kleidung ablegen, wenn sie nur statt des Gewandes die Tugend anziehen. Da aber ihre Anlagen verschieden sind, müssen diejenigen, welche zum Kriege tauglich sind, Soldatendienste thun, und die, welche zur Staatsverwaltung sich eignen, hierzu herangezogen werden." Plato

fodert ferner für die Wächter, den auserwählten Theil seines Staats die Gemeinschaft der Weiber und Kinder. Letztere sollen auf Staatskosten zusammen erzogen werden; keine Mutter darf ihr Kind kennen, ebenso wenig dürfen die Kinder ihre Aeltern kennen. Alle Kinder müssen sich als Geschwister ansehen und betrachten diejenigen als ihre Aeltern, welche es den Jahren nach sein könnten. So stellt der ganze Staat eine einzige Familie dar, und deshalb wird die größte Eintracht in ihm herrschen.

So wunderlich uns diese Staatstheorie auch vorkommt, so war Plato doch von der festen Ueberzeugung getragen, daß keine der erwähnten Bedingungen fehlen dürfe, wenn sein Musterstaat wirklich ins Leben treten solle. Doch hat er in den „Gesetzen" andere der Wirklichkeit sich mehr annähernde Vorschriften gegeben.

Richtiger als Plato hat Aristoteles den Wirkungskreis der Frauen und die ihnen eigenthümlichen Tugenden erkannt. Er ist allerdings der Ansicht, daß die Natur dem Weibe seinen Platz unter dem Manne angewiesen habe, und will, daß der Mann das regierende Oberhaupt der Familie sei; doch wird damit das Weib so wenig den Sklaven gleichgestellt, daß er vielmehr dem Manne die Weisung gibt, sich nicht in alles zu mischen und überall befehlen zu wollen.

Frankreich und die nordamerikanische Union.

Von

Hermann Semmig.

Jeder Gebildete folgt mit Theilnahme dem Kampfe der Vereinigten Staaten, die das Sternenbanner der untheilbaren Republik schwingen; jeder Gebildete fragt sich auch, welche Stellung die europäischen Staaten oder genauer gesagt: England und Frankreich, da von den übrigen doch nicht wohl die Rede sein kann, dazu einnehmen. England, als politische Macht, hat sich neutral gehalten; über die Stimmung des Volks erlaube ich mir kein Urtheil, da es mir an Gelegenheit gefehlt hat, dieselbe aus eigener Wahrnehmung kennen zu lernen. Was dagegen Frankreich angeht, so hat seine Regierung allerdings, wenn auch erfolglos, in die Bewegung einzugreifen versucht, und ebendeshalb dürfte es um so interessanter sein zu erfahren, welchen Standpunkt die französische Gesellschaft dem großen Conflict gegenüber einnimmt. Ein Aufsatz in Nr. 247 der „Wochenschrift des Nationalvereins", der mir erst jetzt zu Gesicht kommt, behandelt dasselbe Thema, aber, soweit meine Kenntniß der Verhältnisse reicht, so durchaus irrthümlich und mit

solcher Verkennung der wahren Sachlage, daß es mir schon um deswillen geboten scheint, einige Augenblicke dabei zu verweilen.

In dem gedachten Aufsatz heißt es mit dürren Worten: „Heute kann man in Frankreich die Freunde des Nordens am hellen Tage mit der Laterne suchen." Der Verfasser dieser Zeilen, der seit langen Jahren in Frankreich ansässig ist und das französische Volk in dieser Zeit einigermaßen kennen gelernt zu haben glaubt, muß die Richtigkeit dieser Behauptung entschieden in Abrede stellen. Es verhält sich damit sogar gerade umgekehrt; von Anfang an bis auf diese Stunde ist die ganze liberale Mehrheit des Volks — ich spreche natürlich nur von der denkenden Klasse, welche allein ein Urtheil hat — gegen den Süden für den Norden, der die Sache der Freiheit und Menschlichkeit vertritt. Will man greifbare Beweise, so lese man sämmtliche demokratische oder liberale Zeitungen von Paris sowol wie von der Provinz, da hat man es schwarz auf weiß. Der „Siècle" mit seiner „Million" Leser, wie Hr. Havin sich stolz berühmen durfte, hat, was auch zuweilen über seinen Oberredacteur gemunkelt wurde, doch jederzeit für den Norden Partei genommen; die „Opinion nationale", der man doch intime Beziehungen zum Palais-Royal nachsagt, sprach und spricht noch heute in demselben Sinne. Auch das „Journal des Débats", welche die literarisch gebildete Elite der Nation vertritt, sowie die weitverbreitete „Revue des deux mondes", dieses noch immer so einflußreiche und angesehene Organ, sind entschieden für den Norden. Dazu lese man die liberalen Organe der Provinz; dieselben führen ebenfalls einmüthig die Sache des Nordens. Da ist z. B. der „Phare de la Loire" in Nantes, eins der bedeutendsten und ältesten demokratischen Blätter; er erscheint in einer Stadt, die noch keineswegs vergessen hat, daß sie einen großen Theil ihres Reichthums dem Sklavenhandel und der Sklavenarbeit in Guyenne und auf der Insel Bourbon verdankt. Gleichwol vertheidigt die genannte Zeitung — und wieviel der französischen Presse auch augenblicklich fehlen mag, um ihrer Aufgabe vollständig zu entsprechen, eine politische Macht ist in Frankreich eine Zeitung doch noch immer — die Sache des Nordens mit größter Entschiedenheit. Der Schacher freilich hat kein Princip, er folgt allein dem Vortheil und darum gibt es auch in diesem Augenblick in Nantes Schiffs- und Maschinenbauer, welche keinen Anstoß daran nehmen, Panzerschiffe für die Südstaaten zu bauen und somit zur Erhaltung der Sklaverei beizutragen. Dafür aber müssen diese Herren sich auch von dem „Phare de la Loire" die heftigsten Angriffe gefallen lassen; erst vor ganz kurzem denuncirte er den Behörden das Seeräuberschiff der Südstaaten, „Olinde", und foderte zu Maßregeln gegen das Piratenwesen so laut und mit solchem Nachdruck auf, daß dem Hrn. Schiffsbauer Arman die Ohren gewiß noch in Berlin

geklungen haben, wohin er ebendamals infolge der Unterhandlungen mit dem preußischen Marineministerium gerufen war. Wäre das alles nun möglich, könnten alle diese Blätter, die doch zahlreiche Abonnenten haben, auf deren Zustimmung sie angewiesen sind, in dieser Parteinahme für den Norden verharren, wenn sie nicht gewiß wären, eben damit die Meinung ihrer Leser auszusprechen?

Daß die Regierung eine Zeit lang sich mit dem Gedanken einer Intervention getragen hat, erwähnten wir bereits; es war in jener für die Waffen des Nordens ungünstigsten Epoche, da es den Anschein gewann, als ob auf seiten der Südstaaten wirklich das Uebergewicht der militärischen Talente und damit auch der militärischen Erfolge wäre. Die französische Regierung ließ sich bei ihrem Vorhaben lediglich durch commerzielle Rücksichten bestimmen; wäre es den Südstaaten infolge der Intervention gelungen, sich selbständig zu organisiren, so wären sie Frankreich natürlich schon aus Dankbarkeit zu einem Gegendienst verpflichtet gewesen. Dieser Gegendienst hätte in freier Einfuhr französischer Waaren bestanden, was dem französischen Handel allerdings bedeutende Reichthümer eingetragen haben würde. Allein Englands Weigerung, der Intervention beizutreten, machte die Ausführung des Projects unmöglich, das auf diese Art niemals über das Stadium eines frommen Wunsches hinausgekommen ist. Daß inzwischen die officiöse Presse den Gedanken aufnahm, verstand sich von selbst, und damit lag ihr denn natürlich auch die Pflicht ob, zu Gunsten der Südstaaten und ihrer Interessen zu plaidiren. Aber wem wird es wol einfallen, in diesen officiösen Stimmen, in dieser mechanischen Wiederholung einer von oben herab gegebenen Parole, den wirklichen Ausdruck der öffentlichen Meinung des französischen Volks zu suchen? Der Verfasser des fraglichen Artikels selbst kann nicht umhin, den „rein persönlichen Charakter" der heutigen französischen Politik anzuerkennen; es ist also wol nur billig, wenn wir auch in diesem Punkt an einem Unterschiede festhalten, den er doch selbst nicht in Abrede zu stellen vermag.

Richtig ist ferner, daß die Baumwollenkrisis, die sich aus dem amerikanischen Kriege entwickelte, einen Theil der Nation auf eine harte Probe stellte, die nicht alle bestanden haben mögen, am wenigsten die Fabrikanten, denen es dabei an den Geldbeutel ging. Wenn diese, mehr besorgt um ihre eigenen Interessen als um die Interessen der Menschheit, den Krieg um jeden Preis beendet zu sehen wünschten, und wenn sie deshalb namentlich den Gedanken einer Intervention mit Jubel begrüßten, so liegt das zu sehr in der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur, als daß man sich darüber verwundern oder ihnen einen besondern Vorwurf daraus machen dürfte. Allein ebenso wenig darf man daraus auf die Stimmung der Bevölkerung im ganzen und

großen schließen; zugegeben, daß in dem industriellen Norden Frankreichs die Sympathie für die Nordstaaten sich nicht immer auf derselben Höhe erhalten hat, so sind doch weder zwei Provinzen das ganze Land, noch besteht die Bevölkerung Frankreichs ausschließlich aus Fabrikanten. Und sind denn diese letztern die einzigen, die unter der Baumwollenkrisis zu leiden haben oder trifft dieselbe nicht viel mehr die Consumenten sammt und sonders, klein und groß, vornehm wie gering? Wer jetzt Hemden, Tücher, Kleider ꝛc. kauft, zahlt ein Drittel mehr für die Waare als früher; das ist ein Unterschied, den jeder spürt, der arme Arbeiter aber gewiß noch mehr als der reiche Fabrikant, der noch immer Mittel und Wege findet, sich schadlos zu halten. Trat also irgendjemand die Versuchung nahe, aus selbstsüchtigem Interesse die heilige und große Sache der Nordstaaten preiszugeben und Partei für die Sklavenhalter zu ergreifen, so waren es die Arbeiter und gerade unter ihnen war und ist von Sympathien für den Süden am wenigsten zu finden. Ich selbst habe mehrfach Gelegenheit gehabt, mit Männern dieser Klasse zu verkehren; sie hatten unter der Ungunst der Zeit zum Theil sehr schwer zu leiden und empfanden und fühlten die Verluste und Opfer, welche der Krieg in Amerika ihnen auferlegte, sehr wohl — aber deshalb mit den Südstaaten zu sympathisiren und das Banner der Sterne, das der Welt so lange glorreich vorangeleuchtet, in den Koth zu ziehen, nein, dazu ist das Herz des französischen Arbeiters noch immer zu gesund, sein Kopf zu hell, sein Urtheil zu unbestechlich....

Aber, wendet man mir vielleicht ein, wie steht es doch mit der Niederlage des Alabama, der von dem Kearsage in Grund geschossen ward? Das Ereigniß trug sich bekanntlich in den Gewässern von Cherbourg zu, also gerade an der Grenze der Baumwolldistricte, und erregte daselbst eine lebhafte Sympathie für die Besiegten. Das Factum ist richtig, die Sympathie jedoch galt nicht sowol der Niederlage des Alabama, als vielmehr der Art und Weise, wie der Kearsage seinen Gegner zum Kampf herausgefordert hatte. Man wußte im Publikum, daß der Alabama dem Angreifer nicht gewachsen war; daß er den Kampf dennoch nicht von der Hand wies, sondern sich entschlossenen Muthes einem Gegner stellte, der ihn auf so wenig ritterliche Weise provocirt hatte, das mußte ihm nothwendig die Theilnahme einer Bevölkerung erwerben, die ein so lebhaftes Gefühl für das Chevalereske, Hochherzige besitzt, gleichviel in welcher Form es auftritt. Ich leugne also die Sympathie nicht, welche das Schicksal des Alabama beim Publikum von Cherbourg gefunden, aber ich behaupte, daß es keine politische, sondern eine rein menschliche Sympathie gewesen und daß sie nicht den Südstaaten als solchen, sondern lediglich dem Heroismus einer

Mannschaft gegolten, welche dem sichern Untergange mit jener Todesverachtung entgegenging, die auf französische Herzen jederzeit einen so unwiderstehlichen Zauber übt. Von langer Dauer freilich war der Zauber bei alledem nicht; als der Pulverrauch verdampft war, verduftete auch die Sentimentalität, die für den Alabama Partei ergriffen. Man fing nämlich an sich zu erinnern, daß die Mannschaft des mehrgenannten Schiffes vor dem Kampfe bei verschiedenen Bankiers ziemlich beträchtliche Summen niedergelegt hatte, Summen, die nach Seeräuberweise gewonnen, d. h. geraubt waren; man erfuhr ferner, daß auf dem Alabama gegen funfzig Chronometer vorgefunden worden, die von ebenso viel geraubten Schiffen herrührten, und das gab denn einen Umschlag der Stimmung, der allgemein war und dem weder die Presse, noch selbst, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, die in Cherbourg stationirenden französischen Seeoffiziere sich entziehen konnten.

Das einzige von der Regierung unabhängige Blatt, das sich von Zeit zu Zeit das Vergnügen macht, den Norden anzugreifen, ist die legitimistisch katholische „Union“, redigirt von dem Don Quixote Henry de Riancey und seinen romanischen Kumpanen; es ist dies eine Freiheit, die man der „Union“ verstattet, gerade wie man sie auch den Kaiser Maximilian von Mexico angreifen läßt, weil er die Einziehung der geistlichen Güter billigt. Hätte das Blatt wirklich einen Einfluß, das heißt, stände in der That eine Partei hinter ihm, die der Beachtung werth, so würde ihm diese Freiheit bald entzogen werden; so jedoch ist die Minorität, welche die „Union“ vertritt, zu winzig und kann sie daher auch in Betreff des amerikanischen Conflicts niemals als Maßstab der öffentlichen Meinung dienen.

Im Verlauf seines Berichtes kommt der Correspondent der „Wochenschrift“ auch auf den mexicanischen Krieg zu sprechen. Es ist vielfach die Rede gewesen von frivolen Motiven, welche denselben herbeigeführt haben sollen; was daran Wahres ist, vermag ich nicht zu beurtheilen. Nur Eins scheint mir unzweifelhaft, nämlich daß Ludwig Napoleon bei dem Unternehmen gegen Mexico die Möglichkeit einer Lösung der venetianischen Frage vorgeschwebt hat; Mexico gegen Venedig — der Gedanke war nicht so übel! Freilich ist die Ausführung auf halbem Wege stehen geblieben; ein Habsburger sitzt auf dem Throne Montezuma's, von Herausgabe Venedigs aber ist keine Rede. Statt indessen über die Politik zu Gerichte zu sitzen, welche Frankreich in Mexico verfolgt hat, würde es der nationalen Partei in Deutschland, glaube ich, besser anstehen, wenn sie laut und offen erklärte, daß Oesterreich in der That kein Recht auf Venetien hat und daß das junge Königreich Italien auf die Erwerbung des letztern ebenso wenig verzichten kann, wie Deutschland auf Schleswig-Holstein verzichten konnte. Jedem das Seine; der Gott

der Weltgeschichte hat die Strafe noch keinem Volke erspart, das diesen so einfachen und doch so unerlaßlichen Grundsatz verleugnet hat.

Im übrigen ist es vollkommen richtig, daß der mexicanische Krieg niemals die Sympathien des französischen Volks besessen hat, daß vielmehr alle Welt froh ist, daß er zu Ende. Doch hindert das nicht, daß nicht auch dieser Krieg für die Culturentwickelung der Menschheit seine heilsamen und nützlichen Folgen haben kann. Es wird alles davon abhängen, wie und in welchem Sinne der neugeschaffene Kaiser die ihm zugefallene Macht benutzt. Der Uebergang von der Republik zur constitutionellen Monarchie wird allerdings manchen als ein Rückschritt erscheinen; ruft man sich jedoch die factische Lage des Landes ins Gedächtniß und erinnert man sich namentlich an die Culturstufe, auf welcher die überwiegende Mehrzahl der dortigen Bevölkerung sich befindet, so muß man einräumen, daß auch der constitutionellen Monarchie in Mexico noch eine so große wie dankbare Aufgabe zu lösen bleibt. Daß Frankreich noch andere selbstsüchtige Plane verfolgt, ist mir nicht wahrscheinlich, am wenigsten aber dürften dieselben gegen die nordamerikanische Union gerichtet sein. Die französische Armee steht im Begriff, Mexico zu verlassen; hat Frankreich seine Truppen aber erst einmal von dort zurückgezogen, so ist damit auch jeder Stützpunkt aufgegeben, von dem aus eine Einmischung in die amerikanischen Angelegenheiten sich hätte ermöglichen lassen. Daß Louisiana einst von Franzosen colonisirt worden, ist allerdings unvergessen, sowol in Louisiana selbst als auch unter den Franzosen, die überhaupt ein Gedächtniß für den Glanz und die Größe ihrer Geschichte haben, so treu und so lebhaft, wie es jedem Volke in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse zu wünschen wäre. Allein aus diesen Erinnerungen ein wirkliches politisches Kapitel zu ernsthaften praktischen Zwecken zu schlagen, daran denkt gewiß niemand, selbst auch nicht jene separatistische Partei in Louisiana, wenn sie sich derselben auch gelegentlich als Oppositionsmittel bedient.

Wenn der mehrgedachte Correspondent der „Wochenschrift" schließlich von Theorien spricht, die dazu verbreitet würden, alle Verbindlichkeit Frankreichs gegen das Germanenthum aufzuheben, so ist das ein Satz, mit welchem der deutsche Leser schon eher einverstanden sein kann. Doch wird man sich auch dabei vor allzu sanguinischen Folgerungen zu hüten haben. In der historischen Wissenschaft ist der Satz Augustin Thierry's von der Herrschaft der fränkischen Geschlechter noch immer herrschend; Thierry hat dieselbe allerdings etwas zu stark betont, und dadurch eine Reaction hervorgerufen, deren Vertreter Henri Martin ist, der nun seinerseits wieder zu viel Gewicht auf das eingeborene celtische Volksthum legt. Doch ist das Ganze mehr ein Gelehrtenstreit ohne praktische Bedeutung; deutsche Literatur und deutsche Anschauungsweise hört

darum nicht auf, mehr und mehr durch alle Poren in die französische Gesellschaft einzudringen, und brauche ich in dieser Beziehung nur an die Beispiele zu erinnern, die ich selbst schon früher in diesen Blättern angeführt habe.

Und so schließe ich auch heute wieder mit dem kategorischen Ausspruch: Seit 1789 gibt es kein anderes Frankreich als das von 1789—92; daß sie diese Thatsache verkannten, das hat die Bourbonen gestürzt und Ludwig Philipp aus dem Lande getrieben. Frankreich kann eine Zeit lang still stehen, es kann sich sogar verirren, grundsätzlich verleugnen aber wird es sein Taufbekenntniß von 1789 niemals.

Gedichte von Théophile Gautier.

Aus dem Französischen übertragen

von

Karl Vollheim.

1. Die Wolke.

Im Garten ist die Sultanin und badet,
Die letzte Hülle streift sie von sich sacht;
Ihr langes Haar, vom Kamme frei, entladet
Sich auf den stolzen Leib in üpp'ger Pracht.

Vom Fenster aus kann sie der Sultan sehen,
Er streichelt seinen Bart und spricht in sich:
Ihr Hüter, der Eunuch, muß Wache stehen,
Und niemand sieht im Bade sie als ich!

Ich kann sie sehn! ruft eine Wolke nieder,
Die überm Garten still vom Himmel schaut,
Ich kann sie sehn, die schöne Brust, die Glieder
Des Feenleibs, von Perlen überthaut!

Achmed wird bleich, und seine Pulse pochen,
Er faßt den Dolch mit buntem Griff und geht;
Bald liegt sein braunes Lieblingsweib erstochen,
Die Wolke aber hat der Wind verweht!

2. Die Tauben.

Am Hügel hebt, wo stumm die Gräber winken,
Sein grünes Haupt ein schöner Palmenbaum:
Dort nisten Tauben, wenn die Sterne blinken,
Und suchen Rast im laubumdachten Raum.

Allein des Morgens ziehn sie aus den Zweigen,
Und wie ein Halsband sich entperlt, zerstreun
Die weißen Gäste sich gemach und steigen
Empor, sich in der blauen Luft zu freun.

Der Baum ist meine Seele. Nächtlich fallen
Dort weiße Scharen wilder Träume, sacht
Vom Himmel flatternd, nieder; doch sie wallen
Geschwind von dannen, wenn der Tag erwacht!

3. Spanisches Ständchen.

Empor zu dir will ich mich heben,
Du streckst die weißen Hände mir
Vom Altan her. Fruchtloses Streben!
Es reicht mein Arm nicht bis zu dir.

Laß, deiner Hüterin zu lachen,
Goldschnur und Halsband Kette sein;
Nimm, eine Leiter draus zu machen,
Die Saiten deiner Laute, nein —

Den Kamm nimm ab, die Blumen alle,
Daß mich dein Haar dicht überfließt,
Ein Gießbach, der in langem Schwalle
Dir schwarz bis auf die Fersen schießt!

Leicht hebt mich aufwärts solche Leiter,
Und ohne daß ich Engel bin,
Geliebte, schwing' ich rasch mich weiter
Im Duft bis in den Himmel hin!

4. Bekenntniß.

Es schließt mein Herz in einem gold'nen Zimmer
Ein theures Kleinod, deinen Namen, ein;
Noch öffnete unheil'ge Hand es nimmer,
Soll nie es öffnen — sei der Schlüssel dein!

Durchsuche nur mein Herz, das du verachtest,
Dies Herz, das dennoch in dir lebt und denkt,
Und sieh', wie du ein Reich dir dienstbar machtest,
Das außer dir kein and'rer Herrscher lenkt.

5. Die Flucht.

Kadidschah.

Am Himmel bergen sich die Sterne,
Der Mond verhüllt sein Angesicht,
Uns schützt die Nacht, uns winkt die Ferne;
Verziehn wir nicht!

Achmed.

Willst du der Brüder Zorn entflammen,
Bangt dir nicht vor dem stolzen Paar?
Wird dich dein Vater nicht verdammen,
Dein Vater mit schneeweißem Haar?

Kadidschah.

Was kümmert mich ihr Grimm, ihr Hassen,
Der Fluch, den ihre Lippe spricht!
Dein will ich sein, will dich nicht lassen;
Verziehn wir nicht!

Achmed.

Mein Herz erbebt, mein Muth will sinken!
Mich dünkt, daß glänzend scharf gespitzt
Ihr Kandschar, um mein Blut zu trinken,
Schon eisig in der Brust mir sitzt!

Kadidschah.

Es soll mein Wüstenroß uns tragen,
Aus dessen Augen Feuer bricht,
Schnell, wie die Winde, kann es jagen;
Verziehn wir nicht!

Achmed.

In endlos langer Wüstenstrecke
Kein Baum, der tags uns Schatten streut,
In weitem Raum kein Zelt, deß Decke
Des Nachts uns beiden Obdach beut!

Kadidschah.

Dich schatten meiner Augen Lider,
Und wie ein dunkles Zelt umflicht
Mein Haar dich, legst du nachts dich nieder;
Verziehn wir nicht!

Achmed.

Wenn uns der Wüste Truggestalten
Vom Wege lockten! Ohne Brot
Und Wasser gar, uns zu erhalten,
Ereilte morgen uns der Tod!

Kadidschah.

Mein Herz durchstrahlt des Glückes Sonne!
Du trinkst, wenn Wasser uns gebricht,
Die lichten Thränen meiner Wonne;
Verziehn wir nicht!

6. Das letzte Blatt.

Vergessen hängt im Waldesraume
An kahlem Zweig ein Blatt allein
Und zittert bang, und auf dem Baume
Klagt leisen Tons ein Vögelein.

Im Herzen bleibt mir, um zu singen,
Nur meine Liebe, doch der Wind
Des Herbstes regt die lauten Schwingen
Und übertönt ihr Lied geschwind.

Der Vogel geht, das Blatt fällt nieder,
Die Liebe stirbt: es stürmt und schneit.
O Vöglein, Vöglein, singe wieder
Auf meinem Grab zur Frühlingszeit!

7. Ein Wunsch.

Von lilienweißen Schmetterlingen
Ziehn Scharen über Berg und Kluft;
Ihr schönen Falter, trügen Schwingen
Mich gleich den'euren durch die Luft!

Nun, schwarzgeaugte Bajadere,
Sprich, wohin flöge ich geschwind
Als Schmetterling im blauen Meere
Der Luft — weißt du es, schönstes Kind?

Nicht um den Kuß der Rose würde
Ich, Liebste, nein, ich eilte fern
Zu deinem süßen Münd und stürbe
Dort, Blume meiner Seele, gern!

8. Die Gefangene.

Zu ihrem Trost weint Thau den Rosen
Das Morgenroth,
Das Ufer horcht in trautem Kosen
Der Welle Noth;
Der Nachtwind klagt den Trauerweiden
Leis seine Pein,
Die Turteltaube klagt ihr Leiden
Dem dunkeln Hain.

Der Mond erzählt, wenn alles rastet,
Doch Kummer wacht,
Dem Meer die Angst, die ihn belastet
Und traurig macht.

Es spricht Sophia's Dom mit Prangen
Zum Himmelszelt,
Der Himmel kündet sein Verlangen
Dem Herrn der Welt.

Ach! Rose, Taube, Mond und Sonne,
Meer oder Stein
Sagt einem andern seine Wonne
Und seine Pein;
Nichts will mit mir rings Antwort tauschen
Als deine Flut,
O Hellespont, mit dumpfem Rauschen,
Das nimmer ruht!

9. Im Sturm.

Das Schiff ist klein, das Meer ist ohne Ende,
Grimm schickt die Flut zum Himmel ihre Last,
Der Himmel wirft dem Meer uns in die Hände;
Knien rings wir betend am gebroch'nen Mast!

Uns trennt ein Bret nur vom grundlosen Raume,
Es birgt vielleicht uns schon die nächste Nacht
Im kalten Grabkleid von schneeweißem Schaume
Das bitt're Meeresbett vom Blitz bewacht.

O Himmelsblume! Hochgebenedeite,
Dem Schiffer stets in Nöthen hold und gut!
Den Sturm bedräue, und dein Finger leite
Jungfrau, zum Port die Barke durch die Flut!

Ein goldpapiernes Festkleid sollst du haben,
Ein vier Pfund schweres schönes Altarlicht,
Und fehlen soll auch deinem Jesusknaben,
Wenn du uns hilfst, ein Sanct-Johannes nicht!

Literatur und Kunst.

Zur Goethe-Literatur.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschien soeben: „Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Von J. W. Appell. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe." Seit dieses Buch zum ersten mal vor die Oeffentlichkeit trat, sind gerade zehn Jahre vergangen; es dürfte nicht eben häufig geschehen, daß einer Schrift von verhältnißmäßig so geringem Umfang, welche dabei dem Interesse des Tages so fern liegt, noch nach einem vollen Decennium die Ehre einer neuen Ausgabe zutheil wird. Zwar in der Hauptsache verdankt sie dieselbe wol dem Gegenstand, mit welchem sie sich beschäftigt; bald werden hundert Jahre vergangen sein, seit Goethe's „Werther" zuerst ans Licht trat und noch immer auf jede neuheranwachsende Generation wirkt das Buch mit derselben Frische und mit derselben unwiderstehlichen Gewalt, durch welche sein erstes Erscheinen so epochemachend wurde. Aber auch an und für sich selbst hat das Appell'sche Büchlein die Auszeichnung, welche ihm auf diese Weise widerfahren, wohl verdient; es ist eine sehr fleißig gearbeitete Monographie, in welcher die betreffenden, zum Theil weit entlegenen und nur noch schwer zugänglichen Quellen mit großer Sorgfalt benutzt worden sind. Die Darstellung ist elegant und fließend, das ästhetische Urtheil klar und besonnen, die ganze Haltung der Schrift von der Art, daß nicht nur der Fachgelehrte, sondern überhaupt jeder gebildete Leser sich davon angezogen und befriedigt fühlt. Die vorliegende neue Ausgabe schließt sich der frühern im wesentlichen genau an; nur hier und da hat der Verfasser, der, wie aus der Unterschrift des Vorworts erhellt, gegenwärtig in England lebt, die Gelegenheit zu einzelnen Zusätzen und Berichtigungen benutzt, wie denn namentlich die Mittheilungen über „Werther's" Nachwirkungen im Auslande möglichst ergänzt und vervollständigt worden sind. Auch diese Nachwirkungen sind außerordentlich groß gewesen; es war nicht blos eine deutsche, es war zugleich eine allgemeine europäische Krankheit, die im „Werther" zum Ausbruch und damit gleich zur Heilung gelangte. Darum ist denn auch kein zweites Werk der neuern deutschen Literatur so häufig und in so verschiedene fremde Sprachen übertragen worden wie dieses; das „Verzeichniß der Werther-Uebersetzungen und der Wertheriana", das wir S. 229 abgedruckt finden, gewährt in dieser Hinsicht eine höchst interessante Zusammenstellung. Am zahlreichsten sind danach die Bearbeitungen in französischer Sprache; von 1776, wo die erste, von K. S. von Seckendorf, also einem Deutschen, verfaßte Uebersetzung erschien, und zwar in Erlangen, also auch in deutschem Verlag, bis 1858 sind deren nicht weniger als 16 erschienen. Die beste darunter, die auch neuerdings in Frankreich am meisten gelesen wird, ist diejenige von Pierre Leroux, mit einem Vorwort von George Sand und Illustrationen von Tomy Johannot. Englische Uebersetzungen zählt der Verfasser im ganzen 12 auf. Die erste erschien 1779, war jedoch nicht sowol eine wirkliche Uebertragung als vielmehr eine zum Theil sehr willkürliche Bearbeitung, bei der überdies nicht das deutsche Original, sondern eine französische Ueber-

setzung zu Grunde gelegen hatte. Nichtsdestoweniger war Goethe selbst, dem diese späterhin häufig wiederabgedruckte Bearbeitung Anfang der achtziger Jahre in die Hände fiel, sehr zufrieden damit; unterm 24. Juni 1783 schreibt er an Frau von Stein: „Hier, liebe Lotte, endlich dein Werther und die Lotte, die auf dich vorgespukt hat. Das Englische gefällt mir gar wohl; was ich gelesen habe, ist herzlich, verständig und geschmackvoll übertragen.... Mir war's gar anmuthig, meine Gedanken in der Sprache meiner Lehrer zu lesen."

In sonderbarem Gegensatz zu dieser Aeußerung Goethe's steht das Urtheil, das Thomas Carlyle, bei seiner genauen Vertrautheit mit der deutschen Literatur und seiner begeisterten Vorliebe für Goethe jedenfalls ein competenter Richter, über ebendiese Uebersetzung fällt; er macht derselben — in echt Carlyle'schem Stile — den Vorwurf, „die erhabene Schwermuth des todwunden (broken-hearted) Dichters verwandelt zu haben in den thränenreichen Jammer eines an schlechter Verdauung leidenden Schneiders"! (S. 11). Die erste unmittelbar nach dem Original gearbeitete Uebersetzung erhielten die Engländer erst 1801; ihr Urheber, Wilhelm Render mit Namen, war ein Deutscher, der in England als Sprachlehrer lebte und der unter anderm auch Kotzebue's „Graf Benjowsky" ins Englische übertragen. Im Jahre 1851 erschien eine wohlfeile Ausgabe mit Holzschnitten; die neueste Uebersetzung, zu „Bohn's Standard Library" gehörig, hat R. D. Boylan zum Verfasser und erschien 1854. Die italienische Literatur, die bekanntlich in Ugo Foscolo's „Letzten Briefen des Jacopo Ortis" (1799) eine Art Seitenstück zum Werther besitzt, weist acht verschiedene Uebersetzungen auf; die früheste von G. Ambrosini trat 1781 ans Licht und wurde damals auch Goethe zugesandt, der sich in den Briefen an Frau von Stein ebenfalls darüber äußert, jedoch nur mit geringer Befriedigung. Außerdem werden vom Verfasser noch aufgeführt drei spanische Uebersetzungen, zwei holländische, eine schwedische, zwei russische, eine polnische und eine magyarische; doch dürften diese letztern Angaben wol kaum ganz vollständig sein. Außer diesen Uebersetzungen gibt es nun sowol im Französischen wie im Englischen und theilweise auch im Italienischen noch eine ganze Reihe von Werken, welche als Fortsetzung, Nachahmung oder Zusatz in nächster Verwandtschaft mit dem oft genannten Werk stehen; auch von ihnen erhalten wir S. 142 fg. ein ziemlich umfangreiches Verzeichniß. Wie wir dabei gelegentlich erfahren, war zu Ende des vorigen Jahrhunderts in England ein lächerliches Gerücht verbreitet, wonach „Werther" eigentlich gar kein deutsches Werk, sondern ein Fabrikat jenes James Macpherson sein sollte, der durch seinen „Ossian" zu europäischem Ruf gelangte! So wenigstens berichtet ein gewisser Alexander Thomson, der 1793 einen „Essay on Novels", wobei auch „Six Sonnets. From Werther" veröffentlichte. Richtig ist allerdings, daß ohne Macpherson's „Ossian" auch Goethe's „Werther" niemals entstanden wäre: aber deshalb Goethe's Autorschaft verdächtigen und sie dem Dichter des „Ossian" zuschreiben, dazu gehörte denn doch, selbst für die damalige Zeit, eine fast wunderbare Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur und ihrem Entwickelungsgange. R. P.

Vom Büchertisch.

„Der Preußische Staat. Ein Handbuch der Vaterlandskunde von Eduard Keller, königl. Seminarlehrer in Petershagen. Vierter Halbband" (Minden, Volkening). Den hauptsächlichsten Inhalt dieser Lieferung bilden die Abschnitte über „Die evangelische Landeskirche" und „Das Unterrichtswesen". Beide sind mit einer Ausführlichkeit behandelt, die außer allem Verhältniß zu der ursprünglichen Anlage des Buches steht, die man sich aber dennoch im Interesse des Gegenstandes gefallen lassen könnte, zeigte der Verfasser dabei nicht eine so große Unentschiedenheit des Standpunktes; er ist offenbar im Herzen gut rationalistisch, möchte es aber auch nicht gern mit den Mächten verderben, die in Preußen augenblicklich in Kirche und Schule herrschen, und geräth darüber nun in die wunderlichsten Widersprüche. Hoffentlich wird der Verfasser in der demnächst zu erwartenden Schlußlieferung des Werks zu der eigentlichen Tendenz desselben, wonach es wesentlich als statistisches Handbuch dienen soll, wieder zurückkehren; zum pragmatisirenden Historiker hat er, nach dieser Probe zu urtheilen, keinen Beruf.

„Erzählungen, Novellen und Gedichte von Arthur Bitter. Erster Band" (Bern, Haller). Der Verfasser, ein geborener Schweizer, bewegt sich in seinen novellistischen Schilderungen ausschließlich auf dem Boden des heimatlichen Lebens. Bei seinen Landsleuten sind dieselben außerordentlich beliebt, und sie verdienen diese Beliebtheit sowol wegen der Lebhaftigkeit und Treue, mit welcher das Schweizerleben darin geschildert wird, als auch wegen der Gesundheit und Tüchtigkeit ihres sittlichen Kerns. Die Darstellung hat etwas Trockenes, entschädigt jedoch durch Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Der vorliegende Band enthält sieben Erzählungen, unter denen „Die Patrioten" und „Hoch und Niedrig" uns besonders angesprochen haben. Dagegen hätte der kleine Anhang von Gedichten, der den Schluß des Bandes bildet, wol ohne Verlust für das Ganze wegbleiben dürfen.

Correspondenz.

Aus Wien.

März 1865.

E. C. Das wichtigste Ereigniß unserer innern Politik ist die Herabsetzung des Budgets um volle funfzehn Millionen, die soeben nach überaus langwierigen und eingehenden Debatten von dem Finanzausschuß des Abgeordnetenhauses beschlossen worden ist. Wären die finanziellen Verlegenheiten die einzigen, in denen wir stecken, und ließe sich daher den Gefahren, die unser Staatsschiff von allen Seiten umdrohen, durch bloße Ersparnisse abhelfen, so verdiente dieser Beschluß für ewige Zeiten mit goldenen Lettern in Erz und Stein gegraben zu werden. Bekanntlich jedoch ist die Finanznoth nur ein Theil der allgemeinen Calamitäten, in denen wir uns befinden, und so darf auch dieser Abstrich vom Budget, so bedeutend er in der That auch ist und in so hoffnungsreichem Lichte er die fortschreitende Entwickelung unsers constitutionellen Lebens erscheinen läßt, nur als eine Palliativcur betrachtet

werden, welche das eigentliche Uebel kaum berührt. Immerhin verdient nicht nur die Energie, mit welcher der Finanzausschuß bei dieser Gelegenheit zu Werke gegangen ist, alle Anerkennung, sondern auch die Regierung liefert, indem sie sich eine so bedeutende Herabminderung gefallen läßt, ein Beispiel von Nachgiebigkeit und Selbstüberwindung, das freilich, wie die Welt einmal ist, wol kaum viele Nachahmer finden wird. Auch ist es der Regierung selbst gewiß nicht leicht geworden. Namentlich die Herabsetzung des Kriegs- und Marinebudgets, allerdings der bedeutendste Posten in dem ganzen Rechenexempel, soll betreffenden Ortes sehr unangenehm vermerkt worden sein, sodaß es schwer gehalten hat, die Sanction des Kaisers dafür zu erlangen. Die Herren, die in der Militärkanzlei beisammen sitzen, können sich einmal nicht anders denken, als ob der ganze Staat mit allen Mitteln und Hülfsquellen nur für sie vorhanden wäre, sie finden es unerhört, daß irgendjemand wagen darf, ihnen den Etat zu verkürzen und prophezeien den Ruin der Monarchie, falls dergleichen bei uns Mode werden sollte. Nun, für diesmal wird die Monarchie wol noch stehen bleiben, trotz des verkürzten Militärbudgets, andererseits jedoch werden auch unsere Abgeordneten gutthun, den Bogen nicht allzu straff zu spannen, er könnte unversehens reißen und kein Prophet vermag vorauszusagen, wie weit die Reaction, die dann nothwendig über uns hereinbricht, sich strecken und wann sie jemals wieder enden würde.

Gleichzeitig bereitet sich in der auswärtigen Politik ein Umschwung von entscheidender Wichtigkeit vor oder vielmehr er ist bereits eingetreten, wenn man sich vorläufig auch noch alle Mühe gibt, ihn zu verbergen. Ich spreche von der Allianz mit Preußen, welche, wenn nicht alle Zeichen trügen, schon in diesem Augenblick so gut wie aufgelöst ist. Die Forderungen in Betreff Schleswig-Holsteins, welche Preußen in seiner vielbesprochenen Depesche vom 21. Februar formulirte, sind diesseits in der That für unannehmbar befunden worden; wenigstens soll dies, wenn auch in möglichst gemäßigter und zurückhaltender Form, doch der unzweideutige Sinn der Note sein, mit welcher man die preußische Depesche unterm 5. März österreichischerseits erwidert hat. Der Kaiser selbst, an welchem die preußische Allianz bisher ihre Hauptstütze hatte, soll zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß dieselbe sich nicht länger aufrecht halten läßt; eine andere Frage ist freilich, was nun an ihre Stelle treten soll. Zwar hat man schon seit einiger Zeit in demselben Grade, wie das Bündniß mit Preußen sich lockerte, daran gearbeitet, das gute Vernehmen mit den Mittelstaaten wiederherzustellen. Nicht nur Baiern und Würtemberg, welches letztere seit den Eintritt des Herrn von Varnbüler auf die wunderlichste Weise zwischen Preußen und Oesterreich hin- und herschwankte, hat man sich wieder anzunähern gesucht, sondern selbst Baden, dasselbe Baden, das man bei uns noch bis vor kurzem seines liberalen Premiers halber ärger als Gift und Tod haßte, hofft man für das österreichische Interesse zu gewinnen. Vermuthlich rechnet man dabei auf die innern Verlegenheiten, welche Hr. von Roggenbach sich auf den Hals geladen und die ihn mit der Zeit denn wol nöthigen dürften, seine ursprünglichen Tendenzen etwas zu beschränken. Ob diese Verlegenheiten jedoch jemals dringend genug sein werden, Baden in das Lager Oesterreichs zurückzuführen, so bereitwillig man den reuigen Sünder hier auch empfangen

würde, das scheint mir denn doch mehr als zweifelhaft. An und für sich wäre eine Verständigung Oesterreichs mit den Mittelstaaten in Betreff Schleswig-Holsteins allerdings recht wohl denkbar, der Uebelstand ist nur, daß die Rechberg'sche Politik ein Mistrauen gegen Oesterreich erweckt hat, das eine dauernde und aufrichtige Wiederannäherung seitens der Mittelstaaten fast zur Unmöglichkeit macht. Oesterreich erntet jetzt, was es gesäet; man will in München, Dresden und Stuttgart wol gegen Preußen gehen, aber nicht mit Oesterreich, von dem man schon gewohnt ist, im entscheidenden Augenblick im Stich gelassen zu werden. Die Furcht der Mittelstaaten vor Herrn von Bismark und seinen Annexionsgelüsten ist groß, allein diese Furcht vor Preußen ist noch lange nicht hinreichend, Zutrauen zu Oesterreich zu erwecken.

Glauben Sie übrigens nur nicht, daß wir uns hierzulande nicht auch mit Annexionsgedanken tragen; freilich sind dieselben etwas bescheidener als die Bismarck'schen, indem es sich dabei nur um Eroberungen im Reiche der Kunst handelt. Fräulein Stehle, die „münchner Nachtigall", die gegenwärtig am hiesigen Kärntnerthor-Theater gastirt, hat unsere Kunstenthusiasten dermaßen bezaubert, daß man lebhaft daran denkt, sie für die Dauer als die unsere zu gewinnen. Dieser Erfolg ist um so höher anzuschlagen, als man, argwöhnisch gemacht durch die Trompetenstöße, die ihr von München aus vorausgingen, dem Auftreten der Künstlerin hier mit einem gewissen Mistrauen entgegensah; die Reclame ist heutzutage auf allen Gebieten der Oeffentlichkeit, namentlich aber in Betreff der Bühne so thätig und entwickelt eine solche Virtuosität, daß man es dem Publikum nicht verdenken darf, wenn es nur noch dem Zeugniß seiner eigenen Augen und Ohren Glauben schenken will. Aber auch dieses Zeugniß fiel vollständig zu Gunsten der Sängerin aus. Schon das Aeußere der jungen Dame, mit den blonden Haaren, den lebhaften blauen Augen und den jugendlich runden Wangen, hat etwas ungemein Empfehlendes, besonders wenn wir damit die ehrwürdigen Ruinen vergleichen, die wir sonst auf dieser Bühne in der Rolle von ersten Sängerinnen zu sehen gewohnt sind. Aber auch Stimme und Schule entsprechen dem Rufe, welcher Fräulein Stehle voranging, vollkommen, und nicht minder ausgezeichnet ist ihr Spiel. Die Wiener können bekanntlich im Theaterenthusiasmus etwas leisten, dennoch gehört ein Beifall, wie er Fräulein Stehle als Gretchen in Gounod's „Faust", ferner als Elisabeth im „Tanhäuser" sowie als Page in „Figaro's Hochzeit" zutheil ward, selbst hier zu den Seltenheiten; namentlich die erstgenannte Rolle ist eine Musterleistung und selbst die Artot, welche dieselbe hier früher mit großem Beifall spielte, muß vor ihr in den Hintergrund treten.

Dagegen hat Rudolf Gottschall im Burgtheater mit seinem neuesten Drama nur wenig Glück gehabt; „Katharina Howard" wurde vom Publikum im ganzen kühl aufgenommen, während die Kritik das Stück theilweise sogar mit schonungsloser Härte behandelte. In beiden Beziehungen, glaube ich, hätte es ein besseres Schicksal verdient; nicht nur gibt die ganze Anlage des Dramas Zeugniß von dem idealen Streben des Dichters, sondern einzelne Scenen sind auch von unzweifelhafter Bühnenwirksamkeit. Andererseits freilich ist Heinrich VIII. von England nicht die Gestalt, der ein heutiges Theaterpublikum Geschmack abgewinnt und auch der Charakter der

Heldin mußte allerhand wunderlichen Manipulationen unterworfen werden, bis er für die Zwecke des Dichters brauchbar ward. Dazu kam nun die ungünstige Zeit der Aufführung; die letzten Faschingswochen mit ihrer tobenden Heiterkeit sind nicht geeignet, ein neues Trauerspiel zur Geltung zu bringen. Eine andere höchst seltsame Novität war Dumanoir's „Mutterglück", deutsch von Hans Hopfen. Dasselbe wurde zuerst in der Wohlthätigkeitsakademie zum Besten der wiener Krippen gegeben und hier war es allerdings vollständig an seinem Platze, indem das ganze Stück volle drei Acte lang sich um nichts dreht als um Kinder, Kinderwäsche, Kinderwiegen und ähnliche Mysterien des Familienlebens. In der That läßt der Inhalt des Stücks sich kaum nacherzählen, ohne unanständig zu werden; der französische Realismus ist hier an eine Grenze gekommen, die im Interesse der guten Sitte niemals berührt, geschweige denn überschritten werden sollte. So viel ist gewiß: hätte ein deutscher Autor dies „Mutterglück" geschrieben, kein deutsches Hoftheater und am wenigsten die Intendanz unsers Burgtheaters hätte es zur Aufführung zugelassen. Sind jetzt doch sogar Bauernfeld's „Bauern von Weinsberg" von dem Interdict des Oberstkämmereramts betroffen worden, natürlich nicht aus moralischen, sondern lediglich aus politischen Gründen. Aber ist nicht auch dies schon schlimm genug, daß ein Dichter von dem Verdienst und der Stellung Bauernfeld's bei uns noch einem derartigen Verbot unterliegen kann, noch dazu mit einem Stücke, zu welchem die Geschichte selbst ihm den Stoff geboten hat und gegen dessen Wahrheiten daher alle Censurstriche doch ohnmächtig bleiben? Die „Bauern von Weinsberg" werden nunmehr als Benefizvorstellung für die „Concordia" durch die Hofschauspieler am Theater an der Wien gegeben werden, und zwar wird es bei dieser Gelegenheit zum letzten mal sein, daß die Mitglieder der Hofbühne auf einem Vorstadttheater auftreten, indem Fürst Auersperg in seiner Eigenschaft als Oberstkämmerer kürzlich einen Ukas erlassen hat, durch welchen den Hoftheatern untersagt wird, ihre Mitglieder auf andern hiesigen Bühnen auftreten zu lassen.

In demselben Theater beendete die pariser Truppe des Hrn. Rousseau einen zweiten Cyklus von acht Vorstellungen, zu welchem sie durch eine besondere Subvention des Herzogs von Gramont veranlaßt worden war. Allein auch dieser zweite Cyklus ging nur etwas dürftig zu Ende; das Theater war an den meisten Abenden kaum halb gefüllt und der Beifall mehr als mäßig. Zum Theil mochte dieser geringe Erfolg wol an der Wahl der Stücke liegen, von denen nur ein einziges ein lebhafteres Interesse erregte, nämlich die bekannten „Filles de marbre" von Barrière. Das ist in der That ein höchst merkwürdiges Stück, allerdings kein Kunstwerk, aber als Gemälde des heutigen pariser Lebens von einer photographischen Treue, die fast etwas Erschreckliches hat. Auch Dawison hat uns verlassen, reich beladen mit Gold und Lorbern. Sein letztes Auftreten fand in einer von ihm arrangirten Vorstellung zum Besten Gutzkow's und der Gutzkow'schen Familie statt; die Theilnahme war außerordentlich, der Ertrag höchst bedeutend. Was es übrigens mit der Wirkung auf sich hat, die selbst ein Künstler wie Dawison heutzutage noch auf das Publikum hervorzubringen vermag, das zeigt sich wieder einmal recht in denselben Räumen, in

denen der Künstler soeben erst mit so glänzendem Erfolge aufgetreten. Kaum nämlich hatte Dawison uns verlassen, als eine Parodie erschien, „Narr Ciß" von C. D. Berg, dem bekannten Redacteur des „Kikeriki". Der eigentliche Gegenstand derselben ist weniger das Brachvogel'sche Stück als vielmehr Dawison selbst, der gerade als Narciß große Sensation erregt, aber freilich auch durch seine übertriebenen Manieren Grund zu mancherlei gerechten Bedenken gegeben hatte. Diese Manieren nun parodirt Swoboda als Titelheld der Berg'schen Posse mit unwiderstehlicher Komik und siehe da, dasselbe Publikum, das soeben erst über Dawison vor Entzücken außer sich war; in denselben Räumen, die sozusagen noch von den Dawison'schen Applausen widerhallen, jauchzt seiner Caricatur mit demselben, ja mit noch größerm Enthusiasmus zu! Da kann man denn freilich in Zweifel gerathen, ob es sich überhaupt noch lohnt, der Kunst ein ganzes volles Streben zu widmen oder ob nicht diejenigen am besten thun, welche, wie Dawison, das Eisen schmieden, solange es warm ist....

Notiz.

Auf dem Victoriatheater in Berlin wurde kürzlich ein neues fünfactiges Drama von Arthur Müller „Der Fluch des Galilei" gegeben. Die berliner Blätter sprechen mit vieler Anerkennung von dem Stück, indem sie namentlich die schöne Diction rühmen, was aber freilich bekanntermaßen nur ein etwas zweideutiges Lob ist; auch scheint der Erfolg der Darstellung in der That nicht besonders groß gewesen zu sein.

Eine wiener Correspondenz in Nr. 49 des „Deutschen Museum" vom vorigen Jahre enthielt Anschuldigungen gegen ein nicht namhaft gemachtes, sondern nur als „Pole" bezeichnetes Mitglied des wiener Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia", welche, wenn wahr, die Ausschließung des gedachten Mitgliedes nothwendig machen würden. Der unterzeichnete Vorstand des Vereins wandte sich sofort durch Vermittelung der geehrten Redaction des „Deutschen Museum" an den anonymen Correspondenten um Aufklärungen, welche nach längern Verhandlungen jetzt erfolgt sind. Dieselben betreffen ein Mitglied (nicht polnischer Nationalität), welches als unbescholten von der Generalversammlung des Vereins aufgenommen wurde, und auch die erwähnten Mittheilungen geben dem Vorstand noch nicht das Recht, die Ausschließung jenes Mitgliedes zu beantragen.

Wien, 13. März 1865.

Das Directorium der Concordia.
Dr. Wittelshöfer. V. Bucher.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu-eintretenden) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint auch künftig außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags 3 Uhr mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommnen. Das tägliche Feuilleton wurde bereits im letzten Vierteljahr noch reichhaltiger und mannichfaltiger als bisher gestaltet und die Rubrik Handel und Industrie wesentlich erweitert.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt wie bisher vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart.
Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

In monatlichen Heften von 5 Bogen. Preis des Heftes 6 Ngr.

„Unsere Zeit" hat unter obigem etwas veränderten Titel eine Neue Folge begonnen, deren Herausgabe Dr. Rudolf Gottschall übernommen hat. Sie tritt damit ganz in die Reihe der Zeitschriften ein und wird wie bisher sich bestreben, meist in größern zusammenhängenden Abhandlungen aus den Gebieten von Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie ihren Lesern ein umfassendes Gemälde der Gegenwart zu bieten. Journalcirkeln, Lesemuseen, öffentlichen Localen ist die in regelmäßigen Monatsheften erscheinende Neue Folge besonders zu empfehlen.

„Unsere Zeit" bildet namentlich auch für alle Besitzer des „Conversations-Lexikon" eine nothwendige Ergänzung desselben, indem sie theils die zeitgeschichtlichen Stoffe eingehender erörtert, theils über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus von den fernern Bewegungen der Cultur fortlaufende Kunde gibt.

Inhalt des soeben erschienenen zweiten Heftes:

Die preußische Marine im deutsch-dänischen Kriege. Von einem Augenzeugen. — Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. Zweiter Artikel. Strauß und Schenkel. — Die neue Aera des Zollvereins. Zweiter Artikel. — Die päpstliche Encyclica vom 8. December 1864. — Feuilleton (Nekrologe. Literatur. Theater).

Das erste und zweite Heft sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 13. 30. März 1865.

Murillo in Spanien.

Von

Arthur Stahl.

I.

Wer hätte nicht schon bewundernd vor diesem oder jenem Meisterwerke Murillo's gestanden? Die Madonna in Dresden, der heilige Antonius von Padua in Berlin, die Bettlergruppen in München, die Conception und die Geburt der Maria im Louvre können wol eine Ahnung geben von dem Genie eines Malers, der so groß ist als Rafael, so tief als Correggio, so wahr als van Dyck; seinem ganzen Werth nach kennen lernen kann man Murillo aber doch nur in Spanien. Keine Kirche, kein Kloster, kein Museum gibt es dort, das nicht von seinen Bildern besäße; die Spanier haben ihn behalten, ganz und gar, und was von seinen schönsten Bildern sich in Frankreich befindet, das gaben sie nicht gutwillig — Soult nahm es sich. Und wie sollte eine Nation, welche schönheitstrunken ist, wie die Spanier es sind, einen Maler nicht vergöttern, dessen Pinsel nur des Schönen fähig war, der ihn nie, wie Velasquez, im Dienst einer verhaßten Fürstenfamilie entweihte, der ihnen die höchsten Emotionen des Menschenlebens in vollendeter Form darstellte und ihre Häuser und Altäre schmückte? Sie haben recht. Wenn man sich in Sevilla und vor allem in Madrid, wo man ihm mit

den großen Kunstwerken fremder und spanischer Meister vergleichen kann, in seine Schöpfungen vertieft, so fragt man sich immer von neuem, wie denn der Zauber zu erklären sei, mit welchem er die Italiener überflügelt und die andern Spanier übersehen läßt.

Wer kann geistiger sein als Rafael? Wer kann realer sein als Rubens? Murillo ist es weniger als beide, aber er vereinigt beides zu einem Ganzen von vollendeter Harmonie; er vergeistigt den Körper und verkörpert die Seele — das macht ihn so groß.

Es gibt einen andern italienischen Meister, der ihm verwandten Geistes ist, dessen Bilder ebenfalls unwiderstehlich fesseln durch ein geistiges Etwas, vor dem wir stillstehen wie vor einem Räthsel, die neben der Schönheit, der Farbe, der Form, ein psychologisch interessantes Studium sind, das uns beschäftigt, faßt und wenn wir es begriffen, unauslöschlich in der Seele haftet — ich meine Correggio, und dies haben beide vor Rafael voraus. Man höre doch endlich auf zu fürchten, daß man sich ein Unfähigkeitszeugniß ausstelle, wenn man nicht ohne weiteres alles, was Goethe gedichtet oder was Rafael gemalt hat, einzig und unübertrefflich findet; es bedarf dessen gar nicht. Man kann sich ruhig gestehen, daß Moses und Elias auf der Transfiguration alte Gecken, daß manche seiner Madonnen herzlich langweilig sind, nicht weil ihnen Schönheit, sondern weil ihnen aller Charakter, vielleicht ein Fehler fehlt — seine beiden Bilder, die siegend und triumphirend über alles einer Idee Ausdruck geben: die Sixtinische Madonna und Lo Spasimo, machen ihn allein zu dem großen Rafael, und wahrscheinlich würde bei einem längern Leben der unsterbliche Meister diese Seite seines Wesens noch reicher entwickelt haben.

Murillo wurde 1618 in Sevilla geboren und in der Kirche Santa-Maria Magdalena auf die Namen Bartolomeo Esteban getauft. Ueber Murillo's Aeltern weiß man nichts Genaueres, ziemlich gewiß ist aber, daß sie im — Dunkeln lebten, wollte ich sagen, wie man im Norden daran gewöhnt ist, bei einer niedrigen Stellung an die dunkeln Höhlen der Armuth zu denken. Aber was ist dunkel in Sevilla, der poetischen, heitern, elegantesten Stadt unter der Sonne, mit ihrem Himmel, ihrer Kathedrale, ihren Gärten voll Orangenduft, ihren schönen Menschen!

Hätte man das Kind der Armuth aus dieser Sonnenatmosphäre genommen und in den Norden verpflanzt, dann freilich wäre er nicht der größte Maler geworden.

Die Chronik weiß nicht genau, wie der Kleine aufwuchs, wer aber seine Schöpfungen studirt und liebt, der weiß es. Seine Augen wurden von der Schönheit erzogen, sein Blick übte sich an den majestätischen Wölbungen der Kathedrale von Sevilla, seine Phantasie bevölkerte

sich mit den graziösen Gestalten der jungen Sevillanerinnen, und wenn der Vater rauh war, so stand der Knabe vielleicht am Knie einer zärtlichen Mutter und zeigte ihr die ersten schüchternen Versuche seines Pinsels.

Eine kurze Zeit unterrichtete ihn, fast noch als Kind, ein entfernter Verwandter, Juan de Castillo, zu welchem der Vater ihn gab, in der Malerei; er wurde also doch für dieselbe bestimmt oder zeigte selbst den Wunsch. Von diesem lernte er correcte Zeichnung, da Castillo aber außerdem ein Maler ohne Bedeutung war, so kann man nicht annehmen, daß er den Funken des Genies in dem Knaben weckte; Murillo mußte, wie es die Bestimmung aller großen Künstler zu sein scheint, den wichtigsten Theil seiner Entwickelung der Selbstbildung danken.

Nach einigen Jahren war er wieder sich selbst überlassen, denn Castillo übersiedelte nach Cadix, aber allem Anschein nach war er schon jetzt auf den Ertrag seines Pinsels angewiesen und bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre ohne einen andern Lehrer als sich selbst. Er begann auf Stückchen Leinwand oder Holz Heiligenbilder zu malen, Jungfrauen, welche der Schlange den Kopf zertreten, Blumen und Engelsköpfe. Diese verkaufte er für einige Piaster das Stück dutzendweise an die Händler, welche Schiffe für den neuentdeckten Welttheil befrachteten, und vielleicht fände man bei den Peruanern oder in Mexico die ersten selbständigen Kunstproducte des großen Murillo.

Indessen muß doch diese Kindheit nicht so düster und traurig gewesen sein, als manche Biographen sie zu schildern versucht haben: denn sonst hätte sich ohne allen Zweifel ein Zug dieser Schmerzen in seinen Bildern erhalten. Der Grundsatz: „Die Kunst soll schön sein", von welchem er nie gewichen, ist bei Murillo nichts weniger als ein Product der Reflexion, sondern die Bethätigung seines innersten Wesens. Und selbst die Bilder, welche wahrscheinlich Reminiscenzen aus dieser Zeit sind, seine Bettlerknaben und Blumenmädchen, sind durchaus nicht Darstellungen des Elends; im Gegentheil, wenn man jemals das Wort Humor auf die Schöpfungen Murillo's anwenden könnte, so wäre es hier.

Wäre Murillo größer geworden, wenn er früher eine genügende Anleitung gefunden hätte? Vielleicht wäre er technisch schneller zum Ziele gekommen, an Originalität aber hätte er sicher eingebüßt, und während er bestimmt war, jedem seiner Bilder den Stempel derselben unverkennbar aufzudrücken, hätte er Zeit verbraucht, sich von fremden Einflüssen zu lösen.

Eine Zeit aber mußte nothwendig kommen, wo er seinen Beruf, seine Kraft und seine Mängel fühlte. Den äußern Anlaß dazu gab die Ankunft des Malers Pedro de Moya in Sevilla. Dieser, selbst ein bedeutender Maler, war ein Schüler van Dyck's und brachte dessen Geschmack und dessen herrliche Farbe mit nach Spanien.

Als der junge Murillo seine Bilder sah, fiel er in Ekstase, sein Genie entfaltete die Flügel und der Wunsch, sich an großen Meistern zu bilden, verließ ihn nicht mehr. Aber was war zu thun? Pedro de Moya berührte Sevilla nur auf der Reise nach Granada, van Dyck war in London gestorben, nach Italien zu gehen fehlten ihm die Mittel, er dachte endlich an Velasquez, den berühmten Maler des Königs Philipp IV. in Madrid.

Die Parallele zwischen dem Leben dieser beiden berühmtesten spanischen Maler, die aufeinander Einfluß gewinnen sollten, ist ungemein interessant. Um zwanzig Jahre älter, war Velasquez wie Murillo in Sevilla geboren. Aber er war das Kind vornehmer Aeltern, ihm standen alle Mittel der Erziehung und des Wissens zu Gebote, die ersten strauchelnden Schritte auf eigenen Füßen wurden ihm erspart, man gab ihm berühmte Lehrer in der Person Herrera's und Pacheco's, er ließ die schönsten Modelle lachen und weinen und copirte sie minutiös in hundert Stellungen — nur Eins ließ sich seinem großen Talent nicht anerziehen: das Genie.

Velasquez ist wahr bis zur Täuschung, seine Zeichnung ist stets correct, seine Perspective unnachahmlich, seine Farbe frisch und natürlich. Aber ist das bloße Copiren der Natur Kunst? Zu tausendmalen nein! In der Kunst haben die Materialisten, die Maler des „Stoffs", den schwersten Stand, ihr Recht zu behaupten, weil die „Kraft", die Inspiration, das Unerlernbare und Unerklärbare, das „von Gottes Gnaden", sich in der Kunst, deren Wesen es ist, am wenigsten ableugnen läßt.

Auch senkte sich die Krone des „von Gottes Gnaden" nicht herab auf das Haupt des Velasquez, desto geneigter aber war ihm die Krone Spaniens in der Gestalt Philipp's IV. Velasquez machte glänzende Carrière; mit 24 Jahren wurde er Hofmaler und blieb es 37 Jahre.

Zwölf Porträts Philipp's IV. von seiner Hand zählte ich allein im Museum von Madrid und — es wäre mir angenehm, widerlegt zu werden — aber ich behaupte, an diesem skrofulösen Gesicht ging der höhere Aufschwung seines Talents zu Grunde.

Velasquez befand sich bereits seit 20 Jahren in dieser seiner glänzenden Stellung am Hofe zu Madrid und zwar auf der Höhe derselben. Denn er hatte eben das berühmte Bild der königlichen Familie vollendet — interessant wegen der monströsen Häßlichkeit, durch welche es den physischen und geistigen Zustand dieser Herrscherfamilie charakterisirt — als der junge Murillo in Sevilla, verzweifelt über die Abreise Moya's, abermals eine große Leinwand zerschnitt, sie wieder mit Engelsköpfen, Blumen und Jungfrauen bemalte und nicht Tag und

Nacht ruhte, bis er so viele Realen besaß, um an die Reise nach Madrid denken zu können.

Er nahm von niemand Abschied, vertraute niemand sein Geheimniß — die Mutter war gestorben — er machte sich auf zu Fuß, durchwanderte die Mancha, fühlte nicht Hunger, nicht Entbehrung, und erreichte Madrid.

Wie mag das heiße, stolze und doch schüchterne Jünglingsherz gebebt haben, als er sich dem Palast näherte, in welchem sein vornehmer Landsmann, der hochgestellte Freund des Königs, der berühmte Velasquez wohnte!

Unter den modernen Gemälden in der Akademie zu Venedig hängt ein sehr schönes Bild, die Begegnung des greisen Tizian mit dem jungen Paul Veronese auf der Piazzetta von Venedig. Ich meine, das Zusammentreffen dieser beiden spanischen Maler wäre ein noch anziehenderer Vorwurf für den Künstler.

Der feine, reservirte Hofmann, umgeben von aller Pracht der königlichen Freigebigkeit in seinem Atelier, welches der König tagtäglich besuchte, und der junge Andalusier, der feurige, schöne Jüngling mit den dunkelglühenden Augen und den geistreichen Zügen, der noch nie den Reichthum, die Vornehmheit, aber auch noch nie eine Fessel gekannt hatte. Vielleicht leuchtete der Strahl des Genies aus seinem Auge, vielleicht brachte er Velasquez doch einen frischen Klang, eine süße Erinnerung aus der eigenen Jugendzeit in Sevilla; er nahm den jungen Maler gütig auf und dafür gebührt ihm der Dank der Nachwelt; denn einen vollkommenern Lehrer gab es vielleicht nie. Er beschäftigte ihn in seinem Atelier, gab ihm Rath, machte ihm die reichen Kunstschätze im Escurial und in Madrid zugänglich und förderte ihn in jeder Weise.

Murillo studirte die alten Meister, sog mit allen Sinnen, was ihm taugte, ein, arbeitete wie ein Taglöhner oder wie ein Genie und machte in zwei Jahren, wie das bei so späten, aber vorbereiteten und innerlich nothwendigen Entwickelungen zu geschehen pflegt, reißende, fast unbegreifliche Fortschritte.

Velasquez scheint ihn gern gehabt zu haben, er versuchte, ihn an sich zu fesseln, er hätte ihm vielleicht auch eine Stellung am Hofe verschafft; aber der Ehrgeiz, welcher eben in echten Künstlernaturen nicht die treibende Macht ist, gewann auch in dieser Atmosphäre keine Gewalt über Murillo. Gerade hier wurde ihm klar, daß er nur in der Unabhängigkeit schaffen könne und daß die Kunst eine souveräne Herrin ist, welche dem ihre Gunst entzieht, der einen andern Herrscher neben ihr erkennt. Auch mußten nothwendig zwischen zwei so grundverschiedenen Naturen Differenzen entstehen, und endlich sehnte er sich aus Madrid zurück nach Andalusien, nach Sevilla, diesem gottgesegneten Fleck Erde.

Nach fast dreijähriger Abwesenheit langte Murillo wieder in seiner Vaterstadt an, um sie nie wieder zu verlassen. Man hatte die Abwesenheit des jungen Malers nicht sehr bemerkt; um so größer war das Staunen und der Sturm des Beifalls, als im nächsten Jahre drei Bilder, die er für das Kloster von San-Francisco gemalt hatte, plötzlich auftauchten. Wo hatte der junge Mann nach so kurzer Zeit diesen edeln, anziehenden, majestätischen Stil gewonnen, der an Ribera, an Velasquez, an van Dyck erinnerte und doch wieder so ganz originell war wie seine Farbe? Man fragte nicht viel, man nahm ihn an, staunend, anerkennend, entzückt, mit jenem Enthusiasmus der Südländer, auf welche die Schönheit wirkt wie ein zündender Strahl. Was auch der Neid und die Bedeutungslosigkeit ihm in den Weg legen mochten, wie auch die jungen Herrera und Valdez Leal, die er zuerst entthronte, gegen ihn intriguirten: sein Ruf war begründet, seine Stellung gesichert. Nach drei Jahren bereits war sie auch nach außen hin so glänzend, daß er um die Hand einer edeln und reichen Dame anhalten konnte, Doña Beatrix de Cabrera y Sotomayor.

Es kann diese schnelle Veränderung seiner gesellschaftlichen Stellung in Sevilla, wo man seine niedrige Herkunft kannte, keineswegs in Erstaunen setzen, obwol man auch dort nicht ohne Standesvorurtheil ist. Ein so bedeutender Maler wie Murillo muß ein ebenso bedeutender Mensch gewesen sein. Es ist möglich, wie Velasquez zu malen und dabei ohne geistige Eminenz zu sein, aber nicht wie Murillo. Wer Großes malt, muß Großes in der Seele haben, wer seinen Pinsel nur an die höchsten Fragen wagt, welche das Menschenleben bewegen, muß sie im eigenen Innersten beantwortet haben, wer endlich wie er in seiner Bekehrung des Paulus und andern Bildern das Gestaltliche, Flüssige, die Wandlung, welche in den geheimsten Regionen der Seele vorgeht, so wunderbar überzeugend darzustellen weiß, der muß solche geistige Processe und Offenbarungen an sich selbst erfahren und sich aus dem Dunkel zu jener lichtdurchtauchten Region emporgerungen haben.

In einer andern Richtung aber als für Velasquez war für Murillo der Contrast mit der vornehmen Gesellschaft von Bedeutung. Sie gab seinen Bildern jene eigene maßvolle Eleganz, jene noble Unnahbarkeit, welche ein Resultat der Bildung ist und die man im Volke, wo man die Form der Schönheit sehr wohl studiren kann, nicht findet. Es ist nicht gleichgültig, ob ein Maler sein Leben mit einer edeln und gebildeten Frau verbringt oder mit einer Köchin und gemietheten Modellen.

Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode 1682 verließ Murillo kaum Sevilla, und in diesen 36 Jahren ist die unermeßliche Zahl der Bilder entstanden, die er hinterlassen hat. Es könnte zu eigenthümlichen Be-

trachtungen Anlaß geben, daß die großartigsten und schönsten aus den letzten zehn Jahren seines Lebens stammen.

Sevilla war von seinen Bildern überschwemmt, das Kloster de los Capuchinos besaß im Anfang dieses Jahrhunderts noch 20 derselben, in ganz Spanien und im Ausland war längst sein Ruf verbreitet.

Er gründete 1666 mit Hülfe seiner Collegen und Schüler eine Malerakademie in Sevilla, die noch lange nach seinem Tode blühte. Einen zweiten Murillo hat sie freilich nicht hervorgebracht.

Im Jahre 1681 berief man Murillo nach Cadiz, um dort die Verlobung der heiligen Katharina zu malen. Mit dieser Arbeit beschäftigt, fiel er vom Gerüst und die Verletzungen, welche er dabei am Kopf erlitt, führten im folgenden Jahre seinen Tod herbei.

II.

Der größte Theil der Bilder Murillo's ist in Sevilla und dessen Klöstern geblieben, die schönern in Madrid, obwol sich unter den Bildern Sevillas das befindet, welches Murillo selbst für sein Meisterwerk erklärte: San-Tomas, Almosen austheilend.

Einige deutsche Reisende haben über die schlechte Aufstellung und die Verwahrlosung der Bilder geklagt. Entweder war dies eine ungerechte Beschuldigung gegen die Spanier oder es ist in neuer Zeit viel dafür geschehen. Daß man in den Kirchen oft mühsam den günstigen Standpunkt suchen muß und manche nur mit Kerzenlicht erkennen kann, ist wahr, allein die Bilder sind doch der Kirche wegen da und nicht umgekehrt, sie können dort nicht aufgestellt sein wie in einer Galerie. Was aber die Gemäldegalerie von Madrid, das Museo real, betrifft, so ist es wol nicht allein seiner Reichhaltigkeit wegen das erste der Welt, sondern die Anordnung und gerade die Zusammenstellung der Bilder Murillo's zeugt vom höchsten und durchgebildetsten Kunstgeschmack, ja von einem Cultus für den großen Maler.

Wenn man in den Hauptsaal des Museums tritt, so hängt, Velasquez und Ribera gegenüber, an der Hauptwand rechts der größte Theil der 45 Gemälde Murillo's, welche das Museo real besitzt. Natürlich kann es nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, sie alle zu nennen, geschweige sie zu beschreiben.

Die Mitte nehmen, mit dem Porträt des Malers darüber, drei große Bilder ein — drei der herrlichsten: eine Jungfrau, Mutter mit dem Kinde, und zwei Conceptions, welche ich allen, auch der im Louvre vorziehe. Wie ähnlich sind beide nach Farbe, Anordnung und Gegenstand einander, und doch wie ganz verschieden! Die erste der beiden schwebenden Gestalten, deren Fuß auf der Mondsichel ruht und von Engeln getragen wird, ist ein jungfräuliches Kind; der ganze Zauber

der Unschuld liegt noch auf der reinen Stirn, dem süßen Munde und der unberührten Gestalt. Sie ist sich ihrer Bestimmung noch nicht voll bewußt, sie staunt vor sich wie vor dem Wunder, das ihr verkündigt ist, sie steht noch kaum auf der Schwelle der großen Emotionen des Familienlebens.

Die zweite halte ich für das noch größere Kunstwerk, für eins der schwierigsten und eins der bewunderungswürdigsten Bilder, welche existiren.

Es ist die Ekstase der Jungfrau, welcher, abgewandt von jedem andern Gedanken, das wundervolle Geheimniß die Seele erfüllt, es ist die Ekstase der jungen Mutter, die ihr Kind mit Inbrunst liebt, noch bevor sie es schauen durfte, der gesegneten Frau, welche den Dank für die unermeßliche Wonne emporträgt zu Gottes Thron. Rafael und andere haben den Gegenstand, in der Begegnung der Maria mit der alten Elisabeth, öfter behandelt, aber wie verletzend! Murillo allein verstand ihn mit einer Aureole der Heiligkeit zu verklären, er allein wußte mit seiner Kunst und dem Licht seiner Seele jene Region keuscher Glorie aufzuschließen, in welcher alles rein und alles darstellbar ist; sein Pinsel allein war zart und erhaben genug, das Gewagte zu malen, denn zu verhüllen besaß er den Schleier der Grazie.

Nächst diesen Bildern haben die Spanier große Vorliebe für eine heilige Familie mit dem Hunde — La sacra familia del perrito. Es ist die Tischlerwerkstatt Joseph's, welcher seine Arbeit ruhen läßt wie Maria ihre Spindel, um den Knaben zu betrachten, der vor ihnen mit einem Hunde spielt. Von jedem andern Maler würde man die Darstellung vollendet finden; Murillo aber sieht man lieber im erhabenen Stil. Wer den Himmel malen kann, soll nicht in der Tischlerwerkstatt bleiben.

Eins der bezauberndsten Bilder dieser Sammlung ist der Christ mit dem Lamm; der göttliche Knabe, welcher zugleich die ganze Lieblichkeit der spanischen Kinder darstellt. Der Gegenstand ist oft versucht und oft verfehlt worden. Das göttliche Kind mit dem Ausdruck seiner weltbewegenden Mission darzustellen, mit der Idee auf der Kinderstirn, mit dem Gedanken im Kinderauge, ohne doch dabei der Natürlichkeit zu nahe zu treten und dadurch zu verletzen, mag sehr schwer sein. Gelöst hat sie für mein Auge nur Rafael in dem wunderbaren Antlitz des Knaben auf dem Arm der Sixtinischen Madonna (auch durch den überaus feinen Zug, das Kind, den Welterlöser, fast übergroß neben der zarten Mutter erscheinen zu lassen) und Murillo in diesem Christ mit dem Lamm.

Wie unvergleichlich reizend, wie kühn, wie sinnend und doch wie kindlich ist die Gestalt dieses Knaben! Und auch wie prächtig ist das

Schaf! Murillo macht eben alles bedeutend, was sein Pinsel berührt, auch das Nebensächliche. In der Zusammenstellung ist Idee; das ist nicht blos ein Kind und ein Lamm, das ist der Mensch und das Thier in ihrer treuen Kameradschaft auf der armen Erde, das ist Menschengeist und Thierseele, Materialismus und Spiritualismus in vollendetem Ausdruck.

Zugleich ist dies eins von den wenigen Bildern Murillo's, welche landschaftlichen Hintergrund haben. Ich kenne nur noch eins und das ist großartig. Doch fand ich es nicht in Spanien und kann nicht sagen, welches Museum es besitzt. Es stellt den Kampf Jakob's mit dem Engel dar. Die beiden ringenden Gestalten allein stehen im Vordergrunde. Eine weite ernste, düstere Landschaft umgibt sie. Der Himmel ist wolkenverhangen, wildzerrissene Felspartien, finsterer Wald vom Sturm bewegt, den Kampf der Seele durch Stimmung und Farbe des Bildes wiedergebend. Landschaftlich erinnert es an Ruysdael, Murillo aber setzt den Menschen hinein und wenn er dadurch der Landschaft das Beruhigende nimmt, was überall da ist, wo keine Menschen sind, so gibt er ihr dafür jenen interessanten Zug, der alle seine Schöpfungen charakterisirt.

Viele andere Bilder übergehe ich; so die Verkündigung des Engels, die heilige Katharina, Maria als Kind unterrichtend, Franz von Assisi, Christ und Johannes, Rebekka am Brunnen, um zu einem Bilde zu kommen, welches durch Goupil's Photographien auch in Deutschland bekannt ist: La virgen de Madrid. Doch hat sich bei jenen Stichen und Photographien eine seltsame Veränderung eingeschlichen. Die Jungfrau erscheint dort hehr, bewußt, ernst, ihr Haar kohlschwarz, ihre Augen düster glühend — la virgen de Madrid ist goldblond, hat Augen wie eine junge Gazelle und ist das sonnigste und süßeste Mädchen, welches je der Pinsel eines Malers schuf.

Da das Bild bekannt ist, wage ich nichts weiter darüber zu sagen. Die Worte, mit welchen man solche Schätze der Kunst denen zugänglich zu machen sucht, die sie nicht schauen durften, müssen dem als ein schwaches Stammeln erscheinen, der die eigene Empfindung befragen kann, und ein einziger Blick ist oft mehr als ein ganzes Buch.

Es begegnete mir, das Museum mehreremal zu besuchen, ohne etwas anderes zu sehen als Murillo, und das will etwas sagen in einer Sammlung, wo man Lo Spasimo, La perla von Rafael, die Jacondo von Leonardo da Vinci, ferner Tizian und Correggio in herrlichen Werken finden kann. Nur einen Frauenkopf von Ribera betrachtete ich neben Murillo oft: eine Sibylle. Es widerfährt den Männern so selten, eine denkende Frau zu malen, daß mich diese Frauenstirn unwiderstehlich fesselte. In ähnlicher Weise fand ich diesen Ausdruck des

Gedankens nur bei der Venus von Milo, einer Egeria und der Cumäischen Sibylle von Dominichino.

Nicht in dem Grade beachtet wie diese zusammengestellten Bilder Murillo's befinden sich in einem andern Saale der Galerie, neben Bildern der ältern spanischen Meister, zwei Gemälde, welche ich nicht allein in Bezug auf die Ausführung, sondern eben in Bezug auf ihre psychologische Bedeutung den besten seiner Bilder an die Seite stelle Das eine stellt die Bekehrung des Apostels Paulus dar, das andere eine büßende Magdalena. Beide sind in der Manier, welche die Spanier vaporoso nennen. Rembrandt bringt seine Lichteffecte dadurch hervor, daß er eine kleine Kerze, die Flamme eines Herdes, einen Mondstreif mit der Dunkelheit kämpfen läßt — Murillo öffnet den Himmel und flüssiges Licht, Glanz der Sphären, Sonnenäther überflutet den dunkeln Raum, wo ein armer Sterblicher betet.

Aber nicht dieser magische Lichteffect allein ist es, der in Murillo's Bildern so gewaltig fesselt, nein, es ist die Fähigkeit, durch materielle Mittel, Licht, Farbe, Linie, den innern Zustand des Schauenden, den geistigen Vorgang darzustellen. Murillo malt die Seele.

Dieser Paulus! Das Bild ist groß, eine Fernsicht, ein weiter Himmel. Saulus ist mit seinem Gefolge auf der Reise nach Damaskus. „Er schnaubte noch mit Drohen und Morden gegen die Jünger des Herrn“, sagt die Schrift. Er ist innerlich mit diesen Fragen beschäftigt, vielleicht schwankend, er ist schon getroffen, nur weiß er es nicht; da plötzlich umleuchtet ihn überirdischer Glanz und eine Stimme von oben ruft: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ Diesen Moment hat Murillo aufgefaßt. Das Pferd des Saulus ist gestürzt, er liegt am Boden, die Begleiter stehen ängstlich, regungslos. Sie ahnen nur, daß etwas vorgeht, sie hören nicht die Stimme, sie sehen nicht das Licht, nicht Jesu Gestalt in den Wolken; nur Saulus sieht und hört, innerlich, das steht auf seinem Gesicht, und der Ausdruck dieses Gesichts ist es, welcher dem Bilde den Stempel höchster Meisterschaft aufdrückt.

Es ist eben wieder eins der Bilder von unsterblichem Werth, welche bei weitem mehr geben als den historischen und biblischen Vorgang; es ist die Darstellung einer Wandlung, einer innern Offenbarung, wie sie der großen That bedeutender Menschen vorhergeht und in ihrem Leben vorkommen wird, gleichviel welcher Religion und welcher Zeit sie angehören.

Das zweite Bild ist eine büßende Magdalena. Es gibt kaum einen Maler im Süden, welcher den Gegenstand nicht behandelt hätte, er ist dort fast vulgär geworden, und desto größer ist die Anforderung, welche man an den interessanten Vorwurf stellt. Nur Canova ist er gelungen, an einer herrlichen Magdalena, die ich in Italien sah, und dem feinen

Psychologen Murillo. Correggio's Magdalena ist wunderschön, aber wer hätte bei der studirten Position dieser Frau jemals an aufrichtige Buße gedacht? Wer bei der Magdalena des Leonardo da Vinci in der Kathedrale von Burgos mit ihren weißen Schultern und ihren flackernden Augen? Und wer bei den Magdalenen Tizian's, Guido Reni's, Ribalta's oder Schidone's, welche letztere anstatt des stereotypen Todtenkopfs gar ihren Schmuck und Amor, der einen Thränenkrug hält, beibehalten hat, um die Zeit der Enthaltsamkeit zu erleichtern?

Murillo nimmt die Sache ernst. Seine Magdalena ist schön, aber sie ist sehr einfach. Keine Spur von Koketterie oder von studirter Reue ist in dieser Gestalt. Die Geschichte ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft steht auf ihren entsündigten Lippen, in ihren großen, tiefen traurigen Augen, welchen selbst die Erscheinung der Engel in der lichten Himmelsöffnung mehr Staunen als Glanz der Freude verleiht. Diese Magdalena kann nicht von neuem sündigen; Murillo malt eine Regeneration und wir glauben ihr, sie faßt uns, sie gibt uns zu denken.

Die zweite große Sammlung der Bilder Murillo's findet sich in Sevilla vereinigt, in einem großen Saale des Klosters de la Merced. Es befand sich kein Museum dort, die Bilder waren in Kirchen und Klöstern zerstreut, nach Aufhebung derselben aber, wo sie dem Verderben ausgesetzt waren, sammelte man sie zum größten Theil hier. Auf dem freien Platz vor dem Kloster steht auf schönem Piedestal die lebensgroße Statue Murillo's, und das Haus, in welchem sich die von ihm gegründete Akademie befand sowie sein eigenes Wohnhaus in der Nähe der Kathedrale, zeigt man den Fremden. Im Süden kann man nicht sagen, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, die Sevillaner sind sehr stolz auf ihren großen Maler und bewiesen es ihm schon zu seinen Lebzeiten. Die Gemälde im Kloster de la Merced sind der Zahl nach bedeutender als in Madrid und für den ernsten Kunstgeschmack vielleicht noch von größerm technischen Werth, aber jene bestechen auf den ersten Anblick mehr, sie sind besser erhalten, haben besseres Licht und die Gegenstände sind anziehender.

Das Bild, welches Murillo selbst für sein Meisterwerk erklärte, ist San-Tomas, Almosen austheilend.

Die würdige Gestalt des Bischofs, der Ausdruck auf den Gesichtern der Bettler, der Kopf des Kindes, der links aus dem Clair obscur auftaucht, sind prächtig, vor allem aber ist es die Plastik der Gestalten, welche in Staunen setzt. Sie scheinen aus dem Rahmen herauszutreten und sich zu bewegen.. Dasselbe ist in fast noch überraschenderer Weise mit einer Madonna der Fall. Sie hält den Knaben auf dem Arm, und

wie er sich vorneigt, ist man auf den ersten Blick versucht, die Malerei für ein Relief zu halten.

Eine Virgen als Himmelskönigin auf der Weltkugel stehend, eine herrliche Anbetung der Hirten, Johannes in der Wüste, Christus am Kreuz sich zum Franz von Assisi herabneigend, Porträts, Santa-Justa und Ruffina, die Schutzheiligen von Sevilla, die Giralda haltend, und viele andere.

Eins der schönsten dieser Gemälde ist San-Felix. Der Heilige kniet in seiner einsamen Zelle, als die Jungfrau im Gefolge von Engeln ihm erscheint und ihm das göttliche Kindlein in den Arm legt. Welche Inbrunst, welche Freude auf dem Gesicht des Mannes, welche unvergleichliche Grazie und Natürlichkeit in der schwebenden Gestalt der Jungfrau! Ich wähle absichtlich diesen Ausdruck, weil man diese Eigenschaft an fliegenden oder schwebenden Gestalten nur vermißt, anstatt sie voll zu schätzen, wo sie sich findet, wie bei der Sixtinischen Madonna und der obengenannten. Man betrachte nur eine Fortuna von Rubens oder selbst sein Weltgericht und frage sich, ob auf letzterm dieser oder jener Gestalt das Schweben möglich sei. Das Herunterfallen begreift man nach dem Gesetz der Schwere, auch ohne die Teufel, aber das Aufsteigen nicht. Zwar klammern sie sich aneinander, aber es ist doch ängstlich, man möchte sie halten. Außerdem sind die Engel in unheiliger Aufregung.

Murillo dagegen hat die Schwere des Stoffs vollständig überwunden. Wenn er die himmlischen Heerscharen erscheinen läßt, sind sie so himmlischer Natur und von so ätherischem Stoff, daß sie schweben müssen; die Luft ist ihr natürliches Element.

Diese zaubergleiche Eigenschaft seines Pinsels tritt vielleicht am klarsten hervor an seinem heiligen Antonius von Padua in der Capilla de Batisteria der Kathedrale von Sevilla. (Nicht zu verwechseln mit dem heiligen Antonius im berliner Museum.) Es ist der Leinwand nach sein größtes Bild, die Franzosen nennen es auch seinem Kunstwerth nach das größte Werk Murillo's. Es ist dasselbe, welches der Marschall Soult mit Goldstücken zu belegen versprach, wenn man es ihm überlasse. Aber die Kirche war reich und behielt das Bild. Es ist eine gewaltige Composition. Der Himmel ist offen über dem knienden Mönch, der seine Arme der Erscheinung entgegenstreckt. Das Christkind steht auf Wolken und neigt sich ihm zu und umflossen von goldenem Aether, sich badend im Licht, schwebt um ihn im Kreise das ganze Gefolge der Himmelsbewohner, von den Erzengeln mit ausgebreiteten Flügeln bis zu der Schar der kleinen Engel und den körperlosen Gesichtern der Cherubim.

Je länger man das Bild betrachtet, desto mehr muß man es bewundern und fühlt sich fast versucht, den Franzosen recht zu geben.

Außer diesen Gemälden und abgesehen von denjenigen, welche sich in Privatsammlungen befinden, bleiben endlich noch die beiden berühmten Bilder in der Klosterkapelle de la Caridad: Das Wunder der Brote und Moses Wasser aus dem Felsen schlagend.

Die Bilder sind gedunkelt und hängen sehr ungünstig, aber die Gruppen lösen sich voll aus dem Dunkel, die Köpfe Moses' und Aaron's sind meisterhaft; die Mutter, welche trinkt, bevor sie ihrem weinenden Kinde gibt, der lechzende Hund, die Bettler, welche Lebendigkeit in diesen Scenen! Das Bild ist bekannt, deshalb verweile ich nicht weiter dabei, indem ich nur noch der Farbe Murillo's einige Worte widme.

Als Colorist ist Murillo einzig, aber wiederum durch Eigenschaften, die sich mehr empfinden als sagen lassen. Er ist weniger glänzend als Tizian, aber viel edler, zuweilen erinnert ein Ton an van Dyck. Seine Farbe ist reservirt, gedämpft, aber nie bis zur Ausdruckslosigkeit; er stellt niemals lebhafte oder gar schreiende Nuancen zusammen und doch ist sie von Lebensglut durchflossen; er hat Tinten, für welche es keine Bezeichnung gibt. Kann man Farbe maßvoll, nobel, unstofflich nennen, so ist es die Farbe Murillo's. Sein Blau hat er nach dem Blau des Himmels gemischt; wie jenes ist es eigentlich keine Farbe, es ist Täuschung, Verdichtung. Wenn man oft vor einem gemalten Himmel wie vor einer glatten blauen Wand steht, so sieht man auf seiner Leinwand ins Unbegrenzte. Kann man das Ponceau mit Trompetengeschmetter vergleichen wie Goethe, oder das frische Grün mit C-dur wie Ehlert, nun so kennt Murillo nur sanfte Melodien und Molltöne.

Diese Farbe in ihrem unbeschreiblichen Reiz durfte eben wie keine der andern Eigenschaften fehlen, um die Schöpfungen des unsterblichen Meisters zu dem zu machen, was sie sind.

Unbegreiflich ist es, daß so wenig fremde und besonders deutsche Maler nach Spanien gehen. Vielleicht fürchten sie das fremde Leben, vielleicht die Unkenntniß der Sprache. Und doch lebt es sich so gut mit den liebenswürdigen Spaniern, doch ist die Sprache nicht schwer und so werth des Erkennens, für das Künstlerauge aber, welche Schätze gibt es dort! Die italienischen Typen sind verbraucht, sie sind es wirklich bis zum Uebermaß; in Spanien findet man noch Originalität auf jedem Schritt, Kunst, wunderschöne Menschen, Sitten, Trachten, malerische Wirklichkeit und als Hintergrund die pittoresken Trümmer der alten gothischen Königsstädte und die Feenpracht der arabischen Paläste.

Ihr, jungen Maler, die ihr in unserer nüchternen Zeit vergebens

die Inspiration erwartet und euch dem Materialismus in die Arme werft; wenn ihr euern Pinsel in die Glut echter Künstlerbegeisterung tauchen wollt, so geht nach Spanien und studirt Murillo!

Die Ehe bei den alten Griechen.

Von

A. Bröse.

II.

Untersuchen wir jetzt, wie in Wirklichkeit das eheliche Leben und das Verhältniß der Frauen zu den Männern in der historischen Zeit beschaffen war. Im ganzen wurde das Leben und Wirken der Frauen wenig beachtet. Die griechische Frau sollte ihre Sphäre nicht verlassen und sich nicht in die Angelegenheiten der Männer mischen. Diese Sphäre aber war das Haus, welches ohne Grund zu verlassen für unschicklich gehalten wurde. Ihr regelmäßiger Aufenthaltsort war das Frauengemach, in welches nur die nächsten Anverwandten Zutritt hatten; als Aufenthalt der Jungfrauen insbesondere wird das Jungfrauengemach bezeichnet, dessen Schwelle sie nur mit besonderer Erlaubniß der Mutter überschreiten durften. Im Volke sich zu zeigen außer bei Festen und Aufzügen, geziemte den Jungfrauen nicht, selbst auch die Frauen gingen nach Untergang der Sonne überhaupt nicht, und bei Tage nur in Begleitung eines Dieners oder einer Dienerin aus. Die bejahrten Frauen indessen mögen einer derartigen Beschränkung weniger unterworfen gewesen sein.

Als die Unglückskunde von der Niederlage bei Chäroneia sich in Athen verbreitete, traten die Frauen vor die Hausthüren, um nähere Nachrichten zu hören. Dies wird ausdrücklich als eine Verletzung der guten Sitte bezeichnet und findet seine Entschuldigung nur in der großen Aufregung und Bestürzung, die sich aller Gemüther bemächtigt hatte. Ebenso wurde es der Wichtigkeit der Ereignisse zugute gehalten, daß in Theben nach dem Sturze der Fremdherrschaft die Frauen aus den Häusern eilten, um Erkundigungen einzuziehen.

Auch im Hause waren die Frauen insofern beschränkt, als sie beim Mahl nicht erscheinen durften, wenn der Mann Gäste hatte. Charakteristisch für diese Zurückgezogenheit ist es, wenn Perikles in der berühmten Leichenrede zu den Witwen sagt, es werde ihr größter Ruhm sein, wenn sie weder im Guten noch im Bösen über sich zu reden Veranlassung gäben.

Kam somit die Frau nur selten aus dem Hause, und war sie dabei noch von ihrem Gatten, den das politische Leben fortwährend in Anspruch nahm, fast stets getrennt, so scheint ihr Los keineswegs be-

neidenswerth gewesen zu sein. Doch war sie, wenn sie eine ordentliche Hausfrau sein wollte, vor Langeweile genügend geschützt. Wenngleich sie keine unterhaltende Lektüre hatte, weder Musik noch schöne Künste trieb, auch der Unterhaltung mit Männern entbehrte, so konnte sie doch ihre Zeit auf gute und nützliche Weise ausfüllen. Sie hatte die Verwaltung des ganzen Hauswesens unter sich, und das war bei dem Umfange desselben in wohlhabendern Familien keine Kleinigkeit. Während die meisten Einnahmen durch die Thätigkeit des Mannes herbeigeschafft wurden, gingen die meisten Ausgaben durch die Hand der Frau. Es liegt daher auf der Hand, von welcher Wichtigkeit für die ökonomischen Verhältnisse das Schaffen der Hausfrau war. Sie hatte die Sklaven zu beaufsichtigen und für deren Verwendung zu häuslichen Arbeiten Sorge zu tragen. Namentlich verlangten die Arbeiten der Sklavinnen, welche die Speisen zu bereiten hatten und für die Hausbewohner weben und spinnen mußten, fortwährende Aufsicht. Dazu kam, daß, wenn im Hause jemand erkrankte, eine tüchtige Hausfrau es sich nicht nehmen ließ, den Patienten zu pflegen. Endlich lag der Hausfrau noch die Erziehung der Kinder ob; die Knaben blieben bis zum Beginn des Unterrichts, die Mädchen bis zur Verheirathung in ihrer Obhut. Wer wollte zweifeln, daß in einem solchen Wirkungskreise sich manche edle Griechin glücklich gefühlt und die innige Zuneigung ihres Gatten sich erworben hat?

Bedauerlich erscheint uns nur, daß für die Bildung des weiblichen Geschlechts so gut wie gar nicht gesorgt wurde. Es gab keine Unterrichtsanstalten für Mädchen; gemeinschaftlicher Unterricht fand bei anständigen Töchtern griechischer Häuser nur statt, wenn sie bei festlichen Gelegenheit in Chören zu singen und zu tanzen hatten. Ihre ganze Erziehung war, wie wir gesehen, den Müttern und Wärterinnen überlassen, die sie mit den volksthümlichen religiösen Vorstellungen und mit ihren religiösen Pflichten bekannt machten und sie auch wol im Lesen und Schreiben unterrichteten. Hauptsächlich aber erwarben die Mädchen praktische Kenntnisse und Fertigkeiten, wie Spinnen und Weben und die Kunst der Haushaltung und Küche. Die einzige Gelegenheit, in eine höhere geistige Sphäre versetzt zu werden, bot ihnen die Aufführung der Tragödien, der sie wol öfter in Gesellschaft der Mutter beiwohnten.

Die Folge der Eingezogenheit, in der die Mädchen lebten, war eine große Unerfahrenheit und Schüchternheit; aber es ging daraus auch jene züchtige Verschämtheit hervor, durch welche besonders die attischen Jungfrauen sich so vortheilhaft vor den ausgelassenen Spartanerinnen auszeichneten. Selbst die verheirathete Frau in Athen zog sich erröthend zurück, wenn sie etwa am Fenster vom Blicke eines vorübergehenden Mannes getroffen wurde.

Anders war es bei den Doriern, namentlich in Sparta. Hier nahmen die Mädchen ohne Gürtel und Oberkleid, mit entblößten Beinen und fliegendem Gewande, an den gymnastischen Uebungen und Wettkämpfen der Jünglinge theil, tanzten und sangen vor den Augen derselben und spendeten ihnen Lob und Tadel. Die Absicht des Lykurg, von dem diese Verordnung herrührt, war, die Phantasie beider Geschlechter zu reinigen und sowol dem Körper als dem Geist eine gesunde Entwickelung zu verschaffen. Es ist natürlich, daß infolge der größern Freiheit, der sich auch sonst die spartanischen Mädchen erfreuten, bei ihnen die jungfräuliche Anmuth vermißt wurde, die an den Athenerinnen gerühmt wird. Auch die Frauen bewegten sich in Sparta viel ungezwungener als in Athen, und spielten selbst im öffentlichen Leben eine nicht unwichtige Rolle. Aber gerade in Sparta hatte das Weib nur physischen Werth, gerade hier herrschte über die Bestimmung des Weibes der gröbste Irrthum. Einseitig wie die Spartaner waren, zeigten sie sich besonders schroff in der Auffassung des Familienlebens, indem sie es dem Staate völlig unterordneten. Wer gar nicht heirathete und wer zu spät heirathete, wurde mit besondern Ehrenstrafen belegt. Befand sich der spartanische Jüngling in seiner Vollkraft, so sollte er seine verlobte Braut, die keine Mitgift bekam, mit Genehmigung der Aeltern entführen; aber nur flüchtige Augenblicke konnte er seiner Gattin widmen, da er auch als Ehemann die meiste Zeit mit seinen Altersgenossen verbringen mußte. Da es im Interesse des Staats lag, daß aus der Ehe Kinder hervorgingen, so durfte der Mann, wenn die Ehe kinderlos blieb, seine Frau zeitweise einem andern überlassen, ohne dadurch den geringsten Anstoß zu erregen. Ja auch ohne solchen Grund kam es vor, daß ein Freund den andern an seinen ehelichen Rechten theilnehmen ließ. Namentlich war es nicht selten, daß mehrere Brüder aus ökonomischen Rücksichten Eine Frau gemeinsam hatten. Blieb die Ehe unfruchtbar, und der Mann wollte zu dem erwähnten Auswege nicht schreiten, so war die Trennung geboten. Der König Anaxandridas mußte auf den Befehl der Ephoren zu seiner unfruchtbaren Gattin, von der er sich nicht scheiden wollte, eine zweite Frau nehmen und erhielt so einen zweiten Hausstand. Ebenso nahm der König Aristan wegen Unfruchtbarkeit seiner Gattin eine zweite. Da aber auch diese ihm keine Nachkommen schenkte, so schickte er sie wieder fort, und nahm noch die dritte, welche die Mutter des bekannten Demaratus wurde. Dies waren jedoch Ausnahmen, die nur den Königen gestattet wurden. So widerstrebend unserm Gefühl diese Sitte sowie die sonstigen Satzungen Spartas sind, welche die Familie betreffen, so müssen wir doch zugeben, daß durch sie nicht zum geringsten Theil die freilich nur einseitige Tüchtigkeit der Spartaner hervorgerufen worden ist.

Doch wenden wir uns zurück zu dem ionisch-attischen Stamm, den wir bei unserer Darstellung besonders im Auge haben.

Auch die Männer waren in Beobachtung des Anstandes sehr gewissenhaft, und lag ihnen auch die bei uns übliche Galanterie fern, so fand eine um so strengere Achtung der ehelichen Verhältnisse und der Sitte statt, durch die der Mann von den Frauen getrennt wurde. Es galt als ein grobes Vergehen, wenn ein Mann in ein Haus, in dem sich Frauen befanden, in Abwesenheit des Hausherrn eindrang.

In rechtlicher Beziehung befand sich das weibliche Geschlecht in lebenslänglicher Unmündigkeit. Eine Frau durfte nicht nur kein bedeutenderes Geschäft allein abschließen, sondern es war sogar gesetzliche Bestimmung, daß Rechtsgeschäfte, die der Mann auf Rath oder Bitten der Frau abgemacht hatte, ungültig sein sollten. Der Mann konnte sich mit Leichtigkeit von seiner Frau scheiden, mußte aber, wenn sie die Trennung nicht durch ihr Betragen verschuldet hatte, ihre Mitgift herausgeben. Da in der historischen Zeit im Gegensatz zu der alten Sitte von der Frau eine Mitgift verlangt wurde, so war es eine wohlthätige Bestimmung, daß eine vaterlose Erbtochter von dem nächsten Anverwandten entweder geheirathet oder ausgesteuert werden mußte. War die Waise vermögend, so wird der Verwandte schwerlich Anstand genommen haben ersteres zu thun. Eine solche Erbtochter blieb aber auch nach der Verheirathung unter dem besondern Schutze des Staats. Lebenslängliche Ehelosigkeit wurde als ein Unglück angesehen und kam wol nicht zu häufig vor. Arme Mädchen wurden öfter, um einen Mann zu bekommen, von wohlhabendern Bürgern ausgestattet. Auch scheint es nicht an gefälligen Personen gefehlt zu haben, die mitunter eine Ehe vermittelten.

Die Ehen wurden möglichst frühzeitig geschlossen, oft war die Braut erst 15 Jahre und der Bräutigam 20 Jahre alt. Wenn thunlich, fand die Hochzeit im Winter und zur Zeit des Vollmondes statt. Sollte eine Ehe gültig sein, so verlangte das attische Recht, daß der Bürger eine Bürgerin heirathe, nur die aus einer solchen Ehe stammenden Kinder waren vollberechtigt. Ferner mußte eine förmliche Verlobung durch den Vater, Bruder, Großvater oder wer sonst über die Braut zu verfügen hatte, vorangegangen sein. Den Aeltern war es überlassen, für ihre Kinder eine Wahl zu treffen, die ihnen für Begründung eines guten Hausstandes am zweckmäßigsten schien. In der Regel gab dabei die Rücksicht auf die Familie und die Mitgift den Ausschlag, doch galt als fester Grundsatz, daß die Frau gleichen Standes und gleichen Vermögens mit dem Mann sei. Waren beide Parteien einig, so wurde die Mitgift festgesetzt und der Ehevertrag aufgesetzt, der jedoch erst durch die vollzogene Ehe in Kraft getreten zu sein scheint.

Sobald die Ehe vollzogen war, erfolgte die Eintragung der Neuvermählten in die Geschlechtsregister der Phratrien.

Aus gegenseitiger Liebe wurde eine Ehe nur selten geschlossen, da die Gelegenheit, mit Männern zusammen zu sein, den Mädchen fast nie geboten wurde; die Zuneigung stellte sich nachher ein. Hatte aber jemand einmal ein Mädchen liebgewonnen und er befand sich in unabhängigen Verhältnissen, so mochte er wol von der Mitgift absehen. Der reiche Kallias bezahlte sogar, um Elpinika, die schöne Schwester des Timon, zur Frau zu erhalten, die bedeutende Summe, welche letzterer für seinen Vater Miltiades dem Staate schuldete. Nahe Verwandtschaft war kein Hinderniß der Ehe, nach dem Gesetze durfte der Bruder sogar die Schwester heirathen, wenn sie eine verschiedene Mutter hatten, doch scheint die öffentliche Meinung gegen eine solche Ehe gewesen zu sein. Starb der Mann vor der Frau, ohne daß Kinder da waren, so ging die Witwe mit ihrer Mitgift zu ihren väterlichen Verwandten zurück; waren aber Kinder vorhanden, so konnte sie bleiben. Das Vermögen erhielten die Söhne, sobald sie mündig waren.

Die Kinder des Hauses hatten durch Gesetz und Herkommen der väterlichen Gewalt gegenüber in Griechenland größern Schutz als in Rom. Die Macht des Vaters über ein neugeborenes Kind war freilich unbeschränkt. Wenn er es nicht aufziehen wollte, konnte er es aussetzen; doch trat ein solcher von der öffentlichen Meinung gemisbilligter Fall wol nur ein, wenn die Wahrscheinlichkeit vorhanden war, das Kind werde nicht umkommen. Anders als gleich nach der Geburt stand es dem Vater nicht zu, sich eines Kindes zu entledigen; aber eine Tochter, die sich einem Manne hingegeben hatte, durfte er verkaufen. Es war die Pflicht des Vaters, für die ordentliche Erziehung seiner Kinder Sorge zu tragen und seine Söhne so viel lernen zu lassen, daß ihre Existenz auf alle Fälle gesichert war; dafür lag es den Kindern ob, die Aeltern im Alter oder bei Krankheiten oder in sonstigen Nöthen zu unterstützen. Hatten die Aeltern diese Verpflichtung vernachlässigt, so waren die Kinder der ihrigen ledig. Schien ein Vater seinem erwachsenen Sohne der Verwaltung des Familienvermögens nicht mehr gewachsen, so konnte dieser ihn mittels Klage wegen Geistesschwäche derselben gerichtlich entheben lassen. Eine solche Klage hatte, wie die Sage erzählt, Jophon gegen seinen Vater Sophokles angestrengt, wurde aber abgewiesen, als dieser zu seiner Vertheidigung den Richtern einen Chor aus dem „Oedipus auf Kolonus" vorgelesen hatte.

Wie die Frauen geehrt wurden, welche den gestorbenen Gatten die Treue bewahrten, so wurde es auch an den Männern gerühmt, wenn sie sich nicht zum zweiten mal vermählten. Durch die Gesetze, welche Charondas den Bewohnern von Katana gab, wurde sogar bestimmt,

daß, wer seinen Kindern eine Stiefmutter zuführe, aus dem Rathe und aus den öffentlichen Aemtern ausscheiden müsse; denn wie könne er dem Vaterlande gut rathen, da er seine eigenen Kinder schlecht berathe?

Wollte ein Brautpaar sich vermählen, so trat das Bedürfniß einer religiösen Weihe ein. Wenngleich die Betheiligung von Priestern ch nicht nachweisen läßt, so konnte eine so wichtige Handlung doch nicht ohne Opfer vor sich gehen, welches die Aeltern den Schutzgottheiten der Ehe, dem Zeus, der Hera, Aphrodite, Peitho und Artemis, darbrachten. Bei dem der Hera geweihten Opfer wurde die Galle des Thieres neben den Altar geworfen, um anzudeuten, daß die Ehe durch keine Bitterkeit getrübt werden möge. In Athen war es Sitte, daß die jungfräuliche Braut der Artemis eine Haarlocke opferte. Braut und Bräutigam wußten seit alter Zeit am Hochzeitstage ein Bad nehmen, zu dem das Wasser aus einer Quelle des Orts, in Athen gewöhnlich aus der Kalirrhoe, in Theben aus dem Ismenos, geholt wurde.

Am Abend des Hochzeitstages führten der Bräutigam und sein Brautführer die Braut auf einem Wagen aus dem älterlichen Hause in das Haus des Bräutigams. Alle waren festlich geschmückt, die Brautleute trugen Kränze. Die Braut war verschleiert und saß zwischen Bräutigam und Brautführer. Dem Zuge voran gingen Fackelträger, Flötenspieler und Hymenäossänger; die weibliche Bedienung der Braut folgte. Die eigentliche Hochzeitsfackel wurde von der Mutter der Braut am väterlichen Herde angezündet und in das neue Haus herübergebracht. Die Braut brachte als symbolische Zeichen ein Sieb und Röstgeschirr in das neue Haus, an dessen Thür ein Mörserstößel befestigt gewesen sein soll. Sobald sie die Schwelle überschritten hatte, wurde sie an der Hand geführt und erhielt eine Spende von Naschwerk. Während des Hochzeitschmauses trug in Athen ein Knabe, dessen beide Aeltern noch lebten, eine Schwinge mit Brot herum, indem er ausrief: „Ich bin dem Schlimmern entronnen, ich habe das Bessere gefunden." Beim Mahle aßen die Brautleute zusammen einen mit Sesamkörnern, dem Symbole der Fruchtbarkeit, bestreuten Honigkuchen, und später im Brautgemach verzehrte die Braut einen Quittenapfel. Sobald das Brautpaar das Brautgemach betreten hatte, wurde von einem Chor von Jünglingen und Jungfrauen vor der Thür das Hochzeitlied, Epithalamium, angestimmt. Die Thür war verschlossen und wurde von einem Freunde des Bräutigams bewacht. Nach der Brautnacht weihte die Frau ihren Jungfrauenschleier der Hera. Der Mann trennte sich am Morgen von seiner jungen Gemahlin und begab sich in die Wohnung der Schwiegerältern, wohin ihm jene ein Gewand zum Geschenk schickten. Nach Empfang desselben kehrte er zurück und brachte ihr die

Morgengabe, und nun ließ sich die junge Frau vor den Aeltern, Verwandten und Freunden des Hauses sehen, die alle erschienen, um ihr Glückwünsche und Geschenke darzubringen.

Die Verpflichtung zu ehelicher Treue war nach der Ansicht der größten griechischen Philosophen für beide Geschlechter in gleichem Maße vorhanden, doch wurde der Ehebruch nach Sitte und Gesetz hauptsächlich an den Frauen und ihren Verführern bestraft. Die Strafen, die den Ehebrecher trafen, waren in den verschiedenen Staaten verschieden. In Athen durfte eine des Ehebruchs überführte Frau im gewöhnlichen Frauenschmuck sich nicht öffentlich zeigen, auch nicht die öffentlichen Heiligthümer besuchen. Handelte sie dagegen, so stand es jedem frei, sie des Schmuckes zu berauben und sie zu mishandeln. Dem Ehemanne aber, dessen Frau des Ehebruchs sich schuldig gemacht hatte, war es durch das Gesetz verboten, mit ihr länger zusammenzubleiben; behielt er sie dennoch bei sich, so traf ihn bürgerliche Ehrlosigkeit.

Am Schlusse unserer Darstellung angelangt, glauben wir der Zustimmung der Leser sicher zu sein, wenn wir behaupten, daß, wenngleich das eheliche Leben die sittliche Grundlage, ohne die es für uns nicht denkbar ist, bei den Griechen nicht hatte noch haben konnte, die Stellung der griechischen Frau doch im wesentlichen nicht viel anders war als die der unserigen. Beiden ist der natürliche Mittelpunkt ihrer Thätigkeit das Hauswesen und die Erziehung der Kinder. Wenn die edelsten Geister Griechenlands, wie wir gesehen haben, eine so hohe Meinung von dem Berufe der Frauen und von ihrer Bedeutung für das Geschick des Mannes hatten, so werden sie in der Wirklichkeit trotz der ihnen angewiesenen engen Schranken nicht Ursache gehabt haben, unzufrieden zu sein; das Haus ersetzte ihnen alles und sie werden so manches, was jetzt einer Frau zum Leben unentbehrlich scheint, nicht vermißt haben. Dabei dürfen wir jedoch nicht verhehlen, daß durch den Peloponnesischen Krieg, der den Verfall des politischen und socialen Lebens in Griechenland zur Folge hatte, auch das Familienleben und die ehrbare Häuslichkeit der alten Zeit gelockert wurden. Die Entsittlichung griff bald in alle Verhältnisse ein, und die Männer mochten häufig in dem Umgange mit den Hetären, von denen Griechenland allmählich überschwemmt wurde, mehr Genuß finden als in ihrer Häuslichkeit. Nachdem der Olympier Perikles durch seine Verbindung mit der schönen und geistreichen Aspasia das Beispiel gegeben hatte, nahm das Hetärenwesen überhand. Durfte es doch in diesen Zeiten des Verfalls Praxiteles wagen, die Liebesgöttin Aphrodite nach den Formen seiner Geliebten, der Hetäre Kentine, abzubilden und in zwei berühmten Statuen den Triumph einer lachenden Hetäre über eine weinende Hausfrau darzustellen. Wie weit aber mußte es mit griechischer Zucht und Sitte

gekommen sein, wenn die Hetäre Phryne ihr eigenes vergoldetes Standbild im Tempel zu Delphi aufstellen durfte! Gewiß war es da mit der Reinheit der Ehe vorbei, aber Freiheit, Kraft und Gesundheit des politischen Lebens waren auch längst zu Grabe getragen.

Rom und die deutsche Urzeit.

Wanderung über die Schlachtfelder der deutschen Heere der Urzeiten vom General von Peucker. Erster Theil. Die Kämpfe in den letzten beiden Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung. Auch unter dem Titel: Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben von General von Peucker. Dritter Theil. Das Verhalten der deutschen Heere auf dem Schlachtfelde in den letzten beiden Jahrhunderten vor dem Beginn unserer Zeitrechnung. (Berlin, Decker.)

In dem Augenblick, wo der Mann, den ein wunderbarer Schicksalswechsel an die Spitze der romanischen Welt gestellt hat, sich in einem vielgelesenen Werke eingehend mit der historischen Grundlage des Cäsarismus, den Zeiten des ersten Cäsar beschäftigt, mag es den Deutschen wohl anstehen, ebenfalls rückwärts zu schauen in jene entfernten Jahrhunderte, da gleichzeitig mit der Schöpfung des Cäsarismus auch der erste Zusammenstoß der Deutschen mit Rom und damit der erste epochemachende Eintritt derselben in die Geschichte stattfand. In der Fortsetzung seines Werks, der wir wol binnen kurzem entgegenzusehen haben, wird der kaiserliche Autor nicht umhin können, auch den Feldzügen Cäsar's gegen die Germanen eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; da ist es denn ein interessantes Zusammentreffen, daß rigorischer deutscher Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit denselben Gegenstand mit einer Gründlichkeit behandelt hat, daß einem spätern Bearbeiter kaum noch etwas anderes übrig zu bleiben scheint, als in den Pfaden fortzuwandeln, die ein für allemal vorgearbeitet und angebahnt sind. Wir meinen das in der Ueberschrift genannte Werk des Generals von Peucker. Zwar ist demselben bereits eine kurze Erwähnung zutheil geworden (Nr. 36, S. 374 des vorigen Jahrgangs); doch scheint uns sowol das Interesse des Gegenstandes, namentlich im Hinblick auf die zu erwartenden Untersuchungen des gekrönten Historikers, wie auch das wissenschaftliche Verdienst des Werks selbst groß genug, um eine nochmalige Besprechung desselben nebst ausführlicher Darlegung seines Inhalts zu rechtfertigen. Es war in der That nicht leicht, aus den vereinzelten Notizen der alten Schriftsteller ein so vollständiges und klares Gemälde zusammenzustellen; außer der genauesten Kenntniß der Literatur gehörte dazu ein erschöpfendes Studium des archäologischen sowol als

des geographischen Materials, also einerseits der uns erhaltenen Reste und Spuren von Kriegsbauten, sowie andererseits der Terraingestaltung des gesammten Kriegstheaters. Endlich aber bedurfte es noch der besondern Fachkenntniß, des wissenschaftlichen Blicks und der praktischen Erfahrung des Militärs von Handwerk, also einer Vereinigung von Eigenschaften, die nicht leicht zum zweiten mal beisammen gefunden werden dürften, wenigstens nicht in dem Maße, wie es bei dem Verfasser des in Rede stehenden Werks der Fall ist.

Es waren verhängnißvolle Anzeichen, unter denen Deutschland im Anfang des letzten Jahrhunderts vor Christus durch den Einfall der Cimbern und Teutonen zum ersten mal in den Gang der Weltereignisse eingriff. In zwei Volksheeren, deren jedes gegen 300000 streitbare Männer zählte, zogen sie, die Teutonen durch das westliche, die Cimbern durch das östliche Deutschland, langsam gegen die römische Grenze heran. Es waren keineswegs, wie man nicht selten annimmt, Heere von Wilden, Menschenströme, die mit roher, willenloser Naturkraft sich nach Süden ergossen. Im Gegentheil, jene Völkerschaften, vom fernen Norden, aus einem von den Fluten der Nordsee verschlungenen Lande (Plinius, Hist. nat. II, 99) kommend, besaßen offenbar eine vollständige Kenntniß von der Macht Roms und den Verhältnissen in Deutschland und Gallien. Zwar nach den römischen Grenzen hin richtete sich der Zug, doch keineswegs nach Rom war er bestimmt. Nachdem er, wie bei seiner Größe geboten war, im befreundeten deutschen Lande sich in zwei ganz getrennten Hälften bewegt hatte, sollte, so war der Plan bestimmt worden, am Quellengebiet des Rhein und der Rhône sich der gesammte Zug wieder vereinigen; das Ziel der Wanderung war nämlich das südwestliche celtische und iberische Gallien, damals sozusagen ein herrenloses Gut, indem es weder in römischem noch in germanischem Besitz war. Weiter unterhalb hatte man den Rhein nicht passiren können, weil hier alles Land westlich und südwärts bis zur Sequana (Seine) bereits von deutschen (belgischen) Stämmen besetzt war; von jenem Quellengebiet aus hoffte man zwischen der römischen Provinz Gallien und den germanischen Besitzungen hindurch nach den ersehnten Gauen im Südwesten zu gelangen. Auch wollte man sich an jenen Quellen mit den stammverwandten Völkerschaften der Helvetier und Ambronen (die nur irrthümlich für Celten gelten können) vereinigen. Mit dem mächtigen Rom dagegen sollte sorgfältigst jeder Conflict vermieden werden. Beweis genug, daß die heranziehenden Völkerschaften einen ziemlich deutlichen Begriff von der damaligen politischen Lage und von den Machtverhältnissen hatten.

Obgleich die Verbündeten, von den Römern viermal angegriffen,

diesen vier höchst entscheidende Niederlagen beibrachten, wagten sie dennoch nicht das römische Gebiet zu betreten. Dafür nahmen sie jedoch das ganze südwestliche Gallien und auch das nördliche Spanien in Besitz. Rom dagegen erkannte es als eine Lebensfrage, die Germanen, die das ganze nördliche Gallien bereits in Besitz hatten, an der Festsetzung in dem südlichen Gallien zu verhindern und setzte trotz aller wiederholten Niederlagen seinen Widerstand mit der äußersten Entschlossenheit und Erbitterung fort. Als die Germanen mithin erkannten, daß jedes versöhnliche Entgegenkommen von den Römern mit tiefstem Groll zurückgewiesen werde, entschlossen sie sich endlich, im elften Jahre nach ihrem ersten Zusammentreffen mit den römischen Waffen, den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen und angriffsweise gegen Italien vorzugehen. Die strategische Conception zu diesem Angriff war großartig. Die Hochalpen sollten umgangen, die Pässe derselben durch die mit dem Kriege in den hohen Bergregionen bekannten schweizer Bundesgenossen besetzt und gedeckt, demnächst in zwei Colonnen — längs der Küste und von Deutschland aus — gleichzeitig in Italien eingebrochen und mit dem auf italienischem Boden zu Einer großen Heeresmasse vereinigten beiden Abtheilungen der Kern des Widerstandes angegriffen werden. So wohlüberdacht und aufgefaßt aber auch der Plan war, so traten seinem Gelingen, außer den für das richtige Zusammenwirken aller derartigen combinirten Operationen allgemein bestehenden großen Schwierigkeiten, noch zwei wesentliche besondere Uebelstände entgegen: zunächst das germanische Ungestüm, welches die Zeit zum Kampfe nicht erwarten konnte, und die durch die damaligen Bodenverhältnisse vielfach erhöhte Schwierigkeit der permanenten Unterhaltung gesicherter Verbindungen zwischen den beiden durch so weite Entfernungen getrennten Heeresabtheilungen. Eine gesicherte Verbindung war aber unerlaßlich, um so großartige Bewegungen wie die in Rede stehenden in Bezug auf Zeiterforderniß für die Ausführung des entscheidenden Hauptschlages in Uebereinstimmung zu bringen. Abgesehen davon, daß das cimbrische Heer auf seinem weiten Wege die örtlichen Entfernungen nicht hinreichend kannte, hing sein Vorschreiten auf demselben noch von so vielen nicht vorherzusehenden Umständen ab, daß eine genaue Vorherberechnung an und für sich ganz unmöglich war. Und dennoch überwand dieses Heer mit so bewundernswürdiger Energie alle Schwierigkeiten dieser großartigen Umgehung, daß es in demselben Augenblick an den Ufern der Etsch seine Lorbern pflückte, wo die Gewässer der Arc am Fuße der Seealpen von dem Blute seiner teutonischen Brüder gefärbt wurden. Trotz der weiten Entfernungen fand das Vordringen der beiden Heersäulen gegen die Alpenpässe fast zur gleichen Stunde statt Während

aber das teutonische Heer, nach seiner Trennung von den Cimbern dem starken römischen Heere des Marius allein gegenübergestellt, alle Veranlassung hatte, mit größter Vorsicht zu verfahren, ließ der teutonische Feldherr sich von der Kampfeslust und dem Ungestüm seines Heeres zur Uebereilung hinreißen Anstatt den Zeitpunkt abzuwarten, wo die in Rom durch das Hervorbrechen des cimbrischen Heeres geweckten Besorgnisse Marius nöthigen würden, zum Schutz der bedrohten Hauptstadt von selbst über die Alpen zurückzugehen, und ihm dann auf dem Fuße zu folgen, machte er fruchtlose Angriffe auf die feste Stellung des römischen Heeres und ging sodann, als das römische Heer den Aufforderungen zur Schlacht auswich, dasselbe im Rücken lassend, mit Uebermuth vorwärts, um auf seinem viel kürzern Wege nur ja nicht zu spät zur Vereinigung mit den cimbrischen Brüdern in Italien anzulangen. Dem cimbrischen Feldherrn aber wurde es verderblich, daß er seinen Sieg an der Etsch nicht sogleich weiter verfolgte. Während der lange Aufenthalt in der Lombardei, welcher durch das Erwarten des teutonischen Heeres entschuldigt wird, den Römern Zeit ließ, sich von dem Schrecken der an der Etsch erlittenen Niederlage zu erholen, die Heere des Marius und Catulus mit Verstärkungen zu versehen und zu vereinigen und solchergestalt eine imposante Streitmacht jenseit des Po aufzustellen, konnte andererseits das üppige Leben in den reichen italienischen Gefilden mindestens nichts dazu beitragen, die Kriegskraft der Germanen zu stärken und zu beleben.

Von den Schlachten der Cimbern und Teutonen bietet insbesondere diejenige auf dem Raudischen Felde mehrere Anhaltpunkte dar, welche einer nähern Betrachtung nicht unwerth sind. Die regelmäßige Gliederung ihres tiefgestellten Schlachthaufens, der geordnete Anmarsch desselben auf weite Entfernung, die Entwickelung der keilförmigen Angriffscolonne aus der durch die Flankendeckungen gebildeten viereckigen Phalanx, das Zusammenhalten der Reiterei zu einem großartigen Massengebrauch, die beabsichtigte Art ihrer Verwendung durch eine große Flankenbewegung, verdienen bemerkt zu werden.

Die Eroberung Galliens durch die Römer war der unmittelbare Rückschlag, welcher auf den germanischen Einbruch durch die Cimbern und Teutonen folgte. Hierbei wirkte der mit der neuesten Geschichte eine so merkwürdige Parallele bildende Umstand besonders verhängnißvoll, daß Marius, der Sieger der Tage bei Aix und auf dem Raudischen Felde, der Oheim jenes Neffen war, jenes Julius Cäsar, welcher Gallien erobern und damit die romanische Welt, wie sie zeither bestanden, erst eigentlich gründen sollte. Der Gallische Krieg wurde aber ausschließlich zwischen Rom und den Deutschen ausgefochten. Deutsche Stämme besaßen damals das gesammte Land zwischen Rhein, Sequana

(Seine) und Wasgau; äußerst beklagenswerth ist es, daß neuere Forscher den größten Theil jener Stämme, namentlich der belgischen, aus ganz unzureichenden Gründen zu Celten gestempelt und uns dadurch um die national wie weltgeschichtlich so hohe Bedeutung des Gallischen Krieges gebracht haben. Leider fehlte jenen Stämmen, obgleich die einzelnen Gaue in einer Anzahl von Eidgenossenschaften zusammengetreten waren, doch die Einigung der Gesammtheit, sodaß es dem römischen Feldherrn möglich wurde, sie in einer Weise, zu der die neuere Geschichte ebenfalls ihre Parallelen geliefert hat, der Reihe nach einzeln vorzunehmen. Die celtischen Stämme im Süden verhielten sich dagegen von vornherein passiv oder schlugen sich auf Seite der Römer, sodaß diesen Gelegenheit geboten wurde, als Beschützer der Celten gegen die Germanen vorzugehen. Es trat daher der Proconsul der Gallia Provincia, Cäsar, zuvörderst den Helvetiern entgegen, welcher germanische (nicht celtische) Stamm das Vorhaben seiner frühern Bundesgenossen, der Cimbern und Teutonen, sich in den fruchtbaren Thälern am Atlantischen Meere neue Wohnsitze zu suchen, wiederaufnahm, und besiegte sie vollständig in den Schlachten bei Lyon und Bibracte (Autun). Hierauf wandte sich Cäsar gegen Ariovist, welcher Markomanenfürst den mächtigen, den gesammten Gau zwischen dem Wasgau und dem Rhein (südlich bis zur Saone, nördlich bis gegen Strasburg) bewohnenden Sequanerbund beherrschte, früher von den Sequanern — eben weil sie Deutsche waren — von jenseit des Rhein zu Hülfe gerufen. In Ariovist aber fand Cäsar einen ihm ebenbürtigen Gegner. Gegen den ersten Feldherrn seiner Zeit und das an 100000 Mann starke, bestgerüstete, sieggewohnte römische Heer trat er in die Schranken, und nur wenig fehlte, so hätte er ihm den Untergang bereitet, obwol selbst eine numerische Ueberlegenheit nicht auf seiten des germanischen Heeres war. Schon bei den dem Beginn der Feindseligkeiten vorangehenden Unterhandlungen mit Cäsar zeigte der Sohn der germanischen Wälder einen großen Scharfsinn, welcher die Absichten Cäsar's vollständig durchschaute, zugleich aber eine genaue Kenntniß der politischen Parteikämpfe in Rom, richtige staats- und völkerrechtliche Grundsätze, eine würdevolle Festigkeit und ein tiefbegründetes Nationalgefühl. In allen Dispositionen, die er für den Gang der Operationen traf, bekundete er ein richtiges Erkenntniß der Verhältnisse. Durch Göttergeheiß verhindert, nach germanischer Weise mit Ungestüm sofort zum Angriff überzugehen und demgemäß genöthigt, einem zahlreichen Feinde gegenüber zeitweise in einer Unthätigkeit zu verharren, welche dem Nationalcharakter ganz fremd war, wußte er diese peinliche Zwischenzeit auf eine den obwaltenden Verhältnissen vollkommen entsprechende Weise auszufüllen und zur angemessenen Vorbereitung des später zu führenden Hauptschlages zu

benutzen. Der kühne Flankenmarsch am römischen Lager vorüber behufs Gewinnung einer Stellung hinter demselben, durch welche er dem römischen Heere die Verbindung mit den Quellen seiner Ernährung abschnitt, setzte Cäsar in große Verlegenheit und nöthigte ihn, um die gefährlichen Folgen desselben abzuwenden, unter dem Schutze eines hartnäckigen und bedeutenden Gefechts eine neue Stellung aufzusuchen und zu befestigen, durch welche er die bereits verlorenen Zufuhren wiedergewinnen konnte. Als aber Cäsar endlich in dreifacher Schlachtordnung plötzlich bis dicht an das germanische Lager rückte, um zur Schlacht zu nöthigen, wußte Ariovist, obgleich durch diesen Angriff überrascht, doch angesichts des herangerückten Feindes sein Heer mit solcher Schnelligkeit zum entscheidenden Kampfe zu ordnen und aufzustellen und demnächst während der Schlacht dasselbe so bestimmt zu leiten, daß es dem ungestümen Angriffe der Römer nicht nur zu widerstehen, sondern anfänglich die Vordertreffen derselben zurückzudrängen, demnächst aber den römischen linken Flügel so zum Weichen zu bringen vermochte, daß hierdurch die ganze römische Schlachtordnung in die größte Bedrängniß versetzt wurde, aus welcher sie nur durch das Herbeieilen der bereitgehaltenen Reserve befreit werden konnte. Verhängnißvoll wurde hier für das germanische Heer der gänzliche Mangel einer Reserve, welche die Germanen, weil sie an die Unwiderstehlichkeit ihrer Angriffe glaubten, für entbehrlich hielten. Die unbesiegbare Kraft, welche in der Vorwärtsbewegung der geschlossenen germanischen Angriffscolonnen beruht hatte, wurde, als sie nach Erringung so bedeutender Vortheile durch das Erscheinen der feindlichen Reserve zum stehenden Gefecht genöthigt wurden, von dem Augenblick an erschüttert, wo der Siegesstoß dieser Colonnen sich in Einzelgefechte kleiner Massenaufstellungen aufzulösen begann. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß, wenn Ariovist, ohne daß ihn die Aussprüche der Seherinnen seines Volkes hinderten, das zaghafte römische Heer gleich bei dem ersten Zusammentreffen angegriffen hätte, er siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen sein würde. Er unterlag auf eine verhängnißvolle Weise dem religiösen Glauben seines Landes und dem psychologischen Scharfblick seines Gegners, welcher diesen Umstand folgenreich zu benutzen wußte.

Nach der Vernichtung Ariovist's und der Unterjochung des Wasgau kam nun die belgische Eidgenossenschaft im Norden der Sequana an die Reihe. Dieselbe stellte ein Heer von 300000 Mann unter dem Oberbefehl Galba's, Königs der Suessionen. Cäsar aber hatte sein Hauptaugenmerk auf eine Trennung der bedeutenden Macht, die ihm entgegenstand, „ne cum tanta multitudine uno tempore confligendum sit". Es gelang durch die geschickte Diversion nach Westen ins Land der Bellovaken (zwischen Somme, Seine und Oise), während Galba

seinen übereilten Marsch nach Osten, nach Bibrax im Lande der Remier, ausführte, um diese für ihren verrätherischen Abfall von der nationalen Sache zu züchtigen: dies veranlaßte die erschreckten Bellovaken sofort trotz aller Gegenvorstellungen zum Schutz ihrer bedrohten und hülflosen Heimat abzuziehen und damit, da die Bellovaken das größte Contingent — 60000 Mann — gestellt hatten, einen allgemeinen Aufbruch des belgischen Heeres, indem man sich gegenseitig gelobte, sich im Gebiete desjenigen Stammes wieder zu versammeln, der zuerst von Cäsar angegriffen werden würde. Allein Cäsar's Schnelligkeit kam ihnen zuvor. Sofort waren Noviodunum, Hauptstadt der Suessionen (Soissons) und Bratuspantium, Hauptstadt der Bellovaken, genommen, worauf die Ambianen (bei Amiens) sich von selbst ergaben. Da trat vereinzelt der Stamm der Nervier (im heutigen Hennegau, Namur und Luxemburg) in die Schranken und zeigte durch seine fast beispiellose Tapferkeit, was hätte geschehen können und sollen. In der Schlacht an der Sambre fehlte abermals nur das Geringste daran, um Cäsar eine Niederlage zu bereiten. Des nervischen Feldherrn Boduognatus ganze Schlachtdisposition war höchst zweckmäßig und würde, wenn die Marschordnung des römischen Heeres unverändert so geblieben wäre, wie die Ueberläufer solche anzeigten, von entscheidendem Erfolge gewesen sein. Die Absendung zweier Colonnen von angemessener Stärke zum ersten Angriff, das Zurückhalten des ganzen Gros zum entscheidenden Schlage, das Hervorbrechen des letztern im richtigen Augenblick, sowie die feste und bestimmte Leitung der gleichzeitigen Frontal- und Flankenangriffe zeugen von gesunden taktischen Ansichten. Hätte das nervische Heer eine Reserve gehabt, so würde ihm die Palme des Sieges trotz aller Erschöpfung nicht wieder entrissen worden sein. Den Römern blieb nur der Sieg der Vernichtung: von 60000 Männern, welche die ganze streitbare Bevölkerung des Stammes gebildet hatten, blieben noch nicht volle 500, von 600 Stammesältesten nur 3 am Leben.

Und abermals verwandelt sich die Scene, und wir erblicken als ältestes bekanntes Beispiel einer germanischen Festungsvertheidigung die von Cäsar belagerte Festung Aduatuca (wahrscheinlich auf dem Berge Falhize an der Maas, gegenüber von Huy, belegen). Hier saßen die Aduatuken, der letzte Rest der Cimbern, und leisteten einen so tapfern Widerstand, daß die Römer die Stadt erst nach einer langwierigen förmlichen Belagerung einnahmen. In solcher Weise war es dem römischen Feldherrn vergönnt, die ganze verhängnißvolle Geschichte in einzelnen Scenen durchzuspielen; wie anders würde das Gesammtauftreten der Germanen, oder auch nur das der belgischen Stämme, ge-

wirkt haben! Die ganze Bevölkerung von Aduatuca wurde in die Sklaverei verkauft. Wären aber die belgischen Stämme während des Einbruchs der Cimbern und Teutonen in Südgallien nicht neutral geblieben, so würde nun das Verderben nicht über sie selbst hereingebrochen sein. Doch war es zunächst nur die erstaunliche Schnelligkeit der Bewegungen Cäsar's, welche jene Vereinzelung verursacht hatte, keineswegs Mangel an Verkehr zwischen den Germanen. Es ließe sich vielmehr nachweisen, daß gerade in der Urzeit ein reger Verkehr zwischen den weitverbreiteten Gliedern der germanischen Familie bestand. Dies zeigte sich auch sofort an dem weitverbreiteten neuen Bunde gegen Rom, welcher sich nach dem zweiten gallischen Feldzuge Cäsar's bildete, und an dessen Spitze die Veneter standen, jene unzweifelhaft germanische Völkerschaft, welche die Westküste Galliens in den heutigen Departements Loire inférieure, Morbihan und Finisterre bewohnte, einen lebhaften Verkehr nach Britannien trieb und die Seeherrschaft auf dem Atlantischen Ocean führte, sodaß alle, die denselben beschifften, ihr steuerpflichtig waren. Jener Bund umfaßte nicht nur die Belgica, sondern einerseits Britannien, das man schon daran als ein germanisches Land erkennen, nicht der gewöhnlichen Annahme nach für celtisch halten sollte, wie andererseits die Menapier, die Sigambrer, die Sueven am rechten Rheinufer. Allein Cäsar hatte in Gallien bereits festen Fuß gefaßt, und gerade die weite Verbreitung des germanischen Bundes erleichterte es ihm, von seiner centralen Stellung aus seine sich stets gewaltiger und großartiger entwickelnden Bewegungen nach allen Seiten hin zu richten. Wenn es ihm auch nicht gelang, Britannien zu erobern, so züchtigte er es doch für dessen Theilnahme am Bunde und bahnte der spätern römischen Eroberung den Weg. Wenn er auch zweimal eine Brücke über den Rhein schlug und beidemal trotz seiner großen Vorbereitungen unverrichteter Dinge wieder umkehrte, so hemmte er doch einen sich von dorther ergießenden Masseneinbruch. So machte er denn das gesammte Land innerhalb des großen Rheinbogens zur römischen Provinz. Er war damit der eigentliche Schöpfer Galliens, das, während es vorher aus drei grundverschiedenen Theilen, den germanischen Landen im Norden, den celtischen in der Mitte, den iberischen im Süden, bestanden hatte, sich nun in ein einiges romanisirtes Conglomerat wandelte. Er machte damit erst eigentlich Rom zur Weltmacht. Er zerstörte es aber zugleich als solche; denn der Schwerpunkt der Macht zog sich fortan von Rom ab nach Gallien, wie denn auch die unmittelbare Wirkung dieser Eroberung der Sturz der Republik und die Gründung jenes eigenthümlich romanischen Instituts, des demokratischen Despotismus, des Cäsarismus, war.

Roms erste Sorge war nun, das germanische Gallien, die Belgica, vom jenseitigen Germanien zu trennen. Drusus, auf welchen sich der Feldherrenmantel Cäsar's vererbte, entwickelte eine wahrhaft staunenswerthe Thätigkeit, indem er jene mächtige Rheinlinie von 50 starken Fortificationen aufführte. Da auch die Donaulinie gar bald als römische Grenze gewonnen war, so wurde dieselbe in gleicher Weise gefestigt. Durch das solideste Straßennetz nach allen Richtungen hin verknüpft, bildeten beide Linien nur eine einzige große Fortification, welche die beiden Riesenströme zu Festungsgräben hatte. Die höchst lichtvolle Beschreibung dieser Werke bildet den Kern des vorliegenden Buches, S. 206—330. So war Germanien an seiner ganzen West- und Südseite gefaßt, in einen gewaltigen Triangel eingeklemmt. Sofort war denn auch die römische Grenze nach der Mainlinie vorgerückt, in derselben Weise gefestigt, die Hauptknotenpunkte Reginum (Regensburg) und Mogontiacum (Mainz) in geradlinige Verbindung gebracht. Endlich wurde längs der Lippe eine Reihe von Fortificationen, deren Spitze das Castell Aliso war, in das Herz des kriegerischen Nordwestens vorgeschoben, und schließlich noch die Küsten der Nordsee und die dort einmündenden großen Flüsse recognoscirt und erfaßt. An der Stärke dieser Vorwehr läßt sich die Stärke des Widerstandes ermessen, welchen sie zu brechen bestimmt war. In den auf einer solchen Basis sich stützenden vier Feldzügen des Drusus vom Jahre 12—9 v. Chr. hatte denn auch die deutsche Kriegskraft so schwere Verluste zu erleiden, daß ihre gänzliche Lähmung auf eine Reihe von Jahren erfolgte. Selbst als Drusus in seinem vierten Feldzuge zur fernen Elbe gezogen war, wagten die sonst so thatkräftigen Stämme des rechten Rheinufers nicht hervorzubrechen. Des Drusus Nachfolger Domitius Ahenobarbus gelangte ohne Gefährde selbst über die Elbe, bis ins Brandenburgische. Kaum schien für die Deutschen noch eine Möglichkeit vorhanden, sich ferner der gänzlichen Unterwerfung zu erwehren. Mit diesem kritischen Augenblicke beim Beginn unserer Zeitrechnung schließt der vorliegende erste Band.

Gedichte.

Von

Hermann Oelschläger.

1.

Mitten in des Winters Tosen
Ist ein Frühling mir erblüht,
Daß ein Strauß von Liederrosen
Rings in holder Fülle glüht.

Was kein Lenz in seiner Schöne,
Hat die Liebe nun vollbracht,
Halbvergess'ne traute Töne
Klingen hell aus dunkler Nacht.

Daß zum Liede alles werde,
Gönnt ein freundliches Geschick:
Meiner Liebsten Huldgeberde
Und ihr Lächeln und ihr Blick.

Was in Freuden, was in Schmerzen
Mich bedrückt mit süßer Last,
Nehm' als Lied ich mir vom Herzen
Wie die reife Frucht vom Ast.

Blätter, Lieder, werdet Kränze,
Reich vom dunklen Grün umlaubt,
Blüten seid zu ew'gem Lenze,
Dem kein Frost die Schönheit raubt!

2.

Hätt' ich wirklich recht vernommen?
War das nicht ein Misverstehn?
Selt'ner batst du mich zu kommen,
Früher soll ich von dir gehn?

Falsches Wort, das deinem Munde,
Deinem lieblichen, entfloh:
Noch, so meinst du, sei's zur Stunde
Besser für uns beide so!

Wie verständig, o wie weise —!
Und du reichtest mir die Hand,
Zitternd, bebend, daß ich leise
Ihren leichten Druck empfand.

Und die Augen schlugst du nieder —
Lange mochten wir so stehn,
Doch du wagtest nicht mehr, wieder
Offen zu mir aufzusehn.

3.

Ein leises Wort, ein flücht'ger Scherz
Treibt dir die Röthe auf die Wangen,
Wie Rosen plötzlich wachgeküßt
Vom Lenz in lichter Schönheit prangen.

Du senkst den Blick, du bist verwirrt,
Beschämt, und willst es nicht gestehen —
Mir aber ist, als hätt' ich dich
Noch nie so wunderschön gesehen.

4.

Kaum faß' ich das Glück — wer hätt' es geglaubt,
Daß du so mich wirst lieben müssen?
Du neigtest willig dein schönes Haupt,
Bedeckt von meinen Küssen,
Du schlossest die Augen zu jener Stund',
Ich küßte dir Augen und Hals und Mund,
Ich küßte dir Stirn und Locken —
Da bist du mächtig erschrocken.

Du schlossest die Augen zu jener Stund',
Ich hielt dich jauchzend umfangen;
Wie lohten die Küsse auf deinem Mund,
Wie brannten die rosigen Wangen!
Ich trank deiner liebenden Seele Glut,
Nun wogt durch die Brust mir und stürmt die Flut,
Daß ich dich halten und küssen
Und ewig werd' lieben müssen.

5.

Wenn die schönheitfrohe Menge
Du gesenkten Blicks durchschreitest
Und im wogenden Gedränge
Leichte Siege dir bereitest;

Wenn die Männer, wenn die Frauen
Wie gebannt von Zauber stehen,
Wenn sie deine Anmuth schauen,
Wenn sie deine Reize sehen:

Fürchte nichts, ich schelte nimmer,
Nimmer zürn' ich meinem Kinde,
Strahlst du wie der Sonne Schimmer
Und die Pracht der Hyacinthe.

Strahlt doch jene allen Welten
Und die Blume duftet allen;
Also darf ich dich nicht schelten,
Daß du allen mußt gefallen.

Nein, berauscht von deinem Ruhme
Möcht' ich aller Welt es zeigen:
Mir, o mir gehört die Blume
Und die Sonne ist mein eigen!

6.

Deinem Zauber hingegeben
Folg' ich willenlos und blind;
Dir vertraut' ich ganz mein Leben
Und du führst mich wie ein Kind.

Aber oft in bösen Stunden,
Wenn du mild besprichst mein Herz,
Zuckt mir plötzlich, jäh empfunden,
Durch die Brust ein wilder Schmerz.

Mächte, die verborgen schliefen,
Unheilvoll in ihrem Lauf,
Steigen aus den tiefsten Tiefen
Meiner Seele nächtig auf!

Mächte, die das Herz zerspalten,
Haß und Groll und Eifersucht,
Gleich dämonischen Gestalten
Jagen sich in toller Flucht!

Wie dem See, der lichtdurchzittert
Unter Sternen wonnig schweigt,
Plötzlich, grollend und erbittert
Jäh der wilde Sturm entsteigt:

Und er peinigt der entsetzten
Wogen Schwall von Ort zu Ort
Und die Rosen, die zerfetzten,
Treiben auf der Fläche fort:

Also bin ich ganz verfallen
Jener wahnwitzgleichen Gier,
Und des Sturmes scharfe Krallen
Haften in der Seele mir.

Meiner Liebe Rosen bleichen,
Sie, mein Segen und mein Hort,
Und die blassen, stummen Leichen
Treiben auf den Wellen fort.

Rette mich, aus deinen Augen
Strömt der Sonne gold'ne Glut,
Und von deinen Lippen saugen
Laß mich neuen Liebesmuth!

Zu dir flieh' ich — dich umflechten
Will ich, ruhn am Busen dir:
Rette vor den finstern Mächten,
Rette, rette mich vor mir!

Literatur und Kunst.

Eine neue Ausgabe von Wilhelm Müller's Gedichten.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen „Ausgewählte Gedichte von Wilhelm Müller". Es war ein glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, durch die vorliegende Ausgabe, deren zierliches Aeußere allen Forderungen des Modegeschmacks entspricht, das Andenken eines Dichters unter uns zu erneuern, der in der That niemals hätte in Vergessenheit gerathen sollen. Zwar ganz vergessen ist Wilhelm Müller nicht und wird es auch nicht werden, solange man noch die Schubert'schen Compositionen seiner Lieder singt. Doch hat ein Dichter wie Wilhelm Müller wohl Anspruch darauf, nicht blos vermittels der Componisten, sondern auch um seiner selbst willen im Gedächtniß des Publikums fortzuleben. Wilhelm Müller (geb. 1794, gest. 1827) gehört zu jenen Frühverstorbenen, an denen unsere vaterländische Literatur so ungewöhnlich reich ist und die ihr, namentlich in gewissen Uebergangsepochen, ein so eigenthümliches Gepräge verleihen. Aber wenn die Mehrzahl dieser Frühverstorbenen, entsprechend den geistigen Kämpfen, welche ihre Zeit erfüllten, und denen sie selbst als Opfer fielen, einen gewissen krankhaften Ausdruck zeigt, einen Ausdruck des Welkseins, ähnlich jenen Knospen, welche vom blütenbeladenen Baum herniederflattern, bevor sie noch zur Frucht angesetzt haben, so charakterisirt Wilhelm Müller sich im Gegentheil durch die innere Gesundheit und Frische, die seiner ganzen Erscheinung aufgedrückt ist; es war ein an Jahren kurzes, aber innerlich reiches und harmonisches Dasein, das ihm zu leben vergönnt war. Diese innere Gesundheit und diese Harmonie des Erstrebten und Erreichten muß ihm aber um so höher angerechnet werden und gibt ihm ein so gegründeteres Anrecht darauf, im dankbaren Andenken der Nachwelt fortzuleben, je krank-

hafter und widerspruchsvoller die Zeit war, welcher er persönlich angehörte. Wilhelm Müller's poetische Thätigkeit fällt der Hauptsache nach in die erste Hälfte der zwanziger Jahre, er steht gleichsam auf der Grenzscheide zwischen Uhland und Heine. Diese erste Hälfte der zwanziger Jahre war aber bekanntlich eine Epoche großer geistiger Abspannung und Enttäuschung; auf den erhabenen Rausch der Befreiungskriege war der Katzenjammer der Restauration gefolgt und diese abgespannte, katzenjämmerliche Stimmung offenbarte sich nun theils in der Vorliebe für das Triviale und Alltägliche, welche die damalige Literatur beherrschte, theils in der Frivolität und Selbstverspottung, in welche die gewaltsam erstickte Begeisterung als in ihren nothwendigen Gegensatz umschlug und die dann eben in Heine ihre üppigsten Saturnalien feierte. Von beidem, von der Alltäglichkeit sowol wie von der Frivolität, hat Wilhelm Müller, dank seinem glücklichen Naturell, sich frei erhalten; mitten in einer kranken und verstimmten Zeit steht er da als eine durch und durch gesunde, echt jugendliche Erscheinung. Und dieser Hauch gesunder Jugendlichkeit ist es denn auch, der uns noch heute, ja gerade heute, wo wir ebenfalls wieder in Gefahr sind, alt und stumpf zu werden vor der Zeit, aus seinen Liedern auf so wohlthuende Weise entgegenweht. Freilich ist Wilhelm Müller kein originaler Dichter, er gehört nicht zu jenen productiven Geistern, durch welche unserer Kunst neue Bahnen geöffnet werden, im Gegentheil, er ist ein überwiegend receptives Talent, seine Muse lebt sozusagen aus zweiter Hand, sie verzichtet auf selbständige Erfindungen, wiederholt nur die Melodien, die andere vor ihr angeschlagen haben. Allein auch dabei bewährt die gesunde Natur des Dichters sich aufs glücklichste, indem er erstlich nur solche Muster nachahmt, die der Nachahmung in der That würdig, und indem er zweitens die gewählten Vorbilder rein und unentstellt, frei von jener Uebertreibung, in welche die Nachahmer sonst so leicht verfallen, wiederzugeben weiß. Unterstützt wurde er dabei durch eine Dehnbarkeit des Talents und eine Feinheit des Formensinns, die es ihm möglich machte, die an sich widersprechendsten Tonarten mit gleicher Virtuosität wiederzugeben. Das Grundprincip seiner Lyrik ist allerdings die Goethe'sche Klarheit und Heiterkeit, daneben aber sind auch die Anfänge der Romantik, insbesondere Uhland und Eichendorff, sowie Tiek, dem er persönlich eine lebhafte Verehrung widmete, nicht ohne Einfluß geblieben. Auch seine Studien älterer Dichter, insbesondere der Dichter des 17. Jahrhunderts, wie Opitz, Flemming, Logau &c., für deren Erneuerung er durch die von ihm herausgegebene „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" thätig war, spiegeln sich in seinen Dichtungen wider, und ebenso die Beschäftigung mit dem Volksliede, das nächst dem Vorbilde Goethe's sogar dasjenige Element ist, welches am entscheidendsten auf ihn eingewirkt hat. Selbst zu den „Griechenliedern", demjenigen seiner Producte, welches den Namen des Dichters bei den Zeitgenossen am bekanntesten machte, erhielt er den Anstoß durch das Muster der neugriechischen Poesie, womit jedoch so wenig der poetischen als namentlich der politischen Bedeutung derselben zu nahe getreten sein soll. Namentlich in letzterer Beziehung, als erstes Aufleuchten eines neuen frischen Geistes mitten in der dumpfen Stickluft der Restauration, haben die „Griechenlieder" höchst vortheilhaft gewirkt und legen ein glänzendes Zeugniß ab für den historischen Instinct des Dichters. Uns freilich, nach vierzig und mehr Jahren, nachdem jene Hoffnungen, mit denen Europa einst der

Wiedergeburt Griechenlands entgegensah, so gründlich zerstört worden sind, uns fällt es einigermaßen schwer, uns in die Stimmung zurückzuversetzen, welche jene Lieder bei ihrem ersten Erscheinen hervorriefen oder vielmehr die ihnen freiwillig entgegengebracht ward, weil sie nur dasjenige aussprachen, wovon sich alle Welt damals erfüllt und hingerissen fühlte. Immerhin jedoch bleibt die Thatsache stehen, daß, wie die Sympathie für die Griechen bei uns das erste Wiedererwachen politischen Sinnes und patriotischer Begeisterung bezeichnet, ebenso auch in den Wilhelm Müller'schen „Griechenliedern" die deutsche Poesie zuerst wieder anfängt, die Welt der blos subjectiven Empfindungen zu verlassen und sich hinüberzuwagen auf jenen Boden des Völkerlebens und der geschichtlichen Bewegung, aus dem zuletzt doch alle Poesie ihre Nahrung suchen muß, wenn sie nicht in Willkür und Ohnmacht verkümmern will.

Was den Inhalt der vorliegenden Sammlung anbetrifft, so ist die Auswahl mit Geschmack und Umsicht getroffen und wird so leicht niemand, der den Dichter bereits kennt, eins der ihm besonders lieb gewordenen Stücke vermissen. Nur in Betreff der „Griechenlieder" hätte der Herausgeber, wie uns dünken will, wol etwas freigebiger sein dürfen, und auch von den Sinngedichten, die mit zu dem Bedeutendsten gehören, was Wilhelm Müller gedichtet, hätten wol wenigstens einige Proben gegeben werden sollen.

R. P.

Correspondenz.

Aus London.

März 1865.

M R. Angesichts der dura necessitas, wonach das jetzige Parlament nach Ablauf dieser siebenten und letzten Session sterben muß, nach einigen schon Ende Mai, nach andern im Juni, sicher noch vor der Ernte — angesichts dessen, sage ich, scheint es, als wenn jeder Speculant im Lande, der noch einen Wunsch auf dem Herzen hat, diesen in Form einer „Privatbill" den Landesvertretern noch zu guterletzt um aufzuräumen zugehen ließe. Damit sind bloße Petitionen noch gar nicht einmal gemeint. Der ihrer Erledigung harrenden „Privatbills" gibt es diesmal nicht weniger als 595. Alle sollen von Comités erwogen und dann durch das Unterhaus in die Form einer Concession, einer Parlamentsacte zugleich, geschafft werden. Jede solche Acte verursacht dem danach Verlangenden 1000 Pf. St. Unkosten, somit handeln sie nie um Kleinigkeiten. Oft haben die üblichen „Vier" im Conclave des Comité gar keine eigene Information über den Gegenstand. Da ist ein junger Irländer, der nur das Fischereiwesen kennt und nun über Fabriken in Lancashire, über Handel, Klima, Gewohnheiten in einer entlegenen Grafschaft Schottlands urtheilen soll; oder ein alter Krim-Offizier, welcher in die Mysterien von Bankdiscontos und Petroleum-Raffinerien sich wohl oder übel zu verwickeln hat, oder ein Fuchsjäger, dem das Wohl der Schulen für Mechaniker oder die Beförderung der Flachsindustrie in Irland auf die harmlose, fröhliche Seele gebunden wird. Daher kommt unter anderm die planlose Concessionirung von Eisenbahnen, die sich

nie bezahlt machen können, von Dampferlinien, die, miteinander parallel laufend, sich gegenseitig durch niedrigere Preise und desto schlechtere Verwaltung überbieten; von Compagnien, denen es nie Ernst, überhaupt ins Leben zu treten, sondern welche nur eine so erzielte Parlamentsacte durch irgendeinen zitternden Rivalen sich abhandeln lassen wollen. Man misbraucht die Acte zu einem Job und läßt sie dann in den Papierkorb fallen. Davon gibt es Hunderte von Beispielen. Die Flut von solchen „Privatbills" beeinträchtigt übrigens die eigentlichen Parlamentsdebatten über öffentliche Fragen ganz bedeutend. So kommt es vor, daß das Unterhaus schon um 4 Uhr eine Sitzung eröffnet, aber die Debatte erst um 10 Uhr beginnen kann. Die Privatgeschäfte verschlangen mithin sechs Stunden mit Verlesung des Privatbills und deren En-bloc-Annahme. Schon aus bloßer Zeitklemme mäkelt man selten an dem Gutachten, zu dem die vier Heterogenen des jedesmaligen Comité gekommen sein mögen, und so werden Dinge übers Knie gebrochen, die oft das Wohl oder Wehe einer ganzen Stadt oder Landschaft befördern oder beeinträchtigen. Wer doch einen praktischen Paragraphen in den parlamentarischen Codex zaubern könnte, der die „leeren Häuser" zu Ausnahmen machte! Wir hatten schon Versammlungen, die zu acht, sage acht Hörern im Unterhause zusammenschmolzen. Sind denn die Pflichten eines Parlamentsmannes nicht oft von größerer Tragweite wie die eines Geschworenen? In Deutschland, wenn dergleichen in Kammern passiren sollte, gibt es noch mildernde Umstände. Wir sind ja noch dort zu sehr daran gewöhnt, ein „väterliches Regiment" für tausend Dinge sorgen zu lassen; wir haben Polizeiväter und Stadtväter, die unsere Straßen auch ohne Kammerbeschlüsse reinigen, wir sind noch nicht aus den Bequemlichkeiten des Spieldosen-Absolutismus älterer Tage ganz heraus. Aber in England hat das Parlament für alles zu sorgen. Es absorbirt das Selfgovernment der kleinen Behörden in Stadt und Land. Ein Rauchverbot in einem öffentlichen Garten geht nicht von einem Stadtcollegium aus, einer besondern Parlamentsacte bedarf es; eine neue Straßenanlage in London bedarf der Erlaubniß wessen? des Parlaments des ganzen vereinigten Königreichs. Und noch einmal die leeren Häuser! Da kamen in diesen Tagen Ostindier von ihrer tausend Meilen weiten Reise wegen einer Bill, die schon in zwei Jahren im Unterhause keine Erledigung fand, weil die Patres conscripti „nicht beschlußfähig" waren. Endlich kam es zu einer Debatte von zwölf Parlamentsmitgliedern — und die Bill fiel mit Einer Stimme, indem man die Opposition und die Ministeriellen, um nur endlich die Sache zu erledigen, mit der Hausklingel „wer gerade da war" aus den Kaffeezimmern des Hauses noch zusammenklingelte. Diese Saumseligen stimmten die Sache todt, ohne nur ein Wort der Debatte gehört zu haben, und die Presse lamentirt über das Veto, denn es handelte sich um das Lebensheil eines Districts von 9 Mill. britischer Unterthanen. Die Bittsteller haben nun ihre tausendmeilige Heimkehr anzutreten und können erst nach Jahren dasselbe Experiment von neuem riskiren, das ihnen schon eine halbe Mill. Thaler Kosten verursachte. Diese Dinge haben bereits einen terminus technicus erhalten, man nennt alle solche Fiaskos — des Gewissens „indische Debatten". Ein anderer Kunstausdruck ist die „irische Debatte. Man verstand darunter in frühern Tagen eine solche, wo alles kopfüber kopfunter ging, wild-poetische Haranguen, unpraktisch aber feurig,

ein mêlée von Patriotismus, Nationaleifersucht, Unlogik und Geldmangel, Debatten, die nur zur Zeit O'Connell's wie von einem reinigenden Blitze mitunter geklärt wurden. Seitdem ist Irland mehr und mehr gesunken und „sinkt und sinkt", wie die englische Presse doch am Ende einräumt. Irländer tagen mit im großen Parlament, aber sie bleiben immer in der Minorität, immer. Mithin ist Irland „praktisch" ganz „ohne Vertretung". Es hat sein eigenes 600jähriges Parlament, 1801 für ein Linsengericht verschachert. Nüchterner, kühler sind jetzt die erfolglosen, d. h. „irischen Debatten"; aber der Verständigung kommt diese Nüchternheit nicht näher. Das Schlimmste ist, Irländer und Engländer verstehen einander nicht. Der liberale „Daily Telegraph" ruft: „Wie sollen wir denn helfen können? Zehn Jahre «milder Despotismus» à la Bonaparte würde das Land zum Glück vorbereiten, aber es kann unsere schwerfällige Parlamentsverwaltung nicht gebrauchen. Englische Tugenden sind nicht irische, irische Fehler sind nicht unsere." Gladstone war sich selber wol kaum der Satire bewußt, die er auf die englische Verwaltung der Angelegenheiten einer unenglischen Nation jüngst mit den Worten verfaßte: „Der Exodus von Millionen Irländern ist zu bedauern, aber in manchem haben sie doch Privilegien. Sie brauchen z. B. nicht, wie die Engländer, Steuern für Wagen und Pferde und Bedienten zu zahlen." Man denke sich einen armen Auswanderer aus den zwei Millionen des nunmehr zehnjährigen irischen Exodus, der seine letzten Schillinge zusammenscharrt und im Hafen von Queenstown an Bord geht, einen letzten Blick auf das Land wirft, das er nun einmal mit Enthusiasmus liebt — mit einem Herzen, schwellend von Gram und einem wilden unbestimmten Gefühle von zugefügtem Unrecht — „denke man sich den", äußerte ein Blatt, „daran erinnert, wie thöricht es sei, sein Vaterland aufzugeben, welches so glücklich sei, von der Besteuerung für Equipagen und Lakaien ausgenommen zu sein"! Andere Stimmen rufen: „Anstatt unser englisches Kapital in allen möglichen ausländischen Speculationen zu verkrümeln, legt es in Irland an, das uns näher liegt als Australien oder Neuseeland." „Aber", sagen die Gegner, „das Kapital fürchtet sich vor geladenen Flinten." So werden die einzelnen agrarischen Morde in Irland als Vorwand zum Aufgeben seiner Rettung benutzt, wobei vergessen, daß die Summe aller jener Blutthaten während der letzten zehn Jahre dort noch nicht die Ziffer solcher Kapitalverbrechen erreicht, die ein einziges Londoner Quartal aufweist. Verschiedene Nationen „ungleicher" Stärke in Ein Parlament pressen, bringt meist einen Abortus zu Wege. So wie der Däne dem Schleswiger nie gerecht werden konnte, so hier der Engländer dem Iren. Die „Times" urtheilte einmal in einer Anwandelung von Ehrlichkeit über die dänische Frage: „Es ist eine Möglichkeit, daß ein Souverän zwei verschiedene Nationen mit einer Art Unparteilichkeit behandeln kann, eine Nation die andere, wo alte Eifersucht vorhanden, niemals." Und ein anderes Blatt gesteht offen: „Wir kennen die Gefühle unsers Parlaments. Wir sind fest überzeugt, daß die überwiegende Majorität die irische massenhafte Auswanderung noch lange nicht für massenhaft genug erachtet, sondern die geehrten irischen Vorredner am liebsten an der Spitze ihrer Landsleute sammt und sonders nach Amerika segeln sähe." Solange diese unnatürliche Parlamentsehe dauert, ist an keine Abhülfe zu denken. Auch ein neuer O'Connell wäre machtlos, denn er könnte die Kopfzahl der Ir-

länder im Unterhause nicht multipliciren und somit käme alles nur auf nutzlose Explosionen heraus. — Bekanntlich feiert man in England nicht mehr die „Schlacht bei Waterloo". Man erklärt die alte Eifersucht für begraben. Man konnte sich mit einem Louis Philippe nicht, wohl aber mit einem Louis Napoleon wegen des brillanten Aufschwungs des wechselseitigen Handels versöhnen. Anstatt einer Waterloofeier haben wir demnächst ein fünfzigjähriges Jubiläum zum Gedächtniß des Friedensabschlusses mit Frankreich. Die Magistrate der Grafschaft Middlesex wollen französische „Noblemen" und „Gentlemen" zu einem großen Verbrüderungsbanket einladen. Schwerlich wird der Anglophobe Marquis de Boissy mit darunter sein, der das Catonische „Ceterum censeo, Cathaginem esse delendam" in Paris mehrermal im Jahre ins Moderne übersetzt und gegen England im Geiste den Galanteriedegen des Senateurs zieht. Es muß auch solche Käuze geben. Und ist es auch dringend zu wünschen, daß der Engländer seine Waterloo-Veteranen nicht länger „die Straße fegen" oder „Steine klopfen" lasse, so ist es doch weise, den „alten Groll der Völker" zu bestatten.

Im alten Rom hatten die Kloaken ihre Geschichte und der sie reinigte, dem wurde von den Geschichtschreibern ein literarisches Denkmal gesetzt; die von Paris haben ihre Geschichte und ihre grauenhafte Poesie mit Victor-Hugo'schen Farbenbildern — die von London sind völlig prosaisch, und so sind die in allen englischen Städten. Und doch sind sie die größten Lebensfragen des Tages geworden. Es ist kein besonders appetitliches Thema, aber man denkt mit andern Gedanken, wenn ein Nestor der Politik, Palmerston, eine Sentenz darüber ausgesprochen, also lautend: „Unrath ist Stoff am unrechten Platze, man schaffe ihn nach dem rechten und er bringt Gesundheit und Geld." Darum füllen sich seit Monden die größten und kleinsten Zeitungen mit spaltenlangen Artikeln, Projecten, Debatten über die Frage, das, was aus der Millionenstadt Londons in die Themse strömt und aus hundert und aberhundert Städten in hundert und aberhundert Flüsse, für den Ackerbau nutzbar zu machen, anstatt wie bisher alles fließende Wasser der beiden Königreiche England und Schottland wenigstens noch mehr zu vergiften, als schon durch die Ausleerungen der Fabriken ohnehin seit einem Menschenalter der Fall gewesen. Alte Gedichte reden von einer silberflutenden Themse und alte Bilder allegorisiren den Themse — denn der Fluß ist ein Masculinum — als einen wohlwollenden Flußgott mit einer strömenden Urne. Wer heute noch Reime auf das edle Gewässer reimen wollte, würde keinen Drucker finden, wenn solcher nicht seine Respectabilität auf das Spiel setzen wollte und Punch wie andere seiner belletristischen Zeitgenossen porträtiren „Vater Themse" nie anders als einen alten verwildert aussehenden Schlamm-Nomaden, der todte Hunde und Katzen in einem tintefarbenen Wasser den Augen präsentirt. Nicht besser beschaffen sind der Tweed, die Ouse, der Trent, der Severn, der schilfumsäumte Avon, wo Shakespeare's Wiege stand, der Dee, der Humber, der Cam, in dessen Spiegel sich die Thürme von Cambridge nicht mehr „spiegeln", der Kennet, der Clyde vor Glasgow und so fort. Von der Stelle, wo ein Wasser schiffbar wird, ist es ein „Styx". Schlacken, Rost, Grünspan, von zahllosen Minen, Asche und Staub von Fabriken, giftige Chemikalien und Färbestoffe, Gase und die unaussprechlichen Ausflutungen aus Gossen — millionenfach — haben das Ihrige dazu gethan. Es ist eine Landescalamität ge-

werden. Ich greife vier Jahre zurück. Schon 1861 berichtete eine Untersuchungscommission dem Parlament, daß über hundert Flüsse im Lande in „absolut vergiftetem Zustande" sich befänden, keine Fische darin leben könnten, kein Bad mehr möglich, die nahe den Ufern Wohnenden ihre Wohnungen dem Verfall überlassen und Farmer künstliche Cisternen anlegten, da das Vieh von dem Genusse des Flußwassers dahinsterbe. Der Secretär einer „ausgestorbenen" Lachsfischerei destillirte aus einigen Eimern Wasser von dem in Balladen besungenen Dee eine Quartflasche voll Paraffinöl. Ein anderer Fischinspector ohne Fische kam in den „Fall", in den Fluß Calder zu fallen, und so geht sein Bericht: „Ich fiel mit weißledernen Pantalons hinein und kam mit indigoblauen wieder heraus." Kann man da nicht den Seufzer der „Preß" begleiten: „nur auf ein Jahr einen Napoleon III. als — Purificateur!" Doch diese Sache ist ernst. Es liest sich gar nicht unglaublich, die Sanitätsbehörden versichern zu hören, daß die Sucht nach spirituösen Getränken da ihre „mildernden Umstände" habe, wo, wie in halb London, das Trinkwasser nur dem unschädlich, der sich kostspielige Filtrirapparate halten kann, und die Aerzte haben lange Register solcher Krankheiten aufgestellt, die gleichen Ursachen entspringen. Machen wir nun auch als Staatsbürger entschiedenen Einwand gegen einen Napoleon als Machthaber auf vierzehn Tage sogar, so brauchen wir doch einen Hercules. Ein Trost ist vorhanden. Nach neuesten officiellen Berichten sind die Flüsse so „schlimm", daß sie nicht schlimmer werden können. Also die Klimax ist erreicht und so haben wir auf das Sprichwort zu vertrauen, daß, wenn ein Ding am schlimmsten geworden, eine Besserung eintreten muß, mehr aber noch auf unsern deutschen Nather in der Noth, Baron Liebig, der, wie im Unterhause zur Erwähnung gekommen, sich erboten, von einem Parlamentscomité über die große Stadt- und Land-Düngerfrage sich vernehmen zu lassen. Sobald sich dieses Project für landwirthschaftliche Zwecke bezahlt macht, wird wenigstens dem großen Uebel halb abgeholfen, denn dem Acker wird zugeführt, was jetzt die Gewässer allüberall verübelt und man wird eine Themsefahrt auf dem Dampfer mit Vergnügen zurücklegen, was jetzt nur mit „verhülltem Gesicht" an schönen Sommertagen möglich wurde. — Kürzlich tauchte ein Name wieder flüchtig in den Blättern auf, den seit zehn Jahren kein Mund mehr nannte, aber der vordem Millionen, die ihn lasen, das Blut kalt durch die Adern rinnen machte. Der Name ist Rosas. Es ist der Exdictator von Buenos-Ayres, an dessen Herzen „nur eine" Seele ruhte, seine in Novellen gepriesene schöne Tochter Manuelita. Dieser Chef der wildreitenden Gauchos war es, der so blutige Vespern abhielt unter dem Signalschrei: „Viva la federacion y mueran los salvajes Unitarios", dessen Leibgarde, die Mas-horcas (Mehr-Galgen), solange der Schrecken der gefesselten Republik gewesen. Rosas flüchtete nach England und ist jetzt — Milchpächter. Er gewann auf landwirthschaftlichen Ausstellungen Preise für Musterbullen und versorgt die Stadtbewohner mit vorwurfsfreier Kuhmilch. Nero als idyllischer Schäfer! Die Blätter erwähnten im Februar nur kurz, daß ein Feuer sein Gehöft in Asche gelegt und daß „General Rosas nicht versichert wäre". Dies war alles. Wozu auch mehr? Am La-Platastrom steht seine Biographie auf tausend und abertausend Grabkreuzen geschrieben. Das schützt ihn vor dem Vergessenwerden.

Anzeigen

Kleineres Brockhaus'sches
Conversations-Lexikon.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an auf eine Neue Ausgabe dieses Werks in 40 Heften zu 5 Ngr., wovon monatlich 3 Hefte erscheinen, sodaß das Ganze Ende dieses Jahres vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird.

Uebrigens ist kein Subscribent auf die Neue Ausgabe, die nur zur Erleichterung der Anschaffung veranstaltet worden, an die bezeichneten Termine gebunden, vielmehr kann das Werk auch langsamer oder rascher, wie es dem Abnehmer wünschenswerth ist, oder gleich vollständig bezogen werden und zwar:

in 40 Heften zu 5 Ngr.;
in vier Bänden zu 1 Thlr. 20 Ngr.;
vollständig auf einmal: geheftet zu 6 Thlr. 20 Ngr.; gebunden in Leinwand zu 7 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz zu 7 Thlr. 26 Ngr.

In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder andern rasch irgendeine Frage zu beantworten, oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lektüre, namentlich von Zeitungen rc., wird sich das „Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon" als ein treues Nachschlagebuch bewähren. Für die Trefflichkeit des Werks spricht auch die allgemeine Anerkennung, die es bei der Kritik gefunden, sowie die große Anzahl der bisherigen Abnehmer.

Das erste Heft der neuen Ausgabe nebst beigedrucktem Prospect steht jedem, der sich durch eigene Anschauung von dem Werthe des Kleinern Brockhaus'schen Conversations-Lexikon überzeugen will, in allen Buchhandlungen gratis zu Diensten, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Zum Besten Karl Gutzkow's

erscheint im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig
eine Volksausgabe (vierte Auflage) des Romans

Die Ritter vom Geiste

in 9 Bänden zu 15 Ngr.

Um jedem einzelnen im deutschen Publikum Gelegenheit zu geben, seine Theilnahme an dem tragischen Geschick eines der hervorragendsten Geister unserer Zeit zu bethätigen, veranstaltet die Verlagshandlung im Einverständniß mit der Familie des Dichters eine wohlfeile Volksausgabe dieses Romans, der anerkanntermaßen zu den besten Werken Gutzkow's gehört und als gelungenes Spiegelbild der deutschen Zustände nach 1848 bleibenden Werth behält. Da ein wesentlicher Theil des Ertrags dem Dichter zufließt, darf die regste und allgemeinste Betheiligung des deutschen Publikums erwartet werden.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an. Der erste Halbband (zu 7½ Ngr.) ist soeben erschienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 14.** 6. April 1865.

Das **Deutsche Museum** erscheint in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Der Streit über das Wunder.

Von

Melchior Meyr.

I.

Der wichtigste geistige Streit der Gegenwart bewegt sich um die Auffassung des Wunders.

Um dies zu begreifen, muß man die Kämpfer betrachten, die ihn führen, die Gründe, die sie sich entgegenstellen, sowie die Folgen, welche der Sieg der einen Partei über die andere nach sich ziehen muß.

Das Wunder — eine That Gottes oder göttlich begabter Menschen, die ein momentanes Aufheben der Naturgesetze einschließt — lehrt der religiöse Glaube. Zur Begründung der Möglichkeit weisen die Theologen, die diesen Glauben vertreten, auf den allmächtigen Gott hin, der

nothwendig Herr der Natur sein müsse und der in den gewöhnlichen Gang derselben mit Wunderthaten eingegriffen habe, weil ohne sie die Rettung der gefallenen Menschheit nicht hätte vollzogen werden können.

Offenbar bedeutet nun der Glaube an das Wunder die Fortdauer der christlichen Religion im bisherigen Sinne des Worts. Denn die katholische und die protestantische Confession sind darauf gebaut. Könnte das Wunder nicht sein, so wären die Wundererzählungen des Alten und Neuen Testaments — speciell die übernatürliche Erzeugung Christi, seine Auferstehung und die Ausgießung des Heiligen Geistes — bloße Producte der Phantasie. Daß damit aber das specifische Christenthum aufgegeben wäre, ist klar. Diejenigen, die das Wunder lehren und vertheidigen, weisen zur Begründung nun auch auf die Institute hin, die mit dem Glauben daran stehen und fallen würden, und auf den Schatz von Erkenntnissen und Trostgedanken, welcher der Menschheit mit ihm verloren ginge.

Den Gegnern sind dies alles keine haltbaren Argumente. Sie sagen: Wie sehr die Neigung zum Wunderglauben in der menschlichen Natur liegen mag, dafür, daß eine übernatürliche That wirklich geschehen sei, spricht keine beglaubigte Erfahrung. Die Wundergläubigen sind inconsequent und unter sich im Widerspruch. Der Christ glaubt an die Wunder der Bibel, er leugnet diejenigen, welche die Religionsbücher der Heiden und Mohammedaner erzählen — und doch hat er für die seinigen keine andere und bessere Gewähr als sie — den Glauben! Der Protestant erklärt die Wunder, die nach der Anschauung der Katholiken von einzelnen Heiligen bis in die neueste Zeit herein verrichtet worden sind, für Erzeugnisse der Phantasie; was hat er aber für eine wissenschaftliche Sicherheit, daß es sich mit den Wundern der Bibel nicht ebenso verhalte? Eine Wunderthat wäre eine Correctur der Schöpfung — das Nachholen eines Versäumnisses, das der Schöpfer sich hätte zu Schulden kommen lassen; sie widerspricht also dem Begriff des Wesens, das nicht irren kann. Hätten jemals Wunder stattgefunden, so müßten sie auch heute noch geschehen können; dieses behaupten aber nur Menschen, die von der Wissenschaft am allerweitesten entfernt sind. Und praktisch, d. h. in seinem Thun, glaubt niemand an Wunder; jeder handelt so, als ob sie unmöglich wären.

In der neuesten Zeit haben die Gegengründe eine große Verstärkung erlangt durch die Ergebnisse der Forschungen auf den Gebieten der Natur und der Geschichte. Wohin die Naturwissenschaft dringen mag, überall nimmt sie ein gesetzliches Wirken der thätigen Kräfte wahr von innen nach außen; nirgends ein Factum, das als Resultat eines die Naturgesetze durchbrechenden Machtspruchs angesehen werden könnte. Die Natur- und die Geschichtsforschung zusammen erweisen

Zeiten der Menschheit, von denen die historische Zeit des Judenthums bis zur Gründung des Christenthums nur einen kleinen Theil bildet; wodurch könnte nun auch nur plausibel gemacht werden, daß weder vorher noch nachher, sondern allein in dieser Zeit der Juden Wunder nöthig waren und geschehen sind? Die Geschichtsforschung weist nach, daß einzelne Wundererzählungen der Bibel ähnlich in ältern religiösen Sagen vorkommen. Und wie könnte man annehmen, daß die frühere Erzählung falsch, die variirende Wiederholung dagegen wahr sei?

Der heutigen Betrachtung zeigt der Horizont des Alten und Neuen Testaments überhaupt eine Enge, welche die Wissenschaft überschreiten mußte und thatsächlich überschritten hat. Für die Wissenschaft sind die heiligen Schriften der Juden und Christen Documente, denen sie nach vorausgegangener gewissenhafter Untersuchung ihr Recht zu sprechen hat ebenso wie den Religionsbüchern der übrigen Völker und Gemeinschaften. Für die Wissenschaft ist der Spruch, wonach ein Volk oder eine Genossenschaft sich selbst die Wahrheit vindicirt und abweichende Lehren für Täuschungen erklärt, ein Spruch des Parteigeistes — ein Richterspruch in eigener Sache, der eine Revision erheischt. Die Wissenschaft setzt an die Stelle des Theiles das Ganze, an die Stelle der Christenheit die Menschheit, und sie mißt den verschiedenen Gliedern derselben mit gleichem Maße. Für sie haben darum die Wunder der Bibel vor den Wundern anderer religiöser Ueberlieferungen unmittelbar nichts voraus. Wenn sie in jenen eine Ausnahme statuiren sollte, so müßten die Theologen ihr die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Bibelwunder in einer wissenschaftlich überzeugenden Welterklärung darlegen.

Zu alledem kommt endlich noch, daß man im Lager der Gläubigen selber einzelne Erzählungen der Bibel, weil sie mit der erwiesenen Ansicht vom Weltgebäude in gar zu schroffem Widerspruch stehen, als historische hat fallen lassen, um ihnen einen blos figürlichen Sinn beizulegen. Wird nun aber, was von einzelnen solcher Erzählungen gilt, nicht von allen gelten können, ja müssen? Durch welche Mittel will man darthun, daß die einen blos bildlich zu verstehen wären, andere dagegen Ereignisse berichten, die buchstäblich so vor sich gegangen seien, obwol sie den Naturgesetzen ebenso zuwiderlaufen wie die angeblichen Facta jener erstern? Sogar die Rechtgläubigkeit hat durch Preisgebung einzelner alttestamentlicher Wundererzählungen einen Weg beschritten, der, consequent fortgesetzt, sie in das Lager der Gegner führen müßte.

„Nun", erwidert man uns von seiten der Gläubigen, „dann ist eben unser Glaube eitel, ein Gewebe hohler Phantasien, und mit ihm fallen alle die geistigen Besitzthümer, welche die Menschheit getröstet, begeistert und zu der so sehr gerühmten Bildung der Gegenwart geleitet

haben. Mit ihm fällt der Bund zwischen Gott und den Menschen, mit ihm fällt der Glaube an Gott, an eine göttliche Gerechtigkeit und an ein ewiges Leben. Hat eure sogenannte freie Forschung nicht zur Leugnung des persönlichen Gottes und der ewigen Dauer des persönlichen Menschengeistes schon geführt? Lehrt nicht derjenige unserer Gegner, der den Wunderglauben und die Göttlichkeit Christi schließlich am rückhaltlosesten bekämpft hat, einen Pantheismus, der die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ausschließt und von Atheismus und Materialismus nicht mehr zu unterscheiden ist? Der trostreiche Schatz unserer Ueberzeugungen ruht auf dem Wunder! Durch Wunder hat Gott gewirkt, als die Zeit gekommen war, der Menschheit sich zu offenbaren und die Anstalten zu ihrer Rettung ins Werk zu setzen. Auf die Lehren von den Wundern der Erlösung und Heiligung ist die Cultur der civilisirten Nationen und damit das Heil der Welt gegründet. Wie kann man für möglich halten, daß eine Lehre, welcher die Menschheit ihre größten Förderungen dankt, keine Wahrheit habe? Können hohle Vorstellungen solche Dinge thun? Können die begabtesten Nationen von ihnen sich nähren, erziehen und geistig formiren lassen, wie es historisch geschehen ist? Es gibt einen Beweis des Geistes und der Kraft, und diesen Beweis hat die christliche Lehre für sich und ihre Wahrheit geführt."

Durch die letzten Entgegnungen der Gläubigen sind wir der Aufgabe unserer Untersuchung einen Schritt näher gebracht. Die Thatsache, daß die specifisch christliche Lehre, die auf dem Wunder ruht, von den lebens- und geistvollsten Nationen angenommen, fortgebildet, leidenschaftlich vertreten und ihnen eine Bedingung eigenster, höherer Schöpfungen auf allen Gebieten des Lebens geworden ist, diese Thatsache erheischt eine Erklärung, und die kritischen Gegner der Orthodoxie sind weit entfernt, eine solche zu geben. Wie kann ein Glaube, der solche Früchte getragen, eines eigenthümlichen Wahrheitsgehalts entbehren? Wie können eben die Hauptlehren, die das Wunder einschließen, bloße Geburten willkürlicher Einbildungskraft sein? So fragen auch wir.

Allein es gibt eben außer den Möglichkeiten, welche die kämpfenden Parteien behaupten: daß nämlich die Wundererzählungen entweder buchstäblich zu nehmende oder aber gar keine Wahrheit enthalten — daß sie entweder die wörtlich aufzufassende Thatsache oder aber gar keine höhere Thatsache lehren — noch eine dritte! Die Wundererzählungen können Symbole der Wahrheit sein! Sie können wirkliche Verhältnisse und Vorgänge, aber nicht in ihrer Eigentlichkeit, sondern im Bilde anschaulich machen! Sie können, bevor der Geist die Wahrheit selber

zu begreifen im Stande war, den Gläubigen den bis dahin allein möglichen Vorschmack der Wahrheit zu geben bestimmt gewesen sein!

Offenbar lohnt es sich der Mühe, das Wunder und insbesondere die höchsten Wunder, die das Christenthum lehrt, darauf anzusehen und zu versuchen, ob man durch diese Erklärung dem Produciren der Wundererzählungen und dem Glauben daran nicht gerecht zu werden vermag.

Im Wunder erweist der Geist seine Herrschaft über die Natur. Es ist damit gesagt, daß hinter der Welt sichtbarer Dinge eine Kraft stehe, welcher diese Welt gehorchen müsse. In der That ist der Geist seinem Wesen nach der Herr der Natur, Gott seinem Wesen nach Herr der Welt. Aber den Geist als solchen zu begreifen, Gott als Geist zu erkennen und seine Herrschaft über die Welt als eine geistige Regierung von innen heraus zu fassen, das ist nicht der Anfang, sondern das Ende. Sollte die Menschheit nun schon in ihren ersten Entwickelungen eine Anschauung erlangen von dem wirklichen Verhältniß des Geistes zur Natur, so mußte sich ihr die Machtvollkommenheit des Geistes durch eine Handlung beweisen, von der sie sich eine materielle Vorstellung machen konnte. Gott und göttlich begabte Menschen mußten ihr Wunderthäter sein, Mächte, welche ihre Herrschaft über die Natur durch eine die Gesetze derselben umstoßende Handlung, durch eine Reihe solcher Handlungen augenscheinlich machten. Aus diesem Grunde erzeugten sich im Bewußtsein der jugendlichen Menschheit die Vorstellungen der Wunderthaten und der Glaube daran. Und wenn wir alles im Auge behalten, müssen wir sagen: in diesen Vorstellungen und in diesem Glauben erhielten die Menschen den ihnen zunächst allein möglichen Begriff von der Macht Gottes über die Welt, und alle Segnungen, die aus ihm hervorgehen.

Entwickelt die Menschheit sich natürlich, in natürlicher Folge, so wird ihre Entwickelung der des einzelnen Menschen analog sein. Wir werden also ein Kindesalter der Menschheit anzunehmen haben, ein Alter, das vorherrschend in instinctmäßigem Leben und Streben besteht, das aber ebendarin eine eigenthümliche Sicherheit, Ganzheit und natürliche Schönheit besitzt und in welchem verhältnißmäßig die größten und wichtigsten Fortschritte geschehen. Wie große Vorzüge dieses Alter indeß haben mag, das Denken und das denkende Erfassen des Geistes als solchen ist seine Sache nicht. Wollte sich Gott nun den Menschen in diesem Alter des Geschlechts dennoch offenbaren, so konnte er in ihrem Geist nur bildliche Vorstellungen erwecken, in welchen ihnen seine Macht und Herrlichkeit anschaulich wurde. Und so sehen wir: läuft das Wunder selbst wider die Gesetze der Natur, so ist der Wunderglaube dagegen

um so natürlicher, und das Beginnen mit ihm hält gerade das Gesetz natürlicher Entwickelung ein.

Die Vortheile dieses Glaubens zum Zweck religiöser und moralischer Erziehung der jugendlichen Völker springen in die Augen. Gott und die göttlichen Mächte wurden durch ihn vermenschlicht, aber den Seelen ebendamit faßlich und eindringlich gemacht. Was als unbegriffene Idee den Effect eines leeren Wortes gemacht hätte, das brachte als Phantasiebild die tiefsten, gewaltigsten Eindrücke hervor. Der Gott der Juden, das Gute lohnend und das Böse strafend, griff sofort, und zwar mit sinnlicher That ein. Um die Seinen, die verschmachten wollen, zu retten, sendet er aus dem Felsen sprudelndes Wasser; um seinen Streitern zum völligen Sieg den Tag zu verlängern, läßt er die Sonne stillstehen; um die Stadt der Gottlosen zu vertilgen, läßt er Feuer vom Himmel regnen. Von großer Güte, wenn er liebt, ist er schrecklich, wenn er zürnt. Und nicht muß er, um den Gläubigen und Guten wohlzuthun und die Feinde zu vernichten, auf die Natur warten, die ihren gesetzmäßigen Lauf zu nehmen hätte; diese ist ein Instrument für ihn, das er handhabt nach Belieben, und sie unterbricht ihren eigenen Entwickelungsgang im Moment, um ihm willenlos zur Verfügung zu sein.

Wenn zur Erziehung einer jugendlichen Nation die Furcht Gottes der Weisheit Anfang ist — dieser Gott der Juden war geeignet, Furcht einzuflößen! Und was von ihm gilt, das gilt in dieser Richtung und verhältnißmäßig auch von den Göttern der heidnischen Religionen.

Die Herrschaft Gottes und der Seinen über die Natur, wie sie der Wunderglaube sich vorstellt, kommt insbesondere auch der poetischen, künstlerischen Darstellung entgegen. Ein Gott, der als Wunderthäter über die Natur gebietet, ist dramatisch, seine Allmacht ist handgreiflich. Welche erhabenen Bilder liefert er nun der Dichtung! Wie entspricht er dem Bedürfniß der Hörer, die ihn schauen wollen als unmittelbar, unwiderstehlich Handelnden! „Er spricht, so geschieht's; er gebeut, so steht's da!" Das ist der wahre Allmächtige für das Volk! Das ist der Gott für die erste poetische Darstellung, die aus einem Geist, der an die gesetzmäßige Entwickelung der Natur gebunden wäre oder sich selbst daran bände, nichts zu machen wüßte.

Ereignisse, in die Gott unmittelbar eingreift, haben speciell für die bildende Kunst den außerordentlichen Vortheil, daß diese angetrieben, genöthigt ist, dem Werke, das einen solchen Vorgang abspiegelt, eine höhere Weihe zu geben. Was die Menschen menschlich thun, ist in Grenzen eingeschlossen, welche die Kunst, wenn sie nicht zur Lügnerin werden will, nicht überschreiten darf. Auch der größte Mann der Geschichte ist immer noch Mensch und muß ein bestimmtes menschliches

Gepräge tragen. Aber nicht nur den göttlichen Mächten selbst, wenn sie erscheinen, sondern auch den menschlichen Werkzeugen, durch welche die Gottheit Wunder thun läßt, hat die Kunst einen göttlichen Ausdruck zu leihen. Was nun an himmlischem Vermögen, an Idealität und Idealisirungskraft in ihm ist, das kann der Künstler in sein Bild ergießen, und zumal in den Zügen der höhern Persönlichkeit zur glanzvollen Erscheinung bringen. Dabei kommt ihm der Umstand zugute, daß der menschliche Geist ein Bild des göttlichen ist, und die menschliche Gestalt ein Bild des menschlichen Geistes. Wenn er nun göttliche Mächte in menschlicher Gestalt erscheinen läßt, so zeigt er sie in der sichtbaren Form, welche die ihrem Wesen eben entsprechendste ist. Die göttliche Güte, Huld, Majestät, Macht und Furchtbarkeit treten in ihr eben am vollkommensten zu Tage. Mit dem Angesicht, aus welchem göttliches Wesen schaut, müssen aber alle Theile des Kunstwerks in Harmonie gebracht, sie müssen selber weihevoll behandelt, in sich idealisirt, stilisirt werden, und so geht das ganze Werk in eine höhere Sphäre empor.

Was sind die erhabensten Leistungen der Kunst überhaupt? Offenbar die Werke der religiösen Kunst. Aber die Voraussetzung dieser Werke ist der Wunderglaube, die Production der Wundervorstellung und die Ueberzeugung, daß das Wunder geschehen sei! Denke man sich nun die größten, edelsten Schöpfungen der religiösen Kunst, stelle man sich vor, was die Menschheit in ihnen besitzt, und man wird den Wunderglauben segnen!

Der Wunderglaube ist von Gott selbst im Menschen erweckt; er ist die erste Regung des religiösen Geistes, in ihm vollzieht sich die erste Wiederanknüpfung mit Gott. Gott selbst inspirirt die Menschheit, sich von ihm diese ersten Vorstellungen zu geben, die sie, nach Lage der Dinge, in den ersten Stadien des irdischen Entfaltungsganges allein von ihm haben können. Und er läßt diesen Glauben von allen mit ihm vereinbaren Segnungen begleitet sein. Er theilt seinen Geist den Dichtern und Künstlern mit und befähigt sie, die göttlichen Eigenschaften, die sie in sich zu denken und anzuschauen vermochten, in ihren Werken leuchtend anschaulich zu machen. Und er selber spricht nun aus den Erzählungen und Schilderungen und aus den bildlichen Darstellungen zu den Menschen; seine Größe und seine Güte werden in ihren schönsten Aeußerungen von den Seelen aufgefaßt, die er dafür empfänglich gemacht hat.

Gott selbst — das Princip, der Geist — kann nicht sinnlich angeschaut und abgebildet werden. Aber was von ihm selbst nicht möglich ist, das ist möglich von seinen Aeußerungen. Gott hat den Menschen gemacht zu seinem Bilde, das sagt nicht nur die Religion, sondern auch

die Philosophie; er hat sich schon im Menschen als solchem geäußert. Aber er befähigt nun gewisse Menschen, den Menschen zum Idealbild zu erhöhen und dieses zum bestimmten Ausdruck seiner, des göttlichen Geistes zu machen. Gott äußert sich in seinen Schöpfungen — in der Natur, in dem Menschen, in der Geschichte des Menschen — am reinsten aber und eigentlichsten in den von ihm besonders inspirirten Geistern und ihren Schöpfungen, in den Idealen der Menschheit.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, die Wundererzählungen der Menschheit im einzelnen durchzugehen und auch die Unterschiede hervorzuheben, die zwischen ihnen stattfinden. Indem ich mich begnüge, darauf nur hinzudeuten, folge ich meinem eigentlichen Vorhaben: auf den Streit der Gegenwart über das Wunder zu kommen und zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, speciell den christlichen Wunderglauben zu erklären, seinen Grund und seinen Zweck ins Licht zu setzen und damit einen Weg der Ausgleichung zu eröffnen.

II.

Wenn die Menschheit sich entwickelt und im wesentlichen vor- und emporgeht, so wird sie auch in ihrem Wunderglauben fortschreiten. Die Wundererzählungen werden also nicht blos die allgemeine Wahrheit der Herrschaft Gottes über die Natur veranschaulichen, sondern nach und nach immer bestimmtere Beziehungen zu Natur und Menschheit symbolisiren. Sie werden damit zu einem Schatz von Vorstellungen anwachsen, der die wirkliche Geschichte Gottes und der Menschen im Bilde zeigt, bis dieselbe von dem erkennenden Menschengeist in ihrer Eigentlichkeit aufgefaßt und immer vollständiger, immer lichtvoller dargelegt werden kann.

Die christliche Theologie lehrt einen dreieinigen Gott, Einen Gott in drei göttlichen Personen. Sie lehrt eine Schöpfung der Welt und des Menschen von Gott dem Vater, eine Prüfung des Menschen, ein Nichtbestehen derselben und einen Fall — einen Abfall des Menschen von Gott, in welchen die ganze Natur hineingezogen worden. Sie lehrt den Geist des Bösen, der, zuvor selbst ungehorsam und dadurch eben böse geworden, den Menschen zum Ungehorsam verleitet habe. Durch den Fall verfällt der Mensch der Macht des Bösen und kann dem Verderben nur wieder entrissen, gerettet und zu Gott zurückgeführt werden durch die Menschwerdung und den Opfertod Gottes des Sohnes. Und als die Zeit dazu gekommen, wird der Sohn Mensch infolge einer übernatürlichen Erzeugung; er wird Gottmensch, thut als solcher Wunder und stirbt den Kreuzestod. Er ersteht aus dem Tode wieder, verkehrt mit den Seinen und fährt gen Himmel, damit der Heilige Geist das begonnene Werk auf Erden der Vollendung entgegenführe und end-

lich Gott der Vater in der Sphäre der Vollkommenheit aus den Erlösten und Geheiligten sein ewiges Reich bilde.

Die christliche Theologie lehrt das Wunder nicht als Symbol, sondern als historische Thatsache; — sie lehrt eine Reihe von wunderbaren Vorgängen, durch welche nach ihr zumal die Erlösung der Menschen vollzogen worden ist. Aber sie lehrt eine reiche, bestimmte, in ihrer Art vollendete Geschichte Gottes und der Welt. Sie gibt von dem verkehrten Zustande der Welt eine Erklärung, sie läßt von dem Fortschritt, der sich in der Menschheit vollzieht, den Grund erkennen in einer bestimmten göttlichen Führung; — sie stellt dem Menschen ein ideales Ziel im Bunde mit Gott und läßt ihn hinblicken in eine allgemeine Vollendung der Dinge und in ewige Seligkeit. Sie spricht aus, daß die Menschen Kinder Gottes seien und seine rechten Kinder sein sollen, und daß Gott, eben um sie als solche zu gewinnen, alle die Anstalten der Erlösung und Heiligung ins Werk gerichtet habe.

Also mit dem Wunderglauben ist eine Lehre verbunden, welche den Menschen über das jetzige Verhältniß der Welt aufklärt und ihn auf eine ewige Bestimmung hinweist, damit aber im Leben erziehend und bildend, im Leiden und Sterben tröstend und erhebend wirkt. Und mit der Ablehnung des Wunders, mit der leidenschaftlichen Bekämpfung des Glaubens daran wird uns geboten: entweder ein Pantheismus, der dem einzelnen Menschen keine andere Aussicht stellen kann, als daß er sterbend zu nichts vergeht und der daher außer Stande ist, die Selbstbildung des Menschen, die er natürlich doch fordern muß, zu motiviren und in einem dauernden Zweck sinnvoll erscheinen zu lassen; — oder aber ein Theismus, der die tiefgehende Krankheit der Welt nicht einmal wahrnimmt, viel weniger sie aus ihrem Grund abzuleiten und ihre Heilung zu erkennen vermag. Die einen der Gegner haben keinen Gott und lehren ein trost- und sinnloses, endloses Entstehen und Vergehen aller Theilgebilde des Universums, welches nun in der That als das „ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer" erscheint; — die Andern haben zwar einen Gott, aber einen der Welt sehr fernen, der sie nicht innig durchwaltet und keine glühende Liebe zu erwecken fähig ist; daher auch ihrer Religiosität von jeher eine gewisse Kühlheit eigen war und sie sich einer gewissen Vornehmheit ihrem Gott gegenüber nicht erwehren können.

Der Streit zwischen den Vertheidigern und den Gegnern des Wunderglaubens zeigt uns einen eigenen Charakter. Die mit dem Wunderglauben vorgetragene Lehre erscheint reich, tiefsinnig, trostvoll. Mit diesem Glauben wollen und müssen die Gegner den Bekennern auch diese Lehre entreißen, und doch wissen sie entweder nur eine trostlose Meinung oder einen sehr magern Gottesbegriff an ihre Stelle zu setzen. Das

Misverhältniß, das außerdem zwischen den Kämpfenden bestände, gleicht sich dadurch wieder aus. Der Gedankengehalt auf seiten der Wundergläubigen, die Fülle von Licht und Trost in ihrer Gesammtlehre üben die ihnen zukommende Wirkung; — der Ersatz, den die Gegner bieten, wird gewogen und zu leicht befunden.

Allerdings kann man von seiten der letztern sagen: „Wenn das Wunder Dichtung oder Mythe, keine historische Thatsache ist, dann kann es auch durch die tiefsinnigste Lehre, die mit dem Wunderglauben verbunden auftreten soll, nicht dazu gemacht werden. Es ist und bleibt etwas anderes, als wofür es sich ausgibt; und der Wunderglaube, der es für das nimmt, wofür es sich gibt, täuscht sich selber, negirt die Wahrheit und muß seinerseits negirt werden."

Ganz gewiß! Aber (kann man entgegnen) wenn ihr recht habt, das Wunder als historische Thatsache zu leugnen, so solltet ihr auch recht haben in eurem Gottesbegriff und eurer Weltanschauung. Wenn ihr den Menschen etwas nehmen wollt, so solltet ihr ihnen auch einen zureichenden Ersatz — einen Gewinn bieten können. Wenn ihr die bisherige christliche Lehre verdrängen wollt, so müßt ihr eine Lehre bereit haben, durch die sie einerseits übertroffen wird, andererseits aber ihre Ehre und ihr volles Recht erhält..

Wie oft seit einem Jahrhundert ist verkündet worden: „Die Zeit des Christenthums ist vorüber; die christliche Theologie kann der Menschheit nicht mehr genügen; sie muß einer reinern, vernunftgemäßern Lehre weichen!" Und doch besteht die christliche Lehre noch! Sie herrscht noch und unser Leben ist nach ihr geregelt! Die Systeme dagegen, welche nach der Ansicht ihrer Schöpfer jene Lehre beerben mußten, sind — historisch geworden.

Die neue Lehre von Gott und der Welt muß der christlichen Lehre gerecht werden und sie zum vollen Genügen der Menschheit und zur Befriedigung ihrer höchsten Geistes- und Herzensbedürfnisse zu ersetzen geeignet sein, dann allein hat sie Hoffnung, an ihre Stelle zu rücken! — Vielleicht ist aber diese ersetzende Lehre nur die wissenschaftlich ausgelegte und vollendete christliche Lehre selber!

Wenn die Wundererzählungen der christlichen Lehre nun Wahrheit enthielten und Wahrheit lehrten, aber nur im Bilde? Wenn sie zwar irdische Thatsachen berichteten, die nicht geschehen sind, aber ebendamit auf geistig ewige deuteten, die geschehen sind? Wenn die Art und Weise, in der sie die irdischen Thatsachen einführen, als die treffendste Versinnlichung der Art und Weise jenes ewigen sich herausstellte? — Und wenn jene ewigen Thatsachen mit den Ergebnissen der freien wissenschaftlichen Forschung in Natur und Geschichte nicht nur nicht im Widerspruch ständen, sondern vielmehr ihre Wahrheit auch von diesen

bezeugt, sie selbst als die nothwendigen Voraussetzungen der Natur und der Geschichte, wie sie wirklich vorliegen, erkannt werden müßten? Wenn jene ewigen Thatsachen, denen die irdischen weichen sollen, Gottes allein würdig und von ihm aus keine Wunder, sondern ganz und gar natürliche Thaten wären? Und wenn sonach die christlichen Wundererzählungen eine Prophezeiung wären auf die Wahrheit der freien und ganzen Erkenntniß Gottes und in allen ihren Theilen eben hier ihre Erfüllung, Verklärung und Verherrlichung fänden?

Jeder Freund des Rechts und der Vernunft müßte zwar wünschen, daß es so wäre. Denn ein solcher wird immer verlangen, daß die Menschheit in der Erkenntniß der Wahrheit fortschreite, von Stufe zu Stufe emporschreite, so zwar, daß jede der verschiedenen Zeiten einen Theil der Wahrheit sich zu eigen gemacht und nicht eine frühere Anschauung gar nichts davon erhalten hätte, damit eine spätere plötzlich alles bekomme. Die starre christliche Orthodoxie, wenn sie ihr System für unübertrefflich erklärt, wird den Freund des Rechts und der Vernunft a priori gegen sich haben, weil er im Hinblick auf die kommenden Jahrhunderte und Jahrtausende nicht zugeben kann, daß das letzte Wort der Wahrheit schon gesprochen sei. Aber ebenso werden ihre ausschließlichen Gegner, welche in diesem System gar keine welterklärende Wahrheit sehen wollen, ihn a priori gegen sich haben. Vernunftgemäß erscheint es, daß die christliche Lehre auf der einen Seite zwar noch nicht alle Wahrheit, am wenigsten schon in der vollkommensten Form ausspreche, daß in ihr aber auf der andern Seite ein Fortschritt geschehen sei, der mit ihren sonstigen historischen Wirkungen im Einklang stehe. Und der Freund des Rechts und der Vernunft wird nun sagen: Die christliche Lehre muß in die Menschheit über Gott und sein Verhältniß zur Welt mehr Licht gebracht haben als irgendeine Religionslehre vor ihr; aber noch nicht alles, noch nicht das abschließende Licht. Darum wird sie der Gegenwart und Zukunft noch nicht absolut genügen dürfen, ihr vielmehr selber Gegenstand der Prüfung, der Sichtung und der Vollendung sein müssen.

Vielleicht gelingt mir's, darzuthun, daß es in der That so ist, wie der gerecht und billig Denkende wünschen muß, daß es sei.

Betrachten wir die wesentlichsten Lehren des Christenthums nochmals zum Zweck eines solchen Nachweises!

Der Mensch, sagt das Christenthum, ist nicht so verkehrt und böse geschaffen worden, wie er jetzt erscheint. Er ist geschaffen worden in den Stand der Unschuld, hat aber hier die Prüfung, die ihm auferlegt worden, nicht bestanden und ist damit in die Gewalt des siegreichen Verführers gerathen. Diesem konnte er nur wieder abgewonnen werden durch den Opfertod Christi, der die Schuld des Menschen getragen und gesühnt hat, und dessen Verdienst die Gläubigen zu ihrem Heil sich an-

eignen können. Die Welt wird vergehen, aber Gott wird einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, und während die Bösen Strafe leiden, werden die Frommen und Guten mit ihm die ewige Seligkeit haben.

Wir sehen vor allem: das Wesentliche des Christenthums ist eine Welterklärung, nicht einige Sätze der Moral, die ähnlich schon früher ausgesprochen waren und die selbst nur einen neuen Charakter erhielten in und mit jener Welterklärung. Die christliche Moral geht Hand in Hand mit dem christlichen Glauben — mit dem Glauben an den göttlichen Schöpfer und an den göttlichen Erlöser. Wer den geistigen Gewinn, den die Menschheit durch das Christenthum erlangt hat, auf dessen Moralvorschriften beschränken wollte, der würde ihm nur einen sehr dürftigen Gehalt lassen, welcher ihm nicht einmal ganz eigenthümlich wäre! Mit Recht weist die christliche Theologie diese Einschränkung als eine Beraubung und als ein Product oberflächlicher Betrachtung zurück.

Die alttestamentliche Lehre von der Schöpfung, dem paradiesischen Menschen und dem Fall desselben ist vom Christenthum angenommen, ergänzt und dadurch ein in seiner Art vollendetes System hergestellt worden. Das Alte Testament hat den Anfang, das neue den Fortgang und das Ende der Dinge gelehrt; und die christliche Theologie hat alles zusammen in ein geordnetes Ganzes verarbeitet. Dieses Ganze muß man kennen und vor Augen haben, wenn man über die christliche Lehre ein Urtheil fällen will. Denn es wäre falsch, diese Lehre nur in den Büchern des Neuen Testaments erblicken zu wollen. Christus selber hat ja den Heiligen Geist verheißen, der die Gläubigen in alle Wahrheit leiten werde! Es ist mithin speciell christlich, erst in den idealen Schöpfungen des Geistes — in den Dogmen und ihrer Systematisirung — die Lehre vollendet zu sehen.

Das Christenthum lehrt also zunächst die Schöpfung des ersten Menschenpaares in den Stand der Unschuld; ein Leben desselben im Paradiese; eine Prüfung seines Gehorsams durch ein Verbot und eine Uebertretung, welche den Verlust des Paradieses zur Folge hatte.

Nun sieht jeder, daß die Hervorbringung des Menschen, wie sie von der Genesis geschildert wird, ein Wunder ist im naturwidrigen Sinne des Worts. Denn der Mensch ist gebildet aus Staub von der Erde und belebt durch den Odem des Lebens, den ihn Gott selbst durch die Nase eingeblasen hat; und das Weib ist aus einer Rippe des Mannes geschlagen; beides unter Aufhebung aller Gesetze natürlicher Entwickelung. Die Geschichte des Lebens im Paradies und der Verlust desselben bietet eine Reihe von solchen Wundern. Die Schwierigkeit, sich alles das wörtlich auf die berichtete Weise geschehen — sich einen wirklichen Baum zu denken des Guten und Bösen, eine wirkliche Schlange, welche das

Wort der Verführung spricht, einen wirklichen Apfel, dessen Speisung den Menschen die Augen aufmacht, und eine thatsächliche Verwandlung der bis dahin Unsterblichen in Sterbliche — diese Schwierigkeit ist so groß, daß auch gläubige Theologen hier von dem wörtlichen Sinn ab- und zum bildlichen übergegangen sind. Wir unsererseits müssen sagen: das alles können nur Symbole sein! Aber in diesen Symbolen ist eine Reihe der tiefsten Wahrheiten versinnlicht!

Wahr ist zunächst, daß der Mensch nur in den Stand der Unschuld geschaffen sein konnte! Wahr ist, daß er geprüft werden mußte!

Wenn Gott Wesen hervorbringt, die als seine Geschöpfe und Abkömmlinge ihm selbst analog sein müssen, so kann er nur wollen, daß sie in ihrer Art die höchste Vollkommenheit erreichen. Diese können sie aber nur erreichen durch Bewährung. Die höchste Vollkommenheit kann Gott dem Menschen nicht anschaffen, d. h. schenken, weil das blos beschenkte Wesen ein einseitig passives wäre und die einseitige Passivität die Vollkommenheit ausschlösse. Die höchste Vollkommenheit kann das geschaffene Wesen nur selbst erringen durch Activität, durch Erweisung seiner Kraft und Würdigkeit. Das Geschaffene muß sich bewähren, d. h. es muß das, was es unmittelbar ist, selbstwollend zu seinem Werk und damit den geschenkten Besitz erst zum wahren, selbsteigenen Besitz machen; nur dann ist es bewußt, frei, selbständig und in Selbständigkeit vollkommen! Will nun Gott in sich vollkommene Geschöpfe (und er kann keine andern wollen!), so muß er sie nothwendig in einen Stand gelangen lassen, von welchem aus ebenso das Gute wie das Böse möglich ist; und um die Entscheidung und mögliche Bewährung herbeizuführen, muß er sie prüfen.

Diese Argumentation ist unangreifbar. Ich möchte wol die Gründe kennen lernen, durch die sie widerlegt werden sollte! Die Gründe, welche gegen sie bewiesen, daß das Geschöpf seine höchste Vollkommenheit auch erreichen könnte ohne Bewährung, daß ihm also die Prüfung zu erlassen wäre!

Was nun, frag' ich zunächst die Gläubigen: Wenn wir erkennen, daß in der Erzählung der Genesis die unbestreitbare Wahrheit gelehrt ist von der Schöpfung des Menschen in ein unbewußt schuldloses Dasein und von der Prüfung — geben wir dieser Erzählung nicht ihr Recht und machen wir sie nicht aufs neue bedeutsam, aufs neue ehrwürdig? Diejenigen, die bei der Zumuthung wörtlicher Auffassung sie als einen Bericht unmöglicher Dinge ablehnen müssen, können sie jetzt als eine tiefsinnige Mythe wieder hochschätzen.

Und wenn die Wissenschaft nun darzuthun vermöchte, daß die Schöpfung des Menschen und die Prüfung des Geschaffenen vor sich gegangen ist in durchaus gesetzmäßiger Weise, d. h. das allgemeine Gesetz all-

mählicher Entwickelung in keiner Weise beeinträchtigend? Wenn sie darzuthun vermöchte, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde, d. h. als ein ihm analoges geistiges Wesen geschaffen und die Prüfung vollzogen hat während dieser gottähnlichen Geistigkeit des Geschaffenen, also vor der Entstehung des jetzigen Universums? Wenn sie nachzuweisen vermöchte, daß die jetzige Welt, mit ihren ungeheuern Uebelständen als unmittelbare Schöpfung ganz undenkbar, eben die natürliche Folge der nicht bestandenen Prüfung und des Falles ist?

Offenbar hätten wir dann einen Urstand und ein paradiesisches Leben des Menschen, einen Fall und einen Verlust des Paradieses, denen die Natur- und Geschichtsforschung nicht, wie dem alttestamentlichen in buchstäblicher Auffassung, entgegentreten müßten; die Natur und die Geschichte in ihrem jetzigen mängel- und leidvollen Zustand hätten vielmehr eine Erklärung gefunden, welche die empirische Natur- und Geschichtsforschung für sich niemals zu geben im Stande wären. Denn die Natur- und Geschichtsforschung decken zwar ein Leben auf, bewundernswürdig auf der einen, greuelvoll auf der andern Seite; aber auf die Frage, warum eben ein solches Leben? bleiben sie uns die erklärende Antwort schuldig, und müssen sie schuldig bleiben.

Die erklärende Antwort kann nur die Wissenschaft geben, zu deren Wesen es gehört, von den Wirkungen auf die Ursachen zu schließen und in Darlegung des Zusammenhangs der Dinge die gerechten Forderungen der Theologie und der Empirie gleichmäßig zu beachten.

Ist die Prüfung des Geschöpfs unvermeidlich, so muß sie ins Werk gesetzt werden. Und wird sie nicht bestanden, so muß das Unterliegende die Folgen tragen. Geht das Geschöpf nicht den kurzen Weg zur Vollkommenheit durch Bewährung, so muß es den langen gehen durch die höchst allmähliche Wiedererhebung aus dem Fall unter Greueln und Leiden. Ihm nach dem Fall diese Leiden zu erlassen und ihm die Folgen der Bewährung als Geschenk zuzutheilen, wäre in jedem Sinn unmöglich, hauptsächlich weil ein Verfahren, welches der Sünde die Strafe, der trotzenden Handlung ihre natürlichen Folgen erließe, das Geschöpf nur zur willenlosen Maschine, zum Fabrikat machen würde. Der Weg des Leidens ist der einzige, auf welchem die Ehre des Geschöpfs in und mit seiner Freiheit erhalten werden kann; er ist der einzige, auf welchem Gott den Gefallenen wieder emporleiten kann!

Allerdings, wenn erkannt wird, daß die Prüfung des Geschaffenen erfolgen mußte und nur vor der jetzigen Welt und Natur erfolgen konnte, weil diese selber bereits alle Spuren eines verkehrten, aus überwiegender Materialität zur Geistigkeit sich unendlich langsam aufreizenden Lebens an sich tragen, dann erheben sich neue Fragen, die sich auf das Wie des Geschaffenen, auf das Wie der Prüfung und des

Fallens beziehen. Wären wir aber jetzt noch nicht im Stande, darauf allgemein befriedigende Antworten zu geben, so würde der Beweis, daß es so sein müsse, dadurch nichts von seiner Kraft verlieren. Das Wie zu erforschen, ist Aufgabe der Gegenwart und Zukunft, und die forschenden Geister werden immer mehr davon in Klarheit setzen. Uns genügt die Erkenntniß, daß das Wesen, das geprüft worden und gefallen ist, ein geistiges und ein Bild Gottes war im eigentlichsten Sinn; daß nach seiner Wahl das Schicksal einer Welt von Kräften sich entschied, über die es gesetzt war; daß das gefallene Wesen mit dieser Welt von Kräften in dem jetzigen Weltall, in der jetzigen Natur und der jetzigen Menschengeschichte wiedererstanden ist und den unendlich langsamen Weg des Leidens aus dem falschen zu dem wahren Verhältniß des Geistes und der Natur oder der Materie emporgeführt wird und emporgeht.

Jedem Unbefangenen leuchtet ein, welch ein großer Schritt zur Versöhnung der Religion und der Wissenschaft geschehen wäre durch die überzeugende Darlegung einer solchen Schöpfung und Prüfung, eines solchen Nichtbestehens derselben und eines solchen Umsturzes. Der christlichen Theologie würde die buchstäblich aufzufassende Erzählung von Adam und Eva, die sie heutzutage selbst unhaltbar finden muß, genommen, statt der unmöglichen Geschichte aber die mögliche und zugleich großartigere, gotteswürdigere gegeben. Da nun die Theologie eine Prüfung und einen Fall haben muß, weil ohne diese die Erlösung unnöthig wäre, so sollte sie für ein Geschenk dankbar sein, das ihr eben in der Gegenwart sehr gelegen kommt! Die Wissenschaft dagegen, die empirische Forschung, welche Natur und Menschheit in ihren jetzigen Verhältnissen aufzudecken sucht, ohne aber sagen zu können, wie sie in diese Verhältnisse gerathen sind, sie braucht eine Erklärung der Welt, und diese Erklärung wird ihr gegeben in der rechten Lehre der Schöpfung, der Prüfung und des Falles.

Die naturwissenschaftliche Kosmologie und Geologie lehren einen Emporgang des Weltlebens von der äußersten Aeußerlichkeit zu immer größerer Innerlichkeit in beseeltern Bildungen; aber einen äußerst langsamen, unter den heftigsten Conflicten, Revolutionen und Leiden vor sich gehenden. Mit einer bewundernswürdigen Ruhe ergibt sich nun die Naturforschung darein, daß es eben so sei, und bildet sich wol auch ein, daß es überhaupt nicht anders sein könne. Indessen einer, der den Muth hat zu sagen was er denkt, hat schon erklärt, sich die Vorgänge der Erdbildung als Wirkungen eines selbstbewußten Schöpfers unmöglich denken zu können; er hat daher Gott negirt. Was aber nicht als directe Wirkung Gottes zu denken ist, das ist sehr wohl zu denken als ein Geschehen, dem Gott aus den höchsten Gründen und Zwecken seinen

Lauf läßt. Warum eben ein solches Emporgehen des Weltlebens von der äußersten Aeußerlichkeit zu immer größerer Innerlichkeit, wie es uns die naturwissenschaftlichen und historischen Disciplinen darlegen? Warum ein Emporgehen unter Störungen und Zerstörungen, unter Gewaltsamkeiten, Verbrechen und unseligen Geschicken aller Art? Weil um der höchsten Ehre des Geschaffenen, um seiner Freiheit und Selbständigkeit willen ihm dieser Weg nach dem Fall nicht erspart werden konnte! Das ist die Antwort. Und diese Antwort sollte denen unter den Empirikern willkommen sein, die an einem Gott festhalten, der doch unmöglich die Welt unmittelbar in thatsächliche Verkehrtheit geschaffen haben kann!

Die christliche Theologie hat recht mit ihren Lehren von der seufzenden Creatur und von der im Innersten verderbten, erlösungsbedürftigen Menschheit; aber den Glauben an die bestimmten Vorgänge, welche die Verderbung zur Folge gehabt haben sollen, muß sie aufgeben. Die empirische Forschung hat recht mit ihrer Darlegung eines Weltverlaufs, die sich ausschließlich auf constatirte Thatsachen stützt; aber sie muß zu der Wirkung, die sie schildert, den erklärenden Grund suchen. Der Grund ist die Nothwendigkeit der Prüfung eines Geschöpfs, an dessen Entscheidung das Schicksal einer Welt geknüpft war, und die aus den Folgen zu erkennende Thatsache, daß die Prüfung nicht bestanden worden ist.

Arthur Schopenhauer, der an mehren Punkten sehr in die Nähe dessen gekommen ist, was wir auszusprechen veranlaßt sind, bemerkt einmal nach einem tiefen Gefühl des Wirklichen: „Wenn mich etwas mit dem Alten Testament versöhnen könnte, so wär' es der Mythos vom Sündenfall. Denn in der That, dem Zustand der Strafe für ein begangenes großes Verbrechen sieht der Zustand der Welt aufs Haar ähnlich."

Ein merkwürdiges Dictum von einem so gänzlich freien Denker! Wenn ich Schopenhauer's Verdienste um die Philosophie überhaupt bedeutend finde, so ist mir in seinen Schriften besonders willkommen die Unbarmherzigkeit, womit er die ungeheuern Schäden des Weltlebens aufdeckt. Es liegt gewissen Menschen so nahe, darüber hinwegzusehen oder sich wenigstens nichts daraus zu machen! Glückliche, denen es gut geht, wollen, solange es ihnen gut geht, nichts davon wissen. Ja, Männer der Wissenschaft, die sich recht eigentlich mit den Greueln des Lebens abgeben, werden diese so gewohnt, daß sie sich die Welt ohne sie gar nicht denken können und das Allerabscheulichste ganz in der Ordnung finden, weil die Untersuchung dieses Allerabscheulichsten sie beschäftigt und diese Beschäftigung ihnen interessant ist. Gegenüber dieser Blindheit und subjectiven Täuschung ist es hochverdienstlich, daß

Schopenhauer das Greuliche auch greulich nennt und es als solches erweist mit einem wahrhaft tragischen Gefühl der Unseligkeit im Dasein. Er hat bekanntlich denjenigen, welche nur auf die wunderbare Einrichtung der Welt hinzeigen, geantwortet: die Welt sei im Grunde nur so gut eingerichtet, als ihr Bestand es nothwendig mache; wenn ihre Einrichtung noch etwas schlechter wäre, dann könnte sie gar nicht mehr bestehen! — Einseitig allerdings! Aber nothwendig gegenüber der viel verbreitetern Einseitigkeit, welche das jetzige Dasein blos bewundert und mit unglaublicher Gutmüthigkeit, wo nicht mit Servilität, auch das Schlimmste noch günstig auszulegen sich abmüht. Schopenhauer weiß dem leid- und mängelvollen Dasein blos das Nichtsein entgegenzustellen — darin hat er unrecht; denn nicht im Nichtsein soll das Dasein aufgehoben werden, sondern im vollkommenen Sein, in der harmonischen Organisation aller Kräfte des Individuums, welche das Endziel des Lebens ist. Aber indem er den wahren Zustand der Welt rückhaltlos enthüllt und sich mit den Aussprüchen der mächtigsten seiner Vorgänger verstärkt, drängt er zu jener philosophischen Erklärung hin, durch welche das Wesentliche der christlichen Lehre bestätigt wird.

Götz von Berlichingen und der fränkische Bauernkrieg.

Von

Wilhelm Genast.

Der Zweck des nachstehenden Aufsatzes, bei welchem die bekannten Werke von Zimmermann, Bensen, Oechsle 2c. nebst einer Anzahl von bereits publicirten Urkunden als Quellen gedient haben, ist kein anderer, als ein gedrängtes, möglichst anschauliches Geschichts- und Culturbild von einem der merkwürdigsten localen Abschnitte aus jener hochbewegten Zeit zu bieten, der dadurch ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt, daß hier die geistigen Triebkräfte und Strebungen des Kampfes am offensten zu Tage treten, daß hier die bedeutendsten Führer der verschiedenen Parteien persönlich wirkend eingreifen und daß hier der unheilbare Bruch der Bewegung mit allen ihr geneigten reformatorischen Elementen durch eine wahnsinnige Bluthat sowie das tragische Ende und die furchtbare Vergeltung sich vollzieht. Dieser Schauplatz des Krieges gewinnt aber noch dadurch ein neues Interesse, weil es der nämliche ist, auf den uns Goethe in seinem unsterblichen Jugendwerke führt. Wie Goethe den damals freilich noch sehr mangelhaft vorliegenden geschichtlichen Stoff benutzt und für sein Drama verwerthet hat, liegt außer den Grenzen der gegenwärtigen Darstellung, möchte aber eine besondere Beachtung verdienen.

Der Aufsatz war bereits vollendet und zum Druck bestimmt, als das durch seinen Urkundenreichthum höchst werthvolle und auch wegen seiner sonstigen Beigaben willkommene Werk des Grafen von Berlichingen-Rossach „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschien. Dem Ergebniß des Verfassers, daß Götz nur gezwungen und nachdem

er alle Mittel, sich davon los zu machen, erschöpft hatte, die wirkliche Führerschaft im Bauernkrieg übernommen, daß er seinen Einfluß so viel als möglich geltend gemacht hat, Personen und Eigenthum zu schützen und daß er auch das den Bauern gethane Gelöbniß, vier Wochen lang bei ihnen zu bleiben, buchstäblich gehalten hat — dem allen kann man gewiß nur beistimmen. Es wird dies durch eine Reihe von Thatsachen, namentlich durch Götz' Anerbieten an den Kurfürsten von der Pfalz, mit ihm wider die Bauern zu ziehen, bestätigt. Doch hat sich dies alles erst nach der weinsberger Blutthat zugetragen und läßt darum noch keinen sichern Schluß auf die frühere Gesinnung des wackern Ritters zu. Erwägt man hingegen die klägliche Ohnmacht der obersten Reichsgewalt, die durch geistliche und weltliche Fürsten immer mehr gefährdete Stellung der Ritterschaft, ihre Betheiligung an dem reformatorischen Plan Sickingen's, das persönlich nahe Verhältniß Götz' zu diesem Führer, wie nachher zu Wendel Hipler, der die Seele der Bauernbewegung war und ihr gleich hohe und patriotische Ziele zu stellen suchte, so gewinnt die noch durch mehrere unten angeführte Gründe unterstützte Annahme einen hohen Grad von innerer Glaubwürdigkeit, daß Götz der Bauernsache anfangs zugeneigt gewesen. Eine solche von Theilnahme an Anstiftung des Aufruhrs noch weit entfernte Gesinnung wirft gewiß nicht den geringsten Makel auf den ehrenhaften Charakter des treuherzigen Ritters, sie wurde von überaus vielen der edelsten Männer seines Standes und seiner Zeit, ja sogar von Martin Luther getheilt. Wer aus der Geschichte den Druck und Drang jener Zeiten kennt und ohne vorgefaßte Parteiansicht die Forderungen der Bauerschaft in ihren Artikeln und dem Reichsreformationsentwurf prüft, wird diesem Urtheil wol beipflichten. W. G.

I.

Dem Kilian von Berlichingen auf Hornberg gebar im Jahre 1481 seine Hausfrau, die aus dem Geschlecht derer von Thüngen stammte, ein Söhnlein, dem der Vorname Götz beigelegt wurde. Als Junker Götz zu seinen Jahren gekommen war, wurde er nach Niedernhall am Kocher — wo Vetter Kunz von Neuenstein ein Haus hatte — in die Schule geschickt, hielt es aber nur ein Jahr lang dort aus, „da er mehr Lust zu Pferden und Reiterei trug". Dann trat er (1494) als Knappe in die Dienste seines Vetters, des Ritters Konrad von Berlichingen, zog mit ihm auf den Reichstag nach Worms (1495), begleitete ihn auch 1497 auf den Reichstag nach Lindau; dort starb Ritter Konrad und Götz geleitete die Leiche bis nach Kloster Schönthal, wo sie im Erbbegräbniß der Berlichingen beigesetzt wurde. Um Pfingsten desselben Jahres trat Götz in den unmittelbaren Dienst des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Baireuth, machte auch mit diesem, unter Kaiser Maximilian, die Feldzüge gegen Frankreich (1498) und den Schweizerkrieg (1499) mit. Zwischen diesen beiden Feldzügen war er nur kurze Zeit in Jaxthausen bei seiner Mutter und seinen Geschwistern gewesen, da sein Vater im Sommer 1498 gestorben war.

Von nun an nahm Götz beständig an Privatfehden theil, wenn nicht Markgraf Friedrich in größern Kriegen seiner bedurfte, wie in dem

Kampf gegen Nürnberg (1502) und in dem Krieg Herzog Albrecht's IV. von München gegen Herzog Ruprecht von der Pfalz um die bairische Erbfolge (1504). In diesem Krieg, in welchem er gern auf seiten der Pfalz gewesen wäre, weil dort zwei Brüder von ihm kämpften, wurde ihm vor Landshut durch eine nürnbergische Feldschlange die rechte Hand und der halbe Arm weggeschossen. Herzog Ruprecht gestattete, daß er in Landshut sich heilen ließ.

Aus der spätern Zeit (1515) ist die Verbindung zu erwähnen, in welche Götz mit Franz von Sickingen trat, und die unentgeltliche Hülfe, welche er und viele der fränkischen Ritterschaft diesem in seinen Fehden mit Worms und dem Herzog Anton von Lothringen leisteten.

Dagegen war es Sickingen, der dem Götz ritterliches Gefängniß in Heilbronn verschaffte und ihn mit dem Schwäbischen Bunde vertrug, als Götz in Dienste des wegen der Einnahme Reutlingens geächteten Herzogs Ulrich von Würtemberg getreten und in dessen Schloß zu Möckmühl (1519) gefangen worden war.

Vor dieser Zeit, aber mitten in dem nämlichen Kriege, war auch Götz, auf Sickingen's ausdrückliches Verlangen, von der ihm anvertrauten Veste Möckmühl aus nach der Ebernburg geritten; um einer unbedeutenden Sache willen wird dieser Ritt ihm sicherlich nicht angesonnen worden sein.

Die großartigen Plane Sickingen's und seiner regsten Freunde Hartmut von Kronberg und Ulrich von Hutten gingen darauf hinaus, das Deutsche Reich dadurch wieder aufzubauen, daß man die geistlichen Herrschaften abthäte, die wachsende Unabhängigkeit der Fürsten unterdrückte und den Schwerpunkt der die kaiserliche Macht beschränkenden Reichsgewalt in die Vereinigung der Reichsritterschaft mit den Städten legte. — Hierfür galt es, die Ritterschaft und die Städte zu gewinnen, und wirklich gelang es auf einem Tage zu Landau im Frühjahre 1522, die Ritterschaften der Kreise Franken, Schwaben und Rheinland dahin zu bringen, daß sie sich auf sechs Jahre verbanden und den Franz von Sickingen zum Hauptmann wählten. Aber an der Uneinigkeit und Säumniß, mit welcher die Ritter die Ausführung vorbereiteten, an der kühlen und mistrauischen Zurückhaltung der Städte, an dem vorschnell hastigen Losschlagen Sickingen's und dem energischen Widerstande der rasch verbündeten Fürsten scheiterte der Plan. Bei der ansehnlichen Stellung, welche das Geschlecht der Berlichingen unter der fränkischen Ritterschaft einnahm — es hatten die Brüder Philipp zu Bieringen, Hans zu Scherzberg, Wolf zu Jaxthausen und die Vettern Hans Christoph zu Lentersthal, Velten zu Dörzbach und Christoffel zu Leupach ihre Burgen, Götz selbst zu Hornberg am Neckar, dicht bei dem Orte Gundelsheim; verschwägert waren sie mit den meisten andern mächtigen

Rittergeschlechtern in Frankenland, am nächsten mit denen von Thüngen, von Weiler, von Gemmingen —, bei der protestantischen Richtung dieser ganzen Ritterschaft und der persönlichen Verbindung des Götz mit Franz von Sickingen läßt sich nicht anders annehmen, als daß auch Götz an Sickingen's Planen sich betheiligt habe. Sein Groll gegen die geistlichen Fürstenthümer, namentlich gegen Bamberg, macht dies noch wahrscheinlicher.

Zum Unglück für Sickingen war aber Götz verhindert, sowol an dem Rittertage in Landau als besonders bei dem Losbruch der Bewegung sich zu betheiligen, denn er wurde erst im Laufe des Jahres 1522 seiner Haft in Heilbronn entlassen und mußte dabei den sämmtlichen Genossen des Schwäbischen Bundes Urfehde schwören. So war er genöthigt, dem Kampf und Fall seines Freundes unthätig zuzuschauen.

Schwerlich hat je ein Volk eine Zeit vollständigerer Zersetzung all seiner gesellschaftlichen Elemente, größerer selbstsüchtiger Zwietracht derselben untereinander und zugleich doch innerlichster Aufregung und feurigster Hingabe an die höchsten Aufgaben der Menschheit erlebt, als das deutsche im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Das alte Mittelreich der Christenheit und aller menschlichen Gesittung schien aus den Fugen gehen zu wollen im Kampfe seiner mächtigsten Gewalten gegeneinander um Herstellung oder Eroberung der Herrschaft; das Kaiserhaus, die Kurfürsten, die andern Fürsten und Herren, geistlich und weltlich, die Ritterschaft und das Bürgerthum in den Städten — jedes fühlte sich von allen andern eingeengt und rang um die Oberhand, ja eine neue, durch ihre Kraft und den Druck, in dem sie bisher gehalten worden war, furchtbarste Macht, die Bauerschaft, regte sich von Zeit zu Zeit, anfangs vereinzelt und noch unbewußt, aber immer gefahrdrohender, ihr natürliches Recht zu fordern. Dabei war dieses in sich gärende und zersplitterte Reich unaufhörlich den Angriffen seiner Nachbarn ausgesetzt, und daß es dennoch siegreich aus ihnen hervorging und der französische Uebermuth schließlich bei Pavia für lange Zeit gedemüthigt wurde, ist ein wunderbares Zeugniß für die unerschöpfliche Kraft unsers Volkes. Denn der Tumult dieser äußern und innern politischen und socialen Kämpfe verschwindet fast vor der religiösen Aufregung, von der man wohl behaupten kann, daß sie eines jeden sich ganz und gar bemächtigt hatte. Es war die allgemeinste Parteiung für und gegen die kirchliche Reformation, eine Spaltung nicht nach Ständen und Stämmen, sondern nach Individualitäten, darum so tief leidenschaftlich und unberechenbar wie bei keiner politischen Bewegung, die stets auf den Nutzen zielt und darum nach den Verstandesgesetzen, denen sie schließlich gehorchen muß, bemessen werden kann.

Jetzt, wo diese Zeiten uns fern genug liegen, daß der Blick von

der Höhe der Geschichte aus sie leichter überschauen kann, bleibt uns doch Eins befremdend. Die kühnen Männer von der Ritterschaft, welche ihre Standesgenossen bewogen, sich ihrer Führung anzuvertrauen und selbst vor den äußersten Gewaltthaten gegen Verfassung und Frieden des Reiches nicht zurückscheuten, vermochten es über sich, dem ihnen erbfeindlichen Bürgerthume zu gemeinschaftlicher Sache die Hand zu bieten; aber obwol sie hier zurückgewiesen wurden, dachten sie doch nicht daran, an der Bauerschaft den gewaltigsten Bundesgenossen für sich zu gewinnen. Freilich mochte nicht nur ihr adeliches Standesbewußtsein keinen solchen Gedanken in ihnen aufkommen lassen, der Bauer war rechtlos und roh geworden, seine alten Rechte in die Hände seiner Herren gekommen und diese hätten vor allem zurückerstattet werden müssen. Die Ritterschaft wollte sich aber nicht erheben, um alte Rechte aufzuopfern, sondern um neue zu gewinnen. So wird es erklärlich, daß der Brand, den Sickingen in das Reich geworfen hatte, mit ziemlich leichter Mühe ausgetilgt werden konnte, ehe er den weit bedeutendern Zündstoff ergriff, der überall und dicht daneben aufgeschichtet lag; daß nur zwei Jahre nach Sickingen's Fall, zu Johannis 1524, in der Landgrafschaft Stühlingen, am südöstlichen Abhange des Schwarzwaldes, das Landvolk, gegen den Uebermuth der Gräfin Helena sich erhebend, den furchtbarsten Aufruhr begann, der je das Deutsche Reich erschüttert hat. Anfangs blieb dieser Aufruhr auf die südwestliche Ecke Deutschlands eingeschränkt, nur allmählich griff er weiter um sich und erst mit dem Beginn des folgenden Jahres verbreitete er sich, dann aber auch mit reißender Schnelligkeit fast über das ganze Reich.

Der Bauer schlug los, weil der fürchterliche Druck und die tyrannische Willkür seiner Herren, geistlich und weltlich, geschärft durch die Last auswärtiger Kriege und die Noth der letzten Hungerjahre, ihm unerträglich geworden war, weil die große kirchliche Bewegung die verschlossenen Pforten seines dumpfen, elenden Lebens aufgestoßen und ihm den Blick eröffnet hatte in die göttliche Lauterkeit der reinen, christlichen Lehre, aber auch weil die „Schwarmgeister" der Reformation: ein Thomas Münzer, ein Andreas Bodenstein (Karlstadt), Balthasar Hubmeier, Johann Deuschlin und die ganze Zahl der von ihnen entzündeten Pfarrer und Mönche sowie die Unzahl der gleich ihnen im Lande umherziehenden namenlosen Prädicanten, den Bauer mit der trügerischen Auslegung der Bibel auf den Umsturz der socialen und Staatsverhältnisse verlockten und erhitzten.

Als Beispiel ein Münzer'sches Wort: „Fürsten, Herren und Priester sollen abgethan werden; wenn sie nicht Brüder werden wollen — getödtet oder vertrieben; alle Dinge sollen gemein sein, die Arbeit wie die Güter; Kirche und Staat geht im Reiche der Freien und Heiligen auf!"

So predigend und Flugblätter solchen Inhalts ausstreuend, zogen Münzer und alle diese Schwarmgeister schon im letzten Viertel des Jahres 1524 in Franken und Schwaben umher, am Rhein und im Schwarzwald, vom Bodensee bis ins Allgäu, und an der auflodernden Empörung konnte man die Richtung ihrer Pfade verfolgen.

Und dennoch vermochten diese religiösen Fanatiker nicht, die Bewegung in Süddeutschland nach ihren eigenen Endzielen hinzuleiten, nirgends als in Thüringen unter Münzer's persönlicher Leitung ist damals auch nur der Versuch gemacht worden, „das Reich der Freien und Heiligen" zu gründen.

Karlstadt's Reden wurden im Bauernlager vor Würzburg so misfällig aufgenommen, daß er schleunigst nach seinem Sitze in Rotenburg zurückkehrte und dort wollte man ihm kaum wieder die Thore öffnen. Der Charakter der süddeutschen, namentlich der fränkischen Bewegung, die wir hier nur vor Augen behalten, blieb ein wesentlich politischer, auf Abthun der drückenden Lasten gerichteter. Dabei wollte man auf kirchlichem Gebiete nur statt der verhaßten katholischen Geistlichkeit selbstgewählte „Pfarrer, die das Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehre und Gebot" (Art. 1 der Oberschwaben, desgleichen der Elsässer). Münzer dagegen drang auf Befreiung vom Joche des Buchstabens, nicht blos der Kirchenlehre, sondern auch der Bibel.

Wohl aber muß man annehmen, daß der religiös-sociale Fanatismus Münzer's und der Wiedertäufer den Radicalismus einer kleinern Partei im Bauernlager wenn nicht hervorgerufen, so doch genährt und großgezogen hat. Diese radicale Partei, an deren Spitze hauptsächlich Jakob Rohrbach aus Böckingen, Andreas Remy aus Zimmern und Hans Winter vom Odenwalde standen, gelangte zwar nie zur Herrschaft im Bauernheere, gab aber doch durch ihre eigenmächtigen, blutigen Thaten dem Schicksal des Aufstandes die verderbliche Wendung und machte den Plan der Führer der gemäßigten Partei, der vielleicht zum Heile des Reiches und zum vollständigen Siege der Reformation geführt haben würde, zunichte.

Ehe wir zu diesem Plane übergehen, muß des Mannes gedacht werden, der ihn gewiß schon lange in sich gehegt hatte, der klügste Anstifter und Lenker des Aufruhrs in Franken und Schwaben, die Seele des Bauernrathes, von wirklich großartigen Entwürfen und ohne Zweifel derjenige war, der den Götz von Berlichingen in die Bewegung verwickelt hat.

Wendel Hipler, von 1490 bis 1515 Kanzler der Grafen von Hohenlohe-Oehringen, kam in Rechtsstreit mit den Grafen und warf einen gewaltigen Haß auf sie. Er widmete auch der fränkischen Ritterschaft

oftmals seine Dienste und zur Zeit, als Sickingen seine Plane betrieb, finden wir ihn ganz in der Nähe als pfälzischen Landschreiber zu Neustadt an der Hardt. Im Jahre 1524 zog er in seine Heimat zurück und gewann fast unbeschränkten Einfluß auf den nachmals beliebtesten Rädelsführer der Bauern, den Schenkwirth Jörg Metzler aus Ballenberg an der Jaxt, einen Mann, der wol geliebt hatte in Saus und Braus zu leben und der deshalb in seinen Vermögensverhältnissen heruntergekommen war, dessen spätere Handlungen aber keineswegs auf Adelshaß und Fanatismus schließen lassen. Auf Hipler's Betrieb ließ Metzler am 26. März 1525 im Schüpfer Grunde den altberüchtigten Bundschuh (der mit Riemen gebundene Schuh des Bauers, während die Edelleute Stiefeln trugen) steigen und sammelte die ersten bewaffneten Zuzüge aus dem Odenwalde und dem Rotenburgischen. Hier organisirten sich die Odenwäldler; Metzler wurde zum obersten Hauptmann, Hipler zum Kanzler, Hans Reyter von Bieringen zum Schultheißen des „evangelischen Heeres" erwählt. Am 4. April brach man auf nach dem Kloster Schönthal — in dessen Gewölben das Geschlecht der Berlichingen seine Begräbnißstätte hatte — und erwartete dort den Heranzug der „schwarzen Schar" der Ostfranken unter dem heldenmüthigen Freiherrn Florian Geyer, der sich der Bauernsache mit ganzer Seele angeschlossen hatte, und der großen Haufen aus dem Neckarthale und der Grafschaft Hohenlohe, unter dem schon oben erwähnten wüsten und fanatischen Jakob Rohrbach. Wenn auch jedes dieser drei Heere seine Besonderheit für sich bewahrte, vereinigte man sich doch zu gemeinsamer Handlung, übertrug dem Metzler den Oberbefehl und setzte einen obersten Bauernrath zusammen. Hier wurde der Gang des Feldzugs bestimmt und hier trat Hipler mit seinem Plane hervor. Um diesen zu verstehen und zu würdigen, muß man sich der berühmten Artikel erinnern, in welche die gesammten Beschwerden gefaßt waren, die von den Oberschwaben ausgingen und schließlich von allen aufrührerischen Bauerschaften angenommen wurden — die radicalern Artikel der Elsässer und Franken fanden keinen Anklang. Jene oberschwäbischen Forderungen verlangten freie Wahl evangelischer Pfarrer durch die Gemeinden, Aufhebung des kleinen oder Blutzehnts (von der Viehzucht), der Leibeigenschaft, des Todfalles (Besthaupt, mortuarium), ursprüngliche Verwendung des großen oder Kornzehnts für Kirchen, Schulen und Arme, Zurückgabe des Waldes und der widerrechtlich erworbenen Wiesen und Felder an die Gemeinden, Freiheit der Jagd und Fischerei auf eigenem Grund und Boden, Milderung der Frohnen, Dienste und Gülten, unparteiische Strafrechtspflege nach altem Rechte. Es lag auf der Hand, daß durch Erfüllung dieser Forderungen gerade die Ritterschaft, unter deren unmittelbarer Botmäßigkeit der größte Theil der Bauern stand,

ihre einträglichsten Rechte verloren haben würde. Hipler's unablässiges Bestreben war es aber, die Ritterschaft für die Bauernsache zum Bundesgenossen zu gewinnen. Daher setzte er im Bauernrathe durch: es sollte eine Vereinigung der drei Stände, Ritterschaft, Städte und Bauern, stattfinden, die sämmtlichen Güter der Geistlichkeit sollten eingezogen und daraus Ritter und Städte für die Verluste, welche sie durch Einführung der Artikel erlitten, vollkommen entschädigt werden, dagegen wären sie verpflichtet, nicht nur in die evangelische Brüderschaft zu treten, sondern auch persönlich an dem Feldzuge theilzunehmen; auch sollte man einen im Krieg berühmten Rittersmann zum obersten Feldhauptmann erwählen.

Die Zustimmung des Bauernrathes hatte Hipler erlangt, er wußte aber auch, daß er bei der fränkischen Ritterschaft, mit welcher er schon seit früher in Verbindung stand, geneigtes Gehör finden würde. Besonders befreundet war er mit Götz von Berlichingen. Götz, der in seiner Lebensbeschreibung den Bauernrath immer sehr glimpflich behandelt, nennt von dessen Mitgliedern nur den Wendel Hipler: „ein feiner, geschickter Mann und Schreiber, als man ungefährlich einen im Reich finden sollt, war auch etwan ein hohenlohischer Kanzler gewesen und thaten ihm die von Hohenlohe, so viel ich wissens hab, auch nicht viel Gleichs."

Götz rühmt sich, daß er mit ihm einen Vertrag gemacht habe, daß die in ihren Dörfern Zurückgebliebenen gehorsam sein sollten. (Er meint damit die von ihm, Hipler, Heinrich Maler aus Wimpfen und dem heilbronner Rathsherrn Hans Berlin am 4. Mai entworfene „Veränderung, Ermäßigung, Suspension und Erläuterung der 12 Artikel", welche allerdings am 5. Mai von Rath und Hauptleuten angenommen wurde und dazu dienen sollte, den Eindruck der weinsberger That zu verwischen, indem sie den Besitzstand der herrschenden Stände so ziemlich aufrecht hielt; als dieses Werk aber zur Kenntniß des Heeres kam, entstand eine solche Aufregung, daß Berlin nach Heilbronn flüchtete, Hipler sich verborgen hielt und Götz nur durch das Dazwischentreten Metzler's gerettet wurde.)

Das freundschaftliche Verhältniß Hipler's zu Götz und ihr beiderseitiges Bestreben, nach dem Scheitern des Aufruhrs einander herauszuhelfen, geht auch aus den früher unbekannten Acten über den Proceß von Kurmainz gegen Götz von Berlichingen wegen Beschädigungen im Bauernkriege hervor, welche Dr. Zöpfl in Heidelberg, in einer am 22. November 1849 gehaltenen Prorectoratsrede, zum Theil bekannt gemacht hat.

In drei Briefen Hipler's an Götz bestätigt Hipler, daß nicht nur Götz, sondern auch er selbst von den Bauern zur Betheiligung an dem Aufruhr gezwungen worden sei, er habe nur im Interesse des Grafen

von Hohenlohe und anderer Reichsstände gehandelt und bittet Götz, wenn es zu Handlung und Vertrag käme, auch ihn dabei zu bedenken und einzuschließen; dagegen wollte er seine Forderung an die Grafen fallen lassen. Man sieht daraus, der Zeitgenosse hatte nicht unrecht, der von Hipler sagte: „Er ist eine Ente, die das Untertauchen versteht.“

Als das Hauptquartier der Bauern noch in Schönthal war, kam Götz, wie er selbst erzählt, auf Bitten seines in Jaxthausen, nur eine Stunde weit von Schönthal sitzenden Bruders, dahin geritten und verhandelte mit den Bauern, daß sie seinen Bruder ungefährdet ließen. Das wurde ihm bewilligt. Weiter erzählt Götz nichts. In der Untersuchung hat aber der Bauernrath Dionysius Schmid von Schwabach, allerdings peinlich befragt, aber ohne speciellen Vorhalt, ausgesagt: Götz hätte sich schon damals den Bauern angetragen; er vermöge die Edelleute zu ihnen zu bringen, denn sie seien ebenso von den Fürsten bedrängt als die Bauern. Götz hätte schon damals mit ihnen verabschiedet, wenn sie nach Gundelsheim zu seinem Hause kämen, wolle er zu ihnen kommen.

Götz und seine Brüder sollen schon damals ein Ausschreiben an die fränkische Ritterschaft erlassen haben, in vierzehn Tagen sich wohlgerüstet zu einer allgemeinen Versammlung einzufinden. — Bei diesen Einzelheilten fällt der spätere Widerruf des Dionysius Schmid nicht sehr ins Gewicht. Ein Zeitgenosse schreibt von der damaligen Stimmung der Ritterschaft, als die Bauern sich auf die Stifter und Abteien warfen: „Man sah zu und gönnte den geistlichen Herren den Ehrentrunk, da man vermeinte, sich bei ihren Kohlen zu wärmen.“

Von ganz besonderm Gewicht ist aber noch der Umstand, daß am Mittwoch nach Ostern — also am 19. April 1525 — der würtembergische Obervogt zu Schorndorf an die österreichische Regierung in Stuttgart berichtet, und dieser Bericht soll, nach Zimmermann, noch im stuttgarter Staatsarchiv vorhanden sein: „Götz von Berlichingen sei der Bauern oberster Hauptmann, wiewol man den offen nicht dafür ausgeben dürfe.“

Götz wurde aber erst am 27. April von den Bauern zum Hauptmann gewählt.

Um alle Gründe, welche dafür sprechen, daß Götz anfänglich dem Plane der Bauern sehr geneigt war und welche seine enge Verbindung mit den ersten Personen des Bauernrathes zeigen, zusammenzustellen, müssen wir noch zweierlei hierher vorausnehmen: als Götz, noch vor seiner Wahl zum Feldhauptmann, am 24. April mit dem Bauernrathe sich vertrug, hat er schon über die Kriegführung sich mit berathen und, nach der Behauptung des Dionysius Schmid, gesagt: „sie sollten dem Bischof zu Mainz ein Haus, zwei oder drei herum rucken, werd' er

sich ergeben, so kämen sie darnach desto stattlicher mit dem von Würzburg zu handen!" (Dieser Plan ist nachher vollkommen so ausgeführt worden.) Darauf hat Wendel Hipler gesagt: „Die Bischöfe werden alle abgethan!"

Ferner die Art und Weise, in welcher es bei dem gemeinen Haufen dahin gebracht worden ist (am 26. und 27. April), daß sie den Götz von Berlichingen zum Feldhauptmann wählten. Hipler brachte die Sache mehrmals vor und setzte alle Vortheile einer solchen Wahl auf das beredteste auseinander, die Bauern riefen aber: „Wir haben einen Bauernkrieg, was bedürfen wir des Adels? Den Götz von Berlichingen? Was wollen wir seiner zum Hauptmann? Er gönnt uns nichts Gutes! Warum hängt man ihn nicht an einen Baum?"

Dessenungeachtet ließ der Bauernrath nicht ab, Jörg Metzler und Hans Reyter sprachen zu dem Heere, setzten ihr ganzes Ansehen daran und brachten die Wahl noch zu Stande. Diese Anstrengungen zeigen deutlich genug, welchen Werth die Führer der gemäßigten Partei auf Götz' Wahl legten, weil sie eben sich für versichert halten durften, mit dem Götz die fränkische Ritterschaft auf ihre Seite zu bekommen und dadurch ihre reichsreformatorischen Plane verwirklichen zu können.

Der Aufstand hatte einen großartigen Umfang gewonnen, war aber nach Provinzen getrennt und es kam zu keinem planmäßigen Ineinandergreifen der verschiedenen überall noch siegreichen und beträchtlich angewachsenen Heere. Zum Widerstand rüstete damals nur der Schwäbische Bund in Ulm, der den Georg Truchseß von Waldburg zum Feldhauptmann gemacht hatte, aber die Streitkräfte waren noch sehr unbedeutend, denn fast alle einzelnen Bundesverwandten waren entweder selbst aufs höchste bedrängt oder absichtlich lässig, weil sie den Aufstand für ehrgeizige Zwecke zu benutzen trachteten. Dem vereinigten odenwald-fränkischen Heere drohte unmittelbar noch keine Gefahr, der Truchseß mußte erst manches schlagfertige Bauernheer im Allgäu, Ries, Schwarzwald, Hegau, am See und in Würtemberg besiegen, ehe er an die Franken kommen konnte.

Der fränkische Kreis war so bunt gemustert als nur irgendein Theil des großen Reichsmosaikbodens; noch bunter als die Landkarte waren aber die Fäden der verschiedenen Interessen durcheinandergeschlungen und verwirrt. Der Kreis hielt 500 Quadratmeilen. Südlich im Fürstenthum Baireuth und nordöstlich in der Markgrafschaft Kulmbach hatte Markgraf Kasimir von Brandenburg, einer der klügsten und kräftigsten, aber auch ehrgeizigsten und gewissenlosesten Fürsten seiner Zeit, ein schönes Gebiet von 140 Quadratmeilen, es war jedoch nicht zusammenhängend, und so ging des Markgrafen Streben dahin, die dazwischenliegenden Herrschaften des Klerus und der Ritterschaft sich zu

unterwerfen; dazu kam ihm der Aufstand gelegen, doch unterdrückte er ihn aufs härteste, so oft er innerhalb seiner Grenzen ausbrach. Dessenungeachtet wußte er durch eine schlaue Politik die Bauern in dem Wahn zu halten, daß er sich mit ihnen verbünden würde. Als er sah, daß ihre Sache verloren war, schlug er auf sie los und züchtigte die Besiegten grausam. Er war, wie seine Brüder, für die Reformation, vielleicht noch mehr für die Klostergüter; namentlich strebte er aber danach, daß das Bisthum Würzburg aufgehoben und sein Bruder, der Dompropst Friedrich, zum Herzog von Franken erhoben werde. Wir erinnern hierbei, daß schon ein Brandenburger mit ähnlichen Planen umging: Albrecht II., Kurfürst von Mainz, der Beschützer der Künste und Wissenschaften, und daß ein anderer Albrecht von Brandenburg, ein Bruder Kasimir's, später als Hochmeister in Preußen sich wirklich zum Herzog machte.

Mit welcher Klugheit aber Markgraf Kasimir die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke sich zu verschaffen wußte, dafür nur Ein Beispiel: um der Heerfolge seines Adels nicht mehr zu bedürfen, hob er aus Stadt- und Landgemeinden, bereits seit dem Jahre 1520, wehrhafte Männer aus, uniformirte sie in die Farben seines Hauses, schwarz und weiß, übte sie einen Monat lang im Kriegsdienst, entließ sie dann und hob an ihrer Stelle andere aus. Nicht minder berief er im Jahre 1525 zu seinem Landtage nach Ansbach freiwillig auch Vertreter des Bauernstandes und bewilligte die meisten bäuerlichen Forderungen. — Ein kleiner Markgraf zu Anfang des 16. Jahrhunderts, der inmitten des gefährlichsten Aufruhrs, vor dem Kurfürsten, Erzherzoge und fast alle Fürsten und Herren, geistlich und weltlich, sich widerstandslos beugen, den Kopf hoch oben hält, in seinen Grenzen durch kluges Gewähren und scharfes Dreinschlagen Ruhe schafft, der mit größter Gewandtheit so lange dem Anschluß an irgendeine der kämpfenden Parteien sich entzieht und beide doch bei Gutem erhält, bis er sieht, wohin der Sieg sich neigt, der dabei den Muth behält, nach einigen Kronen für sein Haus zu greifen und der Fesseln, die das veraltete Ritterthum ihm anlegt, durch die Gründung eines Volksheeres sich zu entledigen weiß: solch ein Fürst ist zwar keine fleckenlose und Begeisterung einflößende, wohl aber eine bedeutende und lehrreiche Erscheinung in der Geschichte seines Hauses wie des Reiches.

Hier also ein Drang, das Beengende, Veraltete abzustreifen, die eigene Macht auf Kosten des Rechts anderer durch Gewalt oder List zu vergrößern — aber auch ein vorurtheilsfreies Erkennen des Nothwendigen, der Gewalt oder List, zu vergrößern — Umgestaltungen, die aus dem Chaos sich entwickeln mußten, ein kühnes Vorausschreiten in diese Neuzeit. Den strengsten Gegensatz zu diesem Staate boten dicht

daneben die fränkischen Kirchenfürsten, deren territoriale Macht zwar noch bedeutend genug war, aber schon seit lange von den weltlichen Nachbarn begehrt, von dem Adel unwillig ertragen und jetzt durch die Reformation aufs gefährlichste angegriffen wurde. So thronten diese Bischöfe auf unterhöhltem Boden in verbleichendem Glanze: der von Eichstedt (dessen Gebiet 22 Quadratmeilen umfaßte), der von Bamberg (66 Quadratmeilen) — nicht mehr der geistreiche, der protestantischen Lehre zugethane Georg III. von Limburg, der Freund des edlen Hans von Schwarzenberg, sondern der finsterbigote Weigand von Redwitz — und als Centralsonne des Kreises der von Würzburg (94 Quadratmeilen), der sich Herzog in Franken nannte. Seine Vorfahren hatten es dahin gebracht, daß die mächtigen Grafengeschlechter des Kreises, mit Ausnahme der Hohenlohe und der Schenken zu Limburg, Hofdienste angenommen hatten und damit des Bisthums Vasallen geworden waren.

So war Graf Wilhelm von Henneberg Erbmarschall und Graf Georg von Wertheim Erbkämmerer des Bischofs, beide strebten nach Lösung ihrer Abhängigkeit und beide traten bald in die Brüderschaft der Bauern; der Henneberger, nachdem er sich erst vom Bischof 4000 baare Gulden zur Rüstung gegen die Bauern hatte senden lassen. Nicht zu vergessen der verhaßtesten, nur noch durch Liederlichkeit sich auszeichnenden Herren des Deutschen Ordens, die in Mergentheim ihr Deutschmeisterthum hatten und die ihre festen Schlösser den anrückenden einzelnen Bauernhaufen ohne Schwertstreich so eilig räumten, daß einst die Bauern das schon für die Ritter aufgetragene Mittagsmahl lustig verschmausen konnten. Dazwischen lagen die kleinern Reichsstädte Rotenburg, Windsheim, Schweinfurt und Weissenburg, nur frei dem Namen nach, jeder Gewalt sich beugend, inmitten aber die Perle der deutschen Binnenstädte, das durch Kunst, Gewerbfleiß und Handel blühende, durch weises Regiment wohlberathene und durch tüchtigen, freien Bürgersinn hochgewaltige Nürnberg, ein Bollwerk der lautern Reformation, das dem Aufruhr wie der Verfolgungssucht seine Thore verschloß und nach dem endlichen Siege der Fürsten und Herren ihrer nimmersatten Rache halt gebot.

Denken wir nun noch die in sechs Bezirke getheilte, von den größern Herren um ihrer Unabhängigkeit willen, von den Städten wegen ihrer Raubluft bedrängte, faustgewaltige, fehdelustige, aber zersplitterte Reichsritterschaft hinzu und vergegenwärtigen wir uns den über die Grenze langenden Einfluß der mächtigen Nachbarn Kurmainz (in Aschaffenburg), Kurpfalz und Oesterreich in dem von seinem vertriebenen Herzoge stets beunruhigten Würtemberg: so haben wir den ungefähren Abriß der gegeneinander kämpfenden Interessen in einem buntgemusterten Kreise des Deutschen Reichs zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Der Plan des evangelischen Heeres war diesen Verhältnissen genau angepaßt.

Im nördlichen Franken hatten bereits fünf andere Bauernhaufen sich gebildet, zum großen Bildhäuserbunde sich vereinigt und den kriegserfahrenen Hans Schnabel zum obersten Hauptmann gewählt. Dieses Heer war beträchtlich genug, den Grafen Henneberg und die Stadt Meiningen zu unterwerfen und den unsichern Markgrafen Kasimir wenigstens in Schach zu halten. In der Stadt und dem Bisthum Bamberg war der Aufstand gleichfalls gesondert ausgebrochen, aber so mächtig, daß selbst der zähe Bischof Weigand keinen andern Ausweg sah, als am 15. April den ihm gestellten harten Bedingungen sich zu unterwerfen; währenddeß und trotzdem wurden alle Klöster und Schlösser von der Bauerschaft abgethan. Da nun die Neutralität Kasimir's und Nürnbergs für jetzt noch anerkannt werden mußte, die übrigen freien Städte aber schon in die Bewegung hineingezogen worden waren und ihr Beitritt sich von selbst verstand, so beschränkte sich die Aufgabe des evangelischen Heeres auf die Unterwerfung der Hohenlohe und einiger anderer Grafen, der Deutschherren, der angrenzenden kurmainzischen Lande und vor allem Würzburgs, sowol des Bisthums als der Stadt und besonders der als Festung berühmten Residenz, des Frauenberges. — Vom Kurfürsten von der Pfalz war vorderhand nichts zu besorgen, er hatte mit dem Aufruhr in seinem Rheinlande genug zu thun und suchte durch Bewilligung aller Forderungen ihn zu stillen.

In kürzester Frist schwuren die Grafen Hohenlohe und Löwenstein gezwungen und Graf Wertheim, der sich gern zwingen ließ, zum Bunde, die Deutschherren verschwanden und das Bauernheer wollte nur noch, um im Süden eine Reihe fester Städte zu haben, ohne sich dabei innerhalb der Grenzen des fränkischen Reiches zu halten, Weinsberg, Neckarsulm und hauptsächlich die ansehnliche Reichsstadt Heilbronn zu sich bringen; dann sollte — wie Götz gerathen hatte — Kurmainz in den Bund gezwungen und zuletzt mit aller Macht Würzburg angegriffen werden.

Auf dem Schlosse zu Weinsberg saß als kaiserlicher Obervogt Graf Ludwig Helfrich von Helfenstein, seit fünf Jahren vermählt mit Margarethe von Edelsheim, einer natürlichen Tochter Kaiser Maximilian's und darum der treueste Anhänger des Hauses Oesterreich. Er hatte schon im März desselben Jahres den Einfall des vertriebenen Herzogs Ulrich dadurch vereitelt, daß er, ihm zuvorkommend, sich mit Kriegsvolk nach Stuttgart geworfen hatte. Dies schlug jetzt zu des Grafen Verderben aus, denn Herzog Ulrich war seitdem mit den Bauern in Verbindung getreten und zählte, namentlich unter der extremen Partei, viele Anhänger. Der Graf befand sich mit vielen würtembergischen Edeln,

die der österreichischen Regierung anhingen, in Stuttgart und man hatte beschlossen, 1000 Fußknechte anzuwerben, deren Oberst der Graf werden sollte. Als aber das Bauernheer so plötzlich heranzog, eilte der Graf mit 70 Rittern und Knechten am 12. April nach Weinsberg zurück und stach auf diesem Wege vereinzelte bewaffnete Bauerntrupps zusammen. Das Bauernheer hatte es zuerst auf Neckarsulm abgesehen, forderte aber doch im Vorüberziehen den Grafen auf, in die christliche Brüderschaft einzutreten (14. April), der Graf unterhandelte zwar, fiel aber dessenungeachtet — wie er sich selbst in einem noch vorhandenen Schreiben rühmt — über den zerstreuten Nachtrab der Bauern her und that ihnen allen möglichen Abbruch. Das verursachte eine große Erbitterung, die sich zur Wuth steigerte, als die Nachricht ankam, daß der Truchseß an der Donau den Kampf eröffnet, bei Leipheim dem dortigen Bauernhaufen eine blutige Niederlage beigebracht und den gefangenen Pfarrer Jakob Wehe nebst andern Führern hingerichtet habe (4. und 5. April). Dessenungeachtet wurde noch ein Ultimatum nach Weinsberg an die Bürgerschaft und die Ritter gesendet; der Graf antwortete trotzig und bedrohte seine Hintersassen aus dem weinsberger Thale, daß er ihre Dörfer verbrennen würde, wenn sie sich nicht von dem Bauernheere trennten. Nun wurde, am Abend des 15. April, zu Neckarsulm, der Sturm auf Weinsberg beschlossen und am Morgen des Ostersonntags ausgeführt. Florian Geyer stürmte das Schloß, Jakob Rohrbach die Stadt, nachdem Dietrich von Weiler die Aufforderung zur Uebergabe dadurch beantwortet, daß er einen der Herolde hatte niederschießen lassen. Vormittags 10 Uhr waren die Bauern Herren von Schloß und Stadt; die Bürger hatten sich zuletzt noch auf seiten der Bauern geschlagen und ihnen ein paar Thore geöffnet. Die Ritter und Reisigen flohen nach dem Kirchhof, von da in die Kirche, endlich auf den Thurm. Auf dem Kirchhofe fielen Sebastian von Ow, Eberhard Sturmfeder, Rudolf von Eltershofen, der junge Dietrich von Weiler; in der Kirche wurden die meisten Reisigen erschlagen; der alte Dietrich von Weiler, der vom Kirchthurm herab unterhandeln wollte und 30000 Gulden Lösegeld bot, wurde herabgeschossen, der Thurm erstürmt und in der ersten Wuth der Forstmeister Leonhard Schmelz und einige andere Ritter hinuntergestürzt. Georg Metzler und Andreas Remy kamen noch zeitig genug, weiteres Morden zu verhindern; 14 Ritter (Graf Ludwig, ein Schenk von Winterstetten, ein Ehingen, zwei Neuhausen, ein Westerstetten, Bernhausen, Höpfigheim, Riepingen, Hirnheim, Helfenberg, Kaltenthal und zwei Gemmingen) und einige Diener und Knechte wurden gefangen der Obhut Jakob Rohrbach's übergeben, der den Sturm auf die Stadt befehligt hatte. Schon beim Gefecht war gerufen worden: „Jagt sie alle durch die Spieße!“ Als die Gefangenen über den Kirchhof

geführt wurden, stieß ein Bauer den Grafen mit der Hellebarde in die rechte Seite, ein anderer verwundete den Georg von Kaltenthal am Kopf. Jetzt hatten die Hauptleute alle Hände voll zu thun, der große Haufen wollte die eroberte Stadt plündern, mit Mühe wurde es dahin gebracht, daß man mit Plünderung des Schlosses und der Häuser einiger Adelsfreunde (des Kellers, Schultheißen, Stadtschreibers und Bürgermeisters) sowie der Wohnungen der Geistlichkeit sich begnügte. Das war nun ein Geschäft, dem die gierigen Bäuerlein mit Leib und Seele sich widmeten und als die Zeit ihrer Herrlichkeit schon längst vorbei war, erinnerten sie sich immer noch, trotz Kerker und Folter, mit Wohlgefallen an das, was der und jener an Silber- und Zinngeräth, Ringen und Kleinodien, seidenen Decken und Gewanden, Hausrath, Leinwand und baarem Gelde auf dem reichen Grafenschlosse erbeutet hatte. Andere saßen in den Wirthshäusern zum Rößle und zum Stärlen, nahmen einen tüchtigen Morgenimbiß und zechten wacker nach der sauern und gefährlichen Arbeit des Sturmes in Siegesfreude, denn wenn die gute Stadt Weinsberg auch der Plünderung entgangen war, so mußte sie doch als Unterpfand ihrer bäuerlichen Gesinnung Keller und Speisegewölbe öffnen. Die Räthe und Hauptleute der Bauern mußten aber ihre schon zu Neckarsulm begonnenen Berathungen schleunig wieder aufnehmen; es kam jetzt darauf an, wie der Sieg benutzt werden sollte. Darin waren sie einig: „Alle Klöster müssen abgethan werden und die Mönche mögen hacken und reuten wie Bauern."

Ein Theil wollte aber auch, „daß alle festen Häuser ausgebrannt würden und der Edelmann gleich dem Bauer nicht mehr denn eine Thür habe".

Dem entgegen setzten Wendel Hipler und Metzler den Beschluß durch, „daß der Adel auf freundlicherm Wege zu den Bauern gebracht und durch Säcularisation der Kirchengüter für Aufgabe seiner die Bauern drückenden Rechte entschädigt werden müsse".

Es wurde auch beschlossen, nunmehr in Kürze das Heer zur Wahl des Götz von Berlichingen zu bestimmen, weil er die Edelleute zu ihnen zu bringen vermöchte. Sie achteten nicht darauf, daß ihre Versammlung nicht vollzählig war und daß gerade diejenigen Führer fehlten, deren unbändiger Wildheit keiner der gemachten Vorschläge und gefaßten Beschlüsse genügt haben würde.

Jakob Rohrbach, Andreas Remy, Hans Winter vom Odenwalde fehlten im Bauernrathe, hielten aber in der Mühle am Unterthor mit ihren entschlossensten Anhängern einen Sonderrath, dessen Beschluß dahin ging: „dem Adel ein sonderbar Entsetzen und eine Furcht einzujagen jetzt und künftig wolle man keinen Herrn, keinen vom Adel und keinen

Reisigen leben lassen, sondern sie alle erstechen; welcher einen solchen als Gefangenen annähme, den solle man selbst niederstechen."

In derselben Mühle hatten mitleidige Weiber einen jungen Knecht Dietrich Weiler's, Marx Hengstein, verborgen, um ihn zu retten; von seinem Versteck aus konnte er diese Berathung mit anhören, er entkam dann nach Stuttgart und brachte der österreichischen Regierung die erste Nachricht.

Rohrbach mochte die seiner Obhut anvertrauten 18 Gefangenen ganz in der Nähe haben. Er ließ sie augenblicklich — vormittags $10^1/_2$ Uhr, eine halbe Stunde nach Beendigung des Gefechts — auf eine Wiese vor dem Unterthore führen, dort in den Ring treten und ihnen verkündigen, daß sie durch die Spieße gejagt werden sollten — eine alte Strafe, die nur bei Knechten, welche sich ehrlos gemacht hatten, angewendet wurde, weshalb ein Zeitgenosse schreibt: „Dem Adel zu Schand und Spott, als ob sie wider Ehre gehandelt hätten."

Die mitgefangene Gräfin hatte ihr zweijähriges Söhnlein Maximilian auf den Armen, sie warf sich vor Rohrbach und den andern Führern auf die Knie, hielt ihr Kind ihnen entgegen und bat um ihres Gatten Leben. Der Graf bot eine Lösung von 30000 Gulden, doch die Blutgierigen riefen: „Und gäbst du uns zwei Tonnen Goldes, so müßtest du doch sterben!"

Die Gräfin aber stießen sie zurück und einer stach das kleine Herrlein auf ihrem Arme mit dem Spieße auf die Brust, daß es zeitlebens die Narbe behielt. Rohrbach gab Befehl und Hans Winter ließ die Leute eine Gasse bilden. Unter Trommelwirbel wurde der erste zur Gasse geführt, hineingestoßen und sogleich von den Spießen der Bauern hingestreckt, es war der Knecht des Schenken Konrad von Winterstetten. Dann kam der Schenk selbst an die Reihe, zu dritt Graf Helfenstein. Jakob Lentz, ein in Rom geweihter Priester, Pfarrverweser zu Winzenhofen und jetzt Feldschreiber der Bauern, hörte des Grafen Beichte und empfing seinen Rosenkranz, dann führten Urban Metzger und Klaus Schmid's Sohn den Grafen vor die Gasse; Melchior Nonnenmacher, ein Pfeifer von Ilsfeld, der die Zinke blies, früher Helfenstein's Gunst besessen und ihm oft Tafelmusik gemacht hatte, später aber seines Dienstes entlassen worden war, trat hinzu, nahm des Grafen Federhut, setzte ihn auf und sagte: „Das hast du nun lange genug gehabt, ich will auch einmal ein Graf sein!" Dann fuhr er fort: „Habe ich dir einst lange genug zu Tanz und Tafel gepfiffen, so will ich dir jetzt erst den rechten Tanz pfeifen!"

So schritt er, lustig die Zinke blasend, vor ihm her bis an die Gasse. Von Urban Metzger wurde der Graf gegen die Spieße gestoßen und stürzte durchbohrt beim dritten Schritte.

Dann kam des Grafen Knappe Bleiberger, dann sein Hausnarr, dann ein Ritter nach dem andern an die Reihe; die jungen Reiterknaben wurden mit den Spießen in die Höhe gehoben und in der Luft ermordet.

Die viehische Roheit wuchs mit der Menge des vergossenen Blutes, die Rufe der Rache: „Du hast mir über meinen Samen geritten! Du hast mir das Schwert über den Kopf geschlagen!" verstummten, als Aug' und Ohr der Opfer geschlossen waren, aber an den Leichen wurden noch unsagliche Greuel verübt. Rohrbach legte die Kleidung des Grafen an, trat vor die Gräfin und sagte: „Frau, wie gefall' ich Euch nun in der damastnen Schaube?"

Geschmeide und Kleider raubte man der unglückseligen Frau, setzte sie mit ihrem Kinde und ihrer Dienerin auf einen Mistwagen, rief ihr höhnend zu: „In einem goldenen Wagen bist du in Weinsberg eingefahren, in einem Mistwagen fährst du hinaus!" und schickte sie nach Heilbronn. Sie war ergeben genug, den Spöttern noch zu erwidern: „Ich habe viele Sünden; Christus mein Herr ist auch am Palmtage unter dem Jubel des Volkes eingezogen und bald darauf hat er Spott und Kreuz leiden müssen, nicht um seiner, sondern um anderer Sünden willen; der tröste mich!"

Von Heilbronn zog sie nach Lüttich zu ihrem Bruder, dem Fürstbischof Georg von Oesterreich; sie starb nach zwölf Jahren; ihr Sohn widmete sich, nach dem Gelübde der Mutter, das sie an dem Unglückstage gethan hatte, der Kirche.

Literatur und Kunst.

Aus der Zeit der Befreiungskriege.

Bei Franz Duncker in Berlin sind gleichzeitig zwei Schriftchen erschienen, welche, wie verschieden übrigens nach Inhalt und Richtung, doch darin übereinstimmen, daß sie uns die Zeit der Befreiungskriege — eine Zeit also, in die wir uns niemals lebhaft genug zurückversetzen können, weil das ganze Heil unserer Zukunft darin liegt, daß der Geist derselben noch einmal in uns wach wird —, mit besonderer Deutlichkeit ins Gedächtniß rufen: „Der Unteroffizier im Regiment Colberg Sophia Dorothea Friederike Krüger, Ritter des Eisernen Kreuzes und des russischen Georgenordens, aus Friedland in Mecklenburg-Strelitz. Keine Novelle, sondern ein Lebensbild, nach Urkunden gezeichnet von Heinrich Arminius Riemann, Pastor zu Friedland, Ritter des Eisernen Kreuzes", und „Landwehrmann Krille. Eine Erzählung von Franz Fr. Ziegler, Verfasser des «Nondum»."

Die Heldin des erstgenannten Büchleins gehört zu jenem — wie der Verfasser sich ausdrückt — „weiblichen Vierkleeblatt“, welches sich durch seine unmittelbare persönliche Betheiligung an den kriegerischen Ereignissen jener Zeit unsterblich gemacht hat: es waren außer Friederike — oder wie sie gewöhnlich, sogar in officiellen Documenten, aber dennoch irrthümlich genannt wird: Auguste — Krüger, Johanna Stegen, das „Mädchen von Lüneburg“, das während des Gefechtes bei obengenannter Stadt am 2. April 1813, mitten im Kugelregen, des Kreuzfeuers von Freund und Feind nicht achtend, die Patrontaschen der gefallenen Franzosen leerte und sie den preußischen Füsilieren zutrug, die sich verschossen hatten. Ferner Eleonora Prochaska, die, als Jäger in das Lützow'sche Corps eingetreten, im Gefecht an der Görde den Heldentod starb, und die Chirurgenfrau Karoline Weiß. Alle vier — eine Bemerkung, die allerdings sehr nahe liegt, dennoch aber, soviel uns bekannt, noch nicht gemacht worden ist und die daher hier eine Stelle finden mag — gehörten den sogenannten niedern Ständen an; so glänzend die Geschichte unserer Freiheitskriege auch ist und so herrlich weiblicher Muth und weibliche Standhaftigkeit sich darin bewährt haben, eine Gräfin Plater — man erinnert sich des Namens aus der Geschichte der polnischen Revolution von 1830 — die das Schloß ihrer Väter verläßt, um sich persönlich an die Spitze eines von ihr geworbenen Reiterregiments zu stellen, und die mit demselben alle Gefahren des Krieges theilt, bis sie endlich, von Anstrengungen und Wunden erschöpft, ihr junges Leben aushaucht, haben wir bei alledem nicht aufzuweisen. Doch soll den deutschen Frauen damit kein Vorwurf gemacht werden, im Gegentheil, wir rechnen es ihnen zum Verdienst, daß sie, mit wenigen vereinzelten Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, selbst mitten in jener gewaltigen Zeit die Schranken ihres Geschlechts aufrecht erhalten und, statt einer wilden Abenteurerlust zu folgen, gegen welche Natur und Sitte sich gleichmäßig auflehnen, in der Pflege der Kranken, am Schmerzenslager der Verwundeten, sowie überhaupt in Werken der Milde und Barmherzigkeit den ihnen zukommenden Beruf erkannt und festgehalten haben. Aber an Versuchen, sie diesem Berufe untreu zu machen, hat es auch damals nicht gefehlt; wie Friedrich Förster in seinem bekannten Geschichtswerk berichtet, erschien im Mai 1813 in dem von Kotzebue redigirten „Volksblatt“ ein Aufruf, in welchem die deutschen Frauen zur Bildung eines Amazonenregiments, das den Namen der „weißen Legion“ führen sollte, aufgefordert werden. Derselbe war jedoch, wie die gänzliche Erfolglosigkeit zeigte, nur der thörichte Einfall eines einzelnen verbrannten Kopfes und wurde von den Frauen selbst mit verdientem Spott zurückgewiesen. Jedenfalls haben jene vier Frauen nichts davon gewußt, vielmehr ist der Entschluß, sich persönlich in das Kriegsgetümmel zu stürzen, in allen vieren durchaus selbständig, ohne irgendwelche fremde Einwirkung entstanden; es war der instinctive Ausdruck einer Begeisterung, welche gleich einer dämonisch wirkenden Naturkraft alle Herzen erfaßte und fortriß. Diese Naturkraft mußte sich offenbar da am nachdrücklichsten geltend machen, wo Bildung und gesellschaftliche Sitte den wenigsten Widerstand leisteten. Das unbefangene naive Gemüth der „Frau aus dem Volke“ war der einzig mögliche Boden für eine Erscheinung, die, wie erhaben und denkwürdig, immerhin eine Abnormität bleibt, ein Wider-

spruch gegen Natur und Sitte, und die daher auch niemals als Muster aufgestellt werden darf.

Doch kehren wir zu dem obengenannten Schriftchen zurück. Der Verfasser, selbst ein Veteran der Befreiungskriege — es ist, soviel wir wissen, derselbe, der sich als Mitbegründer der jenaischen Burschenschaft einen Namen gemacht —, hat mit großem Fleiß die äußern Daten zur Lebensgeschichte der Heldin gesammelt, Namen und Jahreszahlen sind festgestellt, zum Theil von Irrthümern gereinigt und auch übrigens alles Thatsächliche, soviel sich davon jetzt noch zusammenbringen ließ, mit Sorgfalt aneinandergereiht worden. Die Ausbeute ist freilich bei alledem nicht besonders groß; nachdem Friederike den Soldatenrock ausgezogen, wurde sie wieder — und dies ist vielleicht das rühmlichste Zeugniß, das sie sich selbst ausstellen konnte — was sie vorher gewesen, ein „Weib aus dem Volke". Als solches hat sie in engbegrenzter Häuslichkeit des Lebens Last und Noth getragen und dies ist denn allerdings kein Stoff, an dem ein Biograph zum Künstler werden kann. Friederike Krüger war 1789 zu Friedland in Mecklenburg als Tochter eines Ackerbürgers geboren. Nachdem sie einige Jahre in verschiedenen Häusern der Stadt gedient, auch eine Zeit lang nach dem Tode der Mutter der väterlichen Wirthschaft vorgestanden, begab sie sich 1812 nach Anklam, um daselbst die Schneiderei zu erlernen. Hier war es, wo die Nachricht vom Aufruf des Königs vom 3. Februar 1813 sie erreichte. „Mein Entschluß", so erzählt sie selbst, „war schon längst reif, mitzuwirken, wenn der Tag käme, an dem die Fremdlinge vertrieben werden sollten. So wurde er denn zur That. Ich überlegte, wie ich es anzufangen hätte, ohne Aufsehen das Haus zu verlassen und zu den einberufenen Beurlaubten und den Rekruten, die sich scharenweise sammelten, zu kommen. Als die Frau Lemcke mich zufällig bei dem Anfertigen männlicher Kleidungsstücke traf, gab ich vor, daß ich diese meinem jüngern Bruder, der meine Größe habe, schenken wolle. Als ich alles vorbereitet hatte, schnitt ich mir mein langes Haar ab, verließ in männlicher Kleidung unter Zurücklassung meiner übrigen Habseligkeiten in der Dunkelheit der Nacht das Lemcke'sche Haus und ging nach Jasenitz, einem großen Dorfe an der Mündung der Oder in das Haff, wo sich die Einberufenen sammelten. Hier gab ich mich für einen Schneider aus, wurde angenommen und zum Reservebataillon des kolbergischen Regiments nach Stettin geschickt, wo ich einexercirt wurde." (S. 15.) — Wie es scheint, haben ihre Vorgesetzten ihr Geschlecht gleich anfangs erkannt, wenigstens erwähnt der General von Borstell in einem ihr später ausgestellten höchst rühmlichen Atteste, daß er ihre Annahme als Soldat anfangs „pflichtmäßig verweigert" und „nur ungern zugebilligt". Mit dem kolbergischen Regiment nahm sie nun an sämmtlichen Waffenthaten theil, durch welche dasselbe sich einen so glorreichen Namen in der Kriegsgeschichte jener Zeit bereitet hat, sie focht namentlich mit bei Groß-Beeren, bei Dennewitz, wo sie verwundet und zum Unteroffizier befördert wurde, in dem holländischen Festungskriege sowie zuletzt noch im Jahre funfzehn bei Leipzig. Zum Ordensfest im Januar 1816 hatte der König sie persönlich nach Berlin eingeladen; bei dieser Gelegenheit erregte sie die Theilnahme eines bisherigen Kameraden, eines Unteroffiziers Köhler vom Gardeulanen-Regiment, in solchem Grade, daß er gleich folgenden Tages

um ihre Hand anhielt, die ihm auch nicht verweigert ward. Köhler erhielt eine Anstellung als Grenzaufseher zu Lychen in der Ukermark, wo das Ehepaar nun ein stilles kleinbürgerliches Leben führte. Die Frau starb im Mai 1818 und wenige Jahre später folgte auch der Mann; von den vier Kindern, welche der Ehe entsprossen, sind gegenwärtig noch zwei am Leben, darunter ein Sohn, der als Steuerrevisor zu Wittenberge an der Elbe lebt und dem der Verfasser die Mehrzahl der Actenstücke zu verdanken hat, auf die er sich bei Ausarbeitung seines Schriftchens gestützt. In Friedland selbst ist auf Veranlassung der funfzigjährigen Jubelfeier der Befreiungskriege dem „Heldenmädchen" ein Denkmal errichtet, bestehend aus einer ehernen Tafel, welche, Namen und Lebensangaben enthaltend, an dem Hause angebracht ist, in welchem Friederike Krüger einst zur Welt kam.

Zu dieser Frau aus dem Volke erhalten wir nun in „Landwehrmann Krille" das richtige Gegenstück, nämlich den Mann aus dem Volke. Die Glanzseite der Befreiungskriege ist oft genug hervorgehoben worden. Hier zeigt der Verfasser uns in einem erschütternden Lebensbilde, wie viel Blut und Schweiß an den Lorbern haftete, mit denen die Stirn des Vaterlands damals gekrönt ward, und welche schweren und doch wie schlecht gelohnten Opfer von jedem einzelnen gefordert wurden, damit das Ganze gerettet werde. Es ist nur die Geschichte eines schlichten märkischen Landmannes, eines Mannes, wie es deren unzählige gibt und wie auch damals unzählige Gut und Blut hingegeben haben, ohne daß irgendeiner ihrer gedenkt. Aber gerade in diesem engen Rahmen wird die Größe der Opfer, welche gebracht wurden, um so fühlbarer; diese einfachen Menschen hatten nichts als ihr Leben und die Kraft ihrer Arme, sie ließen Weib und Kind hungernd zurück und als sie endlich selbst wieder nach Hause kamen, da war Noth und Drangsa der ganze Lohn, der ihnen zutheil ward. Und doch haben sie auf einen ungleich höhern Anspruch; die allgemeine Opferwilligkeit, mit welcher das Volk damals dem Rufe des Vaterlands folgte, hat, wie der Verfasser mit treffenden Worten ausführt, jedem, auch dem Aermsten und Niedrigsten, einen Anspruch auf Entwickelung seines Rechtszustandes gegeben. „Von Krille bis zu den jüngsten Kämpfern und begeisterten Vertretern dieser Volksrechte", sagt der Verfasser, „geht eine Kette; ihr Thun ist aus demselben Geiste entsprossen, soweit auch ihre Zeit und ihr Kampffeld auseinander zu liegen scheinen. Ein jeder wird besteuert nach Vermögen, ein jeder, und wäre er noch so gering, hat einzustehen an seiner kleinen Stelle, wie der arme Landwehrmann, und sollte er auch so viel Leid tragen müssen wie dieser. Sein Beispiel kann als Aufmunterung zur Stärke gereichen." — Möge das Büchlein denn diesen seinen Zweck bei recht vielen erreichen; der Verfasser hat darin nicht nur jenen Patriotismus, den wir alle seit Jahren an ihm kennen und schätzen, sondern auch eine seltene Kraft poetischer Darstellungsgabe bewährt; namentlich in der Charakteristik des alten knorrigen Landwehrmanns verräth jeder Zug eine überraschende Kenntniß des menschlichen Herzens, und auch die Ausführung ist von einer Kraft und Sicherheit, welche dem plastischen Talent des Verfassers das glänzendste Zeugniß ausstellt. R. P.

Neue plattdeutsche Gedichte.

Den Lesern plattdeutscher Poesie und Prosa, die durch Klaus Groth's und Fritz Reuter's Schriften in ganz Deutschland so zahlreich geworden sind, legt sich unter dem Titel: „Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt von Boysen van Rienkarken“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) ein neuer sehr beachtenswerther Band lyrischer Gedichte in der Mundart des holsteinischen Volksstammes der Ditmarsen vor. Die niederdeutschen Dialekte bieten gerade für die Behandlung lyrischer Stoffe eigenthümliche Schwierigkeiten, die der Verfasser größtentheils mit Geschick überwunden hat. Der Kenner der Groth'schen Poesien wird in der Form bald das Studium und zum Theil die Nachahmung dieses Dichters herausfinden, zumal da der Dialekt derselbe ist. Wir sind weit davon entfernt, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen, glauben vielmehr, daß durch Anschließen und Anknüpfen an bedeutende Muster am sichersten und besten eine Norm für den poetischen Sprachgebrauch geschaffen wird, die wir auch für die dialektische Poesie für unerlaßlich halten. In Bezug hierauf möchten wir den Verfasser auf zweierlei aufmerksam machen. Es finden sich in den Gedichten manche Ausdrücke, die auch das Sprachgefühl eines Plattdeutschen in dem Zusammenhange, in welchem sie stehen, für unedel erklären wird. Wenn z. B. ein Mädchen von dem ihr zürnenden Geliebten sagt (S. 31):

Hee is nu dull,
dat brikt mi rein dat Hart,

so erscheint das gegenüber dem Groth'schen „Ik wer je ni bös, awer sä doch keen Wort“, als niedrig; und wenn der erzürnte König Christian zu einem Bauer sagt (S. 252) „Hund! noch en groote Snuut!“, so dürfte selbst der ditmarser Bauer zu solcher Sprache den Kopf schütteln. Der zweite Punkt ist das starke Hervortreten des Dialekts in der häufigen Anwendung specifisch ditmarsischer Wörter und Wendungen, eine gewisse Temperirung der landschaftlichen Eigenthümlichkeit wäre wünschenswerth, zumal da hier das angefügte Wortverzeichniß für den hochdeutschen Leser nicht immer ausreicht und selbst den in andern plattdeutschen Gegenden Geborenen zuweilen in Stich läßt. Doch betreffen diese Ausstellungen nur Einzelheiten. In einer so reichen Sammlung wie die vorliegende laufen immer einige schwächere und unbedeutendere mit unter, aber sehr viele der kleinen Gedichte sind in Form und Inhalt gleich ansprechend. Besonders gut gelingen dem Verfasser Schilderungen der Natur Ditmarschens, z. B. des Moors und des Verirrens darin, und an vielen Stellen des Meeres mit seinen ewig wechselnden Erscheinungen. Zu den gelungensten Stücken zählen wir die Darstellung alter Sagen, z. B. (S. 156) die vom versunkenen Rungholt, vom Kampf der Ditmarsen mit dem Grafen Geert, und die Schilderung des ditmarscher Stammes, anknüpfend an die Worte, irren wir nicht, des Neocorus

Ditmarschers schœlen Buern siin,
It mœgen wesen Herrn

mit dem Schluß

Ditmarschers mœgen Herren wesn,
Bliiwt leewer Buern doch,

Sünd sünner Mukjen und Gestzn
Am besten soo sær Toch.

Jedenfalls hat der plattdeutsche Sprachschatz durch Boysen's Gedichte eine sehr dankens- und schätzenswerthe Bereicherung erfahren; kein Sprachforscher, kein Germanist sollte versäumen, sich damit bekannt zu machen.

Notiz.

Aus Berlin wird der daselbst am 11. Mai erfolgte Tod des Entdeckungsreisenden Sir Robert Schomburgk gemeldet. Ein älterer Bruder jenes Otto Schomburgk, der, seinen Freunden noch jetzt unvergeßlich, in den vierziger Jahren in Berlin durch seine politische und literarische Wirksamkeit, namentlich bei Gründung des berliner Handwerkervereins, sich einen allgemein geschätzten Namen bereitete, und der dann nach dem Scheitern der Maierhebung nach Adelaide auswanderte, wo er auf der von ihm begründeten Colonie Bruchsfelde vor einigen Jahren von einem vorzeitigen Tode dahingerafft ward, war der Verewigte 1804 zu Freiburg a. d. U. als der Sohn eines dortigen Predigers geboren. Er selbst widmete sich in Naumburg dem Kaufmannsstande und ging dann nach Nordamerika, um daselbst ein Handelsgeschäft zu errichten. Dasselbe misglückte jedoch, und Schomburgk, der sich inzwischen nach Westindien begeben hatte, sah sich längere Zeit hindurch den schwersten Bedrängnissen preisgegeben. Allein gerade inmitten dieser Entbehrungen und Kämpfe entwickelte sich sein Forschergeist. Eine geographische Aufnahme und Beschreibung der Insel Anegada, bei welcher er keine andern Hülfsmittel gehabt hatte als allein sein Talent und seinen Eifer, erregte nicht nur die Aufmerksamkeit der Geographischen Gesellschaft in London, der Schomburgk seine Arbeit vorlegte, sondern verschaffte ihm auch die thätige Unterstützung wohlwollender und einflußreicher Gönner. Durch sie erhielt Schomburgk die Mittel zu einer größern wissenschaftlichen Expedition; dieselbe war nach dem britischen Guiana gerichtet, das damals noch fast unbekannt war. Diese Expedition beschäftigte Schomburgk volle vier Jahre (1835—39) und verschaffte ihm den wohlverdienten Ruf eines der kühnsten und glücklichsten Entdeckungsreisenden der neuern Zeit. Die Resultate seiner Forschungen, die sich fast gleichmäßig auf alle Zweige der Naturkunde erstreckten, hauptsächlich aber der Zoologie und Botanik eine Menge neuer Erwerbungen zuführten — beispielsweise ist die jetzt so viel bewunderte Victoria Regia zuerst von Schomburgk nach Europa gebracht worden — legte er in einer Reihe von Werken nieder, welche zum Theil durch seinen bereits erwähnten Bruder Otto ins Deutsche übertragen wurden; so namentlich die „Geographische und statistische Beschreibung von Guiana" und die „Reisen in Guiana und am Orinoco 1835—39" (beide 1841). Die letztern wurden mit einem Vorwort von Alexander von Humboldt begleitet, an dem Schomburgk sich überhaupt einen sehr eifrigen Freund und Beschützer erworben hatte. Auch die englische Regierung war von den Ergebnissen seiner Reise so befriedigt, daß sie ihn 1840 an die Spitze einer Commission stellte, welcher die Grenzregulirung zwischen Guiana und Brasilien in Verbindung mit verschiedenen andern wichtigen geographischen und

ethnographischen Untersuchungen übertragen ward. Auch dieses höchst mühsamen Auftrags, der ihn mehr als drei Jahre in Anspruch nahm, entledigte er sich mit glänzendstem Erfolge. Aber auch diesmal blieb die Anerkennung nicht aus; bei seiner Rückkehr nach England im Sommer 1844 wurde er von der Königin zum Ritter geschlagen, indem er zugleich eine Anstellung im Colonialamt erhielt. Im Jahre 1848 wurde er zum britischen Consul und Geschäftsträger bei der dominicanischen Republik ernannt, in welcher Eigenschaft er im Mai 1850 einen für England vortheilhaften Handelsvertrag zu Stande brachte. Einige Jahre später erfolgte seine Ernennung zum großbritannischen Consul in Siam; als solcher brachte er den Handelsvertrag zwischen Großbritannien und dem Königreich Siam zum Abschluß. Auch der Vertrag, den Preußen namens des Zollvereins mit Siam abschloß, wurde durch ihn vermittelt. Um der preußischen Regierung letztern Vertrag persönlich zu überreichen, begab er sich Ende verwichenen Jahres nach Berlin; auch hoffte er in der vaterländischen Luft seine Gesundheit wiederherzustellen, welche durch den langjährigen Aufenthalt in jenen entlegenen und ungesunden Himmelsstrichen schwer gelitten hatte. Doch sollte die Hoffnung unerfüllt bleiben; nach mehrmonatlichen schweren Leiden, welche die zahlreichen Freunde und Verehrer, die er in Berlin zählte, ihm vergeblich zu erleichtern suchten, schied er aus dem Leben, aufrichtig beklagt von allen, die nicht nur seine wissenschaftlichen Verdienste zu würdigen verstanden, sondern die auch Gelegenheit hatten, die Tüchtigkeit seines Charakters sowie die Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit seiner Sitten kennen zu lernen. Die Zahl der Deutschen, die dem Auslande zu imponiren wissen nicht blos durch ihre Gelehrsamkeit und die Gründlichkeit ihrer Forschungen, sondern auch durch ihre Thatkraft, ihren Muth und ihre Entschlossenheit, ist leider noch immer nicht groß; Robert Schomburgk gehörte zu ihnen und darum hat er es wohl verdient, daß ihm auch außer dem Kreise der Fachgenossen ein dankbares Andenken bewahrt bleibe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 15. | 13. April 1865.

Lessing's Kritik der französischen Tragödie in Frankreich.

Von
Robert Springer.

I.

Die Franzosen machen selber kein Hehl daraus, daß sie binnen den letzten dreißig Jahren Schiller und Goethe nachgeahmt haben, ohne deutsch zu können; daß sich ihre ganze Kenntniß der deutschen Literatur auf zwei bis drei Namen beschränkt; daß sie ganz unbekannt sind mit jenen Anfängen und Anstrengungen, kraft welcher sich der deutsche Genius am Ende des vorigen Jahrhunderts von der servilen Nachahmung des französischen Schriftthums zu befreien und sowol Selbstbewußtsein als Vertrauen auf die Zukunft zu gewinnen suchte; daß sie namentlich den großen Erwecker dieser Bewegung, den Archäologen, Philosophen, Kritiker und Dramaturgen, der durch Lehre und Beispiel das entschlummerte Deutschland erweckte — daß sie Lessing bisher fast gar nicht gekannt haben. Nur „Nathan der Weise" wurde in Frankreich dreimal übersetzt, und zwar im Jahre 1783 mit Censurkürzungen, im Jahre 1827 in den „Chefs-d'oeuvre des théâtres étrangers", endlich im Jahre 1863. Joseph Chénier ahmte diese Dichtung nach, und Barante und Madame Staël empfahlen dieselbe. „Emilia Galotti"

wurde ebenfalls in den „Théâtres étrangers“ übersetzt. „Miß Sara Sampson“ erschien in Frankreich 1764, von Trubaine de Montigny übersetzt, und kam auf einem Privattheater zu St.-Germain en Laye zur Aufführung. Ueber die „Dramaturgie“ von Lessing veröffentlichte M. H. Schmidt zuerst eine Studie in der „Revue d'Alsace“ von 1862.

Das erste größere Werk, worin Lessing, wie er leibt und lebt, mit seinem Kampfeifer und seiner wunderbaren Thätigkeit, und zwar in geistreicher Weise und mit tiefer Kenntniß der deutschen Literatur dargestellt ist, erschien erst jüngst unter dem Titel: „Lessing et le goût français en Allemagne, par L. Crouslé“ (Paris, A. Durand).

Der französische Autor, welcher die Lebensbeschreibung Lessing's von seinem Bruder Karl Gotthelf, die von Danzel, Guhrauer und Stahr, sowie die Schriften von Gervinus und Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ gründlich studirt hat, bespricht in dem ersten Theil seines Werkes Lessing's Leben und seine Werke.

Er zeigt, welchen Einfluß der französische Geist um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland übte; wie die literarische Autorität allmählich mit dem politischen Ansehen sank. Er erwägt, welche Empfindungen Deutschland nach dem Aachener Frieden gegen Frankreich gehegt haben könne. Friedrich II. erschien schon vor dem Siebenjährigen Kriege ganz Deutschland als ein Held, und in Preußen spiegelte sich gewissermaßen der Stolz Deutschlands. Die patriotischen Herzen in Deutschland mußten sich sagen, daß der Tag endlich gekommen sei; die preußischen Bataillone erfochten sich militärischen Ruhm, warum sollte Deutschland nun nicht auch seinerseits auf die Herrschaft in der Literatur hoffen, da doch seit dem 13. Jahrhundert die Italiener, die Spanier, die Engländer, die Franzosen dieselbe nacheinander mit ihrem politischen Uebergewicht geführt hatten? Dasselbe Jahr, in welchem die kriegführenden Parteien den Frieden von Aachen unterzeichneten, erschienen die drei ersten Gesänge des großen deutschen Heldengedichts: der deutsche Genius verkündete sich durch Klopstock und die Messiade.

Aber ein großes Hinderniß hielt die Entwickelung der deutschen Originalität auf. Dies war die Vorliebe, welche noch in den höhern Klassen der Gesellschaft für die französische Literatur bestand; Deutschlands Held selber hielt es für seiner unwürdig, die Sprache der Nation, deren Ruhm er ausmachte, zu kennen und zu sprechen.

In demselben Jahre 1748, welches den Aachener Frieden und die Erscheinung der Messiade bezeichnet, verläßt ein armer neunzehnjähriger Student die Universität Wittenberg und begibt sich nach Berlin. Kühnen und scharfen Geistes, vertieft er sich in die drei Hauptwissenschaften, in die Theologie, in die Archäologie und in die Philosophie, endlich in die Poesie und die dramatische Kritik.

In diesem ersten Theile bespricht Crouslé die verschiedenen Werke Lessing's. Eine bedeutende Arbeit, wohl geeignet, der französischen Nation Hochachtung vor unserm Heros einzuflößen! Crouslé schließt diesen Theil mit den Worten:

„Heute gilt Lessing für einen Schriftsteller, auf den Deutschland am meisten stolz ist, und zwar mit Recht: denn keiner hat so viel zur Befreiung des Gedankens in der Neuzeit beigetragen, und die unbeschränkte Freiheit der Kritik gehört zu den unbestrittenen Vorzügen der deutschen Nation. Auch häufen sich seit einigen Jahren die Werke über Lessing; man studirt ihn nach allen Seiten, und fast immer mit Begeisterung. Man erstaunt über seinen reichen Inhalt, man findet vielleicht mehr, als er selber besaß; aber jedenfalls hegte sein Geist mehr Kenntnisse und mehr Ideen, als er zu entwickeln Zeit hatte, und als nöthig sind, mehrere Menschen berühmt zu machen. — Die Pietät seiner Nation, die ein wenig zu spät kommt, scheint die verlorene Zeit wieder einholen zu wollen. Es hat sich ein Comité gebildet, um in Berlin ein Denkmal zum Gedächtniß Lessing's zu errichten. Zu den eifrigsten Subscribenten gehört die israelitische Gemeinde, welche dem Verfasser von «Nathan der Weise» einen gerechten Tribut der Erkenntlichkeit zollt. Die Segnungen eines Volkes, welches über Europa zerstreut ist und durch Lessing von einer ungerechten Verachtung befreit wurde, bilden für uns einen erwünschten Schluß für die Geschichte eines an Kämpfen so reichen Lebens.“

Im zweiten Theil werden vorzugsweise die Werke besprochen, welche sich auf das Theater beziehen, und zwar in Rücksicht darauf, daß Lessing selber seine Arbeiten für das Theater allen übrigen vorzog, daß er ferner, wenn nicht Hindernisse eingetreten wären, sich ausschließlich der Bühne zugewendet hätte, endlich, daß er durch diese Schriften seinem Vaterlande die größten Dienste zu erzeigen glaubte und in ihnen auch die entschiedenen Streiche gegen den französischen Geschmack führte.

Diesen Theil des Werkes behalten wir besonders im Auge, weil er aus den ebenangeführten Gründen der wichtigere und außerdem zugleich polemisch gehalten ist.

In der Einleitung wirft der Autor einen Blick auf den armseligen Zustand, in welchem sich das deutsche Theater bei Lessing's Auftreten befand. Er hebt hervor, daß nach Devrient's Urtheil die Harlekinade durch Molière's Komödie beseitigt wurde, daß Lessing sich aber gegen diese Wahrheit sträubt, um nur nicht die Ueberlegenheit der französischen Komödie zuzugestehen. Lessing habe die Harlekinade mit archäologischen Argumenten vertheidigt, um der Poesie gegen die Komödie recht zu geben.

Crouslé gesteht ein, daß Gottsched nur das französische Theater ge-

kannt und die Engländer nur für Schüler der Franzosen gehalten, daß er die Regel des Aristoteles nur aus den französischen Kritiken von Aubignac und Corneille, aber nicht aus der Quelle gekannt, daß er, um Musterstücke zu erhalten, Uebersetzungen und Nachahmungen französischer dramatischer Werke veranlaßt habe, und daß auf diese Weise eine Sammlung schlechter Uebersetzungen entstanden sei, welche den größten Theil des Neuber'schen Repertoire ausgemacht habe. „Wie dem aber auch sei und trotz Lessing" — fügt er hinzu — „wurde dem deutschen Theater durch Gottsched und die muthige Neuber ein wichtiger Dienst geleistet. Ein tiefer Abgrund trennte vordem das Volkstheater von der Bildung der höhern deutschen Gesellschaft. Diese Kluft wurde ausgefüllt. Corneille, Racine, Voltaire, Molière, deren Sprache die Gebildeten bisher nur im französischen Theater vernahmen, konnten nun von deutschen Bühnen gehört werden."

Die deutschen Kritiker bekennen einstimmig, daß Lessing noch alles zu thun vor sich sah, als er den großen Entschluß faßte, der dramatischen Literatur seines Vaterlandes einen neuen Aufschwung zu verleihen.

Um dieses Unternehmen näher zu betrachten, wendet sich der Franzose gegen Lessing's Doctrinen.

Suchen wir, ehe wir auf diese negative Kritik eingehen, uns zunächst den Standpunkt des Kritikers klar zu machen!

Lessing lebt für uns Deutsche nur in der Verklärung, als die Vollendung eines messianischen Lebens in der Literaturgeschichte, als ein literarischer Moses, der die deutsche Nation aus der französischen Sklaverei erlöste und ihr die Gesetztafeln des Aristoteles und die Orakelsprüche des ursprünglichen poetischen Genius überlieferte. Die Beschreibungen seines Lebens, seit der von seinem Bruder verfaßten bis zu den neuesten, haben sich allmählich von der Darstellung nüchterner Thatsachen bis zur unbegrenzten Panegyrik gesteigert. Bevor man den in Wolfenbüttel zu Tode genörgelten Schriftsteller vom Fach in Marmor und Erz verewigte, mußte ihn das Todtengericht für makellos erklären. Wie in der Neuzeit der alte Arndt zum deutschesten Deutschen und der „olle Blüchert" zum Demokraten gestempelt wurde, so gilt Lessing heute als der Nationalliterat ohne Furcht und Tadel. Er ist nicht nur der große philosophische Geist von unbestechlicher Wahrheitsliebe und alles umfassendem Scharfsinn, von eisenfestem Charakter und von unbegreiflicher Gewalt über die bis dahin verwahrloste Sprache, der überall auf Wahrheit und die Rechte der Nation drang, sondern er gilt auch als das höchste Muster, dem Inhalte wie dem Vortrage nach, als der höchste Verstand, der scharfsinnigste Kritiker, der die reinste und schönste Sprache, die Sprache Luther's geschrieben; er ist zu gleicher Zeit der Schöpfer einer neuen Prosa und ein bewundernswerther

dramatischer Dichter; er ist der klarste Menschenverstand, voll historischer allumfassender Gelehrsamkeit und der feinsten Entwickelung der Methode. Bei solcher Geltung, welche Lessing jetzt eingeräumt wird, durfte kein Deutscher es ungestraft wagen, seinen Ruhm anzutasten. Und sollen wir es von Herrn Crouslé, von einem „schnöden Franzosenmund" — wie Ernst Moritz Arndt sagen würde — leiden? Wir können zunächst nicht minder thun, als Herrn Crouslé's Ansichten hören und prüfen. Dabei bleibt von vornherein zu erwägen, daß Lessing für die Franzosen keine messianische legendenhafte Bedeutung hat. Crouslé's Polemik parirt überdies nur Lessing's Angriffe auf das Trauerspiel der Franzosen, welches den glänzendsten Theil ihrer poetischen Literatur ausmacht, die Aufmerksamkeit aller Nationen auf sich zog und der eigenthümlichen Gefühlsweise, der herrschenden Richtung und dem Charakter der Franzosen entsprach, mithin eine höchst vollkommene und eigenthümliche Nationaldichtungsart war, wenngleich sie nicht für eine andere Nation als Norm und Regel gelten konnte; jene Angriffe, welche voll Verachtung gegen die größten und gefeiertsten Schriftsteller der stolzen Nation und gegen die Werke, welche die Franzosen als Meisterwerke zu betrachten gewöhnt waren, von Lessing geführt wurden.

Der französische Autor bezieht sich zuerst auf die hamburger „Dramaturgie" als das Hauptwerk von Lessing's dramatischer Kritik.

Lessing suchte den Franzosen gerade aus dem Aristoteles, aus welchem sie die Grundgesetze ihrer classischen Tragödie geschöpft zu haben meinten, zu beweisen, daß ihre Tragödie keine Tragödie sei.

Der erste Grundsatz des classischen Theaters ist die Unterscheidung der verschiedenen Gattungen der Dichtung, die Aristoteles genau bezeichnet und die französischen Dramatiker in ängstlicher Obacht hielten. Lessing selber legt großen Werth auf die Unterscheidung der Gattung und definirt dieselbe mit scharfem Geiste; wenn aber ein französischer Kritiker wie Aubignac den Euripides tadelt, daß er ein Werk geschrieben, das weder Drama noch Erzählung sei, so fragt Lessing, was an diesem Gattungsunterschied gelegen sei; in didaktischen Schriften sei auf solche Trennung Werth zu legen, aber nicht in den Werken eines Mannes von Genie.

Zu den Regeln, welche für die französische Tragödie von der höchsten Wichtigkeit wurden, gehört ferner die, um welche sich die größten Tragiker am meisten Mühe machten: die Regel von den drei Einheiten.

Es war ein Joch, welches alle Welt den Dichtern auferlegte. Voltaire wagte schüchtern gegen die Strenge dieser Lehre aufzutreten, aber vergebens; ebenso vergebens zeigte sich Marmontel sehr nachsichtig in Bezug auf die Einheit der Zeit und fast gleichgültig in Bezug auf die

Einheit des Orts; das dreifache Gesetz war einmal zu einem poetischen Glaubensbekenntniß geworden.

Lessing verlangte nichts weiter als eine einfache Handlung auf die wesentlichsten Elemente zurückgeführt, ein von zeitlichen und örtlichen Umständen befreites Ideal der Handlung. Dies bewundert er bei Sophokles, kann es aber weder in „Polyeucte" noch in „Athalie" finden. Er behauptet, die Franzosen könnten keinen Geschmack an einer richtigen Einheit der Handlung finden.

Die Franzosen, sagt Lessing ferner, opfern der Einheit der Zeit und des Ortes die Einheit der Handlung und suchen den Zuschauer über die Zeit und den Ort der Handlung dadurch zu täuschen, daß sie dem natürlichen Tage und einem bestimmten Orte eine willkürliche Tageslänge und einen unbestimmten Ort unterschieben.

In diesem zweiten Punkte antwortet ihm Corneille in seiner dritten „Discussion surs les trois unités" als ein genauer Kenner dessen, was die Praxis des Theaters erfordert: „Der Zuschauer", sagt er, „bemerkt diese kleine Täuschung nur mit Hülfe einer boshaften Kritik, deren die wenigsten fähig sind; die Mehrzahl gibt sich mit Wärme der dargestellten Handlung hin. Das Vergnügen, welches sie empfinden, verhindert sie, über die Genauigkeit nachzudenken und sich die Sache zu verleiden."

Aristoteles definirt die Tragödie als die nachahmende Darstellung einer Handlung, die uns durch handelnde Personen vorgeführt wird und durch Mitleid und Furcht die ethische Reinigung aller mit diesen Affecten zusammengehörigen Leidenschaften zu Wege bringt. Die Franzosen, namentlich Crébillon, hatten diese Definition dadurch gefälscht, daß sie anstatt der Furcht, welche Aristoteles als vorherrschende Empfindung bezeichnet, den Begriff des Schreckens untergeschoben und dadurch der Anwendung des Schrecklichen und Entsetzlichen in der Tragödie Eingang verschafft hatten.

Crouslé gibt zu, daß das Wort terreur nicht den Sinn des griechischen Philosophen ausdrücke, und daß Lessing daher Grund habe, den französischen Kritikern im allgemeinen vorzuwerfen, sie hätten den Sinn der Poetik gefälscht. Aber dieser Vorwurf dürfte nicht Corneille treffen, den Lessing vorzugsweise zur Zielscheibe genommen hatte; denn Corneille hatte sich in seiner „Discussion sur la tragédie" des Ausdrucks crainte (Furcht) bedient, und er hatte schon in seiner ersten „Discussion" dargethan, daß er diesen Ausdruck in dem Sinne des Aristoteles verstanden und aufgefaßt hatte.

Eine andere famose Theorie war die von der Reinigung der Leidenschaften.

„Die Tragödie", sagt Aristoteles, „wendet die Furcht und das Mit-

leid an, um die Leidenschaften dieser Gattung zu reinigen." Corneille suchte diese etwas dunkeln Gedanken des Aristoteles so gut wie möglich zu erklären, versprach sich aber davon keinen praktischen Nutzen für das Theater. Voltaire, der vor den Alten viel weniger Ehrfurcht hatte als Corneille, behandelt die Sache viel mehr obenhin, indem er sagt: „Was die Reinigung der Leidenschaften anbelangt, so weiß ich nicht, wie es mit dieser Arznei beschaffen. Ich verstehe nicht, was Aristoteles damit meint, daß die Furcht und das Mitleid purgiren können."

Lessing sucht nachzuweisen, daß Corneille jene Bestimmung in der Aristotelischen Definition ganz materiell aufgefaßt habe: im Sinne der moralischen Abschreckung, wobei das Mitleid mittels der Furcht die Reinigung aller in der Tragödie dargestellten Leidenschaften im Zuschauer bewirken sollte.

Corneille — gesteht Crouslé ein — hat also nicht verstanden, in welcher Weise die Furcht und das Mitleid die Leidenschaften derselben Gattung reinigen sollen, wie es Aristoteles meint.

„Was aber folgt daraus gegen Corneille?" fährt er fort; „folgt auch daraus, er sei in der Praxis auf falscher Fährte gewesen, insofern er den Sinn eines Satzes, der sich sehr zur Controverse neigt, nicht richtig verstanden habe? Corneille trennt nicht nur mit großem Erfolg die beiden tragischen Motive, welche Aristoteles unauflöslich bindet; er fügt auch noch ein neues hinzu: die Bewunderung. Mögen wir noch so viel Ehrfurcht vor dem wunderbaren Genius des Aristoteles haben, so glauben wir doch nicht, daß seine Theorie zuverlässiger sei als die Erfahrung. Und wenn Corneille ein neues Motiv aufgefunden hat, so bedauern wir nur, daß Aristoteles dasselbe nicht kannte."

Vor allem ist zu merken, was in dieser Beziehung Friedrich von Schlegel über die französische Tragödie sagt: „Da es im allgemeinen herrschender dramatischer Gebrauch wurde, den lyrischen Bestandtheil aus der Anlage des alten Trauerspiels wegzulassen, so entstand daraus ein großes Misverhältniß. Fiel der lyrische Bestandtheil weg, so war die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man nun jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch schon bei den Alten zur Zeit des Verfalls der tragischen Dichtkunst zu gleichem Zweck gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intrignen, welche der Würde und dem Wesen des Trauerspiels ganz zuwider sind, aber man setzte alles in die Rhetorik der Leidenschaften, wozu in jedem tragischen Stoffe die mannichfaltigsten Veranlassungen sich finden. Dies ist nun eigentlich die glänzende Seite des französischen Trauerspiels, darin hat es eine Höhe und fast unvergleichliche Stärke, und dadurch entspricht es so ganz dem Charakter und dem Geiste der Nation, bei welcher die Rhetorik in allen Verhältnissen

einen herrschenden Einfluß behauptet hat und auch noch behauptet, und welche selbst im Privatleben zu einer solchen Rhetorik der Leidenschaften sich hinreißt. Es ist diese allerdings auch in einem gewissen Maße ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatischen Darstellung."

„Die Tragödie, wie Corneille sie geschaffen hat" — meint in ähnlichem Sinne Crouslé — „ist ohne Zweifel nicht das Muster des eigentlich Tragischen; aber dem Genie steht es zu, die Typen einer Gattung zu verändern. Die Tragödien des Sophokles sind nach einem andern Ideal verfaßt als die des Aeschylus oder des Euripides, und die Tragödie bei Corneille ist von einem andern Geiste beseelt als bei den griechischen Tragikern. Lessing hat allerdings bewiesen, daß er den Text des Aristoteles besser verstand als Dacier und daß er ihn treuer verdolmetschte als Corneille, daß er ihn überhaupt besser kannte als die französischen Kritiker seiner Zeit. Aber wenn es wirklich wahr wäre, daß Corneille und andere Franzosen die Grundsätze des Aristoteles misverstanden hätten, folgt daraus nothwendigerweise, daß alle Regeln des französischen Theaters falsch seien und daß der menschliche Genius sich für immer auf die Anwendung einer Art von Evangelium beschränken müsse, welches in einigen dunkeln Blättern in den Bruchstücken der Beobachtung eines griechischen Philosophen enthalten sind?"

Der französische Autor untersucht nun, ob Lessing in dem Kampfe gegen die französischen dramatischen Dichter im besondern und gegen ihre Werke glücklicher gewesen sei als in dem Kampfe gegen ihre Theorie.

„Alle abstracten und ironischen Urtheile Lessing's" — sagt er — „haben nicht bewiesen, daß Corneille den wahren Zweck der Tragödie verfehlte, weil er zu Thränen rührte, ohne Furcht zu erregen, oder schaudern machte, ohne Mitleid zu wecken, oder den Zuschauer über sich selbst erhob, ohne weder Mitleid noch Furcht hervorzurufen. Er ist zuweilen wenig pathetisch, seine Personen sind oft zu stolz, als daß sie rühren könnten; sie raisonniren zu viel; dies alles räumen wir ein; aber diese Kritiken sind keine Entdeckungen des hamburger Dramaturgen."

Zwei Tragödien des Corneille allein kritisirt Lessing im einzelnen. „Das eine, sein Meisterwerk" — meint Crouslé — „wird nur obenhin behandelt, das andere, ein Werk zweiter Ordnung, wird als der wahre Maßstab für das Genie des Autors angesehen."

„Polyeucte" wurde in Deutschland mit Verbesserungen des Dichters Cormarsen aufgeführt. Eine Uebersetzung der Frau Link, für das Neuber'sche Repertoire geschrieben, gestattete eine richtigere Idee von dem Werke des Corneille. Dieses Stück erweckte mehrere Nachahmungen, wie unter andern auch die Tragödie des jungen Cronegk „Olinte und Sophronie", welches auf dem hamburger Theater gegeben wurde.

Nach Lessing's Ansicht besteht der Hauptfehler dieser Gattung Stücke

darin, daß man das Wunderbare in die moralische Welt einführt; Crouslé macht dagegen geltend: „Wenn man es billigt, daß beim Sophokles Hercules dem Philoktet in einer Wolke erscheint, um seinen widerspenstigen Freund zu besiegen, so kann man es auch nicht misbilligen, daß bei Rotrou eine Stimme vom Himmel die Bekehrung des Verfolgers Genest bewirkt. Wenn man den Euripides lobt, daß Venus vermittelnd eintritt, um das Herz der Phädra mit einer Leidenschaft zu erfüllen, welche der ganzen Familie des Theseus verderblich wird, so darf man auch Corneille nicht tadeln, daß er die Gnade zu Hülfe nimmt, um Paulinens Seele zu retten. Man muß entweder das christliche Wunder gelten lassen, oder das heidnische Wunder verwerfen."

Crouslé gesteht ein, daß das heidnische Drama in Bezug auf die Anwendung des Wunderbaren einen Vorzug vor dem christlichen Drama habe. Dort sieht man die übernatürlichen Mächte, welche sich in die Handlung mischen, selber vor Augen. Sie vermehren die Zahl der handelnden Personen. Das christliche Drama dagegen läßt sie nur nach vollbrachten Werken erscheinen; alles geschieht in der Seele der handelnden Person und diese sieht sich plötzlich verwandelt, ohne daß man den Grund aus dem Verlaufe der Handlung erkennen kann. Crouslé hält jedoch dies nicht für nöthig, damit der christliche Zuschauer die Handlung verstehe, gibt aber auch zu, daß aus diesem Grunde die christliche Tragödie nur für ein christliches Publikum, ebenso wie griechische Tragödie nur für das griechische Volk geeignet sei.

Nicht wohlwollender als über „Polyeucte" äußert sich Lessing über „Rodogune".

Lessing zeigt, daß die Composition von Corneille's „Rodogune" ein Stück ohne Wahrheit, ohne Natur sei, daß die Motive und Charaktere unmöglich, daß die Verwickelung der Intriguen steif und sinnverwirrend sei; auch die Producte der Einbildungskraft des Dichters seien unwahrscheinlich und daher zwecklos. Er wirft dem Corneille unter anderm vor, daß er eine ehrgeizige Kleopatra einer eifersüchtigen Kleopatra vorgezogen habe, nur in der Absicht, ihr einen heroischen Charakter zu verleihen.

„Letzteres ist nach der Meinung des Kritikers ein Vorwurf", sagt Crouslé, „uns scheint es im Gegentheil eher zu einem Lobe berechtigt. Lessing hält diese Auffassung für weniger natürlich: ein solcher Charakter könne sich einmal, vielleicht öfter finden; aber er sei eine Ausnahme. Dies geben wir zu; wenn man aber der Tragödie die Ausnahmscharaktere versagt, was soll dann aus ihr werden? Sind Elektra, Philoktet, Macbeth gewöhnliche Charaktere? Was würde Lessing von der Person der Lady Macbeth sagen? Ich fürchte, er würde sie verurtheilen, wenn er sie bei Corneille vorfände. In unsern Augen ist

es kein Laster, wenn eine tragische Person sich über die Natur erhebt."

Lessing ist der Meinung, daß Corneille in jedem Punkte der Erzählung des Appianus hätte folgen können.

Diesen Plan hält Lessing für einfach, wahrscheinlich und vollkommen geordnet. „Ich bezweifle dies nicht", sagt Crouslé, „aber man kann wohl annehmen, daß Corneille dies ebenso gut wie Lessing eingesehen habe. Warum hat er ihn nicht gewählt? Ist es nicht ein verwegenes Verfahren, einem Dichter den Plan zu einem Werke vorzuschlagen und ihn darüber zu tadeln, daß er demselben nicht gefolgt sei? Unsere Aufgabe ist es, das zu beurtheilen, was er gethan und was er thun wollte, und nicht, was er nach unserer Meinung hätte thun müssen."

Lessing hat bei seinem Verfahren den Gedanken gehabt: Corneille schreibt diesem Werke den ersten Rang unter allen seinen dramatischen Gedichten zu, und die Franzosen haben dieses Urtheil angenommen; Corneille ist der größte ihrer dramatischen Dichter; nun ist aber dieses Meisterwerk des größten ihrer Dichter nur ein mangelhaftes Machwerk, danach wird man im allgemeinen über Corneille's Tragödie und über das französische Trauerspiel überhaupt urtheilen können. Crouslé fragt dagegen: seit wann es für eine ernste Kritik Gebrauch sei, die sämmtlichen Werke eines fruchtbaren und vielseitigen Dichters, ja sogar die Werke einer ganzen Nation nach einem einzigen Beispiel zu beurtheilen? Er leugnet, daß die Franzosen „Rodogune" für das schönste Theaterstück halten; Voltaire hätte dies zwar in dem „Ingénu" ausgesprochen; aber wie sich kaum bezweifeln ließe, habe er seinen Lobspruch nur in der Absicht übertrieben, um seine Kritik beißender zu machen, und dies sei auch wirklich für den ehrlichen fremden Kritiker eine Falle geworden.

Bei dem Nebenbuhler, welchen Voltaire dem Corneille mit so großer Bevorzugung entgegenstellt, verweilt Lessing nicht lange, sondern behandelt ihn in der „Dramaturgie" nur obenhin.

Man könne, meint Crouslé, von einem Fremden nicht verlangen, daß er die Schönheiten zu schätzen wisse, welche selbst so viele Franzosen nicht empfinden. Wenn die große Zahl der Franzosen den Werth des Racine nur auf das Wort hin annehme, was solle man dann von den Fremden verlangen? Lessing findet, Racine habe den Stil der Etikette an die Stelle des natürlichen Stils gesetzt; er tadelt jenen vorgeblichen Adel des Stils, welchen Voltaire den Anstand der Tragödie nennt; derselbe ist für ihn nur Schwulst und Declamation.

„Die Tragödie" — entgegnet Crouslé darauf — „ist bei Racine das Werk einer feinen und raffinirten Civilisation, ein Werk voller Leben und Leidenschaft in den Augen der glänzenden Gesellschaft, die sich darin geschildert sieht, aber ein kaltes, fast todtes Werk in den Augen eines

Richters, dessen Geist nicht für diese Nuancen zugerichtet ist. Lessing fühlte recht wohl, daß die Art der Tragödie, welche auf der Höhe der französischen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts geschaffen war, dem deutschen Volk des 18. Jahrhunderts nicht zusagen könne. Die Tragödien des Racine, für eine stolze, vernünftelnde, religiöse und kriegerische Generation, für die Generation eines Arnaud, eines Descartes, eines Pascal und eines Condé geschrieben, enthielten ein seltsames Element für das Jahrhundert, welches fast das Gegentheil des vorhergehenden ausmacht. So ist also weder Racine der Mann für Deutschland, noch Corneille der Mann des Jahrhunderts. Auf diesen Schluß hätte Lessing sich beschränken müssen, aber, fern davon, untersing er sich, in einer dogmatischen Manier zu beweisen, daß die Franzosen noch kein Theater besäßen."

Wenn Lessing gegen Corneille sich auf die Urtheile Voltaire's berief, so fragen wir, welchen Meinungsgenossen er gegen Voltaire aufgefunden habe.

In Bezug auf Voltaire wurde Lessing's kritischer Stachel durch die Verachtung geschärft, da er sich einen großen dramatischen Dichter nicht ohne den sittlichen Adel des Charakters denken konnte; deswegen verspottet er in der „Dramaturgie" vorzugsweise die lüsterne Frivolität Voltaire's. Crouslé legt ihm jedoch eine ganz andere Tendenz unter, und thut ihm jedenfalls unrecht.

„Erwarten wir in Bezug auf Voltaire von ihm ebenso wenig ein Wort des Wohlwollens oder der Billigkeit wie in Bezug auf Corneille oder Racine", sagt er. „Voltaire ist nicht allein ein Franzose, welcher die deutsche Bühne beherrscht, sondern er ist auch noch der Mann, dessen Secretär Lessing einst war, und dem er eine nachhaltig blutende Wunde versetzte; auf diese Weise wird also der Krieg gegen den dramatischen Dichter zu gleicher Zeit ein persönlicher Krieg; aber" — fügt er hinzu — „es ist ein kleiner Unterschied zwischen einem Voltaire und einem Klotz oder einem Götze."

Voltaire schmeichelte sich, durch die Einrichtungen, welche die Vorstellung der „Semiramis" erforderte, eine glücklichere Form der französischen Bühne angeregt zu haben. Bekanntlich hatten die Schauspieler die Sitte, den Zuschauern Plätze auf der Bühne selber zu vermiethen, sodaß die darstellenden Personen kaum den genügenden Raum, sich zu bewegen, hatten. Bei der ersten Vorstellung der „Semiramis" machte sich die Abgeschmacktheit dieser Sitte im höchsten Grade bemerkbar, und die zweite und die folgenden Vorstellungen fanden auf einer Bühne statt, die von allen müßigen Zuschauern gesäubert war. Lessing, der Voltaire so wenig wie möglich einräumen mag, bestreitet auch selbst die Wichtigkeit dieser Form. Mit Recht führt er an, daß Shakspeare's Trauer-

spiele den größern Eindruck gerade in derjenigen Zeit ausübten, wo der Scenirung jede Illusion fehlte, aber er vergißt dabei, zu erwägen, daß die Zeit Shakspeare's sich von der Zeit Voltaire's sehr wesentlich unterschied.

Von den Aeußerlichkeiten der Vorstellung geht Lessing zu dem Gespenst des Ninus über. Voltaire bildete sich nicht wenig auf seine Kühnheit ein, daß er dieses Phantom auf der französischen Bühne erscheinen ließ. Lessing raubt ihm diese Freude, und Crouslé gesteht ein, daß seine Bemerkungen in der Theorie fein und sinnreich seien und gute Lehren über die Art enthalten, wie man die Todten in der Tragödie erwecken müsse. Indem Lessing das Gespenst des Ninus mit dem im Hamlet vergleicht, zeigt er, daß Voltaire die Gesetze dieser Kunstgattung ebenso wenig gekannt, wie Shakespeare sie glücklich in Anwendung gebracht habe. Er weist nach, wie der Geist des Hamlet nur seinem Sohne, und zwar in der Nacht erschienen sei; dagegen der Geist des Ninus sich am hellen Tage und vor einer zahlreichen Versammlung sehen läßt.

Voltaire glaubte überdies die Erscheinung seines Gespenstes durch den übernatürlichen Charakter des Stücks gerechtfertigt und das Wunderbare dabei erschien ihm als eine glückliche Erfindung, weil es dazu diente, eine moralische Lehre festzustellen.

Lessing dagegen sprach den folgereichen Satz aus: die Poesie habe ihrem Wesen nach direct mit der Moral gar nichts zu schaffen.

Crouslé erklärt sich mit diesem Gesetz nicht einverstanden, sondern macht geltend, daß eine Entwickelung, die zugleich eine heilsame Lehre enthalte, ein Verdienst mehr besitze; die größten Meisterwerke der Bühne enthielten, ohne gerade moralische Tendenz zu haben, doch im allgemeinen nützliche Lehren für die Menschheit. Der französische Autor hätte sich in diesem Sinne auf Schiller berufen können, welcher ja auch die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet und im besondern erklärt: „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet; richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle laufen von hier durch alle Adern des Volks."

Im allgemeinen gibt Crouslé dem deutschen Kritiker recht, indem er sagt: „Voltaire hat, mit Einem Wort, sich nicht auf das Uebernatürliche verstanden, und ist ein schlechter Nachahmer Shakspeare's, dessen kühne Conception er zu erreichen glaubt, wenn er den Charakter desselben fälscht."

In der Beurtheilung der „Zaire" zeigt sich Lessing nicht weniger streng, und macht es sich zur Aufgabe, zu zeigen, daß Voltaire nicht die Liebe

zu schildern verstände. „Ich kenne nur Eine Tragödie" — schreibt er — „an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen, und dies ist «Romeo und Julie» von Shakspeare."

„Ohne Zweifel" — entgegnet Crouslé — „hält die Art, in welcher die Liebe in der «Zaire» geschildert ist, keinen Vergleich mit der aus, wie Shakspeare sie behandelt.

„Voltaire's leichter und schneller Pinsel erscheint schwach im Vergleich zu den kräftigen Zügen und dem glühenden Colorit des englischen Dichters. Aber kennt man deswegen die Liebe nicht, wenn man Shakspeare nicht gleichzukommen vermag? Wir müssen nachsichtiger sein, oder wir dürfen in der ganzen Welt nur drei oder vier Meisterwerke gelten lassen und von den übrigen uns kein Wort zu sprechen erlauben. Alle Maler müßten Michel Angelo, alle Bildhauer Phidias, alle Musiker Mozart sein. Sind wir übrigens verpflichtet, einen Vergleich zwischen Zaire und Julie zu ziehen? Ist der Zweck beider Dichter derselbe, was hat Shakspeare's Conception mit der Voltaire's gemein? Zaire liebt einen Ungläubigen, aber ohne zu vergessen, daß sie eine geborene Christin ist; zwischen ihrer Religion und ihrer Liebe in Widerstreit, bemüht sie sich, bald die eine der andern zu opfern, bald beide miteinander zu versöhnen. Sie ist mit sich selbst im Kampfe, Julie hat keinen Kampf zu bestehen; bei jener ist die Leidenschaft verhängnißvoll, bei der andern ist sie dem Willen anheimgestellt. Der Geist der Franzosen hat sich niemals unter das Joch des Verhängnisses gebeugt, sondern immer an die Möglichkeit eines Kampfes, ja eines Sieges geglaubt. Seitdem der große Corneille das Drama wie einen innern Kampf zwischen der Leidenschaft und dem Willen auffaßte, hat der Geist der französischen Nation sich mit ihm einverstanden erklärt. Voltaire folgte in seiner «Zaire», vielleicht ohne es zu wissen, diesem Glaubensbekenntnisse der französischen Tradition.

„Diese Art, das Drama aufzufassen, ist gewissermaßen das eigentliche Wesen der französischen Tragödie. Die Helden Shakspeare's kämpfen im Gegentheil gar nicht oder wenig. Bei ihnen ergreift die Leidenschaft, sie möge nun Liebe, Ehrgeiz, Eifersucht, Rachedurst heißen, den Menschen von einer einzigen Seite; er mag in der Handlung schwanken, aber fast niemals empört er sich gegen seine Leidenschaften. Das Drama mag in dieser Weise vielleicht mehr tragisch wirken, unser Theater aber, obgleich weniger tragisch, bietet eine Schönheit, welche nur ihm eigenthümlich ist: nämlich die Schönheit der menschlichen Seele, wie sie sich in ihrer ganzen Größe, d. h. in der Freiheit kundgibt. Es ist der Anblick der Mäßigung, an welche sich die Leidenschaft durch die unaufhörliche Ueberwachung des Willens gebunden sieht; es ist die sittliche Würde, die sogar bei innerlichen Qualen gewahrt bleibt; mit Einem

Wort, es ist der Sieg, den der gebildete Geist über das stürmische Begehren der Natur erringt."

Wie „Semiramis" und „Zaire" Lessing Gelegenheit gaben, Shakspeare auf Kosten Voltaire's zu rühmen, so gibt ihm „Merope" Gelegenheit, den Euripides zum Nachtheil des französischen Tragikers zu loben.

In den Fabeln des Hyginus findet man eine Erzählung von den Abenteuern der Merope und ihres Sohnes. Der Marquis Scipio Maffei, der Verfasser einer italienischen „Merope", welche der französischen zum Muster diente, hatte die Bemerkung gemacht, daß die meisten Fabeln dieses Compilators nichts weiter seien als Argumente antiker Trauerspiele. Diese Bemerkung faßt Lessing auf und wendet sie auf die Erzählung der Abenteuer der Merope an. Er erkennt darin die Einfachheit der Fabel einer antiken Tragödie und zweifelt nicht, daß dieselbe das Argument von Euripides' „Kresphontes" sei. Indem er die Fabel des Hyginus mit der Intrigue in Maffei's „Merope" vergleicht, vermerkt er, als ein umsichtiger geschmackvoller Kritiker, die Veränderungen, welche der italienische Dichter mit dem muthmaßlichen Plan des Euripides vorgenommen habe. Die ganze tragische Wirkung beschränkt sich bei den beiden modernen Dichtern auf die plötzliche Enthüllung, wodurch Merope und ihr Sohn erfahren, durch welches Band sie vereinigt sind. Es fragt sich, ob dieser Theaterstreich des Aufhebens werth ist. Lessing bestreitet es.

Lessing stimmt mit Diderot über den Unterschied von Ueberraschung und Spannung überein; er nennt die erstere ein armseliges Vergnügen, indem er sagt: „Was braucht der Dichter uns zu überraschen? er überrasche seine Personen soviel er will; wir werden unser Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorausgesehen haben."

So hat also Lessing, wie Crouslé eingesteht, einen Grundsatz aufgestellt, welcher in der dramatischen Dichtkunst von großer Tragweite ist, und sich desselben mit Geschick bedient, um Voltaire's tragisches Theater zu beurtheilen; man dürfe aber nicht vergessen, daß er denselben dem Diderot entlehnt habe.

Götz von Berlichingen und der fränkische Bauernkrieg.

Von

Wilhelm Genast.

II.

So scheußlich die weinsberger Greuel waren, mit deren Schilderung wir unsern vorigen Abschnitt schlossen, so schrecklich und verhängnißvoll waren ihre Folgen. Sie gaben der nach dem Siege fessellos einherstürmenden Rache der Fürsten und Herren den Anschein gerechter Vergeltung. Nicht nur, daß mehr als tausend Dörfer in Brand gesteckt wurden zur Vergeltung für die verwüsteten Schlösser und Klöster, deren Anzahl nicht geringer sein mochte; nicht nur, daß erst der Truchseß, dann der Bischof Konrad von Würzburg, Markgraf Kasimir und viele andere Dynasten noch, denen der Muth mit der Sicherheit zurückgekehrt war, herumzogen, ihren Unterthanen alle noch übrigen wohlerworbenen Rechte entrissen, sie unerhört brandschatzten und die Anführer und Anstifter des Aufruhrs, deren sie habhaft werden konnten, am Leben straften: nein, es wurden auch die Bauern, ohne Urtheil und Recht, zu Hunderten, es wurden solche, die am Aufruhr gar keinen Theil genommen hatten, nur deswegen, weil sie der evangelischen Lehre anhingen, besonders die Prediger, gebrandmarkt, geblendet, die Schwurfinger ihnen abgehauen, es wurde gehenkt oder geköpft, ersäuft, gerädert oder verbrannt. Der Zug Herzog Anton's von Lothringen aber überbietet an Treubruch, Verrath, Metzelei und Schandthaten wol alles, was die Kriegsgeschichte civilisirter Länder und Völker aufzuweisen hat. Das waren aber wenigstens französische und welsche Banden, die am Rhein so hausten; wessen aber auch der deutsche Adel damals fähig sein konnte, dafür geben die Hinrichtungen, die an dem Pfeifer Melchior Nonnenmacher und an Jakob Rohrbach, auf Befehl der Obersten des Schwäbischen Bundes, vollzogen wurden, ein nur zu gut beglaubigtes schmachvolles Beispiel. Auf Befehl des Truchseß von Waldburg wurde, am 13. Mai zu Sindelfingen Nonnenmacher und am 20. Mai zu Neckargertach Rohrbach, an einer eisernen Kette von 4 Fuß Länge an einen Baum gelegt, $1\frac{1}{2}$ Klafter vom Baum entfernt wurde im Kreise Holz aufgeschichtet und die Vornehmsten des Heeres trugen mit eigenen Händen Scheite hinzu; der Holzring wurde angezündet und die Unglücklichen liefen schnell und schneller um den Baum herum, unter dem Frohlocken ihrer Peiniger, sie wurden „fein langsam gebraten“; die andern Gefangenen mußten Zeugen ihrer endlosen Qualen sein! — Luther, der anfangs öffentlich anerkannt hatte, daß die Beschwerden

der Bauern zum Theil gerecht seien, der aber später, die weinsberger That dem gesammten Bauernheer zur Last legend, in heftigster Erbitterung über die ganze Sache den Stab gebrochen und zur schonungslosen Unterdrückung aufgemahnt hatte, rief, als er von solchen Thaten der Sieger hörte: „Ich habe beides gesorgt, würden die Bauern Herren, so würde der Teufel Abt werden, würden aber solche Tyrannen Herren, so würde seine Mutter Aebtissin werden!"

Die unsinnige weinsberger Blutthat gab aber auch der ganzen Bauernsache die Wendung zum Untergang. Von dem unter Metzler vereinigten Heere löste sich die kriegstüchtige schwarze Schar und kurz darauf zog auch Rohrbach mit seinem Anhange fort. Die Beweggründe sind in den bisher bekannt gemachten Quellen zwar nicht angegeben, aber jedenfalls in den Zerwürfnissen zu suchen, welche die heimtückische Eigenmacht der Radicalen verursacht hatte.

Aber das Entsetzen und der Abscheu, den die weinsberger That überall hervorrief, scheuchte auch diejenigen zurück, mit deren Hülfe der Aufstand allein zum Siege und zum Heile Deutschlands hätte gelenkt werden können. Die Bauern konnten wol noch, wo sie die Uebermacht hatten, einzelne Fürsten, Städte und Herren zur Unterwerfung oder gar zur Bundesgenossenschaft zwingen, wie z. B. die feste Stadt Heilbronn schon am 18. April sich mit ihnen vereinigen mußte, aber gezwungene Bundesgenossen sind Feinde unter den eigenen Zelten, und der Plan Wendel Hipler's und seiner Gesinnungsgenossen war darauf gebaut, daß Ritterschaft und Städte die Sache der Bauern aufrichtigen Herzens zu der ihrigen machten und mit Gut und Blut verföchten.

Was halfen jetzt alle Betheuerungen der Gemäßigten, ihre Verhandlungen und Anerbietungen, sogar der später unternommene, aber auch sogleich misglückte Versuch, die 12 Artikel in Ruhestand zu versetzen? Die gemäßigte Partei mußte schwach sein, weil sie ihr Heer nicht zügeln und ihren Beschlüssen nicht Geltung verschaffen konnte; das war Grund genug für die klugen Rathsherren in den Städten, die Sache der Bauern für eine dem Untergange verfallene anzusehen und nicht enger sich ihr anzuschließen, als die Noth jetzt erheischte und künftig entschuldigen konnte. Die Grafen und Ritter aber empfanden die Schmach, die zu Weinsberg in ihren Standesgenossen ihnen selbst mit angethan worden war, und die Brücke, die sie vielleicht schon in das Bauernlager geschlagen hatten, wurde abgebrochen.

Die von den Berlichingen ausgeschriebene Versammlung der fränkischen Ritterschaft kam nun am 21. April im Gehölz Hespach bei Boxberg zu Stande, aber der Beschluß ging nunmehr dahin, sich mit den Fürsten gegen die Bauern zu verbinden. Dieser Beschluß ist aus der Handlungsweise der Ritter, namentlich auch der des Hans von Sickingen

(des zweiten Sohnes des Franz von Sickingen, dem das Bauernheer große Anerbietungen gemacht hatte) und aus der des Götz von Berlichingen zu erkennen. Götz bot unverzüglich dem Kurfürsten von der Pfalz seine Dienste an und verhandelte mit dem pfälzischen Marschall Moritz von Habern, daß dieser seine Kleinodien, Urkunden und Waffen nach Heidelberg geleiten lassen sollte. Letzteres zerschlug sich an Zufälligkeiten, während aber Götz gerade weggeritten war, kam das Antwortschreiben des Kurfürsten, welches die freudige Annahme des Anerbietens brachte. Dieses Schreiben verheimlichten und unterschlugen die Schwiegermutter Götzen's und Frau Dorothea, die gerade im Kindbett lag, weil sie bangten, ihren Schirmherrn zu verlieren.

Jetzt kam das Bauernheer — am 24. April — wirklich nach Gundelsheim und es blieb dem Götz nichts übrig, als sein früher gegebenes Wort zu halten und, gleich seinen zunächst bedrohten Brüdern und Vettern, in die christliche Brüderschaft förmlich einzutreten. So ritt er an dem nämlichen Tage hinab, leistete den Bundeseid und erhielt den Schirmbrief. Götz hat nachher mehrere Entschuldigungsschreiben, theils an den Schwäbischen Bund, theils an den fränkischen Kreis erlassen und behauptet, „daß er, bei diesem Vertrage sein Bündniß (Urfehde) mit dem Schwäbischen Bunde, wie von nöthen, ausgenommen, den Bauern auch über solchen Vertrag kein Gelübde noch Verpflichtung gethan habe".

Dasselbe behauptet er in seiner Einredeschrift gegen die kurmainzische Klage und fügt den Vertrag bei, den Zöpfel abdrucken läßt, ohne anzugeben, ob es eine Abschrift oder Urschrift sei. Diesem Vertrag liegen Acten bei, über deren Eigenschaft, ob es öffentliche oder Privatacten sind, Zöpfl sich nicht ausspricht. Der Vertrag in dieser Fassung ist, wie wir gleich sehen werden, sehr verdächtig. Er lautet: „Ich, Jörg Metzler von Ballenberg, Oberster, und ander Hauptleut des christlichen Hausen der Bauern, thun kund, daß wir den ehrenfesten Junkern Götzen von Berlichingen in unser Vereinigung, Schirm und christenlich Brüderschaft genommen haben, gebieten und heißen all' unsern Mitverwandten, bei Straf Leib und Guts, daß sie dem gemeldten Junker sein Güter und all sein Unterthan und Verwandten, geistlich und weltlich, Diener und Knecht, sonderlich Ulrich Hofmeister von Aschbach, nicht beleidigen noch beschädigen, sondern getreulichen handhaben. Daneben haben wir auch uns der Ausnehmung bewilligt, nämlich der Verpflichtung und Verbündnuß gegen den Bund sich zu halten, doch ihn allwege wider uns und ander gemein Bauerschaft in diesem Handel mit Rath oder That nicht zu sein, ohn alle Gefährde. Zu Urkund haben wir unser Bittschier-Insiegel fürgedruckt. Auf Montag nach Quasimodogeniti, im XXV. Zu Rudch diß Brieffs stet geschrieben: Der Bauern-Vertrag."

Schon aus dieser letzten Bemerkung kann man, wenn man auch nicht die Acten in Händen hat, mit Sicherheit schließen, daß nur eine Abschrift hier vorliegt. Uebrigens ist Kurmainz erst zu Johannis 1531 mit seiner Schädenklage gegen Götz von Berlichingen hervorgetreten, also zu einer Zeit, wo keiner, der einmal Hauptmann im Bauernheer gewesen und etwa nicht auf andere Weise schon zum Schweigen gebracht worden war, sich hätte regen mögen, um die Echtheit dieses ihm selbst unschädlichen Papiers anzufechten; der einzige, der vielleicht ein Interesse gehabt hätte, Jörg Metzler von Ballenberg, war und blieb verschollen seit der Schlacht von Königshofen.

Noch zweifelhafter wird das Schriftstück dadurch, daß Götz von Berlichingen in seiner Selbstbiographie, die er im hohen Alter geschrieben hat, zu einer Zeit, als alle Verfolgung wegen des Bauernkriegs schon längst eingeschlafen war, selbst kein Wort davon erwähnt, daß er bei seinem Vertrage mit den Bauern seine Verpflichtungen gegen den Schwäbischen Bund ausgenommen habe. Nicht zu verwechseln hiermit ist dasjenige, was Götz von Berlichingen bei der Uebernahme der Hauptmannschaft mit den Bauern mündlich verhandelt hat.

Auch kann ihm ebenso wenig wie den Grafen Hohenlohe, Löwenstein ꝛc. die Ableistung des Bundeseides erlassen worden sein, denn sie war Bedingung und Form des Eintritts in die christliche Brüderschaft; verhängten doch deshalb die Fürsten als gelindeste Strafe der Theilnahme am Aufruhr das Abhauen der Schwurfinger.

Die zur Entscheidung des Processes niedergesetzte Commission des Schwäbischen Bundes, Wilhelm von Knörringen, Reichserbmarschall Lienhart von Pappenheim und der ulmer Bürgermeister Ulrich Neithart, ließen jedoch die Echtheit der Urkunde gelten und den durch zweijährige Haft und harte Urfehde schon genug gestraften wackern Götz zum Reinigungseide zu, den dann auch Götzen's Anwalt ableistete. Das Original des Schirmbriefes ist im stuttgarter Staatsarchive neuerer Zeit gefunden und von Dr. Zimmermann bekannt gemacht worden. Er lautet ganz bedingungslos: „Ich, Jörg Metzler von Ballenberg, Hans Reiter von Bieringen, Schultheiß und andere Hauptleute des christlichen Haufens der Bauern thun kund, daß wir den ehrenfesten Junker Götz von Berlichingen in unsere Vereinigung, Schirm und christliche Brüderschaft genommen haben.“

Wir glauben es, daß Götz schweren Herzens nach und von Gundelsheim geritten ist, er schreibt gewiß aufrichtig: „und zog wieder in mein Häuslein und hofft' immer auf die Schriften von Heidelberg.“ Aber der Brief des Kurfürsten war durch die weisen Frauen schon vernichtet worden und im Bauernlager wurde es ernst. Wendel Hipler setzte alles in Bewegung, um das Bauernheer besser zu organisiren und

dadurch wehrfähiger zu machen. Er schlug im Bauernrathe vor, daß die in den Gemeinden ausgehobenen Mannschaften nicht alle vier Wochen wechseln, sondern bis zum Ende des Feldzugs im Dienste bleiben, daß man die Scharen entlassener, aus dem Kriege gegen Franz I. zurückkehrender Landsknechte, welche sich den Bauern angeboten hatten, anwerben sollte.

Beide Vorschläge fanden im Bauernrathe, nicht aber bei dem lichten Haufen Beifall. Die armen Wichte wußten wohl, daß sie Kopf und Kragen bei der Kriegsfahrt wagten, da wollten sie so rasch als möglich tüchtig plündern und mit heiler Haut in ihre vier Pfähle zurückkehren; die Beute mit den nimmersatten Landsknechten zu theilen, hatten sie gar keine Lust. Was halfen da alle Vernunftgründe? Wendel Hipler fiel bei allen Fähnlein mit seinen vortrefflichen Vorschlägen durch und die Folge war, daß das ganze Bauernheer immer aus Rekruten bestand, und daß der Kurfürst von der Pfalz, der gegen die Bauern rüstete, die sämmtlichen herrenlosen Landsknechte in seine Dienste nahm. Auch darauf wurde nicht mehr gehalten, daß die zum Bunde tretenden Edelleute in Person bei dem Haufen bleiben mußten, und nur das setzten, wie oben erwähnt, nicht Wendel Hipler, sondern Metzler und Reiter durch, daß Götz von Berlichingen zum obersten Hauptmann neben Metzler gewählt wurde.

Am 26. April wurde eine Gesandtschaft aus Gundelsheim nach Hornberg abgeordnet, dem Götz von Berlichingen die Hauptmannschaft anzutragen, doch er lehnte es ab. Darauf schickten sie am 27. Götzen's Schultheißen hinauf, mit dem Erfordern, Götz solle zu den Hauptleuten ins Wirthshaus kommen. Götz gehorchte und als er vor dem Wirthshaus abstieg, kam eben sein alter Waffenbruder Marx Stumpf (von Schweinsberg, kurmainzischer Vasall) die Stufen herab, er hatte sich seinen Schirmbrief geholt und redete seinen Freund an: „Götz, bist du da?“ Da sagt' ich: „Ja, was ist die Sach, was sollt' ich thun, oder was wollen die Hauptleut' mein?“ Da hebt er an: „Du mußt ihr Hauptmann werden.“ Da sagt' ich: „Gott, mir nicht, das thue der Teufel! Warum thust du es nicht? thue du es an meiner statt.“ Da sagt er: „Sie haben mir's zugemuthet, ich habe mich aber von ihnen geredt und wenn ich es meines Dienstes halb thun könnte, so wollt' ich's thun.“ So sagte ich wie vor: „So will ich's nicht thun, viel ehe selbst zu den Hauptleuten gehn, versehe mich, sie werden mich nicht dazu zwingen oder nöthigen.“ Da sagt' er: „Nimm's an, meinem gnädigen Herrn und andern Fürsten und uns allen, dem gemeinen Adel zu gut!“ Da sagt' ich: „Ich will's nicht thun!“

Inwieweit dies Gespräch, das Götz uns wörtlich mittheilt, die Wahrscheinlichkeit für sich und wieweit Götz dabei aufrichtig gesprochen

hat, das läßt sich nach dem Vorhergehenden beurtheilen. So viel ist gewiß, da es nicht nur durch Götz, sondern auch durch Dionysius Schmid und andere Zeugen bestätigt wird, daß Götz, infolge der neuern Wendung der Dinge, die Bauernhauptleute und Räthe auf das inständigste bat, ihn der Hauptmannschaft ledig zu lassen; Hipler nahm ihn umsonst beiseite und legte ihm die 12 Artikel aus, die auf dem Tische lagen, wie ein Prediger. Zuletzt wies ihn der Bauernrath an die Entscheidung des lichten Haufens, der draußen, zum Aufbruch bereit, in Fähnlein aufgestellt stand. Götz ritt von einem Fähnlein zum andern, sprach sie an, schien auch hier und da geneigtes Gehör zu finden, bis er an die Hohenloheschen kam; die umringten ihn bei seiner Weigerung plötzlich, schlugen die Büchsen an und legten die Spieße und Hellebarden auf ihn ein, bis er versprach und gelobte, andern Tages — am 28. April — in dem Lager zu Buchen zu ihnen zu kommen und die Hauptmannschaft zu übernehmen. Andern Tags ritt Götz nach Buchen. Als er an den zur Berathung im Ring stehenden Haufen kam, fiel ein Schneider von Pfedelbach dem Roß in die Zügel und gebot dem Ritter fluchend, abzusteigen und sich gefangen zu geben. Götz sagte: „Du hast gut reden, so viele hast du um dich stehn; so du mich draußen im Felde allein fingest, wollte ich dich loben; ich bin doch zuvor gefangen." Der Schneider erklärte ihm, „er müsse ihr Hauptmann sein und sie gegen den Bischof von Würzburg führen", und als Götz sein spottete und letzteres abschlug, nannte der Schneider unter vielem Fluchen ihn einen Pfaffenfreund.

Götz stieg ab und trat in den Ring, wo er den Marx Stumpf und mehrere kurmainzische Räthe fand, welche ihm gleich den Hauptleuten zuredeten, die Hauptmannschaft anzunehmen, Götz sträubte sich, doch als es ihm nichts half, sagte er endlich: „Wenigstens werde ich niemals in eine so tyrannische Handlung willigen wie die Ermordung zu Weinsberg war." Man erwiderte ihm: „Es ist geschehn, wo nicht, geschähe es vielleicht nimmer."

So willigte Götz nach einigem Handeln auf einen Monat ein, sagte aber: „So ihr mich also zwinget und dringet, so sollt ihr wissen, daß ich nicht anders handeln will, sofern mir Gott die Gnade gibt, denn was ehrlich, redlich und christlich ist und ehrenhalb geziemt und gebührt; und wo ihr nicht ehrliche christliche Handlungen vornähmet, wollt' ich ehe sterben, als mich zu euch bewilligen!"

So war Götz jetzt gezwungen worden, die Hauptmannschaft anzunehmen, deren Annahme er früher, unter andern Verhältnissen, seinen Freunden im Bauernrathe bereitwillig zugesichert hatte. Und was für eine Hauptmannschaft war es! Das Heer hatte kein Vertrauen zu Götz, gehorchte ihm nicht, ließ seine Handlungen scharf überwachen und war

mehrmals drauf und dran, ihn umzubringen; so namentlich, als die von ihm, Hipler, Berlin u. a. verfaßten Abänderungen der 12 Artikel bekannt wurden, wo — wie schon oben erwähnt — nur das Dazwischentreten Metzler's sein Leben rettete.

Daß Götz, soviel in seinen Kräften stand, Gewaltthätigkeiten gegen Standesgenossen zu verhindern suchte, glauben wir ihm gern, denn es lag in seinem Wesen wie in seinem Vortheil. Ob er sich aber in gleicher Weise auch um Klöster und Stifter verdient gemacht hat, das lassen wir dahingestellt sein; er liebte die geistlichen Herren nicht, und der Abt von Amorbach erzählt eine gar klägliche Geschichte, daß Götz sammt den andern Hauptleuten ihm und den Brüdern all ihre silbernen Becher abgepreßt und selbst den letzten vom Abt klüglich verborgenen noch mit trotzigen Worten verlangt habe. Der Abt bat mit gütigen Worten gar hochbeweglich, Götz möge ihm doch diesen Becher zu seiner Unterhaltung lassen, Götz aber schlug ihn mit der eisernen Hand gar freventlich vor die Brust und sagte: „Lieber Abt, Ihr habt lang genug aus silbernen Bechern getrunken, trinket auch wohl eine Zeit aus Krausen!" (gewöhnlichen irdenen oder hölzernen Krügen).

Götz leugnet das und will nur einen silbernen Becher vom Abt geschenkt erhalten haben, den hätte noch dazu Jörg Metzler später genommen.

Das klingt nicht ganz unverdächtig, zumal da Götz, wie er selbst zugibt, Kleinodien aus der Beute gekauft und seiner Frau geschickt hat. Dionysius Schmid sagt, für 150 Gulden, und die Bauern hätten dem Götz noch 50 Gulden am Kaufpreis erlassen. Darunter war die schöne blaue Inful, die Frau Dorothea von Berlichingen dann zertrennte und aus den Perlen und Edelsteinen sich einen Halsschmuck zusammensetzte.

Im übrigen ist in Amorbach nicht grausam verfahren worden, der Abt setzte sich mit an den Tisch der Hauptleute und trank noch zu guterletzt aus seinen Bechern tapfer mit; nur als die reichste Beute hereingebracht wurde, seufzte er kläglich; Götz tröstete ihn aber: „Lieber Abt, seid wohlgemuth, bekümmert Euch nicht, ich bin dreimal verdorben gewesen, aber dennoch hier; Ihr seid's eben ungewohnt!"

So zog Götz mit den Odenwäldlern erst in das Kurmainzische, wo zu Miltenberg der Erzbischof durch Abgesandte mit den Bauern sich vertrug, dann nach Würzburg, das dem Heere die Thore öffnete, zur Belagerung des Frauenbergs. Der Anwalt Götzen's behauptet im Processe, Götz sei schon nach acht Tagen seiner Hauptmannschaft entbunden worden und habe Würzburg nicht mit belagert; eine kühne Behauptung, die sich nur dadurch erklärt, daß der Beklagte abwarten wollte, ob der Kläger ihm das Gegentheil beweisen könnte. Götz selbst agt in seiner Lebensbeschreibung ausdrücklich: „Ich blieb aber doch die

vier Wochen, wie ich gelobt und geschworen hatte, damit sie nicht Ursach hätten, als ob ich mein Gelübd und Pflicht nicht gehalten. Dem sei nun, wie ihm wolle, so wußt' ich weder in Würzburg, noch im Lager von ihnen zu kommen, denn wenn Gott vom Himmel zu mir kommen wäre, so hätten sie ihn nicht mit mir reden lassen, wären denn zehn oder zwölf dabei gestanden, die zugehört hätten."

Diese fruchtlose Belagerung des wohlbefestigten und vertheidigten Frauenbergs war ein großer Misgriff der Bauernführer. Man hatte das Anerbieten der Besatzung, die 12 Artikel anzunehmen, abgewiesen, weil man die Festung brechen wollte, und verlor nun die kostbare Zeit, ließ den Truchseß nach Würtemberg rücken und in der Schlacht bei Böblingen dem dortigen Bauernheere die vollständigste Niederlage beibringen.

Dazu gab es im würzburger Bauernrathe ewigen Hader zwischen den Odenwäldlern und den andern Franken und das müßige Heer schweifte in der Umgegend Würzburgs umher und verlor die wenige ihm beigebrachte Mannszucht.

Am 19. Mai endlich erklärte Götz mit den odenwälder Hauptleuten, daß sie nicht mehr vor dem Frauenberge bleiben könnten, sondern ihren hart bedrängten Brüdern im Neckarthale zu Hülfe eilen müßten. Am 20. Mai kam Wendel Hipler — der bis dahin im Verfassungsausschuß in Heilbronn gesessen hatte —, nach Würzburg und setzte durch, daß nur ein Beobachtungscorps von 4000 Mann vor dem Frauenberg bliebe, der größere Theil des Heeres aber, 7000 Mann, bei Krautheim an der Jaxt eine feste das Vordringen des Truchseß hindernde Stellung einnähme. Zugleich wurden alle Ortschaften zum Zuzug mit ganzer Macht aufgeboten, bisjetzt hatten sie nur den vierten Mann gestellt.

Am 23. Mai zogen die Odenwäldler unter Götz und Metzler von Würzburg ab über Krautheim bis Neckarsulm, unterwegs aber wurde das Heer durch Davonlaufen immer schwächer. Man ließ daher die am schwersten Betheiligten und Verzweifelten in Neckarsulm als Besatzung und zog, dem ersten Plane gemäß, nach Krautheim zurück. Aber merkwürdigerweise wählte man nicht den geraden Weg nach dem Zwischenpunkte Oehringen, sondern ging erst südlich nach Löwenstein und dann nach Oehringen. Dadurch verfehlte man einen Zuzug von 5000 Franken. Als die Odenwäldler am 28. Mai in Adolzfurt (noch vor Oehringen) waren, ersah Götz die Gelegenheit und entwich mit zehn Begleitern heimlich vom Heere.

Götz sagt darüber: „Und war eben auf denselbigen Tag meine Zeit und Ziel der vier Wochen, wie ich zu ihnen verpflichtet war, und dacht ich: nun ist es Zeit, daß du siehst, was du zu schaffen hast. Und ich

glaub' nicht, daß sie die Abenteuer wußten, daß eben meine Zeit aus war, ich wußt' es aber wohl, denn ich rechnete schier alle Tage einmal daran. Also gab Gott, der Allmächtige, Glück, daß ich von den bösen oder frommen Leuten, wie ich sagen soll, kam."

Die fernern traurigen Schicksale des tapfern Junker Götz von Berlichingen, seine lange Haft in Augsburg, die harte Urfehde, die er schwören mußte „nie mehr ein Pferd zu besteigen und nie mehr die Markung seines Schlosses Hornberg zu überschreiten, keine Nacht außer seinem Hause zuzubringen", und die Processe, in die er darauf noch verwickelt wurde, haben wir schon oben erwähnt. Er lebte noch lange Jahre in seinem Bann und starb am 23. Juli 1562, 81 Jahre alt. Im Kloster Schönthal, vor dessen Pforte die verhängnißvolle Wendung seines Lebens begonnen, liegt er bestattet, im Erbbegräbniß seines Geschlechts. Die Inschrift auf seinem Grabstein lautet:

Hac generosus eques Gottfridus clauditur urna
Berlichius toto notus in orbe senex.
Plurima magnanimus qui vivens praelia gessit,
At nunc perpetuo pacis amator erit.
Tutus ab insultu, nulli metuendus et ipse
Aeternis fruitur, sed sine fine, bonis.

(Hier in dem Grabmal ruht der von Berlichingen, der edle
Ritter Gottfried, ein Greis, rings auf der Erde bekannt,
Ob er im Leben hochherzig unzählige Kämpfe bestanden,
Wird er nun immerbar Frieden genießen wie gern,
Sicher vor Unbill, furchtbar niemandem mehr, ist selber
Nun theilhaftig auch er himmlisch unendlichen Heils.)

Die Sache der Bauern, für die Götz gezwungen fechten mußte, war bei seiner Flucht schon dem Untergang verfallen, die blutigen Tage von Königshofen, Sulzdorf und Ingolstadt machten dem Aufruhr ein Ende für immer. Aber nachdem es auf den Schlachtfeldern und Richtstätten still geworden war, blieb doch noch ein anderes, schöneres Erinnerungszeichen an die furchtbaren Kämpfe übrig, als die Trümmer von tausend Bergschlössern und Klöstern, von ebenso viel Dörfern, die der Rache der Sieger ein ewiges Gedächtniß bleiben sollten, aber bald verjüngt wieder erstanden: der Entwurf zur Reichsreformation, den der gewählte Bauernausschuß, unter dem Vorsitz Wendel Hipler's, noch in den ersten Tagen des Mai zu Heilbronn verabfaßt hatte und der dann einem großen von allen Ständen beschickten Reichstage zur Berathung vorgelegt werden sollte.

Zum Schluß noch einen Blick auf diesen Reformationsentwurf, den ein geachteter Geschichtschreiber unserer Tage das geistreichste Werk damaliger Zeit nennt. Es wurde beschlossen:

„1) Alle Fürsten, Gemeinden und Geistliche werden reformirt zu

göttlichem und natürlichem Rechte nach christlicher Freiheit; die Kirchengüter fallen zu gemeinem Nutzen, doch die Geistlichen erhalten ihre ziemliche Nothdurft; der Adel ist frei von jedem geistlichen Lehnsverbande.

2) Kein Geweihter hohen oder niedern Standes darf in des Reiches, der Fürsten oder Gemeinden Rath sitzen oder irgendein anderes weltliches Amt bekleiden.

3) Fürsten und Edle sollen den Armen schützen und sich brüderlich halten, gegen ein ehrliches Einkommen. Alles weltliche Recht, das bisher im Reiche gebraucht wurde, ist ab und todt, und es gilt das göttliche und natürliche Recht, damit der arme Mann so viel Zugang dazu habe als der oberste und reichste und ihm gleiches, schleuniges Recht werde.

4) Im ganzen Reiche werden 64 Freigerichte, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte und 1 kaiserliches Kammergericht errichtet und mit Beisitzern aus allen Städten besetzt.

5) Kein Doctor des Römischen Rechts kann als Mitglied in ein Gericht oder in eines Fürsten Rath kommen; auf jeder Universität sollen aber drei Doctoren dieses Rechtes sein, um sie in vorkommenden Fällen um Rath zu fragen.

6) Die Bodenzinse sind ablösbar; Umgeld, Geleite und Zölle hören auf, nur die Zölle nicht, die zur Erhaltung der Brücken, Wege und Stege nothwendig sind. Alle Straßen sind frei und keine Steuer wird erhoben als alle zehn Jahre einmal die Kaisersteuer.

7) Nur Eine Münze, Ein Maß und Ein Gewicht in der deutschen Nation.

8) Beschränkung des Wuchers der großen Wechselhäuser, die alles Geld in ihre Hände ziehen und arm und reich ihres Gefallens beschätzen und beschweren.

9) Aufhebung aller Bündnisse der Fürsten, Herren und Städte, überall nur Schirm und Schutz des Kaisers."

Wie viel ist in diesen Punkten, das wir nach damaligem Maßstabe für billig und gerecht, wie viel, das wir auch jetzt noch für wünschenswerth halten müssen! Mit diesem Entwurfe haben die schlichten Männer, durch die oder in deren Sinne doch er niedergeschrieben worden war, ein Zeugniß sich ausgestellt, daß sie lautern Herzens für die Herstellung der reinen Glaubenslehre und für den Wiederaufbau des Reiches auf den Grundsteinen der Gerechtigkeit und Billigkeit ihr Leben eingesetzt haben.

Wenn sie auch, durch die rohe Unvernunft der Masse, durch die unlautern Geister, die in dem Aufruhr entfesselt wurden und durch Kurzsichtigkeit in Ergreifung der Mittel ihren Einsatz verloren und ihr Ziel damals verfehlt haben — es war denn doch dasselbe hohe edle Ziel, nach welchem das deutsche Volk jetzt noch, nur auf andern, bessern

Wegen strebt und dessen endliche Erreichung ihm, wie wir hoffen, im Rathe des Höchsten bestimmt ist. Darum mögen wir billiger als ihre Ueberwinder ihr Streben ehren und ihre Thaten nicht zu streng richten.

Drei Lieder aus dem Exil.

Von

Hermann Semmig.

1. Ein Traumbild.

(Als ich mich in Lokmariaker nach den Lagunen des Morbihan einschiffte.)

Mir träumte, ich wandelte in der Nacht
Auf mondbeschienenen Plätzen,
Rings Marmorpaläste und Säulenpracht
Wie in Zauberschlummer, drein träumerisch lacht
Der Springbrunnen Rauschen und Schwätzen.
Hell perlen und flimmern im Mondenschein
Die Tropfen an den Tritonen von Stein,
Und heilige Göttergebilde
Erschimmern aus dunkeln Myrten hervor,
Als lauschten sie selig dem Nachtigallchor
In dem nahen Rosengefilde.

Ich kannte das Land, nur konnt' ich nicht mehr
Mich auf seinen Namen besinnen;
Es war wol unendlich lange schon her,
Daß mein Auge geschwelgt auf der Schönheit umher,
Daß mein Fuß gewandelt darinnen.
War's die Wiege der Schönheit, war's Griechenland?
War's die ewige Stadt an dem Tiberstrand?
Ich beschied mich in sel'gem Genügen;
Wie ein Traumbild erlosch meines Lebens Qual
Und Vergessen und Frieden sog allzumal
Ich ein mit durstigen Zügen.

Da weckte mich's plötzlich wie Mövenschrei
Mit gellem wimmerndem Tone,
In Nebel verrann meine Träumerei,
Ich stand in schauriger Wüstenei,
Ein Bild vom verlorenen Sohne.
Der Mond sank unter rothglühend im Meer,
Zerrissene Wolken flogen umher
Wie gespenstisches schwarzes Geflügel;
Auf verwittertem celtischem Opferstein
Saß ein Rabe und krächz't in den Tag hinein,
Der grauend anbrach überm Hügel.

O du Land der Schönheit, du seliges Thal,
Wie bist du so weit mir entschwunden!
Ach könnt' ich noch einmal am himmlischen Strahl
Deiner Sonne mich wärmen, ach noch einmal
Wie einst in glücklichern Stunden!
Vergebens mein Ruf; an felsigem Riff
Bläht schon sich mein Segel, harrt schon mein Schiff
Und entführt mich aufs neue dem Hafen;
Die Wellen hohnkichern im Morgenschein
Und einsam fahr' ich ins Meer hinein,
Wer weiß, um wo noch zu schlafen!

2. Ein spätes Wiesenblümchen.

(Geschrieben auf den Wiesen an der Loire bei Nantes.)

Hinschleichen über kahle Wiesen
Die Nebel herbstlich feucht und grau
Und lebensmüde Bäche fließen
Langsam und trübe durch die Au.

Bang wie von Todesfrost durchschauert
Verdorrt und welket die Natur;
Nur noch ein einzig Blümchen trauert
Hier frierend auf der öden Flur.

Sei freundlich wie von Sonnenscheine
Von meinem Blicke du gegrüßt;
Wie gar so selten ist's, daß deine
Stillmilde Pracht die Sonne küßt!

Leicht konnten und beglückt die Rosen
In aller Jugend sterben gehn,
Sie hatten bei der Weste Kosen
Den Lenz ja um sich blühen sehn.

Du aber frierst in kaltem Winde,
Dein Schmelz entfärbt vor Kummer sich,
Kein West umkost dich süß und linde,
Kein Schmetterling umflattert dich.

Du blühst so schön, und nur verdrossen
Blickt dir die Sonne spärlich zu;
Die Rosen hat der Thau begossen,
Dich deckt der Reif, doch lächelst du!

Doch lächelst du, und gramzerrissen
Verblutet in sich stumm dein Herz;
So reich an Liebe sich zu wissen
Und einsam brechen, welcher Schmerz!

O lehr' wie du mich still ergeben
In meiner Einsamkeit vergehn,
In Schmerzen lächelnd noch entschweben,
Noch segnend wie dein Duft verwehn!

3. Verstummen.

(Geschrieben an den Ufern des Erdre bei Nantes.)

Schöne Zeit der Frühlingstage,
Holder Mai, willst du entfliehn,
Wo noch Lieder jedem Hage,
Wo dem Schmerz doch seine Klage,
Allem Sprache war verliehn?

Wo die Weste Küsse tauschten,
Wo vom Fels der Wasserfall
Und die Wiesenbäche rauschten,
Wo die Wälder schauernd lauschten
Auf das Lied der Nachtigall;

Wo das Echo aus den Grüften
Sprach in süßer Sympathie,
Wo die Blume sprach in Düften,
Wo der Sturm sprach in den Lüften
Und die Welt war Melodie.

Schön'rer Frühling meines Lebens,
Meiner Seele holder Mai,
Lenz der Jugend und des Strebens,
Ruft mein Flehen dir vergebens,
Eilst du wirklich mir vorbei?

Lerchenzeit, o kehre wieder,
Wo das Herz noch überfloß,
Wo der reiche Strom der Lieder,
Wie vom Fels die Quelle nieder,
Von den Lippen sich ergoß!

Ach! und mehr als Worte sagen,
Sprach der stummen Lippen Kuß,
Sprach ein Blick in jenen Tagen,
Sprach des Blickes Niederschlagen,
Unterm Tische selbst der Fuß.

Und die Blume, die sie pflückte,
Sprach von ihrer Zärtlichkeit,
Und wenn sie die Hand mir drückte,
Zum Verstummen mich entzückte,
Sprach es mehr als Schwur und Eid.

All mein Sinnen, all mein Leben
Schien wie Lied und Melodie,
Schien wie Aeolsharfenbeben
Zu verhallen, zu verschweben
In der Sphären Harmonie.

Stille wird's im weiten Raume
Herbstlich schweiget Wald und Flur,
Nur im fall'nden Blatt vom Baume
Seufzet leis noch wie im Traume,
Wie im Sterben die Natur.

Und versiegen schon und stocken
Will auch mir der Strom der Zeit
Und in meine braunen Locken
Hat der Kummer weiße Flocken
Hier und da schon eingeschneit.

Meine Augen werden blöde
Und sie sehnen sich nach Ruh',
Und die Lippe wird so spröde,
Alles kalt und stumm und öde,
Und das Herz, es schließt sich zu.

Hermann Semmig.

Literatur und Kunst.

Vom Büchertisch.

„Illustrirtes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreichs von Dr. A. E. Brehm. Mit Abbildungen, ausgeführt unter Leitung von R. Kretschmer. Zweiter Band" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut). Mit dem Schluß dieses Bandes liegt die Abtheilung „Säugethiere" vollendet vor; die Fortsetzung, die ebenfalls bereits im Erscheinen begriffen ist, wird zunächst die „Vögel" enthalten. Wir freuen uns, bei dieser Gelegenheit alle die Lobsprüche wiederholen zu können, mit denen wir das erste Erscheinen eines Werkes begrüßten, das, in wissenschaftlicher sowol wie in künstlerischer Hinsicht, eine dauernde Zierde unserer Literatur zu werden verspricht. Allerdings besitzen wir bereits eine Menge ähnlicher Unternehmungen theils größern, theils kleinern Umfangs, dieselben beschränken sich jedoch, wie der Verfasser im Vorwort dieses zweiten Bandes treffend hervorhebt, der Mehrzahl nach auf eine möglichst sorgfältige Beschreibung des äußern und innern Thierleibes, während das Leben und Treiben der Thiere, also dasjenige, was unser Interesse nothwendig am meisten beschäftigt, beinahe völlig beiseite gesetzt wird. Den Grund dieser Einseitigkeit findet der Verfasser mit Recht darin, daß die meisten derartigen Werke von

Männern geschrieben werden, welche als akademische Lehrer oder als Vorsteher öffentlicher Sammlungen wol Gelegenheit haben, den ausgestopften Leichnam, das künstlich erhaltene Präparat, nicht aber das lebende Thier in der Unmittelbarkeit seines natürlichen Daseins kennen zu lernen. Mit Einem Wort, unsere Kenntniß der Thiere ist bisher zu sehr aus Museen und Sammlungen und zu wenig aus der lebendigen Natur geschöpft worden, wir haben zu ausschließlich den Buchgelehrten vertraut, während doch der Reisende und der die Fluren jagend durchstreifende Forscher weit mehr befähigt ist, uns die Thierwelt in der unendlichen Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen kennen zu lehren. Darum führt das Brehm'sche Werk auch seinen Titel mit Recht: es ist ein wirkliches Thier-„Leben", keine bloße gelehrte Nomenclatur, sondern ein Spiegelbild der Wirklichkeit, aus dem die einzelnen Thiere und Thiergattungen uns mit individueller Bestimmtheit entgegentreten. Freilich konnte ein solches Werk nur von einem Manne unternommen werden, der gleich dem Verfasser nicht nur von früh auf zur eigenen Beobachtung der Thiere veranlaßt und erzogen ward, sondern der auch späterhin während eines langjährigen Wanderlebens Gelegenheit hatte, sich mit der Thierwelt der verschiedensten Länder und Himmelsstriche bekannt zu machen. Als besonders günstiger Umstand muß ferner hervorgehoben werden, daß der Künstler, welchen der Verfasser sich bei seinem Unternehmen zugesellte, die Thierwelt ebenfalls nicht blos aus Büchern und Kupferwerken, sondern aus der lebendigen Natur studirt hat; beide, der Beschreiber wie der Zeichner, haben gemeinsam in Afrika gejagt und auch ihre Wanderung durch die Thiergärten haben sie gemeinschaftlich angestellt. Wie die Beschreibungen sind daher auch die Abbildungen der Mehrzahl nach von einer Lebendigkeit und Treue, die alle frühern ähnlichen Darstellungen weit hinter sich läßt. Auch die Ausstattung von seiten der Verlagshandlung verdient die lebhafteste Anerkennung; trotz des ungewöhnlich billigen Preises ist nichts gespart, das Buch zu einem Prachtwerk ersten Ranges zu machen, und so bleibt nur zu wünschen, daß es auch von seiten des Publikums diejenige entgegenkommende Aufnahme finden möge, auf die es nach seinem innern wie äußern Werthe so begründeten Anspruch hat.

„Jüngstdeutsche Lyrik und ihre hervorragendsten Charaktere. Randzeichnungen zur Literaturgeschichte von Dr. Arthur Levysohn" (Grünberg, Levysohn). Aphoristische Bemerkungen über unsere nachmärzliche Lyrik, wohl gemeint und in den meisten Fällen auch das Richtige treffend, im ganzen aber doch zu fragmentarisch und zu subjectiv gefärbt, als daß das Schriftchen auf eigentliche literarische Bedeutung Anspruch machen könnte. Der Verfasser bekennt von sich selbst, daß „ein hartes Urtheil, und sei es noch so gerechtfertigt, niederzuschreiben, seinem Herzen stets größte Ueberwindung kostet"; das ist sehr liebenswürdig und macht seinem Herzen alle Ehre, zum Kritiker aber, der stets nur die Sache im Auge haben soll, wird man damit freilich nicht.

„Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte von Georg Waitz" (Kiel, Homann). Eine kurzgefaßte populäre Geschichte Schleswig-Holsteins zu schreiben ist ohne Zweifel gerade im gegenwärtigen Augenblick eine der dankbarsten Aufgaben, welche ein deutscher Historiker sich stellen kann, und nahmen wir daher das vorstehend bezeichnete Werk, das einen

Namen an der Stirn trägt, der bekanntlich zu den verdientesten und glänzendsten unserer historischen Literatnr gehört, mit nicht geringen Erwartungen in die Hand. Leider jedoch sind dieselben nur theilweise befriedigt worden. Das Buch ist, was das gelehrte Material anbetrifft, allerdings ganz so gründlich und zuverlässig, wie es sich von diesem Verfasser von selbst versteht; was dagegen die Gruppirung der Thatsachen sowie den Ton der Erzählung angeht, so gibt sich darin ein empfindlicher Mangel an populärer Darstellungsgabe kund. Das Buch ist im trockensten Compendienstil abgefaßt, und auch wo der Verfasser sich den Verwickelungen der neuesten Zeit nähert, hat er es nicht für gut befunden, den Ton zu steigern oder seiner Darstellung etwas von jener Wärme und jenem nationalen Pathos zu geben, dem, sollte man meinen, ein deutscher Autor sich kaum entziehen könnte. Die gelehrte Würde des Buches hat dadurch allerdings gewonnen, ob darin jedoch ein genügender Ersatz liegt für die volksthümliche Wirkung, auf welche der Verfasser fast absichtlich verzichtet zu haben scheint, das dünkt uns denn doch mehr als zweifelhaft.

Notiz.

In Wien starb am 14. März Wilhelm von Chézy, ein Sohn der bekannten Helmine von Chézy, der Enkelin der Karschin, wie sie selbst sich zu nennen pflegte. Wilhelm von Chézy war 1806 zu Paris, wo sein Vater als Professor der orientalischen Sprachen lebte, geboren. Die Ehe der Aeltern, die nichts weniger als glücklich war, wurde bald darauf durch gegenseitige gütliche Uebereinkunft getrennt und Helmine kehrte mit ihren beiden Söhnen (der jüngere, Max, 1808 geboren, war Maler, starb aber bereits 1846 zu Heidelberg) nach Deutschland zurück. Von dem abenteuerlichen Leben, das sie führte, und bei dem von einer geregelten Erziehung der Söhne denn freilich keine Rede sein konnte, hat Wilhelm von Chézy in seinen vor wenigen Jahren erschienenen Memoiren ein nur allzu getreues Bild entworfen. Dasselbe hat sogar etwas Abschreckendes, sofern es der eigene Sohn ist, der hier auf so unbarmherzige Weise die Schwächen der Mutter aufdeckt. Nach einer sehr unvollständigen Vorbildung begab Wilhelm von Chézy sich 1829 nach München, um daselbst die Rechte zu studiren. Weit mehr jedoch als die trockene Rechtswissenschaft zog ihn das lebhafte literarische und künstlerische Treiben an, das damals in der bairischen Hauptstadt herrschte, und das um so unwiderstehlicher auf ihn wirkte, als in der That einiges von dem poetischen Talent der Mutter auf ihn übergegangen war. Und mit dem Talent auch die Neigung; dem mütterlichen Beispiel folgend widmete er sich der Literatur, in der er sich besonders als Erzähler bekannt machte. Die Journale der dreißiger und vierziger Jahre, namentlich das stuttgarter „Morgenblatt", das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" und die münchener „Fliegenden Blätter", brachten zahlreiche novellistische Beiträge aus seiner Feder. Auch einige größere Romane, die er um dieselbe Zeit veröffentlichte, und in denen er, wie überhaupt in seinen belletristischen Arbeiten, sich mit Vorliebe dem Muster des ihm auch

persönlich nah befreundeten Spindler anschloß, der ebendamals auf dem Gipfel seiner Popularität stand, fanden ein dankbares Publikum. Auch als dramatischer Dichter versuchte er sich mehrfach, jedoch ohne Erfolg. Nachdem er längere Zeit in Süddeutschland, namentlich im Badischen gelebt, wandte er sich 1848 nach Köln, vertauschte dasselbe jedoch schon 1850 mit Wien, wo er seitdem seinen dauernden Aufenthalt nahm. Wiewol schon seit einigen Jahren von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, blieb er unausgesetzt literarisch thätig, wie ihn denn namentlich die wiener „Presse" zu ihren ältesten und eifrigsten Mitarbeitern zählte.

Die ungarische Literatur, diese jüngste unter den modernen Literaturen Europas, hat einen namhaften Verlust erlitten durch den am 27. Febr. erfolgten Tod des Barons Jósika, des beliebtesten und fruchtbarsten Romandichters, welchen die Ungarn in neuerer Zeit besessen haben. Nikolaus Jósika wurde 1796 zu Torda in Siebenbürgen geboren; begünstigt durch den Reichthum seiner Aeltern, erhielt er eine ungewöhnlich sorgfältige Erziehung, die ihn so rasch förderte, daß er bereits mit sechzehn Jahren die juristischen Studien absolvirt hatte. Gleich darauf jedoch veranlaßte der Ausbruch des Krieges gegen Napoleon ihn, die Jurisprudenz mit dem Schwert zu vertauschen; er trat in die Armee, machte die Feldzüge in Frankreich mit und avancirte zum Hauptmann, als welcher er 1818 den Dienst quittirte, um, nach Ungarn zurückgekehrt, sichmit einer reichen Erbin zu vermählen. Er lebte nun eine Reihe von Jahren in ungestörter Muße theils der Landwirthschaft, theils der Literatur, bis seit Mitte der dreißiger Jahre die um sich greifende politische Bewegung seines Vaterlandes auch ihn in ihre Kreise zog. Jósika war ein eifriges Mitglied des siebenbürgischen Landtags, in dem er namentlich für die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn zu wirken suchte. An der Erhebung des Jahres 1848 nahm er als Mitglied der ungarischen Magnatentafel lebhaften Antheil, auch fungirte er als Mitglied des Landesvertheidigungsausschusses. Infolge dieser revolutionären Thätigkeit sah er sich nach der Katastrophe von Világos zur Flucht ins Ausland genöthigt; er lebte anfangs in Brüssel, später in Dresden, an welchem letztern Orte ihn der Tod ereilte. Seine Romane sind außerordentlich zahlreich; als der bedeutendste darunter, der ihm namentlich auch in Deutschland einen glänzenden Ruf verschafft hat, gilt „Abafi" (3. Auflage 1851). Seine letzte Arbeit soll ein Memoirenwerk gewesen sein, das insbesondere über seine politische Thätigkeit interessante Aufschlüsse enthalten soll; jedoch wurde er abgerufen, bevor er dasselbe vollenden konnte.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 16.** 20. April 1865.

Neue Wanderungen eines Juristen in der Schweiz.

Von

Eduard Osenbrüggen.

I.

Sich um des Kaisers Bart streiten ist bekanntlich ein unberufenes, nutzloses Unterfangen. Das thun denn auch die Graubündtner nicht, aber vor wenigen Jahren entbrannte in Chur ein Kampf über die heraldisch-zoologische Frage, ob der Steinbock im Wappen des Landes mit oder ohne Bart sein solle. Der Steinbock hat seinen Bart behalten, und die einst wichtige Tagesfrage hat gänzlich einer weit größern Frage, die für Chur eine Lebensfrage ist, weichen müssen: Lukmanier oder Gotthard? Das ist kein Streiten um des Kaisers Bart. Es handelt sich darum, ob die directe große Eisenbahnstraße nach Italien durch Graubündten führen soll; vorläufig ist aber doch auch noch die Frage, ob die mächtigen Berge in der einen wie in der andern Richtung sich dem Willen und der Kunst der Menschen fügen wollen. Thun sie dies nicht, so käme doch die Formel: Lukmanier oder Gotthard? auf ein Streiten um des Kaisers Bart hinaus. Gegenwärtig verfechten die Graubündtner ihr an den Lukmanier geknüpftes Interesse mit der eisernen Natur des Steinbocks gegen den züricher Leuen, der seinen Blick nach dem Gotthard gerichtet hat. Vom historischen Standpunkt könnte man

dieses Liebäugeln mit dem Vierwaldstättersee und der Gotthardbahn Undank nennen: denn Zürich verdankt seine Größe und seine Bedeutung als Handelsstadt in alter Zeit nicht zum wenigsten seinem See und der sich daran schließenden Handelsstraße durch Graubündten nach Italien und hat auf diesem Wege nicht blos Citronen bezogen, sondern manche süße Frucht aus den Gärten der Hesperiden sich geholt. Aber König Nobel ist ein Mann unserer Zeit und hat nicht die alte Vergangenheit, sondern die neue Zukunft im Auge.

Als ich kürzlich einmal wieder der mir so wohl bekannten alten Stadt Chur mich näherte, zog ich in Erwägung, was ich zu antworten habe, wenn man am Thore mit der Parole: Lukmanier oder Gotthard? mich empfinge. Ich legte mir eine Antwort zurecht, daß ich ja nur ein Hintersasse von Zürich und nicht im Besitze von Nordostbahnactien sei, daß zwar alle Wege nach Rom führen, ich aber den Weg vorziehe, auf welchem ich Chur zu berühren habe, von wegen der Liebenswürdigkeit der Churer u. s. w. Mir wurde aber diese Antwort, die immerhin reine Wahrheit gewesen wäre, erspart, denn das Thor war beseitigt. Seit Chur von der Eisenbahn erfaßt ist, hat man die alte Bekleidung zu eng gefunden und die mehrhundertjährigen Mauern und Thürme und Thore müssen verschwinden. Da ich das (untere) Thor nicht mehr fand, das mir früher als Kompaß diente, hatte ich Mühe mich zu orientiren, und wie der Hamburger bei der Aufhebung der Thorsperre sagte ich: „Wo kannt' angahn?“ So etwas mag auch der ehrsame Bürger von Chur fragen, wenn er aus seiner schmalen düstern Gasse herauskommt und weder Thor noch Thorwächter zur Sicherung der Stadt findet. Träumend wird er ins Freie gehen und umschauen, ob denn der Kalanda noch stehe. Ja, den müssen sie doch stehen lassen, und die Maiensässe, das Bürgerjuwel, lassen sich die Bürger auch nicht nehmen.

Das Bleibende im Wandel war mir vor dem ehemaligen Thore ein Privathaus, dessen Name mich schon anheimelt, so oft ich es betrete, das „Rigahaus“, so getauft von dem Eigenthümer zur Erinnerung an manche in der schönen Dünenstadt verlebte Jahre. Als ich das erste mal in dieses Haus kam, konnte ich zu meiner Legitimation nichts beibringen, als daß ich Riga kenne, und sofort wurde mir die volle nordische Gastfreundschaft zutheil, die ich so oft und so reichlich an der Düna genossen hatte. Ich wurde erinnert an die Erzählung eines Naturforschers, der im Anfang dieses Jahrhunderts in das bündtnerische Hochthal Avers kam. Er meldet: „Bevor ich noch eine Hütte in diesem Thal erblickte, wurde ich auf eine mir ganz unerwartete Art bewillkommt. Ein hübsches Alpenmädchen, welches mir entgegenkam, reichte mir ihre Hand mit den Worten: «Seid willkommen, mich freut, daß

Ihr gekommen seid, und wenn es Euch gefällt, so bleibt bei uns.» Bei dieser aufrichtigen und unschuldigen Rede war ich etwas überrascht, aber mein Führer sagte mir: «Herr, hier ist der Gebrauch so, denn das Volk, welches so abgeschieden von der Welt lebt, sieht jeden Kommenden als seinen Freund an.»" Der Naturforscher blieb über Nacht und freute sich der belebten Unterhaltung mit den Thalbewohnern: „aber es wollte diesen Leuten nicht in den Kopf gehen, daß er den Bergen und Steinen zu Gefallen die Reise mache". Aehnlich wie dem Fremden in Avers ist es mir in dem freilich gar nicht einsamen Rigahause ergangen; als ich zuerst eintrat und so oft ich wiedergekehrt bin, ist mir eine Tochter des Hauses entgegengekommen, deren Bewillkommnung mir immer klang: „Wenn es Euch gefällt, so bleibet bei uns."

Ich habe oben im Vorübergehen die „Maiensässe" erwähnt, welcher Name zwar allgemein bündtnerisch ist und auch in andern Theilen der Schweiz, z. B. in Toggenburg, vorkommt, aber für die Churer einen besonders süßen Klang hat, weil er ein Hauptstück ihrer Frühlingspoesie einschließt. Maiensässe sind die Voralpen, auf welche das Vieh im Mai, einige Wochen vor der eigentlichen Alpfahrt, getrieben wird, eine Einrichtung, die sehr zweckmäßig ist, weil dadurch die Rinder nach dem langen Aufenthalt in der warmen Stallatmosphäre allmählich an die feine Bergluft gewöhnt werden. Chur, obgleich Handelsstadt, läßt doch die Alpenwirthschaft nicht fallen und hat seine schönen Maiensässe am Bizockel. Wenn nun die Frühlingssonne des Wonnemonats das saftige Grün der Bergabhänge hervorgelockt hat, mögen auch die Spitzen der Berge noch Schnee tragen, so wandern die Rinder hinauf in die Freiheit des Sommerlebens und wenn dann einige Tage vergangen sind, so müssen doch die Eigenthümer nachschauen, wie sich das liebe Vieh dort oben befinde. Aber sie wollen diese Freude nicht allein genießen und nicht allein mit den Frauen und Kindern, sondern Freunde und Bekannte werden geladen in die Alphütten, um die frische Butter und den süßen Nidel (Rahm) zu kosten. Weil jedoch die ungewohnte Hirtenkost schaden könnte, so werden vorsorglich andere Speisevorräthe hinaufspedirt, und lediglich der Gesundheit wegen darf der erwärmende Oberländer oder die Perle der Weine, der Veltliner eines guten Jahrganges, nicht fehlen. So wird der Bürger von Chur für einen Tag im schönen Mai idyllisch, denn seine Mittel erlauben ihm das, und man insinuirt sich bei ihm, wenn man das Gespräch auf die Maiensässe bringt und ihn dadurch verleitet, beredt zu werden.

Aber man hüte sich, nach einem andern Local, dem Scalära-Tobel, zu fragen; da wird er mistrauisch und ernst, er wittert hinter dieser Frage die Zumuthung, an die Hölle zu denken und macht, wenigstens in Gedanken, ein Kreuz. Es blieb mir lange unklar, welche Bewandtniß es mit

diesem Tobel habe, bis ich durch Bücher darüber Aufschluß erhielt und da habe ich mir denn auch den Ort, etwa eine Stunde von Chur entfernt, angesehen. Im vorigen Jahrhundert war dort noch mehr Waldung und einst stand dort auf einem Felsenvorsprung die Burg Ruchenberg, deren Trümmer jetzt mit der Steinwüstenei des genannten Tobels, das man vielmehr einen Complex mehrerer schauerlicher Tobel nennen kann, harmoniren. Die hier ins Rheinthal mündenden Tobel sind das Ende von Bergschluchten des Montelin. Vernaleken, der in seinen interessanten Alpensagen die Sage vom Scalära-Tobel mit dem in unserer Zeit wieder so sehr zu Ehren gelangten Wuotan und dessen wildem Heere in Verbindung setzt, meldet Folgendes: „In diesem Tobel, dessen Name schon die Umwohner mit Schauder und Entsetzen erfüllt, vernimmt man ein grausenhaftes Getöse. Zwischen nackten, himmelhohen Felsenwänden donnert und kracht es unaufhörlich und man nimmt am Tage nichts wahr als Schutt und Gestein. Nachts aber hört man bis Trimmis ein entsetzliches Geheul. Ist es Mitternacht geworden, so steigen aus tausend Klüften und Felsspalten menschliche Gestalten hervor. Das sind die verstorbenen Bürgermeister, Rathsherren, Vögte und andere Bürger der Stadt Chur. Sie machen allerlei seltsame Geberden. Die Vornehmen reiten auf Schimmeln, und wenn sie alle versammelt sind, eine unabsehbare Volksmenge, dann setzt sich der Zug in Bewegung, die Reiter voran, der letztverstorbene Bürgermeister an der Spitze der Reiterei. Es geht hinunter durch das Tobel, über die Landstraße und durch das Gebüsch bis an den Rhein. Dort tränken sie die Pferde, der Zug wendet um, und kehrt schweigend wieder in die Schluchten zurück. So geht es jede Nacht; aber nicht jeder kann die Geister sehen, die hier ewig ihren Aufenthalt haben. Wenn ein angesehener Bürger stirbt, dann wird es allemal indesonders lebhaft in Scalära, und man hört das Rufen und Getöse in weiter Entfernung. Vom Pfarrer Sererhard in Sewis, der 1742 unter dem Titel «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreier Bünde» eine genaue Beschreibung seines Vaterlandes lieferte, die nicht gedruckt ist, wird ein Augen- und Ohrenzeuge des nächtlichen Rittes producirt. Dieser, ein ehrlicher Mann, bezeuge, eine solche Cavalcade erst vor einem Jahre nachts beim Mondenschein selbst gesehen zu haben, «als er bei einem Stall nicht weit vom Rhein das s. v. Mastvieh wartete; sie sei zwischen dem Stall und Hause hinabgefahren, habe sich aber beim Rhein nur eine kleine Weile verweilet und bald wieder zurückkommen, da er die weißen Pferde von den schwarzen distinguiren können, auch observirt, daß zugleich etlich wenige Weibspersonengestalten mit unter diesen Reutern gewesen und daß den Pferden dann und wann Feuerfunken aus den Naslöchern gefahren».“

II.

Es lag nicht in meinem Plan, diesmal länger in Chur zu verweilen, und da der Herbst im vorigen Jahre so voreilig war, so durfte ich auch nicht warten, wenn ich noch eine höhere Region, auf die mein Augenmerk stand, genießen wollte. Zu einer kleinen Excursion in der Nähe Churs, abwärts von meiner Reiseroute, verführte mich jedoch eine interessante Monographie: „Die ehemalige Herrschaft Haldenstein. Ein Beitrag zur Geschichte der rhätischen Bünde von J. Bott" (Chur 1864). Der Weg nach Haldenstein führt bald an das Ufer des Rhein, der zwar in diesem Thal an manchen Stellen etwas schläfrig dahinzieht, als wäre er müde von seinen Sprüngen im Gebirge, das er eben verlassen hat, aber am Fuße des hohen Kalanda, da, wo man die Burgruinen Haldenstein und Liechtenstein erschaut, wälzt er doch seine hier ganz klare Flut recht kräftig über das steinige Bett. Eine einfache Brücke führt an das linke Ufer, wo man zuerst in das Dorf Haldenstein eintritt, das zwar ziemlich neu ist, da es im Jahre 1825 abbrannte, aber nicht den Eindruck eines freundlichen Rheindorfes macht und wo namentlich eine kleine Straßencorrection nicht übel angebracht wäre. Unmittelbar am Dorfe liegt das neue Schloß Haldenstein, das mit seinem ummauerten Garten einen ziemlichen Umfang hat, aber nicht sehr herrschaftlich aussieht. Meiner Gewohnheit nach betrat ich den Kirchhof: denn ich gewinne durch das Beschauen solcher Stätten, die ja immer geschichtlicher Boden sind, eine Kenntniß der Geschlechter, welche an einem Orte wohnen, und ich mache dann stets die Wahrnehmung, daß bei dem großen Wandertriebe der einzelnen Schweizer doch die Geschlechter sehr seßhaft sind und in einer Gemeinde meistens durch Jahrhunderte dieselben bleiben. Wie auf jedem Gottesacker, so finden sich auf dem Kirchhofe von Haldenstein Gräber, die ein Zeugniß geben, daß die Liebe das Leben überdauert, und Stätten, die das Vergessensein deutlich anzeigen. Das ist eben überall; aber als eine Besonderheit auf diesem Kirchhofe muß es auffallen, daß, während das sogenannte neue Schloß noch von einem Herrn von Salis-Haldenstein bewohnt ist, in einer Ecke an der Kirchhofsmauer Grabsteine mit schön gearbeiteten Wappen der Familie, die hier geherrscht und gewohnt hat, wie altes Gerümpel hingeworfen sind. Einer der Freiherrn hatte zwar schon 1732, als die neue Kirche gebaut war, angeordnet, daß die Glieder der herrschaftlichen Familie nicht mehr in der Kirche, sondern gleich andern auf dem Kirchhofe bestattet werden sollten, „sintemal die Erde überall des Herrn ist", aber jenes Verfahren würde er doch nicht als christliche Demuth bezeichnet haben. Einen Contrast dazu bildet die Erzählung, daß bei der Grundlegung des schönen fürstlich Liechtenstein'schen Palais in Wien Steine von der Burgruine Liechtenstein am Kalanda verwendet worden sind.

Früher als Haldenstein ist Liechtenstein in Trümmer gefallen, aber beide Ruinen zeigen, daß einst „Burgen stolz und kühn" sich auf den Felswänden erhoben. „Der Name Haldenstein", schreibt ein alter rhätischer Historiker, „langt her von der alten Feste, die ein wenig im Berg oben auf einem abschlüpfrigen und haldenden Stein oder Felsen liegt; wird noch im guten Bau erhalten und ist eine wehrhafte Burg, dann der Fels, darauf sie gebauet worden, erhebt sich aus dem Grund des Bergs in die Höhe, inmaßen daß er allenthalben von dem übrigen Gebirg frei und ringsherum ledig steht." Die Burg Haldenstein soll sieben Stockwerke und einen sehr hohen Thurm gehabt haben, und da thronte ein so absoluter Freiherr, daß Burnet, der berühmte Bischof von Salisbury, in seiner „Reise durch die Schweiz und Italien" (1686) ihn den „kleinen König" nannte und sich wunderte, als er ihn in Chur ohne Krone und andere königliche Insignien wie einen gemeinen Edelmann einhergehen sah. Sehr malerisch hat der genannte neue Historiker dieser Herrschaft die Miniatur-Monarchie beschrieben: „Das Reich des Hrn. von Haldenstein hatte mit jedem andern, daher auch mit dem des mächtigsten Autokraten die Eigenschaft gemein, daß es nach allen vier Straßen der Welt sich ausdehnte; es verband aber damit den Vorzug, daß der gestrenge Gebieter ohne Fernrohr und Vogelperspective all sein Hab und Gut in Berg und Thal, Feld und Wald, mit Mann und Maus in Einem Blick mit höchsteigenen Augen überschauen und bei halbweg guter Lunge auf seiner und nicht zu hartem Gehör auf ihrer Seite den getreuen Nachbarn zu Chur und Trimmis im Osten seinen Morgengruß, den Vättisern im Westen die Abendwacht, den Felsbergern im Süden gesegnete Mahlzeit zum Mittagsbrot und den nördlichen Vatzern den Anbruch der Geisterstunde vernehmlich zuentbieten konnte. Die freiherrliche Armee mochte, wenn Mann und Weib, alt und jung, selbst der Säugling in der Wiege aufgeboten wurde, auf höchstens vierhundert Seelen mit und ohne Waffen sich belaufen. Der Regent konnte sich aber nicht einmal immer auf die Treue dieses Häufleins verlassen, und hat sich doch im Besitze seiner Rechte zu behaupten gewußt, bis die Stürme der Französischen Revolution, welche mehr als Eine königliche Krone in den Staub warfen, auch seinen Herrscherstab zerschlugen."

Die Stellung der Untergebenen zur Herrschaft war früher so geregelt wie an vielen andern Orten. Die Unterthanen waren theils Freie, theils Leibeigene. Die letztern, die Eigenleute, waren an die Scholle gebunden und hatten, außer andern Leistungen, alle Jahre zum Gedächtniß der Leibeigenschaft die bekannte Fastnachtshenne zu liefern. Dabei finden wir denn auch die allgemeine humane Regel, daß, wer eine Kindbetterin in seinem Hause hatte, keine Leibhenne zu geben brauchte. Eine Besonderheit war es in Haldenstein, daß der Vogt ein

Leibeigener sein mußte. Die Gemeinde hatte dem Freiherrn drei Leibeigene zu diesem Amte vorzuschlagen, von denen er einen wählte. Wenn wir uns diese Vogtei auch als die geringste unter den mancherlei Vogteien denken, die es im Mittelalter gab, und der Vogt zu Haldenstein der die Herrschaft vertretende Gemeindevorsteher war, so hatte er doch als solcher Gerichtsbarkeit, und es mußte den Freien in der Gemeinde lästig sein, unter einem Eigenmann zu stehen. Der Freiherr hatte aber durch diese Einrichtung den Vortheil einer ungeschmälerten Herrschaft und größern Sicherheit, daß die Abgaben und Bußen durch sein Instrument richtig eingingen. Die bußwürdigen Frevel waren so ziemlich dieselben, wie sie in unzähligen Hof- und Dorfrechten verzeichnet sind, aber eine Eigenthümlichkeit ist die sittenrichterliche Bestimmung: „Item wann einer ein Lug gethan hat und sich klar erfunden, oder im Gericht erwiesen wurde, das er gelogen hätte, soll der Bueß geben, der gelogen hat." Es wird sonst sehr gewöhnlich in den Bußordnungen bedroht, „wer einen heißt lügen", also der ungerechte Vorwurf der Lüge, und ich möchte glauben, daß jene haldensteiner Bestimmung nur eine Corruption davon ist, um so mehr, da in den Landsatzungen des Hochgerichts der fünf Dörfer, zu denen, freilich erst durch die Mediationsverfassung, die Gemeinde Haldenstein gehört, sich der Artikel findet: „Also ist auch gesetzt, welcher den andern heißt liegen (lügen), ist ohne Gnad zehn Schilling Bueß verfallen, es sey dann Sach, daß einer dartun könne, daß sein Widersacher ein Lug auf ihn than hat, da ist jedem sein Recht vorbehalten."

Es ist bekannt, daß der Canton Graubündten aus 26 kleinen Republiken, den Hochgerichten, componirt ist, und daß diese auf drei Gruppen oder Bundesgenossenschaften vertheilt waren, den Grauen Bund, den Gotteshaus- und den Zehngerichtenbund. Das Hochgericht der fünf Dörfer Zizers, Trimmis, Igis, Untervaz und Haldenstein gehört zum Gotteshausbunde. Bei dieser Mosaik des Cantons ist den einzelnen Theilen, bis zur kleinsten politischen Gemeinde herab, eine große Selbstständigkeit geblieben und sie wachen ängstlich über diese Stellung. Sie erkennen wol die Einheit in der Vielheit an, wollen aber durchaus nicht alle Sonderrechte aufgeben. Als daher kürzlich von oben herab eine allgemeine Anordnung über das Minimum der Besoldung der Volksschullehrer getroffen wurde, opponirten sich mehrere Gemeinden, und zwar solche, die auch über jenes Minimum hinaufzugehen bereit waren, und schon ihre Lehrer gut besoldeten, aber sie wollten keinen Eingriff in ihre Rechte dulden. So ist auch Haldenstein, wie jedes der fünf Dörfer, eine so freie Gemeinde, wie sie wol nur in Graubündten vorkommt, und die fünf Dörfer zusammen erscheinen noch immer als eine Republik in der Republik. Bis 1824 hatte sogar das Hochgericht der

fünf Dörfer alljährlich am Ende des April seine ordentliche Landsgemeinde, wie solche Versammlungen des souveränen Volks als Erscheinungsform der Urdemokratie in Uri, Unterwalden 2c. fortdauern. In dieser Versammlung aller stimmfähigen Bürger des Hochgerichts wurde der oberste Beamte, der Landammann, gewählt, und nach ihm der Landschreiber und Landweibel; auch wurden die Deputirten für den Cantonsrath bestimmt und Gesetze erlassen, aufgehoben und abgeändert. Eingerissene Misbräuche veranlaßten die Aufhebung der Landsgemeinde und der Volkswille hatte sich durch Stimmgebung in den einzelnen Gemeinden kundzuthun.

Blicken wir auf die Geschichte Haldensteins zurück, so erkennen wir eine lange und eine kurze Periode. Jene ist noch überdauert von der Ruine des einstigen Herrschersitzes, schön zwar vom jähen Felsen und aus dem Hintergrunde der Bergwaldung hervortretend, dem Romantiker ein classischer Zeuge der Zeit, die starkes Licht und starken Schatten hatte; aber wenn der Romantiker sie aus dem vorübereilenden Eisenbahnwaggon anschaut, so kommt ihm nur um so stärker zum Bewußtsein, daß die Ritterzeit, für welche die Romantik schwärmt, in der Ewigkeit begraben ist. Von der Eisenbahn ist auch die „weiße Frau" verscheucht, die noch von alten Leuten, als sie jung waren, am Brunnen bei Haldenstein gesehen ist. Die dichterische Sage setzt aber ihre Erlösung und ihr Verschwinden weiter zurück und hochpoetisch ist diese Sage, wie sie uns einer der besten bündtnerischen Dichter, Alfons von Flugi, überliefert hat:

Den hohen dunkeln Wald entlang
Da schreitet ein Jäger in hastigem Gang;
Was schimmert und glänzet so hell?
Was seufzet und stöhnt durch den schweigenden Hain?
Was weinet und wimmert im Mondenschein,
Und klagt am verrufenen Quell?

Was will denn, die dort leise wallt,
Die bleiche gespenstige Nebelgestalt,
Was lockt sie und winkt mit der Hand?
„O eil' nicht so hastig, lieb Jäger, zu Thal,
Erlöse, erlös' mich von langer Qual,
O reich' mir die wärmende Hand!"

Und schaut' ihn an so sehnsuchtsvoll,
Und Thräne auf Thräne dem Auge entquoll,
Und netzte das weiße Gewand;
Da wurde dem Manne so seltsam zu Muth,
Da schlug ihm das Herz, da faßt' er sich Muth,
Und reicht' ihr die rettende Hand.

Wie er sie faßt, die Hand von Eis,
Da rollt es durch schwellende Adern ihm heiß,
Da stehen die Bäume in Brand;
Und hinter ihm stürmt es in schauriger Eil'
Wie Schlangengezische, wie Wolfgeheul —
Fest hält doch der Jäger die Hand.

Und stille wird's; — was will denn dort
Das graue Männlein, was winkt es ihm fort?
Sein Körbchen von lauterm Demant,
Wie schimmert's und flimmert's im Mondenglanz,
Von glühendem Golde gefüllet ganz —
Fest hält doch der Jäger die Hand.

Da leuchtete der Maid Gesicht
In trunkener Freude: „So trog ich mich nicht!
Du hast mir gehalten die Hand!
Nun nimm dir zum freundlichen Dankessold
Das Demantkörbchen, gefüllet mit Gold."
Und reicht' es ihm und verschwand.

Lessing's Kritik der französischen Tragödie in Frankreich.

Von

Robert Springer.

II.

Es fällt dem französischen Autor ein Umstand auf, welchen auch H. Schmidt, „Revue d'Alsace 1862", hervorhebt: daß nämlich Lessing sich gegen die französischen dramatischen Schriftsteller der zweiten Gattung viel wohlwollender zeigt als gegen die ersten Größen. Man müsse, meint er, nicht vergessen, daß Lessing bei diesen dramatischen Werken stets die Darstellung im Auge gehabt und gefunden habe, daß mittelmäßige Stücke den Talenten des Schauspielers zuweilen günstiger seien als die Meisterwerke.

Unter den Werken, welche zur Sprache kommen, wurde der „Comte d'Essex" von Thomas Corneille besonders in Deutschland geschätzt. Lessing vertheidigt dieses Stück gegen Voltaire's Kritik und benutzt die Gelegenheit, das Verhältniß der geschichtlichen Wirklichkeit zur Poesie festzustellen und nachzuweisen, daß die historische Wahrheit für den dramatischen Dichter nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck sei. Er nimmt den jüngern Corneille gegen Voltaire in Schutz, der ihn in Bezug auf Chronologie und Geschichte angreift; er beruft sich auf Ari-

stoteles, daß sich der dramatische Dichter nur so weit um die geschichtliche Wahrheit zu bekümmern habe, als dieselbe einer wohleingerichteten Fabel ähnlich sei, die seinen Ansichten entspreche. „Findet er diese Schicklichkeit", sagt Lessing, „von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht."

Crouslé entgegnet darauf: „Lessing's Theorie scheint, ungeachtet ihres unbestreitbaren Verdienstes, dennoch einen Widerspruch zu gestatten. Er schlägt die Umstände zu gering an, die nicht immer eine Folge der Charaktere sind, und welche sogar dazu beitragen können, dieselben der Tragödie gemäß zu gestalten. Ich will nur Ein Beispiel in Lessing's Geschmack anführen. Was wäre der Charakter Hamlet's ohne die Umstände, welche, ganz unabhängig von ihm, ihn unter die Gewalt eines Oheims, der seinen Vater mordete, und einer lasterhaften Mutter stellten? Die Natur hatte ihm den Charakter eines gewöhnlichen Menschen verliehen; derjenige aber, den er in der Tragödie zeigt, ist unter dem Einflusse seiner Lage erwachsen. Man wird keine einzige Tragödie anführen können, worin die Handlung nicht sowol die Wirkung der Charaktere wie der Umstände ist. Man darf nicht einmal die Umstände der Zeit und des Orts außer Acht lassen; denn diese bringen gerade den Unterschied bei sonst ähnlichen Bedingungen hervor. Die Lage des Hamlet ist beinahe dieselbe wie die des Orest in den «Choëphoren» des Aeschylus, und dennoch sind die beiden Trauerspiele himmelweit voneinander verschieden, obgleich Lessing behauptet, ähnliche Positionen brächten ähnliche Tragödien hervor. Orest tödtet seine Mutter, auf Befehl des Apollo, mit der Axt. Hamlet schont, auf Befehl seines Vaters, seiner Mutter Leben und sie fällt einer poetischen Combination zum Opfer. Weshalb? weil die Zeiten verschieden sind und die Religion der Griechen den Aelternmord gestattete, während ein christliches Publikum denselben seinem Helden nicht erlaubt hätte. Wir halten es daher für nothwendig, daß der Dichter die historischen Charaktere achte; aber ebenso nothwendig ist es, auch die Facta festzuhalten, nicht allein insofern sie sich aus diesen Charakteren ergeben, sondern auch soweit sie dieselben in das Spiel bringen. Und wenn wir jetzt Lessing's Theorie genauer betrachten, das heißt nämlich: eines Theiles ihrer Originalität beraubt, so sehen wir nicht ein, was sie Neues für die Tragödie aufstellt. Corneille sowol im «Cinna» wie im «Pompée», Racine im «Britannicus» haben es verstanden, die historischen Charaktere zu achten und die Thatsachen ihrem Plane gemäß zu verändern, ohne die historische und logische Wahrscheinlichkeit zu beeinträchtigen. Es bedurfte also nicht eines solchen Aufwandes für diese Theorie über die Charaktere, welche von deutschen Kritikern zu sehr bewundert wurde. Das 18. Jahrhundert,

welches sich von dem Ernst des 17. entfernte, suchte seine Stoffe mehr als jenes in der Geschichte, behandelte dieselben aber in romantischer Weise. Es war wohlgethan, daran zu erinnern, daß in einem tiefen Studium der wahren Charaktere viel mehr Belehrung und Interesse zu finden ist als in gewöhnlichen Schöpfungen, denen jeder bekannte Name mangelt."

Crouslé gibt zu, daß es jenem Stück des Thomas Corneille weder an Interesse noch an einzelnen Schönheiten fehle, das Ganze aber sei falsch, schlecht motivirt und declamatorisch. Lessing lobe es auch nicht um seiner selbst willen, sondern vertheidige es nur gegen Voltaire und namentlich, um sich das Vergnügen zu machen, Voltaire zurechtzuweisen, sobald dieser große Geist sich über einzelne geschichtliche Punkte im Irrthum befände.

Wir finden in unserer deutschen Literaturgeschichte geltend gemacht, daß Lessing bereitwillig anerkenne, was die französische Nation im Lustspiel und bürgerlichen Drama geleistet habe; er räumt nicht nur Molière einen bedeutenden Platz ein, sondern vertheidigt denselben auch gegen Voltaire's und das Lustspiel selber gegen Rousseau's Angriffe; auch die spätern französischen Tragödiendichter fänden, trotz ihre Fehler und Schwächen, seine gerechte Anerkennung.

Crouslé, damit nicht zufrieden, äußert im Gegentheil: „Die strengsten Beurtheiler der französischen Tragödie lassen im allgemeinen unserm komischen Theater Gnade zutheil werden. Selbst Fremde bewilligen uns bereitwillig die Palme der Komödie. Andere Nationen vermochten große Dichter in dieser Gattung hervorzubringen, aber einen Molière, aber eine seit dem großen Corneille fast ununterbrochene Reihe von Autoren, welche alle Gattungen des Komischen erschöpften, findet man nirgends anders als in Frankreich. Wie kann man also die französische Komödie mit einem Streich verdammen, wie Lessing die Tragödie verdammte? Dies hat der unerbittliche Kritiker auch nicht versucht. Dennoch findet man in der «Dramaturgie» selten wirklich begründete Lobsprüche, welche das Verdienst der Dichter anerkennen und dem Leser zu gleicher Zeit zur Belehrung dienen. Man muß sich im Gegentheil über die darin enthaltenen Lobsprüche um so mehr wundern, je weiter man auf der Stufenleiter unserer komischen Dichter hinabsteigt. Nur von jenseit des Rhein können wir erfahren, welche Autoren wir an einem St.-Foix und einem l'Affichard besitzen."

Lessing's Urtheil über Destouches findet Crouslé vorzugsweise paradoxal; man könne nur aus Lessing's Munde lernen, meint er, daß dieser sogar dem Molière überlegen sei. „Obgleich es paradox erscheint", fügt er hinzu, „so kann man doch behaupten, daß Lessing wenig Geschmack an Molière findet, weil er der erste komische Dichter ist. Die

Reinheit der Gattung hatte keine Geltung für die Zeit, in welcher Lessing schrieb, man hielt sie für veraltet. Molière war trotz seiner Geburt und seines familären Stils noch ein Dichter nach aristokratischem Geschmack; die Erlebnisse Lessing's und die Meinung, die er überall in seiner «Dramaturgie» ausspricht, lassen uns aus jenem Grunde seine Kälte gegen unsern großen Komiker erklären. Glücklicherweise gibt es Namen, welchen jeder verletzende Kritiker Widerstand leisten könnte: zu diesen gehören Corneille und Molière. Lessing's Mismuth hat sich ohne Erfolg an solchen Berühmtheiten erschöpft. Er hat sie nicht einmal mit ganzer Kraft angegriffen, und wenn ihm nicht das Miswollen der nationalen Eifersucht zu Hülfe gekommen wäre, so würde es zweifelhaft sein, ob er seine Landsleute durch seine Argumente überzeugt hätte. Und dennoch trug diese ungerechte und kunstlose, übertriebene und unvollständige Kritik etwas in sich, das besser war als der Ausdruck und die darin ausgesprochene Gesinnung. Lessing sah, wie weit das classische Theater in Frankreich sich durch eine unkluge Nachahmung der ersten Musterstücke von dem Leben und von der Wahrheit entfernte. Die Ungerechtigkeit des Kritikers besteht nur darin, daß er die Unzulässigkeit der Schüler dem Meister selber zur Last legte. In der Mitte des 18. Jahrhunderts trug die classische Tragödie trotz Voltaire's Reformversuchen schon den Keim des Todes in sich. Lessing bemerkt dies und verlangt eine gründlichere Umgestaltung. Dies ist sein wahres Verdienst, das er jedoch mit Diderot theilt."

Der französische Autor geht nun auf die dogmatische Kritik und namentlich auf die Grundsätze des Aristoteles über, die zum Theil schon oben besprochen worden. Er findet in Lessing eine doppelte Person, in dem Kritiker wie auch in Lessing dem Menschen, den er in seiner Lebensbeschreibung zur Betrachtung gezogen hat. Der erstere bindet sich an den Text des Aristoteles, stellt Definitionen auf und leitet Regeln ab; der zweite gibt sehr wenig auf die ganze dogmatische Unterweisung, würde gern dem Genie volle Freiheit gestatten und verlangt keinen andern Richter für die Werke eines Dichters als das Gefühl des Zuhörers.

Crouslé schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Es liegt nicht in unserm Zweck, alle Grundsätze herzuzählen, welche der Dramaturg von Hamburg aus der Quelle des Aristoteles schöpfen konnte, noch auf alle Fragen zu antworten, welche er über die Praxis des Theaters aufgestellt hat. Er hat an viele Regeln erinnert, die man nicht ohne Gefahr vergessen darf, und viele nützliche Discussionen hervorgerufen. Indem er die von Frankreich eingeführten Regeln gering achtete, enthüllte er seinen Landsleuten den wahren Aristoteles und forderte sie auf, nur keine andern als seine Regeln anzuerkennen. In Betreff des Gebrauchs,

den die Tragödie von der Geschichte machen kann, glaubt Lessing alles in den Worten gesagt zu haben: «Achtet die Charaktere!» Nirgends sagt er: «Suchet die Tragödie durch das Studium der Geschichte zu erneuern!» Er ist also nicht, wenigstens nicht direct der Erwecker der historischen Tragödie. Er legt sehr wenig Gewicht auf die Localfärbung, ein besonderes aber auf die richtige Zeichnung menschlicher Charaktere. Treu die Zeiten zu schildern ist das Werk des Geschichtschreibers; das Drama ist nach dem Ausdruck des Aristoteles noch philosophischer als die Geschichte. Als ein Feind der Träumerei, der langen Reden und der pomphaften Sprache, eingenommen von der Handlung, von dem Pathetischen und Natürlichen, hat er nichts ausgesprochen, was den Schwulst und die hohlen Dissertationen der neuern deutschen Schule beschönigen könnte. Noch weiter ist er davon entfernt durch seine Anhänglichkeit an die Regeln, deren Verfall er noch am Ende der «Dramaturgie» beklagt. So endigt also dieses Werk, welches zur Befreiung des deutschen Geistes unternommen wurde, mit einer bittern Klage über die Fortschritte der Willkür. Und diese Klage folgt unmittelbar auf den Satz, in welchem Lessing sich so hart über das französische Theater ausspricht! Er hatte eine mittlere Grenze gesucht zwischen der knechtischen Befolgung der französischen Regeln und der Misachtung aller Regeln. Zwischen diesen beiden Extremen war Deutschland getheilt. Er fand sich allein in der Stellung, die er gewählt hatte."

Es ist ohne Frage in dieser Art der Rehabilitation des französischen Theaters viel Scharfsinn und viel Wahrheit enthalten. Für die Franzosen, für die sie zunächst unternommen, hat sie volle Gültigkeit, für uns eine eingeschränktere, aber dennoch wichtige. Wir müssen unserm Altmeister der Kritik ein wenig von seiner Unfehlbarkeit absprechen, um der glänzendsten Seite der französischen Literatur gerecht zu werden.

Lessing mochte sich selber eingestehen, daß er in seiner Kritik des französischen Theaters nur aus Nationalitätsrücksichten überaus streng verfuhr und die Vorzüge desselben ableugnete; nicht aus beschränktem Nationalitätsgefühl, sondern aus Nothwehr, aus Zorn über die Versunkenheit und Götzendienerei der deutschen Literatur, die vor dem französischen Hochmuth im Staube kroch. Seinem Freunde Gleim gibt er den Rath: „Selbst vor Voltaire müssen Sie thun, als ob Sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein." An einer andern Stelle erklärt. er, daß er „selbst im Scherz mit keinem Franzosen etwas gemein haben wolle". In diesem Sinne hat er die dummen Streiche der französischen literarischen Koryphäen vorzugsweise im Auge behalten. Lessing würde heutzutage aus derselben Tendenz, aber mit größerm Rechte, nicht mehr die französischen Classiker angreifen, sondern die

jüngsten französischen Komödienschreiber, welche sich auf unserm Hoftheater eingebürgert haben und die sittlichen Verhältnisse der Ehe zu einer lächerlichen Hahnreiwirthschaft verkehren.

Trotz der Unfehlbarkeit, die ihm die heutigen Deutschen zuschreiben, haben seine größten Lobredner auch einige Schwächen seinerseits einräumen müssen. Stahr gesteht ein, daß Lessing beim Niederreißen der hemmenden Schranke, wodurch er die deutsche Tragödie zu befreien suchte, mitunter ungerecht in den Kämpfen gegen die französische Literatur verfuhr; Götzinger gibt zu, daß viele kritische Behauptungen Lessing's für unsere Zeit nicht mehr maßgebend sein können, daß seine Methode nicht jedem zu empfehlen sei, und es überhaupt nicht am Platze sein würde, sie überall anzuwenden. Eine solche Unfehlbarkeit wäre auch, abgesehen davon, daß er dem vorigen Jahrhundert angehört, schon seines Berufs wegen nicht denkbar. Er gab, wie Crouslé richtig bemerkt, fast das einzige Beispiel in seiner Zeit, daß man der Literatur allein seine Thätigkeit zuwenden könne, eine Laufbahn, welche ihm viele Täuschungen und Schmerzen verursachte. Ja durch sein Beispiel hat er den Stand eines Literaten vom Fach zu Ehren gebracht, aber er konnte auch nicht von den Mängeln eines solchen Berufs frei bleiben; er mußte unter der Ruthe der Periodicität arbeiten und auf der Rasirmesserschärfe des Augenblicks tanzen; er arbeitete fast immer fragmentarisch, ohne wissenschaftliche Durchführung, und konnte daher nicht durchweg consequent sein. Gerade seine Untersuchungen über das Drama schrieb er in der schwersten Zeit der Noth und des Unmuths von 1757—58; auch die „Dramaturgie“ ist nicht — wie Stahr meint — aus Einem Gusse und Geiste hervorgegangen, sondern, wie Crouslé richtig urtheilt, ohne System und voll ephemerer Ideen, wie sie durch die Vorstellungen des hamburger Theaters geweckt wurden.

Die Lehren des Aristoteles, die ihm unumstößlich scheinen, sind für unsere Aesthetik ohne Geltung und haben — wie Stahr mit Recht äußert — nur noch ein geschichtliches Interesse. Mit diesem Bekenntniß treten wir einen weiten Schritt zu Crouslé hinüber.

Auf die Autorität des Aristoteles gestützt, führt Lessing die Hauptschläge gegen Voltaire und Corneille, eben weil letzterer der Schöpfer und das Muster der classischen Tragödie Frankreichs, und beide die begabtesten Vertreter der französischen Autorität sind. Aber er ignorirt, daß Corneille im „Cinna“ und „Pompée“, Racine im „Britannicus“ seine Theorie über die historische Charaktere bereits verwirklicht hatten, daß Corneille in seiner „Discussion sur les trois unités“ die Autorität des Aristoteles selber vertheidigt, seine Grundsätze über die Einheit der Handlung rectificirt, und in der zweiten „Discussion sur la tragédie“ niemals den Ausdruck Schrecken (terreur), sondern die Bezeichnung „crainte“

gebraucht und im Sinne der Poetik des Aristoteles zur Geltung brachte. So führte er damit keinen so tödlichen Schlag gegen das französische Theater, wie man uns einredet, da diese Theorie den Franzosen selber nicht unbekannt war; ja auch den Deutschen sagte er nichts durchaus Neues, indem viele der französischen Discussionen von Gottsched bereits übersetzt worden waren. Diderot, den er mit Loyalität citirt, hatte vor ihm die französische Tragödie angegriffen und Voltaire hatte in dem „Commentaire" fast dasselbe über die Reform des Theaters gesagt, was Lessing sagte.

Obgleich er an die Auffassung des Schreckens mit so großer Wichtigkeit und so bedeutendem Erfolg anknüpft, widerspricht er sich, indem er dem Geschmack der Engländer den Vorzug gibt, mit den Worten: „Das Große, das Schreckliche, das Melancholische wirkt besser auf uns als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; die zu große Einfalt ermüdet mehr als die zu große Verwickelung." Ja, die Duplicität, welcher ihn Crouslé zeiht, ist nicht abzuleugnen, wenn man erwägt, daß er an vielen Orten dem französischen Dichter in harter Weise vorwirft, er habe die Regel vernachlässigt, und zu gleicher Zeit einen Vorbehalt zu Gunsten des Genies macht; daß er Shakspeare zwar nicht immer nennt, ihn aber immer dabei im Sinne hat. Da er wohl fühlt, daß die Streiche, die er für die Franzosen bestimmt, auch den englischen Tragiker mittreffen, so will er für den letztern den Vorzug des Genies in Anspruch nehmen. Denn im Grunde haben, mit Schiller zu sprechen, „die vergrößerten Finnen und Leberflecke unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Witzes" mehr zur Verderbniß des Geschmacks beigetragen als die französischen Stelzengänger, und es ist fraglich, ob französischer oder englischer Ungeschmack bei Weiße's „Richard III.", welcher Lessing als Sündenbock dienen mußte, wirksam gewesen ist.

Gegen Lessing's herbe Beurtheilung kann es nichts Wohlthuenderes und Wahreres geben als die obenangeführte Art, wie Schlegel sich über das französische Trauerspiel ausläßt. Schiller schreibt nicht Lessing, sondern Goethe das Verdienst zu, „die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt zu haben", und auch Goethe sah sich behufs der künstlerischen Idealisirung endlich gezwungen, die französische Tragödie wiederaufzunehmen.

Für uns hatten Lessing's Streiche gegen die französische Tragödie nur eine temporäre Geltung zum Behuf unserer nationalen Literaturentwickelung; für die Franzosen keine andere als die einer tödlichen Beleidigung. Daß unter dieser stolzen Nation nicht schon früher ein Kämpe für ihren großen Sachim-Corneille und Boas-Voltaire in die Schranken trat, ist zu verwundern, und nur aus jener eingangs erwähnten, von

den Franzosen selbst eingestandenen Unkenntniß mit unserer Literatur aus der Schlußzeit des vorigen Jahrhunderts einigermaßen erklärlich.

Crouslé kommt spät, aber er kommt. Da seine Schrift ein Merkzeichen dafür ist, daß jene Unkenntniß ihr Ende erreicht hat, so wird sie uns werth. Die darin enthaltene Refutation gründet sich auf die nationalen Unterschiede, die immer bestehen werden und welche die Franzosen ebenso wol für ihr Theater geltend machen können, wie Lessing sie gegen dasselbe brauchte; sie gründet sich nicht auf Nationalitätsdünkel, jene Völkerkinderkrankheit, von der wir heute noch freier sein sollten, als Lessing es war. Crouslé's Buch läßt sich daher sine ira lesen und würdigen. Es ist nicht wie Lewis' Goethebiographie eine kecke Beurtheilung unsers größten Schriftstellers seiten eines Ausländers, der sich nur theilweise Verständniß der Werke desselben angeeignet und dazu nicht einmal den langen Nationalitätszopf abgelegt hat; es ist vielmehr eine auf logische Kritik basirte Abwehr gegen die tendenziösen Angriffe, welche Lessing gegen die glänzendste Seite der französischen Nationalliteratur geführt hat.

Lessing bedient sich gegen Corneille häufig der Persiflage und gegen Racine immer ironischer Ephitheta. Crouslé's Polemik ist weder in dem französischen lärmend schwatzhaften, noch im deutschen Büttelton, sondern in der gemessensten Weise gehalten. Er erkennt Lessing's Größe zu wiederholten malen an und schließt noch seinen polemischen Theil mit den Worten:

„Um Lessing's Genie billig zu schätzen, muß man das Gemeinsame seiner Ideen, seiner Gefühle und Zwecke in Betracht ziehen. Er ist ein Mann des 18. Jahrhunderts, ein scharfer Geist, niemals träumerisch, durchaus nicht enthusiastisch; ein Feind von allem Mysticismus; mit Einem Worte, die personificirte Kritik. Er ist ein Philosoph in der Religion, in der Politik, überall. Niemals war ein Mensch wie er mehr für Wahrheit, Gerechtigkeit und Fortschritt begeistert. Ueberall erschüttert er in kühner Weise die bestehenden Grundsätze, aber er beruft sich nie, wie die französischen Philosophen, auf den Staat, um die alten Einrichtungen zu stürzen. Durch die Discussion allein sucht er über das Vergangene zu siegen; dem Charakter seiner Nation getreu, sucht er eine Revolution in den Geistern früher als in den Thaten zu bewerkstelligen. Im übrigen nimmt er durch seinen literarischen Geschmack eine Ausnahmestellung in Deutschland ein. Er ist darauf entbrannt, den deutschen Geist zu befreien, aber er möchte ihn gewissermaßen in eine antike Form gießen; ja, er möchte ihn sogar dem französischen Geiste ähnlich gestalten, und nur unsere Fehler daraus verbannen. In gewissem Sinne hegt er eine Antipathie gegen Klopstock und Goethe, und dennoch erweckt er die deutsche Originalität. Aber er ist erstaunt

und verwirrt, als diese Originalität nicht seinem Ideal entspricht. So sieht er sich in seinem Vaterlande isolirt und stirbt verzweifelt, inmitten seines Sieges. Lessing ist überdies ein Schriftsteller, der sich mehr durch seine geistige Richtung als durch seine Lehrsätze auszeichnet, der größer ist durch die Bewegung, welche er hervorrief, als durch den Ausdruck seiner Gedanken. Er wirkte eigentlich nur schöpferisch in der Kritik, aber wenige Menschen haben wie er die übrigen gezwungen, ihre Meinung einer Prüfung zu unterwerfen."

Der Streit über das Wunder.

Von

Melchior Meyr.

III.

Sehen wir nun zu, ob wir auch die Wunder der Erlösung auf Thatsachen zurückführen können, die von Gott aus natürlich erscheinen und mit der jetzigen Weltentwickelung ebenso in Einklang stehen wie die Wunder der Schöpfung und der Prüfung des Menschen.

In dem ersten Paar, lehrt die christliche Theologie, haben alle Menschen gesündigt und die Sünde ist mit dem Geschlecht fortgepflanzt worden. Die Sünde ist den Kindern angezeugt worden, die Kinder haben sie von den Aeltern geerbt. Die Frucht der Sünde aber ist der Tod; und der Tod wäre das Schicksal des Geschlechts selber gewesen, hätte Gott sich nicht der Menschen erbarmt und seinen eingeborenen Sohn als Menschen geboren werden lassen, um durch sein Verdienst in Lehren, Leiden und Sterben der Gerechtigkeit zu genügen und die Welt zu retten.

Ueber den Sohn Gottes vor der Menschwerdung erhalten wir Auskunft durch das Evangelium Johannis. Er ist der Logos, der am Anfang war, der bei Gott war und der Gott war — durch welchen alles geworden ist, was geworden ist. Diese göttliche Person soll Mensch werden, um, wie sich von selbst versteht, in vollkommener Sündlosigkeit den Willen seines Vaters zu thun und der Heiland der Menschen zu werden. Konnte er nun gezeugt werden gleich andern bloßen Menschen? Unmöglich. Er mußte von einer Jungfrau unbefleckt empfangen und geboren werden; — für die Natur mußte die göttliche Allmacht mittels eines Wunders eintreten. Und der menschgewordene Gott mußte selbst Wunder thun an andern und an sich selbst. Er mußte auferstehen vom

Tode und gen Himmel fahren und die gebührende Stelle wieder einnehmen zur Rechten Gottes des Vaters.

Indem ich nun daran gehe, auch diese Wunder in ihrer Buchstäblichkeit aufzuheben, um das nachgewiesene geistig natürliche Walten Gottes und göttlicher Mächte an ihre Stelle zu setzen, fühle ich wohl, was ich thue und wage. Ich verletze nach zwei Seiten und scheine dem Ehrwürdigsten ein Gegner zu werden. Indeß die Zeit, gewonnene Erkenntnisse rückhaltlos auszusprechen, ist offenbar gekommen. Die Wunder sind negirt von dem philosophischen und theologischen Rationalismus, dessen Werk durch die historisch-theologische Kritik der letzten Jahrzehnte zu Ende geführt ist. Eine stets wachsende Zahl von Angehörigen aller Stände schenkt ihnen keinen Glauben mehr und tauscht für das preisgegebene Christenthum in der Regel nur einen traurigen Materialismus ein. Kurz, der Buchstabenglaube kann der fortschreitenden Generation nicht mehr genügen! Und wenn die zeitgemäße Wahrheit nun auch rechts und links Verstimmung erweckt und den einen ein Aergerniß, den andern eine Thorheit ist, so können wir darin nur die unvermeidliche Begleitung sehen der Früchte, die sie zu bringen, des Segens, den sie zu spenden hat.

Die Kritik macht aus dem Logos, der Fleisch geworden, aus dem Gottmenschen der christlichen Kirche, den bloßen Menschen Jesus, von dem wir nach ihr nur mit Sicherheit wissen, daß er im heutigen Palästina gelebt, gelehrt und den Kreuzestod erlitten hat. Und was hat er gelehrt? Daß Gott der Vater der Menschen ist und daß der Mensch Gott über alles und seinen Nächsten wie sich selbst lieben soll. Große Wahrheiten ohne Zweifel! Wie kam es nun aber, daß man in diesem bloßen Menschen einen Gott sah und anbetete, — daß man auf den Glauben an ihn als den göttlichen Erlöser die bewundernswerthe Institution der Kirche zu gründen vermochte, — daß das erstaunlich ausgeführte System der christlichen Theologie eben so ausgeführt worden ist, wie es vorliegt? Das erklärt die Kritik nicht, und kann es nicht erklären; denn sie hat nicht die Ursachen, die solche Wirkungen hervorzubringen im Stande sind! Mit Recht sagen die Gläubigen: „Wie konnte auf Grund des bloßen Menschen Jesus der Glaube entstehen, daß Jesus der Sohn Gottes sei im kirchlichen Sinn? Wie konnte dieser Glaube zu Flammengluten auflodern eben in den größten Genien der christlichen Jahrhunderte? Waren ein Augustin, ein Thomas von Aquino, eine Dante, ein Luther und ein Melanchthon blos in einer hohlen Vorstellung befangen? Dankt der Riesenbau des historisch-christlichen Lebens seine Existenz einem bloßen Misverständniß, einer verkehrten Ansicht? Wie konnten die Geister bei dieser Glaubenslehre nur so lange ausharren, wenn sie in ihrem Kern Fiction gewesen sein soll?

In eurer Ansicht vom Christenthum liegt eine Herabsetzung der Menschheit! Aber sogar das Einzige, was ihr durch euern Jesus der Menschheit gespendet sein laßt, habt ihr uns zuletzt wieder entrissen: den Gott, der unser Vater ist! Der Stachel, der dem Tod durch den Erlöser genommen worden, von euch ist er ihm wiedergegeben! Alles Entstehende entsteht nur, um geistig zu nichts zu vergehen: das ist der Trost, den ihr neuerdings den Seelen spendet! Ihr habt auch einen Gott, dem ihr opfert — dem ihr alles opfert, was da lebt, es ist der Tod!"

In der That sind die Gegner des christlichen Wunderglaubens, die in den erzählten wunderbaren Thatsachen gar keine Wahrheit erblicken, vollkommen außer Stande, die Entwickelung der christlichen Kirche und damit der christlichen Menschheit zu erklären. Denn nicht der Jude Jesus, der zum ersten male gelehrt haben soll, daß die Menschen Kinder Gottes und zur Gottähnlichkeit berufen seien, hat die Völker begeistert, sondern der Sohn Gottes, welcher Mensch geworden ist, um die Welt zu retten, — der für sie gelitten hat und gestorben ist, der auferstanden ist und kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten! Dieser ist der Gegenstand des christlichen Glaubens! Wie konnte es nun den Menschen begegnen, sich einen solchen Gegenstand zu geben und ihn anzubeten, wenn er in gar keiner Weise existirt? „Aus falscher Auffassung gewisser überlieferter Ausdrücke", erwidern die Gegner. „Aus dem Dichtungstrieb, der den Menschen nun einmal eigen ist und sich genugthun muß!" Andere machen sich die Sache noch leichter und sagen einfach: „Aus dem bekannten menschlichen Unverstand!" Aber aus bloßer Phantasterei, aus bloßem Unverstand erbaut sich kein Gebäude wie das der christlichen Kirche, und kein System wie das der christlichen Lehre! Aus einem Glauben, dessen Grund hohl ist, gehen nicht Schöpfungen hervor wie die der christlich-religiösen Künste! Bei solcher Voraussetzung ist die Geschichte der christlichen Völker unbegreiflich, und eine „Philosophie" dieser Geschichte, damit aber der Geschichte überhaupt unmöglich! — Kurz, der Gegenstand des christlichen Glaubens ist kein Product des willkürlich phantasirenden Geistes, sondern Wirklichkeit! Es gibt einen Sohn Gottes im einzigen Sinne des Worts! Es gibt ein göttliches Princip oder eine göttliche Person, welche des Menschen sich besonders angenommen hat und ohne welche seine Wiedererhebung nach dem Fall unmöglich wäre! Eine göttliche Persönlichkeit, welche handelt, kämpft und leidet um dieser Wiedererhebung willen, weil sie ohne Handeln, Kämpfen und Leiden nicht vor sich gehen könnte! Aber (um dies gleich hinzuzufügen) die Wirksamkeit dieses Princips ist durchaus natürlich. So natürlich, wie die Wirksamkeit Gottes als Erhalters und Lenkers der Welt. Erblickt man in dieser Erhaltung und Lenkung ein Wunder im naturwidrigen Sinne des Worts? Keines-

wegs; und zwar darum nicht, weil man sich Gott eben die Kräfte der Natur und die Gesetzmäßigkeit ihres Wirkens erhaltend vorstellt! Und ebenso wenig ist die Thätigkeit des Princips, welches mit Recht der Sohn Gottes genannt wird, ein solches Wunder, weil es das Wirken eines Geistes ist auf den Geist des Menschen, das Eingehen dieses Geistes in den Geist — die Action desselben in dem innersten Wesen des Menschen.

Wenn man heutzutage außer Gott und den Menschen geistige, d. h. selbstseiende, selbstbewußte, also, im richtigen Sinne des Worts, persönliche Wesen lehrt, dann sind die Gegner sofort mit der Annahme bei der Hand, man habe solche Wesen nur erfunden, um irgendwie dem religiösen Glauben zu Hülfe zu kommen; oder man habe sie selbst nur von den Gläubigen überliefert erhalten und adoptirt, um einige beliebige Veränderungen damit vorzunehmen. Allein das sind eben die Annahmen und Versicherungen derer, die sich's leicht machen! Die Philosophie kommt zur Lehre dieser Wesen aus Gründen — und zwar aus Gründen, die sie für unwiderleglich halten muß.

Ich wiederhole hier in Kürze, was ich anderweitig ausführlicher dargelegt habe, in der Hoffnung, auch mittels der bloßen Grundlinien die Nothwendigkeit solcher Wesen erweisen zu können.

Gott ist absoluter Geist und absolute Natur in Einem, d. h. absolute Persönlichkeit. Will er nun als solcher schaffen, sich Organe schaffen oder werden lassen, mithin sich organisiren, so kann er keinen andern Willen, kein anderes Interesse haben, als Wesen hervorzubringen, die ihm analog sind, also gleichfalls geistige, selbstbewußte Wesen oder Persönlichkeiten; und zwar kann er zunächst nur die nach ihm innerlichsten, größten, mächtigsten solcher Wesen entstehen lassen. Nach dem allgemeinen Gesetz, daß nur das Nächstverwandte sich lebendigst verbinden kann, aber auch zum Zweck einer allmählichen, sprunglosen, ganzen und schönen Entwickelung sind als erste Hervorbringungen Gottes nur Wesen möglich, die an Geistigkeit und Göttlichkeit unmittelbar nach ihm kommen und damit allein seine unmittelbaren Organe sein können. Was er nach diesen Wesen schafft, das schafft er durch sie und unter sie. Er schafft die spätern, ihm fernern, äußerlichern Wesen mittels der innerlichern, ihm näher stehenden, — und so stellt er endlich das her, was wir den absoluten Organismus nennen, d. h. jenes organisirte Ganze, von dem er selbst der Herr ist, jenes Ganze, das aus der ihm organisch verbundenen, von ihm beherrschten Wesenreihe besteht, in welcher von den größten bis zu den kleinsten alle Möglichkeiten verwirklicht sind.

Die Wesen, die Gott als erste wollen mußte und werden ließ, sind die drei Principien der Position und das Princip der Negation. Denn

Gott selbst vor aller Entwickelung ist und muß sein: Macht der Position und Macht der Negation. Gott wäre nicht frei, nicht Geist, nicht Gott, wenn er schaffen, sich real organisiren müßte in blinder Nothwendigkeit, d. h. wenn er nicht auch Macht der Negation wäre. Wer nicht nein sagen kann, der kann nicht ja sagen; also muß Gott nein sagen können, Macht der Negation sein, damit er wahre Macht der Position sei. Vor aller Entwickelung ist Gott beides in sich, implicite, ideell. Durch das Hervorbringen gibt er sich, was er in sich ist, außer oder unter sich, explicite — er schafft sich Organe der Position und der Negation; er schafft sich als Mächte der Position und der Negation selbstseiende Wesen, die ihm Organe sind. Und es entstehen so die zu Wesen sich entwickelnden Principien: 1) der Natur, 2) des unmittelbaren Geistes, welcher der Natur entgegensteht, und 3) des Geistes im höhern Sinn, der beide miteinander ausgleicht. Durch diese drei Organe sind die Möglichkeiten der Position gedeckt. Da nun aber der realisirten Position die realisirte Negation gegenüberstehen muß, so entsteht mit den Principien der Position das Princip der Negation.

Drei Principien der Position, weil die Aufgaben der Position nur durch die drei zu lösen sind, welche sämmtliche Möglichkeiten der Position repräsentiren. Ein Princip der Negation, weil diese ein und dasselbe Geschäft ist und nur von Einem zweckmäßig besorgt wird. Das Ideal der Position ist, daß drei Wesen poniren, deren jedes etwas zu geben hat, was das Product erhalten soll. Das Ideal der Negation ist, daß Ein Wesen negirt, weil mehrere Negirende sich selbst negiren, also die Negation aufheben würden. Die Harmonie der schöpferischen Mächte ist das Urbild freier Association; das negirende Princip ist das Urbild des Autokraten.

Das erste Princip der Position ist die zum Selbstsein erhobene göttliche Natur, das Materialprincip — die Mutter aller Dinge. Das zweite Princip ist der Sohn, das Gemüthsprincip, das göttlich-natürliche Erzeugniß des Urgeistes und der Urnatur, der Eingeborene im eigentlichsten Sinne des Worts. Das dritte Princip ist der „Geist“ vorzugsweise, geworden aus dem Urgeist und dem gewordenen unmittelbaren Geist (dem Sohn) — der Ausgleicher und Vollender. — Das Princip der Negation ist nicht Satan, nicht das Princip des Bösen, aber derjenige Geist, der es werden kann.

Diese Principien sind nun eben die Wesen, die Gott als die ihm nächstverwandten und ähnlichsten aus sich hervorgehen lassen mußte. Sie sind das reell und werkzeuglich, was Er, der All-Eine, ideell und herrschend ist, und eben damit die Organe, mittels welcher er alles Folgende schafft, was geschaffen werden sollte und geschaffen worden ist.

Die nächstmögliche Schöpfung ist aber die der Geisterwelt — die Schöpfung der unmittelbaren Organe jener ersten göttlichen Organe. Die nächste nach dieser ist die Schöpfung des ursprünglichen Menschen — der Menschenwelt.

Es ist grundfalsch, anzunehmen, daß der Schöpfer zuerst die jetzige materielle Welt, d. h. die Atome geschaffen habe, welche die kleinstmöglichen, von ihm entferntesten Wesen sind. Vielmehr die Atome als die Bestandtheile der jetzigen materiellen Welt sind erst nach dem Fall des Menschen entstanden; und darum, weil nach dem Umsturz, in der Zeitlichkeit, die äußerlichsten Wesen, d. h. die Atome beginnen und erst allmählich in und mit ihnen die innerlichern Wesen auftreten können, darum ist diese Welt eben die verkehrte Welt. Die Entwickelung der jetzigen Welt bezeugt eben den Fall des Menschen. Denn der Aufgang von den äußerlichsten, Gott am wenigsten ähnlichen Wesen zu innerlichern, ihm ähnlichern ist nur nach dem Umsturz natürlich; an und für sich wäre er vollkommen unnatürlich.

Unsere empirische Natur- und Geschichtsforschung (um dies nebenbei zu bemerken) hat nur die Zustände und den Entwickelungsgang der Welt aufzufassen und darzustellen nach dem Fall. Alles Thatsächliche so abzuspiegeln, wie es ist, wie es dem unbestochenen Auge erscheint, das ist ihre große Aufgabe. Aber erklären, d. h. zu den Wirkungen, die in Natur und Geschichte vorliegen, die bewirkenden Mächte, die Ursachen angeben, das kann die Empirie nicht; — das ist zum Theil Aufgabe der Theologie gewesen und ist im eigentlichsten, umfassendsten Sinne Aufgabe der Philosophie. Die Erklärung der aufsteigenden Natur- und Menschengeschichte, wie sie die Empirie darlegt, ist nicht möglich ohne die Erkenntniß Gottes und seiner vor dem Menschen geschaffenen Organe; denn eben dieser Gott mit diesen Organen bildet den Complex der Ursachen, welchen der in Natur und Geschichte vorliegende Complex der Wirkungen voraussetzt.

Bezeugt die Art der jetzigen Welt von allen Seiten einen Umsturz, einen Fall, und setzt der Fall eine Prüfung voraus, so haben wir in den unmittelbaren Hervorbringungen Gottes sowol Object als Subject der Prüfung. Das absolute Subject der Prüfung ist Gott selbst; das werkzeugliche ist das Princip der Negation. Und indem dieses die Rolle des Versuchers übernimmt, steht vor ihm die Möglichkeit, Verführer und Herr der Verführten zu werden, d. h. die Möglichkeit, nicht nur unter ihm stehende Wesen, sondern auch sich selber zu Fall zu bringen — aus dem Princip der Negation das Princip des Bösen zu werden. Daß es dieses geworden, daß die Selbstverführung und die Verführung anderer Wesen geschehen ist, das bezeugt die jetzige Welt,

das bezeugt das Böse in der Welt — das bezeugt die Welt Arthur Schopenhauer's!

Durch diese Darlegung, wie kurz sie erscheinen mag, ist doch klar gemacht, daß wir die Wesen, welche der christliche Glaube behauptet und behaupten muß, natürlich, d. h. der Natur, dem Wesen Gottes entsprechend, aus Gott selbst ableiten. Wir haben den Sohn, wir haben den Geist, wir haben das Princip der Negation, welches gefallen, von Gott abgefallen und Princip des Bösen geworden ist. Wir haben aber auch das erste Princip der Position, die Mutter aller Dinge, die Himmelskönigin, die göttliche Mutter des göttlichen Sohnes.

Kommen wir nun in die Lage, die unmittelbare Göttlichkeit des Menschen Jesus und die Wunder, die er als solcher gethan haben soll, negiren zu müssen, — können wir noch weniger zugeben, daß das irdische Weib Maria jemals Himmelskönigin sein oder werden könne, so bieten wir zugleich für die jetzt unhaltbar gewordenen Vorstellungen den Ersatz in wirklich existirenden göttlichen Mächten, d. h. in selbstseienden, selbstbewußten Wesen, den unmittelbaren Hervorbringungen des Einen absolut Selbstseienden und Selbstbewußten. Wir haben für den Cultus des Sohnes, wie er stattgefunden hat und stattfindet, die Erklärung; wir erklären ebenso die Lehre vom Heiligen Geist — wir erklären den Mariencult! Die Vergötterung des Menschen Jesus wäre einerseits unmöglich, andererseits vollkommen sinnlos, reine Fiction, wenn nicht in dem vergötterten Menschen oder dem Gottmenschen das göttliche Princip gemeint und seine Wirksamkeit symbolisch abgespiegelt wäre. Die Vergötterung der Maria wäre undenkbar ohne die Existenz des ersten Princips; denn in der That wurden und werden der Maria von den katholischen Verehrern Wirkungen beigelegt, die nur von der Mutter aller Dinge gelten können. In der Maria, die man zur Himmelskönigin erhebt, wird das erste Princip, in Jesus, der als Gottmensch erscheint, wird das zweite Princip der Position verehrt und angebetet. Und auch das dritte Princip lehrt die Kirche als göttliche Person, d. h. als selbstseiendes, selbstbewußtes Wesen.

Jesus Christus, wie er nach der Darstellung der heiligen Bücher von der Kirche aufgefaßt wurde, ist ein Ideal. Aber dieses Ideal ist nicht die willkürliche, phantastische Apotheose des Menschen Jesus, von dem man nach David Strauß so wenig Gesichertes weiß, — ihm entspricht eine Realität: die Existenz und die Geschichte des zweiten göttlichen Princips. In der Geschichte des Gottmenschen ist das Historische des Menschen und das Symbolische, welches auf die Geschichte des Gottes deutet, zu einem ersten Ganzen verbunden, bei dem es nun freilich nicht bleiben kann. Die gläubige Christenheit hat aber in diesem Ganzen den Gott gehabt und das Heil, das von ihm ausgeht. Sie

hat den Gott im Bilde gehabt, während der Kritik nach Ausscheidung des Mythologischen nur der Mensch übrigbleibt, von dem sie den ungeheuern historischen Erfolg nun in keiner Weise begreiflich machen kann.

Literatur und Kunst.

Uebersetzungs-Literatur.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker in deutscher Uebertragung“, welche seit Ausgang vorigen Jahres im Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen erscheint, liegen uns Band 1—5 vor; dieselben enthalten „Shakspeare's Macbeth, deutsch von Wilhelm Jordan“, „Tegnér's Frithjofssage, deutsch von Heinrich Viehoff“, „Shakspeare's Hamlet, deutsch von Ludwig Seeger“, „Töpfer's Rosa und Gertrud, deutsch von Karl Eitner“ und „Shakspeare's Romeo und Julie, deutsch von Wilhelm Jordan“.

Von dem Unternehmen im allgemeinen ist in diesen Blättern schon häufig die Rede gewesen; dasselbe gehört nach Plan und Umfang zu dem Großartigsten, was der deutsche Buchhandel neuerdings aufzuweisen hat, indem darin sämmtliche Hauptwerke der englischen und amerikanischen, der französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen, der skandinavischen wie der slawischen Literatur, ferner die vorzüglichsten Werke des classischen Alterthums, endlich eine Auswahl aus dem Orientalischen nebst dem Besten aus dem reichen Schatze der Volkspoesie vereint und auf diese Weise ein Gesammtbild der fremdländischen Literatur alter wie neuer Zeit hergestellt werden soll, das an Vollständigkeit alle bisherigen Unternehmungen der Art weit hinter sich zu lassen verspricht. Auch der Preis ist ungewöhnlich billig, während die Ausstattung durch ihre gediegene Eleganz allen Forderungen des Zeitgeschmacks entspricht.

Die Hauptsache freilich bleibt immer der innere Werth und in dieser Beziehung sind vornehmlich zwei Punkte entscheidend, nämlich einmal die Auswahl der Originale und sodann die Uebertragungen selbst. Ueber den erstern Punkt gibt das von der Verlagshandlung veröffentlichte Programm eine Auskunft, die zu den besten Erwartungen berechtigt; die vorzüglichsten Namen der Literatur sind darin vertreten, und wenn allerdings auch Jahre vergehen werden, bevor das Programm nur einigermaßen zur Ausführung gelangt, so verdient doch schon die Großartigkeit der Anlage die lebhafteste Anerkennung. Und auch von der Ausführung, sofern die bisher erschienenen Bände als Maßstab des Ganzen dienen dürfen, läßt sich das Beste erwarten. Schon die Namen der Uebersetzer, denen wir diese ersten Proben verdanken, leisten Bürgschaft für die Gediegenheit des Unternehmens und sichern das Publikum insbesondere vor dem nahe liegenden Verdacht, als ob hier eine jener Speculationen zu Markte gebracht wird, die mehr durch ihre Masse als durch ihren Werth ins Gewicht fallen. Als vorzüglich ge-

lungen müssen wir namentlich Heinrich Viehoff's Bearbeitung der Frithjofssage hervorheben. Was das Original betrifft, so müssen wir freilich gestehen, daß wir die Bewunderung, welche das deutsche Publikum dem Werke widmet und vermöge deren es seit nun bald vierzig Jahren auch bei uns ein Lieblingsbuch, namentlich der heranwachsenden Jugend, geworden ist, nicht so recht zu theilen vermögen. Was die „Frithjofssage" charakterisirt, ist doch im Grunde nur dieselbe Ueberschwenglichkeit der Empfindung, dasselbe Tändeln mit einer theils in sich unwahren, theils wenigstens für uns unverständlichen Ritterlichkeit, durch das zur Blütezeit unserer Romantik Fouqué und seine Nachahmer sich einen so großen Zulauf verschafften. Inzwischen haben wir das ja schon öfters erlebt, namentlich in Betreff der skandinavischen Literatur, daß Richtungen, die ursprünglich von uns ausgegangen, ja die bei uns veraltet und abgestorben waren, zu einer neuen Bedeutung und neuem Einfluß gelangten, indem sie uns im Spiegelbild einer fremden Literatur entgegentraten. Auch wird durch diese Bedenken, die wir gegen das Original hegen, der Werth der vorliegenden Uebersetzung natürlich nicht im mindesten berührt; dieselbe übertrifft ihre zahlreichen Vorgänger, von denen wir hier nur an Amalie von Hellwig und Mohnike erinnern wollen, sowol durch die Reinheit und Glätte der Sprache, als namentlich auch durch die Treue, mit der die eigenthümliche Färbung des Originals in seiner Mischung von Romantik und moralisirender Verständigkeit wiedergegeben ist. Nicht minder verdient die Gewandtheit hervorgehoben zu werden, mit welcher der Uebersetzer die vielfach wechselnden Versmaße des Urtextes reproducirt hat; mit einigen leichten Abweichungen, welche er sich dabei gestattet hat und über die er selbst im Vorwort Rechenschaft ablegt, können wir uns nur einverstanden erklären.

Auch Karl Eitner in seiner Bearbeitung von Töpfer's „Rosa und Gertrud" bewährt sich als ein gewandter und tüchtiger Uebersetzer. Die Aufgabe war nicht eben leicht, da Töpffer's Stil in seiner Einfalt und Schmucklosigkeit viel Eigenthümliches hat, das sich in einem fremden Idiom nur schwer wiedergeben läßt. Hoffentlich wird diese Uebertragung dazu dienen, der lebenden Generation einen Dichter ins Gedächtniß zu rufen, der in der That zu den bedeutendsten seiner Gattung gehört und der dabei vermöge des realistischen Zuges, der ihn erfüllt, unserer Zeit viel näher steht, als sie selbst zu wissen scheint. Freilich hört dieser Realismus bei Töpffer niemals auf, poetisch zu sein und sich den höhern Forderungen der Kunst zu unterwerfen, und gerade in dieser Beziehung möchten die Dichter der Gegenwart wohl Grund haben, sich ihn zum Muster zu nehmen.

Das lebhafteste Interesse wendet sich allemal der schwierigsten Aufgabe zu und insofern sind es denn besonders die neuen Shakspeare-Uebersetzungen, die unsere Aufmerksamkeit fesseln und die wir nicht abgeneigt sind, uns als Maßstab für den Werth des gesammten Unternehmens dienen zu lassen. An dem Schlegel-Tieck'schen Shakspeare besitzen wir ein Werk, das allerdings im einzelnen übertroffen werden kann — und von welcher menschlichen Leistung, geschweige denn von welcher Uebersetzung ließe sich das nicht sagen?! — das aber als Ganzes mit der Entwickelung unserer eigenen vaterländischen Literatur in so innigem Zusammenhang steht und sich infolge dessen so tief in unser aller Bewußtsein eingelebt hat, daß es schwer, ja

fast unmöglich ist, gegen die Nachfolger vollkommen gerecht zu sein; mögen sie auch einzelnes besser getroffen haben, mag hier ein Irrthum corrigirt, ein Versehen berichtigt sein, immer wird doch dasjenige, was der neue Versuch uns vermissen läßt und seiner Natur nach vermissen lassen muß, nämlich dieser ganze wohlbekannte Ton, diese eigenthümliche Färbung der Sprache, die vielleicht nicht überall streng Shakspearisch ist, an die wir aber einmal von Jugend auf gewöhnt sind — immer, sagen wir, wird dies, was wir bei jedem neuen Versuche unvermeidlich vermissen, für die Mehrzahl der Leser schwerer ins Gewicht fallen als die einzelnen Verbesserungen, welche der spätere Uebersetzer angebracht hat. Könnte, oder wie wir vielmehr sagen müssen in Anbetracht der literarischen Sitte, die bei uns nun einmal herrschend ist, dürfte der neue Uebersetzer sich begnügen, den Schlegel-Tieck'schen Text nur wie ein stellenweise nachgedunkeltes Gemälde zu betrachten, das nur hier und da einer vereinzelten Retouche bedarf, mit andern Worten: wäre es unsern Shakspeare-Uebersetzern gestattet, von der Schlegel-Tieck'schen Bearbeitung alles dasjenige beizubehalten, was in der That keiner Verbesserung fähig, und sich auf die wenigen untergeordneten Punkte zu beschränken, die einer Berichtigung bedürfen, so wäre dies aller Wahrscheinlichkeit nach der geeignetste Weg, im Laufe der Zeit zu einem deutschen Shakspeare zu gelangen, der sich dem Original so eng anschließt und dasselbe so vollständig wiedergibt, wie bei der Verschiedenheit der Sprachen nur irgend möglich. Denn mit Uebersetzungen ist es nicht wie mit Werken des freischaffenden Genius; der Genius ist allerdings streng primitiv, er fängt überall frisch von vorn an, und hat keinen Maßstab als sich selbst; für den Fleiß des Uebersetzers dagegen gibt es ein bis hierher und nicht weiter! das mit aller Mühe und Anstrengung nicht überschritten werden kann. Die Schöpfungen des Genius sind von unendlicher Mannichfaltigkeit; was dagegen in der Uebersetzung einmal gut gelungen ist, das bleibt es für alle Zeiten und kann somit von den später Kommenden wohl anders, aber nicht besser gemacht werden. — Diese Tendenz, es anders zu machen, als Schlegel und Tieck es gemacht haben, selbst auf die Gefahr hin, daß das andere nicht immer auch das Bessere ist, macht sich nun auch an diesen neuesten Shakspeare-Uebersetzungen bemerkbar, namentlich und am meisten an den beiden von Wilhelm Jordan übertragenen Stücken. Die einzelnen Abweichungen von seinen berühmten Vorgängern sind zahlreich, und nicht selten mag die philologische Genauigkeit auf seiten des neuesten Uebersetzers sein, sodaß ihm also das Verdienst des Fleißes und der selbständigen Forschung jedenfalls nicht abzusprechen ist. Daneben jedoch ist er infolge des Bemühens, überall möglichst klar und verständlich zu sein, in eine gewisse Nüchternheit verfallen, die sich allerdings von dem Pomp und der Gedrungenheit der Schlegel-Tieck'schen Bearbeitung sehr wesentlich unterscheidet, dem allbekannten Charakter des Originals aber in der That nichts weniger als angemessen ist. Die Gewalt und Fülle des Ausdrucks, selbst bis zur Dunkelheit sich steigernd, wurde schon von den Zeitgenossen an Shakspeare anerkannt, und so dürfte denn auch ein deutscher Shakspeare, der sich gar zu glattweg liest, in Gefahr sein, eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Originals zu verwischen. R. P.

Correspondenz.

Aus Pommern.

Anfang April 1865.

E. S. Zu dem diesjährigen deutschen Festkalender, der allen Anzeichen nach sehr voluminös ausfallen wird, rüstet auch unsere Provinz sich, ihr bescheidenes Scherflein beizutragen; Dresden wird sein Deutsches Sängerfest, Bremen sein Schützenfest haben — warum sollten wir in dieser äußersten Thule, für die der Himmel so wenig gethan hat, uns das Dasein nicht ebenfalls so behaglich machen wie möglich? Zwar, wenn wir ehrlich sein wollen gegen uns selbst, so ist jetzt überhaupt nicht die Zeit, Feste zu feiern, und gerade wir in Pommern haben die wenigste Veranlassung dazu: die Störung des Handels und der Schiffahrt, welche der vorjährige dänische Krieg mit sich brachte, hat dem Wohlstand unserer Provinz empfindliche Wunden geschlagen, und der lange und schwere Winter, der endlich jetzt vor den wärmern Strahlen der Aprilsonne seinen Rückzug anzutreten scheint, war auch nicht geeignet, dieselben zu heilen. Dazu kommt der allgemeine Druck, hervorgebracht durch das Bewußtsein der trostlosen Lage, in welcher die innern Angelegenheiten des Staates sich befinden. Allerdings wird dieser Druck zunächst nur von denen empfunden, die überhaupt ein Interesse und mit dem Interesse auch Verständniß für das Wohl und Wehe des Vaterlandes haben, und deren Zahl ist bei uns zu Lande noch immer nicht besonders groß. Vielleicht in keiner andern Gegend Deutschlands ist der Unterschied zwischen der ländlichen und der städtischen Bevölkerung so beträchtlich und führt einen solchen Gegensatz der Ansichten und Interessen, der Auffassungen und Bestrebungen mit sich, wie bei uns. Während in den Städten, entsprechend dem gesteigerten Gewerbfleiß, die Aufklärung des Jahrhunderts und damit auch politisches Interesse und Selbständigkeit des Urtheils sich mehr und mehr Bahn bricht, haftet der Landmann, besonders der kleinere, nicht blos leiblich, sondern auch geistig noch vollständig an der Scholle. Man muß den pommerschen, insbesondere den hinterpommerschen Bauer und die Abhängigkeit kennen, in welcher derselbe in allem, was das geistige Leben anbetrifft, von seinem Gutsherrn und seinem Pastor lebt, um sich zu erklären, woher es kommt, daß diese Provinz, in der übrigens soviel tüchtiger sittlicher Kern steckt, noch immer des zweideutigen Ruhmes genießt, das wahre Mutterland der Reaction, der politischen wie der kirchlichen, die eigentliche Brutstätte jener „kleinen aber mächtigen Partei“ zu sein, von der Preußen nun schon so lange, aber wahrlich nicht zu seinem Heile am Gängelband gehalten wird....

Doch ich wollte ja nicht politisiren, sondern von den Festlichkeiten wollte ich sprechen, zu denen unsere Provinz sich rüstet. Am 4. Juni 1815 wurde der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Dänemark, dem Schweden als Entschädigung für Norwegen seine bisherigen pommerschen Besitzungen abgetreten hatte, dieselben gegen Abtretung des Herzogthums Lauenburg an die Krone Preußen überließ, und werden es somit im Laufe dieses Sommers funfzig Jahre, seit Neu-Vorpommern, oder wie es im Munde des Volks noch bis vor kurzem hieß: Schwedisch-Pommern, einen Bestandtheil des

preußischen Staats bildet. Andere Zeiten, andere Sitten, und nicht blos andere Sitten, sondern auch andere Ideale und andere Vorstellungen von dem, was das Höchste und Heiligste des menschlichen Daseins ist. Heutzutage ist es für jeden, der sich deutschen Stammes zu sein rühmt, ein unerträglicher Gedanke, einem fremden nichtdeutschen Stamme anzugehören; der Begriff des Vaterlands und der nationalen Zusammengehörigkeit ist endlich auch uns Deutschen aufgegangen — in welchem Maße und mit welcher unwiderstehlichen Gewalt, dafür bietet die jüngste Geschichte der nordalbingischen Herzogthümer ein ebenso denkwürdiges wie glorreiches Beispiel. Vor funfzig Jahren scheint es damit noch ziemlich schwach bestellt gewesen zu sein, wenigstens in unserer Gegend. Glaubhafte Leute, deren Erinnerung noch bis in die damaligen Zeiten hinaufreicht, haben mich häufig versichert, daß man im Jahre funfzehn in Schwedisch-Pommern nichts weniger als erfreut gewesen ist, preußisch, oder was dasselbe sagen will: deutsch zu werden. Freilich hatte Schweden seine pommerschen Besitzungen von jeher mit großer Zuvorkommenheit behandelt; durch das Meer von dem Mutterlande geschieden und schon dadurch vor bureaukratischer Vielregiererei gesichert, genoß das Land einer Selbständigkeit, auf die es allerdings in demselben Augenblick verzichten mußte, da es als dienendes Glied in den großen Mechanismus des preußischen Staatswesens mit aufgenommen ward. Auch hat die Assimilationskraft, die dem preußischen Staatsleben übrigens innewohnt und von der Schlesien, Sachsen und neuerdings selbst die Rheinprovinz so glänzende Exempel geben, sich — mit Ausnahme natürlich des Großherzogthums Posen — nirgends weniger bewährt als auf diesem ehemals schwedischen Boden. Vorpommern bildet noch heute gewissermaßen einen Staat im Staate, noch heute gefällt der Vorpommer sich in einer gewissen particularistischen Stellung, ja noch heute ist die halb argwöhnische, halb feindselige Empfindung, mit welcher er vor funfzig Jahren die behagliche Sonderexistenz, deren er sich bis dahin erfreut hatte, in dem großen preußischen Staatsverbande untergehen sah, nicht völlig verschwunden. Natürlich will ich meinen Landsleuten jenseit der Provinz damit nichts Böses nachgesagt haben, sie sind nicht schlechtere Preußen als wir andern, beileibe nicht, der ganze Unterschied liegt nur darin, daß sie noch immer mehr Pommern sind als Preußen und ihre provinziale Besonderheit noch immer höher anschlagen als die Zusammengehörigkeit mit einem großen weltgeschichtlichen Staate. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß die fast geflissentliche Absonderung, in welcher Vorpommern lange Jahre hindurch von dem übrigen Staate erhalten ward, sogar in Betreff der räumlichen Verbindung, sehr wesentlich dazu beigetragen hat, die Bevölkerung in ihren particularistischen Neigungen zu bestärken; mit der Eisenbahn, die endlich nach jahrelangem Zaudern Stralsund mit Berlin und solchergestalt mit der übrigen Monarchie verbindet, ist in die Mauer der vorpommerschen Vorurtheile eine Bresche gelegt, die sich nothwendig von Jahr zu Jahr erweitern und endlich eine vollständige Verschmelzung der Ansichten und Interessen herbeiführen wird.

Auf die Festlichkeiten freilich, die zur Verherrlichung der bevorstehenden Jubelfeier veranstaltet werden sollen, und zu denen man auch die Anwesenheit des Königs erwartet, darf dabei nicht allzu viel Werth gelegt werden.

Dieselben werden, wenigstens soviel sich bis jetzt erkennen läßt, einen vorwiegend localen Charakter tragen, wie denn auch das Project dazu aus ganz bestimmten Kreisen hervorgegangen ist, welche durchaus nicht für Repräsentanten der eigentlichen Volksstimmung gelten dürften. Das Ganze wird sich auf eine officielle Festfeier beschränken, zu deren Schauplatz Stralsund bestimmt ist, das bei dieser Gelegenheit überhaupt eine fast ungewohnte Rührigkeit gezeigt hat, während Greifswald, das doch als Sitz der Universität und somit als Repräsentant der geistigen Interessen der Provinz berufen scheint, eine besonders hervorragende Rolle bei den bevorstehenden Festlichkeiten zu spielen, bisjetzt noch eine auffallende Zurückhaltung an den Tag legt.

Ein bei weitem allgemeineres und lebhafteres Interesse als dieses Jubelfest, das immerhin nur einen Theil der Provinz angeht, erregt die große Industrieausstellung, welche Mitte Mai in Stettin eröffnet werden soll. Der Plan dazu ist von der dortigen Polytechnischen Gesellschaft ausgegangen, und auch die Ausführung, der bei der Neuheit des Gedankens nicht geringe Schwierigkeiten im Wege standen, ist hauptsächlich ihr Verdienst. Die Zahl der Aussteller, von denen Anmeldungen eingelaufen sind, beläuft sich bereits auf zwölfhundert, und zwar sind außer der vaterländischen Industrie, die sich im weitesten Umfang produciren wird, die wichtigsten Industriestaaten Europas, England, Frankreich und Belgien an der Spitze, darunter vertreten. Gleichzeitig mit Eröffnung der Industrieausstellung wird in Stettin noch eine zweite Ausstellung, nämlich von landwirthschaftlichen Erzeugnissen, stattfinden, sodaß die beiden wichtigsten Hebel menschlicher Thätigkeit und menschlicher Wohlfahrt, Ackerbau und Gewerbe, die Producte ihrer Thätigkeit gleichzeitig vor uns entfalten werden. Ob freilich die Industrieausstellung den unmittelbaren Aufschwung des stettiner Handels zur Folge haben wird, den einige enthusiastische Köpfe sich davon versprechen, ist eine andere Frage. Aber der unmittelbare Gewinn, den derartige Ausstellungen für die Hebung der Cultur und die Förderung des gewerblichen Fortschrittes im allgemeinen haben, ist groß genug, um für die Opfer zu entschädigen, welche dem Unternehmen möglicherweise gebracht werden müssen, und den Urhebern desselben den Dank aller derjenigen zu sichern, die in der wachsenden Bildung den einzig sichern Boden der materiellen sowol wie der geistigen Wohlfahrt erkennen.

Notizen.

Aus Wien wird über die daselbst endlich erfolgte erste Aufführung von Bauernfeld's langerwartetem Drama: „Die Bauern von Weinsberg", berichtet. Dasselbe war ursprünglich für das Burgtheater bestimmt, wurde jedoch, nachdem die Rollen bereits ausgeschrieben, vom Oberstkämmereramt auf Grund politischer Bedenken zurückgewiesen. Der Dichter hat den ihm auf diese Weise aufgenöthigten Aufschub zu einer abermaligen Umarbeitung seines Stückes benutzt und in dieser Gestalt ist dasselbe am 31. März auf

dem Theater an der Wien, jedoch unter Betheiligung verschiedener namhafter Darsteller des Burgtheaters, zur Aufführung gelangt, und zwar zum Besten des Unterstützungsfonds des Schriftstellervereins Concordia. Die Aufnahme wird als sehr glänzend geschildert, namentlich was die mittlern Acte anbetrifft, während der Schluß nicht völlig befriedigt haben soll. Auch Paul Heyse's „Hans Lange" soll in Dresden eine glänzende Aufnahme gefunden haben; ebenso ein neues einactiges Stück von G. zu Putlitz, „Die Zeichen der Liebe", das kürzlich auf dem Hoftheater zu Berlin zum ersten mal über die Breter ging. Dagegen hat ein neues vieractiges Schauspiel von Frau Birch-Pfeiffer, der Unermüdlichen, auf dem dortigen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater nur einen getheilten Erfolg gehabt; dasselbe betitelt sich „Eine Sylvesternacht" und ist nach dem bekannten Roman „Silas Marner" von Miß Elliot bearbeitet.

Geheimrath Carus in Dresden hat den ersten Band seiner „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erscheinen lassen. Von Professor A. B. Marx in Berlin, dem rühmlichst bekannten Biographen Gluck's und Beethoven's, befindet sich ein zweibändiges Memoirenwerk, „Erinnerungen aus meinem Leben" (Berlin, Janke) unter der Presse. Die Briefe aus dem Nachlaß von Aloys Flir, welche vor etwa anderthalb Jahren zuerst ans Licht traten und über die damals auch in diesen Blättern ausführlich berichtet worden ist, haben einen Nachtrag erhalten; derselbe führt den Titel: „Briefe von Innsbruck, Frankfurt und Wien, geschrieben in den Jahren 1825—1853" und ist gleich der frühern Sammlung im Verlag von Wagner in Innsbruck erschienen.

Zu dem Karl-August-Denkmal, das in Weimar errichtet werden soll, haben die Stände des Großherzogthums neuerdings eine Summe von 12000 Thlrn. aus Staatsmitteln bewilligt; da eine gleiche Summe, durch freiwillige Beiträge zusammengebracht, bereits zur Verfügung steht, so darf das Zustandekommen des Denkmals, das in einem Reiterstandbild bestehen soll, damit als gesichert betrachtet werden. Im Rosenthal bei Leipzig wird demnächst ein Denkmal Gellert's aufgestellt werden. Dasselbe besteht in der lebensgroßen Figur des Dichters von Knaur in Leipzig in weißem Marmor ausgeführt; die Kosten des Denkmals sind theils durch Schenkung von auswärts, theils durch Bewilligung der leipziger Stadtbehörden gedeckt worden.

Von „Westermann's Illustrirten deutschen Monatsheften" (Braunschweig, Westermann), die bekanntlich vor kurzem eine „zweite Folge" angetreten haben, liegt uns eine Reihe von Heften vor, welche einen neuen Beweis liefern von der unverminderten Sorgfalt und Umsicht, mit welcher dieses Blatt geleitet wird, und der es daher auch mit Recht das Ansehen und die Beliebtheit verdankt, deren es sich beim Publikum erfreut. Aus dem reichen Inhalt dieser neuesten Hefte heben wir namentlich hervor: eine Abhandlung von B. R. Abeken über „Goethe's Harzreise im Winter

1777"; Fortsetzung und Schluß von „Ein Pfarrhaus vor funfzig Jahren. Erzählungen einer alten Frau"; „Friedrich Drake", eine biographische Skizze von Trautwein von Belle; „Jugend und Erziehung Karl August's von Weimar" von C. A. B. Burkhardt; „Alexander und Aristoteles", von Moritz Carriere rc. Unter der Ueberschrift: „Die letzten Räuber. Eine naturhistorische Novelle", berichtet Karl Reuß über das allmähliche Aussterben der Wölfe auf der Tuchler Heide. Emil Schlagintweit bringt eine Reihe von Artikeln über „Indien, seine Bewohner, Herrscher, und die Zustände seiner Cultur, von der Einwanderung der Arier bis auf die neueste Zeit". Unter den belletristischen Beiträgen ragt eine Novelle von W. H. Riehl, „Reiner Wein", ebenso sehr durch ihre psychologische Wahrheit und Tiefe wie durch die Anmuth und Feinheit der Darstellung hervor. Dagegen ist „Von Jenseits des Meeres" von Theodor Storm nur ein etwas schwächliches Product, das von den Vorzügen, durch welche die novellistischen Erzeugnisse dieses Dichters sich sonst auszuzeichnen pflegen, nur wenig oder nichts aufzuweisen hat. — Auch von dem in demselben Verlag erscheinenden Sammelwerk: „Unsere Tage. Blicke aus der Zeit in die Zeit. Culturgeschichtliche Revue in zwanglosen Heften", liegt die Fortsetzung vor. Dieses Werk ist bekanntlich bestimmt, die wichtigsten Erscheinungen der Zeitgeschichte in Politik und Literatur, in Wissenschaft, Kunst und Industrie zu registriren und in ihrer Entstehung sowol wie in ihren Wirkungen darzustellen, und so enthalten denn auch diese neuesten Hefte zahlreiche Artikel aus den verschiedensten Gebieten des Wissens; wir heben namentlich hervor: „Illyrien und die Illyrier von L. Istleib"; „Nürnbergs Bestrebungen zur Förderung des gewerblichen Fortschritts"; „Karl Georg von Wächter"; „Das englische Postwesen"; „Ferdinand Lassalle und seine Wirksamkeit in der Arbeiterfrage"; „Die diplomatische Action in der schleswig-holsteinischen Frage"; „Wilhelm von Tegetthoff"; „Italien seit dem Tage von Aspromonte"; „Die Gasbeleuchtung"; „Deutsches Handelsrecht und Handelsgerichte."

In München hat kürzlich auf Befehl des jungen Königs Ludwig II. eine eigenthümliche Theatervorstellung stattgefunden, nämlich eine vollständige Aufführung von Schiller's „Don Carlos", wörtlich und ohne die mindeste Weglassung, wie das Stück in den Werken des Dichters gedruckt steht. Die Aufführung währte von 6 Uhr Abends bis nach Mitternacht, also jedenfalls ein etwas massenhafter Genuß. Ueberhaupt, so anerkennenswerth die Pietät ist, welche der junge Monarch dadurch für das Andenken Schiller's an den Tag gelegt hat, so dürfte der Versuch doch weder in ästhetischer noch in theatralischer Hinsicht zu rechtfertigen sein. Schiller selbst wußte sehr wohl, daß das Stück in seiner ursprünglichen Gestalt für die Bühne nicht geeignet, ja er legte selbst Hand an, es durch Abkürzen und Streichen in eine bühnengerechte Form zu bringen; wenn man jetzt anders darin zu urtheilen glaubt, als der Dichter selbst gethan hat, so mag das, wie gesagt, als persönliche Liebhaberei recht achtungswerth sein, im übrigen aber erscheint es uns denn doch als ein etwas bedenkliches Experiment.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 17.** 27. April 1865.

Auf dem Hohnstein.

Von
Gustav Heyse.

Wenn es ein hoher Genuß ist, über Berg und Thal streifend, die wechselnden Bilder der Landschaft in sich aufzunehmen, so hat es doch auch seinen Reiz, einmal die Rollen zu vertauschen, an irgendeinem besuchtern Punkte halt zu machen und wie ein eingewurzelter Baum den bunten Strom der Wanderer an sich vorüberziehen zu lassen. So machte ich es im Juli des Jahres 1864 auf dem Hohnstein.

Der Hohnstein bei Neustadt ist unter allen zerfallenen Burgen des Harzes wol die umfangreichste und schönste, und was ihn nicht minder auszeichnet, ist das heitere, zwanglose Leben, das sich an schönen Sommertagen in seinen Ruinen entwickelt. Kein Harzwanderer, der bis zu diesem südlichen Theile des Gebirgs vordringt, wird ihn unbesucht lassen; außerdem aber senden Neustadt, das unmittelbar an seinem Fuße liegt, Ilfeld, Stolberg, Nordhausen, kurz alle Oerter der Umgegend fast täglich Gäste hierher, und alle kommen, nicht um auf den Ruinen zu trauern und sich in schwermüthige Betrachtungen zu versenken, sondern um angesichts der ewig jungen und schönen Natur einmal recht gründlich froh zu sein. Vor allem für die Nordhäuser ist der Hohnstein ein Lieblingsziel, und es scheint fast, als ob sie sich

an den alten Grafen, die ihren Urvätern das Leben so sauer gemacht, durch fröhliche Gelage, Tanz und Pfänderspiel in deren zerfallenem Hause noch heute rächen wollten. So war es schon vor funfzig Jahren, daher sich für ältere Besucher neben den allgemeinen historischen Erinnerungen noch so viele persönliche an diese Mauern knüpfen. Aber in neuerer Zeit hat sich der Besuch noch um vieles gesteigert; man hat die Ruinen in allen Theilen zugänglicher gemacht, den Wald etwas gelichtet, den alten Schloßhof gesäubert, mit Tischen und Bänken versehen, und weil aus den alten Kellern nichts mehr zu holen ist, so hat sich der Wirth der neustädter Amtsschenke erbarmt und hier oben ein Filial errichtet. In dem prächtigen Laubholze, das aus tausend und aber tausend Blättern und Blüten seinen Duft verbreitet, fehlt es natürlich auch an Musik nicht: denn schon am frühen Morgen singen die Waldvögel gar frisch vom Blatte, an heitern Nachmittagen aber werden sie von den neustädter Musikanten abgelöst, die ihre Blasinstrumente weithin über das Thal erschallen lassen. So ist auf dem Hohnstein für alle Sinne gesorgt, am schönsten jedoch für das Auge. Von dem Höhenzuge, von welchem der alte Kyffhäuser seit Jahrhunderten herüberblickt, über die langgestreckte Hainleite und das Eichsfelder Thor bis zu den Gleichen bei Göttingen, und wieder zurück zu den südlichen Abhängen des Harzes, den Bergen bei Sachsa, Ilfeld und Neustadt, schweift der Blick über eine Landschaft, die mit ihren bewaldeten Porphyrkegeln und schroffen Gipswänden, ihren Hügeln und Auen und Thurmspitzen den Geist stundenlang beschäftigen und in ein stilles Entzücken versetzen kann.

Als Leopold von Buch vor vierzig Jahren dies herrliche Stück Erde betrachtete, entzündete es seinen Geist zu wissenschaftlichen Eroberungen. Die Grafen von Hohnstein ihrerzeit waren keine Ritter vom Geiste; sie liebten den materiellen Besitz und ruhten nicht eher, bis alles, was sie von hier erblicken konnten, ihrer Macht unterworfen und ihnen zinspflichtig war. Und noch viel weiter, rückwärts in den Harz hinauf bis Andreasberg, Bennickenstein und Elbingerode, erstreckte sich ihre Herrschaft. Das alte Nordhausen freilich, dessen Petrithurm dort über den Berg herüberlugt, mußten sie als freie Reichsstadt respectiren; aber ihr Gebiet umschloß nicht nur die Stadt, seitdem ihnen auch Lohra und Klettenberg zugefallen, sondern sie besaßen auch in derselben die Reichsvogtei und eine Zeit lang das Reichsschultheißenamt und hinderten sie daher von innen und außen an freier Entwickelung. Daraus entsprang denn eine Kette von Reibungen und Fehden, die das ganze 14. Jahrhundert durchzieht und nur von Zeit zu Zeit durch Vergleiche und theuer erkaufte Schutzverträge unterbrochen wurde. Eine der heftigsten Fehden veranlaßte der weiße Gipsfelsen

da drüben, der Kohnstein, und die auf seiner südöstlichen Spitze erbaute Schnabelburg. Wie alte Chroniker erzählen, kauften die Nordhäuser diese Burg, die ihnen bedrohlich nahe und an ihrer Hauptstraße nach dem Harze lag, dem damals in Kelbra residirenden Grafen Ulrich III. von Hohnstein ab, und während man diesem in der Stadt das Geld zuzählte, zogen die Bürger mit ihrer Rüstung hinaus und zerstörten die Burg. Daraus soll dann ein neuer „Unwille" zwischen ihnen und dem Grafen entstanden sein. Als Grund der Fehde klingt dies jedoch wenig glaublich, auch wenn man dem Grafen bei jenem Handel die Absicht unterlegt, die Burg den Nordhäusern gelegentlich wieder abzunehmen. Nach Förstemann, dem gründlichsten Geschichtsforscher dieser Gegend, hängt die Sache vielmehr mit einem Kauf zusammen, den der Rath zu Nordhausen mit den Herren von Salza abschloß. Diese Nachbarn der Stadt überließen derselben nämlich ihre sämmtlichen Besitzungen in und bei Salz, und dazu gehörte ein Theil des Kohnsteins, der wichtiges Baumaterial lieferte und auf welchem auch die wol erst kürzlich erbaute bedrohliche Schnabelburg stand. Sie thaten dies in dem berechtigten Glauben, daß diese ihre Güter unmittelbare Reichslehen wären; die Grafen von Hohnstein aber erhoben heftigen Widerspruch, erklärten die Güter für Theile ihrer Herrschaft Klettenberg und für ihre Lehen, und so entsprang eine Fehde mit allem Zubehör an Verlegung der Wege, Wegtreiben des Viehes, Plünderung und Verwüstung der Dörfer, auch Gefangennehmung eines jungen Grafen, nur daß man letztern nicht, wie die Quedlinburger ihren Albert von Reinstein oder die Aschersleber ihren Friedrich von Heldrungen, in einen Kasten sperrte, sondern ihn auf sein Ehrenwort, an einem bestimmten Tage sich zu stellen, entließ und nicht wiedersah. Der Streit wurde zwar im Jahre 1368 im Auftrage des Kaisers durch die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, Friedrich, Balthasar und Wilhelm, dahin geschlichtet, daß die Stadt den Grafen von Hohnstein für die Schnabelburg 1500 Mark Silber zahlen und diese Burg sofort abgebrochen und nie wieder aufgebaut werden sollte. Wegen jener Gütererwerbung der Stadt kam es jedoch erst zwei Jahre später zu einem endgültigen Vergleich, nach welchem den Grafen von Hohnstein wie gewöhnlich der Löwenantheil zufiel und der Stadt nur ein kleines Stück des Kohnsteins zum Bedarf der Bürger an Kalk und Steinen verblieb.

Aber auch dieser mächtige und weitverzweigte Baum des Hohnstein'schen Geschlechts sollte „nicht in den Himmel wachsen", und noch vor Ablauf des 16. Jahrhunderts sehen wir ihn verdorren. Schon der Bauernkrieg, wenn er ihn auch nicht tiefer erschütterte, fuhr doch sehr unsanft durch seine Zweige. Wie mochte den Grafen Heinrich und Ernst

zu Muthe sein, als sie sich im April 1525 in die Brüderschaft ihrer klettenbergischen und schwarzfeldischen Bauern aufnehmen ließen — sie, die Schutzvögte des Klosters Walkenried, in die Brüderschaft derselben Bauern, die eben dieses reiche Kloster und seine prachtvolle Kirche verwüstet hatten und noch darin hausten wie die Wölfe, bis die von den entflohenen Mönchen in Kellern und Kammern zurückgelassenen Vorräthe aufgezehrt waren! Aber einer empörten Rotte von 800 Mann gegenüber fühlten sie sich augenblicklich machtlos, vernünftige Vorstellungen wollten wenig verfangen, und so mußten sie wol mit den Wölfen heulen. Endlich wurde es ihnen doch zu viel. Denn als die wilde Schar eines Tages vom Exerciren am Geyersberge nach Walkenried zurückkehrte, an ihrer Spitze der Schäfer Hans Arnold aus Bartholfelde zwischen den beiden gräflichen Brüdern, drehte sich Hans im Gefühl seiner Commandantenwürde auf einem Beine herum zu dem jüngern Grafen, der der regierende war, und sagte: „Sieh', Bruder Ernst, den Krieg kann ich führen; was kannst du?" Da entfuhr dem Grafen die Antwort: „Ei, Hans, bis zufrieden; das Bier ist noch nicht in dem Fasse, darin es gären soll." Damit hatte er jedoch in ein Wespennest gegriffen, und hätte er nicht gute Worte gegeben und sich eiligst entfernt, so würde es ihm übel ergangen sein. Wenige Wochen darauf hatte sich das Blatt wieder gewendet. Die Nachricht von Münzer's Niederlage, welche die Bauern auf ihrem Zuge nach Frankenhausen schon bei Heringen empfingen, jagte sie wie Spreu auseinander, die Grafen von Hohnstein ließen die Rädelsführer ergreifen und hinrichten, und wenn der übrige Haufen mit einer gelinden Geldstrafe davonkam, so verdankte er dies nur dem klugen Rathe des nordhäuser Stadthauptmanns Balthasar von Sundhausen, der den Grafen Ernst an sein eigenes Interesse erinnerte.

Der Enkel des obengenannten Grafen, auch ein Ernst, und zwar der siebente dieses Namens, war der letzte seines Geschlechts. In der Voraussicht, daß seine Güter lachenden Erben zufielen, lebte er ziemlich verschwenderisch und häufte Schulden auf sein Land. In Lohra im Fieber erkrankt und sein Ende nahe fühlend, ließ er sich nach Walkenried bringen. Dort besserte sich sein Befinden, und man dankte schon in den Kirchen für seine Genesung. Da, eines Sonntags früh — am 8. Juli 1593 — fragte er nach der Stunde. Es war kurz vor 2 Uhr. „So pflege ich ein wenig zu ruhen", meinte er; aber er erwachte nicht wieder, und in diesem Morgenschläfchen erlosch das uralte Geschlecht der Grafen von Hohnstein, das alte Chronisten sogar bis auf Karl den Großen zurückführen wollen. Andere Zweige desselben, die sich nach ihren Wohnsitzen Heringen, Kelbra, Heldrungen u. s. w. nannten, waren schon früher abgestorben, und nur ein Nebenast, der mit Heinrich dem

Jüngern, dem zweiten Sohne des 1219 gestorbenen Grafen Elger III. von Hohnstein beginnt, blüht in den Grafen von Stolberg noch heute fort.

An die Grafen von Stolberg ist auch schon im Jahre 1413 das Schloß Hohnstein gekommen, das früher wol ohne Unterbrechung von den nach ihm benannten Grafen bewohnt war. Zwar findet sich in vielen Schriften die Angabe, der Hohnstein sei 1350 (nach andern 1360 oder 1364) der Sitz von Straßenräubern gewesen, die von hier aus das Land so unsicher gemacht, daß Graf Heinrich von Hohnstein, als kaiserlicher Vogt in Thüringen, in Verbindung mit den Städten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen endlich zur Belagerung der Burg geschritten, dabei aber von Herzog Otto dem Quaden heimtückisch überfallen worden sei. Allein mit diesen Ereignissen hat unser Hohnstein nichts zu schaffen; sie fanden am Schlosse Hanstein im Eichsfeld statt, und zwar im Jahre 1369. Dagegen bekam der Hohnstein im Jahre 1412 einen Besuch, der sich von Straßenräubern wenig unterschied. In einer dunkeln Septembernacht, auf Schleichwegen geführt von einem treulosen ehemaligen Knecht des Hohnstein'schen Hauses, Hinz Herzog, brach Friedrich von Heldrungen mit der wilden Rotte der Flegeler auf dem Schlosse ein und nahm den alten Grafen Ulrich III. im Bette gefangen. Der Sohn des Grafen, Heinrich IX., rettete sich mit Hülfe seiner Gemahlin noch glücklich durchs Fenster, lief im Hemde bis Ilfeld, wo ihn der Abt Friedrich mit Kleidung und einem Pferde versah, und wandte sich dann Hülfe suchend an die Markgrafen von Meißen. Da seine Gemahlin eine Margaretha von Weinsberg war, so hat sich die Sage mit der ihr eigenen Virtuosität, Namen in Thaten zu verwandeln, hier ein Seitenstück zu den Weibern von Weinsberg geschaffen und auch eine „Gretchenwiese“ ausfindig gemacht, wo die edle Dame mit ihrem Huckepack ausgeruht haben soll. Angestiftet war jener Ueberfall durch Ulrich's Neffen, den Grafen Dietrich IX. zu Heringen, der seinen Vettern auf dem Hohnstein schon lange grollte, weil er sich bei einer Ländertheilung und in seiner Fehde mit Walkenried von ihnen benachtheiligt glaubte. Aber weder ihm noch Friedrich von Heldrungen hat diese Heldenthat Segen gebracht. Denn letzterer, nachdem die Markgrafen von Meißen seine Herrschaft Heldrungen sammt der Stadt Wiese zur Strafe ihm genommen und dem Grafen Heinrich als erbliches Lehen übergeben hatten, irrte im Lande umher und wurde 1414 bei Mackenrode von Bauern mit einem Schweinsspieß erstochen; Graf Dietrich aber starb wenige Jahre später im Gefängniß.

Diese Zerwürfnisse unter den Hohnstein'schen Vettern erleichterten es wol dem Grafen Botho von Stolberg, der überdies mit einer Gräfin jenes Hauses vermählt war, das alte Stammschloß nebst dem

Amte Hohnstein durch Kauf an sich zu bringen, wozu die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg als Lehnsherren ihre Einwilligung gaben. Seitdem ist der Hohnstein auch bei Stolberg geblieben, seit dem Dreißigjährigen Kriege freilich nur noch als Ruine. Denn in der Nacht zum 25. Dec. 1627 ging das Schloß, ein schauerlich leuchtender Christbaum, in Flammen auf, und die bestürzten Neustädter, die zum Löschen und Retten herbeieilten, wurden durch die Kolbenstöße christlicher Soldaten gar unsanft zurückgewiesen. Ein kursächsischer Oberst, Vitzthum von Eckstedt, hatte diese Weihnachtsbescherung dem Grafen Christoph zu Stolberg angerichtet, weil dieser säumte, die ihm auferlegte Brandschatzung zu zahlen. Auf die in Wien und Dresden gegen ihn erhobene Klage wurde er zwar verurtheilt, das Schloß auf seine Kosten wieder aufbauen zu lassen; da er aber bald darauf in einem Duell umkam, so blieb der Hohnstein in Trümmern liegen.

Seitdem herrscht Frieden auf dieser Stätte. Bäume und Sträucher sind aus dem Mauerwerk aufgeschossen, und allerlei Thiere des Waldes haben es sich in den Kellern und Klüften bequem gemacht. Ueberfälle geschehen jetzt nur noch bei Tage und finden den Wirth, der die Straße nach Nordhausen gut überwacht, nicht leicht unvorbereitet. Zwar vor kleinen Ueberfällen hier oben ist auch der Gast nicht sicher; denn wenn er, in den Anblick der Gegend versunken, träumerisch dasitzt, fühlt er sich plötzlich von hinten am Hute ergriffen, und wenn er erschrocken aufspringt, steht er mit Eichenlaub bekränzt vor einem kleinen neustädter Barfüßer, dessen kühne Wünsche auf einen Dreier gerichtet sind. Kann man sich aber diese kleinen Brandschatzer schon gefallen lassen, um wie viel lieber die Ueberraschung durch einen Freund, der, leise herangekommen, seine warmen Hände über unsere Augen legt. Solche Wiedersehen, verabredet oder zufällig, finden hier häufig statt, vielleicht nach jahrelanger Trennung. Immer neue Gäste steigen durch das Doppelthor herauf, in welches alle Wege zum Hohnstein einmünden; nur ein paar thatendurstige Tertianer, die sich für ihre Ferienreise wohl gemerkt haben, daß die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist, ziehen es vor, sich mitten durch das Gestrüpp zu schlagen und an der steilen Ringmauer zum Schloßhofe heraufzuklimmen, wozu sie auch in der That nur eine halbe Stunde Zeit mehr gebrauchen. Ein anderer verwegener Turner reitet schon hoch oben in der Luft auf einer der alten Wände des Schlosses und jauchzt dem Kyffhäuser seinen Gruß zu. Nicht so halsbrechend geht es unten im Schloßhofe her, wenigstens sind es nur Flaschenhälse, die in Gefahr kommen. Fröhliche Gruppen bilden sich um die verschiedenen Tische, und im gemüthlichen Hohnstein'schen Dialekt fliegen Scherzworte herüber und hinüber. Bald vereinigt ein munteres Gesellschaftsspiel die jugendlichen Elemente aller Kreise;

Bekannte und Unbekannte reichen sich die Hände, und selbst ältere Männer und Frauen werden wieder jung und geben bereitwillig ihren Rücken dem Plumpsack preis. Unterdessen hat das wackere neustädter Musikcorps, von Liebau geleitet, sich unbemerkt zum Orchester geschlichen, und plötzlich ertönt Musik. Noch seh' ich ihn vor mir, den urgemüthlichen Subconrector aus X., wie er bei den ersten Takten des Walzers mit schelmischen Kratzfüßen vor eine wohlbeleibte ältere Dame tritt, die eben erst mit einer soliden Bank einen vorsichtigen Miethscontract geschlossen, und wie er — mit breitem, gutmüthigem Lächeln und vorgestreckten Händen von ihr abgewehrt — flink zu der schlanken Tochter an ihrer Seite greift und wie ein Römer mit seiner Sabinerin davonjagt. Ein Paar folgt dem andern, und es geht die Sage, daß manches dieser Paare, die der Hohnstein zusammengeführt, sich für das ganze Leben nicht wieder getrennt hat. Unermüdlich blasen die Musikanten, unwillkürlich treten und nicken die Zuschauer den Takt, und selbst die alten Ulmen und Eschen, unter denen die Tänzerinnen dahinschweben, wiegen behaglich ihr Haupt und werfen dieser und jener ein grünes Blatt zu. Aber die Sonne sinkt tiefer und tiefer, breite Schatten steigen aus den Thälern herauf und die Berge im Westen umfließt ein blendender Glanz. Dem romantischen Tage folgt ein elegischer Abend. „Des Sommers letzte Rose“ haucht vom Orchester ihren Duft aus, die „Lorelei“ beginnt ihr Haar zu kämmen, und die „gewaltige Melodei“ zieht hundert Stimmen in ihren Strom hinein.

Die besten Musikanten der Gegend sind aber doch (Meister Liebau mag mir verzeihen) die Kühe mit ihren Glocken, und naiv, wie alle echten Künstler, wissen sie selbst gar nicht, welche wunderbare Macht über das menschliche Gemüth ihnen anvertraut ist. Wer's erfahren will, der trete einmal, während die Gäste sich zum Aufbruch rüsten, an den westlichsten Theil der Ruine und lausche hinüber nach dem hohen Poppenberge, wo die osterober Kühe, vom Walde versteckt, aus der Gegend des Hufhauses wieder heimwärts ziehen. Man sieht sie nicht, aber die leisen Klänge, die sie über das Thal herübersenden, vergißt man nicht wieder; wie Grüße aus einer andern Welt dringen sie tief in die Seele und tönen in uns noch nach, wenn die ehrlichen Wiederkäuer längst phlegmatisch auf ihrer Streu liegen.

„Nun gute Nacht, Hohnstein!“ In geschlossenen Reihen oder in einzelne Gruppen vertheilt, treten die mit Eichenlaub geschmückten Nordhäuser, Stolberger und Ilfelder ihren Rückweg an. Der Wirth sammelt die über den Platz zerstreuten Gläser und Teller ein, schließt Fensterladen und Thür seines Häuschens und wandert hinunter nach Neustadt. Ehe ich ihm dorthin folge, um unter Roland's Schutze mich dem Schlaf zu überlassen, bis das Horn des Kuhhirten mich zu

einem neuen Tage weckt, streife ich noch einmal durch die obern Theile der Ruine und werfe einen Blick in die dämmernde Landschaft. Unheimlich wispert und raschelt es schon in den Mauerklüften und in den Schlingkräutern zu meinen Füßen. Vom stolberger Wege aber tönt das herrliche Lied herüber:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut, so hoch da droben?
Wohl, den Meister will ich loben
So lang' meine Stimm' erschallt.
Lebe wohl, du schöner Wald!

Ferner und immer ferner ertönen die Stimmen der heimkehrenden Stolberger, bis sie endlich im Rauschen des Waldes sich verlieren.

Der Streit über das Wunder.

Von

Melchior Meyr.

IV.

Die Philosophie, die das zweite Princip oder den Sohn aus dem Einen Allherrschenden selbst ableitet, gewinnt zu dem christlichen Ideal des Gottmenschen und zu der von ihm erzählten Geschichte ein ganz neues Verhältniß. Sie sieht in den Wundern, womit diese Geschichte ausgestattet ist, Vorstellungen, die symbolische Bedeutung haben; und wenn diese Wunder auf den, der sie gegen seine Ueberzeugung als historische Thatsachen auffassen soll, abstoßend wirken — dem Philosophen sind sie Poesie, Mythologie im religiös gehaltvollen Sinne des Wortes, Erzählungen, deren sinnliche Bilder auf wirkliche geistige Wesen und Thaten hinzeigen, tiefsinnige, heilige Poesie!

Dabei hat aber die Philosophie gar nicht nöthig, jeden einzelnen Zug in der Geschichte des Gottmenschen als symbolisch anzusehen und nun zu jedem die entsprechende Realität im Wesen und in der Geschichte des göttlichen Princips aufsuchen zu wollen. Symbolische Wahrheit ist in den mythologischen Vorstellungen nur enthalten bis zu einem gewissen Grad, welcher eben zu erforschen ist; und nicht muß jede Wendung in diesen Vorstellungen symbolische Bedeutung haben. Nur im Wesentlichen ist die christliche Geschichte des Gottmenschen ein Spiegel sowol des Menschen als des Gottes! — Wie auch des Gottes, das wollen wir nun sehen.

Wir haben diesen Gott als das zweite Princip der Position erkannt. Denken wir uns, daß nicht nur das Princip der Negation selbst ge-

fallen, um einen Theil der Geisterwelt mit sich fortzureißen, sondern daß auch der ursprüngliche Mensch aus der unvermeidlichen Prüfung nicht siegreich wäre hervorgegangen — was wird geschehen? Der Mensch, dem Versucher erliegend, geräth in dessen Macht. Darf ihn Gott, etwa aus unendlicher Güte, demselben wieder entreißen? Eine Güte, welche die Gerechtigkeit umstieße, ist — wie wir dies früher schon gesehen — unmöglich, weil der Mensch, der nach der begangenen Sünde nicht die nothwendigen Folgen derselben in der Strafe zu dulden hätte, nicht erzogen werden und zum äußern Glück nicht das innere, den Besitz der Freiheit und Selbständigkeit erlangen könnte. Die wahre Liebe muß dafür sorgen, daß der Gefallene mit dem Glück auch die Ehre wieder gewinne, d. h. sie muß zum Weg der Rettung den Weg der Strafe wählen. Ist der Mensch in die Gewalt des Bösen gefallen und ins Elend gerathen, so muß Gott selbst, so müssen die Principien der Position und alle treu gebliebenen Organe ihm nach Verhältniß ihrer Stellung dahin folgen, um ihn aus jener Gewalt wieder zu erlösen, in Bewahrung seiner Freiheit. In der That, Gott selbst und alle seine Bewährten müssen in gewissem Sinne Mensch werden: sie müssen den Weg des Leidens und Kämpfens, auf dem der Mensch allein wieder emporgehen kann, helfend mitgehen. Und Gott mit seinen bewährten Organen — der organisirte Gott — ist diesen Weg mitgegangen! Er hat die Wiedererhebung des gefallenen Menschen, der zerstörten Welt, in der Entstehung und Entwickelung der jetzigen Welt als Helfer begleitet, er begleitet sie noch und wird sie begleiten, bis er sie, die selbständig mitwirkende, in das Leben der Vollkommenheit emporgeführt hat.

Die Erlösung im weitern Sinne vollzieht der Sohn Gottes nicht allein — Gott selbst vollzieht sie durch die Principien der Position und die ihnen dienenden Organe. Besteht nun aber diese Erlösung in der Schöpfung (der jetzigen Welt, also der erneuerten Schöpfung nach dem Fall!), in der Erlösung und in der Heiligung, so leuchtet ein, daß bei der Schöpfung das erste der positiven Principien vorzugsweise thätig sein wird, bei der Erlösung das zweite und bei der Heiligung das dritte. Es gibt eine Erlösung im engern Sinn; und diese Erlösung vollzieht in erster Linie der Sohn, oder Gott selbst durch den Sohn, der die Arbeit selbstwollend auf sich nimmt.

Die Erlösung im engern Sinn ist die allmähliche Erleuchtung des Menschengeistes zur Selbsterkenntniß, zur Erkenntniß seiner Verderbtheit, zu Reue und Leid, zur Wiederanknüpfung mit Gott im Glauben und in der Liebe. Die Erlösung im engern Sinn geschieht durch die Religion — und das zweite göttliche Princip ist in erster Linie das Religion erzeugende. Seine Aufgabe löst es aber ohne jegliches äußere

Wunder, durch das Eingehen in den Geist des Menschen, welches dem intensivern Geist natürlich ist, durch Inspiration! Das Feld, auf welchem dieses Princip im Bunde mit seinen Genossen das Princip des Bösen bekämpft, ist eben der menschliche Geist. Von allen Religionen, die diesen Namen verdienen — von der Wahrheit in den Religionen — ist dieses Princip der Hauptfactor; und darum ist in allen Mythologien ein Gott, in welchem wir ein Symbol von ihm erkennen müssen.

In neuer und eigenthümlicher Weise, zur Begründung einer neuen großen Entwickelungsstufe der Menschheit ist dieses Princip eingegangen in den Geist des Menschen Jesus und hat durch ihn seine letzten und größten Thaten der Erlösung vollbracht. In dem menschlichen Stifter der christlichen Religion hat es Gott — den Einen Herrn aller Dinge — am bestimmtesten geoffenbart; es hat die Menschen Gott als Vater erkennen lassen, hat ihn gezeigt in seiner ganzen väterlichen Güte und Liebe und dadurch die liebende Vereinigung aller gläubigen Kinder mit dem Vater möglich gemacht. — Jesus ist wahrlich nicht beraubt, wenn wir ihn als das in seiner Art einzige Organ des zweiten Princips auffassen, als das Organ, durch welches in der Menschheit der mächtigste religiöse Fortschritt geschehen ist. Sein Lehren, Leiden und Sterben hat seine eigenthümliche Größe eben als das Lehren, Leiden und Sterben eines gotterfüllten Menschen. Und wenn er das, was er war, nur mit dem Princip war, das ihm einwohnte und ihn lenkte, so bleibt ihm in alle Ewigkeit die Ehre, dieses Princips vornehmstes Organ gewesen zu sein.

Der Gottmensch der christlichen Kirche ist der zum Gott erhobene Mensch. Nothwendig hat sich Jesus als einziges Organ des Gottes selber gefühlt und war durchdrungen von der gottähnlichen Würde eines solchen; aber daß er sich für das incarnirte zweite Princip selber gehalten und ausgegeben, das wird aus authentischen Reden nicht nachgewiesen werden können. Von den Gläubigen wurde er aber dazu gemacht: das Organ wurde zum Princip erhöht; das Princip sollte unmittelbar das Organ selber gewesen sein! Warum das? Weil den Gläubigen das zweite Princip nur im Bilde des menschlich-göttlichen Erlösers anschaulich und Gegenstand der Anbetung werden konnte! Wie hätten den in stetem Kampf geistig leidenden, den geistig sich opfernden, die Strafe des Gefallenen helfend mittragenden Gott die Völker, die das Christenthum annehmen sollten, zu erkennen vermocht? Aber den menschgewordenen Gott, den leidenden und sich opfernden Gottmenschen konnten sie sich vorstellen! Er konnte auf den Geist die Wirkungen äußern und zu den Thaten und Schöpfungen begeistern, welche die Geschichte der christlichen Menschheit aufweist. Wäre die damaligen Völker das geistige Princip als solches gelehrt worden, sie hätten nichts

damit anzufangen gewußt, und das Beste wäre der Feind des Guten gewesen. Das mögliche Gute durch das noch nicht mögliche Beste zu stören, ist aber nicht Sache desjenigen, der an oberster Stelle die Geschicke der Menschheit lenkt. Für die Zeit, wo es den auffassenden Kräften entspricht, ist das Gute das Beste und wird ebendarum verwirklicht. Ist aber die Zeit des Besten gekommen, dann ist dieses freilich in jeder Hinsicht das Beste, und das Gute, das es nicht wollte aufkommen lassen, wäre nicht mehr gut, sondern der Feind des Besten und damit Werkzeug des negirenden Princips geworden.

Ich kann nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß in einer Bestimmung der christlichen Kirche beide, der Gott und der Mensch, behauptet sind. Jesus Christus ist danach gewesen wahrer Gott und wahrer Mensch. Der wahre Mensch besteht aber vor allem aus dem menschlichen Geist und der wahre Gott aus dem göttlichen Geist. Wir hätten also in dem Gottmenschen, der wahrer Gott und wahrer Mensch gewesen sein soll, zwei Geister, einen menschlichen und einen göttlichen; und wenn der menschliche Geist unsterblich ist, wie der göttliche, so haben wir in alle Ewigkeit zwei Geister, zwei Wesen.

Die christliche Kirche hat in dem vollendeten Begriff des Erlösers zuerst das göttliche Princip, den Logos, durch welchen die Welt geworden. Dieser Logos ist „Fleisch" geworden; er ist in Menschengestalt erschienen, um als Gottmensch die Thaten der Erlösung zu vollbringen. Der Gottmensch, wie ihn die Kirche sich denkt, ist aber nicht wahrer Gott und wahrer Mensch; denn offenbar denkt sich die Kirche in dem Erlöser, der auf Erden wandelt, nicht zwei Geister, den göttlichen und den menschlichen. Sie erblickt in dem Menschen Jesus nur den göttlichen Geist in menschlicher Leiblichkeit; ihre Meinung ist also, der Gottmensch sei gewesen wahrer Gott in wahrer menschlicher Leiblichkeit. Die bloße Leiblichkeit ist aber nicht der Mensch; also sagt die Kirche zwar, Christus sei gewesen wahrer Gott und wahrer Mensch, meint es aber nicht so. Sie lehrt nicht die Menschwerdung des Logos, sondern nur die Fleischwerdung. Und als Jesus am Kreuze starb, ist nach ihrer Ansicht aus dem menschlichen Leib nicht der menschliche Geist geschieden, sondern der göttliche, der dann die abgelegte Hülle nochmals annehmen und in der verklärten gen Himmel fahren konnte.

In Wahrheit lehrt blos die philosophische Anschauung, daß Jesus Christus gewesen sei wahrer Gott und wahrer Mensch; d. h. daß der Mensch Jesus als geistig regiertes und erleuchtetes Organ des göttlichen Princips — daß der Gott und der Mensch zusammen die Erlösung vollzogen und die christliche Religion gestiftet haben.

V.

Werfen wir, bevor wir weiter gehen, noch einen Blick auf die Wunder, die von dem Gottmenschen erzählt werden.

Die übernatürliche Erzeugung versteht sich bei dem Glauben der Kirche von selbst. Mann und Weib können mittels eines Actes, wodurch die Erbsünde fortgepflanzt wird, nur einen Menschen erzeugen; einen Genius allenfalls, aber einen menschlichen. Der Gottmensch durfte nicht durch einen solchen Act zum irdischen Dasein gelangen. In der übernatürlichen Erzeugung können wir aber einerseits ein Symbol der Erzeugung des göttlichen Princips durch Gott selbst, das Princip der Principien — und auf der andern Seite die wirkliche Menschwerdung dieses Princips, nämlich die Einsenkung und innigste Verbindung des göttlichen Geistes mit dem Menschengeist erblicken. — Die Wunder, die der Heiland während seines Wandels auf Erden verrichtet hat, entsprechen aufs bestimmteste den göttlich-natürlichen Thaten des zweiten göttlichen Princips. Es sind beglückende, segnende, rettende Handlungen. Der Gottmensch bekämpft und besiegt die Dämonen, die Wirkungen des bösen Princips. Er heilt Kranke und ruft Todte ins Leben zurück. Er ersteht nach seinem Leiden und Sterben selber zum Leben und tritt endlich in seine göttliche Herrlichkeit zurück. Wahrlich eine Geschichte, welche die wahre Geschichte des göttlichen Princips sprechend versinnlicht! Denn mit dem Feinde, dem geistigen Verderber, um die Menschenseelen zu kämpfen — sie anzulocken, die empfänglichen zu gewinnen, sie des ewigen Lebens fähig und würdig zu machen, das ist seine große, mit göttlichem Opfermuth übernommene, unendliche Geduld erheischende Aufgabe. Es kommt aber ein Moment, wo diese seine eigenste Aufgabe gelöst ist, wo der Vorkampf an das dritte und letzte göttliche Princip übergeht, und dann kann der Erlöser zurücktreten und tritt wirklich zurück in seine göttliche Herrlichkeit.

Ist der Mensch Jesus das Organ des zweiten Princips, von diesem im tiefsten Sinne befruchtet und gelenkt, und haben die Gläubigen auf der andern Seite in ihrer Mythenbildung eben dieses Princip vor Augen, so ist natürlich, daß in der Geschichte des Gottmenschen Historisches und Wunderbares in eine gewisse Harmonie treten und zu einem Ganzen sich verbinden konnten, das dem Glauben vollkommen genügt. Beide Elemente rein zu scheiden dürfte eine Arbeit sein, die man nie völlig zu Ende bringen wird.

Welchen Schritt vorwärts die Menschheit im Christenthum gethan hat, wie alle Gebiete des Lebens dadurch befruchtet und gefördert worden sind, das liegt der unbefangenen Betrachtung jetzt schon vor, wenn es auch im Zusammenhang und in bestimmtester Unterscheidung erst von der Zukunft aufgezeigt werden kann. Aber alles, was in dieser Rich-

tung geschaffen worden ist, das wäre nicht geschaffen worden ohne den Glauben an den göttlich-menschlichen Erlöser, in welchem die damalige Menschheit allein das göttliche Princip sich aneignen und besitzen konnte; es wäre nicht geschaffen worden ohne den Wunderglauben. Stelle man sich nun vor, wozu diese Anschauung begeistert und die Welt geleitet hat! Stelle man sich die christliche Erziehung der Nationen vor, die Regelung ihres Lebens, den Cultus, die theologischen und theosophischen Lehrgebäude und die erhabenen Schöpfungen der Künste, — dann wird man das rechte Verhältniß zu dem Begriff des Gottmenschen und zu dem Wunderglauben erlangen. Eine heilig schöne Religiosität ist in und mit ihm in den Seelen erstanden — eine Religiosität, welche in ihrer Innigkeit auch denen zum Muster dienen kann, die ihre Voraussetzungen nicht mehr buchstäblich auffassen können. Mit alledem sind die christlichen Nationen die geistigsten der Welt, die Culturnationen vorzugsweise geworden und endlich auf dem Punkt angelangt, auf dem sie in der Erkenntniß Gottes einen Schritt weiter gehen, zur Erkenntniß des Geistes als solchen fortgehen können.

Das Menschenbild des göttlichen Erlösers wird festgehalten werden, solange und soweit das erkannte göttliche Princip nicht an seine Stelle treten kann. Wo dies aber möglich wird, da wird das Symbol vor der Sache selbst, der Mensch vor dem Gott weichen müssen. Man wird die geistig-natürlichen Thaten des Princips erkennen — die Wirkungen desselben im Geiste des Menschen — und die Religiosität wird in dieser Erkenntniß nicht verkümmert und geschwächt, sondern gesteigert und vollendet werden.

Gebe man sich von seiten der Kritik ja nicht der Meinung hin, daß das Bild des göttlichen Erlösers ersetzt und verdrängt werden könnte durch die historische Figur des Menschen Jesus, von welchem man nur allenfalls weiß, daß er einiges gelehrt hat, was der Welt ersprießlich war. Am allerwenigsten könnte diese Figur jenes Bild ersetzen, wenn sie von Gott und den Menschen Dinge gelehrt hätte, die nicht einmal richtig wären! Wenn Gott als Geist und Vater der Menschen, wie ihn Jesus gelehrt, nicht einmal existirte! Wenn die Menschen nichts weniger als Kinder Gottes wären, die ewiges Leben haben sollen, sondern nur eine Art höherer Thiere, die sterbend zu Nichts vergehen müßten! Wäre dieser Pantheismus Wahrheit, dann wäre der christliche Glaube ganz und gar unbegreiflich; er wäre ein Aberglaube der schlimmsten Art, weil er die Menschheit unverantwortlich aufgehalten, von der Erkenntniß der Wahrheit abgehalten hätte. Wie wollte der Kritiker und Pantheist diesen Glauben erklären? Wieso wäre die Menschheit auf ihn gekommen, da es doch viel näher lag und unendlich viel leichter war, zu sagen: der Mensch entsteht, lebt und vergeht sterbend

zu Nichts? Ist das Vergehen zu Nichts Wahrheit, wie konnten es die Menschen solange nicht gemerkt und sich Jahrtausende hindurch mit hohlen religiösen Vorstellungen geäfft haben? Warum sind die Menschen überhaupt auf Religion und religiöse Vorstellungen gekommen, wenn diese alles Sinnes entbehren? Haben sie doch Wesen vor Augen gehabt, welche keine Religion haben und die ihnen in der Reinheit von allen religiösen Vorstellungen zum Muster dienen konnten — die Thiere!

Nichts ist ohnmächtiger, als die Religion, und nun gar die Reihenfolge der einzelnen Religionen, erklären zu wollen, ohne daß man Gott — ich füge hinzu, ohne daß man Götter studirt, welche die obersten Organe des Einen Allherrschenden sind. Religion ist nur, weil Gott ist, Gott mit seinen Organen, deren jedes gleichfalls Gegenstand religiöser Verehrung werden kann und werden muß in den Geistern, in denen es zur Vorherrschaft gelangt ist. Allein die Entwickelung der religiösen Anschauungen in der Menschheit ist eine Entwickelung nach dem Fall, eine Entwickelung auf dem langen Wege des Kampfes und Leidens, des Irrens und des nur allmählichen Emporgehens zu besserer Erkenntniß. Darum eine Geschichte der Religionen, wie sie vorliegt! Darum eine solche Verbindung von Wahrheit und Irrthum, von Glauben und Aberglauben, von heiligen Schöpfungen und Greueln — und ein nur höchst successives Ausscheiden der letztern durch den gerecht unterscheidenden Geist!

Die christliche Religion ist die geistigste; in ihr ist von Gott und den obersten göttlichen Organen das Meiste und Beste erkannt — in ihr hat sich Gott und haben sich seine Organe am reichsten geoffenbart. Aber die christliche Erkenntniß ist weder eine Erkenntniß Gottes und der göttlichen Principien in ihrer geistigen Eigentlichkeit, noch ist sie eine Erkenntniß des ganzen göttlichen Organismus. Zur Erkenntniß des Ganzen hat die christliche Lehre den größten Beitrag geliefert, aber sie gewährt diese Erkenntniß nicht schon selbst; von ihr aus muß daher fortgegangen werden zur Erkenntniß Gottes in seiner Geistigkeit und in seiner vollendeten Organisation. Der christliche Geist muß frei werden gegen sich und seine bisherigen Anschauungen selber, damit aber fähig, sie selber gerecht zu richten und zu ergänzen durch die richtige Auffassung alles dessen, was vom bisherigen christlichen Standpunkt, als einem Parteistandpunkt, immer noch einseitig gesehen und behandelt war.

Der christliche Glaube lehrt selber das göttliche Princip, das die Menschheit auf diesen höhern Standpunkt erheben soll. Denn was kann der heilige Geist, der Geist der Wahrheit und der Gerechtigkeit anders sein als der Führer zur ganzen Erkenntniß — als der Erreger des Willens, Gerechtigkeit zu üben nach allen Seiten? Ist er doch das höhere Dritte, welches die Ausgleichnung der Gegensätze zwischen Natur und unmittelbarem Geist zum eigensten Beruf hat! Der „Geist" vor-

zugsweise, der göttliche Vollender, wird die christliche Menschheit befähigen, das Christenthum selber zu vergleichen mit seinen bisherigen Gegensätzen und seine Wahrheit zu ergänzen durch die erkannte Wahrheit dieser Gegensätze. Er wird (dies muß der Christ selber glauben!) die Christen Gerechtigkeit lehren gegen die Natur, die Sinnlichkeit, die Welt und die nichtchristlichen Religionen. Er wird Urheber werden einer neuen großen Epoche der Menschheit — der Epoche, in welcher die Fähigkeit der Erkenntniß zur Oberherrschaft gelangen und ihre Ergebnisse die Welt regeln werden. Er wird endlich und endlich dem Wunderglauben ein heiliges Ende machen, indem er in die wahren Wunder des göttlich-natürlichen Wirkens von innen nach außen immer tiefere, weihevollere Blicke thun läßt.

VI.

Meine Aufgabe ist erfüllt. Ich habe mich in dem „Streit über das Wunder" auf die Seite derer schlagen müssen, welche einen Vorgang, der die Gesetze der Natur, die Gesetze der Entwickelung überhaupt umginge, für unmöglich erklären. Aber ich habe dargethan, daß die wesentlichsten und heiligsten Wunder der christlichen Lehre symbolische Bedeutung haben; daß in ihnen göttliches Thun und Leiden, welches in seiner geistigen Eigentlichkeit noch nicht erfaßt werden konnte, sinnbildlich zur Anschauung gebracht wurde; daß sie göttliche Wahrheit lehren in einer Form, welche der Bildungsstufe jener frühern Zeiten allein eindringlich werden konnte. Dadurch ist das geglaubte Wunder, die Wundervorstellung, als ein göttliches Erziehungsmittel bewiesen; und es fällt auf die Wundererzählungen selbst wieder ein ehrwürdiges Licht.

Was die christliche Lehre betrifft, so verliert sie durch eine solche Betrachtung nur, was gegenüber der Natur- und Geschichtsforschung doch nicht mehr zu halten wäre, sie gewinnt aber dafür Gott und die obersten göttlichen Organe in der Eigenthümlichkeit und Ganzheit, in welcher sie allein die höchsten Lenker der jetzigen Welt, der Natur und der Geschichte sein können. Sie behält ihren wesentlichsten Gehalt: die Lehre von der Prüfung und dem Fall des Menschen, von einer Krankheit seines innersten Wesens, die einen göttlichen Helfer und Heiland forderte und ihn auch gefunden hat. Die Erlösung durch das zweite Princip in philosophischer Fassung erweist sich als eine um der Freiheit und höchsten Ehre des Geschöpfs willen unumgängliche, also in ihrer Nothwendigkeit einleuchtende; und das dürfte nicht der geringste Vorzug dieser Fassung sein.

Man sollte meinen, Theologen, die gegenüber der Natur- und Geschichtsforschung unserer Tage den wesentlichsten Gehalt der christlichen Lehre bewahrt sehen wollen, müßten es unserer Betrachtung

Dank wissen, daß sie ihn festhält nicht im Widerspruch, sondern in Uebereinstimmung mit den Thatsachen der Natur und der Geschichte, ja in Erklärung derselben mittels einer Gotteslehre, in welcher die christliche enthalten ist!

Es gibt nichts Heiligeres als die Wahrheit, nichts Edleres als die rücksichtslose Darlegung der erkannten Wahrheit. Auf der andern Seite ist aber nichts verhängnißvoller, als eine früher festgesetzte Weise der Anschauung für alle Zeiten conserviren zu wollen. Derjenige, der es thut, macht sich damit zum Feind der höhern Weise; und während er fromm zu sein glaubt, ist er nur der Advocat einer Partei, deren relativen Werth zum absoluten hinauf zu schrauben sein unrechtmäßiges Bestreben bildet.

Was die Gegner der specifisch-christlichen Lehre betrifft, so gewinnen sie durch unsere ergänzende Auffassung derselben zu den Thatsachen der Natur und der Geschichte, die sie ungekränkt festhalten wollen, die Ursachen.

Man kann heutzutage von Empirikern, besonders von Naturforschern, behaupten hören, daß der Mensch über die Ursachen der Dinge nichts wissen könne und darum auch nichts solle aussagen wollen. Allein die Naturforschung selber kann es nicht lassen, über die letzten Gründe der Welt nachzudenken und darüber eine Meinung zu gewinnen. Die Materialisten, von der Naturforschung ausgehend und auf sie gestützt, negiren Gott, negiren den selbständigen Geist, und leiten alles, was ist, auch den Menschengeist, aus bewußt- und selbstlosen, materiellen Atomen ab, was aber höchstens in Bezug auf ihren eigenen Geist einiges für sich haben möchte. Andere, um den Emporgang, der von den äußerlichsten Einzelbildungen der Natur bis zur Bildung des Menschen, des innerlichsten Wesens, offenbar stattgefunden hat, zu erklären, denken sich „etwas Göttliches" als mitwirkend, da sie einsehen oder fühlen, daß das mehr und mehr in den Gebilden auftretende Geistige doch wo herkommen müsse. Wenn man aber den ganzen Complex von Wirkungen überschaut und nicht nur die Natur, sondern auch die Geschichte im Auge behält, wenn man in beiden nicht nur die Acte der Production, sondern auch die Acte der Zerstörung, nicht nur die Manifestationen des Guten, sondern auch des Bösen, wenn man die Einheit im Ganzen, die Dreiheit der Entwickelungsstufen, die Vielheit der Einzelgebilde und den Kampf des Guten und des Bösen in der Welt erklären will, dann wird man sich überzeugen, daß dieser Complex von Wirkungen nicht erklärt ist, wenn man ihn ableitet aus „etwas Göttlichem", worüber man selber keine weitere Auskunft zu geben vermag. Man wird erkennen, daß diesem Complex von Wirkungen ein vollkommen zureichender Complex von Ursachen entsprechen muß, daß die Natur und die Geschichte, wie wir sie finden, nicht so werden und sein konnten und können, ohne die Action des organisirten Gottes — des Einen

Gottes mit der Stufenleiter von Organen, deren jedes seine besondere Aufgabe hat und löst.

Der empirische Forscher, der sich zu sagen getrieben fühlt, daß man über die ewigen Ursachen der Dinge nichts wissen könne, vergißt des großen Gesetzes der Arbeitstheilung, woran ihn doch ein Blick auf die Geschichte der Menschheit erinnern könnte. Er schließt: „Weil ich nichts über diese Ursachen zu sagen wüßte, deshalb weiß niemand etwas darüber zu sagen!“ Nach dem Gesetz der Arbeitstheilung sollte er aber vielmehr schließen: „Weil ich darüber nichts weiß, deshalb werden und müssen andere etwas darüber wissen!“ Denn die Menschen sind offenbar bestimmt und darum auch begabt, sich wechselseitig zu ergänzen, und mit vereinten Kräften auch die großen Aufgaben der Wissenschaft zu lösen! „In Bezug nun auf die Erkenntniß Gottes und des Geistes“ (mag er dann fortfahren) „werde ich wol etwas profitiren können von denen, die sich der Erforschung dieser Gegenstände aus innerm Drange gewidmet haben: von den Theologen und den Philosophen! Allerdings sind für mich die constatirten Thatsachen das Unumstößliche, und ich werde gegen die Ursachen protestiren, aus denen sich diese Thatsachen nicht zwanglos ableiten lassen. Aber ebendeswegen will ich die Darstellung der Ursachen studiren; und wenn ich finde, daß diese den Thatsachen wirklich entsprechen, so will ich sie von ihnen aus verlangen und bestätigen.“

Das wäre das correcte Verhalten der Natur- und Geschichtsforscher gegenüber dem Problem der Ursachen! Und zu diesem Verhalten, wenn der erste Rausch des Sieges über die Philosophie in der Gunst des Publikums verflogen ist, werden die Empiriker auch wirklich fortgehen. Sie werden sich erinnern, daß es eine Wissenschaft des Geistes gibt, die nothwendig zur Erkenntniß des göttlichen Geistes führen muß; und sie werden die Forscher auf dieser Seite nicht nur etwas lehren, sondern von ihnen auch etwas lernen wollen.

Nach meiner tiefsten Ueberzeugung werden die beiden geistigen Mächte, die sich jetzt noch unvereinbar gegenüberstehen — die christliche Theologie und die empirische Natur- und Geschichtsforschung — im Lauf der Zeit, unter der Leitung der Philosophie, sich nicht nur als vereinbar erkennen, sondern auch in der That sich verbinden zu immer tieferer und reicherer Durchbildung der allumfassenden Wissenschaft. Je genauer und allseitiger Natur- und Geschichtsforschung die gewirkten Dinge vorlegen, desto mehr wird man eben von ihnen aus, zu ihrer Erklärung, die ewigen Ursachen fordern, deren Lehre den wesentlichen Gehalt der christlichen Religion bildet.

Neue Wanderungen eines Juristen in der Schweiz.

Von

Eduard Osenbrüggen.

III.

Ein Berg Graubündtens, der schon jetzt wegen der weiten schönen Rundschau berühmt ist und ohne Zweifel in der Reisewelt eine bedeutende Zukunft hat, ist das Stätzerhorn (7930 Fuß), das von Churwalden oder von Parpan erstiegen werden kann. Gewöhnlich wird der letztere Weg gewählt, denn das Stätzerhorn liegt nur reichlich 3000 Fuß höher als Parpan und dieser Ort ist auf der großen zum Julier führenden Straße sehr bequem zu erreichen. Als ich im September v. J. mein Absehen auf jenes Höhenziel gerichtet hatte und von Chur nach Churwalden gewandert war, machte ich die unliebsame Entdeckung, daß der Regentag von Chur in der höhern Region schon ein Schneetag gewesen war und das Stätzerhorn bis nach unten mit einer weißen Decke behangen hatte. Es war nun zwar mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser frühzeitige Schnee wieder verschwinden werde und daß gerade nach dem Schneefall auf heiteres Wetter zu rechnen sei, aber mein hochstrebender Sinn war vorläufig herabgestimmt und in Demuth blieb ich in Churwalden, wo ich manches Interessante zu finden hoffte. Darin wurde ich auch gar nicht getäuscht, sondern der mehrtägige Aufenthalt war in mehrfacher Beziehung genußreich. Freundliche Menschen wetteiferten, mir die Zeit sehr angenehm zu verkürzen und meine Kreuz- und Querfragen zu meiner Belehrung zu beantworten. Der liebenswürdige Kreisgerichtspräsident, aus dessen Hause mir die blauen Vergißmeinnichtaugen des blonden Knaben eine liebliche Erinnerung sind, gab mir auf eine meiner Fragen eine Antwort, die mich sehr überraschen mußte. Ich erkundigte mich nach bemerkenswerthen Criminalfällen aus neuester Zeit, erhielt aber die Auskunft, daß ein solcher nicht existire, daß sogar im letzten Jahre im Kreise Churwalden weder ein Criminal-, noch Polizei-, noch auch Civilfall zur gerichtlichen Behandlung gekommen sei. Mir war diese Antwort wichtiger als der Nachweis einer Mordgeschichte, da die übrige Schweiz dergleichen zur Genüge producirt, ein Landstrich aber, der nach der neuesten Volkszählung gegen 1400 Einwohner umfaßt, in welchem die Göttin Justitia ein ganzes Jahr Ferien hat, war mir noch nicht vorgekommen. Daß kein Civilfall zu einem Proceß geführt hatte, weist wol auf wirksame Vermittelung des Friedensrichters hin, daß aber nicht einmal ein Polizeifall zu behandeln war, spricht für die Tugend und die Friedfertigkeit der Churwaldner und auch ihrer Nachbarn, mit denen sie doch früher

oft in Conflict gerathen sind. Ein solcher Streit ist in eine schöne Sage geformt. Auf der Alp Stätz, die nach Churwalden gehört, weideten fünf Männer und Knaben in einem Sommer ihre Heerde. Da kamen Nachbarsennen von Obervatz, fingen Streit an mit den Churwaldnern und erschlugen alle bis auf den Kuhhirten. Diesem gelang es zu entfliehen; er eilte mit seinem Alphorn auf einen Vorsprung des Berges und blies aus Leibeskräften, um dem Thale kundzugeben von der Unthat und seiner Noth. Seine Braut war gerade am Brunnen in Churwalden beschäftigt, horchte auf die langgezogenen Töne, erkannte, von wem sie kamen, denn so wie Thoma wußte keiner zu blasen, und sie verstand auch die Bedeutung der ungewöhnlichen Laute. Daher eilte sie mit einigen Männern auf die Alp, von wo das Blasen noch fortgesetzt wurde, dann aber plötzlich verstummte. Als die Eilenden oben ankamen, fanden sie den Thoma auf dem Rasen liegen; er hielt sein Alphorn noch in der Hand, hatte sich aber todtgeblasen. Die erbitterten Churwaldner folgten den Feinden nach, erschlugen alle und nahmen das geraubte Vieh an sich.

Die Churwaldner leben jetzt mit ihren Nachbarn und unter sich in gutem Frieden, und zur Erhaltung des Friedens der Ortsgenossen trägt die Absonderung der Häuser voneinander nicht wenig bei. Die Gemeinde Churwalden hat nach der neuesten Volkszählung 139 Wohnhäuser und 140 Haushaltungen, sodaß also nur in einem einzigen Hause sich zwei Haushaltungen befinden, und die Wohnhäuser liegen so, wie Tacitus die Sitte des Wohnens der Germanen beschreibt. Die Wohnsitze sind zerstreut über die Flur und auf den Bergen, und auch da, wo sich die größere Zahl derselben an die Kirche anreiht, bilden sie keinen Complex, sondern zu beiden Seiten der Straße ziehen sie sich wie isolirte Höfe auf eine halbe Stunde entlang. Auf diese Weise ist jedes Heimwesen in einer Unabhängigkeit erhalten, die bei einem nähern räumlichen Zusammenstoß in Gefahr käme. Die Dachtraufe erregt keinen Streit, niemand verbaut dem Nachbar das Tageslicht und es mag einer Fenster anlegen so viele er will, ohne in den Verdacht des Spionirens auf fremde Hausangelegenheiten zu kommen.

Der Ort Churwalden ist nach dem Kloster entstanden, dessen Ursprung in eine ferne Zeit, in das 12. Jahrhundert gesetzt wird. Ein rhätischer Edelmann, Rudolf von Rothen-Brunnen, der ein Kriegsmann gewesen war und viele Sünden begangen hatte, entschloß sich, durch einen Traum daran gemahnt, in diese Gegend zu gehen, die damals noch eine Wildniß war, in welcher sich Räuber aufhielten, welche den Reisenden auflauerten und sie ermordeten. Er wollte den Wandersleuten in ihren Gefahren und Nöthen beistehen, und als er dieses ausführte, zugleich auch seinem Leibe viele Marter anthat, kam er in den

Ruf der Heiligkeit und veranlaßte die Stiftung des Klosters. Im historischen Lichte erscheint das Kloster aber viel mehr als eine Familienstiftung der benachbarten mächtigen Freiherren von Vatz, und ein Hauptstück der Klostergeschichte setzt den berühmtesten und letzten dieses Dynastengeschlechts, Donat von Vatz (der etwa 1333 gestorben ist), in eine eigenthümliche Verbindung mit dem Kloster. Es bestand damals neben dem Mönchskloster dort auch ein Nonnenkloster und nach der Sage verband ein unterirdischer Gang die beiden Klöster, wie dies von unzähligen Nachbarschaften der Art erzählt wird. Als nun einst spät in der Nacht der Freiherr Donat mit seinem Gefolge von Chur kommend auf das Kloster zuritt, hörte er vom Nonnenkloster her ein großes Gelächter. Um zu erfahren, „was diese Leute für ein Freudenspiel möchten angestellt haben", ließ er einen seiner Diener eine Leiter aus dem Klosterstall holen und von der angesetzten Leiter in die Klosterfenster schauen. Der Diener, erschrocken über das, was er gesehen, wollte es seinem Herrn nicht erzählen, sondern bat ihn, selbst hineinzuschauen. Da sah der Freiherr, wie die Mönche und Nonnen an einem sehr lasciven Spiel, der „faulen Brücke", sich ergötzten. Darob ergrimmte er, ließ die Thüren sperren und das Nonnenkloster in Brand stecken, „daß diese elende Leut sämmtlich in ihren Sünden vertilget worden". Als Thatsache melden die Zerstörung des Nonnenklosters durch Donat von Vatz auch die alten Historiker Campell und Sprecher. Der erstere († 1582) meldet, daß die Wände von der Katastrophe Zeugniß gäben und daß das Mönchskloster, nach Bestrafung seiner frühern Bewohner durch Donat, mit Prämonstratensern neu besetzt worden sei. Daß das Nonnenkloster einst nahe bei dem Mönchskloster gestanden hat, läßt sich noch jetzt nachweisen, aber es ragen keine Mauern mehr aus dem Boden hervor, da man das Material im Jahre 1838 zum Bau eines Schulhauses benutzte.

Einem Biographen Donat von Vatz' würde es keine leichte Aufgabe sein, Wahrheit und Dichtung zu scheiden. Daß er ein gewaltiger Kriegsmann war, ist ebenso gewiß als daß er gegen Oesterreich auf Seite der Waldstätte stand und daher mit dem Bischof von Chur in offenen Krieg kam und den bischöflichen Heerhaufen schlug. Daher sind die Nachrichten über seine Grausamkeiten, soweit sie von der federfertigen Geistlichkeit kommen, sehr verdächtig. Als er gestorben war, wurde er eine mythische Person. Sein Leichnam, heißt es, wollte nicht im Grabe bleiben; da beschloß man, einen neuen Wagen zu machen, den Sarg daraufzustellen und zwei junge Rinder, die noch nie ein Joch auf dem Halse gehabt, davorzuspannen und sie ungetrieben gehen zu lassen, wohin sie wollten. Die Thiere gingen schnurstracks, ohne einmal anzuhalten, von Obervatz nach Churwalden, wo sie stillstanden, als sie

mit den Hörnern an die Kirchenthür stießen, und da wurde nun der Leichnam beigesetzt. Noch in einem ganz neuen „rothen" Buche wird die Mythe über Donat von Vatz fortgeführt, indem es dort heißt, in der großen Ruine des Klosters Churwalden liege der berühmte Ritter in voller Rüstung begraben. Wer dieser Notiz folgend das Grabmal in Augenschein nehmen will, wird aber nichts finden. Möglich ist es, daß der Ritter als der letzte Mann seines Stammes mit Helm und Schild, der Sitte gemäß, dort begraben wurde, und vielleicht ließe sich, wenn man den Fußboden aufbrechen wollte, das Grab finden, aber die Entdeckung soll erst gemacht oder versucht werden.

Unmittelbar an der Kirche befindet sich noch ein bedeutendes Stück der Ruine des ehemaligen Mönchsklosters, das im veltliner Religionskriege zerstört sein soll. Unversehrt blieb aber die Wohnung des Abts, ein viereckiger Thurm mit klafterdicken Mauern, der noch manchem Jahrhundert trotzen kann und wol nicht gegen Wind und Wetter so kolossal gebaut ist, sondern auf eine Zeit zurückweist, wo Kirchen- und Klosterfrieden nicht genügend gegen die Feinde schützten und in welcher auch die geistlichen Herren an den Kämpfen der Weltkinder sehr lebhaft sich betheiligten. Die Wohnung des Abts ist hoch oben im Thurm, und man kann dem Prälaten nicht vorwerfen, daß er über die bescheidensten Ansprüche des Comforts hinausging. Die Aussicht zwar ist herrlich, aber einsam und verlassen mußte der hochwürdige Herr sich dort fühlen, wie ein Schiffbrüchiger auf einer unbewohnten Insel, als die Reformation seinen Convent so weit reducirt hatte, daß er allein das ganze Kloster repräsentirte. So war es, nach Campell's Meldung, schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ein Engadiner, Nicolin Jenatsch, vordem Kriegsmann in fremden Diensten, hatte damals die Abtswürde, aber es fehlten die Mönche. Jetzt hat der katholische Pfarrer die Abtswohnung inne und die Kirche wird in gutem Frieden von beiden Confessionen benutzt.

Auf dem Platze vor dem Kloster wurden und werden auch jetzt noch von dem versammelten Volke am „B'satzigstage" die Wahlen der Beamten vorgenommen. Früher zog dann die junge Welt mit Musik auf den Tanzplatz, jetzt wird im Wirthshause getanzt.

Wenn man die Jagd nach Aemtern in andern Staaten sieht, so muß es sonderbar erscheinen, daß in Churwalden der Weibel von einem Fenster des Klosterthurms herabrief: „Wer Aemter will, soll sich melden!" Nur das Bewußtsein der Bürgerpflicht, aber auch der Ehrgeiz kann dort einen Mann bestimmen, ein öffentliches Amt zu wünschen, denn einträglich ist es durchaus nicht. Man erzählt, daß einmal ein Fremder, der den Landammann von Schanfigg zu sprechen wünschte, Ohrenzeuge einer ihm peinlichen Scene wurde, als er in das Haus eintrat,

indem ein Weib mit Zungenfertigkeit und Vehemenz alle möglichen Schimpfreden über den hohen Präsidenten des Hochgerichts ausgoß, und als gleich darauf in der Unterhaltung der beiden Herren der Fremde seine Verwunderung darüber aussprach, daß der Landammann das lästige Amt, welches ihn solchen Kränkungen aussetze, nicht abwerfe, der Beamte erwiderte: „Es ist nur um das bischen Ehr'!“ Ueber das Thema von den Aemtern in den schweizerischen Republiken ließe sich ein Buch schreiben, das neben spaßhaften Erscheinungen auch viele Züge großer republikanischer Opferbereitwilligkeit enthalten würde, und jede meiner Wanderungen bringt mir ungesuchtes Material für dieses Thema. Aber unübertroffen ist ein Vorfall, der im November v. J. sich in dem der Grenze einer Staatscaricatur zueilenden Halbcanton Basel-Land ereignete. Der Regierungspräsident B. in Liestal, Hauptort von Basel-Land, meldete sich in der Stadt Basel zu der Stelle eines Gerichtsweibels und mußte sich mit den übrigen Candidaten zu einem Examen stellen, ging aber, wie schon früher einmal, leer aus.

Der Thalgrund, in welchem Churwalden liegt, trägt nicht den Charakter eines idyllischen Hirtenthals, sondern hat größere Dimensionen und steht in regelmäßiger Verbindung mit der Außenwelt. In kräftiger Weise ist die Landschaft belebt durch einen Bergstrom, den der Name kennzeichnet, die Rabiusa, welche durch wilde Tobel vom Faulenberg herabkommt. Den Gegensatz zur hohen Bergregion an beiden Seiten bilden die grünen Terrassen des Churwaldnerbergs an der Ostseite, welche den Weideschatz der Churwaldner ausmachen. Die mittelhohe Lage (3730 Fuß) Churwaldens verkündet die erfrischende Alpenluft, welche bei dem immer mehr sich steigernden Zeitbedürfniß der Luftveränderung so gesucht ist, und es steht daher auch der Bau eines größern Curhauses auf einer der Terrassen oberhalb Churwaldens in Aussicht. Es fehlt bekanntlich gar nicht an solchen Curorten in der Schweiz, aber die steigende Frequenz der den Lebensbalsam der Alpenluft Suchenden, die alljährlich aus allen Weltgegenden herbeiströmen, zeigt, daß solcher Orte noch nicht zu viele sind, und ich möchte einem Etablissement der Art in Churwalden aus verschiedenen Gründen eine Zukunft prophezeien. Es läßt sich der Vorzug dieser Localität am besten mit Naturfrische bezeichnen, und es gewährt einen besondern Reiz, daß man so rasch — in no time, wie die Engländer sagen — diese Naturfrische erlangen kann. Nach Chur führt die Eisenbahn und von da ist Churwalden mit der bequemen Post, die im Sommer zweimal täglich über den Julier fährt, in zwei Stunden zu erreichen. Der Mensch lebt zwar nicht von der Luft allein, und gerade die kräftige Alpenluft wirkt sehr stimulirend auf einen gewissen Begehrungstrieb, aber Churwalden ist eben reich an den Dingen, welche die bündtner Chronisten mit Behagen als „gute

Schnabelweid" zu bezeichnen lieben, und dazu gehören besonders die schönsten Forellen aus dem Landbach.

Ein lohnendes Ziel einer gar nicht mühsamen Excursion von einigen Stunden ist das Plateau oberhalb der grasreichen Terrassen, auf welchem einst ein Dorf stand. Man gewinnt nicht blos eine freie Aussicht auf das Thal, in welchem Churwalden an der Landstraße sich hinzieht, sondern über Malix und Chur sieht man den Kalanda vom Scheitel bis zum Fuße, wo Haldenstein liegt, und in das Rheinthal hinein; auf der andern Seite schweift der Blick bis zur Lenzer Heide und man genießt eine Umschau in eine Berggegend mit bewaldeten Abhängen, verschiedenfarbigen Felswänden und blendendweißen Schneespitzen. Grüne Matten ziehen sich über den Boden, auf welchem einst das Dorf stand, wie grüner Rasen manch vergessenes Grab bedeckt; nur der Name des Dorfes ist erhalten, aber auch dieser nur in der wahrscheinlich corrumpirten Form Cappeders. Nach einer Urkunde existirte es noch im 16. Jahrhundert und es wird behauptet, daß es ein Kirchdorf gewesen sei, aber wie und warum es verschwunden ist, darüber weiß man nichts Gewisses. Durch eine Rüffi (Rüfe) ist es wol nicht verschüttet worden. Ist einmal ein großes Sterben gekommen und keiner der Bewohner von Cappeders übriggeblieben? Die Geschichte Graubündtens meldet von solchen Tragödien. Im Domlegsch ist in der Pest von 1629 und 1630 ein Dörfchen Schall ausgestorben und der Boden, auf dem es stand, ist längst in schöne Maiensässe verwandelt. Oder lockte der Thalgrund von Churwalden die Bewohner jenes Hochdorfes? Die Wintereinsamkeit mag ihnen zu Zeiten sehr fühlbar geworden sein.

Auf dem Rückwege von Cappeders kamen wir in die Nähe der Mittagsfluh, einer großen Felswand. Es ist das ein Name, der auch sonst vorkommt, weil er die Bedeutung genau angibt, welche manche Fluhen für den Berg- und Thalbewohner haben. Diese wissen, daß die bedeutsame Zeit des Mittags gekommen ist, wenn die Sonne gewisse Höhenpunkte bescheint, und daraus entstanden die Namen Mittagsfluh, Mittagshorn, Piz da mezdi, Furcula del mezdi. Aber auch andere Tageszeiten werden an diesen Gebirgssonnenuhren erkannt, die seit Jahrtausenden unverändert in einer Höhe bis auf 10000 Fuß stehen. Der majestätische Piz Beverin ist den Bewohnern des Schamserthals Wetterprophet und Sonnenuhr zugleich und in Alveneu wie in Soglio benennt man die Berggipfel nach den Stunden, in welchen die Sonne im Winter an ihnen vorübergeht, Piz dellas diesch oder Piz delle dieci, Zehnuhrhorn, Piz dellas indisch, Elfuhrhorn &c. Es gibt Thalgegenden, in welche eine lange Zeit des Winters kein erwärmender Sonnenstrahl kommt, z. B. Bondo im Bergell entbehrt die Sonne von Mitte Novembers bis Mitte Februars. Da mag es denn ein Silberblick des

Lebens sein, wenn die Sonne hoch oben einen schneeweißen Piz berührt, den nie ein Menschenfuß betreten hat.

Auf der großen Straße, die zum Julier aufwärts führt, erreicht man von Churwalden in einer halben Stunde das Dorf Parpan. Daß man auf dem bequemen Wege unvermerkt in eine bedeutend höhere Region gekommen ist, erkennt man aus der veränderten Vegetation. In Churwalden sieht man noch eine dreihundertjährige Linde und eine große Esche, einige Eichen gedeihen dort und einzelne Kirschbäume bemühen sich, im September kleine schmackhafte Kirschen zu bringen, was freilich im vorigen Jahre wegen früher Kälte nicht gelang; in Parpan haben die Obstbäume aufgehört, von Kornfeldern ist keine Spur mehr, außer den treuen Tannen finden sich nur Alpenerlen und kleines Weidengebüsch und einträglich sind nur die grasreichen Bergabhänge. Ein rothes Buch nennt zwar Parpan ein freundliches Alpendorf; auf mich machte der menschenarme Ort einen öden frostigen Eindruck und ich verweilte dort nicht länger als nöthig war, um ein historisch-denkwürdiges Haus, das Stammhaus der Familie Buol, in Augenschein zu nehmen. Der Rittersaal mit dem schön gearbeiteten Familienwappen an der Decke, die Ahnenbilder und manches Stück alter Herrlichkeit sind noch sehr sehenswerth, aber so wie die Sonnenuhr am Hause verbleicht und die Sonne sich nicht mehr an ihr zurechtfinden kann, so ist die Zeit derjenigen Linie des Geschlechts, die hier verblieb, abgelaufen. Im Jahre 1862 starb der letzte männliche Sproß dieser Linie, der Oberst und Bundeslandammann Georg Buol. Er war den alten Rittergestalten des Geschlechts nicht unähnlich, denn noch als sechsundsiebzigjähriger Mann bestieg er am Tage vor seinem Tode das Stätzerhorn und achtete in seinem Alter auch größere Touren der Art nur als Spaziergänge zur nothwendigen täglichen Motion.

Unverhofft stieß ich auf dem Heimwege in der Nähe Churwaldens auf einen Gegenstand, der für mich ein großes rechtshistorisches Interesse haben mußte. Der frühe Schnee hatte eine große Schafheerde von den Bergen herabgetrieben und Männer und Frauen waren eifrig beschäftigt, den Schafen die Köpfe zu besehen und an den Ohren die Merkzeichen ihres Eigenthums zu finden. Das am Ohr eines Schafes eingebrannte oder eingeschnittene Zeichen ist kein anderes als die Hausmarke, die mit Haus und Hof vom Vater auf den Sohn übergeht und als repräsentatives Zeichen Eigenthumsobjecte, namentlich Hausvieh und im Walde gehauene Bäume, kenntlich macht, aber auch andern Zwecken dient. Nach dem Landbuch des Hofgerichts Klosters soll, wenn ein Mann mehr denn Einen Sohn hinterläßt, der jüngste Sohn des Vaters „Zeichen führen und haben, es sei am Vieh Brennzeichen oder auch Siegel und Pettschier; so er aber nur Töchter hinter ihm verließe,

sollen sie sich sonst des Zeichens halber vergleichen". Aehnliches bestimmt das Landrecht von Frutigen im Canton Bern: der jüngste Sohn möge vor allen andern Miterben nach Abgang des Vaters in der Theilung vorausnehmen des Vaters Brand und Zeichen und die beste Kühetrinklen (Schelle). Hat in Graubündten ein Sohn mit dem väterlichen Haus und Hof die Hausmarke geerbt, so ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Bruder das meistens nur aus geraden Strichen bestehende Zeichen etwa durch einen hinzugefügten Strich verändert oder sonst etwas modificirt.

Wie in Churwalden die Schafheerde, welche ich antraf, einem gemeinen Hirten anvertraut gewesen war, der sie auf den freien Bergen geweidet hatte, und nun nach Beendigung der Sommerzeit jeder Eigenthümer seine Schafe an den Merkzeichen recognoscirte, so haben wir überhaupt an Almendverhältnisse und Gemeinweiden zu denken, wo in den Rechtsquellen Aehnliches geschildert wird. Sehr genau ist das Landrecht in dem berner Gebiet, indem es vorschreibt, die Weibel sollen die Schafe, welche von unterschiedlichen Bergen kommen, an einem besondern Ort zusammenstellen und wenn dann Landleute kommen und sie für die ihrigen vermöge Zeichens und Brands erkennen, mögen sie dieselben zu Handen nehmen. Die übrigen nicht von ihren Eigenthümern abgeholten Schafe soll der Weibel scheren und die Wolle sammt des Schafes Zeichen an einen besondern Ort thun, und wenn dann binnen einer bestimmten Zeit sich niemand meldet, so mag der Weibel die Wolle für sich behalten.

Die Schafheerde zieht als ein Ganzes, vom Hirten und seinem gestrengen Polizeidiener zusammengehalten, von Berg zu Berg, aber die Individualisirung durch das Merkzeichen am Ohr weist jedes Stück der Heerde zurück in eine andere und zwar rechtliche Zusammengehörigkeit, in die Verbindung mit Haus und Hof im Dorfe. Um diese zu erhalten und außer Zweifel zu stellen, ist das einfache Sinnbild gewählt, welches überhaupt, wo es nothtut, die Zusammengehörigkeit der Eigenthumsobjecte, vom Hause an bis zu den beweglichen Stücken, unter der Herrschaft des Hausherrn sicher anzeigt. Dem Bedürfniß entspricht ein einfaches Mittel und darum hat sich dieses, wo die Verhältnisse dieselben waren, durch Jahrhunderte und in den verschiedensten Gegenden erhalten. Es lag sehr nahe, dasselbe Mittel anzuwenden, wenn jemand im Gemeinwalde einen Baum gefällt hatte. Die Handlung des Abhauens ist Besitzergreifung, will er aber das Holz vorläufig im Walde liegen lassen, so setzt er sein Zeichen darauf und bringt es dadurch unter die zu seinem Haus und Hof gehörigen Vermögensobjecte Solche Holzzeichen werden zwar in der Schweiz auch da gebraucht, wo

die Hausmarken nicht mehr in Uebung sind; aber wie sie dieselben einfachen Formen haben, so sind sie auch wol darauf zurückzuführen.

Nicht minder interessant ist die Anwendung der Hausmarken in Schuldverhältnissen. Für Graubündten gibt dazu einen Beleg das schon genannte Landbuch von Klosters. In der Beschreibung des bei der Einziehung von Geldschulden zu beobachtenden Verfahrens heißt es: „So aber einer, der einziehen will, niemand bei seines Schuldners Haus oder da er seßhaft wäre, funde, so soll er sein eigen gewohnliches Hauszeichen mit Kreiden oder was einer hat an seines Schuldners Hausthür machen bei gutem lautern Tag.“ In Wallis, wo noch Kerbhölzer sehr gewöhnlich statt der Schuldverschreibungen dienen, steht des Schuldners Hausmarke auf dem Kerbholz. Einer meiner Freunde sah in einem dortigen Pfarrhause eine Anzahl solcher Hölzer in der Reihe an der Wand der Wohnstube hängen und der Pfarrer erklärte ihm dies mit den Worten: „Das sind meine Kapitalbriefe!“

IV.

Unter freundlichem Geleit wanderte ich wieder von Churwalden auf Chur zu. Als wir die Brücke überschritten hatten, welche zwischen Churwalden und Malix die Rabiusa bespannt und ich zurückschaute, um mir den Charakter der Gegend fest einzuprägen, da beeilte sich noch die Sonne vor ihrem Verschwinden hinter den Bergen mir ein herrliches Landschaftsbild zu bereiten. An den Bergabhängen war die ernste Walddecke der Fichten durch das zarte Grün der schlanken Lärchen contrastirt; die von der Rabiusa durchzogene Schlucht lag geheimnißvoll zur Linken; von Churwalden war der alte Kloster- und Kirchenbau allein noch sichtbar und nahm sich mehr imposant als schön aus, aber ich weiß nicht, ob seine gothische Formen hier am Platze wären, der massive Klosterthurm versinnlicht jedenfalls die ganze Wildheit der Gegend und der Zeit, als hier Menschen zum Wohnen sich niederließen. Dem Bilde, auf das ich zurückschaute, fehlte nur Eins, aber das Schönste, der Hintergrund der majestätischen befirnten Pyramiden, welche ein Nebelschleier unsichtbar machte. Aber siehe da, der Schleier setzte sich langsam in Bewegung; zuerst trat zur Rechten das Lenzerhorn klar hervor, dann die Silberspitze des Weißhorns, und allmählich enthüllte sich auch das breitere Rothhorn, dem sicherlich einst von der goldenen Abendsonne Glanz und Namen als Pathengeschenk verliehen wurde. Die Farbenscala vom Silberweiß, Goldroth und Purpur in einem so geschlossenen Bilde würde übertrieben erscheinen, wenn ein Maler es wagen wollte, sie auf die Leinwand zu bringen, aber der große Maler, der seine Schöpfung immer von neuem schmückt und verjüngt, hat keinen Kunstkritiker zu fürchten. Wie die Dichter von einem Goldenen Zeitalter

singen, so meldet die Sage von einer aus dem Felsen springenden Quelle am Rothhorn, aus welcher einst reines Gold geflossen sei. An jedem Morgen und Abend wurde eine Maßkanne untergesetzt und der enorme Gewinn in Fässer gethan, die dann gefüllt nach Plurs geführt wurden. Da wurde aber die schwelgerische Stadt Plurs vom einstürzenden Contoberge begraben (1618) und von Stund an stockte auch die Goldquelle am Rothhorn. Vergebens hat man sie wiederaufzufinden gesucht, aber ein Stück des Goldenen Zeitalters kehrt dem Wanderer wieder, dem es vergönnt ist, einen Sonnenuntergang zu schauen, wie er sich mir hier darbot, und das Gold des Rothhorns wird immer von neuem eine Wahrheit. Meinen Begleitern war das Zauberbild nicht so neu wie mir, aber sie freuten sich meines Entzückens und meiner Andacht, in der ich weilte, bis der letzte Purpurschein am Rothhorn verblichen war. Ich begriff da vollkommen, daß vor kurzem ein Engadiner, der nach langjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte und auf dem Julier die große Bergwelt im Abendsonnenschein wieder erblickte, mit Thränen in die Worte ausbrach: „O cara patria mia!"

Rechts vom Wege vor Malix auf einem Bühel, der sich zum Bett der Rabiusa herabsenkt, stehen die bedeutenden Trümmer der Burg Straßberg, welche einst in bequemer Weise die von alters her besuchte Straße beherrschte. Das Geschlecht der Edeln von Straßberg ist früher verschwunden, die Burg wurde im Schwabenkriege zerstört. Als wir noch über die etwas dunkle Geschichte des Geschlechts uns unterhielten, rief einer meiner Begleiter mir lachend zu: „Da sehen Sie die Herren von Straßberg!" Es waren zwei Buben, welche mit einer kleinen Ziegenheerde uns entgegenkamen, die Nachkommen von Heimatlosen, denen man es gestattet hatte, sich in den Trümmern der am Fuße des Hügels gelegenen Nebengebäude der Burg ein Obdach einzurichten, denn so genügsamen Ansprüchen an eine Heimat durfte man die Gewährung nicht versagen. Die Buben waren in der heitersten Laune und werden sich nach dem frugalsten Abendbrot in ihrer Nachtruhe nicht stören lassen durch das unheimliche hohle Geschrei ihres Nachbarn, des Uhus, der zu Zeiten den Burgthurm bewohnt.

Zwei Sonette.

Von

Melchior Grohe.

1. Frühlings-Idyll.

Die Veilchen heben lauschend ihre Köpfchen,
Warum so rauscht das sonst so stille Bächlein?
Die Schwalbe kehrt zurück zum trauten Dächlein,
Die Blättchen sind smaragd'ne Regentröpfchen.

Der Westwind flicht der Weide grüne Zöpfchen,
Der Schmetterling verläßt sein still' Gemächlein —
So bringt der Frühling tausend holde Sächlein
Für alle kindlich zärtliche Geschöpfchen.

Nur Einer ist in diesem kleinen Röttchen —
Er spielt so artig mit dem Feuerkerzlein,
Und thut so schön mit jedem Huldgesichtchen.
Vor dem bewahret, Mädchen, euer Herzlein,
Denn ist er erst darin, wie wird das Wichtchen
Dann oft so groß, das böse Flügelgöttchen!

2. An einen Freund.

Der Aar enteilt zu seinem Sonnenreiche,
Begierig dürstend nach der höchsten Helle;
Was frägt des Donners muthiger Geselle,
Ob ihn der Blick des Sterblichen erreiche!

Es liebt der Schwan den trägen Sumpf der Teiche,
Behaglich tauchend in die trübe Welle;
Dann wieder neu, an ungeahnter Stelle
Hebt sich sein Flügelpaar, das göttergleiche.

Auch sprach ein Weiser: „Wen die Muse weiht,
Sieht Circe mit dem Becher lächelnd nahn",
Drum statt zu fluchen mir, und statt zu segnen,
Beschreite nur in Siegesfreudigkeit
Der Ehre und des Ruhms gerade Bahn —
Du wirst mir immer wieder dort begegnen.

Literatur und Kunst.

F. von Raumer's Historisches Taschenbuch.

Der neue Jahrgang des von F. von Raumer herausgegebenen „Historischen Taschenbuch", der fünfte der vierten Folge (Leipzig, F. A. Brockhaus), stellt sich seinen zahlreichen Vorgängern durch die Reichhaltigkeit sowol wie durch die Gediegenheit des Inhalts würdig zur Seite. Von den vier Abhandlungen, welche er uns darbietet, beziehen sich drei auf die neuere Geschichte. Der vierte, von Rudolf Köpke, schildert die politischen und namentlich die culturgeschichtlichen Beziehungen zwischen Römern und Germanen im 4. Jahrhundert. Nach einem kurzen Rückblick auf die ersten Berührungen beider Völker, besonders auf die Kämpfe der Römer mit den immer mächtiger und daher für sie immer gefährlicher werdenden Alemannen und Franken, entwirft der Verfasser ein lebensvolles und anschauliches Bild von dem Zustande Germaniens zur Zeit Konstantin's des Großen, dem es durch seine umfassende organisatorische Thätigkeit und die völlige Neugestaltung der militärischen sowol wie der administrativen Behörden wenigstens für einige Zeit gelang, ein politisch-moralisches Uebergewicht über die Germanen zu gewinnen. Nicht lange nach seinem Tode brach der künstliche Bau zusammen, die von ihm gezogenen Grenzwehren fielen und selbst die harten Bedrückungen, welche die zahllosen Beamtenscharen ausübten, vermochten nicht die Unterworfenen auf die Dauer in Knechtschaft zu halten. Die Zersetzung, welche das Römerreich in politischer und socialer Hinsicht ergriffen hatte, dehnte sich auch auf die Provinzen, auf Germanien aus. Selbst die Annahme des Christenthums hatte dem Römerreich keine neue Lebensfähigkeit einzuhauchen vermocht, in der Schablone der Konstantinischen Bureaukratie erstarrte es schnell zu einem geistertödtenden Cäsaropapismus. Aber durch die Römer kam das Christenthum zu den Germanen, und so wurde ihre gesunde Kraft zur Trägerin des weltumgestaltenden Gedankens, ihr erliegt dann endlich das immer mehr zerfallene Römerthum. — Ebenfalls culturgeschichtlich ist die den Band eröffnende Abhandlung über die „volkswirthschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs für Deutschland insbesondere für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel" von K. Th. von Inama-Sternegg. Der Gegenstand ist kein erfreulicher, insofern es sich dabei im Grunde nur um eine statistische Zusammenstellung der entsetzlichen Verluste handelt, welche Deutschland zum größten Theile in eine Einöde verwandelten. Auch ist dieser Umstand nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Darstellung geblieben; dieselbe gibt uns weniger ein Gesammtbild jener trostlosen Zeit, als vielmehr ein Verzeichniß von Verheerungen aller Art, wie sie denn überhaupt mit ihren vielen tabellenartigen Rubriken den Eindruck einer bloßen Compilation aus einer eben nicht sehr großen Zahl von Quellenschriften und spätern Bearbeitungen macht. — Außerordentlich frisch und lebendig dagegen ist das Bild, welches Ludwig Oelsner von Elisabeth Charlotte, der Herzogin von Orleans, entwirft, vornehmlich gestützt auf die von Leopold Ranke aufgefundenen Briefe derselben, aus denen auch viele Stellen in die Darstellung verwebt sind.

Es ist eine Freude, diese kernige gesunde Natur, diese echt deutsche Frau inmitten des verderbten und unwahren Hofes Ludwig's XIV. zu sehen, wie sie, rein auf sich selbst angewiesen, trotz der mannichfachsten Anfeindungen keinen Schritt abweicht von dem, was sie einmal als Recht und Sitte erkannt hat, wie sie an der Seite eines ungeliebten Gemahls, durch die schlechte Entwickelung ihrer Kinder tief gebeugt, an einem Hofe, der ihre heißgeliebte Heimat, vor allem ihr schönes Heidelberg der furchtbarsten Verwüstung preisgab, und noch dazu ihren eigenen Namen dabei zum Vorwand nahm — wie sie trotz alledem doch sich selbst treu bleibt, und nicht blos ihren starken festen Muth, sondern auch ihre frische, deutsche Heiterkeit zu bewahren weiß. Einen besondern Reiz geben dieser Schilderung die vielfach darin aufgenommenen Stellen aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte: in ihren schlichten und einfachen, oft selbstbewußt drolligen Worten spiegelt sich am besten ihr tiefes und treues Gemüth, aus dem allein sie in allen Widerwärtigkeiten, die sie umgaben, Stärkung und Trost schöpfen konnte. — In der vierten und letzten Abhandlung endlich, welche fast die Hälfte des Bandes einnimmt, stellt Heinrich Wuttke den „Kampf der Freiheitsmänner und der Geistlichen in Belgien in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts" dar. Ausgehend von der durch Beibehaltung des Katholicismus in den südlichen Niederlanden schon im 16. Jahrhundert begründeten Verschiedenheit des Bekenntnisses, verfolgt der Verfasser zunächst den Entwickelungsgang Belgiens bis zu der Zeit Kaiser Joseph's II. und weist nach, wie derselbe schon dadurch in eine ganz unnatürliche Richtung gedrängt wurde, daß Belgien, obgleich es durch Gemeinsamkeit der Interessen ganz auf Holland und mit diesem dann auch auf deutsche Cultur hingewiesen war, sich von diesem völlig trennt und ganz unter romanischen Einfluß geräth. Dem entspricht denn auch das unbedingte Uebergewicht des Klerus, der namentlich von der Universität Löwen aus das ganze Geistesleben in bigot-katholischem Sinne terrorisirte. Mit der Regierung Joseph's II. trat der entscheidende Wendepunkt ein. Sein Bemühen war zuerst darauf gerichtet, Belgien der Abhängigkeit von dem benachbarten Holland zu entziehen, und diesen Zweck erreichte er. Um so unglücklicher dagegen war er in seinen fernern Anordnungen; fand schon das Toleranzedict in dem streng katholischen Lande vielfach lebhaften Widerspruch, so beschwor Joseph, als er Hand an die Veränderung der Kirchenverfassung anlegte, einen Sturm gegen sich herauf, den er schließlich nicht mehr zu bändigen vermochte. Es kam zu einem offenen Bruch zwischen Regierung und Geistlichkeit, bei welchem sich der Kampf namentlich um die Pflanzschule strenggläubiger Priester, das löwener Seminar, drehte. Der Klerus wußte das Volk mit in den Streit zu ziehen, dasselbe machte mit den widerstrebenden Priestern gemeinsame Sache und so geschah es, daß Joseph, um seinen die Kirche betreffenden Anordnungen Gehorsam zu verschaffen, in die alte Landesverfassung eingreifen mußte und schließlich zum völligen Umsturz derselben geführt wurde. Damit aber hatte er sich nicht blos die Geistlichkeit, sondern auch die Stände und die Bürgerschaften zu Feinden gemacht. Alle Gegenmaßregeln Joseph's, die strengen sowol wie die zeitweise versuchten versöhnlichen, blieben ohne Erfolg; die Bewegung endete mit dem Abfalle Belgiens von der österreichischen Herrschaft, ein Ziel, das erreicht wurde

durch den Bund der klerikalen und liberalen Partei. Sobald aber der belgische Freistaat durch das gemeinsame Wirken dieser beiden einander sonst so scharf entgegengesetzten Parteien constituirt war, mußte die alte Feindschaft sich wieder geltend machen und bald war der junge Staat im Innern von leidenschaftlichen Kämpfen bewegt. Die Darstellung dieses Kampfes zwischen den Klerikalen und den Freiheitsmännern, welche letztere den Staat nicht dazu von Oesterreich wollten losgerissen haben, um ihn der Willkür fanatischer Priester preiszugeben, bildet den eigentlichen Kern der vorliegenden Abhandlung. An der Spitze der Liberalen stand dabei der edle und einsichtige, aber nicht eines raschen, wagenden Entschlusses fähige Vonck, während die von vornherein überlegenen Gegner von dem leidenschaftlichen und intriguanten van der Noot geführt wurden, der aber seinerseits ganz von einem ehemaligen Priester van Eugen beherrscht wurde. Infolge dieser innern Streitigkeiten, bei denen die Klerikalen kein Mittel scheuten, gelang denn den Oesterreichern im Herbste 1790 die Wiedereroberung Belgiens. Aber schon im folgenden Jahre brach der Streit zwischen den Ständen und der Regierung von neuem mit aller Leidenschaftlichkeit aus. Bald standen die Dinge so, daß die Einwohner begierig den Anschluß an Frankreich verlangten; der glückliche Feldzug Dumouriez' eroberte Belgien 1792 für Frankreich. H. P.

Ein neuer Roman von Melchior Meyr.

Ein neuer Roman von Melchior Meyr ist bei Westermann in Braunschweig erschienen: „Ewige Liebe. Erzählung von Melchior Meyr" (3 Thle.). Die Eigenthümlichkeit des Verfassers, in ihren Vorzügen sowol wie in ihren Schranken, verleugnet sich auch bei dieser neuesten Arbeit nicht, welche den „Vier Deutschen" und der „Zweiten Liebhaberin" im ganzen ebenbürtig zur Seite tritt. Jene Eigenthümlichkeit bringt es mit sich, daß gerade die Einfachheit der Fabel es schwierig macht, durch kurze Mittheilung derselben dem Leser den dem ganzen Kunstwerk adäquaten Eindruck und eine gerechte Vorstellung von dem Gewicht desselben zu erwecken. Denn die Fabel ist bei Meyr gewöhnlich sehr schlicht: er verschmäht das Feuerwerk der Ueberraschung und den bedenklichen Reiz des Frappanten. Wir sagen, er verschmäht ihn: denn wenn und sofern ihn ein Interesse des Gesammteindrucks des Kunstwerks anzubringen für nöthig erachtet, gebietet er geschickt auch über die dienenden Geister des Effects. Seine Fabel hat aber immer den — seltenen — Vorzug, daß sie menschenmöglich ist.

Die „ewige Liebe" wird geliebt von einem mittellosen Edelmann Hugo von Lichtenfels und seiner entfernten Verwandten Helene von Ellerburg. Hugo ist eine ideal angelegte, etwas doctrinär theoretische Natur von sehr edelm und reinem Gefühl und Willen und dem sanft meditativen Geiste, der durch philosophische Studien gereift ist. Helene ist eine zunächst heiter, ja muthwillig angelegte echte Evatochter, für welche es einen eigenen Reiz hat, das ihr überlegen entgegentretende Ernste durch den Zauber ihrer Schönheit sich zu unterwerfen, aber dieser leise Zug von realistischer Eitelkeit und Weltlichkeit schließt die idealste Anlage nicht aus, die freilich der Förderung bedarf und durch entgegenwirkende Einflüsse zurückgedrängt werden kann. Die Anziehung und vorübergehende Abstoßung dieser beiden

Hauptgestalten ist eigentlich die ganze innere Bewegung der Handlung. Die äußere Handlung geht aus von der zunehmenden Verarmung von Helenens Vater, einem gutmüthigen, schwachen alten Herrn, der sich durch seine Schwägerin, eine rein äußerliche Weltdame, leiten läßt. Nach einem Besuch Hugo's auf Ellerburg, bei welchem er für Helene von ewiger Liebe ergriffen, das Mädchen aber von hoher Verehrung für seine Idealität durchdrungen ward, geht die Familie auf eine Wintersaison in die Residenz, um für Helene — dieser unbewußt — eine „Partie" zu suchen, welche der Noth von Ellerburg aufhelfe. Vergebens. Trotz des glänzenden Erfolges ihrer Schönheit wirbt keiner der von der Tante verhofften reichen Herren um Helenens Hand. Ein Plan, Karl, den Bruder Helenens, von seiner vermögenslosen Braut abzuwenden und ihm eine reiche Heirat zu vermitteln, scheitert an seiner Liebe und Ehre. So kehrt man hoffnungslos nach Ellerburg zurück, bald eingeholt von Hugo, welcher jetzt erst die Armuth der Familie kennen lernt und, da er nach manchen vergeblichen Versuchen vom Minister Aussicht auf eine bescheidene Stelle erlangt, seine Liebe dem Mädchen erklärt, welches sie annimmt; eine eigentliche Verlobung findet aber nicht statt, obwol auch Vater und Tante von der stattgefundenen Erklärung wissen und ersterer wenigstens die Sache für entschieden ansieht. Nicht so die Tante: Da diese erfährt, daß ein Nachbar, Graf Geierstein, auf dessen Hand sie schon im Winter für Helene gehofft, von einer in Paris geschlossenen Verlobung wieder frei geworden und zurückgekehrt sei in die Heimat, nimmt sie die alten Plane wieder auf. Der Graf erscheint. Er ist in allem ein Gegenbild des idealen Hugo: er ist ein flotter stattlicher Cavalier, mit dem Auftreten und dem Namen eines unwiderstehlichen Don Juan, mit dem Reiz des Dämonischen, welcher dem guten Hugo freilich völlig fehlt. Er gewinnt Helenens Neigung und auf Andringen der ganzen Familie, deren Ruin jetzt in nächster Nähe droht, willigt sie ein, mit Hugo zu brechen — eine Verlobung bestand nicht — und des Grafen Braut zu werden. Hugo, aus allen seinen Himmeln gefallen, verläßt die Heimat. Auf einer großen Reise durch die Alpen und einem langen Aufenthalt in Italien reinigt er die Seele von dem herben Leid und geheilt und gehoben von Kunst und Philosophie kehrt er nach anderthalb Jahren zurück. Bald erfährt er, wie verderblich der „dämonische Reiz" des Grafen sich enthüllt hat.

Sowie dieser die Verarmung Ellerburg's erfahren, bereitet er seinen Rücktritt von Helene vor, ja er wirbt bereits um die Hand jener reichen Erbin, welche früher Karl heirathen sollte. In dieser Zeit und Stimmung aber wird er bei einem Fest, welches er den Ellerburgs auf seinem Schlosse gibt, von der Schönheit seiner alsbald aufzugebenden Braut so heiß entzückt, daß er einen halb gewaltsamen Angriff auf ihre Ehre wagt. Nur mit Mühe läßt sich Helene nach diesem Vorfall von Vater und Bruder bewegen, in augenblicklicher Vermählung mit dem Grafen eine Satisfaction zu finden. Aber der Graf versagt diese Genugthuung, ja er erklärt dem Bruder, er könne bei dem Misverständniß bezüglich Helenens Vermögens dieselbe gar nicht heirathen. In dem darauffolgenden Duell wird der Graf erschossen; Karl verliert einen Arm; die weltkluge Tante, welche all dies Unglück eingefädelt, stirbt plötzlich an einem Nervenschlag; bei Helenen aber

entwickeln sich infolge der Reue, des Schmerzes und des Grames über ihre Schuld gegen Hugo und die daraus erwachsenen tragischen Consequenzen alle Zeichen der Schwindsucht. Diesen trostlosen Zustand findet Hugo bei seiner Rückkehr aus Italien vor. Da macht eine plötzlich und unvermuthet ihm zufallende Erbschaft aus einem mittellosen einen reichen Mann aus ihm, er eilt nach Ellerburg und es erfolgt eine sehr zart und edel gezeichnete Wiedervereinigung mit der tief zerknirschten Helene, deren schwereres Leiden das drückende Schuldgefühl ist. Der Leser schwankt noch wiederholt in Hoffnungen über die Genesung der Geläuterten, aber ihre Schwäche ist schon zu groß geworden und die heftige Erschütterung, welche ihr die Lektüre ihrer mit dem Grafen gewechselten Briefe hervorruft, führt ihren Tod herbei, aber erst nachdem Hugo in einer symbolischen Vermählung sie der Fortdauer ihrer Liebe in der Ewigkeit versichert hat. Der Vater, dessen schwache Seele durch alle diese Katastrophen längst schwer erschüttert ist, folgt ihr nach und Hugo haust einsam in dem verödeten Schloß, dessen zertrümmerte Besitzungen er aber wieder zusammenkauft, um sie bei seinem Tode dem wackern Karl, als dem Stammhalter des Geschlechts, der einstweilen seine Braut heimgeführt, zu überlassen.

Dies die einfache Fabel, welche fast die Nebensache an dem außerordentlich sauber und feinfühlig gearbeiteten Cabinetstück ist. Die feine psychologische Zeichnung aller, auch einiger in vorstehender Skizze gar nicht erwähnten Nebengestalten ist für jeden verstehenden Leser eine wahre ästhetische Herzensfreude. Und die zahlreichen populär-philosophischen Betrachtungen, welche theils der Verfasser, theils sein Alterego, der Ewig-Liebende, anstellen, sind im ganzen nicht unorganisch, nicht störend. Doch liegt hier allerdings eine Gefahr für Meyr's Darstellungsweise, und auch diese Erzählung hat sie nicht ganz vermieden: es begegnet ihm manchmal, daß er das psychische Gesetz einer Charakterentwickelung, einer Stimmungs- oder Gesinnungsbewegung, das sein philosophisch gebildetes Ingenium freilich immer sehr genau und richtig trifft, einfach abstract ausspricht, nicht aber concret und künstlerisch ausführt; am meisten ist uns dies aufgefallen bei der an sich sehr tief geschöpften Idee des heilenden Einflusses der großartigen Gebirgsnatur der Alpen und dann der historischen, künstlerischen, landschaftlichen, ethnographischen Eindrücke Italiens auf die leidende Seele Hugo's. Meyr sagt uns sehr richtig, wie das Erhabene und Liebliche, das Fremdartige und Phantasiereizende der Berge und des schönen Südlandes auf eine Seele wie die Hugo's in diesen und jenen Stimmungen wirken muß: aber wir möchten das sehen, erleben, mit durchmachen und dann brauchte es uns der Dichter gar nicht ausdrücklich zu sagen: wir möchten diese Sennen auf den Alpen, diese Bauern und Bürger, und Künstler und Gelehrten Italiens, mit denen er, wie der Dichter sagt, verkehrte, kennen lernen, wir möchten diesem Verkehr beiwohnen, dann würden wir ohne ausdrückliche Belehrung deren Einfluß verspüren. Wir greifen gerade diesen Punkt heraus, weil er für die ganze Eigenthümlichkeit der Meyr'schen Künstlerschaft, welche wir in hohen Ehren halten, charakteristisch und — „beziehungsweise" — gefährlich scheint. Gewiß hängt sie mit den besten Vorzügen seines Talents zusammen; denn jedes Wesens Eigenform ist zugleich seine Schranke — omnis determinatio negatio. D.

Correspondenz.

Aus Wien.

April 1865.

E. C. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin, ein Märchen aus Fürstentagszeiten, das geht mir nicht aus dem Sinn!" Das ungefähr ist das Motto unserer jetzigen deutschen Politik — unsere Staatsmänner sitzen gleich der Lorelei — auf dem Trocknen. Wie Oesterreich eigentlich mit Preußen steht, das vermag kein Sterblicher zu sagen. Anscheinend ist man hier gegen Berlin außerordentlich gereizt, die officiösen Blätter speien Feuer und Flamme, der Telegraph arbeitet zwischen hier und Schleswig, um Hrn. von Halbhuber mit energischen Instructionen zu versehen, die freilich in der Regel erst post festum ankommen, mit Einem Wort: jeden Augenblick erwartet man, die Mine auffliegen zu sehen, welche das österreichisch-preußische Bündniß in die Luft sprengt. Allein die Explosion erfolgt nicht, und so drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß hinter den diplomatischen Coulissen etwas vorgeht, wovon nicht blos die Zeitungsleser, sondern auch noch ganz andere Leute sich nichts träumen lassen. Seit dem Besuche des Königs von Preußen in Wien besteht ein unausgesetzter persönlicher Verkehr zwischen den beiden Monarchen, und wenn auch in diesem Augenblick Immediatverhandlungen in Betreff Schleswig-Holsteins gepflogen würden, so würde darin nichts sein, was uns wundernimmt, im Gegentheil, wir würden darin nur eine ganz natürliche Erklärung des sonderbaren Verhältnisses erblicken, in welchem Preußen und Oesterreich sich befinden. Zugleich aber wüßten wir dann auch, warum das alte Sprichwort: „Duobus litigantibus tertius gaudet", bei den Mittelstaaten nicht zutrifft. Die „dritte Gruppe" kann sich nicht einmal des Sieges freuen, den sie bei der Bundesabstimmung vom 6. April davongetragen: denn auch diese Abstimmung ist so gut, als wäre sie nicht gewesen, niemand legt ihr den mindesten Werth bei, ja schon jetzt, nach Verlauf weniger Wochen, ist kaum noch die Rede davon. Man hat von München und andern mittelstaatlichen Höfen aus in Wien sondirt und ist dabei auf die größte Zurückhaltung gestoßen; auf wiederholt „vertrauliche Anfragen" hat Oesterreich immer nur Eine Antwort gehabt, nämlich daß es sein Recht des Mitbesitzes gewahrt wissen wolle, weiter nichts. Bei alledem ist man hier überzeugt, daß Preußen fest entschlossen ist, die Herzogthümer zu behalten; allein ebenso fest steht österreichischerseits der Entschluß, sie ihm auf keinen Fall ganz zu lassen. Oesterreich verlangt eine ausreichende Compensation, weniger für den Machtzuwachs, der Preußen durch Erwerbung der Herzogthümer zutheil werden würde, als für die Kriegskosten. Dennoch und trotz der notorischen Zerrüttung unserer Finanzen wird man sich schwerlich entschließen, Geld von Preußen anzunehmen; wenigstens stößt dieser Gedanke hier bisjetzt auf den lebhaftesten Widerspruch. Wohl aber beginnt man die Idee einer Theilung Schleswig-Holsteins ins Auge zu fassen für den Fall, daß es absolut unmöglich sein sollte, dem Herzog von Augustenburg zu seinem Thron und den Herzogthümern zur vollen staatlichen Selbständigkeit zu verhelfen. Die Theilung selbst denkt man sich keineswegs in der Art

ausgeführt, daß etwa Preußen Schleswig und Oesterreich Holstein bekäme oder umgekehrt, vielmehr würde, nämlich sofern dies Princip überhaupt zur Ausführung kommen sollte, die östliche Hälfte der beiden Herzogthümer, also auch die Häfen von Kiel und Höruphaff auf Alsen, an Preußen, die westliche Hälfte dagegen mit den friesischen Inseln an Oesterreich fallen.

Die Schleswig-Holsteiner würden über eine derartige Theilung natürlich Zeter schreien, und leugnen läßt sich allerdings nicht, daß so wenig das verbriefte Recht wie die Wünsche und Bedürfnisse des Landes damit übereinstimmen würden. Dennoch sollten die Schleswig-Holsteiner Eins nicht vergessen. Jahrzehnte hindurch sind sie das wahre Schmerzenskind Deutschlands gewesen, das Unrecht, das sie erduldeten, und an dem wir selbst einen so wesentlichen Antheil hatten, verschaffte ihnen den ersten Platz im Herzen unsers Volkes. Aber es ist ein Irrthum, wenn sie glauben, daß sie, vom dänischen Joche befreit, diesen Platz in alle Ewigkeit behaupten können; es ist ein Irrthum, wenn sie meinten, als ob die definitive Entscheidung ihres Schicksals noch jetzt der Angelpunkt der deutschen Zukunft und als ob es für die Deutschen am Rhein und an der Donau noch immer kein größeres Interesse gäbe, als die Wünsche der Herzogthümer zu befriedigen.

Daß sie von Dänemark losgerissen und dem deutschen Mutterlande zurückgegeben wurden, das war eine nationale Angelegenheit, vor der aller Streit der Parteien, aller Widerspruch der Meinungen verstummte. Wenn dieser Hauptgrund einmal erledigt ist, ist die weitere Frage, wem die Herzogthümer jetzt gehören sollen, nur von sehr untergeordnetem Interesse, und es muß jedem frei stehen, darüber zu denken, wie es ihm beliebt. Können die Schleswig-Holsteiner ihren „angestammten" Herzog wirklich bekommen, ganz wohl, er soll ihnen von Herzen gegönnt sein: aber daß Deutschland sich in einen Bürgerkrieg stürzen soll, um diesen Herzog einzusetzen, das wäre doch etwas viel verlangt. Hr. von Bismarck ist nicht der Mann, vor den äußersten Consequenzen seiner Politik zurückzuschrecken, und auch die sonstigen berliner Strömungen deuten gerade nicht auf bescheidenes Nachgeben. Viele besonnene und einsichtsvolle Politiker in Deutschland werden es für ein Uebel halten, wenn die Herzogthümer keine eigene Hofhaltung in Kiel bekommen, ein Kampf zwischen Oesterreich und Preußen aber wäre doch noch ein tausendmal größeres Uebel. Auch sollten die Schleswig-Holsteiner sich nur immer erinnern, wie es noch vor kurzem bei ihnen aussah; so viel Lästiges das gegenwärtige Provisorium auch haben mag, gegen die Dänenherrschaft, welche die Herzogthümer so lange erdulden mußten, ist es doch noch immer ein wahrhaft paradiesischer Zustand.

Doch vergessen wir über der äußern Politik nicht unsere eigenen innern Angelegenheiten. Der Reichsrath hat seine Sitzungen vor den Ferien noch mit einigen Knalleffecten abgeschlossen; Opposition und Staatsminister sagten sich gegenseitig die gemüthlichsten Grobheiten, die wol jemals in einem festländischen Parlament vorgekommen sind. Jedenfalls ist das Resultat unserer letzten parlamentarischen Campagne ein höchst seltsames. Das Ministerium hat im Abgeordnetenhause keine Majorität, es gesteht dies selbst offen ein, dennoch bleibt es auf seinem Posten, und rechtfertigt

dies Verbleiben damit, daß es die Opposition für regierungsunfähig erklärt. Und das Wunderlichste dabei ist, daß das Ministerium damit in einiger Hinsicht in der That recht hat. Wer unsere Verhältnisse auch nur nothdürftig kennt, der kann keinen Augenblick glauben, nach Schmerling's Rücktritt würden die Herbst und Giskra das Steuer ergreifen; vielmehr würde die Erbschaft Schmerling's von denen angetreten werden, die ihn um seines Liberalismus willen hassen und ihm aus diesem Grunde jetzt die schärfste Opposition machen, während sie dabei doch dem Hofe nahe genug stehen, um sich jeden Augenblick mit ihm verständigen zu können, sodaß wir bei einem Ministerwechsel also aller Wahrscheinlichkeit nach vom Regen in die Traufe kämen. Diese Ueberzeugung ist es auch, die Schmerling nicht nur eine Menge von Anhängern geschaffen hat, sondern die auch jetzt wieder manche seiner Fehlgriffe mit dem Mantel der Liebe zudecken läßt. Im Abgeordnetenhause allerdings nicht, indem Schmerling sich hier bereits zu viele persönliche Gegner gemacht hat, wohl aber in der öffentlichen Meinung; das Volk, in echt deutscher Gutmüthigkeit, denkt milder über die Regierung als seine Vertreter, besonders seit der ganze Streit zwischen Ministerium und Abgeordnetenhaus auf die finanzielle Frage und selbst innerhalb dieser auf den Betrag von 6 Millionen reducirt ist. Statt der 20 Millionen nämlich, zu denen die Regierung sich freiwillig entschlossen, will das Abgeordnetenhaus 26 streichen, und um diese 6 Millionen wird also nach den Osterferien der Kampf von neuem entbrennen. Die Regierung, der die Noth bis an den Hals gestiegen, thut einstweilen das Aeußerste, um weitere Reductionen am Militäretat zu ermöglichen; selbst das Uebungslager bei Bruck an der Leitha wird heuer nicht abgehalten werden. Freilich kommt der hinkende Bote nach: der Mannschaftsstand der Armee in Italien wird nicht in dem Maße verringert, als man es früher versprochen hatte.

In unserer Journalistik gehen wunderliche Dinge vor; das Verbot der „Vorstadt-Zeitung“ hat nicht weniger überrascht als die Spaltung im „Fremdenblatt“ und das angekündigte Erscheinen eines „Neuen Fremdenblatt“. Die „Vorstadt-Zeitung“ hatte sich schon längst in hohem Grade misliebig gemacht; abgesehen von ihrer radicalen Haltung in der Politik, verfuhr sie auch mit dem Klerus wenig säuberlich; ja, um das Maß ihrer Sünden vollzumachen, beleidigte sie unlängst sogar den Staatsanwalt persönlich. Die nächste Gelegenheit brach man vom Zaune und verbot „von Rechts wegen“ das Blatt, kraft unsers grundgescheiten Preßgesetzes, das es dem Belieben der Behörde anheimstellt, ein dreimal verurtheiltes Journal auf drei Monate zu suspendiren. Im „Fremdenblatt“, dessen Eigenthümer Hr. Gustav Heine, der vielbekannte Bruder Heinrich Heine's ist, brach ein Redactionsstrike aus, wie sie jetzt in Wien in der Mode sind. Zwei der bisherigen Mitarbeiter haben sich von Hrn. Heine getrennt und werden vom nächsten Monat an ihr Glück auf eigene Faust versuchen. Wie es heißt, wird dabei derselbe Mann, der im „Fremdenblatt“ bisher jeder Laune der Regierung seine Feder lieh, fortan Opposition treiben, während sein Nachfolger, ein großer Oppositionsmann von ehedem, mit Sang und Klang in das Lager der Regierung übergehen wird. Was mehr? Das Geschäft verlangt es so und wenige, ebendeshalb um so ehrenwerthere Ausnahmen

abgerechnet, steht die wiener Journalistik eben nur auf dem Standpunkt des „Geschäfts".

Moralisch ist dieser Standpunkt ungefähr ebenso viel werth wie der Charakter des Gardekapitäns Tarascon in dem neuen Brachvogel'schen Stücke „Prinzessin Montpensier". Dasselbe fand wie in Berlin so auch hier beim Publikum großen Beifall, die Kritik dagegen war entschieden anderer Ansicht. Das lose Gefüge des Dramas, die Unwahrscheinlichkeiten der Situationen, das Fragmentarische der Charakteristik wäre schon bedenklich genug, alles Maß dagegen überschreitet der Charakter des schon genannten Tarascon; ein Offizier, der verräth und desertirt, ist keine Erscheinung, für die man Sympathie empfinden könnte. In Berlin soll die prächtige Ausstattung und Inscenirung viel zu dem Erfolge beigetragen haben; hier war selbstverständlich beides sehr ärmlich, indem es im Burgtheater bekanntlich nicht nur an Raum fehlt, sondern auch an Geld. Für ein neues Ballet freilich sind 20000 Gulden nicht zu viel, aber das Oberstkämmereramt hadert mit Director Laube und ermahnt ihn zur Sparsamkeit, wenn er einmal eine ganz kleine Summe für das Nothwendigste beansprucht. — Eine andere Novität des Burgtheaters war „Doctor Treuwald" von Benedix. Das Stück ging gerade vor dem Schluß der Vorstellungen während der Charwoche in Scene; lag es an diesem ungünstigen Zeitpunkt oder war das Publikum nicht bei Laune, genug, „Doctor Treuwald" fiel total durch, eine Niederlage, die der Dichter wol hätte vermeiden können, wenn er sorgfältiger gearbeitet und namentlich mehr auf effectvolle Actschlüsse gesehen hätte. Wie manches Stück, das noch unbedeutender war, hat das Publikum schon mit großem Beifall aufgenommen! Aber Benedix schreibt offenbar zu eilig und verläßt sich zu sehr auf seinen Namen und die Gunst des Augenblicks. „Doctor Treuwald" hat einige entschieden komische Scenen und Figuren, der Titelheld ist ein gesunder, nicht gerade neuer, aber wirkungsvoller Charakter, im übrigen jedoch laufen die Leute nur aneinander vorbei, um sich im letzten Act sammt und sonders zu heirathen.

Bauernfeld's vielbesprochene, von der Burg als staatsgefährlich verbannte „Bauern von Weinsberg" wurden am letzten März zum Besten der „Concordia" im Theater an der Wien gegeben. Das Resultat war nebst dem obligaten und wohlverdienten Danke des Vorstands der „Concordia" — allgemeine Verwunderung! Man wunderte sich, daß das Stück, das der Dichter wiederholt zurückgezogen und umgearbeitet, nicht besser gerathen, noch mehr aber wunderte man sich, daß es im Burgtheater überhaupt hatte verboten werden können. In der That nämlich ist es so wenig bauernfreundlich als nur möglich, die Sache des „Bundschuh" wird mit den schwärzesten Farben gemalt. Fürst Auersperg hat offenbar nur an den tumultuarischen Volksscenen Anstoß genommen, deren revolutionäre Färbung ihm unangenehme Reminiscenzen erwecken mochte. Seitens der Kritik sind die „Bauern von Weinsberg" mit einer hier sonst unerhörten Zartheit besprochen worden; der Dichter hatte sein Werk der Unterstützung nothleidender Collegen gewidmet und da wäre es denn freilich etwas hart gewesen, hätte man ihm zum Danke dafür noch Unarten sagen wollen

Augenblicklich ist Bauernfeld beschäftigt, das Stück einer abermaligen Umarbeitung zu unterwerfen, das wird dann bereits die dritte....

Die „Bauern von Weinsberg“ unterbrachen für einen Abend die Vorstellungen der neuen Offenbach'schen Oper „Die schöne Helena“, welche das Theater noch immer bis auf den letzten Platz füllt. Offenbach hat mit diesem seinem neuesten Product einen vortrefflichen Wurf gethan und jene leichten niedlichen Melodien wiedergefunden, die seinem „Orpheus“ eine so allgemeine Popularität verschafften. Auch klingt die „Schöne Helena“ fast durchgehends stark an den „Orpheus“ an, Offenbach hat tüchtig bei sich selbst geborgt. Doch ist die Musik, wie gesagt, sehr ansprechend und auch die Handlung, welche die Herren Meilhac und Halévy zusammenparodirt haben, empfiehlt sich zwar nicht gerade durch große Sittenstrenge, ist aber so drollig, daß auch der ärgste Sauertopf sich dabei des Lachens nicht erwehren kann. Unter unsern Localdichtern freilich, die doch sonst auch nicht eben prüde sind, herrscht eine wahre Wuth gegen die „Schöne Helena“, die ihnen allerdings eine etwas unbequeme Concurrenz macht; doch haben sie durch ihre leidenschaftliche Polemik dem Componisten nur die wesentlichsten Dienste geleistet, indem natürlich jeder das Stück sehen will, über das so viel geschimpft wird, und so geschah es denn, daß die fünfundzwanzigste Vorstellung noch vor ausverkauftem Hause stattfand.

Im Carltheater gibt man ein neues Charakterbild von Kaiser: „Haus Rohrmann“. An dem Stücke selbst, das die herkömmlichen rührenden und komischen Ingredienzen solcher Vorstadtkomödien enthält, ist weiter nichts Merkwürdiges, wohl aber hat die erste Vorstellung von sich sprechen machen. Hr. Ascher nämlich ließ es sich beifallen, als Bankier Rohrmann in einer täuschend ähnlichen Maske des Staatsministers zu erscheinen und diesen das ganze Stück durch zu carikiren. Das Publikum lachte zwar, besaß aber doch Takt genug, keinen besondern Beifall an Hrn. Ascher zu verschwenden. Die Polizei dagegen nahm die Sache ernster und verurtheilte Hrn. Ascher zu acht Tagen Arrest. Eine scharfe Rüge wäre vielleicht mehr am Orte gewesen; denn muß der Schauspieler die Strafe absitzen, so werden sich immer Leute finden, die einen Märtyrer in ihm erblicken, und das hätte gerade in diesem Falle vermieden werden sollen.

Im Opernhause blüht die italienische Saison oder soll vielmehr erst zur Blüte kommen. Der Stern der diesjährigen Impresa, die Signora Gallotti-Gianoli, ist noch nicht aufgetreten; die neuen Mitglieder, die wir bisjetzt gehört, der Bariton Boccolini z. B. und die Ur-Wienerin Fräulein Schmidl, die als Signora Fabbrini figurirt, sind sehr mittelmäßig. Signora Lotti della Santa läßt schmerzlich bedauern, daß sie nicht mehr das Ideal ist, das die Wiener vor funfzehn Jahren bewunderten; selbst seit der vorigen Stagione hat ihre Stimme schon wieder eingebüßt. Die Tenore Graziani und Guidot sind zwei sehr gesunde, starke Männer, bei denen zugleich die körperliche Entwickelung die Stimmittel schwer beeinträchtigt zu haben scheint. Bleiben also für den Kunstfreund nur die lustig trällernde Volpini, die Baritons Pandolfini und Everardi nebst der unveränderlichen Artôt übrig. Die Vorstellung des „Barbier von Sevilla“ war auch diesmal wieder das Beste, was uns geboten ward. Everardi ist in diesem Augenblicke vielleicht der beste Figaro in Europa, er besitzt die ganze treffliche Schule Lablache's,

dessen Tochter er zur Frau hat — er ist ein Schwager Thalberg's — und auch die Artôt kann sich als „Rosine" damit den allerersten Celebritäten zur Seite stellen. Freilich haben wir noch die wunderbare Lerchenstimme der Patti in Erinnerung, deren Naturgaben die Artôt nicht erreicht, dafür jedoch hat sie weit mehr echte Gesangskunst als die kleine „Diva". Von neuen Opern werden die Italiener wie gebräuchlich zwei geben, nämlich Verdi's „Forza del destino" und Pedrotti's „Tutti in maschera".

Notizen.

Von dem „Deutschen Wörterbuch" der Brüder Jakob Grimm und Wilhelm Grimm (Leipzig, Hirzel) kam soeben die zweite Lieferung des sechsten Bandes, die Artikel „Kartenblatt" bis „Kein" enthaltend, zur Versendung. Die Fortsetzung wird hoffentlich mit vermehrter Schnelligkeit erscheinen, da dem gegenwärtigen Herausgeber, Dr. Hildebrand in Leipzig, Oberlehrer an der dortigen Thomasschule, der bekanntlich von Jakob Grimm selbst als der geeignetste Fortsetzer des riesenhaften Werkes bezeichnet ward, auf Verwenden der namhaftesten Autoritäten der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft von der leipziger Stadtbehörde mit dankenswerther Bereitwilligkeit eine wesentliche Erleichterung seiner amtlichen Verpflichtungen gewährt worden ist, sodaß derselbe sich fortan mit minder getheilten Kräften der Fortsetzung des „Wörterbuch" widmen kann.

Von Theodor Mommsen's „Römischer Geschichte" (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung) erschien soeben die vierte Auflage des ersten Bandes. Gleichzeitig wird auch von der „Geschichte Roms in drei Bänden von Karl Peter" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) eine zweite, größtentheils völlig umgearbeitete Auflage angekündigt, ein Beweis, daß es auch der Peter'schen Auffassung der römischen Geschichte, die bekanntlich in verschiedenen Punkten einen ziemlich scharfen Gegensatz gegen die Mommsen'schen Ansichten bildet, nicht an Zustimmung von seiten des gelehrten Publikums fehlt. Der erste Band, von den ältesten Zeiten bis auf die Gracchen reichend, ist bereits erschienen, der zweite, der die Darstellung bis zum Sturze der Republik führt, wird sich unmittelbar anschließen, und auch die erste Abtheilung des dritten Bandes, die Kaiserzeit bis zum Tode Nero's enthaltend, soll ohne Aufenthalt folgen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. | **Nr. 18.** | 4. Mai 1865.

Histoire de Jules César

oder

Louis Napoleon pro domo sua.

Von

Karl Grün.

I.

Wenn die Geschichte das Lehrbuch der Völker ist, so muß man den Verfassern auf die Finger sehen. Ganz besonders strenge Beaufsichtigung verdienen Geschichtschreiber, die zugleich die Geschichte „machen". Der bedenklichste Magister historiae ist derjenige, der nebenbei auch noch Magister equitum ist. Auf ihn wird beständig das Goethe'sche Wort passen:

> Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eig'ner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Solche Herren mögen wollen oder nicht, meistens aber wollen sie, ihr Schreiben bleibt kein Schreiben, es wird ein Thun; ihre Schriften sind Thaten oder Unthaten, je nachdem. Der Kaiser Napoleon III. stellt sein Buch über das Leben Julius Cäsar's persönlich ganz gewiß

in dieselbe Reihe mit dem Staatsstreich vom 2. December 1851, der Confiscation der Orleans'schen Güter vom 14. Januar 1853, dem Krimkriege von 1854—56, der italienischen Campagne von 1859, der Annexion von Savoyen und Nizza, der Expedition nach Mexico, der Rebellenrazzia in Algerien, den Einmischungen in China und Cochinchina. Er müßte nicht Er selbst sein, wenn er so weitschichtige Studien, wenn er auch nur die Schlußredaction so ausgedehnter Specialuntersuchungen, die Formulirung eines Endurtheils über den schicksalvollsten Mann des Alterthums, als objectiver Stubengelehrter, als harmloser College der Gibbon, Montesquieu, Michelet und Mommsen auf sich genommen hätte.

Nein, er will uns vielmehr von etwas überzeugen, uns eine praktische Wahrheit beibringen; er will nicht ad se ipsum schreiben wie der melancholische Marc Aurel, sondern de se ipso; er will die geschichtliche Stellung, die providentielle Bedeutung seines Onkels, seiner selbst, der „vierten Dynastie" überhaupt ins Licht der Apotheose setzen. Sie haben nun alle die Cäsarische Trommel gerührt, die kaiserliche Fanfare geblasen, die Söldner, die Hofnarren, die Parasiten: die Romieu, die Le Masson, die Hippolyte Castille, die Granier de Cassagnac, die Laguérronnière, die Troplong; es ist Zeit, daß der Kapellmeister selber hervortrete, daß er seine Symphonie zur Aufführung bringe, daß die Musik der grauen Vergangenheit sich als betäubende Zukunftsmusik der europäischen Empfindung und Phantasie auf Einen Schlag bemächtige. Wir haben aus dem Napoleon'schen Gebüsch vereinzelte Stimmen vernommen, von der „Gewalt, die auch eine Idee sei, und zwar die höchste von allen"; von den „Prätorianern, gegen welche wir nicht zu sehr schreien sollen"; von den „natürlichen Grenzen" und der „lateinischen Conföderation"; vom „Schritt der französischen Infanterie, welcher die Erde erbeben macht"; von den „wahren Demokratien", die im Kaiserreich möglich geworden; — wir haben die Evangelien, die Apostelgeschichte, die Episteln, ja die Apokalypse: jetzt kommt das Credo, das Symbolum Nicaeanum, und dieses Symbol der orthodoxen Kirche des Bonapartismus heißt — „Die Geschichte Julius Cäsar's"!

Um jeden Zweifel an dieser Absichtlichkeit zu tilgen, ward die seltsame „Vorrede" vom 20. März 1862 geschrieben, die ärgste Zumuthung, die jemals ein Autor seinem Publikum gemacht hat. Man höre die Absicht und werde nicht verstimmt!

„Welches ist für den Geschichtschreiber das Mittel, zur Wahrheit zu gelangen? Er muß die Regeln der Logik befolgen."

Anwendung:

„Ein scheinbar unbedeutender Zufall bringt nie wichtige Resultate hervor ohne eine vorhergehende Ursache, welche gestattete, daß dieser

oberflächliche Zufall große Wirkungen nach sich zog." Kümmerlich ausgedrückt. Wallenstein sagt: „Es gibt keinen Zufall"; auf jeder Schulbank erfährt man den Unterschied zwischen „Ursache" und „Veranlassung" oder zwischen „äußerer Ursache" und „tieferm Grunde"; der echte Pragmatismus beruht auf dieser Unterscheidung seit Thucydides und Polybius. Es sei darum, der Schulmeister kann nicht schreiben. — Julius Cäsar ist der Zufall, Roms Verderbniß die präexistirende Ursache. „Fast tausend Jahre lang" (es sind aber nur 700 Jahre, mit Unterbrechungen fatalster Art) „waren die Römer allen ihren Feinden überlegen, ein Volk, welches durch die Freiheit sich constituirte und vergrößerte. Seit Julius Cäsar scheinen sich dieselben Römer blind in die Knechtschaft zu stürzen — weil eine allgemeine Ursache die Republik verhinderte, zur Reinheit ihrer alten Institutionen zurückzukehren."

Gut. „In der langen Dauer einer Institution liegt der Beweis ihrer Güte" (wenigstens relativ für das Volk, welches jene Institution, z. B. das Menschenfressen, die Sklaverei, die Folter, nicht abzuschaffen vermag) — „und" — so meint man, in dem Sturz der besten Institution der Beweis von der Fäulniß des sie aufgebenden Volkes — Gott bewahre! „und" — so heißt es auf Napoleonisch — „in dem unbestreitbaren Einfluß eines Mannes auf sein Jahrhundert — der Beweis seines Genies." Hier ist also der Zufall: Cäsar wegescamotirt, die allgemeine, präexistirende Ursache verkörpert sich im Genie eines einzelnen; der Pragmatismus ist Cultus des Genius geworden!

Aber dahin wollten wir ja natürlich und deshalb muß es auf Seite IV der Vorrede heraus; das heißt „die Regeln der Logik befolgen"! Jetzt ist uns geholfen: „Ich werde also das Lebenselement aufsuchen, welches die Kraft der Institutionen ausmacht" — mich um die Auflösung dieses Elements den Henker kümmern — „und die prädominirende Idee, welche den Mann leitete." So gelangen wir denn ganz bequem dahin, die Idee spazieren zu schicken und den speciellen Julius Cäsar mit feiern zu helfen.

„Wenn außerordentliche Thatsachen ein eminentes Genie bekunden, was wäre widersinniger, als ihm alle Leidenschaften und alle Empfindungen der Mittelmäßigkeit anzudichten? Was gäbe es Verkehrteres, als nicht die hervorragende Natur solcher privilegirten Wesen anzuerkennen, welche von Zeit zu Zeit wie Leuchtthürme in der Geschichte erscheinen, die Finsterniß ihrer Epoche zerstreuen und die Zukunft erhellen?" — In den Staub, hic Deus est! Der Gott ist fertig, ehe wir die Menschen gesehen haben. Die Logik und die Geschichte liegen zerknirscht am Boden.

Julius Cäsar hat bei seinem frühern Auftreten nie daran gedacht, die römische Verfassung zu stürzen, das sind lauter schiefe Auffassungen des Suetonius und des Plutarch; es ist ihm ebenso gekommen, wie andern der Brumaire und der December. Er war der incarnirte Weltgeist, der Gesalbte des Herrn; er hatte nicht blos eine Idee, er war die Idee, und diese „seine Idee hat trotz seines Todes gesiegt". Reiner Messianismus, absolut orthodoxe Cäsarologie! Soll Julius Cäsar an die Stelle Jesu Christi geschoben werden?

Nicht so ganz. Wir haben eben nicht völlig genau citirt; hinter „Tod" folgt noch „Niederlage": „trotz seines Todes und seiner Niederlage". Nun aber hat Cäsar, in Rom wenigstens und als Herr der Republik, keine Niederlage erlebt. Sind wir vielleicht nicht mehr bei Julius Cäsar? Nein.

„Ich will beweisen, daß die Vorsehung, indem sie Männer erweckt wie Cäsar, Karl der Große und — Napoleon, den Völkern die Bahn weisen, eine neue Aera mit dem Stempel ihres Genies bezeichnen und in wenigen Jahren die Arbeit mehrerer Jahrhunderte vollbringen will." Julius Cäsar ist also nur Vorwand, nur Maske, nur Aushängeschild; Charlemagne, der „erste französische Kaiser", wird als dritter im Bunde so mitgenommen, damit die Rede omnibus numeris absoluta sei, und das ganze Werk Napoleon's III. müßte folglich heißen: „Le Bonapartisme, à propos de Jules César".

Die Völker sind nichts mehr, die Menschheit ist aus dem Buch der Geschichte gestrichen; es gibt nur noch drei Leuchtthürme oder drei Götter, drei Incarnationen, eine für das Alterthum, die zweite für die mittlern Zeiten, die dritte für die Gegenwart und Zukunft. Evoe Bonaparte! „Glücklich die Völker, welche sie verstehen und ihnen folgen, wehe denen, welche sie verkennen und sie bekämpfen: sie machen es wie die Juden, sie kreuzigen ihren Messias! Sie sind blind und schuldig!"

Blind und schuldig die Spanier, die Italiener, die Engländer, die Niederländer, die Russen, die Deutschen; blind und schuldig aller Patriotismus, aller Opfermuth, alles, was je Miltiades, Leonidas, Themistokles, Arndt, Körner, Scharnhorst, Gneisenau geheißen hat! Blind und schuldig Wilhelm Tell, Arnold Winkelried, Johanna von Orleans! Vercingetorix der Arverner, wie Viriathus der Lusitanier, wie Hermann der Cherusker, schuldig und blind! Ketzer und Heiden alle, welche je wider den Stachel der Fremdherrschaft geleckt; Räuber und Mörder, die irgendwo gegen die Knute der Attila rebellirt haben!

„In der That, weder der Mord Cäsar's noch die Gefangenschaft von Sanct-Helena haben eine populäre Sache gründlich zu zerstören

vermocht, obgleich sie durch einen mit der Maske der Freiheit bedeckten Bund gestürzt wurde." Warum hat die Gerold'sche Buchhandlung zu Wien diesen Satz nicht als Motto auf den Deckel der deutschen Ausgabe des „Julius Cäsar" gesetzt?

„Der Ostracismus hat das Kaiserreich nicht verhindert, wiederaufzuleben, nur sind wir weit davon entfernt, die Frage der Politik gelöst, die Leidenschaften beruhigt, die Völker in legitimer Weise befriedigt zu sehen, wie das Empire es gethan." Alle Revolutionen seit 1815 sind die Folge des Sturzes jener Messiade, welche das Kaiserthum heißt!

C'est donc à recommencer, und wenn es dabei nicht säuberlich abgeht, so ist das unsere, die Schuld Europas. Was ließen wir uns nicht knuten und knechten, weshalb verstanden wie die Propheten nicht besser und kreuzigten in unserer Herzenshärtigkeit den Gründer des dritten Testaments?

Schon dafür wagt der kaiserliche Schriftsteller nicht zu bürgen, daß die folgenden Napoleoniden lauter so honnete und reputirliche Leute sein werden wie Julius Napoleon und Ludwig Augustus: „Brutus konnte den Augustus nicht verhindern, aber er hat Nero und Caligula möglich gemacht." Diese beiden interessanten Cäsaren werden uns also förmlich in Aussicht gestellt!

Zerstreuen wir diesen ganzen Nebel durch ein einfaches Rechenexempel; beruhigen wir uns über diese groteske Phantasmagorie vorläufig durch die hülfreiche Regula de Tri.

Rom hat nach dem Biographen Cäsar's fast tausend Jahre um die Freiheit gerungen, und ist dann erst unter der starken Hand des Juliers gefallen. Seien wir bescheidener, nehmen wir blos die Vertreibung der Könige als Ausgangspunkt der römischen Freiheit; alsdann hat die Republik vom ersten bis zum zweiten Brutus 500 Jahre lang im wachsenden Genuß der Freiheit gelebt; sie hat in diesen 500 Jahren das Größte vollbracht, was die Alte Welt überhaupt leisten sollte. Dann war der antike Geist erschöpft, Rom matt, Cäsar erschien, um die Brücke ins Wunderland der romantischen Zukunft zu schlagen. Unter Augustus wird der Heiland der Morgenländer geboren; unter Augustus dichtet der Zauberer Vergilius das kanonische Buch des Mittelalters.

Frankreichs Könige haben länger gedauert als die römischen; der erste Brutus meldet sich zu Paris im Jahre 1789, die Guillotine beseitigt erst 1793 Tarquinius den Unbehülflichen. Noch nicht zehn Jahre später fällt die Republik dem corsischen Genie in die Arme, der sie eine Weile lang mit Ruhmeselixir berauscht und dann todkrank am Wege liegen läßt. Und Helena soll mit dem Attentat des Brutus und Cassius

auf Eine Linie gestellt werden? Macht doch keinen Scherz! Gemeinsam ist da nichts als die Zwiespaltigkeit in jeder Tyrannis, die Mommsen so drastisch dahin erklärt: „Daß derselbe Mann sich zugleich als Räuberhauptmann behaupten und als der erste Bürger den Staat leiten soll.“

Zehn Jahre sind doch keine fünfhundert Jahre! Zehn Jahre in Athen könnten schon eher zu zehn Decennien moderner Entwickelung verrechnet werden; hundert Jahre in Rom möchten fünf Jahrhunderte bei den gemischten Rassen der Völkerwanderung bedeuten. Zehn Jahre königsloser Freiheit: so kurzlebig und engbrüstig sind wir nicht; Fichte hat das zu den Zeiten Julius Napoleon's in seiner classischen Sprache dargethan: „Es ist nicht abzusehen, was nach uns kommen könnte!“

Von Hugo Capet bis auf Louis Capet sind 800 Jahre; von Romulus bis auf den ältern Brutus 250 Jahre; auf den ältern Brutus folgten 500 Jahre fortschreitender Freiheit: wie lange muß, die Rassen gleichgesetzt, die Freiheit in Frankreich dauern?

$$250 : 800 = 500 : x$$

$x = 1600$ Jahre. Die französische Freiheit hat also im Minimum zu dauern bis 1789 + 1600 oder bis zum Jahre 3389. Ganz in den Anfang dieser großen Periode fällt das Buch eines beliebigen Decemvirn, der sich für Julius Cäsar hielt, nicht die geringste der Irrungen, an denen gerade die Zeiten der Freiheitskämpfe so reich sind.

Was also den Augustus Napoleon betrifft, so verweisen wir die poetischen Geschichtsfabrikanten an den Poeten, seinen Collegen:

Nach sechzehnhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Neue Wanderungen eines Juristen in der Schweiz.

Von

Eduard Osenbrüggen.

V.

Eine Waffengattung, zu welcher besonders die Graubündtner ihr Contingent liefern, ist die Gebirgsartillerie. Wer ihr auf einer ihrer Uebungstouren hoch im Gebirge begegnet, wird leicht erkennen, daß der schweizerische Soldat aus den Bergländern dort mehr zu Hause ist als auf dem Paradefeld, und daß ihm die Anstrengungen, welche dem Flachländer kolossal erscheinen, tägliche Gewohnheit und eine Erinnerung sind an die Kriegführung der Urväter. Es war nur eine kleine

promenade militaire, als im heißen Sommer 1859 der Oberst Wehrli seine Artillerie auf den Pilatus führte. Bis zum Chriesiloch wurden die Pferde gebraucht; als sich aber diese unpraktisch erwiesen, nahmen die bündtner Artilleristen die zwei Centner schweren Geschützröhren auf den Rücken und trugen sie ebenso wie die Laffetten hinauf. Die Schüsse, welche oben auf dem „Esel“ (6532 Fuß) abgefeuert wurden, fanden ein vielfältiges Echo in den Felsschluchten des zerklüfteten Bergs und mögen die Berggeister nicht wenig in Verwunderung gesetzt haben. Eine größere Anstrengung war der Uebergang dieser Artillerie über den durch Suworow's Rückzug (October 1799) berühmten Panixer Paß, der mit einer Paßhöhe von 7425 Fuß schon für den geübten leichtgegürteten Touristen sehr beschwerlich sein soll. Aber nicht blos die bündtner Artilleristen, sondern auch die Juristen, die militia togata, müssen im Dienste ihrer civilen Kriegführung oft hoch ins Gebirge hinaufklettern und unwegsame Waldgegenden durchstreifen: denn das Steigen der Holzpreise verursacht jetzt häufiger als früher Processe um Waldgrenzen, und da hat das Augenscheinsgericht an Ort und Stelle das Recht zu finden. Das Bündtner Tageblatt hat kürzlich eine ergötzliche Schilderung dieser Justiz auf Reisen gegeben, die einem vom Actenstaub gequälten Gerichtsschreiber Sehnsucht nach der frischen Bergluft, vielleicht auch Angst vor einer so halsbrechenden Jurisprudenz einflößen mag. Der Berichterstatter meldet, daß an einem Sonntage des letzten Sommers die Mitglieder des cantonalen Augenscheinsgerichts in Zernetz im Unter-Engadin eintrafen und auf die schwere Praxis des folgenden Tages am Vorabend im „Löwen“ sich vorbereiteten, wo der Wirth, ein bekannter Bären- und Gemsjäger, zu Ehren seiner Gäste den Pokal kreisen ließ, den ihm der Fürst von Hohenzollern vor einigen Jahren als Andenken verehrt hatte. Der veltliner Wein, den schon Kaiser Augustus zu schätzen wußte, hat unter andern guten Eigenschaften auch die, daß er kein Kopfweh macht, daher waren die Diener der Themis wieder frisch, als beim Morgengrauen des folgenden Tages der Gerichtsweibel zum Aufbruch mahnte. Die Justizreise ging durch die wilden Schluchten und Wälder, aus welchen der den Firnbecken des Monte Zembraska entsprungene Spoel sich herauswindet, eine Gegend, welche die Bären mit Vorliebe zum Aufenthalt sich wählen. Erst kürzlich hatte auf der nahen Schafalp Cluozza ein bergamasker Schafhirt ein Rencontre mit einem Bären gehabt, indem die beiden sich um ein Schaf rissen und mit demselben übereinanderpurzelten, wobei der Bär dem Hirten die Hosen zerriß. Der Bär mußte diesmal ohne Beute retiriren, holte sich aber einige Tage später in der Umgebung mehrere fette Stücke. Thatsächlich ist es, daß die Bären vorzugsweise an den bergamasker Schafen Geschmack finden, auf anderes Vieh selten Jagd

machen; daher unterhalten die bergamasker Hirten auf einigen Alpen die ganze Nacht ein großes Feuer, um die Bären fern zu halten.

Jenes Rencontre des Hirten mit dem sein Naturrecht beanspruchenden Bären klingt etwas nach einer Jagdgeschichte, wie sie oft Wahrheit und Dichtung mischt, aber daß ähnliche Dinge vorgekommen sind, ist kein Zweifel. Bei Süs im Engadin bestand einst ein Laviner, Duri Beta, den Kampf mit einem Bären, indem er die wohlumwickelte linke Faust dem Thiere tief in den Rachen stieß und mit dem Beil in der Rechten dasselbe erschlug. Pfarrer Sererhard, der von Zernetz herstammte, erzählt von einem besonders starken Manne, der wegen eines Zweikampfs mit einem Bären den Namen Peter Urs erhielt. „Dieser Peter ginge einmal alleinig mit seiner Axt in das Thal Fuldera Holz zu fällen. Indeme er in der Arbeit ist, kommt ein Bär zu ihm von ungemeiner Größe und will also bald aufgerichtet mit seinen Tatzen zu ihm schlagen. Der Mann in seinem Schrecken schlagt mit seiner Axt zu ihm, so viel er mag, und gerathet ihm ein Streich, daß er ihn mitten auf die Stirn trifft, von welchem Streich der Bär so weit ertümmet worden, daß er ein Stücklein hinab getrolet auf ein unten liegendes Bödelein, allwo er erschröcklich gebrüllet und gewütet. Er erholet sich aber alsbald wiederum und lauft in vollem Grimm auf den Mann los, dem nicht so viel Zeit gelassen wird wiederum mit der Axt zu schlagen, dann der Bär tappete zu behend nach ihme. Deswegen ließe er die Axt fahren und loffe behend auf den Bären zu, also daß des Mannes Haupt unter des Bären Haupt und des Mannes Schultern unter des aufgerichteten Bären beide vordere Tatzen kommen. In solcher Postur erfassete der Mann den Bären mit seinen beiden Armen mit aller Macht und auf solche Weise troleten Mann und Bär mit einander hinab auf besagtes Bödelein. Der Bär brüllete erschröcklich und wollte los sein, der Mann aber hielte ihn fest. Als sie nun eine Weil also mit einander gerungen, also daß bald der Bär bald wieder der Mann oben gelegen, merkte der Mann wohl, daß er es also nicht lang mehr ausharren könne, sondern ihm die Kräfte entgehen würden und erfunde demnach in seinem Angstschweiß dieses Expediens. Er umbschlunge den Bauch des Bären mit seinen beiden Beinen, mit der linken Hand hielt er sich fest an des Bären langen Haaren, mit der rechten Hand griffe er in den Hosensack umb sein Sackmesser und stieße dasselbige dem Bären in seinen Bauch und hielte sich immer fest und ließe nicht nach, bis er mit seinem Messer zu des Bären Herz gedrungen, auf welches hin dem Bären auch nach und nach die Kräfte entgingen. Der Mann durfte doch den Bären nicht loslassen, bis er vermerket, daß kein Leben und Bewegung mehr in ihm seye, worauf er auf dem Kampfplatz auf den Knien Gott gedanket, den Antagonisten in

seinem Blut liegen lassen und nacher Haus kommen, allwo er ihme eine Ader öffnen lassen und 14 Tag das Bett gehütet. Des morgenden Tags ist man mit Pferd und Wagen hineingefahren die Bestie abzuholen. Hernach hat der Mann das Fleisch von diesem Thier in so viel kleine Stück verschneiden lassen als viel Häuser in Zernetz sind und in ein jedes Haus ein Stücklein hingeschicket mit Ersuchen, sie sollten dieses versuchen zur Gedächtnuß seiner Errettung."

Unsere Justizreisenden sind mittlerweile höher ins Gebirge hinaufgekommen, haben einige Gemsen aufgeschreckt und erreichen das Ziel ihrer Wanderung, den Ofenberg (Fuore) oder Ofenerpaß, der ins Münsterthal führt und jenen Namen trägt, weil man hier einst Erz gegraben und geschmolzen hat. Ein einsames kleines Bergwirthshaus wird in dieser grotesken Oberwelt vom Simmi gehalten und dieser Mann ist eben der Proceßgegner der Gemeinde Zernetz in dem Waldstreite. Zernetz hat von jeher seine beste Erwerbsquelle in den dichten Nadelwaldungen gehabt und besonders die Urwälder gegen den Ofenberg hin schienen unerschöpflich zu sein. Breter und Brennholz konnten nach dem Ober-Engadin abgesetzt und auf dem nahen Inn weithin geflößt werden. Schon Sererhard meldet, es sei beinahe seit hundert Jahren die Salzpfanne zu Hall in Tirol aus diesem Thalgelände mit Holz versehen worden und die Herren zu Innsbruck hätten jährlich 70—80 Holzhacker hinaufgeschickt, von denen dann ein unglaubliches Spatium Wälder an der rechten Seite des Thals ausgerottet worden sei; daher sei auch der gemeine Seckel dieses Orts so wohl versehen als irgend in einem Dorf des Landes.

Ebenso eigenthümlich und wild als die Gegend, in welcher die Augenscheinseinnahme vor sich geht, wo Urwald und Felsschluchten nebeneinander liegen, sieht der Mann aus, der so hartnäckig seit zwei Jahren sein Recht gegen die Zernetzer verfolgt, sodaß der Streit in die zweite Instanz gelangt ist. Simmi (Simeon Gruber), schon seit vielen Jahren hier ansässig, ist ein riesiger starker Mann, wettergebräunt und schwarzbärtig, ganz so wie ein Hinterwäldler im Engadin sein muß. Es braucht sich aber keiner zu fürchten, der dem wilden Jäger auf einsamer Fährte begegnet, denn Simmi ist nur den Bären gefährlich und hat sich längst den Namen eines gemüthlichen Wirths verdient. Die Leute erzählen von ihm manche Geschichten, von denen die folgende besonders amusant ist. Es mag zwanzig Jahre her sein, als in kalter Winterzeit zwei müde Handwerksburschen in die Gaststube des „Löwen" in Zernetz traten, und auf die Frage: Woher des Weges? erzählten, sie kämen über den Ofenberg, wo sie ein seltsames Abenteuer erlebt hätten. Als sie da oben an eine Stelle gekommen, wo der Weg an einem Eisfelde aufgehört habe, das zu betreten ihnen der Muth fehlte,

sei plötzlich ein bärtiger Riese ihnen zur Seite gewesen und habe barsch gefragt: „Was machet ihr da, ihr Buben?" Als sie zitternd und mit matter Stimme gesagt, sie könnten nicht über das Eis, da habe er beide am Kragen gefaßt und über das Eis getragen, wobei sie das Eis kaum mit den Fußspitzen berührt hätten. Dann habe der Riese lachend gesagt, jetzt sollten sie nur springen, auf daß sie warm würden.

Die Augenscheinscommission hatte, um Licht zu schaffen in den zähen Waldstreit, drei Berge zu beklettern und es war schon spät am Nachmittage, als die Männer aus Simmi's Häuschen den Rauch aufsteigen sahen, der in ihnen eine gewisse Sehnsucht erweckte, die denn auch alsbald befriedigt wurde. Eine schmackhafte Minestra eröffnete die Mahlzeit, bei der auch gedörrtes Bärenfleisch nicht fehlte, und zur Ehre des Hauses, nicht im entferntesten um die unbestechliche Justiz für sich zu gewinnen, brachte der Simmi seinen besten schwarzen Inferno auf den Tisch.

Wenn ich meinen Nachforschungen trauen darf, ist das zähe Festhalten am wirklichen oder vermeintlichen Recht und die Lust zu processiren bei der romanischen Bevölkerung Graubündtens größer als bei den deutschen Bewohnern. Während die letztern dem Satze huldigen, daß ein magerer Vergleich besser sei als ein fetter Proceß, lieben es die Romanen, eine Sache auf die Spitze zu treiben, es koste was es wolle, und die Richter wissen es dann auch anschaulich zu machen, daß sie das Schwert der Gerechtigkeit nicht umsonst tragen. Daher sind Processe nicht selten, in denen das ursprüngliche Streitobject sehr klein, die Proceßkosten aber enorm sind, und nicht etwa in Gegenden, in denen der Reichthum die Leute übermüthig gemacht hat, sondern wo der größte Theil der Bevölkerung bei bescheidenen Ansprüchen doch mit des Lebens Noth zu kämpfen hat. Eine solche Gegend Graubündtens ist das Misoxerthal und dessen Seitenthal, das enge, steinige Kalankathal, südlich vom Bernhardin, mit einer ganz italienisch redenden Bevölkerung. Der Boden ist dort wenig ergiebig, daher bringt ein großer Theil der Männer den größten Theil des Jahres in der Fremde zu, Arbeit und Verdienst suchend. In Zürich sind die Degiacomis und Denikolas als Glaser mehr noch in Permanenz als ihr Nachbar, der kastanienbratende Tessiner Guidotti; wenn in einer Nacht der gewaltige Föhn an den Häusern gerüttelt hat, so hört man am folgenden Morgen diese Glaser unfehlbar durch die Straßen rufen. Die großen Bauten in Zürich haben in den letzten Jahren auch viele Steinhauer aus jenen Gegenden angelockt und wie man ihnen einerseits das Zeugniß gibt, daß sie die feinsten Steinarbeiten ausführen und eine Zeit lang mehr leisten als irgendwelche deutsche Arbeiter und dann äußerst genügsam und nüchtern

sind, so kommen andererseits Zeiten, in denen sie ihre Lebensweise plötzlich ändern, wo sie verspielen und vertrinken, was sie verdient haben, und äußerst streitsüchtig sind. Damit steht denn auch wol die Proceßsucht jener Thäler in Verbindung, von der man genug erzählen hört. Einige Fälle mögen als Beleg dienen.

Im Mai v. J. gingen die zwei Basen Paggi vom Bergdorfe Braggio herab nach Roveredo, dem Hauptorte des untern Misoxerthals, um auf dem Markte einzukaufen. Jede erstand ein Schweinchen, eins von den Thierchen, die zwar in der Schweiz in Schrift und Druck nie anders als mit der vorangeschickten Verwahrung salva venia eingeführt werden, die auch dem müden Wanderer, der in einem Bergwirthshause eine Nachtherberge gefunden hat, sehr unbequem werden können, wenn sie mit dem Morgengrauen im untern Stock lebendig werden, während er darüber nach einer in Graubündten recht gewöhnlichen Einrichtung seine Schlafstätte hat, die aber sehr ansprechend sind, wenn sie als Braten auf dem Tische erscheinen. Da sagt man nicht mehr s. v. Schweinebraten, sondern der Feinschmecker erkennt gar bald, daß er es mit einer Art zu thun hat, die Graubündten eigen und trefflicher nicht leicht zu finden ist. Ist er zugleich Antiquar, so weiß er, daß in diesen Thierchen das Geschlecht fortlebt, welches vor Jahrtausenden zum Hausstand der Pfahlbautenbewohner gehörte oder damals wahrscheinlich in wilder Freiheit in den Wäldern und Torfmooren lebte. Genug, jede der beiden Basen hatte auf dem Markte ein solches Thierchen gekauft, aber die eine derselben hatte 30 Rappen mehr gezahlt und durfte glauben, eine vorzügliche Erwerbung gemacht zu haben. Nahe bei ihrem Heimatsorte kehrten sie in einem Wirthshause in Arvigo ein und die beiden Kleinen wurden in den Stall gestellt. In gutem Frieden gingen sie noch mit ihrem Erwerb in der Dunkelheit nach Braggio, aber am andern Morgen entbrannte die Identitätsfrage, indem die eine der Basen behauptete, die andere habe sich das ihr nicht gehörige bessere Schwein angeeignet. Vermitttelung des Friedensrichters blieb fruchtlos und die Sache kam an das Kreisgericht, bei welchem etwa 50 Zeugen vernommen wurden. Von dem Urtheil des Kreisgerichts wurde an das Bezirksgericht appellirt und erst im December v. J. beendigte das Urtheil zweiter Instanz den Proceß, sodaß nun jede der Basen wußte, welches Schwein sie als das ihrige zu betrachten hatte. Die Proceßkosten waren aber auf 2400 Frcs. angelaufen, sodaß bei der Compensation jeder der beiden Basen Paggi ihr Recht auf 1200 Frcs. zu stehen kam.

Ganz ähnlich war vor einigen Jahren ein Streit von zwei Gasthofbesitzern in San-Bernardino um zwei Enten, in welchem die Parteien von zwei berühmten Advocaten aus dem benachbarten Tessin meister-

haft vertreten wurden. Es bedurfte nicht nur mancher Zeugen, sondern auch einiger Experten, um die Herkunft der Enten nach ihrem Accent zu constatiren, denn die Italiener mit ihrem feinen Gehör wissen, daß das quà quà lange nicht von allen Enten gleich ausgesprochen wird. Der Proceß wurde endlich noch verglichen, aber die Herren Litiganten hatten sich in die Summe von 1000 Frcs. Gerichtskosten zu theilen.

Diese Fälle klingen unglaublich, ich muß sie aber doch für wahr halten, da sie von einem Juristen mit allem Detail in einer bündtnerischen Zeitung erzählt sind.

VI.

Ein Land von so wechselnder Bodenbeschaffenheit und so grotesken Formen wie Graubündten, so reich an Naturschönheiten und Naturerscheinungen aller Art, wo zahllose Gebirgsköpfe von ewigem Winter umstarrt herabschauen auf Thäler mit italienischem Klima, wo Wasserfälle und Lavinen donnern und der Himmel bald mit der Posaune des Sturms zu den Menschenkindern redet, bald im goldenen Glanze seligen Frieden ausbreitet über Berg und Thal, wo der Bär noch seinen Urwald hat und der Adler sein Felsennest, wo hoch im Gebirge Quellen entspringen, die mit andern Quellen sich vereinen, um als mächtige Flüsse die Länder zu durchziehen, wo plötzlich die Bergströme mit entfesselter Wuth in die Thäler hinabstürzen, als wollten sie eine neue Sündflut bringen — in einem solchen Lande verschwindet der Wunderglaube und der Nachklang heidnischer Vorstellungen von Dämonen und Elben, von Geschöpfen, die halb Mensch, halb Thier sind, von Menschen, die mit Zauber umgehen, nicht leicht; das Unerklärliche ist einst personificirt worden und die Gestaltungen alter Zeit behalten Realität in der Phantasie der Menschen, die sich in einer Welt voll unerklärter Dinge bewegen. An einem Bergsee, der hoch über der Menschen Wohnungen liegt, dessen Tiefe nie ergründet, der daher unergründlich ist, weiden ruhig die Heerden, aber die Hirten scheuen sich, einen Stein in den See zu werfen, denn sie wissen, daß die Spiegelfläche plötzlich ihre Farbe verändern und das stille Wasser aufbrausen kann, ohne daß sie eine Ursache sehen. Da muß dann ein großer Fisch in der Tiefe sein oder ein anderes Ungethüm, das nur selten an die Oberfläche kommt, aber es gibt doch alte Leute, die es haben auftauchen gesehen.

Solche Seen gibt es viele im rhätischen Gebirge. Sererhard meldet vom Hochthal Urden zwischen Arosa und Parpan: „Zuoberst in diesem Thale ist ein See mittelmäßiger Größe und runder Form. Dieser See hat seltsame Eigenschaften. Man hält ihn für unergründlich. Bei Wettersänderungen fangt er an aufwallen wie Wasser in einem Kessel, wann es anfangt sieden, und bisweilen bewegt es sich ungestümiglich,

daß es in der Mitte ringsherum fahret, wirblet und ein Trichterloch formiret, bei welchem Vortico oder Wirbelloch das Wasser ehe eine Minute vorbei sich wieder in die Höhe wirft mit ungestümen und starken Mugitibus oder Brüllen, welches Brüllen man etliche Stunden weit bis in die Schallficker Heuberge hören mag, also daß die Bauern, wenn sie solches hören, sagen: «Das Wetter wird sich wol ändern, der See brüllet», und sozusagen an diesem See einen Kalender haben." — Ein Hirt, der unser Wegweiser ward, bestätigte uns das Obbesagte mit dem Beifügen, wenige Jahre vorher haben etwelche muthwillige Hirtenknaben drei oder vier junge Pferde in diesen See gesprenget, „die seien sogleich dem Wirbel zugezogen und verschlungen worden". Sererhard, der nach seiner Manier sich zwar als reformirter Prediger zu den Aufgeklärten zählt, aber doch regelmäßig in solchen Dingen wieder zum Glauben einbiegt, stellt die Frage, ob etwa das Brüllen dieses Sees und anderer Bergseen herrühre von einem „gräßlichen Geschrei grausamer Bestien in der Tiefe" und ist geneigt, diese Frage zu bejahen, mit Berufung auf zwei Zeugen von Laviu, die vor einigen Jahren einen fliegenden Drachen auf einem See ihrer Gegend gesehen hätten. Von diesem See am Gebirge Alpiglia, als Behausung eines Drachens oder Lindwurms, ist oft bei den alten Schriftstellern die Rede, und die Sage meldet auch, wie das Unthier beseitigt worden sei. Ein gewisser Johann Branca von Guarda soll den kleinen See mit Hülfe eines Beschwörers mit Blättern und Zweigen überdeckt und dadurch den Drachen genöthigt haben, mitten in einem greulichen Unwetter den Ort zu verlassen, infolge dessen er den Inn abwärts bis Innsbruck geschwemmt und dort nicht ohne große Gefahr getödtet wurde. Nach dem Volksglauben im Engadin haben aber die Lindwürmer nicht nur in tiefen Bergseen ihren Aufenthalt, sondern auch in Halbschluchten, die gegen Mittag geöffnet sind, wo sie dann nach Art der Schlangen und Eidechsen gern an der Sonne liegen.

Neuerdings hat Vonbun in seinen schätzbaren Beiträgen zur deutschen Mythologie (1862) die Drachensagen Churrhätiens behandelt, ist aber dabei, wie schon andere Gelehrte vor ihm, in einen historischen Irrthum verfallen. Veranlaßt durch eine gelegentliche Erwähnung des Drachentödters Struthahn von Winkelried in Campell's rhätischer Geschichte, meint Vonbun, es sei sehr bezeichnend, daß der alte ehrliche Chronist den unterwaldtner Helden von Sempach mit einem Drachen kämpfen und durch dessen Blut zu Grunde gehen lasse; es sei, nach einem Ausspruche in Grimm's „Deutscher Mythologie", Amt der Helden, wie die Riesen, so die damit gewissermaßen identischen Drachen auf der Welt auszutilgen. Aber es fiel dem „alten ehrlichen Chronisten", der ein Schweizer war, nicht ein, den Drachentödter Struthahn oder Strut

von Winkelried, dessen Sieg und Tod in das Jahr 1250 gesetzt wird, mit Arnold von Winkelried, welcher bei Sempach der Freiheit eine Gasse machte, zu identificiren!

Wie die Schildkröte sich zurückzieht unter das feste Dach, das ein weiser Baumeister ihr gebaut hat, so findet die bündtner Familie in den dicken Mauern des Berghäuschens ihre Schutzwehr gegen das wilde Wetter und den Schnee, der zwar ersehnt ist als warme Winterdecke für die grünen Matten, aber oft plötzlich das Häuschen aus aller Verbindung mit der Menschenwelt heraussetzt. Da werden denn, wenn der kurze Tag zu Ende geht, die Schießscharten ähnlichen kleinen Fensterlöcher mit ihren Läden, die wie kleine Thüren aussehen, verschlossen und es beginnt im matt beleuchteten Wohnstübchen ein Winterabend, der nicht ohne Poesie ist, denn das alte Mütterchen im Lehnstuhl führt ihre Hausgenossen in eine Märchenwelt, die sie nicht aus Büchern, sondern aus eigener Anschauung und durch mündliche Ueberlieferung der Mutter und Großmutter kennen gelernt hat. Sie erzählt Naturmythen, die ihr Wahrheit sind, und hat davon einen Vorrath, „daß man wol ein rares Fabelbuch damit füllen könnte". Ihre Hauptfiguren, von denen die Enkel und Enkelinnen auch am liebsten hören, sind die Bergmännchen oder Waldfänken, die im Felsinnern oder in Erdhöhlen wohnen, wie man solche bei Sewis zeigt. Sie sind menschenähnlich, aber kurz und dick und am ganzen Körper, nur im Gesicht nicht, behaart. Die Waidmännli der bündtner Sagen sind meistens menschenfreundlich und in den Geschäften der Alpbewohner wohlerfahren. Sie melken die Gamsthiere und bereiten aus der Milch kleine Käse. Auf der Alp Pardenn im Hochgericht Klosters half ein solches Männli, das sehr stark war und als Hirtenstab einen entwurzelten Tannenbaum trug, sieben Jahre lang die Kühe hüten, wofür man ihm als Belohnung alljährlich ein Paar neue Schuhe hinstellte. Er freute sich zwar immer darüber und machte seltsame Geberden, wenn er die Schuhe anzog, konnte aber nicht darin gehen, sondern purzelte zu Boden. Aus der Schotte, dem bei der Käsebereitung übriggebliebenen wässerigen Theil der Milch, den man früher den Schweinen ließ, verstanden die Fänken pures Gold zu bereiten. Das hat zwar kein Senn von ihnen gelernt, aber die jetzigen Schweizer machen daraus Milchzucker, der für gutes Geld nach Italien und Spanien geht, wo er zur Limonade verwendet wird.

Es darf uns nicht wundern, daß der bündtnerischen Märchenwelt sich auch ein Aberglaube beigesellt hat, den man nicht harmlose Poesie nennen kann. Zwar glaubt man nicht mehr, daß Hexen das Gletschereis zerschlagen, um Hagel zu machen, daß sie im Hexenkessel am Weißen See kleine Kinder kochen, aber wohl, daß es Weiber gebe, welche Un-

wetter und Hagel heraufbeschwören, Kühe bezaubern u. dgl. Eine Geschichte des Hexenglaubens und der Hexenverfolgungen in Graubündten würde das große Material dieses Literaturzweiges quantitativ bedeutend vermehren, wenn auch wenig Abweichungen von der Regel zeigen. Wie Deutschland seinen Blocksberg, die innere Schweiz die „Ehrlosen“, eine öde Hochebene zwischen Münster und Hitzkirch im Canton Luzern als Sammelplatz der Hexen kennt, so wählten die Hexen im Bündnerlande einen anmuthigern Ort, die genannte Alp Pardenn, zum Tanzplatz, und so sehr zäh hat sich die Sage erhalten, daß Frauen aus fernen Gegenden sich dort eingefunden hätten. Sererhard, der auch bei diesem Thema wieder ein Compromiß zwischen Aufklärung und Aberglauben zu Stande bringt, erzählt, ein Mann, der 24 Jahre in Paris als Compagnieschneider gedient, habe hoch und theuer bezeugt, es sei einmal eine vornehme pariser Frau zu ihm gekommen und habe gefragt, weß Landes er sei? Auf die Antwort, er sei ein Prättigäuer, habe sie gesagt, sie sei oft in diesem Lande gewesen vermittels ihrer freien Kunst; ob er denn wisse, wo das pardenner Bödeli sei? Als er dies bejaht, habe sie bemerkt, dort hätte ihre Gesellschaft die Versammlungen gehalten, und sie habe auch einige Frauen aus dem Prättigau namhaft gemacht, mit denen sie dort bekannt geworden sei. Der Mann wunderte sich hierüber sehr, da er die genannten Personen wohl kannte. Aehnlich erging es einem Graubündtner, der in holländischen Diensten war, mit einer Holländerin, bei welcher er in Quartier lag.

Wie durch Religionsstreitigkeiten der schlimmsten Art, so hat durch Hexenprocesse das Poschiavinerthal (Puschlav) sich berüchtigt gemacht. Nicht nur führt ein Raum in dem Thurm des Rathhauses von Poschiavo den Namen Hexenkammer, sondern nach der Mittheilung des Pfarrers Leonhardi in Brusio liegen im Gemeindearchiv die Acten von etwa 120 Hexenproceduren und sind allein im Jahr 1672 mehr als 20 Menschen wegen Hexerei oder Unholderei verurtheilt worden. Die letzte Hexe von Brusio erlitt nach Leonhardi's Mittheilung 1760 den Tod, nicht auf dem Scheiterhaufen, sondern durchs Schwert; denn wenn auch das Urtheil dem Gesetze gemäß den Feuertod aussprach, pflegte doch schon früher diese Strafe dort in Enthauptung umgewandelt und der Leichnam verbrannt zu werden. So weit meine Nachforschung reicht, ist überhaupt die letzte Hexe in der Schweiz und auf deutschem Boden im Jahre 1782 in Glarus enthauptet, nicht, wie es noch in der neuesten Auflage von Rotteck's und Welcker's „Staats-Lexikon“ heißt, verbrannt worden. Man vermied zwar in diesem glarner Falle schon den Namen Hexerei, aber es war doch die Anschuldigung, die in dem Bunde mit dem Teufel wurzelte, nichts anderes.

Schließlich noch eine kleine sprachliche Erörterung. Schon oft bin

ich von Fremden gefragt worden, woher doch die griechische Endung so vieler Ortsnamen im Canton Zürich komme: Adlikon, Zollikon, Pfäffikon, Bendlikon ꝛc.? Ich könnte darauf antworten, daß ja die Stadt Zürich das schweizerische Athen sei, folglich müsse der Canton ein Attika sein, und habe deshalb nicht blos attisches Salz, sondern auch Demen mit griechischen Namen. Aber seit mein gelehrter Freund die exacte mikroskopische Untersuchung über die Ortsnamen des Cantons Zürich veröffentlicht und nachgewiesen hat, daß jene griechisch aussehende Endung nichts sei als eine feine zürcherische Zusammenziehung von Hofen (Adlikon = Adalinghofen), muß ich meine complimentarische Philologie für mich behalten. Schwerer möchte es meinem classischen Freunde sein, den Ariadnefaden zu geben für das labyrinthische Bündtnerland, dessen Ortsnamen nicht minder als viele Familiennamen dem, der es auf seinen Wanderungen nicht unterlassen kann, solche Namen nach ihrer Etymologie zu fragen, oft höchst räthselhaft bleiben, wenn er nicht die Neigung hat, zu verfahren wie Gelehrte des 16. Jahrhunderts, die in den Bewohnern des Dorfes Zizers bei Chur Urenkel des Cicero witterten. Etwas ganz Aehnliches ist auch noch vor einigen Jahren einem berühmten deutschen Geschichtsprofessor begegnet. Nachdem er in seinen Berichten „aus den rhätischen Alpen“ bemerkt hat, der Name Alveneu, Alba nova, erinnere, daß man schon in der Region angelangt sei, wo etruskische Einwanderung, meist aus Furcht vor dem Gallier oder Hannibal's Scharen, in der Alpenwildniß sich eine zweite Heimat gründete, meint er, zu solchen Erinnerungen gehörten auch die Namen mancher Familien, z. B. die an der Scheide des Julier und Septimer in Stalla „hausenden Catilina“. Als Witz wäre dies recht hübsch, da es aber durchaus ernst gemeint schien, fand sich ein gelehrter Graubündtner veranlaßt, darauf zu erwidern, daß die ehrenwerthe Familie Cad'lina einen rhätischen Namen trage, aus dem bekannten Ca(Casa, in vielen Personennamen, wie Canova, Camenisch, Caflisch, Caviezel) und dem noch im Ober-Engadin vorkommenden Geschlechtsnamen Lina zusammengesetzt.

Graubündten ist ein sprachreiches Land. Zwar bildet das Deutsche die officielle Sprache des Cantons, aber in einigen Thälern wird italienisch gesprochen und wer des Italienischen nicht kundig ist, kann sich mit seinem Latein durchhelfen, wie der Student, welcher, um zu dem ihm augenblicklich nothwendigsten Lebensbedürfniß zu gelangen, uno schoppino vino forderte und sogleich nicht nur das Gewünschte in guter Qualität erhielt, sondern auch durch seine Sprachkühnheit die Wirthin freundlich und heiter stimmte. Schwieriger ist der Verkehr mit den zahlreichen Bewohnern, welche das Romanische (Rhäto-Romanisch, Ladin) reden, das noch wieder in zwei Hauptdialekte aus-

einander geht. Zwar hat auch dieses Idiom das Latein zum Grundstock, aber die Buchstabenversetzung und die überraschende Mishandlung der Endsilben würde einen Sanskritaner, der die Sprache des Paradieses erfaßt hat und dem schon das Französische und Englische Sprachgreuel sind, in die Flucht treiben, und verwirren auch ein gewöhnliches Menschenkind. In den nicht zu abgelegenen Orten romanischer Zunge findet man aber immer Leute, denen das Deutsche nicht fremd ist.

Ceylon und die Singhalesen.

Von

Julius Althaus.

I.

Obwol es kaum eine Insel gibt, welche die Aufmerksamkeit so vieler Schriftsteller in allen Zeiten und Ländern auf sich gezogen hat wie Ceylon; obwol kein Volk in alter und neuer Zeit existirt, welches überhaupt eine Literatur besitzt, dessen Autoren sich nicht zu einer oder der andern Zeit mit diesem Lande beschäftigt hätten, so beschränken sich unsere Kenntnisse davon doch fast ausschließlich auf die leichter zugänglichen Küstendistricte, während das Innere der Insel bis in die neuere Zeit hinein fast ganz unbekannt blieb. In der That erhielten die frühern Besitzer Ceylons, die Portugiesen und Holländer, nur gelegentlich Nachrichten daraus durch Flüchtlinge und Spione, und wurde das Innere des Landes erst seit dem Jahre 1815 durch die Energie der Engländer geöffnet. Der hohe Gürtel, hinter dessen Hügelkette die Könige von Kandy auf die Armeen von drei aufeinanderfolgenden europäischen Nationen herabgesehen und ihnen Trotz geboten hatten, wurde endlich durch eine großartige Bergstraße zugänglich gemacht, und im Norden der Insel entdeckte man Ruinen alter Städte und gewaltige Denkmäler einer frühzeitigen Civilisation mitten in den Einöden ungeheuerer Wälder. Die englischen Kaufleute entrissen den Holländern den Handel mit Zimmt und andern Gewürzen, und begannen in den früher unnahbaren Hochlanden die Anpflanzung von Kaffee. Auch die sociale Stellung der Eingeborenen änderte sich beträchtlich, die Sklaverei wurde aufgehoben, die Zwangsarbeit, welcher früher auch die Freien unterworfen gewesen waren, abgeschafft und neue Gesetze erlassen, welche, wenn sie auch nicht immer consequent durchgeführt wurden, doch gewiß besser waren und wirkten als die willkürliche Herrschaft der einheimischen Könige. Kurz im Verlauf eines halben Jahrhunderts änderte sich der allgemeine Anblick des Landes und der Zustand des Volkes durchaus, und auch

über diese Veränderungen haben wir bisher nur äußerst wenig erfahren. In der That war die allgemeine Unbekanntschaft mit Ceylon fast sprichwörtlich und eine ausführliche Schilderung dieser Insel seit langer Zeit ein Bedürfniß. Diesem Mangel ist nun vor einigen Jahren durch ein Buch abgeholfen worden, welches durch den Umfang der Bemühungen und die erschöpfende Behandlung des Gegenstandes sich den ersten Werken in diesem Bereiche der Literatur würdig zur Seite stellt. Sir Emerson Tennent, der Verfasser dieses Werkes, welches in London erschien und trotz seines bedeutenden Umfangs und hohen Preises hintereinander fünf Auflagen erlebte, hat uns ein Handbuch von allem geliefert, was man von Ceylon weiß; er hat alles beschrieben, was dort zu sehen ist; er hat uns die Naturgeschichte des Landes, die geologischen und klimatischen Verhältnisse, die Flora und Fauna, die Geschichte der Singhalesen, die politischen und socialen Einflüsse, denen das Land unterworfen gewesen ist, so klar und umfassend dargelegt, daß es schwer halten würde, ein anderes und vorher verhältnißmäßig so unbekanntes Land zu nennen, welches auf diese Weise behandelt und beschrieben wäre. Die europäischen sowol wie die asiatischen Quellen hat Sir Emerson mit ausgezeichnetem Fleiß und Ausdauer studirt und dazu den reichen Schatz eigener Erfahrungen gebracht, welche er während seines langjährigen officiellen Aufenthalts in Ceylon gesammelt hat.

Von welcher Seite her man sich auch der Insel nähern mag, überall zeigt sie einen so wunderbar schönen Anblick, daß kaum irgendein Land der Erde sich damit vergleichen läßt. Der Reisende, welcher von Bengalen kommt und das trübe Delta des Ganges und die heiße Küste Koromandel hinter sich läßt, oder der Abenteurer aus Europa, welcher sich eben an die Sandwüsten von Aegypten und die verbrannten Heckenländer von Arabien gewöhnt hat, wird in gleicher Weise von dem Anblick der sich vor ihm ausbreitenden Schönheit dieser Insel entzückt, wie sie sich stolz aus dem Meere emporhebt, ihre hohen Berge mit üppigen Wäldern bedeckt und ihre Ufer bis dahin, wo sie dem Saum der Wellen begegnen, strahlend von dem Laubschmuck eines ewigen Frühlings. Die Brahminen bezeichneten Ceylon als „das glänzende" und priesen es in ihren träumerischen Rhapsoden als das Land des Geheimnißvollen und Erhabenen. Die buddhistischen Dichter nannten es eine Perle auf der Stirn Indiens; die Chinesen kannten es als die Insel der Juwelen, die Griechen als das Land der Hyacinthe und des Rubins; die Mohammedaner gingen in ihrem Entzücken so weit, Ceylon den verbannten Aeltern des Menschengeschlechts als ein neues Elysium zum Wohnsitze anzuweisen, um sie über den Verlust des Paradieses zu trösten; und die frühern europäischen Schiffahrer verbreiteten, wenn sie, geblendet von den Edelsteinen und beladen mit kostbaren Gewürzen von

der Insel zurückkehrten, die Fabel, daß der von Ceylon kommende Wind in weiter Ferne auf dem Meere die herrlichsten Wohlgerüche verbreite. Diese Fabel vom gewürzigen Winde ist so alt wie Ktesias und wird von Plinius wiederholt; die Griechen entlehnten sie von den Hindus, welche glauben, daß das Sandelholz dem Winde seinen Duft mittheilt. Die Hinweisung auf solche wohlriechende Winde war übrigens allen Entdeckern unbekannter Länder gemeinsam; so schrieben sie die Gefährten des Columbus den Antillen zu, und Sir Walter Raleigh fand sie an der Küste von Carolina. Milton spricht im Verlorenen Paradiese von den „sabäischen Düften", welche aus dem Glücklichen Arabien kommen, und Ariost benutzt im „Rasenden Roland" diese Sage bei der Beschreibung der Reize von Cypern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Art aromatischen Dufts in der Nähe gewisser tropischer Länder auf dem Meere wahrgenommen wird; ganz sicher ist es z. B. von Cuba, wo man einen Veilchengeruch wahrnimmt, wenn man eine Stunde vom Ufer entfernt ist, und hat man denselben auch mit Sicherheit auf eine eigenthümliche Kletterpflanze zurückgeführt, welche besonders nachts diesen Duft von sich gibt und reichlich auf Cuba wächst. Was Ceylon indeß anbetrifft, so ist die Existenz eines solchen Geruchs durchaus nicht erwiesen, und wenn ja ein solcher zuweilen wahrgenommen werden sollte, so kann derselbe keinenfalls, wie gewöhnlich angegeben wird, von dem Zimmt herrühren; der Zimmtlorber hat nämlich nicht den geringsten Geruch und wird das eigenthümliche Parfüm des Gewürzes erst dann wahrnehmbar, wenn die Rinde abgetrennt und getrocknet ist. Uebrigens hat, wie dem auch sein mag, auch in spätern Zeiten, wo der Phantasie nicht so freier Spielraum gelassen wurde wie früherhin, der Ruf der Schönheit Ceylons sich doch behauptet, und zeigt die Insel, wie Lassen in seiner indischen Alterthumskunde sich ausdrückt, die höchstmögliche Entwickelung indischer Natur.

Vier Fünftheile des Landes bestehen aus wellenförmigen Ebenen, worin Ausläufer der Gebirge, welche das letzte Fünftheil bedecken, einige Abwechslung bringen. Jeder District, von den Tiefen der Thäler bis zu den Gipfeln der höchsten Hügel, ist mit ewigem Grün bedeckt; selbst der Triebsand am Meeresufer ermangelt einer solchen Decke nicht, welche durch die kühlen Schatten der Palmenwälder vor den Sonnenstrahlen geschützt wird. Der Kern der Gebirgsmassen besteht aus Gneis, Granit und andern krystallinischen Felsen, welche in ihrer unwiderstehlichen Erhebung die über ihnen liegenden Schichten zerrissen und sie entweder zu hohen Pyramiden und Klippen erhoben oder sie in riesenhaften Trümmern in die Tiefebenen geschleudert haben. Der Boden ist in diesen Gegenden nicht fruchtbar, aber da aus dem Indischen Ocean und der Bucht von Bengalen eine Menge Feuchtigkeit hinüberkommt

und die Luft sehr warm ist, entsteht eine so üppige Vegetation, daß die Phantasie sich kaum etwas Wunderbareres vorzustellen vermag; alle ebenen Flächen sind mit Grün überzogen, Wälder von nie welkenden Blüten bedecken Berg und Thal; Blumen von glänzenden Farben trifft man überall, und zarte Kletterpflanzen, welche in den abschüssigen Felsen wurzeln, hängen in großen Festons an den Seiten der Abgründe herab. Ungleich den Wäldern Europas, in denen das Vorwiegen gewisser Baumarten den Umrissen und der Färbung einen ernsten und eintönigen Charakter verleiht, sind die Wälder Ceylons durch endlose Mannichfaltigkeit ihres Laubes und den lebhaften Contrast ihrer Farben ausgezeichnet. Die Berge, besonders nach Süden und Osten, erheben sich plötzlich zu ungeheuern Höhen über die flachen Ebenen empor; Flüsse winden sich durch die Wälder wie Silberdraht durch eine grüne Stickerei, bis sie sich in unbestimmter Ferne verlieren, wo die Sonnenstrahlen auf den Meereswellen zittern. Das Ganze gewährt in der That einen so reizenden Anblick, daß man sich über die enthusiastischen Erzählungen der Seefahrer von Serendib in Tausendundeiner Nacht nicht mehr verwundert.

Ueber die Geographie von Ceylon hat man erst neuerdings befriedigende Aufschlüsse erhalten. Die Hindus, welche dieser Insel eine sehr hohe Stellung in ihrem Weltsystem angewiesen hatten, irrten sich durchaus in der Größe und Lage derselben; sie hielten Ceylon für einen großen Continent und glaubten, es erstrecke sich in beträchtlicher Ausdehnung südöstlich von Indien. Die einheimischen buddhistischen Geschichtschreiber, welche die Uebertreibungen der Brahminen nicht bestätigen konnten und doch nicht gern den epischen Ruhm ihres Vaterlandes dadurch verringern wollten, daß sie die ihm zugeschriebenen ungeheuern Dimensionen in Abrede stellten, versuchten die wahre Größe der Insel mit den Fabeln der orientalischen Astronomen so zu versöhnen, daß sie annahmen, beträchtliche Länderstrecken seien infolge von Erderschütterungen durch das Meer verschlungen. Diese Behauptung findet indeß, wenigstens in der historischen Zeit, nirgendwo Bestätigung; indeß ist es eigenthümlich, daß das Jahr, in welches die Buddhisten die Abtrennung Ceylons vom Festlande und die Ueberschwemmung eines Theils der Insel verlegen (2387 v. Chr.), ziemlich nahe dasjenige berührt, in welchem nach der gewöhnlichen Ueberlieferung die große Sündflut Noah's stattgefunden haben soll (2348). Die geologische Analogie ist indeß der angeführten Theorie nicht günstig, und nicht nur Pflanzen, sondern auch Thiere aller Arten existiren in Ceylon, welche man in der Flora und Fauna Indiens nicht findet.

Inzwischen wurden in dem Kindesalter der geographischen Wissenschaft und bevor Ceylon von Europäern umschifft worden war, die mythischen

Täuschungen der Hindus nach dem Westen übertragen, und man ging so weit, zu glauben, daß die Südspitze der Insel unter den Aequator fiele, während sie mit ihrer Breite Afrika und China berührte. Noch zur Zeit Alexander's des Großen hielt man sie für zwanzigmal größer, als sie in der That ist. Plinius und die arabischen Geographen wiederholten diese Angaben; noch Marco Polo gab im 14. Jahrhundert die gewöhnlichen übertriebenen Dimensionen an, fügte indeß hinzu, daß die Insel jetzt nur noch halb so groß sei wie früher, da der übrige Theil vom Meere verschlungen sei. Erst im Jahre 1845 wurde eine genaue geographische Bestimmung der Lage der Insel von General Fraser vorgenommen, welcher fand, daß sie zwischen 5° 55′ und 9° 51′ nördl. Br. und 79° 41′ und 81° 54′ östl. L. liegt; die größte Länge von Norden nach Süden ist 54 geographische Meilen, die größte Breite 25½ Meilen und der Flächeninhalt 5144 Quadratmeilen, also größer als Preußen. Die Feldmessung und alle trigonometrischen Operationen waren ungewöhnlich schwierig, indem bis vor kurzem das Reisen im Innern fast unmöglich war; es gab gar keine Straßen, die Flüsse hatten keine Brücken irgendwelcher Art; Berge stellten sich dem Reisenden entgegen, welche nie vom Fuße eines Europäers betreten gewesen, und Abgründe, welche selbst den Muthigsten und Geschicktesten fast unzugänglich waren; dazu ist das Land mit Wäldern und Teichen bedeckt; die Bäume werden oft über 100 Fuß hoch und nicht selten mußten Zweige davon abgerissen werden, um nur die Signalstationen erkennen zu können. Die Messungen wurden unter Entbehrungen aller Art und Krankheiten vorgenommen, welche oft die ganze Gesellschaft niederwarfen; aber ihr Eifer und ihre Geschicklichkeit war so groß, daß Ceylon in geographischer Hinsicht jetzt besser bekannt ist als irgendeine andere englische Colonie.

Die Form der Insel gleicht der einer Birne oder Perle; ursprünglich war sie wol rund, indessen erhebt sie sich immer mehr aus dem Ocean, und man findet Muschelschalen und andere Ueberreste von Seethieren bis zehn englische Meilen landeinwärts. Der nördliche Theil der Insel besteht nämlich fast ganz aus Korallenriffen und den Anschwemmungen, welche die Meeresströme herbeiführen. Diese kommen, geladen mit Alluvien, welche sie an der Küste Koromandel gesammelt haben, und deponiren sie an den Riffen von Ceylon, welche dadurch eine beständige Volumszunahme erhalten; auf diese Weise ist z. B. die Halbinsel Jaffna gebildet, welche ganz aus Korallenriffen, Triebsand, Kokospalmen u. s. w. besteht.

Die höchste Erhebung der Bergkette beläuft sich auf 8280 Fuß. In geologischer Beziehung ist der Gneis durchweg hervorragend; er bietet Felsen, welche bis zu 600 Fuß in die Höhe steigen und natürliche Höhlen, in welchen buddhistische Tempel angelegt sind. Eine andere

Eigenthümlichkeit, welche den Reisenden frappirt, der in Colombo oder Galle landet, ist die glänzendrothe Farbe der Straßen und Wege, welche einen so lebhaften Gegensatz zu dem Grün der Bäume bildet, und die Allgegenwärtigkeit eines feinen rothen Staubes, welcher jede Spalte und Kluft durchdringt und allen vernachlässigten Gegenständen seine eigene Farbe mittheilt. Man befindet sich daselbst wie in Westfalen „auf rother Erde". Die Einwohner, welche an diesen Orten wohnen, sind anderswo an der rothen Farbe ihrer Kleidungsstücke leicht erkennbar. Diese Farbe rührt von dem sogenannten Laterit her, einer Art von zertrümmertem Gneis, welcher magnetischen Eisenglimmer enthält, der sich durch die Berührung mit Luft und Feuchtigkeit zu Eisenoxydhydrat umwandelt.

Obwol der Boden eine so üppige wilde Vegetation zeigt, ist er doch für die systematische Cultivirung der Cerealien nicht geeignet. Auch sahen die ersten Abenteurer, welche auf den Hügeln Kaffeeplantagen anlegten, zu ihrem Schrecken, daß nach der anfänglich schnellen Entwickelung der Pflanze die Staude bald kraftlos und welk wurde. In der That sind die einzigen Oerter, wo Kaffee mit Vortheil angebaut werden kann, diejenigen, welche von den Urwäldern der Gebirgsformation bedeckt sind, während das Rasenland auf denselben Hügeln, obwol es sich ganz nahe an die Wälder anschließt und durch keine erkennbare Linie als das Wachsen der Bäume davon abgeschlossen ist, und obwol der Boden in beiden Partien vollkommen identisch zu sein scheint, ganz ungeeignet dafür ist. Reis gedeiht dagegen besser, und seit uralter Zeit haben die Eingeborenen mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer Flüsse oft viele Meilen weit von ihrem Laufe abgelenkt, um ihre Reisfelder gehörig bewässern zu können. Reis wächst jetzt besonders im Tiefland im Süden der Insel, wo man zwei reichliche Ernten jährlich hat. In frühern Zeiten war der Reisbau weit besser und reichlicher betrieben als jetzt; im Innern der Insel findet man auf Schritt und Tritt Ruinen von ungeheuern künstlichen Bewässerungswerken, die noch jetzt eins der Wunder der Insel bilden. Viele von diesen „Tanks", wie man sie nennt, bedecken einen Flächenraum von zwei bis drei Quadratmeilen. Sie sind jetzt verfallen; das Wasser, welches eine Provinz befruchten könnte und einst wirklich befruchtete, verrinnt jetzt unbenutzt im Sande und Hunderte von Quadratmeilen, welche Nahrung für alle Einwohner Ceylons liefern könnten, sind der Einöde und Malaria anheimgefallen, während Reis zum Unterhalt der nicht ackerbauenden Bevölkerung jährlich aus Indien eingeführt wird.

In den Bergen finden sich viele seltene und kostbare Metalle, wie z. B. Tellurium und Wolfram, besonders aber ist Ceylon durch seinen Reichthum an Edelsteinen ausgezeichnet; große Mengen von Sapphiren,

Topasen, Amethysten, Granaten und Rubinen finden sich vorzüglich in der Umgebung der Stadt Ratnapura (wörtlich: Stadt der Rubine); man findet sie theils in Felsen, theils in kleinern Stücken im Sande der Flüsse, welcher deshalb auch von Steinschleifern zum Poliren weicher Steine und zur Durchsägung der Elefantenzähne benutzt wird. Die Eingeborenen suchen Edelsteine besonders zwischen December und März, wenn das Wasser tief gesunken ist, doch machen sie sich meistentheils nur an die Alluvialebenen und Flußbetten, weniger an die Felsen, in welchen doch die Steine in weit größern Mengen sowie unzersetzt und in vollkommenerm Zustande vorkommen; es fehlt den Singhalesen an Energie, um solche mühevolle Nachsuchungen durchzuführen. Früher war es Privileg der Könige, nach Edelsteinen suchen zu lassen; die englische Regierung hat das Recht jedoch freigegeben und Juwelenjäger brauchen jetzt keine Concession mehr. Eine Menge unnützen Gesindels gibt sich mit diesem aufregenden und unsichern Gewerbe ab. Die Gegenden, wo sich die meisten Edelsteine finden, sind auch am meisten demoralisirt; einen systematischen Gewerbsfleiß gibt es daselbst nicht und Ackerbau wird ganz vernachlässigt. Was sie finden, verkaufen sie an die Marokkaner, welche aus dem Tieflande nach Saffragam kommen und Kleidungsstücke und Salz gegen Edelsteine und Kaffee austauschen. Bei dem alljährlich stattfindenden buddhistischen religiösen Feste Parahara wird ein Juwelenmarkt in Ratnapura abgehalten, wozu Käufer aus allen Theilen Ceylons herbeikommen. Uebrigens sind die Eingeborenen jetzt so reich geworden, daß sie die schönsten Edelsteine nicht abgeben, sondern als leicht tragbares Kapital verbergen oder sie doch nur gegen Gold eintauschen. Die marokkanischen Juweliere sind übrigens so ungeschickt, daß die Steine durch das Schleifen meistens an Werth verlieren. Der Werth der alljährlich hier aufgefundenen Steine beläuft sich übrigens auf nicht mehr als 60—70000 Thaler.

Wegen der gebirgigen Beschaffenheit des Landes und der reichlichen Regengüsse sind die Flüsse im Süden der Insel groß und zahlreich; zehn breite Ströme ergießen sich an der Westküste ins Meer, und noch mehr, obwol kleinere, an der Ostküste. Im Tieflande, wo die Hitze groß und die Verdunstung beträchtlich ist, herrscht dagegen Trockenheit; die wenigen Flüsse, welche es hier gibt, laufen in gerader Linie zum Meere. Der wichtigste aller Flüsse ist der Mahawelliganha, der Ganges des Ptolemäus, dessen Hauptstrom eine Länge von 134 englischen Meilen hat. Nur sehr wenige Flüsse sind schiffbar und auch diese nur mittels Canots und Booten mit flachen Böden; selbst diesen stellen sich oft genug Stromschnellen und Wasserfälle entgegen. Während der Regenzeit werden die Flußbetten oft so voll, daß das Flachland auf weite Strecken davon überschwemmt wird. Wenn das Wasser abläuft, bringt die

intensive Sonnenhitze, welche auf das feuchte schlammige Land strahlt, eine schädliche Malaria hervor. So kommt es, daß die Flüsse Ceylons die merkwürdige Anomalie darbieten, daß, während die Teiche und Wasserbehälter im Innern des Landes eine gesunde Kühle geben, das fließende Wasser der Ströme Fieber erzeugt; und in manchen Jahren ist die Pestilenz so arg, daß die Kulis aus Malabar sowie auch die eingeborenen Bauern davor entfliehen. Brücken über die Flüsse sind nicht vorhanden, ausgenommen über diejenigen, welche die große Heerstraße von Point-de-Galle nach Colombo und von da nach Kandy durchschneiden. Da es keine Seen in Ceylon gibt, in deren stillem Wasser die Flüsse sich von den erdigen Bestandtheilen reinigen könnten, welche sie in ihrem schnellen Laufe von den Hügeln mit sich bringen, kommen sie mit Sand und Alluvium beladen zum Meeresufer, wo sie diese Bestandtheile lassen, sodaß mit der Zeit daselbst förmliche Hügel entstehen, worauf sich eine üppige Vegetation von Kokospalmen entwickelt. Der Wechsel von Ebbe und Flut ist sehr gering, meistens nur anderthalb bis zwei Fuß, sodaß die Schiffahrt kaum dadurch Eintrag erleidet.

Im Jahre 1857 belief sich die Bevölkerung von Ceylon auf 1,697975 Einwohner. Das Klima der Insel bildet einen günstigen Contrast gegen das der großen indischen Halbinsel, indem keine Extreme der Hitze und Kälte vorkommen. Orkane beobachtet man äußerst selten, und die Brise ist immer erfrischend, nie heiß und trocken. Die mittlere Temperatur beläuft sich auf 20° R., und Sonnenstich ist ganz unbekannt. Die in den nördlichen Ländern sprichwörtliche Unsicherheit des Wetters existirt hier nicht, indem man die Aenderungen desselben mit ziemlicher Sicherheit wochenlang voraussagen kann. Große atmosphärische Veränderungen gibt es nur in zwei entgegengesetzten Jahreszeiten, und so allmählich findet die Annäherung statt, daß das Klima eher den Charakter der Eintönigkeit trägt und man sich mitunter förmlich danach sehnt, das Laub fallen zu sehen, um nur der Gleichförmigkeit des ewigen Grüns zu entrinnen. Die Jahreszeiten sind durch eine ganz unbestimmte Grenze geschieden. In jeder Jahreszeit gibt es indessen auf einem Theile der Insel Saat und Aernte; und die reife Frucht hängt an denselben Zweigen, welche mit sich eben erschließenden Knospen geschmückt sind. Aber wie jede Pflanze ihre eigene Zeit für Blüte und Frucht hat, so ist auch jeder Monat durch seine eigenthümliche Flora charakterisirt. Schnee ist in Ceylon unbekannt, Hagel fällt indessen zuweilen, besonders in den Hügeln von Kandy; die Gewitter sind außerordentlich heftig, und der Donner, welchen man in Europa für gewaltig hält, ist gar nichts im Vergleich zu dem fürchterlichen Getöse, welches ein Gewitter in Ceylon begleitet. Ein eigenthümliches atmosphärisches Phänomen, welches man Anthelia nennt und das viel-

leicht den ältern Malern die Idee von dem Heiligenscheine eingegeben hat, beobachtet man oft am frühen Morgen in Ceylon in eigenthümlicher Schönheit. Wenn nämlich das Licht intensiv, und die Schatten im Verhältniß dazu sehr dunkel sind, wie es ist, wenn die Sonne dem Horizont sehr nahe steht und der Schatten eines einherschreitenden Menschen auf das thauige Gras fällt, so liefert jedes Theilchen einen doppelten Reflex von seiner concaven sowol wie von seiner convexen Oberfläche, und so erscheint dem Beobachter seine eigene Gestalt, besonders aber der Kopf, von einem lebhaften Hofe umgeben, der so glänzend strahlt wie lauter Diamanten. Vielleicht haben die Buddhisten ihre Idee des Agni oder des Emblems der Sonne davon hergenommen, womit der Kopf Buddha's umgeben ist; da sie aber einen Hof nicht in der Sculptur darstellen konnten, so concentrirten sie denselben zu einer Flamme. Ein ähnliches Phänomen hat übrigens Scoresby in den arktischen Meeren beobachtet. Eine andere Lichterscheinung, welche zuweilen in dem Hügellande wahrgenommen wird, besteht aus Strahlen, welche den Himmel durchschneiden, während die Sonne noch im Aufsteigen begriffen ist; dies rührt daher, daß die Luft eine bedeutende Menge von Dämpfen suspendirt enthält, welche Schatten werfen und Lichtstrahlen reflectiren. Die Eingeborenen betrachten diese „Strahlen Buddha's“, wie sie sie nennen, mit abergläubischer Furcht und glauben, daß sie immer Unglück ankündigen, nur nicht im Monat Mai, welcher aus unbekannten Gründen ausgenommen ist.

Wenn man verständig lebt, so ist das Klima Ceylons sehr gesund. Man muß nie aus dem Auge verlieren, daß von der Nahrung, welche man in kalten und gemäßigten Zonen verzehrt, ein großer Theil zur Aufrechthaltung der animalischen Wärme bestimmt ist, und alle solche Stoffe in den Tropen, wo die äußere Hitze geringer ist, nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich werden. Unmäßigkeit im Essen sowie der Genuß des Weins und besonders gebrannter Getränke rufen daher die meisten Krankheiten hervor. Stärkemehlhaltige Nahrung ist besonders zu empfehlen, und die singhalesische Küche hat eine Menge von Ragouts aufzuweisen, deren Hauptbestandtheil derartige Substanzen sind. Besondere Heilkräfte für Invalide scheint das Klima nicht zu besitzen und nur zu oft fordern Ruhr und Cholera zahlreiche Opfer.

Was die Flora anbetrifft, so ist dieselbe mehr der malaiischen und der des östlichen Archipels, als der von Indien verwandt. Am wichtigsten für das Land sind die Kokospalmen, wovon die Eingeborenen jeden Theil, Stamm, Blätter und Früchte, zu den vielfältigsten Dingen benutzen. Die Blätter verwenden sie zum Legen von Dächern, zu Matten, Körben, Fackeln, zur Feuerung, zu Besen, zum Futter für das Rind-

vieh, zu Dünger. Den Stamm des Blattes zu Zäunen, Jochen, Angelruthen und unzähligen Hausgeräthen; aus dem Saft machen sie Punsch, Arrac, Essig und Zucker; die ungebildete Nuß dient als Arznei und als Süßigkeit; die junge Nuß und ihre Milch zum Trank und als Dessert; die reife Nuß zu Ragout ꝛc.; das Oel für Pommade, Rheumatismus, Seife, Kerzen; der Punak, oder das, was übrig bleibt, wenn das Oel ausgepreßt ist, als Futter für Vieh und Hühner; die Schale der Nuß zu Trinkbechern, Kohle, Zahnpulver, Löffeln, Flaschen und Messerheften; die Faser welche die Schale umhüllt, zu Matratzen, Kissen, Stricken, Segeltuch, Fischernetzen und Bürsten; der Stamm zu Flößen, Latten, Gitterwerk, Trögen, Brennholz und Möbeln. Aus den fächerartigen Blättern der Talipatpalme macht man auch eine Art Papier; dazu werden die Blätter gesammelt, solange sie noch zart sind, in Streifen geschnitten, gekocht, dann im Schatten und darauf in der Sonne getrocknet und in Rollen zusammengewickelt. Um darauf schreiben zu können, wird das Material dann noch einmal angefeuchtet und straff zwischen zwei Bäumen ausgespannt, bis die Oberfläche ganz glatt geworden ist. Sehr schöne Exemplare davon findet man in den buddhistischen Klöstern. Was die Kokospalme für die Bewohner des Südens, das ist die Palmyrapalme für die des Nordens. Die Arecapalme wird besonders deshalb gezogen, weil ihre Nüsse einen adstringirenden Stoff enthalten, welchen die Eingeborenen zusammen mit Kalk und den Blättern des Wasserpfeffers kauen. Dies gewährt ihnen einen ähnlichen Genuß wie uns der Taback; die Art und Weise des Genusses ist aber womöglich noch unangenehmer, da die drei Artikel combinirt den Speichel so tief roth färben, daß die Lippen und Zähne wie mit Blut bedeckt erscheinen. Doch aber schwelgen Männer und Frauen, alt und jung, vom Morgen bis zum Abend in diesem häßlichen Genusse. Wie indessen fast alle Gewohnheiten, welche allgemein in halb civilisirten Ländern obwalten, so hat auch diese ihren Ursprung in einem Gefühl oder Instinct, daß sie nützlich ist. Wenn der Türke die bedeutende Sonnenhitze dadurch noch erhöht, daß er seinen Kopf mit einem dicken Turban umhüllt; oder der Araber die schwüle Wärme dadurch steigert, daß er einen breiten Gürtel um den Leib trägt, so geschieht das nicht so sehr, weil sie ihre Bequemlichkeit der Liebe zum Putz opfern, sondern aus Vorsicht: der Türke, um sich vor dem Sonnenstich zu bewahren, der Araber wegen der bereits den Griechen wohlbekannten Thatsache (εὔζωνοι Ἀχαιοί), daß in warmen Klimaten eine plötzliche Erkältung jenes Theiles am meisten Gefahr bringt. Ebenso bessert der Singhalese, welcher die Arecanuß zusammen mit Kalk und Wasserpfeffer kaut, die fehlerhaften Eigenschaften seiner täglichen Nahrung. Sie essen nie Fleisch, selten oder nie Milch, Butter, Hühner oder Eier, nur gelegent-

lich Fische, und so sind es eben die nicht stickstoffhaltigen Nahrungsmittel, worauf sie besonders angewiesen sind. Diese zersetzen sich in den schwachen Magen der Leute leicht in gasige und ranzige Producte, und die ebenerwähnte Gewohnheit ist ein Prophylaktikum dagegen. Jeder Singhalese trägt in seiner Jacke eine verzierte silberne oder messingene Dose, welche eine kleinere verschließt; die letztere ist mit Kalk, den sie durch Kalcinirung der Muschelschalen erhalten, gefüllt, die größere enthält Arecanüsse und ein Paar frische Blätter vom Wasserpfeffer. Die Nuß enthält Catechu; er schrappt mit einem Messer eine beliebige Menge davon ab und rollt sie mit etwas Kalk in einem Wasserpfefferblatt zusammen, welches er erst kaut und, nachdem ein beträchtlicher Speichelfluß entstanden ist, verschluckt. Der Kalk dient, um die übermäßige Säure im Magen zu neutralisiren, das Catechu als tonisches Mittel, der Wasserpfeffer als Carminativ dient zur Entfernung der übermäßig entwickelten Gase. Dieselbe Gewohnheit war schon im 8. und 9. Jahrhundert in Arabien ganz allgemein; auch in Bolivia und Peru benutzen die Indianer die Blätter der Coca als ein stimulirendes Mittel, welches sie mit Kalk kauen, und in den Anden bilden die Blätter derselben sogar ein Tauschmittel wie das Geld, wie der Wasserpfeffer in einigen Theilen von Ceylon und Taback unter den eingeborenen Stämmen des südwestlichen Afrika.

Aus der Kinderstube.

Neue Gedichte.

Von

Julius Sturm.

Zwei Liebchen.

Zwei Liebchen, Freunde, nenn' ich mein,
Und sagt ihr auch, das darf nicht sein!
Ihr könnt mich nicht bekehren;
Mein Herz hat Raum genug für zwei,
Und vor der Welt bekenn' ich's frei
Und niemand soll mir's wehren.

Und ruht das eine mir im Arm,
Hält ohne eifersücht'gen Harm
Das and're mich umschlungen,
Und blickt mich an und lächelt mild
Und küßt sein kleines Ebenbild
Auf Lippen und auf Wangen.

Die Liebe hat mir's angethan,
Denn blick' ich nur die beiden an,
Fühl' ich mein Herz erglühen;
Mir ist, als käm' von fern herbei
Noch einmal meiner Jugend Mai,
Mich wonnig zu umblühen.

Wiegenlied.

Mein Töchterchen klein
Hat lockiges Haar
Und Aeuglein so klar
Wie Edelgestein,
Ein Grübchen im Kinn
Und schelmischen Sinn.

Die Gliederchen sind
So zierlich und fein
Wie Elfengebein,
Und wieg' ich's gelind,
So lächelt mir's zu
In wohliger Ruh'.

O seliges Los!
Solang' es so klein,
So zierlich und fein
Mir ruht auf dem Schos,
Wird Lied mir und Klang
Zum Wiegengesang.

Kinderlallen.

O wunderbares Kinderlallen,
O süßer, unverstand'ner Laut!
Ich fühl' mein Herz so selig wallen,
Als ob es ein Gebet erbaut.

Doch wenn sich erst die Laute fügen
Zu Worten, drin die Seele lebt,
Ob dann wol noch auf reinen Zügen
Wie jetzt der Friede Gottes schwebt?

Das erste Lächeln.

Du hast schon Thränen ohne Zahl
Geweint, mein Töchterlein,
Heut lächelst du zum ersten mal
Wie heller Sonnenschein.

Und wäre nicht dein Geist erwacht,
So lächeltest du nicht;
Denn Thränen zeugen von der Nacht
Und Lächeln zeugt vom Licht.

Kindergeplauder.

Du holder, blühender Kindermund,
Wie viel kannst du berichten,
Die größten Wunder sind dir kund,
Die lieblichsten Geschichten.

Ich wende mich vom Arbeitstisch,
Um selig dir zu lauschen,
Und höre sprudelnd voll und frisch
Den Quell der Dichtung rauschen.

Und wie der Zauber mich umspinnt,
Blühn Märchen allerorten;
Mir ist, als wär' ich selbst zum Kind,
Mit dir, mein Kind, geworden.

Der Kinderengel.

Ich blickt' in deine Aeuglein tief
Und unverwandt hinein,
Da deuchte mir, ein Englein schlief'
In deines Herzens Schrein.

Und immer denk' ich nun an ihn
Und bete Tag und Nacht:
O lieber Gott, laß ihn nicht fliehn,
Wenn er vom Schlaf erwacht.

Und laß ihn wachsen mehr und mehr
In meines Kindes Brust,
So lebt es dir zu Lob und Ehr'
Und mir zur reinsten Lust.

Literatur und Kunst.

„Unsere Zeit".

Von der durch Rudolf Gottschall herausgegebenen Neuen Folge der Monatsschrift „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart", über deren Beginn in Nr. 5 des „Deutschen Museum" berichtet wurde, liegen zwei weitere Hefte vor. Ihr Inhalt rechtfertigt die damals ausgesprochenen günstigen Erwartungen vom Plane dieses periodischen Unternehmens: die Zeitschrift scheint

in der That auf dem besten Wege zu sein, alle Annehmlichkeiten der großen französischen und englischen Revuen, dem heimischen Bedürfniß entsprechend, in die deutsche Journalliteratur einzuführen.

Das dritte Heft enthält folgende Aufsätze: „Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864" erster Artikel; „Die Nilquellen nach den neuesten Forschungen und Entdeckungen"; „Der Nord-Ostsee-Kanal"; endlich ein reichhaltiges Feuilleton. Die jedenfalls aus militärischer Feder stammende Darstellung des Kriegs gegen Dänemark zeigt ebenso quellenmäßige Genauigkeit wie Schärfe der militärischen Kritik. Der Artikel über die Nilquellen, aus der Feder eines tüchtigen Geographen geflossen, der das einzelne im Zusammenhang mit dem Ganzen der Erdoberfläche betrachtet, sucht die gegebenen Thatsachen in einen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, und gibt ein anschauliches Bild der Nilquellen selbst wie aller derjenigen Gewässer, durch deren Zusammenfluß der ehrwürdige Strom sich bildet. Von großem und allgemeinem Interesse ist der Artikel über den Nord-Ostsee-Kanal, indem der Verfasser desselben sich nicht für die officiell in Aussicht genommene Linie des Oberbauraths Lentze: Eckernförde-St.-Margarethen, entscheidet, sondern für die Linie Kiel-Brunsbüttel. Seine Gründe sind jedenfalls sehr ins Gewicht fallend und zeugen dabei von hoher Sachkenntniß. Das Feuilleton bringt Nekrologe von Otto Ludwig und Cardinal Wiseman, literarische Kritiken vorzugsweise über Laube's und Brachvogel's neue Romane, und Notizen aus dem Gebiete des Theaters, der Alterthumskunde und Technologie.

Das vierte Heft steht an Gehalt und Gediegenheit hinter den frühern nicht zurück. Der Herausgeber selbst eröffnet es mit einer Biographie und Charakteristik von Charles Sealsfield, worin zum ersten mal die erst neuerdings bekannt gewordenen Daten über diesen bedeutenden Schriftsteller zusammengestellt und zu einem umfassenden literarischen Porträt, anknüpfend an die eingehende Beurtheilung seiner einzelnen Werke, verarbeitet sind. Dieses glänzend stilisirte Charakterbild ist das Erschöpfendste, was bisher über den großen Unbekannten geschrieben wurde. Hierauf folgt ein zweiter Artikel über den schleswig-holsteinischen Feldzug; er beleuchtet die strategischen Operationen, welche die Räumung des Dannevirke veranlaßten, und diesem Ereigniß unmittelbar folgten, mit Benutzung der besten und neuesten Quellen, namentlich auch der dänischen. Der dritte Artikel: „Die Aufgabe der Regierungen in Bezug auf das Rettungswesen zur See", bildet eine willkommene Ergänzung zu dem im ersten Heft enthaltenen Aufsatz über denselben Gegenstand und erörtert namentlich auch die Bauer'sche Erfindung und die Bedeutung der unterseeischen Taucherschiffe nach den verschiedensten Seiten hin. Sehr reichhaltig ist das Feuilleton dieses Heftes. Mit einem ausführlichen Nekrolog des Herzogs von Morny beginnend, bringt es die Nekrologe von Ridolfi, Cobden, Erzbischof Przyluski, Stüler, Kiß und andern, ferner das Neueste über Theater und Literatur, endlich interessante Mittheilungen aus der Erd- und Völkerkunde, namentlich über die Rivalität Englands und Frankreichs an den abyssinischen Küsten.

Notiz.

Am nächsten 12. Juni werden es funfzig Jahre, seit in Jena die deutsche Burschenschaft gegründet ward. Um dieses Jubelfest eines Ereignisses, das nicht blos für das akademische Leben, sondern auch für die Entwickelung des deutschen Geistes im allgemeinen von weitgreifender Bedeutung geworden ist, in würdiger Weise zu begehen, ist in Jena ein Comité zusammengetreten, bestehend aus ehemaligen Burschenschaftern älterer und neuerer Zeit; von allbekannten und verehrten Namen finden wir darunter den Geheimen Kirchenrath Karl Hase, den berühmten Theologen, der seine Theilnahme an der tübinger Burschenschaft einst als Gefangener auf dem Hohenasperg büßte; ferner Professor Scheidler, der bei dem Wartburgfeste von 1817 das Banner der Burschenschaft trug; ferner die Professoren Karl Seebe, B. Hildebrandt, Hermann Schäffer &c. Das Comité hat einen Aufruf erlassen, demzufolge die bevorstehende Gedächtnißfeier in Gemeinschaft mit den jetzt bestehenden burschenschaftlichen Verbindungen in Jena begangen werden soll, und zwar ist dieselbe mit Rücksicht auf die Ferienzeit, um den Auswärtigen die Reise zu erleichtern, auf den 15. und 16. August dieses Jahres verlegt worden. Die Begrüßung der Ankommenden wird am Abend des 14. August in der Festhalle stattfinden, welche auf der den alten Jenensern wohlbekannten, schon von Günther besungenen Paradieswiese errichtet werden soll. Alle diejenigen alten Burschenschafter, welche sich an dem Fest zu betheiligen gedenken, werden ersucht, ihre Meldungen unter Beifügung eines Festbeitrags von zwei Thalern bis zum 15. Juni an das Comité einzusenden. Bei dieser Gelegenheit dürfte es gestattet sein, an die „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil" (Leipzig, F. A. Brockhaus) zu erinnern, welche im Jahre 1858 als Festschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena erschien. Wie dieses Werk überhaupt mit großer Sorgfalt gearbeitet ist, so verbreitet es sich auch über die Gründung der Burschenschaft mit dankenswerther Ausführlichkeit; insbesondere befinden sich Seite 365 fg. die Namen sowol der ersten Vorsteher der Burschenschaft als ihrer Nachfolger in den Jahren 1816—19 verzeichnet, eine Angabe, die ohne Zweifel in vielen der ältern Festtheilnehmer eine Menge werthvoller Erinnerungen erwecken wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 19.** 11. Mai 1865.

Ceylon und die Singhalesen.

Von

Julius Althaus.

II.

Man glaubte lange Zeit, daß die Jahrbücher der Singhalesen ebenso wie die der Hindus kein glaubwürdiges historisches Material enthielten, und daß man einer Sammlung von Mythen und Romanzen den Anschein einer nationalen Chronik gegeben habe. Erst im Jahre 1826 machte Tournour, ein in Ceylon geborener Engländer, die Entdeckung, daß, während die Geschichte Indiens allerdings nur aus Legenden vermuthet und aus zum Theil fast untergegangenen Inschriften auf Felsen und Säulen ausgearbeitet werden könnte, Ceylon im Gegentheil eine fortlaufende geschriebene Chronik besitzt, welche reich an authentischen Thatsachen ist, und nicht nur eine ununterbrochene Geschichte der Insel selbst enthält, sondern auch wichtige Materialien zur Aufklärung der indischen Geschichte liefert. In demselben Augenblick, wo Prinsep die geheimnißvollen über Hindostan und Westindien zerstreuten buddhistischen Inschriften entzifferte, wo Choma de Körös das Gleiche für die Berichte von Tibet und Hodgson für die von Nepaul that, begann Tournour die Pali-Manuscripte von Ceylon durchzuarbeiten, und erzielte dadurch sehr wichtige Resultate für die Aufklärung der frühern Geschichte Südasiens.

Das berühmteste der singhalesischen Geschichtsbücher ist das Mahawanso (wörtlich übersetzt Genealogie der Großen), eine metrische Chronik, welche die dynastische Geschichte der Insel von 543 v. Chr. bis 1758 n. Chr., also während eines Zeitraumes von 23 Jahrhunderten, enthält. Da dasselbe aber in Paliversen geschrieben, war seine Existenz in der neuern Zeit nur den Priestern bekannt und selbst die gelehrtern unter diesen hatten aufgehört, das Mahawanso zu studiren, da die Diction darin außerordentlich dunkel ist. Um die Unverständlichkeit ihrer Schriften indeß etwas zu erhellen, begleiteten die alten Paliautoren ihre metrischen Werke mit einem fortlaufenden Commentar, welcher eine wörtliche Uebersetzung des mystischen Textes und außerdem Erläuterungen der schwerverständlichen Theile gab. Daß ein solcher Commentar zu dem Mahawanso existirte, war bekannt; aber dieser sowol wie der Originaltext waren so vernachlässigt, daß Tournour bis zum Jahre 1826 keinen einzigen unter den eingeborenen Priestern fand, welcher diese Bücher gelesen hatte. Endlich fand er unter den Schriften, welche ihm der Hohepriester von Saffragam verschaffte, diesen Commentar zu dem mystischen und sonst unverständlichen Mahawanso, unternahm eine Uebersetzung der Chronik ins Englische und vindicirte den Anspruch Ceylons auf den Besitz eines authentischen und ohne seinesgleichen dastehenden Berichts seiner Nationalgeschichte. Außer dem Mahawanso gibt es übrigens noch andere singhalesische Geschichtswerke, welche in dem 14. und 18. Jahrhundert abgefaßt wurden und die Erzählung des Hauptwerkes ergänzen und vervollständigen. Aus den daraus und anderweitigen Quellen gelieferten Daten hat Tournour nun eine Geschichte Ceylons zu Stande gebracht, worin er die Thronfolge und Genealogie von 165 Königen darstellt, welche 2341 Jahre lang regiert haben, von der Eroberung der Insel durch Wizayo im Jahre 543 v. Chr. bis zur Eroberung derselben durch die Engländer im Jahre 1798.

Die Annalen Ceylons liefern im ganzen nur wenige Ereignisse von hervorragender historischer Wichtigkeit. Sie geben keinen Bericht über die Zeit vor dem letzten Buddah, dem großen Stifter der Nationalreligion, welcher im 7. Jahrhundert v. Chr. in Nepaul geboren wurde. Nach den Dogmen der buddhistischen Kirche sind Buddhas Wesen, welche nach unermeßlich langen Zeiten erscheinen, in jedem Stadium ihrer Existenz einen höhern Grad von Vollkommenheit erreichen, bis, wenn sie endlich als Menschen sich incarniren, sie so unbefleckt und rein sind und eine solche Weisheit besitzen, daß sie im Stande, der Menschheit den Weg zur endlichen Seligkeit zu lehren. Ihre Vorschriften, welche schriftlich oder mündlich überliefert werden, verehrt man als „das Wort“; ihre Lehren sind in dem „System der Wahrheit“ niedergelegt und bei ihrem Tode treten sie in das „Nirwana“ über, d. h. einen

Zustand unbewußter Seligkeit, welcher an Vernichtung grenzt und von den Buddhisten als das höchste Glück betrachtet wird.

Es gab bereits 24 Buddhas vor dem letzten Buddah Gotama, dessen Glaubenssystem 5000 Jahre lang dauern soll; nach dem Ablauf dieser Zeit wird sein Nachfolger erscheinen und predigen. Dieser Buddah verbreitete ein Religionssystem in Indien, welches einen größern Einfluß auf die orientalische Welt ausgeübt hat als die Lehren irgendeines andern Religionsstifters. Er war im Jahre 624 v. Chr. geboren und landete dreimal von Indien aus in Ceylon. Bevor er unter die Singhalesen kam, lebten diese, wie es scheint, in der einfachsten und primitivsten Weise von den Erzeugnissen ihres Bodens; Gotama Buddah unternahm ihre Bekehrung. Zu welcher Rasse die Ureinwohner gehörten und von wo aus und zu welcher Zeit die Insel ursprünglich bevölkert wurde, darüber liefern die buddhistischen Chroniken uns keinen Aufschluß. Auch findet man auf Ceylon weder Monumente noch Inschriften aus der Urzeit, woraus man allenfalls derartige Schlüsse ziehen könnte. Die singhalesische Sprache ist eine Sprache für sich, obwol sie zu verschiedenen Zeiten aus Sanskrit und Pali bereichert ist; sie steht zu diesen letztern in einem ähnlichen Verhältniß wie das Englisch unserer Zeit zu Lateinisch, Angelsächsisch und normännischem Französisch, welche die Basis der Sprache bilden. Wie im Englischen die Wörter, welche sich auf das gewöhnliche Landleben beziehen, angelsächsisch, diejenigen, welche Gegenstände häuslicher Verfeinerung bezeichnen, französisch, und endlich die, welche sich auf Religion und Wissenschaft beziehen, lateinisch sind, so stammen in der Sprache Ceylons die Ausdrücke für Religion aus dem Pali, die für Wissenschaften und Künste aus dem Sanskrit, während die Wörter für die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse vor einer Organisirung der Gesellschaft rein singhalesisch sind.

Buddah's Predigten hatten anfänglich keinen dauernden Erfolg in Ceylon, und zu der Zeit, wo Wijayo, ein verstoßener Sohn eines kleinen indischen Fürsten, mit einer Hand voll Abenteurer in Ceylon landete (543 v. Chr.) — einem Zeitpunkt, von welchem an man den Beginn der Civilisation der Insel rechnen kann —, war die Masse der Einwohner der Religion Buddah's ganz fremd. Der Bericht über diese Landung gleicht der Ankunft des Odysseus auf der Insel der Circe so auffallend, daß man sich stark zu der Ansicht neigen muß, daß der singhalesische Historiker die Werke des Vaters der Poesie gekannt habe. Wijayo heirathete die Tochter eines eingeborenen Häuptlings, machte sich durch deren Einfluß schnell zum Herrn der Insel und gründete eine Dynastie, welche acht Jahrhunderte lang in Ceylon herrschte. Das Volk, welches er unterwarf, wird in den heiligen Büchern als „Yakkos"

und „Nagas" (Teufel und Schlangen) beschrieben — Bezeichnungen, welche die buddhistischen Geschichtschreiber wahrscheinlich anwandten, um ihre Verachtung für die uncivilisirten Ureinwohner kundzugeben, wie auch die Hindus die Ureinwohner von Dekan als Kobolde und Teufel bezeichneten. Die „Nagas" verehrten eine in Ceylon einheimische Schlange, die Cobra de Cabelo, und wird der Theil des Landes, welchen sie innehatten, auch als Schlangeninsel aufgeführt; ebenso wie Rhodos und Cypern Ophiusa hießen, weil sie von den Ophiten bewohnt wurden, welche die Verehrung der Schlangen in Griechenland einführten. *) Wijayo verfolgte mehr die Politik eines Civilisators als eines Apostels. Es hatte bereits vor seiner Ankunft Handel zwischen den Eingeborenen und fremden Kaufleuten stattgefunden, welche landeten, um Waaren für Edelsteine auszutauschen. Die „Teufel" und „Schlangen" erschienen aber nie in eigener Person dabei, sondern legten die Edelsteine an den Strand, mit Angabe des Preises, welchen sie dafür haben wollten; die Kaufleute landeten, nahmen die Edelsteine und deponirten ihre Waaren dafür, welche nach der Abfahrt der Fremden von den Teufeln und Schlangen abgeholt wurden. Wijayo lud die Kaufleute ein, sich im Lande niederzulassen; seine Anhänger zerstreuten sich über die ganze Insel und bildeten eine ganze Anzahl kleiner Reiche, wodurch die Colonisirung und die Betreibung des Ackerbaues befördert wurde, späterhin aber auch Uneinigkeit und Bürgerkrieg entstand. Da Reis das Hauptnahrungsmittel ist und Reis nur unter Wasser wachsen kann, legten Wijayo und seine Nachkommen besonders ein großes System von Bewässerungswerken, sogenannte Tanks an, deren Errichtung in allen Theilen des Landes von hoher Wichtigkeit war.

Obwol die Hauptmasse der Eroberer aus Ländern kam, wo der Buddhismus die herrschende Religion war, so wurden doch mehr als zweihundert Jahre lang keine Maßregeln ergriffen, denselben in Ceylon einzuführen. Unterdessen waren die Wirkungen der frühern Besuche Buddha's ganz verwischt und die heiligen Bäume, welche er gepflanzt, abgestorben. Wijayo war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Brahmane, aber so gleichgültig gegen seine Religion, daß seine erste Verbindung in Ceylon die mit der Tochter eines Teufelanbeters war. Seine unmittelbaren Nachfolger waren so eifrig darauf bedacht, die Einwanderung zu begünstigen, daß sie alle Religionen mit vollständiger Gleichheit behandelten. Die Tempel der Teufel wurden geachtet, jährliche Teufelopfer darin dargebracht; Hallen wurden für die Anhänger Brahma's gebaut, aber

*) Auch Euböa bedeutet nach einigen Etymologen „Oub-aia", d. h. Schlangeninsel, und Ovid nennt die Athener Serpentigenae, weil sie aus den Drachenzähnen entsprungen, welche von Kadmus gesäet wurden.

erst im Jahre 307 v. Chr. predigte der Apostel Mahindo den Buddhismus in Ceylon und bekehrte den König Tissa. Die Ankunft Mahindo's wird im Mahawanso auf ekstatische Weise beschrieben; er kommt durch die Luft geflogen und läßt sich auf dem höchsten Berge Ambatthalo nieder, welcher über der heiligen Stadt Anaradschapura hängt. Der König ist eben auf der Hirschjagd und wird durch das fliehende Wild an den Ort geführt, wo Mahindo sitzt; der letztere predigt dann sofort dem Herrscher die göttliche Lehre und bekehrt ihn zusammen mit 40000 Nachfolgern. (Die Geschichte gleicht offenbar der Legende vom heiligen Hubertus und der Hirschkuh, sowie auch der des heiligen Eustachius, der auf der Jagd durch einen Hirsch von ausgezeichneter Schönheit zu einem Felsen geleitet wurde, wo ihm das Thier das Crucifix auf seiner Stirn zeigte, worauf er sich bekehrte.) Ganz Ceylon nahm nun alsbald den Buddhismus an und der letzte Stein wurde zu dem Gebäude gelegt durch die Ankunft eines Zweiges von dem heiligen Bo-Baum aus Magada. Wie jedes alte Volk seinen heiligen Baum hat, wie die Chaldäer, Hebräer, Griechen, Römer und Druiden ihre Pappeln, Ulmen und Eichen hatten, unter welchen sie ihren Gottesdienst abhielten, so hatten auch die Brahmanen ihren Kalpabaum im Paradiese und die Buddhisten ihren Pippul oder Bo-Baum (ficus religiosa). Gotama empfing nämlich das Buddahthum, als er unter dem Schatten eines solchen Bo-Baumes ruhte, und wegen dieses Umstandes wurde dieser Baum als Gegenstand der Anbetung von seinen Jüngern ausgewählt. Damit Ceylon nun einen heiligen Baum von der größten Heiligkeit besäße, erbat König Tissa sich einen Zweig des nämlichen Baumes, unter welchem Gotama geruht hatte, von dem Könige von Magada. Die Schwierigkeit der Abtrennung eines Theils von diesem Baum, ohne den gotteslästerlichen Frevel, ihn mit einer Waffe zu berühren, wurde durch ein Wunder beseitigt: der Zweig löste sich nämlich von selbst ab und stieß mit seinen Wurzeln in die duftige Erde, welche für ihn in einer goldenen Vase bereit gehalten war. Darin wurde er über das Meer nach Ceylon gebracht und von König Tissa in Anaradschapura gepflanzt, wo dieser nämliche Baum noch jetzt, nach 2148 Jahren, grünt, blüht und von den Singhalesen angebetet wird.

Zu gleicher Zeit mit der Einrichtung der buddhistischen Religion begann die Herstellung jener außerordentlichen kirchlichen Bauten, deren Ueberbleibsel durch ihre Zahl und Größe noch jetzt einen hervorragenden Zug in dem allgemeinen Anblick der Insel bilden. Die Geschichte der indischen Architektur beginnt in der That erst mit dem 3. Jahrhundert; kein einziges Gebäude, nicht einmal ein gehauener Stein ist dort aufgefunden, welchen man auf die Zeit vor der Regierung des Königs

Asoca zurückführen könnte, welcher die Religion Brahma's aufgab und sich zum Buddhismus bekehrte. Ebenso verhält es sich mit Ceylon. Die merkwürdigsten Bauwerke sind hier die sogenannten Dagobas (wörtlich Reliquienkasten); es sind Säulen aus Ziegelsteinen erbaut zur Aufbewahrung einer von den Reliquien Gotama's, welche nach der Verbrennung seines Körpers in Kusinara gesammelt wurden. Stücke von seinen Knochen und Locken seines Haares sind in ungeheuern Massen halbkugeliger Bauwerke eingeschlossen, dergleichen man in allen buddhistischen Ländern Asiens findet, in den „Topen" von Afghanistan und dem Pendschab, den Pagoden zu Pegu und den Boro-budder von Java. Sie bestehen aus einer ungeheuern Kuppel von Ziegelsteinen, welche von einem Kegel überragt wird, der eine spitz zulaufende Schneckenwindung trägt; das Ganze ruht auf einer viereckigen Plattform, zu welcher man auf einer steinernen Treppe gelangt. Die Ruinen dieser Dagobas, welche man neuerlich untersucht hat, waren ganz massiv und enthielten im Innern ein hohles Gefäß von Metall oder Stein, welches einst die Reliquien beherbergte; die Reliquien selbst waren verschwunden und fand man in den Gefäßen nur ein Paar entfärbte, in Gold gefaßte Perlen und Edelsteine. Von Kunst ist in diesen Bauwerken nichts wahrzunehmen; bemerkenswerth ist nur die Mühe, welche auf die Herstellung derselben verwandt ist. Die erste Dagoba in Anaradschapura ist das älteste architektonische Denkmal in ganz Indien, dieselbe wurde von König Tissa am Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. über dem Schlüsselbeine Buddha's errichtet, welches der Apostel Mahindo dem Könige verschafft hatte. An Dimension steht dies Denkmal denen nach, welche späterhin von den Nachfolgern Tissa's gebaut wurden (die Kuppel ist indessen 405 Fuß hoch, also nur 50 Fuß niedriger als St.-Peter), aber durch die Anmuth seiner Contouren übertrifft es alle andern bei weitem. Außer verschiedenen andern Dagobas baute der König Tissa auch noch Tempel für den Gottesdienst und Klöster als Wohnörter der Priesterschaft. Bildsäulen von Buddah, welche mit der Zeit Gegenstände der Anbetung wurden, hat man erst weit später gemacht, wahrscheinlich erst im 3. Jahrhundert n. Chr. Höhlen oder einsame, düstere und abgelegene Gemächer wurden zuerst von den Anbetern besucht, und König Tissa baute Felsentempel und Gemächer für Priester in allen Theilen des Landes. Gotama hatte bestimmt, daß die Priester aufs einfachste leben, in einer Blätterhütte in der Einsamkeit wohnen, sich dem Nachdenken weihen und von Almosen der Dorfbewohner abhängig sein sollten. Binnen kurzem nun wurde die Priesterschaft außerordentlich zahlreich und im 4. Jahrhundert gab es bereits 50—60000 Priester in Ceylon, welche, da ihr Gelübde sie zur Armuth und Bettelei verpflichtete, ganz und gar vom Staate unterhalten wurden.

Zu gleicher Zeit mit den Klöstern für sie wurden auch Collegien und Hallen für die Aufnahme von Buddah's Bildsäulen errichtet. Die Hallen, welche diese Statuen enthalten, sind von den Wohnhäusern der Priester immer abgetrennt; ihr Inneres ist im Stil der ägyptischen Kammern gemalt und mit Figuren und Illustrationen buddhistischer Legenden gefüllt; die Statuen Gotama's stehen entweder aufrecht, mit der mahnenden Hand in die Höhe gerichtet, oder sie stellen ihn ruhig daliegend dar, im himmlischen Zustand des Nirwana. Sie stehen immer in den dunkelsten Winkeln der Hallen. Lampen verbreiten daselbst einen schwachen Schimmer und die Luft ist erfüllt von dem Duft von Blumen, welche jeden Tag hier frisch dargebracht werden. Die Rasse der Priester vermehrte sich im Laufe der Zeit noch bedeutend, da sie nicht nur ganz müßig leben konnten, sondern auch ein höheres Geschlecht bildeten und auch bald vielen Einfluß im Staate erhielten. Man lieferte ihnen Reis mit Zucker, Honig und Butter zubereitet, und zu gewissen Zeiten auch Kleidungsstücke, die aus Baumwolle angefertigt waren.

Die ersten hundert Jahre nach dem Einfall Wijayo's schritt die Civilisation in Ceylon ziemlich gleichmäßig fort; da aber die Ureinwohner nicht kriegerisch waren und die Einwohner entweder Priester oder Ackerbauer wurden, so sahen sich die Könige genöthigt, fremde Söldlinge in ihren Dienst zu nehmen, wodurch natürlich Streitigkeiten, Blutvergießen und endlich auch der Fall der Dynastie hervorgerufen wurde. Unter den Bauten der spätern Könige ragt besonders der sogenannte eherne Palast hervor, welcher aus Platten von Erz errichtet war. Er ruhte auf 1600 monolithischen Säulen aus Granit, die 12 Fuß hoch waren und in Linien von je 40 so angeordnet standen, daß sie einen Umfang von 220 Quadratfuß umschlossen. Auf diesen ruhte das Gebäude, welches 9 Stockwerke hoch war, 1000 Schlafsäle für Priester und außerdem Hallen und andere Gemächer für die frommen Uebungen derselben enthielt. Alle Gemächer waren kostbar ausgeschmückt mit Perlen; die große Centralhalle ruhte sogar auf goldenen Säulen, die von Löwen und andern Thieren getragen wurden; die Wände strahlten von Festons aus Perlen und Edelsteinen; in der Mitte stand ein Thron von Elfenbein, der auf der einen Seite das Emblem einer goldenen Sonne, auf der andern das eines silbernen Mondes hatte, und über allem glänzte die kaiserliche „Chatta", das weiße Kanapee der Herrschaft. Wegen seiner Pracht der Beraubung ausgesetzt, und ungläubigen Feinden verhaßt wegen der Religionsgebräuche, denen er geweiht war, unterlag dieser Tempel den vielfältigsten Umwälzungen, welche die Ruhe der Hauptstadt störten; die einzigen Ueberbleibsel, welche gegenwärtig noch davon vorhanden, sind die Monolithen, worauf er stand; eine „Welt von Steinsäulen" bezeichnet noch jetzt die

Lage des ehernen Palastes und spricht für die Genauigkeit der Chroniken, welche die frühere Pracht desselben beschreiben.

Die „große Dynastie", d. h. die Könige, welche in directer Linie von Wijayo abstammten, regierte bis zum Jahre 302 n. Chr. Ihr verdanken die Einwohner die ersten Rudimente der Civilisation, den Ackerbau, eine organische Regierung und nationalen Gottesdienst. Aber weder die Frömmigkeit der Könige noch ihre Freigebigkeit verschaffte ihnen die Anhänglichkeit ihrer Unterthanen. Von 51 Monarchen wurden 2 vom Volke abgesetzt und 19 von ihren Nachfolgern umgebracht. Auffallend ist die Leichtigkeit, mit welcher die Thronräuber sofort vom Volke anerkannt wurden, nachdem die Ermordung ihrer Vorgänger sie in den Besitz des Thrones gesetzt hatte. Vielleicht erklärt sich dies durch die gebieterische Nothwendigkeit der „Ruhe um jeden Preis" in einem Zustande der Gesellschaft, wo Hungersnoth und Verwüstung die augenblicklichen und unvermeidlichen Folgen von Erschütterungen gewesen sein mußten, welche die Instandhaltung oder Ausbesserung der Bewässerungswerke verhinderten oder die Arbeiter von den Producten des Bodens in einem Augenblicke abzogen, wo der Regen oder die Reife der Ernte die größte Energie verlangte. Im Jahre 119 v. Chr. spaltete sich die große Dynastie in zwei Linien, welche sich gegenseitig befehdeten. In allen solchen Streitigkeiten brachte die Priesterschaft einen überwiegenden Einfluß auf die Seite, auf welche sie trat; und so wurde die königliche Autorität wenn auch nicht geradezu geistlich, doch so eng mit der Hierarchie verknüpft, und so sehr von ihrem Willen geleitet, daß die Aufmerksamkeit eines jeden Monarchen hauptsächlich darauf gerichtet wurde, solche Maßregeln zu treffen, welche auf die Verherrlichung des Buddhismus und die Instandhaltung der Klöster und Tempel bedacht waren. Auch große Länderstrecken wurden der Geistlichkeit jetzt vermacht, und das Gelübde der Armuth, obwol gültig für den einzelnen Priester, war nicht mehr für die Gemeinschaft derselben bindend. Durch Gaben der Könige, besonders auch testamentarische Nachlässe von Privatpersonen vermehrte sich der Besitz der Geistlichkeit in kurzem so beträchtlich, daß die Tempel Ceylons bald einen sehr großen Theil des Grundbesitzes der Insel einnahmen; auch waren die Güter der Geistlichkeit nicht nur steuerfrei, sondern die Bewohner der betreffenden Districte waren sogar verpflichtet, den Priestern Zwangsarbeit zu leisten. Ehe sie in den Besitz der Geistlichkeit kamen, hatten die meisten dieser Ländereien wüst gelegen; jetzt aber wurden sie mit Bewässerungswerken für den Reisbau versehen. Ungeheure Kanalsysteme und künstliche Seen wurden für diesen Zweck angelegt, von denen noch jetzt manche vorhanden sind und einzelne einen reizenden Anblick gewähren. Das Wasser der Flüsse, welches sonst müßig ins Meer geflossen wäre, wurde auf diese Weise

im Binnenlande verwerthet und befruchtete die Reisfelder. Durch alle Wechselfälle und Revolutionen hindurch ist es der Kirche doch noch bis auf den heutigen Tag gelungen, ihre ausgedehnten Besitzungen zu behalten. Freilich ist der Werth derselben durch den Verfall des Volkes verringert; die Zerstörung der Bewässerungswerke hat einst fruchtbare Ebenen in Wildnisse verwandelt, und die milde Politik der englischen Regierung, welche die Zwangsarbeit abgeschafft, hat die Bauern emancipirt; aber doch sind noch in allen Districten die Priester im Besitz der fruchtbarsten Ländereien, welche steuerfrei sind und sich auf ein Drittheil des ganzen Areals der Insel belaufen.

Eine Eigenthümlichkeit in dem buddhistischen Ceremoniell diente dazu, der Gartenpflege einen bedeutenden Antrieb zu geben. Blumen und Guirlanden sind nämlich bei allen religiösen Gebräuchen wesentlich. Die Atmosphäre der Klöster und Tempel ist schwer von dem Dufte des Champaci und Jasmin, und die Schreine der Gottheit sowie die zum Tempel führenden Stufen sind dicht mit Lotosblumen bestreut. Früherhin wurde dieser Cultus mit Blumen sehr weit getrieben; so heißt es im Mahawanso, daß eine 270 Fuß hohe Dagoba einst mit Guirlanden von der Basis bis zur Spitze so bedeckt war, daß sie einem einzigen Bouquet glich; unzählbare Gärten wurden gehalten, um beständig einen ausreichenden Vorrath von Blumen zu liefern. Besonders die Hauptstadt war auf allen Seiten von Blumengärten umgeben. Auch wurden seit der Einführung des Buddhismus Fruchtbäume und Eßpflanzen aller Art für den unentgeltlichen Gebrauch der Reisenden in allen besuchten Theilen der Insel angelegt und Brunnen errichtet; das erstere wahrscheinlich, um die von Buddha streng verbotene Tödtung der Thiere zu verhindern.

Als die große Dynastie, oder wie man sie auch nannte, das Sonnengeschlecht, erlosch, war der Wohlstand Ceylons gesund und vielversprechend. Am civilisirtesten war der nördliche Theil der Insel, welcher die alte Hauptstadt Anaradschapura enthielt und deshalb als Radscharatta oder Königsland bezeichnet wurde. Hier hatte die auf die Bewässerungswerke verwandte Arbeit die Nahrung der Bevölkerung sehr reichlich gemacht, und die Summen, welche auf die Ausschmückung der Stadt verwandt wurden, die Menge ihrer heiligen Gebäude, die Pracht ihrer Häuser und die Schönheit ihrer Seen und Gärten machte sie zur Vertreterin des Reichthums und der Fruchtbarkeit des Reiches. Anaradschapura war seit uralter Zeit ein heiliger Ort in den Augen der Buddhisten gewesen; diese Stadt war von Buddha selbst besucht worden und bereits wichtig, als Wigayo im 5. Jahrhundert v. Chr. in Ceylon landete; ein Jahrhundert später wurde es Residenz der Könige und vergrößerte sich von der Zeit an sehr bedeutend; Parks und Kirchhöfe

wurden angelegt und im besten Zustande gehalten; Dagobas wurden errichtet und Tempel erbaut, worin goldene mit Edelsteinen und Perlen geschmückte Bildsäulen aufgestellt wurden. Die Stadt war von einem zwanzig Fuß hohen Walle eingeschlossen; später wurden auch Mauern errichtet; die Straßen waren breit und eben. Hier wurde an Festtagen der heilige Zahn Buddha's ausgestellt, und in feierlicher Procession auf den Berg, der über der Stadt hängt, getragen. Der Weg dahin war mit Blumen bestreut, und das Fest endete mit einer dramatischen Darstellung von Ereignissen aus dem Leben Buddha's, welche durch Scenerie und Costüme erläutert wurden, und wobei Figuren von Elefanten und Hirschen auf der Bühne standen, welche so sorgfältig ausgeführt und so fein gefärbt waren, daß man sie von natürlichen nicht unterscheiden konnte.

Unter der niedern Dynastie sank die Macht und der Wohlstand des Reiches. Die Biographie der königlichen Dummköpfe, welche vom 3. bis zum 13. Jahrhundert den Thron einnahmen, enthält kaum ein einziges Ereigniß, das die eintönige Wiederholung von der Gründung von Tempeln, Wiederherstellung von Dagobas, Errichtung von Tanks und Schenkungen an Priester unterbräche. Bürgerliche Streitigkeiten, religiöse Spaltungen, selbst Intriguen und Ermordungen der Könige und Prinzen trugen dazu bei, die Macht der Monarchie zu verringern und die Kraft der Herrscherfamilie zu erschöpfen. Mit Ausnahme der Gesandtschaft, welche unter der Regierung des Kaisers Claudius von Ceylon aus nach Rom geschickt wurde, fand der früheste diplomatische Verkehr mit dem Auslande, wovon Berichte vorliegen, im Anfang des 5. Jahrhunderts statt, wo die Singhalesen Gesandte an den Kaiser Julian schickten und freundschaftlichen Verkehr mit China eröffneten. Im Jahre 413 n. Chr. besuchte der berühmte chinesische Reisende Fa-Hian Ceylon, welcher uns einen Bericht von der Insel hinterlassen, der in allem vollständig mit dem Mahawanso übereinstimmt. Von den Königen wurden zu jener Zeit viele ermordet und die Anarchie machte im ganzen Lande die bedenklichsten Fortschritte. Die kriegerische Rasse der Malabars landete daher oft auf der Insel, und machte überall, wohin sie kam, leichte Beute. Diese Malabars waren Indier aus dem südlichen Theile der Halbinsel; sie besaßen Koromandel, Malabar selbst und noch mehrere andere Provinzen. Ihr erster feindlicher Einfall fand 237 n. Chr. statt, und dieselben wiederholten sich oft in den kommenden Jahrhunderten. Hiün-Tschang, ein chinesischer Reisender, der um das Jahr 630 n. Chr. nach Indien kam, traf dort viele verbannte Singhalesen an, welche vor den Erschütterungen aus dem Lande geflohen waren; die Anarchie stand damals auf ihrem Gipfelpunkte, die Religion war verfolgt, der König ermordet, Hungersnoth herrschte auf der ganzen

Insel und alle Arbeit war unterbrochen. Die Malabars besetzten alle Aemter, selbst das des Premierministers, und entschieden die Ansprüche streitender Thronbewerber. Endlich wurde die Insel so voll von Malabars, daß die schwachen Monarchen sich in Anarabschapura höchst unbehaglich fühlten; sie zogen sich daher mehr nach dem Süden und machten Pollanarua zur Residenz. Große Tanks wurden in der Nähe der neuen Hauptstadt errichtet, Paläste erbaut, Dagobas aufgeführt und Tempel und Statuen aus Felsen gehauen. Für Civilisation thaten die Malabars nichts; ihre Politik war die der Verwüstung und Vernichtung. Endlich erhob sich in der Zeit des schlimmsten Unglücks, als eine fremde Armee fast das ganze Land im Besitz hatte, eine Dynastie, welche die Insel von der Herrschaft der Malabars befreite, ihr den alten Reichthum und Ruhe zurückgab und ein Jahrhundert lang das Reich glücklich im Innern und durch siegreiche Kriegszüge geachtet im Auslande machte. Der Gründer dieser neuen und kräftigen Dynastie war ein Mitglied der exilirten Familie, der mit Hülfe der Bergbewohner von Rohuna den Malabars die Hauptstädte entriß, die ganze Insel zwang, seine Herrschaft anzuerkennen, und um die Sicherheit des Landes gegen feindliche Einfälle zu schützen, Truppenmassen an der Küste aufstellte und ihnen fähige Anführer gab. Sein Ruhm verbreitete sich durch ganz Indien und Gesandte aus allen Theilen Indiens und aus Siam kamen an seinen Hof. Ihm folgte sein Neffe, Prakrama Bahu (1155 n. Chr.). Dieser hatte sich durch Reisen im Auslande eine bedeutende Bildung erworben und verstand, wie das Mahawanso sagt, Theologie, Medicin, Logik, Grammatik, Poesie, Musik, die Abrichtung von Elefanten und Zähmung von Pferden. Kein Name in der singhalesischen Geschichte ist so verehrt wie der seine, da er zugleich fromm und ritterlich war. Ueberall stellte er die Ruhe und Unabhängigkeit des Landes wieder her, bereicherte seine Unterthanen, verschönerte die Hauptstädte, und nicht zufrieden damit, sein Land glücklich im Innern zu machen, unternahm er auch Kriegszüge im Auslande, besonders nach Indien und Siam; er war beständig vom Glücke begleitet und machte sich mehrere Könige tributpflichtig. Seine Hauptstadt umgab er mit Mauern, baute eine Festung darin und einen Palast für sich selbst, welcher viertausend Gemächer enthielt. Außerdem gründete er Schulen und Bibliotheken, baute Hallen für Musik und Tanz, legte Tanks zum Baden an und ließ Straßen machen. Er baute 1470 Tanks, von denen manche ungeheuere Dimensionen hatten, und besserte 3621 alte wieder aus; außerdem errichtete er 534 Wasserfälle und Kanäle. Die Sicherheit im Lande war unter seiner Regierung so groß, daß Frauen mit Edelsteinen geschmückt unbelästigt durch die ganze Insel reisen konnten. Seine Nachfolger waren indessen nicht im Stande, das so ruhmvoll angefangene

Werk fortzusetzen, und der Wohlstand Ceylons sank daher wiederum; schon 30 Jahre nach dem Tode Prakrama Bahu's war das Land von neuem so schwach geworden, daß die Malabars mit 24000 Mann landen und die ganze Insel erobern konnten. Ihr Anführer ließ sich zum Könige ausrufen. Die Malabars herrschten grausam, vernichteten den Buddhismus, zerstörten die Tempel und Dagobas, vertrieben die Priester, beschimpften die Kasten, raubten das Eigenthum und folterten die Einwohner, um sie zur Herausgabe ihrer verborgenen Schätze zu zwingen, bis die ganze Insel in Flammen stand. Einige Theile des Landes wurden ihnen freilich später wieder entrissen; aber Ceylon sollte nie wieder von den Uebeln feindlicher Einfälle befreit sein. Neue Eroberer kamen aus der malaiischen Halbinsel sowie aus Dekan; im 15. Jahrhundert landeten Chinesen, bemächtigten sich der Hauptstadt und schleppten den Monarchen mit seiner Familie gefangen nach China. Endlich im Jahre 1505, als die Insel in einem schrecklichen Zustande war, kamen die ersten Europäer nach Ceylon, nämlich die Portugiesen, welche sich kurz vorher in Indien niedergelassen hatten. Dieses Ereigniß, welches so ernste Folgen für Ceylon hatte, wird in den singhalesischen Chroniken in folgender Weise erzählt: Es kam ein Schiff aus Portugal vor Colombo an und Nachricht wurde an den König geschickt, daß im Hafen eine Rasse sehr weißer und schöner Männer sei, welche Stiefel und eiserne Hüte trügen und niemals an einem Orte blieben. „Sie essen" — so berichtet die Chronik — „eine Art von weißem Stein und trinken Blut; und wenn sie einen Fisch bekommen, so geben sie zwei oder drei Ridé in Gold dafür; außerdem haben sie Kanonen, welche ein lauteres Getöse machen als der Donner, und eine daraus abgeschossene Kugel zerbricht ein marmornes Schloß noch nachdem sie eine Stunde lang geflogen ist." — Ueber die Geschichte Ceylons unter der Herrschaft der Europäer in einem andern Artikel.

Histoire de Jules César

oder

Louis Napoleon pro domo sua.

Von

Karl Grün.

II.

Hinter dem Katechismus kommt die Fibel, die natürlich nichts anderes enthalten darf und wird als die naive Bestätigung der vorausgeschickten Glaubenssätze. Auch versteht es sich wol von selbst,

daß wir nicht sofort mit gleichen Füßen ins Neue Testament hineinspringen, sondern die Kinder zunächst mit den heiligen Geschichten des Alten Bundes vertraut machen, welche ja sämmtlich anerkanntermaßen prototypische oder vorbildliche Bedeutung haben. Es ist gar nicht so verwundersam, was vor 1800 Jahren versucht ward und gelang, wenn man sieht, was in den Zeiten der Aufklärung und des Caselli'schen Telegraphen noch gewagt werden darf.

Der erste Band der „Geschichte Julius Cäsar's" enthält 410 Seiten Hochoctav; der Held selbst aber wird erst auf Seite 257 eingeführt. Bis dahin ist alles Vorgeschichte, ein Kalender der Zeiten, die sich erfüllen mußten. Wer seiner Sache und seines Ausgangs so gewiß ist, der hat Muße genug, nebenbei auch noch so viel Geographie, Topographie, statistische Zustandsbeschreibung einzustreuen, als einem wohlerzogenen Unterthänlein der „vierten Dynastie" zu wissen nöthig ist. Da wird z. B. eine „Beschreibung Italiens" vor der Eroberung durch die Römer mitgetheilt, die von Seite 57—71 währt, und ganz die mathematische Trockenheit affectirt, die dem Onkel bei seinen Dictaten auf St.-Helena eigen war. Noch viel weiter holt aber die Schilderung des „Mittelmeerbeckens" aus, wie es vor den Punischen Kriegen geblüht hat. Andächtig faltet der junge französische Bonapartist die Händchen vor den hundert Localitäten Griechenlands, der Inseln und Vorderasiens; nur er begreift, was die Aufzählung aller Tempel, Kunstwerke, Producte, Waaren und Seltenheiten mit Julius Cäsar zu schaffen hat, wie das Gestüt von Daphne „mit 30000 Stuten, 300 Hengsten und 300 Elefanten" mit dem römischen Empire zusammenhängt. Geheimnißvoll lautet es von der Insel Sicilien: „Die Ochsen lieferten Leder, das besonders zu Zelten verwendet wurde, die Hämmel eine ausgezeichnete Wolle für Kleidungsstücke." Und das geht so fort von Seite 95—140, wo immer nur ein kindlich Gemüth in Einfalt ahnt, wie alle diese Vierfüßer den großen Cäsar von fern ankündigen. „Diese kurze Beschreibung der Küsten des Mittelmeeres, zwei oder dreihundert Jahre vor unserer Zeit", gehört nämlich allerdings zur Cäsarischen Tradition; es handelt sich um das Gebiet der lateinischen Rasse. „Die Erinnerung an eine solche Größe flößt einen sehr natürlichen Wunsch ein: daß künftighin die Eifersucht der Großmächte den Orient nicht mehr verhindere, den Staub von 20 Jahrhunderten abzuschütteln und zum Leben der Civilisation wiedergeboren zu werden!" Die „40 Jahrhunderte" der Pyramiden sind auf 20 herabgemindert, der ganze Excurs ist wahrscheinlich zu den Zeiten des Krimkriegs entstanden und hier gelegentlich eingeschaltet.

Nun zur Geschichte des Alten Bundes, zu den Königen und zur Republik.

Kinder dürfen natürlich nicht mit kritischen Forschungen behelligt, am wenigsten durch den Begriff des Mythus irregeleitet werden. Die sieben Könige Roms sind so verbriefte Persönlichkeiten wie die Capetinger, die Valois, die Bourbons. Niebuhr hat niemals geforscht und geschrieben, Mommsen hat vergeblich die ganze königliche Mythologie ausgelöscht. Am besten lassen wir es bei dem Roman des Livius bewenden, und beruhigen uns bei der Montesquieu'schen Lapidarphrase: Die römischen Könige sind lauter große Männer gewesen wie die Elohim der sechs Schöpfungstage; die Könige schufen die Institutionen, die Institutionen brachten die großen Männer hervor. Ganz klar: Ludwig XI. schuf die französische Einheit; Franz I. die französische Bildung; Heinrich IV. das System der auswärtigen Politik; Ludwig XIV. die Centralisation und den Eroberungskrieg. Als die Institutionen fertig waren, kam die Republik; ihre Helden sind das Product des Königthums, ihre eigene Großthat ist, die Militärdespotie erzeugt zu haben.

Was das Kaiserthum aus dem Nachlaß der Könige ganz vorzüglich gebrauchen kann, ist die Religiosität und zwar die politisch verwendbare Gläubigkeit: Numa gründete den Cultus, die Römer sind sehr religiös, die Religion ist Regierungsmittel. Servius Tullius emancipirte die Plebejer. Es gab so und so viele Priestercollegien. Livius sagt: „Die beständige Herbeiziehung der Priester zähmte die Sitten, alle Leute waren fromm; Treue und Achtung vor dem Eide herrschten in Rom mehr als die Furcht vor Gesetzen und Strafe."

Als die „großen" Könige 244 Jahre — jeder 35 Jahre — regiert und die Institutionen geschaffen hatten, wurde das Königthum durch den Neid der Patricier gestürzt und es entstand die Consular-Republik. Weshalb dieser Wechsel? Die Zeit der Könige war vorbei, die loi suprême machte sich geltend. Loi suprême — Deus ex machina, Jehovah in seinem Zorn, Rathschluß des Geschicks: das ist alles Eins und alles zusammen höchst bequem. Das französische Kind wird zum Fatalisten erzogen. Dieser gewaltthätige Rathschluß des Geschicks ist um so weniger zu begreifen, als er offenbar reactionär wirkte, die guten Könige beseitigte und das Volk einer herrschwüthigen Aristokratie überantwortete. Aber credo quia absurdum, das schult.

Dieser Aristokratie fällt fortan jeder populäre Mann zum Opfer: Spurius Cassius, der die Agrarfrage aufbringt und zuerst Getreide vertheilt; Manlius, der sein Vermögen an zahlungsunfähige Schuldner hingibt; Tiberius Sempronius Gracchus und — der große Cäsar selbst. Wir sind schon auf der Bahn.

Es folgt nun eine Geschichte der römischen Verfassung, des lang-

wierigen, episodenreichen Kampfes zwischen Plebejern und Patriciern, eine Aufzählung der mühsamen plebejischen Errungenschaften bis zur Licinischen Gesetzgebung (366 v. Chr.), wie man das in jedem Compendium der römischen Geschichte ebenso gut und besser nachlesen kann. „Seit der Vertreibung der Könige waren 200 Jahre erforderlich, damit das Volk Gerechtigkeit erlangte; ebenso viel, um die Herrschaft Roms nach außen auf den alten Stand zu bringen."

Aber es war im Grunde nichts damit gewonnen; die reichen Plebejer (die nobilitas) machten gemeinsame Sache mit den Patriciern und das bloße Verdienst hatte noch größere Mühe, zur Geltung zu gelangen. Bei solchen Veranlassungen wird Mommsen citirt, der freilich mit der Aristokratie cavaliermäßig genug umspringt, und vom Cäsarismus, hoffentlich wider seinen Willen, vorzüglich ausgebeutet werden kann. Auch Mommsen sieht der demokratischen Bewegung seit der Gracchenzeit frühzeitig genug an, wohinein sie münden muß; aber er ist auch redlich genug, diese „Demokratie" rasch bei ihrem wahren Namen zu nennen. Schon beim Tiberius Gracchus äußert er: „In der Volksversammlung abstimmen lassen und herrschen, war nicht Demokratie, sondern Monarchie." Vom Cajus Gracchus, dem „größten Redner der Römer", dem „größten Staatsmann vor Cäsar", heißt es: „Er hat durch seine Gesetzgebung keine Gestaltung des Staats auf demokratischer Basis bewerkstelligt, sondern die Tyrannis, die Napoleonische absolute Monarchie auf Lebenszeit (nicht länger!) gegründet." Marius, der sich durch Comitialbeschluß zum afrikanischen Feldherrn macht, d. h. der sich eigentlich selbst ernennt, ist für Mommsen „im Keim der künftige König von Rom". Derselbe Geschichtsforscher bekennt nach Sulla's Tode, daß alles auf den Despotismus lossteuert, aber doch auf den Despotismus, und er fügt ganz anti-Cäsarisch hinzu: „Das aber war das Bitterste dieser bittern Zeit, daß den klar sehenden Patrioten das Hoffen und das Streben sich versagte." — „Die Sonne der Freiheit, mit all ihrer unendlichen Segensfülle, ging unaufhaltsam unter, die Dämmerung senkte sich über die eben noch so glänzende Welt."

Unserm kaiserlichen Autor senkt sich diese Dämmerung bei weitem nicht schnell genug. Schon nach dem Samnitischen Kriege lauert er auf den Mann, der Italien hätte „unificiren" sollen, wittert auch ähnliche Gedanken bei Camillus und Fabius, und bedauert nur, daß „die Aristokratie nicht weise genug war, den rechten Moment zu ergreifen". Was ihm an derselben Aristokratie indeß gar wohl gefällt, ist ihre Kriegspolitik, nach außen wie nach innen: „Alle Kriege hatten zum Motiv oder — zum Vorwande die Vertheidigung der Schwachen und den Schutz der Bundesgenossen." Er preist die Republik in ihren besten Zeiten, daß sie es verstanden: „das Volk in auswärtigen Kriegen zu

beschäftigen; Empörungen sind niemals gekommen als in Friedenszeiten". Es gefällt ihm über alle maßen, wie der Krieg von Samnium nach Tarent, wie dadurch die Mamertiner nach Sicilien hinübergespielt werden; wie Sicilien und Sardinien die Brücken zum ersten Punischen Kriege werden; wie Sagunt, „zur trojanischen Zeit eine Colonie von Ardea", Veranlassung zum zweiten Punischen Kriege, dieser selbst wieder Gelegenheit zum Macedonischen gibt.

Quinctius Flamininus proclamirt bei den Isthmischen Spielen Griechenlands Freiheit. Welche Wonne, den Livius anzuführen: „Es gibt also doch noch, sagte man, Eine Nation auf der Erde, welche auf ihre Kosten, um den Preis der Mühen und Gefahren, Krieg für die Freiheit selbst derjenigen Völker führt, die weit von ihren Grenzen und ihrem Festlande wohnen; sie durchfährt die Meere, damit in der ganzen Welt nicht eine einzige ungerechte Herrschaft bestehe, damit Recht, Billigkeit, Gesetz überall zum höchsten Ansehen gelangen. Es genügt die Stimme eines Heroldes, um alle Städte Griechenlands und Asiens zu befreien. Der bloße Gedanke eines solchen Planes setzt eine ungewöhnliche Seelengröße voraus; um ihn aber auszuführen, war ebenso viel Muth als Glück nöthig." Da haben wir ja aufs Haar, zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, die „große Nation", die „für eine Idee Krieg führt", deren erderschütternder Infanterie die geknechteten Völker entgegenseufzen!

Das Correctiv für solchen Enthusiasmus läßt nicht lange auf sich warten: „Aber wenn die Römer den Achäischen Bund befreit hatten, so war es ihre Absicht nicht, eine furchtbare Macht oder Conföderation zu gründen." Ganz wie in Italien, welches die beiden Schleppkugeln Venedig und Rom am Laufen hindern. Philopömen wird nicht minder geringschätzig behandelt als Garibaldi. Die Städte Griechenlands und Asiens konnten nicht nur durch einen Herold nicht befreit werden, sondern Rom hat auch nicht einmal die macedonisch-griechische Erbschaft zur Geltung zu bringen gewußt. Der Heimfall der orientalischen Provinzen fällt doch mit dem Untergange der republikanischen Institutionen, mit dem Aufgange der cäsarischen Persönlichkeiten zusammen. Der römische Militärdespotismus erwies sich mithin unfähig, die hellenischen Culturelemente in Baktrien und am Indus zu schützen, das neue Perserreich niederzuhalten und das westliche Iran vor dem Zurückweichen ins alte Gleis zu bewahren. Mit großem Rechte legt Mommsen den Wendepunkt der Geschichte des Alterthums nach Parthien; mit Recht datirt er die Ebbe der occidentalischen Völkerflut nach Osten von der römischen Eroberung; mit Recht erblickt er endlich in der Alhambra die Antwort auf die Schlaffheit des Römerregiments und erklärt: von da an habe die Welt wieder zwei Herren gehabt!

Die Fibel geht an solchen großen Anschauungen vorüber, sie lauert auf ihren Einzigen, der da kommen soll. Am Scipio Africanus, den das Volk im richtigen Instinct zum lebenslänglichen Dictator und Consul machen wollte, glaubt sie ihn zu haben; leider hinderten diesen die „vorgeblichen Reformatoren wie P. Cato, die im knechtischen Dienst der alten Gewohnheiten und im Geist eines übermäßigen Rigorismus Gesetze ergehen ließen, um die zweimalige Bewerbung ums Consulat zu verbieten und die Altersbedingungen zu erhöhen". Darauf kamen die Gracchen. Es gab von Cäre bis Cumä nur 3—400000 Vollbürger, Tibur und Präneste waren ohne Bürgerrecht. Der Ager publicus in den Händen der Reichen. Fremdes Getreide tödtet den heimischen Ackerbau; Viehzucht und Forke nehmen überhand. Luxus, Griechenthum, Esprit grassiren. Die Ritter entschlagen sich des Cavaleriedienstes, sie werden Bankiers und Kaufleute. Die Zahl der Sklaven wächst zu einer schrecklichen Höhe.

„Es gibt Fragen, die man lösen muß und die man nicht unterdrückt." Cajus Gracchus will allen Latinern, ja allen Italioten bis an die Alpen, das Bürgerrecht geben. Er „tritt aus der Legalität heraus", was fehlte ihm, pour rentrer dans le droit? „Er mußte entweder die legalen Formen beobachten, oder eine Armee zu seiner Verfügung haben." Das Recht besteht in der bewaffneten Macht. Diese schuf sich Marius durch Aufnahme der Freigelassenen in das Heer; Prätorianer gab es bekanntlich seit der Leibwache des Scipio Aemilianus vor Numantia. Marius war jedoch zu militärisch roh, zu politisch ungehobelt, zu treulos feige, fügen wir hinzu, obgleich er die Tante Cäsar's heirathete.

Sulla löst ihn ab, man sieht immer deutlicher, daß ein Einziger, Gewaltiger kommen muß. Wäre er nicht zu wild gewesen, zu patricisch blutdürstig, so hätte das Empire mit ihm angefangen. „Die Demokratie, vertrauensvoll und leidenschaftlich, glaubt immer ihre Interessen besser durch einen Einzelnen repräsentirt als durch einen politischen Körper. Sie drängte sich auf den zu, der sich über die andern erhob." So dachten wenigstens die Bundesgenossen nicht, so hat noch keine Partei in der Schweiz oder in Nordamerika gedacht. Seltsame Demokratie, die ihrer eigenen Auflösung entgegenstrebt, die in der gleichen Unterdrückung aller den wahrhaften Volksstaat erblickt!

Nun ja, infolge der Gracchischen Reform ist die Zahl der römischen Vollbürger seit 114 bis zum Jahre 69 von 370000 auf 900000 angewachsen; unter Julius Cäsar und Augustus bis zu 4,000000. Was haben diese 4 Millionen constituirt, sind sie selber nur constituirt worden? Haben sie etwas anderes erlebt als den constituirten Despotismus? Kein einziger der großen Einzelnen hat den Gedanken gehabt, das römische Municip in einen Staat zu erweitern, kein einziger hat dem

abstracten Volksrechte einen concreten Ausdruck zu geben gewußt. Das Ende war die Bürgermeisterei Rom mit tausend zugetheilten Orten, an der Spitze ein Cäsar-Maire auf Lebenszeit oder doch auf Galgenfrist, gestützt auf bewaffnete Freigelassene, Sklaven, Germanen, Ligurier, Thraker e tutti quanti.

Cäsar ist keine Erlösung, Cäsar ist Abschluß; Cäsar ist nichts Neues, sondern das vollendete Alte; Cäsar ist beglaubigte Verrottung und glänzender Moder, das Bekenntniß der römischen Welt bei bengalischer Beleuchtung: Fuimus. Die gröbste und straffälligste Illusion besteht darin, dieses Moderthum der Alten Welt als Princip der Neuen auszuschreien, die antike Verwesung unserer Vertrags- und Repräsentativwelt einimpfen zu wollen, die Politik der Gewalt in Rechtsformeln zu maskiren.

Das Schicksal Sulla's ist ein ewiges Memento, wie die Fibel selbst in einem unbewachten Augenblick zugibt: „Die Täuschung des Dictators bestand darin, zu glauben, daß ein System, gegründet auf die Gewalt, auf egoistische Interessen, ihn überleben könnte. Es ist leichter, die Gesetze zu ändern, als den Lauf der Ideen zu hemmen." Namentlich den Lauf der modernen Ideen!

Und auch hier fabula de te narratur: „Wenn inmitten des allgemeinen Wohlbehagens gefährliche Utopien auftauchen, die keine Wurzeln im Lande haben, so verscheucht sie die einfachste Anwendung der Gewalt (sie sterben sogar an eigener Kraftlosigkeit); wenn aber im Gegentheil eine Gesellschaft, im Innersten gequält von wirklichen und gebieterischen Bedürfnissen, Reformen erheischt: so ist der Erfolg der gewaltthätigsten Unterdrückung nur augenblicklich; die zurückgedrängten Ideen melden sich unaufhörlich wieder an, und wie bei der Hydra der Fabel wachsen für Ein abgeschlagenes Haupt hundert neue hervor."

III.

Wir kommen zum Neuen Testament. Das Evangelium Matthäi beginnt bekanntlich also: „Dies ist das Buch von der Geburt Jesu Christi, der da ist ein Sohn David's, des Sohnes Abraham's. Abraham zeugete Isaak. Isaak zeugete Jakob 2c." V. 18: „Als Maria, seine Mutter, dem Joseph vertrauet war, ehe er sie heimholete, erfand sich's, daß sie schwanger war von dem Heiligen Geist."

David und der Heilige Geist, das alte Königthum und die Gottheit in Person: das waren dem christlichen Evangelisten die nothwendigen Factoren, aus denen sein Heiland hervorgegangen sein mußte. Ganz ähnlich verfährt unser Geschichtschreiber in den Tuilerien, indem er die Rede wiederholt, welche Sueton dem Julius Cäsar am Grabe seiner Tante Julia, der Witwe des Marius, in den Mund legt: „Meine Tante

Julia ist mütterlicherseits von den Königen entsprossen; väterlicherseits stammt sie von den unsterblichen Göttern; denn ihre Mutter war eine Marcia aus der Familie des Ancus Marcius. Die Familie Julia, zu der ich gehöre, stammt von Venus selbst ab. So vereinigt unser Haus mit dem heiligen Charakter der Könige, welche die mächtigsten unter den Menschen sind, die ehrfurchtgebietende Heiligkeit der Götter, welche die Könige selbst in Abhängigkeit erhalten."

Julius Cäsar wird erzogen, und zwar hauptsächlich durch seine Mutter Aurelia. So that auch Cornelia, die Mutter der Gracchen, so auch Atia, die Mutter des August, so Lätitia, die Mutter der Bonoparte, so endlich und ganz vorzüglich Hortensia, die Mutter Louis Napoleon's, „une mère tendre et vertueuse".

Cäsar sprach beide Sprachen, nämlich Latein und Griechisch; in neuerer Zeit ist man universeller geworden und spricht „alle vier Sprachen".

Cäsar war zwar „gierig nach Vergnügungen", suchte aber „Talente zu erlangen", wie wir auch. Die damalige „Goldene Jugend" Roms war darauf aus, „religiöse Aemter zu bekleiden — um die Gewissen zu beherrschen; Verwaltungsämter — um auf die Interessen zu wirken; sie trachtete nach Discussion und öffentlicher Rede — um die Geister durch Beredsamkeit zu fesseln; nach militärischen Leistungen — um die Phantasie durch den Glanz des Ruhms zu frappiren". Cäsar „eiferte, sich vor allen auszuzeichnen", und doch hat er später, als er nach Gallien abreist (Schluß des ersten Bandes), „seinen Erfolg weniger den Speculationen des Egoismus und der List, als der Erhabenheit seiner Gesinnungen" verdankt... „Cäsar glaubte an seine Bestimmung und hatte Vertrauen zu seinem Genie; aber der Glaube ist Instinct, nicht Calcul."

So wird aus dem berechnendsten Manne alter und neuer Zeiten, aus dem Roué, der erst mit 37 Jahren die politische Bühne betrat, aus dem Manne, der verschiedene Dinge zu gleicher Zeit verrichten, oder, wie die Legende sagt, viele Briefe zugleich dictiren konnte, ein apollinisches Wesen, ein zweiter Alexander der Große, ein activer Poet.

Geschriftstellert hat er obendrein, wie auch wir; die verschiedenartigsten Titel werden überliefert: Lob des Hercules, Oedipus, eine Tragödie, ein Buch von der Divination — das wichtigste ist ausgelassen: über die Analogie, ein speculativ-grammatischer Tractat. Verse machte der junge Incroyable nicht minder, von denen etliche lahme Hexameter zu Ehren des Terenz übriggeblieben sind. So war der künftige Herr der Welt „ausgezeichnet, ehe er groß war". Er besaß „ein gutes Herz" (un grand coeur, sagte Tante Stephanie), „eine hohe Intelligenz, unglaublichen Muth, dazu ein ungeheures Gedächtniß". Er blieb „gelassen im Zorn", war höchst „leutselig, das Volk zu gewinnen". Er wußte

zu leben und „beschwerte sich nicht, wenn eine Schüssel bei Tische schlecht war"! An accomplished gentleman!

Hier verfallen wir dem Plutarchischen Anekdotenkram, der um so weniger zu übergehen ist, als auch Julius Cäsar darin zum Englischen Reiter gemacht wird. „Er galopirte mit den Händen auf dem Rücken." Uebrigens war er „mäßig" (obgleich avide de plaisirs) und litt keineswegs an „Epilepsie", sondern nur ein paarmal an „nervösen Zufällen".

Nun hätten wir den äußerlichen Cäsar fertig, das Ideal von Aristokrat und Demokrat, von Stutzer und Soldat. Gehen wir etwas tiefer aufs Moralische ein. Sulla will den achtzehnjährigen Cäsar (unser Autor hält an dem Geburtsjahre 654 ab u. c. oder 100 a. X. fest, während die genauesten Historiker, auch Mommsen, das Jahr 652 oder 102 ansetzen; danach war Cäsar jetzt 20 Jahre alt), dazu zwingen, seine Frau Cornelia, Tochter des Cinna, von sich zu stoßen; aber Cäsar war „unerschütterlich", während Piso sich von der Annia, der Witwe des Cinna, trennte, und Pompejus seine Frau, die Tochter des Antistius, schmählich von sich stieß, um die Aemilia, die Stieftochter des Dictators, zu heirathen. Welcher Mann und welcher Charakter ist nach unserm Gewährsmann dieser Cäsar, der Ausbund von allem Großen und allem Gemeinen, was das damalige Rom in sich barg!

Leider sagt unser Autor selbst anderswo, Cäsar's Liebschaften (neben den drei Frauen) seien alle eitel politisch gewesen: mit der Tertulla, der Frau des Crassus, mit der Mucia, der Frau Pompejus, der Lollia, Tochter des Aulus Gabinius, der Postumia oder Frau Servius Sulpicius, endlich mit der Servilia, Schwester Cato's und Mutter des Brutus (der er eine Perle von 1,140000 Fr. schenkte); von den Provinzialschürzen, und namentlich der ägyptischen Kleopatra ganz zu geschweigen. Und was ereignete sich dann nach dem Dreimännercomplot, gewöhnlich „das erste Triumvirat" genannt, vom Jahre 60 a. X.? Cato gibt allerdings seine Tochter dem Bibulus, dem Collegen Cäsar's im Consulat, tritt seine eigene Frau dem Hortensius ab und nimmt sie später als reiche Witwe wieder. Der kaiserliche Historiker striegelt den republikanischen Stoiker gehörig dafür; aber er hütet sich, uns zu erzählen, wie Cäsar und Pompejus sich politisch verheiratheten. Cäsar's Tochter Julia war dem Servilius Cäpio „vertraut", den er gegen den Bibulus gebrauchen wollte; als nun Pompejus die Julia heirathet, verspricht man dem Cäpio des Pompejus Tochter, die schon dem Faustus, Sohn des Sulla, „vertraut" war. Cäsar aber heirathet die Calpurnia, die Tochter des Piso, der mit Gabinius den Strohmann im folgenden Consulat abgeben sollte. Und darob entrüstete sich wiederum der alte

Cato: „Die Regierung ist die Apanage weiblicher Entehrung!“ Eine saubere Wirthschaft das, aber jedem sein Theil!

Unter den Spottliedern, die sich die römischen Zuaven während des Triumpheinzuges in der Ewigen Stadt erlaubten, citirt unser Autor das auf den bithynischen Nikomedes, den pedicator Caesaris:

Gallias Caesar subegit,
Nicomedes Caesarem etc.

Wie seltsam, sein Ideal gegen die Beschuldigung zu vertheidigen, „Königin von Bithynien“ gewesen zu sein! obwol Cicero einmal sehr deutlich darauf anspielt. Ein anderer Zuavenrefrain war sicher begründeter:

Moechum calvum adducimus.

Wohin rettet sich die Preßfreiheit nicht? Vox militis, vox veritatis.

Dieser zwecklose Elegant nun, dieser talentvolle Tugendspiegel beginnt nach seinem Panegyriker seine politische Laufbahn damit, daß er hohe Personen der aristokratischen Partei gerichtlich verfolgt, dagegen Griechen und Samniter vertheidigt, von denen die erstern Ruf in Rom verschafften. Sodann macht Cäsar seine Pücklerfahrt wider die Piraten, wird Pontifex und Militärtribun, ohne sich jedoch im geringsten weder um den asiatischen Krieg noch um den Bürgerkrieg in Spanien, noch endlich um den Sklavenkrieg wider Spartacus zu bekümmern. Das Orakel sagt: er hatte Scheu vor dem Bürgerkriege, er wollte nicht unter aristokratischen Generalen dienen, er gedachte sich aufzusparen, „um der Mann aller guten Patrioten zu werden“.

Dazu war er nun einmal bestimmt, er mochte thun und lassen was er wollte, das ist so die Ordnung in diesem fatalistischen Emanationswirbel: „Die großen Dinge bedürfen einer historischen Figur, welche ihre Interessen und Tendenzen personificirt. Ist der Mann einmal adoptirt, so vergißt man seine Fehler, seine Verbrechen sogar, um sich lediglich seiner Großthaten zu erinnern.“ Das ist die moderne Geschichtsphilosophie des Verfalls, etwas anderes als Epochen des Verfalls kennt sie nicht; für sie ist die Menschheit beständig „aus den Fugen“, und wenn sie sie auf den Kirchhof besorgt hat, so behauptet sie, gekommen zu sein, sie wieder „einzurichten“. Wo wären denn die „Verbrechen“ Solon's, Luther's, Gustav Adolf's, die das Volk erst hätte vergessen müssen, um die Drahtpuppen des Fatums in ihnen anzubeten? Was haben Franklin und Washington für Schuld auf sich geladen, ehe sie in diese Catilinarische Weltordnung hineinpaßten?

Wenn der scharfsinnige Menschenprüfer Cäsar den Pompejus, diese schwerfällige Ceremonie in Marschallsgestalt, vorschiebt, um die Welt an die Suprematie der Armee zu gewöhnen und unterdessen etliche demagogische Maßregeln durchzusetzen; wenn Cäsar nichts von demjenigen

besorgt, der in beständiger Anbetung seiner selbst versunken ist: so ist es ihm nach unserm Autor heiliger Ernst mit seiner edeln Gesinnung; denn „der Mann, der Bewußtsein von seinem Werth hat, empfindet keinen perfiden Neid — gegen diejenigen, die ihm vorausgehen"!

Während Pompejus die Piraten und den Mithridates bekriegt, ruinirt Cäsar sein Vermögen an der Via Appia; als curulischer Aedil schmückt er die Stadt und das Forum, gibt glänzende Spiele mit Bestien und Gladiatoren — pflanzt aber plötzlich die Trophäen des Marius auf dem Capitol auf! Nach Appian erklärte er, „2500 Millionen Sesterzien zu gebrauchen, um keine Einkünfte zu haben". Als er Quästor in Spanien wurde, mußte sich Crassus mit 1,120000 Thalern für ihn verbürgen. „Er borgt und leiht, verpflichtet sich Schuldner wie Gläubiger" (Appian). Als er sich um das oberste Pontificat bewirbt, verläßt er seine mére tendre et vertueuse am Morgen der Wahl mit den Worten: „Heute siehst du mich als Pontifex oder als Flüchtling wieder!"....

Wer klopft? Herein! Es ist Catilina, der nicht blos in Einem Exemplar vorhanden war. Im Jahre 65 — Pompejus stand am Kaukasus — sollten die wegen Bestechung zurückgewiesenen Candidaten P. Cornelius Sulla und P. Autronius mit Gewalt zu Consuln proclamirt werden, Crassus war zum Dictator, Cäsar zum Magister Equitum bestimmt. Es galt, den Mord in den Senat zu tragen, Catilina wartete auf das Zeichen von Cäsar's Hand. Crassus besann sich und blieb aus: die Senatoren und die Ordnung waren gerettet. Unser Autor meint, es sei doch unmöglich, daß sich der „ungeheuer verschuldete Cäsar" und der „ungeheuer reiche Crassus" zu solchen Dingen verständigt hätten?!

Im Jahre 63 bricht die eigentliche Verschwörung los, die der ruhmredige Cicero durch einen Justizmord begräbt. Cäsar und Crassus sind unbedingt dabei betheiligt, sie helfen „mit eigenem und erborgtem Gelde". Cicero hat viele Namen aus der Anklageliste gestrichen. Ein aufgefangener Agent der hauptstädtischen Verschworenen nennt den Crassus vor dem Senat; Cicero unterbricht ihn, beantragt, die ganze Angabe zu cassiren, den Agenten aber einzusperren, bis er bekenne, wer ihn zu solch falschem Zeugniß angestiftet! Unser Autor windet und dreht sich: Man könnte die Schlechtigkeit des Catilina einräumen, „wenn man nicht wüßte, wie verschwenderisch die politischen Parteien mit Verleumdungen gegen die Besiegten sind". Auch der Onkel auf Helena hat erklärt, „es sei eine Fabel, daß die Catilinarier Rom an allen vier Ecken hätten in Brand stecken wollen". — Dennoch „wäre sein Erfolg ein Unglück gewesen, ein dauerndes Gutes kann nie aus

unreinen Händen hervorgehen". Dennoch — also ist Catilina nicht so sauber im Kittel!

Cäsar nun kann gar nicht betheiligt gewesen sein, „weil er zu hoch im öffentlichen Ansehen stand, um durch unterirdische Gänge und verworfene Mittel zur Macht gelangen zu müssen". Er „konnte sich ja der legalen Mittel bedienen". — Dagegen „kann man ganz legitim die Gesetzlichkeit verletzen, wenn die Gesellschaft ihrem Ruin zueilt und ein heroisches Mittel unerlaßlich ist, um sie zu retten, wenn die Regierung, von der Masse der Nation unterstützt, sich zur Repräsentantin ihrer Interessen und Wünsche macht". Und: „Es ist ein Unglück in Uebergangszeiten, daß die Hundsf.... allein Courage haben und daß die Ehrlichen und «Guten», wie Cicero sagt, an den neuen Ideen nicht anbeißen wollen"... „Cäsar, es ist wahr, nahm bisweilen seine Zuflucht zu wenig achtbaren Werkzeugen; der beste Architekt kann nur mit dem Material bauen, das er unter Händen hat." Also — war auch Cäsar nicht ganz sauber!

Als Cäsar den Rubicon überschritten hatte, waren seine Antecedentien nichts weniger als beruhigend, noch weniger der Hinblick auf das Gefolge: Quintus Hortensius, Gajus Curio, Marc Anton, der Stiefsohn des durch Cicero hingerichteten Lentulus. Die höchsten Vertrauenspersonen hatten es längst aufgegeben, ihre Schulden zu summiren und erschienen öffentlich mit Dirnen (Mommsen).

Cäsar wird Proprätor in Spanien, wo er sein militärisches und administratives Genie entwickelt; dann verlangt er Triumph und Consulat. Cato verwehrt ihm den erstern, er candidirt. Das Triumvirat verschwört sich, alle Wahlen zu lenken. Cäsar wird mit Bibulus Consul, Bestechung hüben und drüben, hüben sogar M. Porcius Cato als Stimmenkäufer. Das erste agrarische Gesetz wird auf dem Forum durchgesetzt. Man bekümmert sich nicht um den Bibulus, der „den Himmel politisch beobachtet". Folgt die campanische Ackervertheilung, die Freundschaft mit Aegypten und Ariovist; es leuchtet der große Plan durch, die Feinde Roms zu vermindern, die Italioten zu Bürgern, die Proletarier zu Eigenthümern zu machen. Die Freiheit des Worts wird in den Dienst der imperialistischen Revolution genommen. Ueber der aristokratischen Verwaltung der Provinzen wird das Damoklesschwert de pecuniis repetundis aufgehängt. Cäsar läßt sich vom Volk das diesseitige Gallien nebst Illyrien auf fünf Jahre geben; der Senat fügt freiwillig-gezwungen das jenseitige Gallien hinzu. Vettius, der die Häupter des Senats meuchelmörderischer Absichten beschuldigt, endet als compromittirendes Werkzeug im Kerker durch Gift oder Strang. Unser Autor meint, er habe sich blos bei Cäsar „lieb Kind" machen wollen. Aber Cäsar trägt den Profit davon und eine Leibwache für

den Monat, wo die Fasces nicht vor ihm hergetragen werden. Clodius tritt gegen Cicero auf, als Cäsar noch mit den Veteranen vor den Thoren verweilt. Cäsar sucht den Cicero durch eine Adjutantenstelle zu retten und — unschädlich zu machen. Der große „Blagueur" geht ins Exil, sein Haus wird rasirt. Cato wird mit einem Amt nach Cypern verbannt. Rom ist gesäubert. Cäsar kann nach Gallien gehen ......

Hier entläßt der Autor seinen Messias in die Wüste, wo er sich zu seinem großen Schlußwerke vorbereitet. Wir aber, thaten wir nicht unrecht, die Schwächen und Schattenseiten des großen Cäsar so hartnäckig hervorzukehren, da doch die Weltrichterin Geschichte ihn längst an den Himmel erhöht, und das größte staatsmännische Genie der alten Zeit, den classischen Abschluß antiker Weisheit, jeder Einzelkritik für immer entzogen hat? Haben wir nicht die Miene angenommen, als ob Cäsar in der That noch immer Vorbild und Leitstern für ganz andere Rassen, ganz andere Weltverhältnisse, Culturmöglichkeiten und sociale Bedürfnisse sein könnte, während er so absolut vergangen ist, als er unendlich groß und bedeutend für den Thorschluß der alten Geschichte war? Und so sei es denn gesagt und bekannt: diese Kritik wendet sich nicht gegen den großen Julier, sondern gegen seine Nachahmer....

Mommsen, der ebenso energische wie umsichtige Geschichtsplastiker, der célèbre und savant auteur allemand, dem wir unsererseits nur den etwas sparsamern Gebrauch der modernen Analogie anrathen möchten, die ganz vortrefflich dem Kritiker, minder gut dem Historiker zu Gesichte steht —, Mommsen, der die Möglichkeit einer Apotheose Cäsar's wohl geahnt hat, erhebt im dritten Bande seinen vernichtenden Einspruch gegen die Unsitte, „geschichtliches Lob und geschichtlichen Tadel, von den gegebenen Verhältnissen abgelöst, als allgemein gültige Phrase zu verbrauchen, das Urtheil über Cäsar in ein Urtheil über den sogenannten Cäsarianismus umzudeuten". Er verwahrt sich dagegen, daß „die Conjuncturen der Gegenwart in den Berichten über die Vergangenheit sich wieder aufblättern" lassen, daß man „die Symptome und Specifica für politische Diagnose und Receptirkunst" aus jenen „zusammenlese". Er erklärt feierlich: „Die Geschichte Cäsar's ist eine bitterere Kritik der modernen Autokratie, als eines Menschen Hand sie zu schreiben vermag."

Er sagt: „Wie der geringste Organismus unendlich mehr ist als die kunstvollste Maschine, so ist auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr als der genialste und humanste Absolutismus; denn jene ist der Entwickelung fähig, also lebendig, dieser ist, was er ist, also todt." In den Sklavenstaaten Virginien

und Ohio möchte eines Tages wol die Zeit für den Cäsarianismus reifen (dafür haben bekanntlich Grant, Sherman und Sheridan, dem französischen Cäsar zum Trotz, gesorgt). „Wo er unter andern Entwickelungsverhältnissen auftritt, ist er zugleich eine Fratze und eine Usurpation."

Weshalb wird in der „Histoire de Jules César" der gelehrte und scharfsinnige Gibbon auch nicht mit einem Worte erwähnt, der doch längst bewiesen hat, „daß von Cäsar an das römische Wesen nur noch äußerlich zusammenhält und sich nur mechanisch erweitert, während es innerlich völlig vertrocknete und abstarb"? Ja, warum wird kein einziger Engländer des vorigen Jahrhunderts angeführt, weder Gibbon, noch Ferguson noch Blackwell?

Mommsen — wie wohl thut es, einen andern für sich reden zu lassen — Mommsen proclamirt allerdings den Cäsar zum „Könige"; aber er war ihm „einer jener seltenen Männer, denen der Königsname es verdankt, daß er den Völkern nicht blos gilt als ein leuchtendes Exempel menschlicher Erbärmlichkeit", „da doch kaum alle tausend Jahre im Volke ein Mann aufsteht, der nicht blos König heißt, sondern auch ist": Julius Cäsar, Karl der Große, Oliver Cromwell.

Mit dem Militärstaate hat dieses heldenhafte Königthum nichts zu schaffen; Cäsar hat im eigentlichen Sinne niemals „Gardetruppen" gehabt; alle römischen Cäsaren verwendeten wesentlich die Soldaten nicht wider die Bürger; „sie achteten Nation und Armee zu hoch, um diese zu Constablern über jene zu setzen". „Cäsar hat das militärische Commando nie auf die Politik übertragen, nie zu Brutalitäten gegriffen wie die des 18. Brumaire!" „Cäsar war Monarch, aber nie hat ihn der Tyrannenschwindel erfaßt."

Die Brutalität des 18. Brumaire ist eben der redende Beweis dafür, daß der größte Kriegsmeister der modernen Zeiten in der Staatskunst nur der Nachahmer Julius Cäsar's war.....

Nicht einmal Julius Cäsar ist unsterblicher geworden als der Protest der Literatur, der sich gegen den Herrn der Republik erhob. Und Cäsar war doch so nothwendig wie ein Naturereigniß, wie eine Wasserflut, wie ein Erdbeben, wie eine vulkanische Eruption. „Alle tüchtigen Elemente der Literatur waren und blieben antimonarchisch"; denn „poetisch und schöpferisch ist nun einmal unbedingt und ausschließlich die Freiheit; sie und sie allein vermag es, noch in der elendesten Caricatur, noch mit ihrem letzten Athemzuge frische Naturen zu begeisten".

Aus der Kinderstube.

Neue Gedichte.

Von

Julius Sturm.

(Schluß aus Nr. 18.)

Am Kamin.

Wilde Stürme hör' ich brausen,
Wüste Flocken seh' ich tanzen
Und das Dach vorm Fenster draußen
Droht mir mit krystall'nen Lanzen.

Doch des Winters rauhes Wüthen
Hat mich wenig noch verdrossen,
Da die schönsten Frühlingsblüten
Mir im Zimmer lustig sprossen —

Bunte, duft'ge Ammenmärchen
Blühen frisch mir aus dem Munde,
Und ein kleines holdes Pärchen
Lauscht der wunderbaren Kunde.

Von Rothkäppchen, das begraben
In des Wolfes Bauch gelegen;
Von den sieben schwarzen Raben
Und vom Sternenthalerregen;

Von des treuen Heinrich Kummer
Und vom Pfefferkuchenhüttchen;
Von Dornröschens tiefem Schlummer
Und vom lieblichen Schneewittchen,

Und was sonst mir noch geblieben
Im Gedächtniß von „Grimm's Märchen"
Das erzähl' ich meinem lieben
Holden, blüh'nden Kinderpärchen.

Und ich danke still den beiden,
Die gesammelt und gesichtet,
Was in altersgrauen Zeiten
Unser deutsches Volk gedichtet.

Correspondenz.

Aus Genf.

Mai 1865.

Als ich Ihnen kurz nach Schluß des Decemberprocesses eine Schilderung der Lage der Dinge in Genf gab, war die Situation so gespannt, daß ein neuer Ausbruch der Parteileidenschaften unausbleiblich schien. Dennoch ist ein solcher, wie Ihre Leser bereits aus den Zeitungen wissen, glücklicherweise nicht eingetreten, ja die Verhältnisse gestalten sich dem äußern Anschein nach weit friedlicher, als selbst die Optimisten noch bei Anfang des Jahres erwarten konnten. Nicht etwa, daß unsere Parteiführer bisjetzt irgendeinen ernstlichen Schritt zur Versöhnung gethan, irgendetwas von der Starrheit ihres Standpunktes aufgegeben hätten. Im Gegentheil, diese und ihre Organe bekämpfen sich fortwährend mit alter Feindseligkeit und unsere Zeitungsredactoren gehen jeden Morgen an das Geschäft, sich gegenseitig mit polemischen Artikeln wie mit Knütteln moralisch todtzuschlagen, mit solchem Ernst, als ob sie eine welthistorische Aufgabe zu lösen hätten. Aber das Publikum, die große Masse, beginnt nach und nach lauer zu werden, und selbst Club- und Parteiversammlungen wollten in letzter Zeit ebenso wenig mehr verfangen als die aufstachelndsten Zeitungsartikel. Das Publikum fühlt und weiß nachgerade, daß sich in den Kampf eine Menge egoistischer Privatinteressen mischen und zeigt sich nicht mehr so eifrig, die Kastanien für gewisse Ehrgeizige und Eigennützige aus dem Feuer zu holen. So scheint die Parteidisciplin auf beiden Seiten etwas gelockert; allein so weit ist die Einsicht der Massen noch nicht fortgeschritten, daß sie endlich das einzige richtige Mittel, welches allein auf die Dauer helfen könnte, ergreifen, d. h. zur Bildung einer neuen Parteigruppirung mit Beseitigung der abgenutzten, in gegenseitigem persönlichen Haß festgerannten Wortführer schreiten würden. Man könnte in dieser Erscheinung wol nicht mit Unrecht den Mangel an politischen Capacitäten, an hervorragenden Charakteren entdecken. Auch trägt das althergebrachte Cliquenwesen, welches in Genf jedermann gewissermaßen schon bei der Geburt die Parteistelle anweist, welche er ungestraft nicht verlassen darf, viel dazu bei, alles im alten Gleise zu erhalten und neue Menschen und neue Anschauungen schwer aufkommen zu lassen. Das festgekittete Cliquenwesen bildet hier ein entschiedenes Gegengewicht gegen die sonstige Beweglichkeit des genfer Volkscharakters. Diese Erscheinung ist tief eingewurzelt und wird so leicht nicht zu beseitigen sein. Man fühlt wol, wo der Schuh drückt; aber niemand hat den Muth und noch weniger die Kraft, von einem wahrhaft unabhängigen Standpunkt aus jene Schranken einmal gründlich zu kritisiren, um sie siegreich zu durchbrechen. Familienrücksichten, Geldrücksichten, confessionelle Rücksichten hemmen eine wahrhaft freie und idealere Entfaltung des politischen, socialen und literarischen Lebens, und so zeigt uns diese Republik, trotzdem daß sie das demokratische Princip bis zur äußersten Spitze entwickelt hat, oft ein so spießbürgerliches Bild wie nur der verkommenste deutsche Kleinstaat. Dort gibt es wenigstens überall Männer, die in der Theilnahme an dem großen geistigen Gesammtleben der Nation sich über die Misère ihrer kleinlichen

Umgebung hinwegheben; in Genf aber werden solche Erscheinungen immer seltener. Alles leidet unter dem Druck der kleinen heimischen Angelegenheiten, und da aus diesen jener begeisterte Schwung, der noch die Octoberrevolution von 1846 erzeugte, mehr und mehr gewichen ist, so treten die Krähwinkelverhältnisse immer schärfer hervor.

Ich sagte eben, daß bisjetzt noch kein ernster Schritt zur Versöhnung geschehen sei; doch muß ich wenigstens eines Surrogats erwähnen. Dies ist der sogenannte Reformverein, von welchem jetzt oft in den Zeitungen die Rede ist. Da lebt in Genf ein Mann mit Namen Ernest Naville, ein ehemaliger Professor der Theologie an der Akademie und ein gewaltiger Redner vor dem Herrn. In den letzten Jahren widmete er sich als unabhängiger Privatmann der Verbreitung seiner streng kirchlichen Glaubensansichten, die er, das muß man ihm lassen, mit mehr Geist und weniger leerer Phraseologie verficht als viele andere seiner Collegen der Französischen Schweiz. So hielt er in Genf, in Waadt und Neuenburg öffentliche Vorträge über den „himmlischen Vater" und das „ewige Leben", die eine Menge Zuhörer herbeizogen und namentlich unter der akademischen Jugend in Lausanne einen großen Anklang fanden. Der heitere Himmel, des blaue See, die frische Bergluft und der Wein von Lacôte hindern nämlich nicht, daß diese akademische Jugend einen stark theologischen Anstrich mit auf die Welt bringt, wie denn überhaupt zwischen den Rebenhügeln des Waadtlandes Bacchus zum Trotz sehr viel frömmelndes Kirchenthum zu Hause ist, nicht minder wie in Genf und Neuenburg. Jene Vorträge Naville's sind auch gedruckt*) und die „Semaine religieuse", das „Journal de Genève" und andere Blätter unterließen nicht, bei Erscheinen der Werke die frommen Posaunen kräftig ertönen zu lassen. Aber der moderne Apostel begnügte sich nicht mit dem geistlichen Weihrauch und der himmlischen Gloria, die allmählich sein Haupt zu umstrahlen begann, auch weltliche Lorbern wollte er erringen. Er warf sich also, als im August v. J. die Stürme im Glase Wasser wieder einmal begannen, kühn in die brausenden Wogen mit einer politischen Flugschrift über das genfer Wahlsystem, welches er, wie das genfer Parteiwesen überhaupt, das muß man ihm wiederum lassen, mit treffenden Farben und einschneidender Schärfe charakterisirte. Er bewies, daß bei der gegenwärtigen Parteiorganisation und der Trennung des Cantons in zwei große politische Heerlager die berechtigten Ansprüche kleinerer Gruppen und individueller Ansichten nicht zur Geltung kommen könnten, und daß bei dem Fortbestehen des gegenwärtigen Wahlverfahrens eine dauernde Beruhigung oder gar Versöhnung der Parteien nicht zu erzielen sei. Reform, sei es nun des Wahlgesetzes selbst oder doch wenigstens der Anwendung desselben, war die Parole, welche er auf seine neue Fahne schrieb. Es konnte eigentlich niemand in Abrede stellen, daß in den Ansichten des frommen Professors viel Wahrheit liege, die von ihm gerügten Mängel waren mehr oder weniger von beiden Parteien empfunden. So ward es dem neugebackenen politischen Agitator nicht schwer, um seine Fahne eine Anzahl Anhänger aus allen Lagern, dem radicalen sowol wie

*) Ich glaube, es ist sogar eine deutsche Uebersetzung davon erschienen in irgendeinem gottseligen Verlag zu Elberfeld.

dem conservativ-independenten, zu sammeln. Allein die Kritik ist leicht und die Kunst ist schwer, das gilt auch in der Politik. Denn jetzt, nachdem man sich in der Negation geeinigt und nun zu positiven Vorschlägen einer Reform schreiten soll, da stehen die — Herren am Berge und werden noch arg schwitzen, bis sie ihn erklimmen, und vielleicht längst ermüden, bis sie den Gipfel erreicht und die Aufgabe gelöst haben. Indeß hat der Reformverein gegen 800 Mitglieder, was freilich nicht viel heißen will, wenn man über schöne Reden nicht hinauskommt. Weiter ist nämlich die Sache noch nicht gediehen; sie kränkelt jetzt augenscheinlich schon an der Blässe des Doctrinarismus, und es müßten Wunder geschehen, wenn der Verein bis zu den Staatswahlen im nächsten Herbst dem Cercle radical und dem Ficellistenclub den Rang abgelaufen und einen maßgebenden Einfluß auf das Parteileben gewonnen haben sollte.

Auch noch bei einem andern Anlaß ist der Name des Professors E. Naville in neuerer Zeit häufig genannt worden: bei Gelegenheit des großen Unsterblichkeitsschubs, welchen kürzlich die Französische Akademie vornahm. Es standen sich für einen dieser in so hohem Curs stehenden Pantheonsplätze zwei Candidaten entgegen, beide aus Genf. Der eine war niemand anderes als unser frommer Professor, der zu der himmlischen Strahlenglorie und den irdischen Lorbern nun auch noch die Illustration wissenschaftlicher Immortalität hinzuzufügen hoffte. Hr. Naville hat neben seiner Theologie auch gelegentliche Streifzüge auf philosophischem Gebiet gemacht, natürlich im Sinn der philosophia ancilla theologiae: der Offenbarungsglaube soll philosophische Stützen erhalten. Man sagt, Hr. Naville kenne auch deutsche Philosophie, was ich dahingestellt sein lasse. Sicher ist, daß er sich einem französischen Metaphysiker, Maine de Biran, zum Helden erkoren, und dessen bisher noch nicht edirte, d. h. noch nicht in der früher von V. Cousin veranstalteten Ausgabe aufgenommene Werke herausgegeben hat. Das war sein Rechtstitel zur Aufnahme in die Reihe der pariser Unsterblichen. Der andere Bewerber um diese Ehre war Hr. Barni, Professor der Geschichte an der genfer Akademie, und, was mehr sagen will, Uebersetzer und Commentator Immanuel Kant's. Competente Kritiker haben sich sehr günstig über diese philosophische Arbeit ausgesprochen; sicher ist, daß sie viel zu einer gründlichern Bekanntschaft der Franzosen mit dem Wesen deutscher Speculation beigetragen hat. Alle unabhängigen Blätter, auch diejenigen Frankreichs, waren und sind der Ansicht, daß Barni's Ansprüche gegründeter waren als Naville's, aber die zahme Philosophie siegte über die kritische Vernunft: Hr. Naville erhielt die Palme und den Lorber. Es haftete eine politische levis notae macula an Hrn. Barni: er ist geborener Franzose, hat aber nach dem Staatsstreich die Eidesleistung verweigert und ist in die Schweiz ausgewandert. Der paßt nicht unter die heutigen pariser Unsterblichen, der muß sich anderswo Unsterblichkeit suchen. Ein genfer Calvinist ist da besser zu gebrauchen, Imperialisten und Orleanisten, Guizot an der Spitze, stimmten für ihn, und was noch merkwürdiger ist, sogar die entschiedenen Katholiken. Das ist eigentlich etwas bisher ganz Unerhörtes. Man könnte glauben, es geschehen wieder Zeichen und Wunder, denn es wird behauptet, Hr. Naville und sogar die Katholiken in Genf verständen sich ganz gut miteinander. Sollte es ihm wirklich gelingen, sich einer solchen Unterstützung auch für

seine politischen Plane dauernd zu versichern; sollte der Katholicismus und der calvinistische Conservatismus in Genf, bisher solche Todfeinde, daß der erstere das Bündniß mit dem atheistischen und materialistischen Radicalismus vorzog, wirklich sich versöhnen und verbünden: dann wäre allerdings in Genf eine That vollzogen, von der Vater Calvin sich nichts träumen ließ. Vorläufig gilt es übrigens in Genf bei der guten Presse für Ketzerei, nicht in das Freudengeschrei über die Hrn. Naville widerfahrene Auszeichnung miteinzustimmen, schon weil er ein Genfer ist, gleichviel, ob er sie verdient hat oder nicht. „Démocratie Suisse" und „Journal de Genève" sagen das mit dürren Worten, allerdings eine sonderbare Art von Patriotismus.

Von Hrn. Ernest Naville auf Hrn. Karl Vogt ist scheinbar ein weiter Sprung. Der eine ist unsterblich, der andere kann es seiner ganzen Doctrin nach niemals werden, die pariser Akademie müßte denn auch an ihm das Unmögliche möglich machen. Wenn ich nun Hrn. Vogt hier folgen lasse, so geschieht es lediglich, weil ich gerade jetzt seinen Namen wieder häufiger in den genfer Blättern treffe. Da hat er kürzlich durch eine Stelle in seiner Rede, welche er als Präsident des Genfer Instituts zu halten hatte, die „Démocratie Suisse" in Harnisch gebracht, und hier scheint das Blatt bessern Grund zu haben, gegen einen bedenklichen Kosmopolitismus zu polemisiren, als wenn es jene ebenbemerkte eigenthümliche Sorte von Patriotismus empfiehlt. Hr. Vogt hat nämlich wieder eins seiner Steckenpferde vorgeritten und sich bis zu einer Apotheose der Französischen Revolution verstiegen, daß er selbst diejenigen Völker glücklich preist, welche von unsern aus der Freiheit ein Exportgeschäft machenden Nachbarn „mit dem Degen in der Faust" zur neuen Civilisation bekehrt worden seien. Auch von russischem Despotismus und hochmüthigem Dünkel deutscher Junker kam etwas in der Rede vor, sodaß es ein pariser Chauvin nicht besser hätte machen können. Das kam den genfer Republikanern denn doch zu stark; sie erinnern sich, daß die gepriesene Französische Revolution ihnen eine sechzehnjährige Fremdherrschaft brachte, und die „Démokratie Suisse" begreift nicht, woher diese „banale und einseitige Begeisterung" des Professors für die Französische Revolution kommt, während alle wahrhaft liberalen Männer immer mehr davon zurückkommen. Das genfer Blatt hält dem gelehrten Naturforscher vor, daß denn doch auch die angelsächsische Rasse, daß endlich Deutschland selbst gar manches für Freiheit und Civilisation gethan habe. Karl Vogt ist allerdings mit seiner Gallomanie heutigentags selbst in Genf eine vereinzelte Erscheinung und als geborener Deutscher der Epigone eines glücklicherweise bei uns längstausgestorbenen Geschlechts, für welches die Kant und Hegel, die Goethe und Humboldt, die Lessing und Schiller nicht gelebt zu haben scheinen. Die Französische Revolution ist alles in allem einziger Grund und Boden der heutigen Weltcultur. Einem Franzosen kann man eine solche Beschränktheit der Weltanschauung und Geschichtsbetrachtung noch verzeihen, aber im Munde eines geborenen Deutschen hat sie in unsern Tagen etwas so Fremdartiges, als ob man die Stimme eines Revenants hörte. Forster ist todt, Weckherlin ist todt, Börne und Heine sind todt, und es ist gut, wenn ihre kosmopolitischen Theorien nicht wieder auferstehen.

Und ganz besonders ist dies gut, solange ein Napoleonide die französische Kaiserkrone trägt.

Zum Schluß noch eine Nachricht, die für viele Ihrer Leser von Interesse sein dürfte. Alexander Herzen ist seit einigen Wochen nach Genf übergesiedelt und wird seinen „Kolokol" hier herausgeben, dessen Druckerei von London hierher verlegt wird. Auch die bisjetzt in Brüssel redigirte französische Ausgabe dieses Blattes soll fürderhin in Genf erscheinen. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals hat es gefügt, daß der unermüdliche russische Revolutionär, dessen Blatt der russische Despotismus vielleicht mehr fürchtet als alle polnischen Aufstände, sich in derselben Villa niedergelassen hat, welche bis vor wenigen Jahren von der nunmehr verstorbenen Großfürstin Anna Feodorowna, der geschiedenen Witwe des Großfürsten Konstantin, bewohnt wurde. Es ist die äußerst romantisch gelegene, von weitem Park mit herrlichen Baumgruppen umgebene „Campagne Boissière" an der Straße nach Chamouny, etwa eine Viertelstunde von Genf. Dort hat sich jetzt in Herzen's Begleitung eine ganze Colonie gleichgesinnter Freunde angesiedelt, darunter der Dichter Ogarew. Ja, diese genfer „Campagnen" haben ihre eigenen Schicksale, und wer ihre Geschichte schreiben wollte, könnte nicht nur manchen interessanten Roman, sondern auch ein Stück Weltculturgeschichte liefern.

Aus London.

Ende April 1865.

Obwol die englische Presse in dürrer Zeit nicht hinter der pariser zurückbleibt, wenn es gilt, ein beliebiges Gerücht aufzugreifen, es dann zum Umfange eines Leitartikels aufzublasen, bis die Explosion des Machwerks erfolgt, so bleibt es doch erstaunlich, wie englische Editoren alles Ernstes die „Möglichkeit" einer künftigen päpstlichen Residenz in England als „möglich" discutiren konnten. M. Lemoine vom „Journal des Debats" hat am meisten Schuld daran, weil er den Engländern große Schmeicheleien über ihr Asylrecht sagte, und zwar in einem naiven Artikel, der England beglückwünschte, auch dem Papste ein „Asyl" bieten zu können. Die „Sunday-Times" nahm dies sofort für baare Münze. Sie ist ein Toryorgan. „In den Worten M. Lemoine's ist viel gesunder Sinn. Wir schätzen seine Complimente, und werden uns sehr freuen, den Papst unter uns zu sehen." Das Démenti seitens Palmerston's hat diese Calculationsblase platzen machen. Ob die Stadt Asnières in Frankreich, oder die Balearischen Inseln, oder die von Earl Russell angebotene Insel Malta je die päpstliche Residenz werden mögen, entzieht sich zur Zeit dem Urtheil, aber hier auf englischem Originalboden wäre dergleichen ein völliges Absurdum. Wir haben hier wahrlich der religiösen Zänkereien die Fülle — es scheint, daß sie nur um so mehr aus dem Blute aufwuchern, das vor neun Monaten zu Belfast in Irland geflossen. Fast in jeder nennenswerthen Sitzung des Unterhauses spannen sich vor Ostern mehr oder weniger heftige, mitunter auch komische Fehden zwischen Katholiken und extremen Protestanten (Orangisten) an und seit mehr als drei Monaten ist ein Theil der Presse über vermuthete unterirdische Zellen in Klöstern und

Conventen nicht zur Ruhe gekommen. In Belfast haben Ende April neue Kämpfe zwischen Katholiken und Orangemännern begonnen, in jener selben Stadt, die kürzlich erst einen Beweis gegeben, daß dort Unparteilichkeit in religiösen Fragen eine bare Unmöglichkeit geworden, sogar auf der Geschworenenbank. Die Regierung hatte außerordentliche Commissäre dorthin gesandt behufs einer Untersuchung über die blutigen Tumulte vom vorigen August. Zwei Monate dauerten die Verhöre — zwei Monate saßen Juries. Nach milder „Absiebung" blieben noch über funfzig Angeklagte übrig, angeklagt des Mordes, des Todtschlags oder des Hauseinbruchs mit gewaltsamer Verwundung. Ueber keinen dieser Fälle konnte sich eine einzige Jury einigen. Jede derselben bestand aus Katholiken und Protestanten. Die gesetzlich erforderte Einstimmigkeit wurde in keinem Verdict erzielt. Jeder angeklagte Protestant hatte genau so viele Stimmen für seine Unschuld, als Protestanten unter den Geschworenen, und jeder angeklagte Katholik genau so viele Stimmen für sich, als die Ziffer seiner Glaubensgenossen auf der Jurybank betrug. Zwei- und dreimal wurden die Juries in ihr Conclave zurückgeschickt, immer kehrten sie uneins zurück. Das Gesetz wurde factisch machtlos. Man mußte Untersuchung, Anklage, Verdict fallen lassen und alle Gefangene wurden nach Hause geschickt.

„Ausnahmen fixiren die Regel." Um die Allgemeinheit der Entrüstung über die blutige Kunde über Lincoln's Ermordung aus Nordamerika zu kennzeichnen, genüge es, zu erwähnen, daß nur drei solcher Ausnahmen in ganz England zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Der eine Fall war eine Demonstration zu Liverpool. Als dort die erste Unglückspost anlangte und der Secretär der Börse den versammelten Tausenden deren Inhalt vorlas, versuchte eine kleine Clique ein Hurrahgeschrei, aber schon der erste zur Hand wurde von dem enragirtesten „Südlinger" der Stadt sogar — (und gerade in Liverpool grenzen sich sonst die Parteien für Norden und Süden mit peinlichster Schärfe ab) — beim Kragen genommen und mit den Worten aus der Halle geführt: „Von dannen, du eingefleischter Teufel! Du bist ein Mörder in deinem Herzen!" Der zweite Ausnahmefall ist ein Schreiben des Commissars der südlichen Regierung Mr. Mason an den Redacteur des „Index" (eines hiesigen halbofficiellen Blattes von Jefferson Davis). Darin übergeht er ganz das Verbrechen, hat keine Silbe des Tadels oder der Entrüstung und beschränkt sich auf eine bittere Polemik gegen den Norden, weil man dort die Mordthat mit der Politik der Rebellenstaaten in Verbindung bringe. Die dritte Ausnahme ist der conservative und sklaven-junkerliche „Standard". Dieses Blatt schrieb sofort nach dem Eintreffen der ersten Depeschen Folgendes: „Lincoln ist dahingegangen, wo er Rechenschaft ablegen muß. Möge Gott seiner Seele gnädig sein! Die Sieger der Armee Grant's wie jene hungernden Frauen und Kinder, die neben dem Aschenhaufen ihrer Häuser kauern, müssen sich in dem Gebete vereinen: Gott habe Erbarmen mit Abraham Lincoln's Seele!" — So spricht man sonst wol hinter einem gehängten Verbrecher her. Das edle „Organ" konnte aber auch in der ersten Stunde der allgemeinen Erschütterung nicht den tiefen Parteihaß bemeistern.

John Arthur Roebuck hat fast einen europäischen Ruf als der übellaunigste Parlamentsmann der civilisirten Welt und zwar aus ältester

Schule. Seine Ansichten über nicht englische Erdbewohner sind geradezu „cäsarenhaft-brutal". Ein Beweis war wieder einmal eine Debatte über den Krieg mit den Maories in Neuseeland, ein Krieg, in welchem, wie selbst von officieller Seite ohne Hehl anerkannt wird, der Ursprung in der Unersättlichkeit der englischen Colonisten und in „Misverständnissen" des Gouvernements von Neuseeland zu suchen ist. Was sagt aber Roebuck, der sich als „Champion der Menschenrechte" proclamirt (er thut dies aber ganz allein), und dabei Lobreden auf die brutalen Landlords in Irland hält, — was sagt der über die Pflichten einer „civilisirenden christlichen" Nation? „Civilisation bedeutet, Besitz von einem Lande nehmen, die frühern Bewohner vertreiben und an deren Stelle die Bewohner des erobernden Landes setzen. Dann entsteht eine unsterbliche Fehde zwischen den Neugekommenen und den alten Einwohnern. Die britischen Colonisten haben in allem recht, da sie nur jenes Land von den wilden Thieren säubern wollen. Das schlimmste aber unter allen wilden Thieren ist der wilde Mensch. Wo ein wilder Mann haust, können tausend civilisirte Menschen leben. Darum Civilisation in obiger Weise importiren, heißt der «Natur» (sic!) und dem Menschen Gutes thun. Was die Regierung gethan haben sollte, ist dies: «Wir nehmen Besitz von diesem Lande und niemand hat von jetzt an ein Recht auf Besitz ohne unsere Verleihung. Alle andere Definition von Civilisation ist sham (Heuchelei).»" — Dem halte man einen Bericht über die jüngste Unterwerfung mehrerer Häuptlinge in Neuseeland gegenüber: „Sie traten einzeln vor und legten ihre — mit englischem Fabrikstempel versehenen — Waffen zu unsern Füßen nieder. Darunter waren drei, welche sagten, sie seien Missionare und Lehrer und überlieferten hiermit ihre Bibeln und Gesangbücher, dieweil dies ihre einzigen Waffen wären." Kann man ergreifender Geschichte „sprechen" einem Civilisationsvolke gegenüber wie dem britischen? Roebuck's Civilisationstheorie flackert davor zu Asche wie ein Bogen Löschpapier. Man erwäge noch, daß die Maories längst als gleichberechtigte Unterthanen der britischen Krone schwarz auf weiß anerkannt wurden. Schwerlich werden sie aber ein anderes Geschick haben als die Ureinwohner von Tasmania (Vandiemensland), welche sammt und sonders auf wüste Inseln geschickt wurden, bis sie bis auf vier, einen „Christen" und drei „Christinnen", verkamen. Der Gouverneur von Tasmania hat sie „pensionirt" und zeigt sie in Frack und Vatermörder und Crinolinroben auf Staatsbällen seinen Gästen als Merkwürdigkeiten in der Saalecke. Auch haben die „Illustrated London News" die „Vier" photographiren lassen und dann als Illustration in ihren Text aufgenommen. Was Reisende wie Gerstäcker über die Civilisationsgeschichte unter britischer Aegide in „barbarischen" Ländern publicirt, sind nur „Proben". Wird sie einmal in die moderne Literatur aufgenommen sein, dürften die waghalsigsten Schauerromantiker sich beschämt als überwunden bekennen. Das ist nun einmal die Wahrheit, und es ist herzbedrückend, daß es so ist; daß eine Nation, deren heimatliche Organismen Europa ein Vorbild geworden, ihren Ehrenschild mit Versündigungen befleckte, die um so unwürdiger, als sie an Wehrlosen, Halbwilden und Unwissenden verübt wurden. Roebuck steht mit seiner Theorie nicht allein, nur geniren sich andere Gentlemen, so ganz „ohne Blume" ihr Innerstes den Stenographen der öffentlichen Meinung offenzulegen, wie

er gethan. — Da es zur Kenntniß der Behörden in England gekommen, daß viele ihrer Beamten von Wucherern auf die schnödeste Weise in Bande geschlagen seien, haben sie einen periodischen Ausnahmezustand sanctionirt, der ein eigenthümliches Licht auf hiesige Verhältnisse wirft. So hat der Generalpostmeister des Vereinigten Königreichs bekannt gemacht, alle Beamte, die in solche drückende Schulden gerathen, dürften, ohne wie bisher Entlassung zu riskiren, von dem neuen Bankrottgesetz Gebrauch machen und so ihrer unerschwinglichen Verbindlichkeiten ledig werden. Es ist dies eine Bloßstellung en masse, aber die Nothwendigkeit muß wol zu dieser nicht „unweisen" Maßregel drängen. Die Bankrottgerichtshöfe der drei Königreiche haben nun alle Hände voll zu thun. Meist wird den Beamten nach Darlegung der ihnen widerfahrenen Ausbeutung à 100, 200, 300 Proc. vom Richter sofort ein „discharge", d. h. eine gänzliche Los- und Ledigsprechung von allen Schuldverbindlichkeiten zutheil. Darob ist wol Wehklagen im andern Lager, in den Disconto-Comptoiren jener „Menschenfreunde" mit dem Motto „ein Drittel baar, ein Drittel in Oelgemälden und ein Drittel in sauern Weinen oder schlechten Cigarren" — Exemplum docebit. Bisher trat kein Beamter ein Amt an, ohne schon am ersten Tage auf seinem Pult einen „Gratulationsbrief" von einem Geldmanne zu finden, der dem Frischangestellten seine milde Hand für kleine „gentlemanliche" Verlegenheiten anbot.

Im Krystallpalast zu Sydenham wird alle drei Jahre ein mehrtägiges Jubiläum zu Ehren unsers großen deutschen Tonmeisters Händel begangen — allgemein „the Haendel festival" (die Händelfeier) genannt. So wird es auch in diesem Jahre geschehen. Den Vorbereitungen nach zu schließen werden nicht weniger als 4000 Musiker und Sänger der Feier ihre Kraft und ihr Talent widmen, wohlgeschult auf großen Musikfesten der letzten Jahre, wo deutsche Musik, insbesondere Mozart, Beethoven und Mendelssohn wie immer obenan auf der Liste gestanden. Bei der letzten Händelfeier fanden sich 194000 Hörer ein — als dreitägiges Auditorium, und wird erwogen, daß sich in den letzten Jahren die eisernen Wege „nach" und „um" und „in" ja „über" und „unter" London fast verdreifacht haben, alle Bahngesellschaften billige Extrazüge von allen Richtungen der Windrose zugesagt, Billets sogar bis nach dem Continent versendet werden, so läßt sich ein noch günstigeres Horoskop für das laufende Jahr stellen. Händel wird von den Engländern zu den ihrigen gezählt, weil er ein halbes Leben lang das Brot ihres Königs gegessen — ein etwas schwacher Besitztitel, doch murren wir nicht darüber. Vergessen wir nicht, daß Händel in England gefeiert wird bis auf diesen Tag, und das in enthusiastischer Weise, während er doch, wenn wir aufrichtig sein wollen, in Deutschland nur noch bei besondern Gelegenheiten nur „stückweise" von einem Musikmeister aus älterer Schule „einexercirt" wird und mehr schon der Musikliteratur angehört. Der Engländer hört „alle" seine Werke bei der Händelfeier, Tag um Tag, und es macht auf uns Deutsche einen eigenthümlichen Eindruck, wenn wir kurz vorher die Straßen durchwandern und uns an den Schaufenstern aller blitzenden Läden bis zum kleinsten Kramladen herab die Inschrift vor Augen tritt: „Tickets for the Haendel festival" (Billets für die Händelfeier). Es ist ein so allgemeines Regen und Bewegen vor

jenen Tagen in dem ganzen ungeheuern London, wie vor einem Nationalfeste nur der Fall sein könnte. Und darum, schließt eine nichtdeutsche Nation den deutschgeborenen Tonmeister mit solcher Wärme an das Herz, so wollen wir nicht mit dessen deutschem Geburtsschein zu sehr prahlen, wenigstens nicht ärgerlich werden, wenn die Engländer sich seine Werke, die er ja meist auf „englischem Boden" geschaffen, halb und halb aneignen.

Unter den Curiositätensammlungen jenes majestätischen Glaspalastes auf den Grenzhügeln der Grafschaften Kent und Surrey hat eine von neuestem Datum tagesgeschichtliches Interesse, insofern als dadurch ein Commentar zu gewissen civilisirten Kriegsweisen an die Hand gegeben wird, welche im Widerspruche mit Proudhon sich mit der auf den Kopf gestellten Devise abfanden: „Diebstahl ist Eigenthum." Jene ausgestellten Kostbarkeiten von Gold, Silber, Elfenbein, Ebenholz, Rubinen, Smaragden, Saphiren, Topasen, Emaille und Porzellan im Werthe von 300000 Pfd. St. (2 Millionen Thlr.) gehörten einst dem Beherrscher des Reichs der Mitte, dem Kaiser von China, und sind ein Theil jener Beute, welche von den Franzosen unter Assistenz ihrer englischen Alliirten bei der Einäscherung des kaiserlichen Sommerpalasts zu Peking „geborgen" wurde. Dies ist wol der mildeste Ausdruck, den die rauhe Sprache dafür zuläßt. Die Sammlung im Krystallpalast ist von Monsieur Negroni, Kapitän der französischen Armee, wie das Programm besagt, zusammengestellt. Die englische Quote ist nicht darunter; sie prangt auf den Nippestischen vieler hundert fashionabler Ladies im vornehmen „Westend" von London. Eine Marquise besitzt in der That des Kaisers „Pfeife" — es ist eine Opiumpfeife. Es scheint mithin, daß diese Majestät trotz der väterlichen und gewiß löblichen Entrüstung, mit welcher dieselbe ihren bezopften Unterthanen jene Genüsse untersagte, sich selber vermuthlich durch persönliche Probe von der Schädlichkeit des Schlummergifts in Stunden der Selbstbetrachtung überzeugen wollte. Es gibt auch in China Leute, die heimlich „Wein" trinken und öffentlich „Wasser" predigen. Da das „Deutsche Museum" schwerlich unter den loyalen Mandarinen Abonnenten zu verlieren hat, so konnte ich Ihnen dieses kleine Curiosum mittheilen. — Ueber die zur Besserung der „Mädchen der Gasse" (in England überall nur „unfortunates" — Unglückliche, geheißen) seit längerm in Sälen und Hallen von Zeit zu Zeit arrangirten Mitternachtsgottesdienste hat die damit verbundene Association wieder einen Jahresbericht veröffentlicht. Danach haben 1864 elf solcher Meetings in London stattgehabt, denen jedes von etwa 1500 unfortunates besucht wurde, aus deren Zahl jedesmal über 100 einem ehrlichen Lebenswandel wiedergewonnen seien. Man hat nun vorgeschlagen, auch für „liederliche" Masculina eine gleiche Veranstaltung zu treffen. Jedenfalls fehlt es dabei an der genauern Classification. Ohne Zweifel meinen es die Unternehmer aufrichtig, aber sie wissen nicht, daß der „eine" Schritt vom „Erhabenen zum Lächerlichen" eben nur „einer" ist.

Man hat von „Töchtern des Regiments" gehört, von „Kindern des Regiments", von „Hunden des Regiments". Aber etwas Neues ist ein „Hirsch des Regiments". Diesen besaßen jahrelang die schottischen Hochländer, welche jetzt zu Dublin in Garnison liegen. Es ist ein prächtiger Zehnender, und war so abgerichtet, daß er bei Marschübungen dem Re-

giment voranmaschirte. Jedoch letzthin erlaubte sich der Hirsch des Regiments mehrere Disciplinarvergehen, wurde obstinat, seitdem er in die Flegeljahre gekommen, und machte sogar mitunter beim Exerciren Kehrt, um mit gesenktem Geweih auf das Musikantencorps zu chargiren. Von einer Art Kriegsgericht wurde der König des Waldes zum „Schub" nach seinen heimatlichen Bergen in Schottland verurtheilt, wo er im Park des Herzogs von Hamilton verbleiben soll, dem er zum Geschenk gemacht worden. Auf dem Seetransporte hatte sein Wärter, ein Dudelsackspieler des Regiments, dem in einem Käfig auf dem Verdeck gehaltenen Wildfang von Zeit zu Zeit die altgewohnten Märsche, die schönsten alten Hochlandsmelodien vorzuspielen, zu denen jener fast immer so guten Takt gehalten, oder er sang ihm eine alte Ballade, um sein wildes Blut zu besänftigen. Eine hübsche Romantik aus dem hochländischen Soldatenleben!

Notizen.

Feodor Wehl in Dresden ist von der „Deutschen Schaubühne, Organ für Theater, Musik, Kunst, Literatur und sociales Leben", deren Herausgabe er sich bisher mit so vielem Eifer widmete, zurückgetreten. Das Blatt geht mit dem am 15. Mai erscheinenden 4. Heft durch Rückkauf in den Besitz des Hrn. Martin Perels über, der dasselbe vor sechs Jahren in Gemeinschaft mit Feodor Wehl zuerst ins Leben rief, und zwar wird das Blatt inskünftige in Wien, als dem Aufenthaltsort des gegenwärtigen Herausgebers, erscheinen. Tendenz, Einrichtung und Mitarbeiter bleiben dieselben; als Mitredacteur wird ein jüngerer wiener Schriftsteller, Hr. Joseph Kugel, fungiren. Wir wünschen dem neuen Herausgeber den besten Erfolg, können jedoch bei alledem nicht umhin, ein verhängnißvolles Zeichen für die sich immer mehr verschlechternde Lage unserer Theaterzustände darin zu erblicken, daß selbst ein Mann von der Ausdauer und der enthusiastischen Hingabe wie Feodor Wehl es endlich müde geworden ist, seine Zeit und seine Kraft dafür zum Opfer zu bringen.

Friedrich Bodenstedt veranstaltet eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften"; dieselbe wird in 12 Bänden bei Decker in Berlin erscheinen, und außer den Originaldichtungen des Verfassers die vorzüglichsten der von ihm veröffentlichten Uebersetzungen, insbesondere also seine Verdeutschung des Puschkin, des Lermontow, sowie die Shakspeare-Sonnete enthalten. Von Robert Giseke erschienen „Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Gisela Arnim, bekanntlich eine Tochter Bettinens, gab den dritten Band ihrer „Dramatischen Werke" (Berlin, Dümmler), enthaltend ein fünfactiges Drama, „Das Sternbild der Cornelia", heraus.

Unter dem Titel: „In Dantem Sexcentenarium, Xeniolum Hallense" (Halle, G. Schwetschke'scher Verlag), hat Gustav Schwetschke eine Festgabe zu dem bevorstehenden Dante-Jubiläum erscheinen lassen, die aufs

neue sowol die seltene Meisterschaft, mit welcher der Verfasser die altclassische Sprache den modernen Rhythmen anzupassen weiß, als auch den liebenswürdigen Humor und den edeln Freisinn bekundet, der überhaupt so charakteristisch für ihn ist. Es sind zwei Gedichte, von denen das eine in Terzinen-, das andere in Sonnetenform abgefaßt ist. Das erstere feiert den Dichter der „Göttlichen Komödie", indem es zum Schluß mit anmuthiger, halb schalkhafter Wendung an die Verdienste der hallischen Dante-Erklärer Blanc und Witte erinnert; das zweite legt eine Lanze ein zu Gunsten jener Geistesfreiheit, die noch heutzutage gerade von denen am häufigsten verleugnet wird, die sich übrigens als die eifrigsten Bewunderer Dante's zu erkennen geben.

Im Auftrag einer Anzahl schleswig-holsteinischer Patrioten war vor einigen Monaten von Professor Weinhold in Kiel eine Preisbewerbung für das beste Gedicht eröffnet worden, welches den Dank Schleswig-Holsteins gegen Oesterreich und Preußen ausspricht. Unter den überaus zahlreichen Einsendungen, welche infolge dessen einliefen, und unter denen z. B. Berlin allein mit 60, ganz Preußen mit 204 vertreten war, ist der Preis, bestehend in einhundert Thalern Preußisch, demjenigen Gedichte zuerkannt worden, welches aus Leipzig vom 13. März mit dem Motto: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an", eingegangen war. Bei Eröffnung des dazu gehörigen Zettels ergab sich als Verfasser Hofrath Dr. Rudolf Gottschall in Leipzig. Das Gedicht selbst ist in der „Kieler Zeitung" veröffentlicht und danach von der Mehrzahl der deutschen Blätter reproducirt worden; auch hat die „Kölnische Zeitung" bereits ein „Gegenlied" von Karl Simrock gebracht, in welchem, im Gegensatz zu dem Gottschall'schen Gedichte, das sich lediglich darauf beschränkt, die Erfolge der preußisch-österreichischen Waffen zu verherrlichen, den Forderungen und Wünschen der preußischen Annexionspartei zum Ausdruck verholfen wird.

Ueber den Umfang der periodischen Presse in England brachten die öffentlichen Blätter kürzlich einige statistische Angaben, denen wir Folgendes entnehmen. Die Zahl sämmtlicher in den drei vereinigten Königreichen erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften beläuft sich auf 1271; davon kommen auf England allein 944, auf Wales 41, auf Schottland 140, auf Irland 132, auf die kleinern Inseln 14. Die Erscheinungsweise betreffend sind darunter 73, welche täglich ausgegeben werden, nämlich 48 in England, 1 in Wales, 11 in Schottland, 12 in Irland, 1 auf den Inseln. So klein diese Ziffer verhältnißmäßig ist, so hat sie sich doch in den letzten zehn Jahren fast verdoppelt; im Jahr 1856 nämlich betrug die Zahl der Tagesblätter nur 37, von denen 15 in London erschienen, während die Gesammtzahl der periodischen Veröffentlichungen sich auf 799 belief.

Moriz Carriere in München ist kürzlich zum ordentlichen Professor der Aesthetik und Kunstgeschichte bei der dortigen Universität, der er bekanntlich schon seit einer Reihe von Jahren als Honorarprofessor angehört, befördert worden. In Betreff der Sensation, welche diese Beförderung bei den bairischen Ultramontanen erregt hat und die sich zum Theil auf sehr

ungeschickte Weise äußerte, wird uns aus München aus wohlunterrichteter Quelle Folgendes geschrieben: „Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben eine «Beleuchtung der Encyclica», welche, von einem Katholiken verfaßt, den Unterschied von Religion und Papstthum, von Katholicismus und Jesuitismus mit treffenden Worten hervorhebt. Es heißt darin unter anderm: «Es trete jemand auf und erkläre, daß er annehme, glaube und befolge, was Jesus selbst gelehrt und durch sein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt habe, und er wird als ein Ungläubiger betrachtet, als ein Unwürdiger ausgestoßen werden.» Das möchte man für übertrieben halten, aber wer einen Blick in die ultramontanen Blätter Baierns wirft, der wird die Sache bestätigt sehen. Carriere, schriftführendes Mitglied und Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste, trägt auch seit zehn Jahren vor 50 und mehr Zuhörern Aesthetik an der Universität zu München vor; seit vier Jahren hat die Universität wiederholt beantragt, eine ordentliche Professur für Aesthetik zu gründen und mit ihm zu besetzen. Dies ist kürzlich geschehen. Nun greifen die Ultramontanen nicht etwa seine Werke über Aesthetik und Kunstgeschichte an, sondern sie sagen, er sei kein Christ. Hierauf erschien in einem ihrer eigenen Blätter eine Erklärung, daß Carriere laut seiner Schriften in sittlich-religiöser Beziehung die Wahrheit in den eigenen Worten Jesu ausgesprochen finde, wie sie in der Bergpredigt, den Sprüchen und Gleichnissen der Evangelien überliefert werden, und daß er es für die religiös-wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart halte, mit diesen Principien die Ergebnisse der Natur- und Geschichtsforschung in Zusammenhang zu bringen. Da solche Aeußerungen Carriere's nicht blos aus seinen Büchern, sondern aus der «Allgemeinen Zeitung», aus den «Blättern für literarische Unterhaltung» hinlänglich bekannt sind, so widersprechen die Ultramontanen nicht, sondern fahren fort zu behaupten, daß er bei alledem doch ein Christusleugner sei, auf unchristlichem Standpunkte stehe. Nun, dann hat Jesus von Nazareth den unchristlichen Standpunkt selbst begründet. Der ultramontane Christus ist freilich etwas anderes als der evangelische. Es ist gut, daß die Pfaffenclique das jetzt selbst so bestimmt ausgesprochen hat."

Hermann Hettner in Dresden ist mit einer zweiten durchgesehenen Ausgabe von Band 1 und 2 seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (Braunschweig, Vieweg), enthaltend die englische und französische Literatur, beschäftigt. Von dem ersten Band der trefflichen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer, Professor in Königsberg" (Leipzig, Hirzel) erschien ebenfalls eine zweite vermehrte Auflage.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 20.** 18. Mai 1865.

Charakteristiken und Culturbilder aus Genf.

Von

Wilhelm Lampmann.

Genève est autre chose qu'une ville, un état ou un canton. Elle répond à une idée particulière dans toutes les têtes. Elle est un individu dont il faut conserver la réputation. Elle est plus encore: elle est un phénomène unique, qu'il s'agit de perpétuer. Unique ne veut pas dire admirable. Admirable, elle ne l'est pas; mais unique, elle l'est ....

Frau Necker de Saussure.

I.

Zur Einführung.

Wenn man gegenwärtig einen Artikel aus Genf in einer Zeitschrift findet, so ist es natürlich, daß der Leser zunächst eine politische Erörterung erwartet. Haben doch die Augustereignisse und der Decemberproceß von 1864 die Blicke auch des Auslands wieder von neuem auf den kleinen Staat gelenkt, der nun seit mehr als drei Jahrhunderten, bald in größern, bald in kleinern Zwischenräumen, so oft im mikroskopischen Spiegel das lebendigste und drastischste Bild der großen politischen Weltbewegung lieferte, ja selbst dieser so häufig in seinen Umwälzungen prototypisch vorauseilte, daß, wenn ich nicht irre, Heeren mit Recht behaupten konnte, das beste Vorstudium, die innern Motive und den treibenden Geist der großen Französischen Revolution kennen zu

lernen, sei die genaue Durchforschung der politischen Bewegungen, welche während des 18. Jahrhunderts Genf so oft erschütterten. Diese berühmten Prises d'armes, die durch Voltaire's Ausdruck classisch gewordenen „Stürme im Glase Wasser", hatten auf dem politischen Gebiet den gewaltigen Glaubenskampf abgelöst, der im 16. Jahrhundert Genf eine so hervorragende Stelle in der Culturgeschichte anweist: und die Gegenwart scheint nicht hinter der Vergangenheit zurückbleiben zu wollen, wenn wir noch heute hier, unbekümmert um den friedlichen und wohlpolizirten Zustand des übrigen Europa, sich einen Parteikampf bis zu seinen äußersten blutigen Consequenzen entwickeln sehen, der, wenn er auch vielleicht in seinen Motiven und Zielen nicht von gleicher Wichtigkeit und tiefgreifender Bedeutung ist wie seine Vorgänger, doch schon als gegenwärtig in unserm Welttheil ziemlich einzig dastehendes Beispiel der Verwirklichung und lebendigen Aeußerung der demokratischen Staatsidee, ihrem berechtigten Inhalt wie ihren Schattenseiten nach, das höchste Interesse bietet.

So verführerisch es nun aber auch wäre, uns einer nähern Betrachtung dieser eigenthümlichen politischen Zustände zuzuwenden, so müssen wir doch für heute die Erwartung der Leser in dieser Richtung täuschen. Wir haben vielmehr die Absicht, uns mit denjenigen Gebieten zu beschäftigen, welche schon ihrer eigensten Natur nach dem unruhigen Treiben der Politik ferner liegen, den Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft, auf welchen ja auch Genf seit Jahrhunderten so rühmlichst vertreten ist, daß es in der Schweiz sich unbedingt den größten Cantonen, welche es an Flächenausdehnung und Einwohnerzahl mehr als um das Drei- und Vierfache übertreffen, an die Seite stellen darf, ja selbst innerhalb der europäischen Culturgeschichte eine ehrenvolle Stellung einnimmt. Freilich ist die Bedeutung vieler hierher gehörigen Erscheinungen von einseitiger Nationaleitelkeit und beschränktem Kirchthurmpatriotismus oft ins Ungemessene übertrieben worden; eine Bemerkung, deren wir uns nicht entschlagen können, wenn wir bedenken, mit welcher Selbstgefälligkeit man in Genf noch heute z. B. in gewissen Kreisen den Ausspruch: „Genève est un grain de musc qui parfume l'Europe", wiederholt, welchen der Graf Kapodistrias auf dem Wiener Congreß gethan haben soll; wie man denn in den gedachten Kreisen eine ganz eigene Gabe besitzt, die einheimische Ehrenkrone Fremden gegenüber im blendendsten Glanze zu zeigen, ohne sich große Skrupel darüber zu machen, daß auch mancher falsche Stein darin schimmert, den eine ehrliche, offenherzige Kritik längst daraus hätte entfernen sollen. Allein man ging eben in Genf lange Zeit von dem Grundsatz aus, daß der Ruhm der Firma alle andern Rücksichten überwiegen müsse.

Und andererseits wiederum wird zuzugeben sein, daß eine Stadt, welche Denker wie J. J. Rousseau, Gelehrte wie Saussure und Ch. Bonnet, Schriftsteller wie R. Töpffer und Sismondi, Künstler wie A. W. Töpffer, Diday, Calame u. a. hervorgebracht oder großgezogen hat, schon mit einem gewissen Stolz auf ihre Söhne herabsehen und ihren Platz im europäischen Pantheon in Anspruch nehmen darf.

Der alte Spruch: „Inter arma silent Musae", hat freilich auch in Genf seine Anwendung gefunden, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die fortgesetzten unruhigen Bewegungen der letzten Jahre auch auf das geistige Leben ihren nachtheiligen Einfluß ausgeübt haben. Die Aristokratie, seit der Revolution von 1846 für lange Jahre von dem politischen Schauplatz verdrängt, hat sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen und bekümmert sich im ganzen auch weniger um literarische und künstlerische Interessen als in den letzten Decennien des vorigen und den drei ersten des laufenden Jahrhunderts. Unter den ältern Mitgliedern der höhern Gesellschaft ist die Frömmigkeit sehr in Mode, und ein Theil der jüngern, wie um das Uebermaß der Ascese und Austerität ihrer Väter wieder auszugleichen, stürzt sich in den Strudel der rauschendsten geselligen Vergnügungen, wobei idealere Richtungen nicht gerade gedeihen. Endlich sind die Reihen der bedeutenden Männer vielfach durch den Tod gelichtet. Allein wir wollen, um mit Freiligrath zu reden, sehen

Ob aus verlor'nen Aehren,
Ob aus verwehter Spreu
Nicht etwa noch mit Ehren
Ein Strauß zu winden sei;

wobei wir freilich zur Vervollständigung unserer Culturbilder häufig auf frühere Perioden werden zurückgreifen müssen, wie wir auch oft an das politische Gebiet streifen werden, da ja in der demokratischen Republik zuletzt doch alles geistige Leben mit dem Staat in näherm Zusammenhang steht und in ihm seinen Gipfelpunkt findet.

Wir werden bei diesem Unternehmen nach bestem Wissen und Gewissen mit möglichster Unparteilichkeit zu Werke gehen, und uns gerade aus diesem Grunde von allen Einflüssen der Kritik in der genfer Tagespresse fern halten. Denn wer seine Ansichten über literarische und künstlerische Erscheinungen und Persönlichkeiten nach dieser feststellen wollte, der würde in vielen Fällen gar leicht Gefahr laufen, statt des objectiven Maßstabs schiefe Urtheile und vorgefaßte Meinungen zu erhalten. Die literarische Reclame hat, Gott sei's geklagt! in unserm materiellen Zeitalter überall ungeheuere Fortschritte gemacht, aber in Genf wird sie gelegentlich mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Naivetät geübt. Die Kritik folgt meistentheils parteiischen

Rücksichten oder mindestens den Regeln einer traditionellen Localconvenienz, welche tyrannisch das Scepter schwingt und welche zu durchbrechen nur selten schwache Versuche gemacht werden. Hier wäre jungen, strebenden Kräften die schönste Aufgabe geboten, sich um die geistigen Interessen ihres Vaterlandes verdient zu machen. Aber bisjetzt haben sich nur wenige stark genug gefunden, dieser philisterhaften Einseitigkeit, diesem verrotteten Coterien- und Connexionswesen, diesen maßgebenden politischen, confessionellen und socialen Rücksichten den Krieg zu erklären, und die Erfolge derjenigen, welche es gewagt haben, sind allerdings wenig danach angethan, weitere Jünger für einen solchen Ritterorden vom freien Geiste heranzuziehen und anzuwerben. Man würde in Genf gewiß nicht mehr ein Rousseau'sches Buch verbrennen; wie würde sich eine solche rohe That zu den feinen und sanften Formen der genfer Gesellschaft schicken? Aber dennoch hat der freie Gedanke in Genf sozusagen noch heute seine Märtyrer, und die starre confessionelle und sociale Orthodoxie der in der Gesellschaft tonangebenden oder doch sehr einflußreichen Kreise weiß auch noch heute ihre Opfer zu erreichen, und wäre es nur durch Nichtbeachtung und Todtschweigen. Daher mag es kommen, daß so manche aufstrebende jüngere Talente gegenwärtig den Schauplatz ihrer Wirksamkeit im Auslande suchen, statt in ihrer Heimat zu bleiben, wo die zahme Unbedeutendheit dagegen so oft sich ungescheut breitmachen darf, ja selbst Lorbern erntet, von denen allerdings keine Notiz zu nehmen wäre, wenn jene Reclamekunst nicht zuweilen ihren Weg auch in die ausländische Presse zu finden wüßte.

Wir schicken diese Bemerkungen zur allgemeinen Orientirung voraus, und durften sie auch schon deshalb nicht übergehen, weil wir aus langjähriger Erfahrung wissen, wie oft sich z. B. schriftstellernde Touristen während eines kurzen Aufenthalts durch die anmuthigen oder doch unschuldigen Formen, unter welchen sich jene Misstände dem oberflächlichen Beschauer zu verbergen wissen, täuschen ließen und unabsichtlich falsche Ansichten und Meinungen über Genf in Umlauf setzten oder Schilderungen lieferten, bei welchen die Dichtung die Wahrheit überwog, um gar nicht zu sprechen von jenen literarischen Industrierittern, welche sich aus egoistischen Interessen zu Dienern der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit hergaben, oder umgekehrt zu ungerechten Anklägern — dies letztere namentlich auf politischem Gebiete — sich aufwarfen. Und wie sehr wir geneigt sind, alles Bedeutendere, Gute und Schöne in Genf anzuerkennen, dafür werden die folgenden Zeilen Beispiele genug liefern. Es ist uns namentlich auch darum zu thun, dem Nationalcharakteristischen der genfer Zustände eine besondere Beachtung zu widmen und also ein Bild dieser „historisch-politischen Individualität", welche sich die Re-

publik Genf nennt, in einer Schilderung ihrer hervorragendsten Söhne und deren Bestrebungen in Kunst, Literatur und Wissenschaft zu entwerfen. Und wir glauben in dieser Richtung nicht zweckentsprechender beginnen zu können, als wenn wir unsere kleine Sammlung mit dem Porträt eines Mannes eröffnen, welchem, eben weil er eine vorwiegend nationale Erscheinung ist, auch in der Heimat die wohlverdiente Anerkennung nicht gefehlt hat.

II.

Ein Genfer von altem Schrot und Korn.

Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist.

L. Uhland.

Es hätte in der That sonderbar zugehen müssen, wenn auf einen solchen Vertreter des alten Genf, auf einen solchen Künstler echt nationalen Schlags, wie derjenige ist, mit welchem wir hier die Leser bekannt machen wollen, das Sprichwort seine Anwendung gefunden hätte, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Der Maler Joseph Hornung ist geradezu eine Charakterfigur, ein Typus, welcher sich schon durch seine äußere Erscheinung ankündigt und zu den volksthümlichsten und bekanntesten Gestalten in Genf gehört. Aber auch einem Ausländer, der längere Zeit in der schönen Lemanstadt verweilt und nur einigermaßen aufmerksamer Beobachter ist, dürfte diese markirte Erscheinung kaum entgangen sein, selbst wenn er sich auch sonst um Kunst und geistiges Leben der Stadt wenig bekümmert. Denn man braucht den Maler Hornung nicht in seinem Atelier aufzusuchen, um ihn kennen zu lernen: man findet ihn ebenso häufig in den Straßen, auf den Kais, in den herrlichen Umgebungen der Stadt als dort.

Wer an einem schönen Frühlings- oder Sommermorgen — und wo gäbe es herrlichere als in Genf? — einen Spaziergang unter den schattigen Baumgängen der Treille, der Bastion Bourgeois oder der Place St.-Antoine macht, während die Sonne sich hinter den waldigen Höhen des Voiron, jenes sagenreichen savoyischen Gebirgszugs, erhebt und mit ihren rosigen Strahlen die Schneefelder der fernen Alpen und die wilden, schroffen Felsmassen des nahen Salève vergoldet: der ist sicher, auf den genannten Promenaden einer Anzahl peripatetischer Naturfreunde zu begegnen, welche bald in größern Gruppen, bald einzeln die Geburtsstunde des jungen Tags zu feiern scheinen. Es sind die in Genf wohlbekannten Amis de l'Aurore, eine freie, zwanglose Gesellschaft meist älterer Herren, verbunden durch die Poesie eines stillen, tiefempfundenen Naturdienstes, eine Ausnahme unter der Masse der nüchternen Prosa und des materiellen Großstädterthums, wie es sich in Genf in den großen Volkskreisen immer breiter macht. Unter dieser Gesellschaft zieht

besonders Eine Persönlichkeit unsere Aufmerksamkeit auf sich, eine hochgewachsene, die meisten ihrer Begleiter fast um Kopfeslänge überragende Gestalt. Weißes Lockenhaar, ein weißer langer Bart umwallen ein schönes, frisches, feingeschnittenes Greisenantlitz; unter starken buschigen Brauen blitzen ein Paar braune Augen hervor, deren jugendlichem Feuer ihr wahrlich nicht ansieht, daß sie sich nun schon 73 Jahre dieser schönen Gotteswelt erfreuen.

Denn Joseph Hornung wurde 1792 geboren als der Sohn einer achtbaren Bürgerfamilie, deren Vorfahren in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts aus dem Elsaß (ich glaube infolge der Dragonnaden oder sonstiger religiöser Verfolgungen) in Genf eingewandert waren, deren Nachkommen aber sogenannte Natifs blieben, bis ihnen die Revolution von 1794 das Bürgerrecht gab.*) Joseph Hornung hat diese Revolution mit seinen Kinderaugen gesehen, das Kaiserreich ist an seinen Jünglingsjahren vorübergegangen, er hat die Restauration in Genf erlebt mit ihrer Wiederaufwärmung abgestorbener Traditionen, ihren reactionären Tendenzen und ihrer frömmelnden Richtung, in welcher sich nur zu bald der echte Kerngehalt jenes nationalen Aufschwungs gegen die Fremdherrschaft und die Unificationstendenz des modernen Cäsarenthums auch in Genf verlor; er hat die Opposition gesehen, welche sich allmählich heranbildete und in der Octoberrevolution von 1846 den Sieg errang, um nun in der Form des Fazy'schen Radicalismus tabula rasa zu machen nicht nur mit der Reaction und ihren verwerflichen Auswüchsen, sondern auch mit so manchen vollberechtigten historischen Erinnerungen, welche dem ältern Theil der Einwohner Genfs theuer waren. So hat Hornung die Wandlungen der Generationen und die Metamorphosen der Ideen und Staatsformen an sich vorüberziehen sehen, aber er selbst ist der alte echte Nationalgenfer geblieben, gut protestantisch, aber ohne Bigoterie und Intoleranz, liberal und freimüthig, aber ohne den kosmopolitisch-abstracten Tendenzen des französischen Radicaldemokratismus ein Zugeständniß zu machen, wie sie 1846 in Genf zur Herrschaft gelangten. Er ist sozusagen ein Epigone der liberalen Schule, wie sie sich in Genf in den Kämpfen des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, welche national war und tolerant blieb, einem gewissen skeptischen Deismus in religiösen Fragen huldigte, allein dem Katholicismus gegenüber bei der historischen

*) Die Einwohner des alten Genf zerfielen in citoyens, bourgeois, natifs und habitants. Nur die erstern waren Vollbürger mit allen bürgerlichen Rechten, Stimme im Generalrath u. s. w. Ihre Zahl war verhältnißmäßig sehr beschränkt. Die natifs, selbst wenn ihre Vorfahren schon vor Jahrhunderten eingewandert waren, entbehrten nicht nur vieler politischer, sondern auch socialer Rechte.

Bedeutung Genfs als der Hauptstadt des französischen Protestantismus stehen blieb. So befindet sich Hornung ebenso wol im Gegensatz zu den auflösenden Tendenzen der heutigen radicalen Schule wie zu der himmelnden Orthodoxie, welche in der „guten Gesellschaft" den Ton angibt.

Die Geschichte von Hornung's Jugend und Künstlerlaufbahn ist interessant genug, äußerlich vielleicht ein bürgerliches Stilleben, innerlich voll Ringens und wackern Strebens. Er war von seinen mittellosen Aeltern zu irgendeinem Zweige der genfer Nationalindustrie, der Uhrenmacherei oder Bijouterie, bestimmt, er sollte Monteur de boites*) oder Graveur werden. Der Knabe erhielt eine nothdürftige Schulbildung, bei welcher er auch die Anfangsgründe des Zeichnens lernte. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten, sagt das Sprichwort, und Hornung erfreute schon seine Schulkameraden durch seine kühnen Schlachtenbilder und andere an die Wände gezeichnete Figuren, wogegen der lebhafte Knabe weniger Geschmack an seinen Schulaufgaben zeigte. Später erhielt Hornung weitern Zeichenunterricht bei einem mittelmäßigen Maler Namens Baucher, konnte jedoch seine Studien dort nicht fortsetzen, als nach einigen Jahren die Aeltern das Stundengeld nicht mehr aufzubringen vermochten. Der jugendliche Künstler, der die Schwingen des Genius sich immer mächtiger in sich regen fühlte, beschloß nun, sich auf eigene Füße zu stellen, ohne in der Malerei als solcher irgendwelchen Unterricht genossen zu haben. Er versuchte sich in der Aquarelllandschaft, jedoch ohne Erfolg. Dann wandte er sich der Oelmalerei zu, in welcher er reiner Autodidakt geworden ist. Hornung war damals so arm, daß er das Geld für die Farben zu seinen ersten Versuchen, 12 Frcs., bei einem jungen dem Arbeiterstande angehörigen Mädchen leihen mußte, mit welchem der junge Mann in einem Liebesverhältniß stand. Sie sind später ein Paar geworden und wie oft habe ich den würdigen greisen Herrn — ein echtes Bild des olim meminisse juvat — mit Behagen erzählen hören, wie sie ihre „Hochzeitsreise" nach dem nur wenige Stunden entfernten Bellegarde zu der berühmten Perte du Rhône machten, wie sie dort ihr gemeinschaftliches Vermögen, dreißig baare Franken, zur Gründung der neuen Haushaltung zusammenthaten, und wie ihnen der Wirth, der sein Vergnügen an dem zärtlichen und schönen Paar fand, eine Flasche alten Burgunders zum Geschenk machte, welche sie aber erst ein Jahr nachher bei der Taufe des ersten Kindes ihren Gästen vorsetzten. Es ist wirklich rührend zu sehen, welche Galanterie der greise Künstler noch heute seiner Jugendgeliebten bewahrt hat, die einst seine hülfreiche Muse war,

*) Uhrenschalenmacher.

wie sie ihm bis zu diesem Tage die treueste, sorgsamste Lebensgefährtin geblieben ist. Das Hornung'sche Paar ist auch in dieser Hinsicht ein würdiger Typus jenes schönen Familienlebens, wie es sich in dem tüchtigen Theil des genfer Bürgerstandes, wenn auch in seltenern Beispielen, bis heute erhalten hat.

Hornung gedachte bei der Landschaftsmalerei zu bleiben, allein A. W. Töpffer, dem der junge Künstler manche seiner Entwürfe und Versuche mittheilte, rieth zum Porträt oder Genre, mochte er nun den mehr historischen Sinn Hornung's richtig herausgefühlt haben, oder mochte er vielleicht nicht gern einen Rivalen in seinem eigenen Fach sich heranbilden sehen; denn A. W. Töpffer soll nicht ohne Eifersucht auf den Alleinbesitz seines Ruhmes als Landschafter in Genf gewesen sein. Als Porträtmaler blühte damals Massot, von dessen mit geschickter Hand entworfenen Bildern noch heute eine Menge im Privatbesitz vorhanden sind. Eine von der Société des arts vor einigen Jahren veranstaltete Ausstellung, zu welcher die Eigenthümer ihre Schätze bereitwillig zur Verfügung gestellt hatten, zeigte eine vollständige Galerie der genfer guten Gesellschaft, Herren wie Damen, und unter diesen zahlreiche Schönheiten aus der Zeit des Kaiserreichs und der Restauration. Auf A. W. Töpffer, dem niemand den Namen eines Vaters der genfer landschaftlichen Schule streitig machen wird, gedenken wir in einem spätern Kapitel ausführlicher zurückzukommen.

Hornung glaubte, ohne das Porträt zu vernachlässigen, den sichersten Weg zu gehen, wenn er seinem eigenen Genius folgte, der ihn zum Genre und zur Historienmalerei mehr und mehr hinzog. Auch ließ er sich nicht durch einige mislungene Versuche, welche ihm Tadel auf mehrern Ausstellungen in Genf zuzogen, abschrecken, und sein Muth und seine Hoffnungen wuchsen, als einer seiner „savoyischen Schornsteinfegerbuben", jene Charakterfiguren, welche später hauptsächlich den Ruhm Hornung's als Genremaler in Frankreich begründeten, einen Käufer gefunden hatte. Unermüdlich arbeitete nun der Künstler drei Jahre lang, ohne seine Bilder auszustellen, eifrigst dem ernstesten Studium hingegeben. Endlich erwarb die um jene Zeit gegründete Société des amis des arts eins seiner Genrebilder, welches auf der Ausstellung den glänzendsten Erfolg hatte. Nun war Hornung's Ruf in Genf gegründet und die Bestellungen sowol im Genre wie im Porträt mehrten sich bedeutend, als Malan, damals Lehrer des Fürsten Repnin, und mit Empeytaz und Gaussen zugleich einer der Führer des neu in Genf eingedrungenen Methodismus, dem Künstler seinen Schutz und seine Empfehlung zuwandte. Jener Methodismus hatte bei seinem ersten Auftreten — man denke nur an Frau von Krüdener — noch einen gewissen romantischen Anstrich, und die genfer Orthodoxie ver-

schmähte es noch nicht, sich auch mit dem Mäcenatenthum zu illustriren, was in der Gegenwart ziemlich aus der Mode gekommen ist. Einige romantische Ritter sind freilich aus jener Periode noch übriggeblieben, wie z. B. Hr. Merle d'Aubigné, der poetische Reformationsgeschichtsschreiber, über welchen allerdings die modernsten Ascetiker und Fanatiker die Nase gelegentlich rümpfen, weil er ihnen nicht streng genug ist!

Ich weiß nicht, inwieweit der damalige religiöse Aufschwung in Genf, welchen man mit der Begeisterung des Reformationszeitalters zu vergleichen liebte, dazu beitrug, die Aufmerksamkeit unsers Künstlers auf jene große Periode hinzulenken. Mag nun ein solcher äußerer Anstoß stattgefunden haben oder nicht, so lagen doch, wie wir gleich weiter sehen werden, so viele verwandte Elemente in Hornung, daß die innere Nothwendigkeit jedenfalls ebenso groß war, welche ihn zu jenem Geistesfrühling der modernen Welt hinzog. Indem er ihn aber in seiner geschichtlichen und allgemein menschlichen Bedeutung auffaßte, gab er ihn natürlich in einem universellern Sinn wieder, als ihn die Apostel der methodistischen Orthodoxie deuteten. Doch förderten diese wenigstens eine Kunst, deren Hauptfigur auch ihr auserwählter Held war. Hornung eröffnete diese Reihe großer historischer Bilder, deren Stoffe der Reformationsgeschichte entnommen sind, 1835 mit den „letzten Augenblicken Calvin's" nach einem aus Th. Beza's Lebensgeschichte des Reformators entlehnten Motiv. Dieses Bild befindet sich jetzt im Besitz der genfer Galerie, des sogenannten Musée Rath. Zum zweiten mal reproducirt, hatte dieses Gemälde einen glänzenden Erfolg auf der Londoner Ausstellung von 1839. Es folgten u. a. Katharina von Medici vor dem Haupte Coligny's (im Musée Rath), Farel's Besuch bei dem kranken Calvin, M. Servet's Abführung zum Scheiterhaufen, der Morgen nach der Bartholomäusnacht, eine Scene aus dem Jugendleben Heinrich's IV., und endlich das große Bild: Fromment's Predigt auf dem Molard zu Genf, welches erst noch im Sommer 1864, wo es zuerst im genfer Athenäum ausgestellt war, großes Aufsehen erregte und in den meisten schweizerischen, französischen und deutschen Blättern mit vieler Anerkennung besprochen wurde. Unter den zahlreichen Porträts, welche Hornung lieferte, werden u. a. mit Auszeichnung genannt dasjenige de Candolle's (auf der Bibliothek zu Genf), Vinet's (in Basel) und sein eigenes, welches namentlich auch in Paris vielen Beifall erntete. Lebhaftes, oft an Rembrandt erinnerndes, Colorit und charaktervolle Auffassung sind die besondern Vorzüge dieser Bildnisse, welche auszeichnenden Eigenschaften auch den wesentlichen Reiz der großen historischen Stücke Hornung's ausmachen.

Die Geschichte Genfs im 16. Jahrhundert ist eine reiche Fundgrube

malerischer Stoffe und künstlerischer Motive. Vielgestaltig und bunt tritt uns das Leben entgegen in den Kämpfen der bischöflichen Stadt mit dem Hause Savoyen, in der Einführung der Reformation und in den langen innern Parteistreitigkeiten und bürgerlichen Unruhen, welche dieser folgten. Fruchtbar ist die Zeit an bedeutenden, markigen Charakteren, ein reiches Bild großer Leidenschaften und der mannichfaltigsten Beziehungen des Menschenthums entrollt sich vor uns, und in der Thatsache der Reformation selbst tritt uns das welthistorische Moment entgegen, welches den Blick aus den engen Schranken dieses Schauplatzes hinaus auf die große Culturbewegung der modernen Völker hinüberlenkt. Diese Periode und diese Stoffe waren schon danach angethan, einen künstlerischen Genius mächtig zu ergreifen, und es ist im ganzen nur zu verwundern, daß sich die Historienmalerei in Genf überhaupt nicht fruchtbarer entfaltet hat. Hornung ist in dieser Richtung fast der einzige bedeutendere Maler geblieben, schon deshalb eine phänomenale Erscheinung in Genf. Er hat sich nach und nach mit seinem Stoffe vertraut zu machen, wir möchten sagen förmlich zu identificiren gewußt: der Geist des 16. Jahrhunderts fand eine sympathetische Stimmung in seiner Seele. In diesem Künstler lebte vor allem ein inniges Verständniß jenes volksthümlichen Zugs, der durch die geistige Bewegung der französischen Reformation ebenso wol geht wie durch diejenige der deutschen und welcher sich — mutatis mutandis — auch in manchen Schriften Calvin's und mehrerer seiner französischen Mitstrebenden in ähnlichem Sinne abspiegelt wie in der gesammten Literatur der deutschen Reformationsperiode; wir brauchen in dieser Hinsicht z. B. nur an Calvin's „Traitté des reliques“, an die „Comédie du Pape malade“ eines ungenannten Verfassers und an so viele andere polemische und satirische Schriften zu erinnern, welche aus Genf und Frankreich hervorgingen. Hornung hat sich so in die Literatur des 16. Jahrhunderts hineingelebt, daß er deren Stil meisterlich nachzuahmen weiß; man könnte ihn für einen Zeitgenossen Rabelais' halten, der dem genfer Künstler etwas von seinem volksthümlichen Witz und seiner heitern Laune abgegeben hat.

Wie diese Richtung auf das Volksthümliche in mehrern der größern Historienbilder Hornung's sichtbar wird, so tritt sie ganz besonders in seinen Genrestücken hervor. In diesen hat sich der Künstler hauptsächlich jene kleinen Savoyardenknaben zu Helden auserkoren, welche wir in den meisten großen Städten Frankreichs, ja Englands, ganz besonders aber auch in Genf in den verschiedensten Gestalten ihrem Broterwerb nachgehend finden, und welche ja bekanntlich auch in der französischen Novellistik so oft als Muster und Ideale von Bescheidenheit, Genügsamkeit, Ehrlichkeit und vielen andern Tugenden eine Rolle spielen.

Hornung hat sich aus dieser zahlreichen Schar wandernder kleiner Abenteurer, welche in der großen Familie der europäischen Vagabunden eine eigene Innung bilden, eine ganz bestimmte Kategorie mit besonderer Vorliebe ausgewählt, die kleinen Schornsteinfeger nämlich, diese zwerghaften rußigen Gnomen, die jedermann kennt, der einmal in Genf weilte. Aber er hat sie nicht abstract idealisirt, wie die französischen Romandichter; er hat sie in realistischer Wirklichkeit dargestellt und dadurch in diesen jugendlichen Diogenessen aus Savoyen wahrhaft classische Figuren geliefert, wie denn sein Bild „Plus heureux qu'un roi", welches als Lithographie in zahllosen Exemplaren verbreitet ist, ein wahres Meisterstück naturwahrer Humoristik genannt zu werden verdient. Hornung kennt das savoyische Land und Volk wie kein anderer, unzähligemal hat er die Gebirge und Thäler durchstreift und mit verständnißvollem Sinn für den Geist und Herzschlag des Volks alle Lebensregungen desselben belauscht. Wir halten es für keine zufällige Erscheinung, daß die beiden Künstler, welche in Genf hauptsächlich das volksthümliche Element und den Humor vertreten, A. W. Töpffer (dessen Vater als Schustergeselle aus Hamburg in Genf einwanderte) und J. Hornung (dessen Vorfahren, wie wir sahen, aus dem Elsaß stammen) germanisches Blut in den Adern haben. Sie wenden sich zuerst von jener vorwiegend akademischen Richtung, welche bis dahin wie in der französischen, so in der genfer Malerei vorherrschend gewesen war, und lenken auf den Urquell aller wahren Kunst hin, auf das Studium der Natur und des Volkslebens, jeder in seine Weise und auf seinem besondern Gebiete. Die realistisch-romantische Richtung ist in der landschaftlichen Schule der Diday und Calame fortgesetzt. Möge die genfer Kunst niemals von der Bahn abweichen, worauf sie alle Bedingungen hinweisen: der angeborene Realismus der Gebirgsbewohner; das republikanische Staatsleben, welches den Sinn fürs Volksthümliche wecken und fördern sollte; die heimische Natur und die reiche vaterländische Geschichte, welche die Fülle der Stoffe und Anregungen dem Künstler entgegentragen. Wir werden darüber noch manches zu sagen, auf manche eigenthümliche Abweichungen und Widersprüche aufmerksam zu machen haben. Denn so günstig alle diese Bedingungen einer frischen Entwickelung der Kunst, der Literatur und Wissenschaft wären, so gibt es, wie schon angedeutet, andere mehr in der gegenwärtigen Richtung des socialen Lebens und der dort herrschenden Idee fußende Umstände, welche einer solchen freien, schwunghaften Entfaltung wieder vielfache Hindernisse in den Weg legen.

Joseph Hornung aber ist als Künstler geworden, was er unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen Genfs werden konnte. Er hat den Ruhm, der erste und bis dahin einzige Maler zu sein, der die nationale

Geschichte künstlerisch gestaltete, auf ihren unendlichen Reichthum in culturgeschichtlichen und ideellen Beziehungen in seinen Bildern hinwies und zeigte, wo auch ferner die genfer Historienmalerei ihre Stoffe zu suchen haben wird. Man wird es vielleicht bedauern dürfen, daß sich sein Pinsel nicht auch mehr der politischen Seite des Heldenzeitalters, der vaterländischen, dem Kampfe Genfs gegen die savoyischen Unterdrücker, zuwandte; allein nicht seine Schuld wird es sein, wenn die gebrochene Bahn nicht verfolgt und erweitert werden sollte. Ebenso wenig ist es unsere Aufgabe, die Hypothese zu untersuchen, wie ein so reicher Geist sich entwickelt haben würde, wenn ihn ein günstigeres Geschick auf einen größern Schauplatz, unter den Einfluß der Anregungen einer großen Nation und einer freisinnig strebenden Gesellschaft gestellt und von den beengenden conventionellen Fesseln befreit haben würde, welche in Genf wie ein drückender Alp auf so manchem strebenden Geiste lasteten und seine Schwingen lähmten.

Und doch wird uns diese Frage näher gerückt; denn große bedeutende Keime lagen in unserm Künstler, welche in Genf nicht zu einer vollen, allseitigen, fruchtbaren Entfaltung gelangen konnten. Hornung wäre vielleicht unter andern Einflüssen ein ebenso origineller Schriftsteller geworden, als er jetzt ein bedeutender Maler ist, wie die wenigen literarischen Versuche, welche er erst in den letzten Jahren schüchtern, fast verstohlen gemacht hat, mit großer Bestimmtheit erwarten lassen. Aber dieselbe genfer Gesellschaft, welche seine künstlerische Verherrlichung des Reformationszeitalters bewunderte und ermunterte, war weit entfernt, die in mehrern seiner kleinern Schriften ausgesprochene Weltanschauung in ebendem Maße gutzuheißen, obwol sie in der That und Wahrheit nichts anderes war als die consequente Fortbildung der Grundidee des Protestantismus, der Rechte des freien Geistes gegen die Autorität des Buchstabens.

Der erste literarische Versuch Hornung's, soviel wir wissen, bestand, dem neckisch-humoristischen Charakter des Künstlers entsprechend, in einer Mystification, welche seinerzeit in den wissenschaftlichen Kreisen der Französischen Schweiz viel zu reden gab. Hornung, wie schon gesagt, durch eine fortgesetzte Lesung der Chroniken und Reformationsschriftsteller in der Ideenwelt, im Stil, ja sogar in der Orthographie des 16. Jahrhunderts vollkommen zu Hause, verfaßte einen später unter dem Titel „La départie de Calvin, 1538“ gedruckten Brief, worin ein fingirter genfer Bürger seinem in Freiburg lebenden Sohn in sehr drastischer Weise ein pikantes Ereigniß der damaligen Zeit erzählt. Der Künstler ließ diesen Brief durch einen geschickten Copisten sorgfältig in den Schriftzügen jener Zeit auf ein altes vergilbes Papier abschreiben und zeigte dieses Actenstück mehren auf ihre Gelehrsamkeit sich viel zu-

gute thuenden Bekannten, welche die Authenticität nicht in den mindesten Zweifel zogen. Selbst einige Professoren ließen sich täuschen; man war auf dem Punkt, langathmige Dissertationen über den Fund zu schreiben, als Hornung selbst das Geheimniß seines Ursprungs enthüllte. Unser Künstler hat noch mehrere andere solcher Stücklein aufgeführt, welche er mit vielem Behagen zu erzählen und von denen er zu sagen pflegt: „Sie schaden ja niemand, im Gegentheil, sie nützen, denn sie zeigen den Herren Gelehrten oder solchen, die es sich zu sein dünken, daß man in der Wissenschaft nicht vorsichtig genug sein kann im kritischen Prüfen." Erst neuerdings aber hat Hornung wieder seine Gewandtheit in Nachahmung des alterthümlichen Ausdrucks in einer kleinen Schrift „Un resve de M. Th. de Beze. Dicté par lui-mesme" bekundet, welche, in der durch ihre typographisch getreue Reproduction älterer Literaturdenkmäler berühmten J. G. Fick'schen Officin gedruckt, mit einer kleinen Holzschnittvignette aus dem 16. Jahrhundert geziert, sowol ihrem Inhalt wie ihrer Form nach ein kleines Meisterstück genannt zu werden verdient.

Nun, alle diese Scherze hätte der fromme Theil der genfer Gesellschaft unserm Künstler zuletzt noch hingehen lassen, weniger Duldsamkeit aber erwies man einer satirischen Schrift, welche den Titel führt: „La Création du monde, le Purgatoire, l'Enfer, le Paradis, propos divers. Conférence, ou Pessard, Curé de Boëge, expose, et Perravet, adjoint, répond. Recueillie par Grandvoinet, le marguillier." Es ist ein Gespräch in Patois zwischen den genannten Personen über die angedeuteten religiösen Gegenstände, voll Witz, derber Laune und ganz im Sinn jenes skeptischen Deismus des vorigen Jahrhunderts gehalten, ohne den ewigen Wahrheiten der Religion irgendwo zu nahe zu treten. Gründliche Kenner der savoyischen Volkssprache erklären dieses kleine Werkchen für einen vollkommen gelungenen Versuch einer humoristischen Dichtung, wie sie in diesem Dialekt wol einzig dasteht. Auch diese Schrift ist bei J. G. Fick mit Typen des 16. Jahrhunderts gedruckt; ein Holzschnitt zeigt den Cherub, der in Gestalt eines savoyischen Feldhüters (garde-champêtre) Adam und Eva aus dem Paradies treibt. Auf dem Titel befindet sich ein angebliches Motto aus „Pantagruel", welches sich jedoch als eine allerdings durchaus im Rabelais'schen Geiste gehaltene Erfindung Hornung's erweist. Uebrigens hat der Verfasser den Schauplatz nicht ganz willkürlich nach Brügge verlegt, denn dieses in einer Schlucht hinter dem Voiron gelegene Dorf ist eine Art savoyisches Schöppenstädt oder Polkwitz.*) Diese Schrift,

*) Man kann darüber einen Aufsatz „Volkssagen, Volksgebräuche und Sittenbilder aus dem transjuranischen Burgund" im „Morgenblatt", Jahrgang 1863, vergleichen.

werth, von allen Freunden volksthümlicher Literatur gekannt zu werden, ist leider nicht in den Buchhandel gekommen, sondern, nur als Geschenk vertheilt, schon jetzt eine literarische Seltenheit. Aber dennoch gibt es Leute genug in Genf, welche unserm Künstler nicht verzeihen können, solche „gottlose Ideen verbreitet zu haben"....

Der mit dem Patois weniger vertraute Leser wird die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Hornung'schen Geistes aus einer Sammlung kennen lernen können, welche 1864 ebenfalls bei J. G. Fick im Druck erschien und den Titel führt: „Gros et menus propos par J. Hornung, peintre". Es ist eine Reihe kleiner Skizzen, leicht hingeworfener Naturbilder, Humoresken u. dgl. Es ist echte Poesie in diesen reizenden Bildern, bald herrscht der lyrische Charakter vor, bald werden wir an die Ballade erinnert, denn viele sind wahre Gedichte, allerdings ohne Reim und Verse, allein die Prosa selbst scheint rhythmisch beflügelt wie bei H. Heine. Einzelnes, wie z. B. der „Toast" zeigt, wie lebhaft die satirische Ader bei unserm Künstler pulsirt. Voll heitern Humors und drastischer Plastik sind manche kleine Scenen aus dem savoyischen und genfer Volksleben, in welchen der Volkston bewunderswürdig getroffen ist. Da enthüllt sich oft die Sprache, der Gefühlsausdruck und die Anschauungsweise dieser Savoyarden oder der genfer Plebs in ihrer ursprünglichsten Naturwüchsigkeit, und daneben zeigt uns der Dichter, wie neben aller scheinbaren Gefühlshärte und allem Egoismus, dem keine künstliche Schminke aufgelegt wird, in echt menschlicher Weise häufig ein leuchtender Strahl tiefinnigsten Seelenlebens aus diesen Bauern- oder Proletarierherzen dringt. Er zeichnet das Volk, wie es leibt und lebt, aber er sieht und schildert es zugleich mit dem Auge des Künstlers und Dichters. Dieselbe Gabe echt künstlerischer Beobachtung tritt uns in seinen Naturschilderungen entgegen, die uns oft an A. Stifter erinnern und kleine Cabinetstücke beschreibender, malender Poesie sind: ein vollständiges Bild der geschilderten Scene oder Landschaft, mit ebenso viel ästhetischer Feinheit als treuer Naturwahrheit entworfen, steht jedesmal vor uns. Als ich dem Verfasser einmal bemerkte, wie ich gerade diese Gabe bei französischen Dichtern so häufig vermisse, meinte er: „Die Franzosen beschreiben auch, aber man sieht oft das Bild nicht, welches sie entwerfen wollen, denn sie entnehmen Farbe und Form nur zu häufig der eigenen Phantasie und nicht der Natur."

Ceylon und die Singhalesen.

Von

Julius Althaus.

III.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über die socialen Verhältnisse der alten Singhalesen und die Art und Weise, in welcher sie Wissenschaften und Künste betrieben, zu sagen. Theorie und Praxis der schönen Künste waren niemals hoch unter einem Volke entwickelt, dessen häusliche Verfeinerung sehr früh zu einem Stillstande kam und dessen Bemühungen in dieser Richtung sich fast durchgängig auf die Erhöhung der Nationalreligion und die Verschönerung ihrer Tempel und Denkmäler bezogen. Ihre Kenntniß der Musik hatten sie von den Hindus, von denen das Studium derselben für ebenso wichtig angesehen wurde wie das der Medicin und Astronomie; und so wurde denn unter den alten Singhalesen mit den übrigen „achtzehn Wissenschaften" auch die Musik als wesentlicher Theil der Erziehung eines Prinzen gelehrt; aber ungleich den weichen Melodien Hindostans, welche sich durch ihre zarte und besänftigende Wirkung auszeichnen, scheint die Musik der Singhalesen eher aus Schall als aus Harmonie bestanden zu haben, indem die Modulation und der Ausdruck zu allen Zeiten der Masse und der Wirkung des Taktes untergeordnet war. Reverberirende Instrumente waren ihre frühesten Erfindungen zu musikalischen Zwecken, und diejenigen, welche am häufigsten in ihren Chroniken erwähnt werden, sind Trommeln, ähnlich den Tamtams, welche bekanntlich ein donnerähnliches Getöse machen; Muschelschalen trugen dazu bei, den Lärm noch anzuschwellen, mochte es nun im Kriege oder bei dem Gottesdienste sein. Dazu kam dann noch ein Chorus von Stimmen, und der wahre Effect bestand in dem vereinigten Donner aller Arten von Instrumenten und Stimmen. Noch heutzutage ist in der Volksmusik von Harmonie kaum die Rede, und besonders das Singen der Singhalesen ist eher ein näselndes Wimmern, ähnlich dem der Araber. Flöten, welche der Modulation gar nicht fähig sind, Muscheln, die einen durchdringenden Ton geben und der betäubende Lärm der Tamtams bilden noch jetzt ihre Tempelmusik.

Sowol historische als Phantasiemalerei wird blos in Verbindung mit der Ausschmückung der Tempel erwähnt, und aus der ganz alten Zeit sind keine Gemälde aufbewahrt, aus denen man Schlüsse auf den Zustand der Kunst in jener Periode ziehen könnte. Es ist ganz sicher, daß der Erfindung und Phantasie von den Priestern Fesseln angelegt wurden, und obwol die Leichtigkeit der Ausführung in verschiedenen

Zeiten gewechselt haben mag, so war doch der Entwurf und die Zeichnung stationär und unveränderlich. Ganz wie die ägyptischen Priester, bestimmten auch die von Ceylon die Art und Weise, in welcher die Bilder des göttlichen Lehrers dargestellt werden sollten, durch ein starres Formular, womit sie entsprechende Winke zur Zeichnung der menschlichen Gestalt zusammen mit geweihten Gegenständen verbanden. In den Ueberbleibseln ägyptischer Malerei und Sculptur finden wir, daß die Figuren immer dieselben Umrisse, Haltung und Stellung hatten, und daß die hergebrachte Art, die verschiedenen Theile des Körpers darzustellen, in den spätesten Zeiten durchaus so befolgt wurde wie in den frühesten. Keine Verbesserungen wurden zugelassen, keine Versuche erlaubt, die Natur zu copiren oder den Gliedern Bewegung zu verleihen. Gewisse Regeln und Muster standen einmal gesetzlich fest, und die fehlerhaften Darstellungen der alten Zeit mußten von jedem folgenden Künstler copirt und verewigt werden; dasselbe gilt auch von den Bildern der Singhalesen. Die historischen Gemälde der Thaten Gotama Buddha's und seiner Schüler und Jünger, welche noch heutzutage die Mauern der Tempel und Wiharas bedecken, folgen mit starrer Genauigkeit den ältesten Darstellungen; Farbe, Costüm, Detail ist durchaus dasselbe, und abgemagerte Ascetiker, verzerrte Betbrüder, seliggesprochene Einfaltspinsel und gefolterte Uebelthäter werden mit peinlicher Treue dargestellt, ungefähr wie von den modernen Prärafaeliten. Uebrigens waren Ceylon und Aegypten nicht die einzigen Länder, in welchen die Erfindung der Künstler durch die Autorität in Fesseln geschlagen wurde. In der frühern Zeit des griechischen Alterthums war es den Künstlern auch nicht gestattet, der Eingebung ihres eigenen Geistes zu folgen und von den hergebrachten Regeln in der Darstellung der Göttergestalten abzuweichen. Im Mittelalter brachte der Einfluß der römischen und byzantinischen Kirche das nämliche Resultat zu Wege; die Maler der lateinischen Kirche emancipirten sich allerdings von diesem Joch, während die der griechischen noch heutzutage unter denselben Fesseln seufzen, welche vor tausend Jahren die Kunst in Konstantinopel verkrüppelten. Als Didron im Jahre 1839 die Klöster und Kirchen Griechenlands besuchte, fand er, daß alle Bilder für griechische Kirchen auf dem Berge Athos fabricirt werden und endlose Facsimiles von Urbildern darstellen, in starrer Uebereinstimmung mit den Instructionen eines anerkannten Codex, welcher unter der Aufsicht der Geistlichkeit zusammengestellt ist und worin genaue Anweisungen über die Figuren, Costüme und Haltung der Heiligung niedergelegt sind. Der römischen Kirche sprach noch das zweite Concilium zu Nizza die Befugniß zu, in derlei Angelegenheiten zu entscheiden. In Spanien wurde 1730 von dem Mönche Juan de Agela ein ähnlicher Codex, wie er auf dem Athos

existirt, veröffentlicht, der sogenannte Pictor Christianus, worin discutirt wurde, welche Gestalt das wahre Kreuz habe, ob einer oder zwei Engel auf dem Stein am Grabe sitzen, und ob der Teufel mit Hörnern und einem Schwanz gezeichnet werden sollte.

In der Sculptur der Singhalesen war der Erfindung und Phantasie noch weniger Spielraum gelassen als in der Malerei, indem die Gegenstände, worauf sie angewiesen war, ausschließlich aus Statuen Buddha's bestanden, und ihre Bemühungen sich nur auf Wiederholung der drei orthodoxen Haltungen beziehen durften, nämlich die eine, wo Buddha in tiefem Nachsinnen unter dem heiligen Bo-Baume sitzt; sodann wenn er steht und seine Jünger ermahnt, endlich wenn er im Genuß der ewigen Seligkeit des Nirwana liegt. Aber die Details sind überall identisch, die Ohren gleich lang und die Dimensionen der Arme, Finger und Zehen, die Farbe der Augen und die Locken seines Haares werden mit derselben ermüdenden Einförmigkeit wiederholt. Das unablässige Studium der nämlichen Figur gab den Künstlern Ceylons eine ausnehmende Leichtigkeit in der Fabrikation solcher Statuen, wofür sie in allen asiatischen Ländern, welche der buddhistischen Religion anhingen, berühmt waren. Die frühern chinesischen Geschichtschreiber sprechen mit Entzücken von Werken dieser Art, welche sie im 4. und 5. Jahrhundert von singhalesischen Bildhauern erhielten; sie wurden von allen Nachbarvölkern eifrig gesucht, und eine Eigenthümlichkeit in ihrer Ausführung bestand darin, daß, wenn man etwa zehn Schritt von der Statue entfernt stand, die Züge glänzend erschienen, aber allmählich verschwanden, wenn man näher trat. Diese Bildsäulen von Buddha waren immer gefärbt, um sie möglichst lebensvoll zu machen, und die Ceremonie des Malens der Augen wurde immer von den frommen Buddhisten als eine besondere Feierlichkeit angesehen. Viele von diesen Bildwerken waren entweder von gediegenem Golde oder doch vergoldet, in die Augen waren Brillanten gefügt und die Draperie mit Juwelen geschmückt. Fa Hian im 4. Jahrhundert spricht von einer Figur Buddha's, welche mehr als 23 Fuß hoch war, aus blauem Jaspis gearbeitet und mit kostbaren hellleuchtenden Perlen besetzt war; in der Hand hielt er eine Perle von unschätzbarem Werthe. Als Material für Statuen diente auch Elfenbein und Sandelholz sowie Kupfer und Bronze; aber gewöhnlich waren sie aus Granit verfertigt, ausgenommen in den seltenen Fällen, wo der Tempel und die Statue zusammen aus dem lebendigen Felsen gehauen war, wozu man gewöhnlich Gneisfelsen wählte. Noch gewöhnlicher war es indeß, die Figuren aus verschiedenen Stücken von gebranntem Thon zu bilden, welche durch Kitt zusammengefügt und mit einer Art Polirfirniß überzogen wurden, um dem Maler das Auftragen der Farben zu erleichtern. Auf diese Weise wurden wahrscheinlich die 72000 Statuen

fabricirt, welche unter der Regierung eines einzigen Königs, Mahindo V., angefertigt worden sein sollen.

Wie in Aegypten, Assyrien und Indien, sind auch in Ceylon die Ruinen, welche uns den Charakter der alten Architektonik andeuten, ausschließlich religiöser Art, mit Ausnahme gelegentlicher Spuren von Residenzen theokratischen Königthums, während alles untergegangen ist, was uns eine Vorstellung von den Wohnungen des Volks hätte geben können. Dies rührt daher, daß die Priesterschaft, welche den Reichthum des Landes in verschwenderischer Weise für Paläste, Tempel und Klöster in Anspruch nahm, dem Volke verbot, seine Wohnungen aus andern Materialien als dem von der Sonne getrockneten Lehm aufzuführen. Dies dauerte noch bis in die neueste Zeit fort, und als die englische Occupationsarmee im Jahre 1815 in der Hauptstadt Kandy einrückte, wurden die Briten durch nichts mehr in Verwunderung gesetzt als dadurch, daß sie nur Tempel und Paläste aus Steinen, Straßen und Privathäuser dagegen aus Lehm und Stroh aufgeführt fanden. Ueberhaupt wurden Quadratsteine und große Steinplatten nur selten verwandt; die Kosten, welche damit verbunden waren, die Steine zu brechen und zu transportiren, der Mangel an geeigneten mechanischen Mitteln, schwere Blöcke in die gehörige Stellung zu bringen, führten dazu, daß man für den obern Theil des Ueberbaues Ziegel verwandte. Zum Bruch der Blöcke benutzte man Keile, und wie viel Arbeit auf gewisse Bauten verwandt wurde, zeigt sich noch in den Resten der 1600 rohen Säulen, welche den ehernen Palast in Anaradschapura trugen, und in den 1800 steinernen Stufen, von denen manche länger als 10 Fuß waren, und welche von der Basis des Berges Mihintala zum Gipfel führten. Sonst sind die meisten Säulen in Anaradschapura aus behauenen Steinen, achteckig und von sehr gefälligen Proportionen. Man bildete daraus vorzugsweise Colonnaden um die Hauptdagobas herum, und die großen Mengen, welche noch hiervon vorhanden sind, bilden einen der Hauptcharakterzüge dieses Orts. Der eherne Palast scheint, obwol dem Namen nach ein Wohnort für die Priesterschaft, doch in der That eine große Suite von Hallen für ihre Feste und Zusammenkünfte sowie ein Heiligthum zur sichern Aufbewahrung ihrer Juwelen und Schätze gewesen zu sein.

Das Steinschneiden wurde in der frühesten Zeit mit großem Erfolg betrieben, indeß sank diese Kunst sehr bald. Das Mahawanso spricht mehrfach von Steinen, die mit Blumen und Kriechpflanzen bedeckt waren. Häufig finden sich auch Thiere, und auf Thorwegen und Balustraden sieht man nicht selten ein mythisches Wesen, welches Makara Torana genannt wurde, mit dem Kopf eines Elefanten, den Zähnen eines Krokodils, den Füßen eines Löwen und dem Schwanz eines

Fisches. Am Eingang in die große Wihara in Anarabschapura liegt noch jetzt ein halbkreisfömiger Granitblock, dessen Zierathen mit ausnehmender Geschicklichkeit ausgeführt sind; außen finden sich Elefanten, Löwen, Pferde und Ochsen, inwendig eine Reihe heiliger Gänse oder Hanzas. Bedenkt man die Verachtung, welche wir für die sprichwörtliche Dummheit der Gans haben, so muß uns die Verehrung, welche die Alten diesem Thiere erwiesen und welche einige orientalische Völker der Gans noch heutzutage bezeigen, sehr auffallen. Unter den Buddhisten, welche die einsame Zurückgezogenheit zum Zweck des Nachsinnens und Grübelns für eine heilige Verpflichtung ansahen, hat die brahmanische Gans, welche auf dem ganzen Continent von Indien heimisch ist, Aufmerksamkeit durch ihre periodischen Wanderungen auf sich gezogen, welche, wie man glaubte, nach dem heiligen See Manasa in den mythischen Gegenden des Himalaja gerichtet waren. Wie der Löwe König der Vierfüßer, so wird Hanza als König der Vögel angesehen. Noch heutzutage ist die Gans Nationalemblem auf der Fahne von Burnah; auch sind die ehernen Gewichte der Burnesen gewöhnlich in der Form einer Gans geschnitten, wie denn die Aegypter ihre Steingewichte in derselben Form machten. Augustin führt in seiner „Civitas Dei“ die Achtung, welche die Römer vor der Gans hatten, auf ihre Dankbarkeit für die Rettung des Capitols zurück, und sagt, daß sie seit jener Zeit die Gänse ebenso abergläubisch verehrt hätten, wie die Aegypter es zu thun pflegten; aber die Thatsache, daß die Gänse, welche die Citadelle retteten, bereits der Juno geheiligt und in ihrem Tempel aufgestellt wurden, zeigte, daß Augustin unrecht hat, und daß sie bereits eine mythologische Bedeutung besaßen, ehe sie sich politisch bemerkbar gemacht hatten. Außerdem waren, wie sich aus einer Stelle bei Lucrez ergibt, die Gänse in Rom die gewöhnlichen weißen europäischen, nicht die rothen Gänse des Nil, welche Jahrhunderte vorher in Aegypten heilig gehalten waren und das Emblem Seb's, des Vaters des Osiris, darstellten. Man hat neuerdings die Ansicht ausgesprochen, daß in Aegypten diese Verehrung mit einer mystischen Vorstellung davon zusammenhing, daß der Mensch bei der Seelenwanderung in die Gans überginge; während Horapollo die Vorliebe der Aegypter der Achtung zuschreibt, welche dieses Volk vor den Gänsen wegen der älterlichen Liebe hatten, womit diese Thiere ihre Jungen mit Gefahr ihres eigenen Lebens vor dem Vogelsteller zu beschützen suchten. Aehnlich dachten die Griechen und Römer. Aristoteles preist die Klugheit der Gans, Aelian spricht von ihrem Muth und ihrer List und ihrer eigenthümlichen Anhänglichkeit an den Menschen, und Ovid behauptet sogar im elften Buch der „Metamorphosen“, daß die Gans an Verstand dem Hunde überlegen sei. Dies Gefühl fand sich auch bei den alten Briten, welche, wie Cäsar berichtet,

es für gottlos hielten, Gänsefleisch zu essen (anserem gustare fas non putant; Bell. Gall. V, 12), und die ersten Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon verehrten außer einer Ziege auch die Gans, welche sie vom Heiligen Geist erfüllt glaubten. Eigenthümlich ist auch, daß dasselbe Wort auch in den fernsten Ländern der Erde die Gans bezeichnet: Im Pali heißt es hanza, im Burnesischen henza, im Malaiischen gangsa, im Deutschen Gans, im Schwedischen gas, im Altenglischen gander, im Griechischen χην, im Portugiesischen ganso, im Spanischen ansar, im Lateinischen anser.

Die buddhistischen Tempel waren anfänglich ebenso anspruchslos und einfach wie die Wohnungen der Priesterschaft; zuerst hielt man den Gottesdienst in Höhlen und natürlichen Grotten. Auf dem Festland von Indien hat man drei Arten von Höhlentempeln, nämlich zuvörderst einfache Zellen in Granitfelsen, sodann oblonge Gemächer, welche vorn mit einer Veranda versehen sind, und endlich große Hallen mit Colonnaden, welche das Schiff von den Flügeln trennen und auswärts mit Façaden und Decorationen verziert sind. In Ceylon gingen indeß die äußersten Bemühungen, künstliche Höhlen zu bilden, nie über die zweite Art indischer Tempel hinaus, nämlich Zellen mit ein paar Säulen, um eine Veranda zu stützen. Bedenkt man die Begeisterung der Könige von Ceylon für ihre Religion, und die Freigebigkeit, welche sie in allem, was den Buddhismus erheben konnte, an den Tag legten, so muß man ihren Mangel an Erfolg in dieser Beziehung wol der widerspenstigen Beschaffenheit der Felsen zuschreiben, indem der Gneis und Quarz von Ceylon für solche Werke nicht so günstig ist wie der Sandstein von Kuttack oder die Basaltformationen des Westens.

Es scheint, daß die Singhalesen als die eigentlichen Erfinder der Oelmalerei anzusehen sind. Die Hypothese, daß van Eyck diese Kunst im 15. Jahrhundert erfunden habe, ist längst als unhaltbar aufgegeben, aus Aëtius ergibt es sich, daß der Gebrauch des Oels in der Malerei schon vor dem 6. Jahrhundert bekannt war; und Dioscorides, der in der Zeit des Augustus schrieb, wurde bisher als die älteste Autorität dieser Art angesehen. Im Mahawanso aber findet sich die Notiz, daß die Maler in Ceylon bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. ihre Scharlachfarbe mit Sesamöl mischten, und dies ist bisjetzt als das früheste Zeugniß für die Benutzung des Oels in der Malerei anzusehen.

Die Erziehung der Jugend befand sich zuerst in den Händen der Brahmanen, welche auch die mechanischen Künste zuerst in Ceylon bekannt machten. Späterhin wurden die buddhistischen Priester Volkslehrer; Schreiben wurde als eine auszeichnende Eigenschaft der Priester angesehen, welche nur selten von Laien besessen wurde. Eine Geschichte von einer Palastintrigue, welche im 2. Jahrhundert v. Chr. stattfand

und durch das Geräusch eines auf den Boden fallenden Briefes entdeckt wurde, zeigt, daß das Schreibmaterial damals dasselbe war, was man noch heutzutage benutzt, nämlich präparirte Palmenblätter.

Die mächtigsten Fürsten waren auch die eifrigsten Beschützer der Gelehrsamkeit. Prakrama und Wijayo III. gründeten Schulen in allen Dörfern, und verboten den Priestern, welche darin lehrten, etwas von den Schülern anzunehmen, da sie vom Staat für ihre Mühe belohnt werden sollten. Bei den Verbreitern einer Religion, deren Haupteigenthümlichkeit in Spitzfindigkeiten und magern Abstractionen bestand, hatte natürlich die Casuistik und das Disputiren bedeutende Geltung. In der Geschichte Mahindo's und der Bekehrung der Insel Ceylon zum Buddhismus ist die folgende Entwickelung logischer Schärfe mit Stolz als Beweis für den hochgebildeten Verstand des jungen Fürsten aufbewahrt. Der Priester fragte den König, um dessen Fähigkeiten zu prüfen: „O König, wie heißt dieser Baum?“ — „Der Ambo.“ — Gibt es noch andere Ambobäume außer diesem?“ — „Ja, es gibt noch viele andere.“ — Gibt es außer diesem Ambo hier und jenen andern Ambobäumen noch andere Bäume auf der Erde?“ — „O Herr, es gibt noch viele andere Bäume als Ambos.“ — Gibt es außer den andern Ambos und den Bäumen, welche keine Ambos sind, noch andere?“ — „O Herr, da ist noch dieser Ambobaum hier.“ — Herrscher der Menschen, du bist weise! Hast du Verwandte, o König? — Ich habe deren viele.“ — O Herrscher, gibt es Personen, welche nicht mit dir verwandt sind?“ — „Es gibt viele, die nicht mit mir verwandt sind.“ — „Gibt es außer deinen Verwandten und denen, welche nicht mit dir verwandt sind, noch andere Menschen?“ — „O Herr, außer diesen bin ich noch da.“ — Herrscher der Menschen, Sadhu! du bist weise.“

Die Erziehung eines Prinzen im 13. Jahrhundert umfaßte die sogenannten achtzehn Wissenschaften, nämlich Redekunst, allgemeines Wissen, Grammatik, Poesie, Sprachen, Astronomie, die Kunst, Rath zu ertheilen, die Mittel, „Nirwana“ (die ewige Seligkeit) zu erreichen; die Unterscheidung zwischen gut und böse, das Bogenschießen, Zucht der Elefanten, Schärfe der Gedanken, Erkennung unsichtbarer Wesen, Etymologie, Geschichte, Recht, Rhetorik, Medicin.

Obwol die Singhalesen ihre Bekanntschaft mit den Himmelskörpern und ihren Bewegungen, sowie auch die Methode der Beobachtung und Berechnung der Sonnenfinsternisse von den Hindus erhielten, so war doch die praktisch in Ceylon gepflegte Wissenschaft mehr Astrologie als Astronomie und gab es damals wie jetzt Sterndeuter in jedem Dorfe, um das Horoskop zu stellen und das Schicksal der Menschen in den Sternen zu lesen. Ein König, der im 2. Jahrhundert v. Chr. regierte, empfahl sich seinen Unterthanen dadurch, daß er mit väterlicher Fürsorge

einen Arzt, Astronomen und Priester für je sechzehn Dörfer im ganzen Lande anstellte. Auch ihre Kenntnisse in der Medicin entlehnten die Singhalesen von den Hindus, welche die Heilkunde betrieben, lange bevor sie in Persien und Arabien bekannt war. Der Zeit nach sind die Werke von Charak und Susruta über Chirurgie und Arzneimittellehre weit älter als die Geber's und der frühesten arabischen Schriftsteller, und galten bei diesen und den griechischen Aerzten im Mittelalter als Autoritäten. Ihre Berühmtheit war so groß, daß zwei Hinduärzte, Namens Manek und Saleh, im 8. Jahrhundert am Hofe Harun-al-Raschid's in Bagdad als Leibärzte lebten. Bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. gab es an achtzehn verschiedenen Orten in Ceylon Hospitäler mit geeigneter Diät und Arzeneien, welche von Aerzten für die Kranken zubereitet wurden. Weiterhin wurden sogar einige Könige wegen ihrer Geschicklichkeit in der Heilung von Krankheiten berühmt, und von Bujas Raja, welcher im 4. Jahrhundert v. Chr. regierte, bemerkt das Mahawanso, daß er die Tugendhaften beschützte, die Schlechten in Schranken hielt, die Armen glücklich machte und die Kranken curirte. Dieser war auch Verfasser eines Werkes über Chirurgie, welches noch jetzt von seinen Landsleuten geschätzt wird; er baute Hospitäler für die Kranken und Asyle für die Krüppel; er war sogar Thierarzt und verstand Elefanten und Pferde zu curiren; die meisten ihrer Heilmittel waren vegetabilischer Natur; und dies sowie der Umstand, daß ihre Nahrung und Kleidung ganz aus dem Pflanzenreiche stammte, gab den Singhalesen frühzeitig eine genaue Kenntniß der Flora ihres Landes. Man glaubte früher sogar, daß sie ein förmliches System der Botanik trotz Linné und Decandolle gehabt hätten; jedoch ist diese Vermuthung durch neuere Untersuchungen nicht bestätigt worden.

Die Erfindung der Geometrie schreibt man gewöhnlich den Aegyptern zu, welche jedes Jahr genöthigt waren, die Ausdehnung zu bestimmen, in welcher ihre Ländereien durch die Ueberschwemmungen des Nil verändert waren, und die vernichteten Grenzen neu zu bestimmen hatten. Eine ähnliche Nothwendigkeit führte auch die Indier und Singhalesen frühzeitig zur Kunde der Geometrie, da die genaue Abtheilung ihrer Ländereien unter ihrem Bewässerungssystem häufige Berechnungen zur Bestimmung der Grenzen und Vertheilung der Ernte nothwendig machte. Eine Stelle im Mahawanso scheint sogar darauf hinzudeuten, daß die Singhalesen eine dunkle Idee von der elektrischen Natur des Blitzes hatten und ihre Häuser durch Blitzableiter beschützen zu können glaubten. Die elektrischen Eigenschaften des Bernsteins und Turmalins waren den Griechen und Römern bekannt; die Etrusker besaßen, wie Plinius uns erzählt, die Macht, Gewitter zu rufen und zu beschwören. Von Numa Pompilius heißt es, daß er Benjamin Franklin in der Herabziehung

des Blitzes aus den Wolken zuvorkam; und Tullius Hostilius, sein Nachfolger, soll durch den Blitz getödtet worden sein, während er Numa's Versuch in ungeschickter Weise wiederholte. Ktesias, ein Zeitgenosse Xenophon's, der viel in Persien lebte, sagt, daß er sah, wie der König ein eisernes Schwert in die Erde pflanzte und dadurch Wolken, Hagel und Blitz zerstreute. Zwischen dem 1. und 15. Jahrhundert n. Chr. gibt es indeß in den Werken der westlichen Culturvölker keine einzige Stelle, welche zeigte, daß man zu dieser Zeit solche Ideen hatte, während die Bücher der Singhalesen zeigen, daß man im 3. und 5. Jahrhundert in Ceylon mechanische Mittel anwandte, um Gebäude vor dem Blitz zu sichern. Es wird nämlich berichtet, daß man zu diesem Ende Diamantreifen und Glaszinnen auf die Spitzen der Tempel setzte. Wahrscheinlich hatte man beobachtet oder gehört, daß Glas und Edelsteine die Elektricität isoliren, und daraus geschlossen, daß diese Substanzen den Blitz fernhalten könnten. Nach unsern jetzigen Kenntnissen ist indeß diese Idee durchaus zu verwerfen, indem ein solches Mittel die Gefahr des Blitzschlags nur erhöhen würde, da der Blitz die schlechten Leiter mit Gewalt zertrümmert, um zu den guten zu gelangen. Aber in der Kindheit der Forschung geht die Beobachtung der Wirkungen gewöhnlich dem Begreifen der Ursachen voraus, und so ist es denn auch wahrscheinlich, daß die Singhalesen gewisse Erscheinungen beobachtet hatten, deren Ursache sie nicht ausfindig machen konnten und aus denen sie ungenaue Schlüsse zogen.

Die Literatur der alten Singhalesen erhielt ihr Gepräge durch das Uebergewicht, welches die Priester über das Volk besaßen; sie waren Besitzer alles Wissens und Geber alles Unterrichts. Ihr Stand verpflichtete sie dazu, das classische Pali zu studiren; und die Bücher, welche auf uns gekommen sind, zeigen, daß sie auch das Sanskrit verstanden. Sie waren gleichfalls genöthigt, die Jahrbücher des Volks zusammenzutragen; und die Könige belebten ihren Eifer zu verschiedenen Zeiten nicht nur durch die Schenkung von Ländereien, sondern auch dadurch, daß sie sich selbst der Poesie und der Anlegung von Bibliotheken widmeten. Die Bücher der Singhalesen werden noch heutzutage wie vor Jahrhunderten aus den jungen Blättern der Talipatpalme gemacht, welche abgeschnitten werden, bevor sie dunkel und dick werden. Man taucht sie dann in Milch, um sie biegsam zu erhalten, und unterwirft sie darauf einem starken Drucke, um ihre Oberfläche einförmig und eben zu machen; ist dies geschehen, so schneidet man sie in 2—3 Zoll breite und 1—3 Fuß lange Streifen, deren Enden man durchlöchert, um Bänder hindurchzuführen; endlich werden sie zwischen zwei hölzernen Deckeln befestigt, lackirt und mit colorirten Emblemen geschmückt. Diese Palmblätter nun beschreibt man mit einem eisernen

Griffel, welchen man fast ganz aufrecht hält und der eingekerbt ist, um den Daumennagel der linken Hand einzulassen, sodaß man ihn mit gehöriger Kraft und Festigkeit führen kann. Diese Griffel sind oft reich geschmückt und mit Gold ausgelegt; sie haben die Gestalt eines Pfeils, und ein Theil der Feder dient als Messer, um das Blatt zu schaben, bevor man es beschreibt. Mitunter sind die Deckel aus geschnittenem Elfenbein und werden durch Reifen von durchbrochenem Silber zusammengehalten. Die durch den Eindruck des Griffels entstandene Furche wird durch die Applicirung von Kohle, welche mit einem ätherischen Oele zusammengerieben wird, sichtbar gemacht; dem Oele schreiben die Eingeborenen es zu, daß die meisten ihrer heiligen Bücher so vortrefflich erhalten sind, indem der Duft desselben die Zerstörung der Blätter durch weiße Ameisen und andere Insekten verhindert. Es gibt übrigens auch Bücher, deren Text auf Silber, Elfenbein und selbst auf Goldplatten eingravirt ist.

Die Wiharas und Klöster der buddhistischen Priesterschaft sind die einzigen Aufbewahrungsorte der Nationalliteratur von Ceylon, und findet man daselbst große Mengen von Palmenbüchern über die verschiedenartigsten Gegenstände; die ältesten sind diejenigen, welche sich auf Religion und Kirchengeschichte beziehen. Diese letztern sind fast durchweg in Pali geschrieben, während Werke über Astronomie, Mathematik und Physik in Sanskrit abgefaßt sind, und die allgemein literarischen Gegenstände in Elu abgehandelt werden, einem Dialekt, welcher der singhalesischen Conversationssprache sehr nahe steht. Die in Pali und Sanskrit geschriebenen Bücher bilden die ungeheure Mehrheit aller in Ceylon existirenden literarischen Productionen, und besitzen die Singhalesen eine eigentliche Literatur in ihrem Nationaldialekt nicht; die letztern Werke sind äußerst arm an Erfindung und Originalität und meistens Balladen oder Compilationen aus andern Werken.

Das Original der großen Paligrammatik von Kachayana ist verloren gegangen, indessen finden sich die Hauptsachen daraus in zahlreichen Abhandlungen und Textbüchern, welche zu verschiedenen Zeiten abgefaßt wurden, um sie zu ersetzen. Die Leidenschaft für das Versemachen ist so groß (wahrscheinlich als mnemonisches Mittel), daß fast jedes singhalesische Buch in Reimen geschrieben ist und sogar die äußerst prosaischen Regeln der Syntax einen Alvarez gefunden haben. Von den heiligen Schriften im Pali ist die berühmteste die Pitakatta oder „die drei Körbe", welche die Lehren und die Disciplin des Buddhismus enthält; dies besteht aus 592000 Stanzen und die Commentare dazu enthalten noch 361550 mehr. Der beliebteste Theil dieser Schrift besteht in den Legenden von Buddha selbst, worin Ereignisse aus seinem Leben berichtet werden, und den verschiedenen Zuständen seiner Existenz,

bevor er Buddha wurde. Nach Form und Inhalt hat dieses Buch eine große Aehnlichkeit mit dem jüdischen Talmud, indem es mit Aphorismen und Grundsätzen sowie philologischen Erklärungen des heiligen Textes Geschichten verbindet, welche die Lehre erläutern, und worin nicht nur Heilige und Helden, sondern auch Thiere und leblose Gegenstände vorkommen; auch finden sich darin viele Fabeln, welche gewöhnlich dem Aesop zugeschrieben werden. Der größte Theil davon ist in das Singhalesische übersetzt, und die Erzählungen darin sind für die Eingeborenen so anziehend, daß sie die ganze Nacht hindurch nicht müde werden, Vorlesungen daraus zu hören.

Die übrigen Paliwerke umfassen Gegenstände in Verbindung mit Kosmographie und den buddhistischen Theorien über das Universum, die Unterscheidung der Kasten, topographische Berichte, medicinische Forschungen 2c. Die Hauptwerke jedoch sind die Chroniken, wie das Dagawanso und Mahawanso. Das letztere ist, wie wir bereits anführten, das bedeutendste Werk des Orients; kein einziges ähnliches Buch in der indischen Literatur kann ihm gleichgestellt werden, vielmehr kann man danach die wilden Fabeln in den indischen Chroniken auf ihr richtiges Maß zurückführen, und auch von den nüchternen Annalen Chinas und Kaschmirs wird es nicht übertroffen. Es enthält auf seinen ausgezeichnet wohlerhaltenen Blättern Aufzeichnungen der Ereignisse von 1200 Jahren, welche uns in den Stand setzen, die Hauptschwierigkeiten in den indischen Genealogien hinwegzuräumen; es scheint in der That, daß diese von den Brahmanen absichtlich gefälscht und in graue Ferne zurückversetzt wurden, um ihren buddhistischen Nebenbuhlern den Rang abzulaufen. Indeß enthält das Mahawanso in seinen geheimnißvollen Versen wenige Thatsachen oder Enthüllungen, welche den gewöhnlichen Leser für die Mühe des Lesens entschädigen. Ausschließlich von der buddhistischen Priesterschaft abgefaßt, gibt es nur eine magere Beschreibung des leblosen Systems ihrer Religion. Kein Vorfall wird berichtet, welcher nicht darauf hinausgeht, den Buddhismus zu erhöhen oder die Thaten seiner Beschützer zu verewigen. Die Regierung der Monarchen, welche Tempel errichteten und Schreine herstellten, wird mit ermüdender Genauigkeit beschrieben; selbst wenn sie durch Usurpation und Mord auf den Thron kamen, wird ihr Leben als fromm gepriesen, falls sie nur freigebig gegen die Kirche waren; und diejenigen allein werden als gottlos und zu ewigen Qualen verdammt bezeichnet, welche nichts für die Priesterschaft thaten. Die feindlichen Einfälle, welche die Ruhe des Landes störten, und die Spaltungen der Kirche werden mit ziemlicher Genauigkeit geschildert; aber man sucht vergebens nach instructiven Bemerkungen über das Leben des Volkes, seinen socialen Zustand und seine intellectuellen Fortschritte. Während

der Handel aller Völker an der Küste von Ceylon vorbeiging, und chinesische und arabische Schiffe die Häfen der Insel zu ihren Emporien machten, schweigt die nationale Chronik auch über diese abenteuerlichen Züge vollständig.

Im Sanskrit haben die Singhalesen ihre Hauptabhandlungen über Naturwissenschaften, Arzneimittellehre, Chirurgie, Musik, Malerei, Versbau und Philologie niedergelegt; im Elu und eigentlichen Singhalesisch gibt es nur unbedeutende Balladen und Beschreibungen unwichtiger Ereignisse, welche übrigens von den groben Unanständigkeiten der indischen Poesie ganz frei sind. Die singhalesische Sprache ist außerordentlich biegsam und läßt jede Art des Rhythmus zu; auch wissen fast alle Eingeborenen Mengen von Balladen in den verschiedensten Versmaßen auswendig. Ihre Werke haben indessen weder etwas Originelles und Poetisches, noch enthalten sie irgendetwas Wahres und Praktisches; nichts was zum Herzen, zu den Leidenschaften oder auch nur zum Verstande spricht; vielmehr wollen sie durch fabelhafte Uebertreibungen Erstaunen und Verwunderung erregen. Die Armuth ihrer Erfindungsgabe führt zu endlosen Wiederholungen derselben Begebenheiten und Beschreibungen. Heutzutage werden keine Bücher mehr verfaßt, nur Auszüge aus allgemein beliebten Werken, und die Anzahl fähiger Schriftsteller wird mit jedem Jahre geringer, nachdem die Verhältnisse der Insel sich so durchaus geändert haben, und jene Einrichtungen und Aussichten, welche früherhin den Ehrgeiz der buddhistischen Priester reizten und ihnen Liebe zum Studium zur Gelehrsamkeit und zur Production einflößten, immer mehr im Sinken begriffen sind.

Ueber die Masse der Bevölkerung, welche die Insel in frühern Jahrhunderten enthielt, ist uns nichts Genaues überliefert; sicherlich aber muß dieselbe unter den Regierungen der glücklichen Könige außerordentlich dicht gewesen sein. In civilisirten Ländern und gewöhnlichen Klimaten wird die Zunahme der Menschen durch eine Menge künstlicher Bedürfnisse verringert; davon ist in tropischen Ländern jedoch nicht die Rede, wo Kleider eine Last sind, die kleinste Höhle Obdach und der Boden reichliche Nahrung gibt. Unter so günstigen Umständen, in einem Lande, welches eine Menge von Fruchtbäumen enthält und in welchem die üppigsten Ernten wenigstens zweimal jährlich mit geringer Arbeit eingebracht werden können, wird sich die Masse der Bevölkerung hauptsächlich nach der Ausdehnung des urbaren Landes richten. Im Norden und den dichten Wäldern des Innern der Insel trifft man noch heutzutage auf die Reste einer unzählbaren Menge künstlicher Binnenseen, welche einst Länderstrecken fruchtbar machten, die heutzutage wüst und leer sind. Jeder solche „Tank“ zeigt an, daß früher wenigstens ein Dorf hier stand, und einige Tanks haben so ungeheure Dimensionen,

daß Hunderte von Dörfern dadurch ernährt werden konnten. Unter der Regierung Prakrama's III. zählte man im ganzen Lande 1,470000 Dörfer, wobei jedoch zu bemerken ist, daß ein „Dorf" in Ceylon dasselbe bedeutet wie eine „Stadt" in Schottland, nämlich die kleinste Anzahl zusammenstehender Häuser, zuweilen sogar nur ein einziges Farmhaus mit seinen Nebengebäuden. Aber schon die Arbeit, welche erforderlich war, auch nur ein einziges dieser riesigen Bewässerungswerke herzustellen, ist an und für sich schon ein Beweis für die örtliche Dichtigkeit der Bevölkerung. Die Vervielfältigung derselben durch aufeinander folgende Könige und die beständig wiederkehrenden Berichte davon, wie ein District nach dem andern cultivirt wurde, weisen auf die stetige Zunahme der Einwohnerschaft hin, da die vereinigte Arbeit einer Menge von Ackerbauern dazu nöthig war, diese ungeheuern Anlagen in productiver Thätigkeit zu erhalten. Nach der allergeringsten Schätzung muß die Bevölkerung Ceylons im Zenith ihres Wohlstandes wenigstens zehnmal so dicht gewesen sein, wie sie jetzt ist. Wie diese dichte Bevölkerung trotz häufiger Umwälzungen und oft wiederkehrender feindlicher Einfälle sich jahrhundertelang erhielt, ist ebenso leicht verständlich, wie die Ursachen, welche zu ihrem endlichen Verschwinden führten, nachdem die Organisation, worauf die Gesellschaft beruhte, innerlich zerrüttet war. Die Pflege des Bodens hing nämlich fast durchweg von dem Vorrath an Wasser ab, welcher sich in den Tanks befand, und konnte nur durch die vereinte Arbeit der ganzen Gemeine betrieben werden, welche zuerst die nöthigen Vorräthe sammelte und sicherte, und sie sodann durch Kanäle in die Reisfelder vertheilte, deren Ertrag dann gleichmäßig den Einwohnern zugute kam. Einigkeit und Friede waren, wie es sich leicht ergibt, bei solchen gemeinschaftlichen Operationen die erste Bedingung, und noch jetzt findet man in vielen Theilen des Landes in Felsen gehauene Sprüche, welche zum Vergeben, Vergessen und zur Nachsicht ermahnen. In den Revolutionen, wodurch Dynastien mit einer sonst ganz unbegreiflichen Leichtigkeit gestürzt wurden, hatte die Masse des Volks beständig die stärksten Beweggründe für sofortige passive Unterwerfung, und wurde durch die instinctive Furcht vor den unheilvollen Folgen länger dauernder Erschütterungen zur Ergebung gezwungen. Die Herrschaft der Malabars im 14. und während der folgenden Jahrhunderte vernichtete den Wohlstand Ceylons; die Tanks sind jedoch noch heutzutage fast ganz unbeschädigt, und ist das Verlassen derselben durchaus nicht etwaigen Fehlern in ihrer Construction, wie man wol behauptet hat, sondern nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die Dorfgemeinen, welche daran wohnten, durch Kriege auseinandergesprengt wurden. War einmal ein solches Reservoir vernachlässigt, so floh die ganze Gemeine, indem das stagnirende Wasser Pestilenz und Miasma

in den Ebenen verbreitete, welche früher mit reichlicher Ernte bedeckt gewesen waren. Nach einem solchen Unglück war auch die Rückkehr nur eines Theils der Einwohner unmöglich, selbst wenn die Leute nicht durch die Furcht vor der Malaria daran verhindert worden wären, da der betreffende Tank die Arbeitskraft einer ganzen Gemeine in Anspruch nahm. So wurde der Verfall, anstatt allmählich zu sein wie in andern Ländern, in Ceylon zu einer plötzlichen und absoluten Vernichtung.

Die Organisation der Dorfgemeinen war im übrigen durchaus patriarchalisch; die Frauen wurden mit Achtung und Ehrerbietung behandelt, und erlangten als Priesterinnen und Königinnen eine hervorragende Stelle im Staat. In den Wohnungen hatte man kostbare Möbel und zu Kleidern kostbare Gewebe, welche man von den Völkern erhielt, deren Schiffe die Insel besuchten, um Edelsteine und andere Producte einzutauschen. Die Singhalesen waren selbst der Schiffahrt unkundig und verachteten den Kaufmannsstand.

Unter den Ureinwohnern war die Einrichtung der Kaste ganz unbekannt, obwol nach der Ankunft von Wijayo und seiner Anhänger das System in allen seinen kleinen Unterabtheilungen, und ebenso auch die Sklaverei, auf der ganzen Insel eingeführt wurde. Die Buddhisten, welche sich gegen die Anmaßungen der Brahmanen empörten, verkörperten in ihren Lehren einen Protest gegen die Kaste in jeder Weise; aber selbst nach der Bekehrung der Singhalesen zum Buddhismus stellte es sich heraus, daß die Kaste als nationale Einrichtung zu tief eingewurzelt war, als daß die buddhistische Priesterschaft sie hätte vertilgen können; und so hat sie sich denn auch als conventionelle und gesellschaftliche, obwol nicht mehr als heilige Einrichtung noch bisjetzt fortgesetzt. Die Sklaverei wurde aus dem Festlande von Indien eingeführt; sie war ein Attribut der Rasse, und die Sklaven waren zur Zwangsarbeit von Geburt auf verdammt, während ihre Herren nur die Verpflichtung hatten, sie gesund zu erhalten, in Krankheiten zu pflegen und sie nicht über ihre Kräfte arbeiten zu lassen. Die Sklaverei dauerte in Ceylon bis zum Jahre 1845, wo sie durch ein Decret der englischen Regierung aufgehoben wurde; indessen war die Behandlung der Sklaven schon lange in allen Theilen der Insel sehr milde gewesen und so erhoben denn die Eigenthümer der Sklaven, als jenes Gesetz in Kraft trat, nicht einmal Ansprüche auf Entschädigung.

Die Ermordung Abraham Lincoln's.

Ein Brief an den Herausgeber. *)

Neuyork, den 18. April 1865.

Der freundlichste Frühlingshimmel breitet sein hellblaues Zelt über die Halbinsel und Bai der Metropolis aus, lustig lacht das erste junge Grün an den Bäumen der Straßen und öffentlichen Plätze, alle Läden und Werkstätten sind geschlossen, Kanonenschüsse ertönen von Minute zu Minute von dem Fort um die Stadt, der Navy-Yard, den Stadthallen von Neuyork und Brooklyn, die Glocken aller Kirchen schlagen an und wie im Festschmuck bewegen sich die Massen auf den Straßen. Aber es ist kein Festtag, den sie feiern! Die langen Reihen der Häuser prangen in ungewöhnlichem Schmucke, aber es ist kein Festschmuck, seine Farben sind schwarz und weiß, und dieselben Abzeichen sehen wir an der Kleidung der Tausende, die mit dem Ausdruck der Trauer auf dem Gesicht sich nach den gewohnten Plätzen ihrer Gottesverehrung begeben; die Tausende von Flaggen aller Größen, die sich mit ihren heitern drei Farben, roth, blau und weiß, und ihren Streifen und Sternen in der warmen balsamischen Lenzluft wiegen, wehen vom Halbmast, von schwarzem Rande eingefaßt oder mit Flor gerefft und umwunden! Es ist die Stunde, zu der in der Bundeshauptstadt am Potomac der Leichnam des erschlagenen Oberhauptes der Republik eingesegnet und im Bundescapitol feierlich beigesetzt wird, und eine ganze Nation begeht gleichzeitig die Todtenfeier des Mannes, der für sein Land und seine Sache den Opfertod erlitt! Denn ein Opfertod war es, den Abraham Lincoln starb, als ihn am Abend des 14. April in heiterm Genusse, in der Mitte seiner Mitbürger, an der Seite seiner Gattin die ruchlose Mörderhand traf! Als er lautlos und unbewußt am nächsten Morgen um 7 Uhr 50 Minuten in sanftem schmerzlosen Erlöschen der allmählich hinebbenden Lebenskraft sich den Unsterblichen anreihte, von denen uns die Geschichte berichtet, daß sie ihr Leben ließen im Kampfe für die gute Sache, für welche sie stritten!

Abraham Lincoln fiel als das hervorragendste, aber auch hoffentlich eins der letzten Opfer des Geistes, der eine glückliche Nation in die furchtbarste Revolution und den kolossalsten Bürgerkrieg gestürzt hat, ein Opfer des Geistes der Sklaverei. Wem drängen sich bei diesem

*) Ist auch das Thatsächliche des obigen Briefes zum Theil schon bekannt, anderntheils durch neuere Nachrichten modificirt worden, so bietet doch dessen Inhalt als frischer Ausdruck der unmittelbar nach dem tragischen Ereigniß in Neuyork herrschenden Stimmung Interesse genug, um ihn unsern Lesern nicht vorzuenthalten.
D. Red.

Vorgange nicht die ernstmahnenden Worte des Dichters auf: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend ewig Böses muß gebären!" Aber wie aus Gräbern schönere Blumen erblühen und kräftigere Frucht erwächst, wie schon mancher Märtyrer der Sache, für die er litt und starb, durch seinen Tod mehr Heil und Förderung brachte, als sein lebendes Wirken vermochte, so wird auch Abraham Lincoln's Tod eine Grenzmarke bilden in der Geschichte dieser merkwürdigen Bewegung, welche in der Culturentwickelung der Menschheit eine so hervorragende Stellung einzunehmen und die für das Glück und Gedeihen der Nationen wichtigsten Principien zu erläutern bestimmt scheint. Der Umschwung, welchen des Präsidenten gewaltsamer Tod in der öffentlichen Meinung und in den Beziehungen der bisherigen Parteien im Norden zueinander hervorgebracht hat, ist, obgleich im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht völlig zu übersehen, jedenfalls ungeheuer. Mit Ausnahme der principiellen böswilligen Parteigänger der Rebellion im Norden, ist im Augenblicke fast aller Parteiunterschied verschwunden, die große Nationalcalamität, das Ungeheuerliche des Abgrundes, vor dem wir standen, und in welchen nur der unglückliche Präsident zu stürzen bestimmt war, hat aus dem Volke eine Einheit gemacht, wie sie seit vier Jahren, als es sich zuerst zum Kriege gegen den Süden erhob, nicht wieder bestanden hat. Selbst im Süden beklagen, mit Ausnahme der Fanatiker, die Leute die Unthat des Booth, denn alle fühlen, daß der Süden in Abraham Lincoln seinen besten Freund verloren hat, und jetzt anstatt der Vergebung die Strafe, anstatt der Milde das strenge Recht walten wird. Indem ich dies schreibe, ist der Mörder des Präsidenten, John Wilkes Booth, noch nicht ergriffen, trotz der Belohnung von 50000 Pfd. St., die jetzt auf seiner Verhaftung stehen. Die Verfolgung eines Mannes, den man für Booth hielt, auf der Reading-Pottsville-Eisenbahn in Pennsylvanien, scheint auf einem Irrthum beruht zu haben. Die Einzelheiten der furchtbaren Tragödie in Ford's-Theater am Abend des 14. April sind jetzt ziemlich genau bekannt. Der Mörder Booth wartete bereits an der Eingangsthür auf der Straße auf den Präsidenten, und ließ diesen, der ihn kannte an sich vorbeigehen; er empfing einen Gruß, und wie man sagt sogar ein freundliches Wort von ihm. Vielleicht wurde die Blutthat schon beim Aussteigen des Präsidenten aus dem Wagen beabsichtigt; allein allem Anschein nach wartete Booth noch auf General Grant, auf den es nächst dem Präsidenten hauptsächlich abgesehen war. Dessen Anwesenheit im Theater mit dem Präsidenten war angekündigt worden, er war jedoch noch mit dem Abendzuge nach dem Norden abgegangen. Booth erkundigte sich während des Spieles hinter der Scene, ob General Grant im Theater sei. Vor dem Anfange des Spieles wurde Booth in einem

Schenkzimmer am Theater gesehen und verlangte, mit Ungestüm auf den Tisch schlagend und „Brandy, Brandy, Brandy!“ rufend, zu trinken. Später sah man ihn einmal in der Vorhalle des Theaters mit dem Hute in der Hand. Im dritten Acte des beliebten Stücks „The American Cousin“, gegen 10 Uhr, kam die That der Hölle zur Ausführung. Man glaubte anfangs, der Meuchelmörder habe durch die Thür der Loge hindurch auf den Präsidenten gefeuert, weil man in dieser ein rundes Loch fand. Allein bei genauerer Untersuchung ergab sich dieses nicht als von einer Kugel herrührend, sondern mit einem großen Hohlbohrer gemacht. Der Mörder bediente sich desselben nur, um im Rücken seines Opfers dasselbe beobachten und den günstigsten Moment für die Unthat erlauern zu können! Dieser schien ihm gekommen, als im dritten Acte eben zwischen dem Abgange eines Schauspielers und dem Eintritt eines neuen eine augenblickliche Pause eingetreten war, und der Präsident, auf einem bequemen rothsammtnen Schaukelstuhl sitzend, den rechten Elnbogen auf die rechte Lehne und den Kopf in die Hand gestützt, mit heiterer Miene die Augen auf die Bühne gerichtet hielt. Seine Loge lag im ersten Range etwa 12 Fuß von der Bühne, und war rechts vom Präsidenten mit dem Banner der Sterne und Streifen, links mit einer prachtvollen Fahne des Staates Neuyork, mit dessen Wappen gestickt und mit seidenen Fransen versehen, decorirt. Diese letztern hielt der Präsident in diesem Augenblicke mit der ausgestreckten Linken etwas zurück. Da fährt plötzlich das Auditorium durch einen Schuß erschreckt auf, aber niemand hat erst eine Ahnung, was geschehen sei, bis man den Schreckensschrei des Mrs. Lincoln vernimmt und einen Mann, auf die linke Hand gestützt, sich über die sammtne Brüstung der Loge des Präsidenten auf den Absatz vor dieser schwingen sieht und den lauten Ausruf hört: „Der Süden ist gerächt!“ Der Mörder, der sich durch die direct im Rücken des Präsidenten befindliche Thür diesem genähert und wahrscheinlich aus nächster Nähe sicher auf den Hinterkopf des Präsidenten angelegt hat, ist dann zwischen diesem und dessen Gattin hindurch an die Brüstung geeilt und hat sich über diese hinweggeschwungen; man sieht ihn von da, eine Entfernung von 12 Fuß, auf die Bühne springen; doch bei dem Sprunge hat er sich mit einem Sporn in der Fahne des Staates Neuyork verwickelt, er reißt diese von ihrer Befestigung herunter mit sich auf die Bühne herab, und kommt zum Falle auf sein rechtes Knie. Aber der in den Fransen der Flagge verfangene Sporn geht vom Fuße los und bleibt zurück, der Mörder springt auf seine Füße, man sieht ihn einen blitzenden Dolch in der Hand schwingen, er ruft theatralisch die bekannte Devise des Staates Virginia: „Sic semper tyrannis!“ aus, dann sieht man ihn mit Schauspielerschritten über die Bühne schwanken

und im Hintergrunde verschwinden. Ein an der Hinterthür des Gebäudes bereit stehendes Pferd entzieht ihn alsbald der Verfolgung. Nachdem der Ruf: „Der Präsident ist geschossen!“ sich im Theater verbreitet und, wie zu erwarten, die ungeheuerste Bestürzung und Verwirrung erzeugt hat, erscheint Miß Laura Keene, die bekannte Schauspielerin, auf der Bühne, um das Publikum um Aufrechthaltung möglichster Ruhe anzuflehen. Man glaubt, sie erscheine, um die Ergreifung des Mörders anzukündigen, es tritt augenblicklich Stille ein, leider findet man sich aber in dieser Erwartung getäuscht, und nun erhebt sich aus dem ganzen Hause ein Klagelaut, der, wie Augenzeugen versichern, an das unterdrückte Wuth- und Schmerzgeheul eines wilden Thieres erinnerte.

Das unglückliche Opfer des politischen Fanatismus war, soviel man weiß, ohne ein Zeichen des Schmerzes augenblicklich nach dem Schusse nach vorn gesunken, das Blut floß aus der Wunde, und bald bemerkte man auch, daß Gehirn aus derselben herausdrang; er wurde nach einem dem Theater gegenüberliegenden Privathause gebracht, und in der Mitte der herbeigeeilten Mitglieder seines Cabinets und einiger specieller Freunde, wie des Senators Sumner, verschied er etwa 20 Minuten nach 7 Uhr am Morgen des 15. Er kam nicht zum Bewußtsein, seine Augen schlossen sich wie zum Schlafe und eine überirdische Heiterkeit lag auf seinen Zügen, als das Leben entflohen war, noch ehe man es wahrgenommen hatte. Die Kugel wurde erst nach dem Tode aus dem Gehirn entfernt; der Leichnam, einbalsamirt, befindet sich jetzt auf dem Wege nach seiner Heimat Springfield in Illinois, wo er auf einem von der Stadt dazu angewiesenen Grunde von sechs Ackern bestattet werden soll. Der Trauerzug geht über Baltimore, Harrisburg, Philadelphia, Neuyork, Albany, Pittsburg, Fort Waynes, Chicajo.

Während in Ford's Theater vor dem Vorhange im Zuschauerraum diese Tragödie aufgeführt wurde, ereigneten sich, wie bekannt, gleichzeitig die gräßlichsten Mordscenen in dem Hause und in dem stillen Krankenzimmer des Staatssecretärs William H. Seward, der als zweites und nächstes Hauptopfer der Verschworenen ausersehen war. Das dritte sollte unzweifelhaft Generallieutenant Grant sein, und neuere Ermittelungen machen es unzweifelhaft, daß es sich um die Ermordung sämmtlicher Cabinetsmitglieder sowie des Vicepräsidenten Johnson handelte. Ueber die haarsträubenden Vorgänge in Seward's Krankenzimmer (Sie wissen, daß er an den Folgen eines unglücklichen Sprunges aus dem Wagen, dessen Pferde durchgingen, einem Oberarm- und einem Kinnladenbruche schwer krank daniederlag) hat der Soldat und Krankenwärter, Robinson, die genaueste Auskunft ertheilt. Seiner tapfern Gegenwehr gegen die wahnsinnige Wuth und die Tollhäusler-

energie des Meuchelmörders verdankt Seward sein Leben, denn nachdem die Mörder drei andere im Zimmer anwesende Männer, den Bruder und Sohn Seward's und einen Amtsboten Hanzell (Miß Fanny Seward, die auch anwesend war, entfloh nach einem vordern Fenster, um Hülfe schreiend) kampfunfähig gemacht, sich über das Bett des Kranken gestürzt und einen zum Glück fehlgehenden wüthenden Stoß gegen ihn geführt hatte, warf sich Robinson über ihn, und es gelang ihm, seine Rechte mit dem langen Dolchmesser am Handgelenke zu erfassen und festzuhalten. Wahrscheinlich durch das Ringen der beiden Männer wurde der Secretär Seward aus dem Bett herausgeworfen, und entging so, nur mit drei Schnittwunden am Halse, die keine Arterie getroffen hatten, dem sichern Tode. Denn nunmehr richtete sich der Mörder, um seinen Angreifer abzuschütteln, auf, und es begann ein Kampf zwischen den beiden, bei welchem Robinson zwar mehrere Wunden an der Schulter erhielt, durch den es ihm aber gelang, den Mörder nach der offen stehenden Thür zu drängen, mit der Absicht, ihn über das Geländer der nahen Treppe herabzuwerfen. Da in diesem Moment auch der vorher verwundete Major Seward (Bruder des Secretärs) in das Zimmer trat, so hielt es der Mörder für gerathener, sich durch einen heftigen Stoß nach dem Magen Robinson's, der diesen zu Boden warf, aus dessen Griffen zu befreien und die Treppe herab zu entfliehen, um sich auf sein unten stehendes Pferd zu werfen, das ihn von dannen trug. Die neuesten Nachrichten meldeten die Verhaftung eines gewissen Atzerodt, anstatt des früher genannten Surratt, als des Mordanfalles im Seward'schen Hause verdächtig. Die emsig betriebene amtliche Untersuchung, deren Resultate natürlich noch vollkommen geheim gehalten werden, hat so viel unzweifelhaft schon festgestellt, daß eine organisirte Verschwörung bestand, welche den Zweck hatte, sämmtliche Häupter der Regierung aus dem Wege zu schaffen, und vielleicht mit Hülfe der dadurch herbeigeführten Verwirrung in Washington weitere Pläne zu Gunsten der Rebellion ins Werk zu setzen. Wie weit die bisherigen Leiter dieser von einem solchen Complot Kenntniß hatten und mit demselben in Verbindung standen, wird vielleicht die Zukunft enthüllen, vielleicht aber auch niemals ans Licht kommen.

Von der Wendung, welche der Mordanschlag und seine Ausführung wirklich nahm, dürfen wir, ohne sanguinisch zu sein, für die Sache der Union und ihrer Zukunft das Beste erwarten. So tief die Ereignisse des 14. April zu beklagen sind, so stellt sich doch schon durch die ersten Amtshandlungen des neuen Präsidenten Andrew Johnson, der um 11 Uhr vormittags am Sterbetage Lincoln's (15. April) den Amtseid in die Hände des Oberrichters Chase leistete, durch die Reden, die er an die Delegationen aus verschiedenen Theilen des Landes, den

neuen englischen Gesandten, Sir Frederick Bruce, und das diplomatische Corps richtete, mit Bestimmtheit heraus, daß der gezwungene Tausch, den die Union in Bezug auf ihren obersten Magistrat zu machen hatte, nicht zu ihrem Nachtheile gereichen wird. Andrew Johnson, von Geburt ein Südländer (geb. in Nordcarolina), aber aus der Pariaklasse des „white trash" emporgekommen, hat durch sein treues Festhalten an der Union beim Ausbruche der Rebellion, die ihn zum Danke dafür selbst von Haus und Hof jagte, nicht nur die Lauterkeit und Unerschütterlichkeit seines Patriotismus dargethan, sondern er ist auch ein Demokrat von echtem Schrot und Korn, sein Charakter erinnert lebhaft an den eisernen Andrew Jackson, aber er unterscheidet sich von diesem, der aus der besitzenden und regierenden Kaste des Südens hervorging, durch seinen unverhohlenen Haß gegen alle Formen der Aristokratie und des Privilegiums, weshalb er denn auch schon während seiner langjährigen öffentlichen Thätigkeit im Senate der Vereinigten Staaten vor der Rebellion der Gegenstand bittern Hasses von seiten der Davis, Slidell, Mason, Toombs u. s. w. war. Er kennt die südlichen Barone, unsere Feudalherren, gründlich, und in seinen verschiedenen amtlichen Aussprachen hat er sein Programm bereits dahin kundgegeben, daß Gerechtigkeit vor der Gnade sein leitender Grundsatz sein werde, und daß er den Hochverrath für ein Verbrechen gegen die Gesammtheit der Nation, das schwerste, das es überhaupt gebe, halte, und für ein solches, welches bestraft und nicht verziehen werden müsse. Seine Ansprache an den britischen Minister zeichnet sich zugleich durch große Gewandtheit und eine fast ironische Feinheit der Andeutung über unser Verhältniß zu England aus. In seiner bei Annahme der Nomination zum Vicepräsidenten in Nashville (Tennessee) gehaltenen Rede bekannte er sich entschieden als strengen Anhänger der Monroe-Doctrin und sprach deutlich aus, daß die Zeit kommen werde, wo wir dem Kaiser Napoleon zu erklären haben würden, daß er in Mexico keine Monarchie gründen könne.

Wir haben daher, da die, welche ihn kennen, ihm einen bis zur Leidenschaft, ja bis zur Religion gehenden Patriotismus beimessen, ebenso wie einen eisernen Willen, von seiner Verwaltung nicht nur eine starke und unnachsichtliche Unionspolitik nach innen, sondern auch ein kräftigeres, der Würde und Macht der Republik entsprechenderes Auftreten nach außen zu erwarten. Zugleich wird seine Amtsführung viel zur Ausgleichung der schroffsten Gegensätze zwischen den jetzigen beiden Hauptparteien des Nordens beitragen, und sich auf ihrer Grundlage vermuthlich eine geläuterte, unionistische, echt populäre Demokratie herausbilden. Er ist unter anderm auch der eigentliche Urheber des Heimstättegesetzes, das er vor der Rebellion anregte, das aber erst seit

dieser durchging. Von Cabinetsveränderungen ist vorderhand noch nicht die Rede, doch sind solche mit Gewißheit zu erwarten.

Sie werden mir zugeben, daß die junge Riesin Amerika ihre ältliche Schwester Europa in den letzten Wochen mit „startling news" ziemlich in Athem gehalten und ihre Zeitungsschreiber mit Stoff versehen hat, für dessen Ausbeutung selbst die unendlichen Spalten des „großen Donnerers" an der Themse kaum hinreichen. Wir sind immer neu, immer überraschend, immer originell, und im Weltgeschichtemachen können sämmtliche Nationen der Erde bei uns in die Schule gehen! Und dazu alles per Dampf. Betrachten Sie nur den Monat April! Im Anfang der ersten Woche (2. April) nehmen wir die Hauptstädte der Rebellion, Petersburg und Richmond, und verjagen Jefferson Davis und die ganze conföderirte Regierung, sodaß niemand weiß, wo sie geblieben ist; am Anfang der zweiten Woche (9. April) fangen wir den berühmtesten, als unüberwindlich gepriesenen Rebellen General Robert Lee mit dem ganzen Rest seiner Armee, der ihm nicht davongelaufen (weil er nicht mehr konnte, auch zu stark hungerte) und nehmen nebenbei (wonach jetzt kein amerikanischer Hahn kräht, auch wenn es kein Shanghai wäre, sondern ein Native) die Stadt und Festung Mobile mit 300 Kanonen und 3000 Gefangenen; zu Anfang der dritten Woche bringen wir unsern Präsidenten ganz, unsern Staatssecretär halb um, mit der freundlichen Absicht, auch noch ein Dutzend andere hervorragende Männer beiseite zu schaffen! Was im Lauf der vierten Woche dieses merkwürdigen Monats noch sich ereignen wird, weiß ich nicht, denn indem ich dies schreibe, datiren wir erst den 21. Ich bin aber nach dem Bisherigen überzeugt, daß Sie sich eben nicht sehr wundern würden, wenn Ihnen die nächsten Wochen die Nachricht bringen sollten, daß wir Canada verschlungen, Mexico zu seiner eigenen Sicherheit annectirt haben, und nun im Begriff stehen, eine Flotte auszurüsten, um England zu erobern und nebenbei Preußen bei der Annectirung von Schleswig-Holstein behülflich zu sein. Dieses gesegnete Ländchen uns selbst zu annectiren, würden wir aus dem Grunde nicht wünschenswerth finden, weil wir dann Mitglied des Deutschen Bundes werden müßten, der sich bekanntlich in neuester Zeit durch eine gefährliche Hinneigung zum — Ueberstürzen bekannt gemacht hat, während wir, wie Figura zeigt, Freunde des besonnenen Fortschritts sind.

Correspondenz.

Aus Tirol.

Anfang Mai 1865.

XYZ. In einigen Tagen werden wir zu Innsbruck das Schauspiel eines großen politischen Processes haben. Im Thurme am Inn befindet sich seit fast bereits einem Jahre eine Anzahl von Welschtirolern in Untersuchungshaft, welche sich zu einem jener Garibaldiputsche verschworen hatten, welche unsere Behörden so vielfach in Besorgniß und Aufregung versetzen. Diesmal jedoch war die Nemesis schneller als die Uebelthäter; der scharfsichtige Polizeidirector zu Trient überrumpelte die Verschwörer und schickte sie ins Gefängniß, noch bevor sie ihr Unternehmen zur Ausführung bringen konnten. Ueberhaupt ist in Welschtirol die italienische Partei sehr stark; „Austriacante" gilt geradezu als Schimpfname. Wer die Vergangenheit dieser Landschaft kennt, der wird sich einiger Verwunderung über diesen Umschlag der öffentlichen Stimmung nicht wohl enthalten können; es gab eine Zeit — und sie liegt noch nicht allzu weit hinter uns — wo Welschtirol zu den treuesten und anhänglichsten Gebieten der österreichischen Monarchie zählte, ja wo es sich nicht scheute, mit Gut und Blut für dieselbe einzutreten. Freilich war das deutsche Element damals auch noch ungleich stärker in Welschtirol vertreten, als es heutzutage der Fall ist; noch zu Anfang der zwanziger Jahre, also vor beiläufig funfzig Jahren, lebten in dem Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona 52000 Menschen deutscher Zunge. Statt jedoch den deutschen Kern, der in diesen Colonien enthalten war, zu kräftigen und zu pflegen, überließ man dieselben einfach der Verwelschung, die auf diese Art immer weiter um sich griff. Besonders thätig war dabei der Klerus, für den die deutsche Sprache jederzeit einen gewissen protestantischen Beigeschmack hat, weshalb er dieselbe nach Kräften zu unterdrücken und einzuschränken bemüht ist. Wenn nun jetzt diese neuen Italiener ihrer Pflicht als Thürhüter des Reiches nur sehr wenig eingedenk sind, ja wenn sie im Gegentheil ein ganz offenkundiges Verlangen zeigen, sich an das Haus Savoyen anzuschließen, so ist das nur die ganz natürliche Folge des Verfahrens, das Oesterreich in dieser Beziehung solange beobachtet hat; jeder Schuld folgt die Buße, und so erntet auch Oesterreich in diesem drohenden Abfall der Welschtiroler nur, was es selbst gesäet hat. Zu bedauern ist dabei freilich, daß der Verlust nicht blos die habsburgische Dynastie, sondern daß er ganz Deutschland treffen wird. Wer sich über die bezüglichen Verhältnisse näher zu unterrichten wünscht, der findet gründlichen, aber freilich wenig ermuthigenden Aufschluß in einer Abhandlung von Friedrich von Attlmayr, welche sich „Die deutschen Colonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona" betitelt und in den Jahrbüchern des Museums zu Innsbruck abgedruckt steht.

Unsere Ultramontanen fahren inzwischen fort, ihr Schäfchen zu scheren und auch die Regierung wird nicht müde, sie mit einer Rücksicht und Schonung zu behandeln, die um so auffallender ist, je weniger die Ultramontanen selbst sich dadurch in ihrer regierungsfeindlichen Haltung irre-

machen lassen. Den meraner Bilderstürmern wurde die Strafe im Wege der Gnade auf die Hälfte herabgesetzt, während sie den sterzinger Gemeinderäthen, welche in einen Preßproceß verwickelt waren, ganz erlassen wurde. Die Anträge der Bischöfe auf Ausschließung der Protestanten sind noch immer nicht zurückgewiesen, sodaß also das Protestantenpatent vom 1. April, obwol es dem Buchstaben nach noch immer existirt, für Tirol in Wahrheit ohne alle Bedeutung ist. Auch ist die große Masse noch immer fest überzeugt, daß zwischen der ultramontanen Partei und der Regierung in der Stille die vollständigste Uebereinstimmung stattfindet; bei den Neuwahlen, welche kürzlich für den Gemeindeausschuß vorgenommen wurden, stimmten zahlreiche Beamte für ultramontane Candidaten, offenbar, weil sie sich dadurch nach oben hin am besten zu empfehlen hoffen. Auch dabei wieder erweckt ein Blick in die Vergangenheit eigenthümliche Gedanken. Unsere Ultramontanen betrachten Tirol als ihre eigentlichste Domäne; wollte man ihnen Glauben schenken, so müßte Tirol in Bezug auf den katholischen Glauben sich einer wahrhaften Jungfräulichkeit erfreuen. Und doch war Tirol im 16. Jahrhundert nahezu ganz protestantisch, das Lutherthum wurde erst in Strömen von Blut erstickt, und dennoch zuckte es von Zeit zu Zeit hier und dort wieder auf. Zur Geschichte jener Tage liefert der unlängst erschienene neueste Band des „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols", interessante Beiträge. Sebastian Ruf macht darin verschiedene Mittheilungen über Dr. Jakob Strauß und Urban Rhegius, welche zu Hall das Evangelium predigten; ja selbst das jetzt so bigote Oberinnthal, in das (nach Riehl's Ausdruck) die Intelligenz noch nicht vorgedrungen ist, blieb damals von dem belebenden Hauch der Reformation nicht unberührt, wie wir aus dem Aufsatz von David Schönherr über „Das Lutherthum im Kloster Stams 1524" entnehmen. Für die Charakteristik des neuesten Ultramontanismus sind ferner die Aufzeichnungen zweier Bauern aus Botzen von Interesse, welche im Jahre 1792 von ihren Standesgenossen zur Rettung der Mendicantenklöster in Tirol nach Wien an den Kaiser Franz geschickt wurden. Joseph II. hatte nämlich eine Verordnung erlassen, derzufolge die Bettelmönche keine Novizen mehr aufnehmen durften, sodaß also ihr allmähliches Aussterben zu erwarten stand. Aber gerade diese Bettelmönche genossen bei dem gemeinen Volke von Tirol, auf dessen Kosten sie lebten, von jeher einer großen Popularität, und auch jetzt hatte man keine Lust, die alten Freunde preiszugeben. Mit beredten Worten stellten daher die Abgesandten in Wien vor, wie es im Lande zugehe, und welche schwere Niederlage Religion und Sittlichkeit erleiden würden, falls die Geistlichkeit und besonders die Mendicanten wirklich immer mehr zusammenschmelzen sollten. Der Unterthan, versicherten sie, würde von keinem Obern mehr etwas wissen wollen; aus den wilden unwirthbaren Thälern würde sich alles gewaltsam in die Ebene hinausdrängen, ja diese Leute, die nichts als schwarzes Brot zur Stillung ihres Hungers hätten, und die, um nur dieses zu verdienen, sich Tag und Nacht fast zu Tode plagen müßten, würden den Wohlhabenden ihre Güter mit Gewalt rauben und allgemeine Verwüstung und Zerrüttung würde über das unglückliche Land hereinbrechen. Dem frommen Kaiser Franz leuchteten diese Gründe natürlich ein — es sind dieselben, die auch heute noch zu Gunsten der „Glaubenseinheit" geltend

gemacht werden und auch noch heute fehlt es ihnen nicht an empfänglichen Zuhörern.

Von Aloys Flir, dessen „Briefe aus Rom“ bei unserer Pfaffenpartei ein so unangenehmes Aufsehen erregten, ist neuerdings ein Band „Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien“ erschienen. Dieselben vervollständigen das Bild, das uns schon die erste Sammlung von Flir's innerm und äußerm Leben entwarf, durch eine Reihe interessanter und sinnvoller Züge; auch enthält die zweite Hälfte des Buches zahlreiche Beiträge zur Zeitgeschichte Oesterreichs, die der künftige Historiker unserer Epoche sich nicht entgehen lassen darf. Nur sehen wir leider auch daraus wieder, wie der Ultramontanismus sich bei uns immer weiter ausbreitet, wie die Kraft Oesterreichs dadurch immer mehr vergiftet und der gesammte Staat, geistig wie materiell, zu Gunsten einer Hand voll herrschsüchtiger Bischöfe immer tiefer in die Nacht der Barbarei zurückgeworfen wird. Eine Zeit lang hofften wir, daß diesem Treiben durch die sogenannte neue Aera ein Riegel würde vorgeschoben werden; nach der Haltung jedoch, die Hr. von Schmerling neuerdings einnimmt, und die nachgerade auch bei uns seine eifrigsten Anhänger verstummen gemacht hat, wagt niemand mehr, sich derartigen Illusionen hinzugeben, und so drängt sich uns immer aufs neue die bange Frage auf: „Quousque tandem?!“

Notizen.

Der literarische Nachlaß des unlängst verstorbenen Otto Ludwig, mit dessen Ordnung und theilweiser Veröffentlichung Berthold Auerbach und Gustav Freytag beschäftigt sind, hat sich Berichten aus Dresden zufolge als außerordentlich reichhaltig ergeben. Besonders groß ist die Zahl der dramatischen Arbeiten, der vollendeten sowol wie der mehr oder minder fragmentarischen. Zu den erstern gehört ein Trauerspiel „Agnes Bernauer“ vom Jahre 1843 nebst vielen Fragmenten späterer Neubearbeitung; ferner ein Drama „Die Rechte des Herzens“; „Hans Frey“, Lustspiel, „Fräulein von Scudéry“. Auch eine Anzahl von Operntexten sowie verschiedene zum Theil sehr umfangreiche Compositionen — denn Otto Ludwig war nicht blos Dichter, sondern auch Musiker —, haben sich vorgefunden; ferner zahlreiche novellistische Arbeiten nebst größern und kleinern lyrischen Dichtungen. Einen beträchtlichen Theil des Nachlasses bilden auch die „Shakspeare-Studien“, in denen der Verfasser seit 1850 in Tagebuchform den Gang und die Resultate seiner künstlerischen Selbsterziehung niedergelegt hat.

Während Meyerbeer's „Afrikanerin“ das große Ereigniß des pariser Theaterlebens ist und in der Großen Oper eine Sensation hervorgerufen hat, welche nicht blos die Folge ihres späten ein Decennium hindurch erwarteten Erscheinens, sondern durch die künstlerischen Vorzüge des Werkes begründet ist, scheint die Aufführung von Richard Wagner's „Tristan und Isolde“ in München berufen, in der deutschen Musikwelt ein

gleiches Aufsehen zu erregen. Wenigstens ist alles dazu angethan: die Epistel des Componisten, die an alle Freunde der Zukunftsmusik in ganz Deutschland erlassenen Einladungen, Hans von Bülow's Berufung an das Directionspult des münchener Orchesters, die herausfordernde Aeußerung des berliner Hofpianisten über die dreißig „Schweinehunde", welche das Theater weniger besuchen würden, wenn die ersten Sperrsitze fortfielen, endlich die Musik selbst, in welcher, nach dem Eindrucke der Generalprobe, die Zukunftsmusik gipfelt, in der gänzlichen Verzichtleistung auf jede Melodie, in der Beschränkung auf eine musikalische Commentirung des Textes, sodaß mit dieser Oper die Zukunftsmusik steht und fällt.

Zum Schlusse der Saison ist in Schwerin ein neues Lustspiel von Gustav zu Putlitz „Um die Krone" mit vielem Beifall in Scene gegangen. Mosenthal hat sich nach Paris begeben, wo an zwei verschiedenen Theatern seine Dramen: „Deborah" und „Ein Sonnenwendehof", zur Aufführung kommen. Das nach Augier's Drama „Le fils de Giboyer behandelte Lustspiel „Der Pelikan" hat am wiener Hofburgtheater einen glänzenden und nachhaltigen Erfolg davongetragen.

In Karlsruhe, wo Eduard Devrient mit den Werken jüngerer Dichter öfter die Initiative ergreift, ist ein neues Drama von Th. Mecklenburg: „Ein Verlorner", mit günstigem Erfolg in Scene gegangen. Man rühmt die Kraft des Ausdrucks und der Charakteristik, tadelt aber die Motive des Stückes als unzureichend.

Bogumil Dawison gastirt mit glänzender Anerkennung von seiten des Publikums und der Kritik in Leipzig. Sein Uriel Acosta zeigt uns den Gutzkow'schen Helden in einem gänzlich neuen Lichte und bringt viele Einzelheiten der Dichtung zu mächtiger Geltung. Auch den Rouget de Lisle in Rudolf Gottschall's einactigem dramatischen Gedicht: „Die Marseillaise", eine Rolle, die Dawison im Jahre 1849 am hamburger Thaliatheater zuerst auf die Bühne gebracht hatte, gab er jetzt am leipziger Stadttheater mit großem Erfolg.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 21. 25. Mai 1865.

Fichte's erster Aufenthalt in Königsberg.

Von

Rudolf Reicke.

Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten. — —
— — —
Und es ist vortheilhaft den Genius
Bewirthen: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Goethe's „Tasso".

I.

Gewiß gab es in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, eines Jahrhunderts, das noch heute mit Recht den Namen eines philosophischen trägt, keinen Ort, der von den Philosophen mehr genannt, und keinen Mann, der mehr von ihnen gefeiert wurde, als Königsberg und Immanuel Kant, der Philosoph von Königsberg. Während Kant's Schriften von allen, die sich überhaupt für das höhere Denken interessirten, mit Heißhunger verschlungen wurden, kamen von nah und fern, aus dem protestantischen Norden wie aus dem katholischen Süden des deutschen Vaterlandes, zahlreiche Reisende nach Königsberg, um Kant's persönliche Bekanntschaft zu machen und ihm mündlich ihre Verehrung auszudrücken.

Zu diesen Glücklichen, denen es vergönnt war, dem Vater der modernen Philosophie Auge in Auge gegenüberzustehen und sich seiner persönlichen Theilnahme zu erfreuen, gehörte auch Johann Gottlieb Fichte. Seit der hundertjährigen Jubelfeier Fichte's, die wir vor drei Jahren begingen, ist Fichte auch dem größern Publikum einigermaßen bekannt geworden; auch in den Kreisen der Ungelehrten ist wenigstens eine Ahnung aufgegangen von der Stellung, die derselbe in der Entwickelung des deutschen Geistes einnimmt, sowie von den Verdiensten, die er sich um das sittliche und wissenschaftliche Leben unserer Nation erworben hat. Anknüpfend an die Erinnerungen, welche jene Jubelfeier wach gerufen, sei es uns in Nachstehendem vergönnt, einen der merkwürdigsten und entscheidendsten Momente in Fichte's Leben etwas ausführlicher darzustellen, nämlich seinen ersten Aufenthalt in Königsberg im Jahre 1791. Derselbe war nicht nur Epoche machend für Fichte's wissenschaftliche Entwickelung, sondern auch in allgemein menschlicher Beziehung knüpft sich ein wahrhaft rührendes Interesse daran. Oder was kann rührender, was zugleich erhebender sein als der Anblick des Genius, wie er mit der niedern Sorge des Lebens kämpft und wie dann gerade im Augenblick der größten Bedrängniß geneigte Götter durch eine unerwartete Schicksalswendung ihm den Weg zur Unsterblichkeit eröffnen? Es war eine zum Theil sehr drangvolle und peinliche Zeit, welche Fichte bei diesem seinem ersten Aufenthalt in Königsberg erlebte: allein gerade diese Drangsale riefen den Genius des werdenden Philosophen wach, und wie Königsberg selbst stolz darauf sein darf, die Geburtsstätte desjenigen Werkes gewesen zu sein, durch das Fichte sich zuerst der Welt bekannt machte, so ist der Name Königsberg auch in Fichte's Leben mit unvergänglichen Lettern eingeschrieben.

Als bekannt setzen wir dabei die Biographie Fichte's von seinem Sohn Immanuel Hermann voraus. Trotz mancher Lücken und Ungenanigkeiten, welche selbst auch in der 1862 erschienenen sehr vermehrten und verbesserten zweiten Auflage (Leipzig, F. A. Brockhaus) nicht völlig beseitigt sind, gehört sie zu den besten Werken dieser Gattung, die wir überhaupt besitzen; insbesondere sollte jeder strebende Jüngling sie sich empfohlen sein lassen als die beste Anweisung zu einem männlichen und tüchtigen Leben, indem sie uns das glänzendste Vorbild eines wahrhaft freien und selbständigen Charakters vorführt.

Denn darauf beruht ja überhaupt die große sittliche Bedeutung Fichte's, daß er, vom stärksten ethischen Selbstgefühl getrieben, von früh auf ein „festes Beruhen auf sich selbst“ zu gewinnen suchte. Dieses begleitete ihn durch sein wechselvolles Leben, das selbst da, wo jenes in einem ihm schädlichen Uebermaß hervortritt, noch immer groß und ehrwürdig erscheint. Schon der siebenjährige Knabe, der sich über-

windet, sein Lieblingsbuch, den „Gehörnten Siegfried“, den ihm sein Vater zur Belohnung für seinen Fleiß geschenkt hatte, weinend in den Bach zu schleudern, sobald er merkt, daß zu große Anhänglichkeit daran ihm am fernern Fleiße und weitern Streben hinderlich sei, läßt uns ahnen, daß der Jüngling und Mann keine andere Gewalt über sich dulden werde, als eine solche, bei der er seine Selbständigkeit im Denken und im Handeln bewahren könne. Auch der Druck in der Schulpforta, dem der vierzehnjährige Knabe, über die Tyrannei der fast klösterlichen Schuleinrichtung und die ihr entgegengesetzte Heuchelei und List erbittert, entfliehen wollte, diente nur dazu, seine kräftige Natur zu üben und zu stärken. Und auf Universitäten, wo er bald ohne Unterstützung nur auf sich allein angewiesen war, lernte er gerade unter der Ungunst des herbsten Mangels, unbekümmert um das Urtheil anderer, im Verfolgen seines selbstgewählten Ziels um so schneller auf sich und die Vorsehung vertrauen. Sein Vaterland Sachsen, dem der junge Theologe sich so gern als Landgeistlicher dankbar gewidmet hätte, wies sein billiges und bescheidenes Gesuch um Unterstützung zur Vollendung seines Studiums und zur Vorbereitung für das Examen vor dem dresdener Oberconsistorium zurück, vielleicht weil man an seiner theologischen Rechtgläubigkeit zweifelte. Fichte hatte auf den Wunsch seines Vaters, eines schlichten betriebsamen Landwebers in dem Dorfe Rammenau in der Oberlausitz, sowie seines väterlichen Gönners, eines Freiherrn von Miltitz, auf den Universitäten Jena und Leipzig sich dem theologischen Studium gewidmet, jedoch ohne Befriedigung für Kopf und Herz darin zu finden. Schon auf der Schulpforta war durch die um so eifrigere, weil verbotene Lektüre der theologischen Streitschriften seines Landsmanns Lessing gegen Götze, in Fichte der Trieb nach freier Forschung und Kritik mächtig angeregt worden. Die Theologie und besonders der dogmatische Theil derselben, wie sie damals auf den Universitäten den Studirenden „tradirt“ wurde, mußte dem Redlichen, der eine bloße mechanische Vorbereitung zu einem „Frondienst in Gott“ daraus zu machen unter ihrer und seiner Würde hielt, und noch mehr dem Denker, der einen auf Einheit und consequente Durchführung eines Princips dringenden Verstand mitbrachte, bald voller Lücken und Widersprüche erscheinen, mannichfache Zweifel mußten ihn auf die Philosophie führen. Die Frage nach dem Verhältniß der menschlichen Freiheit zu der alles bestimmenden Nothwendigkeit war das Problem, das ihm am meisten zu denken gab. Nicht gewillt, auf die Lösung desselben durch antithetische Auseinanderhaltung beider Begriffe von vornherein zu verzichten, bekannte er sich anfangs zu der deterministischen Ansicht, nach der aus dem Einen und nothwendigen Urgedanken der Gottheit consequent alles

herausbestimmt wird. Hierin ward er durch das Studium der Spinozistischen Ethik noch bestärkt, wiewol sie nur seinen Verstand zu befriedigen vermochte. Sein Gemüth mußte vorläufig in der Speculation noch unbefriedigt bleiben; es hielt aber desto energischer im Handeln fest an dem unzerstörbaren Gefühl innerster Selbständigkeit und Selbstbestimmung. Mit jener deterministischen Ansicht stimmte es überein, wenn sich Fichte als einen Zögling der Vorsehung ansah. Ihren weislich angelegten Plan glaubte er zu erkennen, als ihm in der bedenklichsten Lage seines Lebens, gerade am Abend vor seinem Geburtstage, durch Christian Felix Weiße (den bekannten Dichter und pädagogischen Schriftsteller, der seit Gellert's Tode eine lange Zeit hindurch Deutschland und sogar fremde Länder mit Hofmeistern und Gouvernanten beinahe ausschließlich versorgte) eine Hauslehrerstelle in Zürich angetragen ward. Hoffnungsvoll und muthig kam der gesunde und kräftige Fußgänger am 1. Sept. 1788 in Zürich an und fühlte sich bald heimisch in einer angestrengten mannichfaltigen Beschäftigung. Mit erstaunenswerthem Eifer widmete er sich fast zwei Jahre lang vorzüglich seinem pädagogischen Berufe. Wie groß zeigt sich auch hier wieder sein fester und wahrheitsliebender Charakter, wenn er, was schwerlich Hauslehrer ihm nachthun möchten, ein Tagebuch über die Fehler der Aeltern in ihrem Betragen gegen ihre Kinder führt und jenen regelmäßig am Schlusse jeder Woche vorlegt! Nebenbei versuchte er sich in kleinern schriftstellerischen Arbeiten *), predigte mit Beifall in Zürich und der Umgegend, hatte geistigen Verkehr mit Lavater und dessen Bekannten, und ward durch ihn in das gesellige Haus des vielseitig gebildeten Rahn, eines Schwagers von Klopstock, eingeführt, zu dessen Tochter Johanna Maria ihn Verstand und Herz mehr und mehr hinzogen, und die ihm Braut und später Gattin wurde. Die Briefe, die er in ihrer Nähe und aus der Ferne an sie schrieb, gehören zu den schönsten Documenten seiner Biographie. Um Ostern 1790 verließ er Zürich, um von neuem in seinem Vaterlande nicht, wie er seiner Braut schreibt, sein Glück zu suchen, sondern um „das Eine Bedürfniß, das Eine volle Gefühl seiner selbst zu befriedigen, nämlich das, außer sich zu wirken und sich jede Art von Charakterbildung zu geben, die ihm das Schicksal nur irgend erlaube". Er will nicht blos denken, er will handeln, um des Glückes, besonders auch um seiner geliebten Braut würdeln,

---

*) So schrieb er z. B. auch eine romantische Novelle: „Das Thal der Liebenden." Vergl. jedoch Fichte's „Sämmtliche Werke", VIII, Vorrede S. XVI fg. und die Anmerkung S. 439 mit der Biographie I, 37 fg. (Neue Ausgabe S. 31 fg.). Nach jener ist diese Novelle 1786 oder 1787 in Zürich geschrieben, nach dieser aber kam Fichte erst 1788 nach Zürich.

dig zu werden. Der unternehmende Jüngling hat auch in Leipzig wieder mancherlei Projecte; aber sie schlagen fehl, wie in Zürich. Unter anderm faßt er wieder mit ganzem Geist den Plan auf, Prediger zu werden, und nimmt, um sich recht tüchtig zu diesem Berufe zu machen, bei Magister Schocher, einem sonderbar verstimmten Kopfe, der damals durch seine Sprachberichtigungen ein vorübergehendes Aufsehen machte, declamatorische Privatissima. Aber bald überzeugt er sich, daß man ihn für die Kanzel fürchte. Er hat wieder wie vor zwei Jahren fast alles verloren, nur den Muth nicht. Da wirft er sich „über Hals und Kopf", wie er schreibt, in die Kant'sche Philosophie, die er einem Studenten in Privatstunden erklären sollte. Die Veranlassung scheint ein bloßes Ohngefähr; aber er spürt sichtbar, daß Kopf und Herz dabei gewinnen, und er dankt der Vorsehung dafür, die jetzt für immer über seine Bestimmung zu entscheiden schien. Der unbestimmte Drang, nach außen zu wirken, weicht dem bestimmten klaren Bewußtsein über sich selbst und dem Wirken nach innen; er entzieht der Einbildungskraft den frühern zu großen Spielraum und gewinnt Ruhe im abstracten Denken. Vor allem erkennt er seine frühere deterministische Freiheitstheorie als eine irrige, weil aus einem falschen Princip geschlossen, und als eine traurige, weil sie dem innern Menschen keinen Trost gewähre und durchaus kein praktisches Moment enthalte. Er vertauscht sie gegen eine edlere Moral, wonach er überzeugt ist, daß der menschliche Wille frei und daß nicht Glückseligkeit, sondern nur Glückswürdigkeit der Zweck unsers Daseins sei. Hatte er früher nur danach gestrebt, in Betreff übersinnlicher Dinge allein den Verstand selbständig zu gebrauchen und durch richtiges aus Einem (theoretischen) Princip gefolgertes Raisonnement sein deterministisches System gegen alle Einwendungen zu stützen, ohne in der praktischen Anwendung desselben zugleich für sein Herz Befriedigung zu finden, so gewinnt er jetzt durch das Studium der Kant'schen Philosophie die Einsicht, daß gerade umgekehrt die Freiheit des menschlichen Willens, der sein Charakter halb unbewußt sich stets zugeneigt hatte, das absolute Princip sei. Die Selbstbestimmung des Ich ist der Eine Begriff, welcher Fichte solange er ihn noch als Moralprincip allein erfaßte, als Ausleger und Schüler Kant's erscheinen, als er ihn aber auch zum Mittelpunkt aller theoretischen Philosophie erhob, ihn über Kant hinausgehen läßt. Ueber die Veränderung, die in Fichte durch das Studium der Kant'schen Schriften bewirkt wurde, geben seine Bekenntnisse in den Briefen an seine Braut und an seine Freunde Achelis und Weißhuhn den besten Aufschluß. Eins derselben führen wir hier an, weil es bereits die sittlich-religiöse Ansicht enthält, die Fichte in spätern Schriften entwickelt hat. Er schreibt aus Leipzig den 6. Dec. 1790 an seine Braut: „Ueberhaupt denke ich jetzt über geistige

Dinge um vieles anders als sonst. Ich habe die Schwachheit meines Verstandes in Dingen der Art nur seit kurzem so gut kennen gelernt, daß ich ihm hierüber nicht gern mehr trauen mag, er mag sie bejahen oder verneinen. Ich habe seit meinem Aufenthalt in Leipzig wieder wunderbare Spuren der Vorsehung erfahren! — Unser Verstand ist so eben hinlänglich für die Geschäfte, die wir auf der Erde zu betreiben haben; mit der Geisterwelt kommen wir nur durch unser Gewissen in Verbindung. Zu einer Wohnung der Gottheit ist er zu enge: für diese ist nur unser Herz ein würdiges Haus. Das sicherste Mittel, sich von einem Leben nach dem Tode zu überzeugen, ist das, sein gegenwärtiges so zu führen, daß man es wünschen darf. Wer es fühlt, daß, wenn ein Gott ist, er gnädig auf ihn herabschauen müßte, den rühren keine Gründe gegen sein Dasein, und er bedarf keiner dafür. Wer so viel für die Tugend aufgeopfert hat, daß er Entschädigungen in einem künftigen Leben zu erwarten hat, der beweist sich nicht und glaubt nicht die Existenz eines solchen Lebens; er fühlt sie. Vereint, holde Gesellin, für diese Spanne Leben und für die Ewigkeiten, wollen wir uns in dieser Ueberzeugung nicht durch Gründe, sondern durch Handlungen bestärken."

Fichte weiß nun, was er soll, und er wird können, was er will. Verstand und Herz, Erkennen und Handeln sind jetzt in Einklang und bestimmen sein äußeres wie sein inneres Leben. Er strebte immer nach dem Ruhm eines Schriftstellers; aber „was er von nun an schreiben wird, wird wenigstens in mehrern Jahren über die Kant'sche Philosophie sein". Da sie „über alle Vorstellung schwer ist, und es wohl bedarf, leichter gemacht zu werden", so glaubt er, sich ein Verdienst um sie zu erwerben, wenn er sie, besonders durch anschauliche Darstellung ihrer Consequenzen für die Moral, bekannter mache. Wir sehen, Fichte erfaßte die Kant'sche Philosophie auch gerade an ihrer interessantesten, verständlichsten und populärsten, der moralischen Seite. Auf diese hatte schon bald nach dem Erscheinen der Vernunftkritik der königsberger Hofprediger Joh. Schultz am Schlusse seiner Erläuterungen der Vernunftkritik 1784 hingewiesen, und vorzüglich hatte auch Reinhold in Jena sich getrieben gefühlt, „das Evangelium der reinen Vernunft", das ihn gerade wegen seiner Resultate zur Begründung der Religion und Moral so sehr beglückte, in den „Briefen über die Kant'sche Philosophie" mit warmer Begeisterung den Deutschen ans Herz zu legen und sie zum Studium ihrer Principien einzuladen. Fichte hatte alle drei Kritiken Kant's vor sich, und indem er sich vom September 1790 bis Anfang des Jahres 1791 der schwierigen Aufgabe unterzog, einen erklärenden Auszug aus Kant's „Kritik der Urtheilskraft" zu schreiben, fühlt er die Nothwendigkeit, in der Einleitung eine zusammenhängende

Darstellung der in den drei Kritiken nur abgesondert als reiner Verstand, Urtheilskraft und praktische Vernunft betrachteten Stufen der Transscendentalphilosophie von einem gemeinsamen Punkte aus zu geben. Fichte gedachte infolge dieser Schrift als philosophischer Schriftsteller von einigem Namen im Frühjahr 1791 nach Zürich zurückzugehen und sich mit der „Vertrauten seiner ernsthaftesten Gedanken und sittlichen Bestrebungen“ zu verbinden. Aber noch sollte dies Glück ihm nicht werden. Sein armes Werkchen, schreibt er am 1. März 1791 seiner Braut, hat bisjetzt in der Wäsche gelegen und ist nun in den Klauen der raubgierigen Buchhändler. Er kann nicht einig mit ihnen werden, da sie ihm eine zu geringe Entschädigung seiner Mühe anbieten. Es blieb unvollendet und ungedruckt, weil die unerwartete Wendung in den Vermögensumständen seiner Lieben in Zürich ihn von neuem in eine ungewisse äußere Lage versetzte, und weil ihm ein anderer, Peuker, mit einer ähnlichen Darstellung der Kritik zuvorgekommen war. Dasselbe Los hatte schon vorher ein anderes kürzeres, gleichfalls im Jahre 1790 geschriebenes Fragment: „Aphorismen über Religion und Duismus“ getroffen. Es enthält Fichte's Abschluß mit dem Determinismus, Rechenschaftsbericht über denselben und Anschluß an den Kriticismus; denn gerade da, wo das Fragment mit einer zwiespältigen Frage abbricht, kam ihm die kritische Philosophie beschwichtigend entgegen, die „durch speculative Einschränkung der reinen Vernunft und praktische Erweiterung derselben die beiden Vermögen der Vernunft, mit Sicherheit zu erkennen, und sittlich gut zu handeln, allererst in dasjenige Verhältniß der Gleichheit bringt, worin Vernunft überhaupt zweckmäßig gebraucht werden kann“.

So versuchte Fichte sich denn von neuem in des Lebens Wechsel. Als Hauslehrer nach Warschau empfohlen, reiste er, im Frühjahr 1791, meistens zu Fuß, durch Sachsen, die Lausitz, Schlesien nach Polen. In Rammenau sah er seine Geschwister und seinen „guten, braven, herzlichen“ Vater wieder, dessen Anblick, Ton und sicheres Urtheil ihm stets so wohl thut, daß er in seinem Tagebuche, das er in Königsberg auch über diese Reise in lakonischer Kürze niederschrieb, ausruft: „Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehrlichen, rechtschaffenen Mann, und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen.“ Am 7. Juni kam er in Warschau an, wo er in einem gräflichen Hause den einzigen verzogenen Sohn erziehen und später auf die Akademie und auf Reisen begleiten sollte. Da man sich aber gegenseitig nicht gefiel, da besonders Fichte wegen seiner fehlerhaften Aussprache des Französischen und wegen seines wenig muntern und noch weniger unterwürfigen und geschmeidigen Wesens bei der gnädigen Frau, die er als eine Dame der großen Welt in ihrem Verhältniß zu ihrem sehr ge-

horsamen Gemahl mit sarkastischer Laune schildert, keinen Beifall gewinnen konnte, so mußte er seine Stellung bald wieder aufgeben. Fichte, für ein paar Monate durch eine mühsam erstrittene Entschädigungssumme gesichert, faßt „nun den für sein späteres Glück so entscheidenden Entschluß, nach Königsberg zu reisen, um Kant's persönliche Bekanntschaft zu machen". Zwei Tage vor seiner Abreise, dem Frohnleichnamstage, den 23. Juni, predigt er noch in der evangelischen Kirche „nicht mit seinem höchsten Feuer, aber zum Beifall aller Klugen" über die Absicht Jesu bei seiner letzten Mahlzeit mit seinen Jüngern und über den eigentlichen Sinn der evangelischen Abendmahlslehre. Nach einer sechstägigen Fahrt mit einem königsberger Fuhrmann trifft er am 1. Juli daselbst ein, besucht Montags den 4. Kant, ohne sonderlich aufgenommen zu werden, hospitirt bei ihm, findet jedoch seinen Vortrag schläfrig und sich in seinen Erwartungen nicht befriedigt. Gleichwol fühlt er eine leidenschaftliche Verehrung für den Weisen von Königsberg, aber er will sie erst durch inhaltsvolle That bezeugen; er wünscht eine ernstlichere Bekanntschaft mit Kant, aber er will erst ihrer würdig sein. So faßte er den kühnen Gedanken, eine Kritik aller Offenbarung zu schreiben. Ungefähr den 13. (Juli), berichtet sein Tagebuch, fängt er damit an und arbeitet ununterbrochen fort. Am 18. August überschickt er endlich*) die Arbeit als einen Introductionsschein an Kant mit einem Begleitschreiben, worin er sich so ausläßt:

*) Erdmann, „Entwickelung der deutschen Speculation seit Kant", I, 512 und Michelet, „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel", I, 433, scheinen in dem obenerwähnten Tagebuch Fichte's an der Stelle: „Ich fing ungefähr den 13. damit an und arbeitete seitdem ununterbrochen fort", zu dem Datum des 13. den Monat August hinzuzudenken. Das geht aber weder aus dem kurz Vorhergehenden, wo Fichte den Monat Juli nur einmal, den ersten, angibt, und dann, ohne Nennung des Monats, weiter zählt, noch aus dem gleich darauf Folgenden hervor, wo es heißt: „Am 18. August überschickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant." Er zählt dann wieder weiter ohne Nennung des Monats bis zum 1. Sept. Erdmann gibt nämlich 5 Tage und Michelet 8 Tage an, innerhalb welcher Fichte seine Kritik geschrieben haben soll. Noch bei vielen andern begegnen wir diesem Irrthum, so bei Lewes, dem bekannten Biographen Goethe's, der einfach aus Michelet abschreibt („Biographical history of Philosophy", 1853, IV, 147), und erst kürzlich noch bei Rud. Haym in seiner „Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte" und bei Adolf Stahr, der in seinem übrigens sehr flüchtig geschriebenen „Fichte der Held unter den deutschen Denkern" gar nur 4 Tage angibt, ohne zu bedenken, daß es schon physisch unmöglich ist, in 4 Tagen ein Buch von 11 Druckbogen zu schreiben. Setzen wir der Wahrheit gemäß statt der 5 Tage ebenso viele Wochen, so wird dadurch das Verdienst des Verfassers nicht im mindesten verkleinert, vielmehr noch erhöht, indem er, der übrigens in der Schriftstellerei noch etwas ängstlich und immer nur halb mit sich zufrieden war, nicht mit einem flüchtig und roh geschriebenen Werke sich bei Kant einführen wollte.

„Ich kam nach Königsberg, um den Mann, den ganz Europa verehrt, den aber in ganz Europa wenig Menschen so lieben wie ich, näher kennen zu lernen. Ich stellte mich Ihnen dar. Erst später bedachte ich, daß es Vermessenheit sei, auf die Bekanntschaft eines solchen Mannes Anspruch zu machen, ohne die geringste Befugniß dazu aufzuweisen zu haben. Ich hätte Empfehlungsschreiben haben können. Ich mag nur diejenigen, die ich mir selbst mache. Hier ist das meinige." Aber bescheiden setzt er unter anderm hinzu: „Kann es mir verziehen werden, daß ich sie (die Arbeit) Ihnen übergebe, da sie nach meinem eigenen Bewußtsein schlecht ist?" Er bittet Kant um sein Urtheil darüber und zu entscheiden, ob er jemals etwas Besseres werde liefern können. Den 23. August ging er hin, um es zu hören. Kant empfing ihn mit ausgezeichneter Güte. Er hatte nur einen kleinen Theil gelesen, den gut gefunden und davon auf das Ganze geschlossen. Zu einem nähern wissenschaftlichen Gespräch kam es nicht; wegen seiner philosophischen Zweifel verwies er ihn an seine „Kritik der reinen Vernunft" und an den Hofprediger Schultz, den Fichte sofort aufzusuchen beschloß. Am 26. August speiste er bei Kant in Gesellschaft des Pfarrers Sommer und fand einen sehr angenehmen geistreichen Mann an Kant; erst jetzt erkannte er Züge in ihm, die des großen in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind. Den 27. August endigt Fichte das Tagebuch, nachdem er vorher schon die Excerpte aus den Kant'schen Vorlesungen über Anthropologie, welche ihm Hr. von Schön geliehen, beendigt hatte, und beschließt, „zugleich jenes hinfüro ordentlich alle Abende vor Schlafengehen fortzusetzen und alles Interessante, was ihm begegnet, besonders aber Charakterzüge und Bemerkungen einzutragen.

Der ebenerwähnte Hr. von Schön ist kein anderer als der nachmalige Oberpräsident von Schön*), der damals seine Universitätsjahre beendigte. Seit seinem Tode im Juli 1856 lebt wol keiner mehr in Königsberg, der von Fichte's erstem Aufenthalt daselbst aus eigener Erfahrung etwas zu berichten wüßte. Nach den mündlichen Mittheilungen verschiedener würdiger Männer, mit denen der bis in sein hohes Alter geistesfrische und arbeitsame Staatsmann geistigen Umgang hatte, pflegte Schön oft und gern sich seines Verhältnisses zu Fichte zu erinnern. Der junge in seinem dreißigsten Lebensjahr stehende Mann, der an sich gearbeitet hatte mit seiner ganzen frischen Kraft, und wie ein Cato Freiheit und Tugend als sein permanentes Lebensprincip in sich fühlte, der für Kant und seine Idealphilosophie begeistert war, ein solcher

*) S. „Fichte's Leben", 2. Auflage, S. 129, wo der Name Schön's vollständig mitgetheilt ist.

Mann mußte wol dem wackern für dieselben Ideen lebenden Jünglinge imponiren. Sie lernten sich in einem Gasthause auf dem Roßgarten, wo Fichte und Schön zu Mittag aßen, kennen und schlossen sich näher aneinander an. Für ihre Freundschaft sprechen auch die Verse, die Fichte von Krockow aus den 15. Februar 1792 in Schön's Stammbuch schrieb:

Die Unsterblichkeit in Freundes Brust
ist es, die mein Ehrgeiz sich erkoren;
gehe doch mein Name sonst verloren
und die Nachwelt wisse nichts von mir.

Hoffentlich werden wir, wenn einst der mysteriöse Schleier von Schön's hinterlassenen Memoiren gehoben ist und wir entweder diese selbst oder doch eine ausführliche Biographie von ihm auf Grund derselben bekommen, auch über dieses Verhältniß zu Fichte nähern Aufschluß erhalten. Besonders dürfte der Briefwechsel beider Männer, der auch die damaligen königsberger Persönlichkeiten und Verhältnisse besprechen soll, einen interessanten Beitrag zu beider Freunde Biographien geben. Was ich von mündlichen Mittheilungen Schön's über Fichte während seines ersten Aufenthalts in Königsberg durch die Männer, denen er sie gemacht, habe erfahren können, stimmt zum großen Theil mit der kurzen Notiz überein, die wir im sechsten Bande der „Neuen Preußischen Provinzial-Blätter" vom Jahre 1848 unter der Aufschrift „Kantiana" lesen.

Seine Wohnung hatte Fichte ganz in der Nähe des verehrten königsberger Weisen am Danziger Keller. Das Haus existirt jetzt nicht mehr, indem es mit einigen andern abgebrochen wurde, um die schmale abschüssige Straße zu verbreitern. In dem Gasthause auf dem Roßgarten, in dem Fichte aß, fiel der fremde Gast von kleiner, untersetzter, aber kräftiger Gestalt, der sich in seiner sächsischen Kleidung mit einem gewissen feinen, fast militärischen Anstand benahm und in seinem ganzen Wesen etwas scharf Bestimmtes und kühn Herausforderndes hatte, wie denn unerschütterliche Festigkeit und zähe Beharrlichkeit die Hauptzüge seines Charakters bildeten, den übrigen Gästen, meistens Offizieren, auf; sie machten ihre Bemerkungen über ihn und riethen untereinander, was er wol seinem Stande nach sein konnte, bis man sich dahin vereinigte, ihn für einen Gelehrten zu erklären, was sich auch bald genug bestätigen sollte. Die Gäste disputirten einst über die Unsterblichkeit, und ein Hauptmann, der sich besonders durch seine freigeistige Bildung hervorthat, sprach manche kühne Behauptungen aus, denen der Candidat der Theologie schweigend, aber mit sichtbarer Theilnahme zuhörte. Als jener aber seinen Gegnern Kant's Autorität für seine Zweifel anführte und meinte, daß der berühmte Professor nur einen Wahrscheinlichkeits-

beweis für die Unsterblichkeit habe aufstellen können, rief Fichte ihm barsch entgegen: „Sie haben Kant nicht gelesen", und damit fühlte er sich gedrungen, so gut als es in einem Gasthause möglich war auszuführen, wie Kant's moralischer Beweis in der That unumstößlich sei. Auf Schön's Mittheilung beruht auch die Nachricht, daß Fichte seinen kritischen Versuch über die Offenbarung Kant mit den zwei Worten: „Dem Philosophen!" dedicirte, die dieser jedoch mit liebenswürdiger Bescheidenheit ausstrich.

Doch wir kehren wieder zu Fichte's eigenen Mittheilungen in seinem Tagebuche zurück. Er hatte kaum sein Manuscript wieder zurückerhalten, als er sogleich daran ging, es zu revidiren, wobei er auf recht gute tiefe Gedanken kam, die ihn aber leider überzeugten, daß die erste Bearbeitung von Grund aus oberflächlich sei. Doch wollte es mit der Umarbeitung nicht recht vorwärts. Den 28. (August) abends schreibt er, er sei von seiner Phantasie so fortgerissen, daß er den ganzen Tag nichts habe thun können. Dies war bei seiner damaligen Lage leider kein Wunder, denn schon hatte er berechnet, daß er nur noch 14 Tage in Königsberg subsistiren könne. „Freilich", heißt es, „bin ich schon in solchen Verlegenheiten gewesen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderm Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entschluß, kann keinen fassen. — Dem Pastor Borowski, zu welchem mich Kant gehen hieß, werde ich mich nicht entdecken; soll ich mich ja entdecken, so geschieht es an niemand als an Kant selbst."

Am 29. ging Fichte nun wirklich zu Borowski, der damals Pfarrer an der Neuroßgärtschen Kirche war, und fand an ihm einen „recht guten, ehrlichen Mann". Dieser schlug ihm eine Condition vor, die aber weder völlig gewiß, noch ihm besonders erfreulich war. Zugleich nöthigte er ihm durch seine Offenheit das Geständniß ab, daß er pressirt sei, eine Versorgung zu wünschen. Borowski rieth ihm, zu Professor W. (wahrscheinlich Wald) zu gehen. Arbeiten hatte er wieder nicht können. Am 30. ging er in der That zu W., der ihm von Hauslehrerstellen im Kurländischen sprach, die er aber nur in höchster Noth anzunehmen gedachte. Von hier ging Fichte zum Hofprediger Schultz.*) Hier empfing ihn anfangs dessen Gattin.**)

---

*) Er bewohnte den rechten Flügel der zur Schloßkirche gehörigen Predigerwohnung, des sogenannten Bischofssitzes, links wohnte der Hofprediger Johann Ernst Schultz.

**) Die Hofprediger Schultz, eine Tochter des berühmten, 1776 gestorbenen Professors der Medicin Christoph Gottl. Büttner, gehörte zu jenen liebenswürdigen und gebildeten Frauen, die den geistreichen Umgang mit Männern dem mit ihrem Geschlecht vorziehen. In ihrem gastlichen Hause verlebte man heitere genußreiche Stunden. Sie starb am 11. October 1795 an einem schmerzhaften Entzündungsfieber, das sie sich infolge einer Verwundung an einem Finger durch Einreißen eines Cactusstachels

„Auch er erschien", schreibt Fichte in seinem Tagebuch, „aber in mathematische Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kant's desto freundlicher. Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit selbst aus seinen Zügen hervor." Hier lernte Fichte unter andern jungen Männern auch den „Nürnberger Jean Jacques", wie ihn Baggesen in einem Briefe an Reinhold treffend bezeichnet, Joh. Benjamin Erhard, kennen; er nennt ihn einen guten trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntniß. Dieser durch seine von Varnhagen 1830 herausgegebenen Denkwürdigkeiten allgemein bekannte Philosoph und Arzt war im August desselben Jahres von Kopenhagen aus zur See über Memel nach Königsberg gekommen, um in Kant's Umgange selige Tage zu leben; auch ward er seinem geistigen Vater so lieb, daß dieser ihn von allen, die ihn je besuchten, zu seinem täglichen Gesellschafter wünschte.

Am 1. Sept. beschloß nun Fichte, da ihn in Königsberg die Ungewißheit seiner Lage hindert, mit freiem Geiste zu arbeiten und des bildenden Umgangs seiner Freunde zu genießen, in sein Vaterland zurückzukehren. Es mangelt ihm aber an Reisegeld; er rechnet auf Kant, daß es ihm durch seine Vermittelung verschafft werden könnte. Aber indem er zu ihm gehen und ihm seinen Vorschlag machen will, entfällt ihm der Muth. Er beschließt daher zu schreiben. Abends wird er noch zu Hofpredigers gebeten und verlebt da einen sehr angenehmen Abend. Am 2. Sept. vollendet und schickt er den Brief an Kant ab, worin er ihn mit treuen und schlichten Worten seinen Charakter und sein Leben bis zu der gegenwärtigen Verlegenheit schildert, die ihn veranlaßt, ihn um ein Darlehn anzugehen. Höchst interessant sind in diesem Briefe die Fichte so herrlich charakterisirenden Reflexionen über Verpfändung und Einlösung der Ehre. Kant war außer Stande, ihm das Geld vorzuschießen. Fichte's Lage war eine schlimme. Hören wir sein eigenes Geständniß in seinem Tagebuche, das wir von Anfang bis zu Ende nicht ohne Rührung lesen können. Wie er hier, unähnlich denen, die sich gern über ihr Unglück beklagen, oder über ihr Glück jubeln, nicht viel Worte macht, so ist er auch in seinem spätern Leben,

---

zugezogen hatte, fünf Wochen nach diesem unbedeutend erscheinenden Vorfalle. In ihrem Nekrolog im Novemberheft 1795 des von der königsberger Deutschen Gesellschaft herausgegebenen „Preußischen Archiv" heißt es von ihr: „Ihr Herz war sanft und fühlbar und überaus theilnehmend an den Schicksalen anderer Menschen. Sie hatte in den letzten Jahren der Leiden sehr viele, die sie aber mit christlicher Fassung trug." Sie hinterließ ihrem Gatten eine einzige lebende Tochter, deren Fichte bei seinem zweiten Aufenthalt in Königsberg ein paarmal gedenkt.

das freilich wenig mehr als ein unaufhörlicher energischer Kampf war, in Freud und Leid stets derselbe.

„Am 3. September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Offenheit, sagte aber, er habe sich über meinen Vorschlag noch nicht resolvirt, jetzt bis in vierzehn Tagen sei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Uebrigens machte er Schwierigkeiten über meine desseins, welche verriethen, daß er unsere Lage in Sachsen nicht genug kennt. — — Alle diese Tage habe ich nichts gemacht; ich will aber wieder arbeiten und das übrige schlechthin Gott überlassen. — Am 6. Ich war zu Kant gebeten, der mir vorschlug, mein Manuscript über Kritik aller Offenbarung durch Vermittelung des Hrn. Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es sei gut geschrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung sprach. — Ist dies wahr? Und doch sagte es Kant! — Uebrigens schlug er mir meine erste Bitte ab. — Am 10. war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unserer Affaire; M. Gensichen war zugegen, und nur allgemeine, zum Theil sehr interessante Gespräche; auch ist Kant ganz unverändert gegen mich derselbe. — — Am 13. wollte ich arbeiten, und thue nichts. Mein Mismuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt!" Dies sind die letzten Worte seines Tagebuchs. Was nun das Manuscript betrifft, so erfahren wir aus Borowski's „Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kant's", wo freilich viel Unrichtiges mitgetheilt wird, wie sich Kant unsers Gastes annahm. Wir citiren aus Seite 132 und 133 folgende Stelle: „Desselben Tages*) in der Abendstunde begegnet mir Kant auf einem Spaziergange. Das erste Wort an mich war: «Sie müssen mir helfen, recht geschwind helfen, um einem jungen brotlosen Mann Namen und auch Geld zu schaffen. Ihr Schwager (der Buchhändler Hartung) muß disponirt werden; wirken Sie auf ihn, wenn Sie die Handschrift, die ich noch heute zuschicke, durchgelesen, daß er sie verlege u. s.» — Ich nahm das alles gern auf mich und ganz ungewöhnlich erfreut sah ich ihn, da alle seine und Fichte's Wünsche — und noch dazu weit über beider Erwartung erfüllt wurden. Da liegt eben das Billet mir zur Seite, das Kant mir gleich darauf zuschickte, und das, wenn ich es hier abdrucken ließe, einem jeden das warmthätige Herz unsers Kant

*) Als Fichte nämlich, wie Borowski erzählt, des Morgens die Handschrift der Offenbarungskritik an Kant gebracht, sich dessen Censur und, wenn er das Geschriebene des Drucks würdig hielte, seine Mitwirkung erbeten hatte, um hier, wo er unbekannt war, einen Verleger zu erhalten, worauf Kant ihm versprochen, gern zu thun, was möglich wäre.

fürs Wohl junger Leute, die irgendetwas von sich hoffen ließen, zeigen würde. Fichte wird sich des alles gewiß noch mit dankbarer Empfindung erinnern." — So schnell und erwünscht, wie Borowski hier angibt, ging es nun freilich mit der Autorschaft Fichte's nicht, wie wir sehen werden. Da Hartung abwesend und ein anderer königsberger Buchhändler (Nicolovius?) vergebens um die Verlagsübernahme angegangen war, stieg Fichte's Verlegenheit immer mehr. Seine Freunde und Gönner eröffneten ihm zwar manche andere Aussichten, unter denen vielleicht die auf eine akademische Laufbahn neben Kant's Lehrstuhl seinen Wünschen am meisten entsprochen haben dürfte; aber sie waren ungewiß und zu weit aussehend, und so schien jede Hülfe ihm abgeschnitten.

Da in dieser höchsten Noth trug der Hofprediger Schultz ihm eine Hauslehrerstelle bei dem Obristen Grafen von Krockow auf Krockow bei Danzig an, die er um so eher annahm, als sie ihm mit Rücksicht auf Kant's Empfehlung unter den ehrenvollsten Bedingungen angeboten ward. Wir erfahren nicht, wann dieser Wendepunkt für Fichte eintrat, und wann er nach Krokow abging. Im October 1791 war er noch in Königsberg mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Denn wir finden unter seiner Abhandlung: „Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. Ein Raisonnement und eine Parabel", die freilich erst im Maiheft der „Berliner Monatsschrift" (Bd. XXI. S. 443—483) erschien, das Datum „Königsberg im October 1791". Die Abhandlung, besonders aber die angehängte Parabel, ist mit so viel Laune geschrieben, daß wir wol annehmen dürfen, sie sei unter dem günstigen Einfluß jener Veränderung verfaßt. Warum sie so spät gedruckt wurde, erfahren wir nicht. Der Redacteur jener Zeitschrift, Biester, bemerkt nur, „daß dies dem Leser sehr gleichgültig sei. Nur schien die Anzeige des Datums nöthig, damit dem Verfasser kein Vorwurf daraus gemacht werde, daß er auf neuere Schriften über diesen Gegenstand nicht Rücksicht genommen habe."

Die hier behandelte Frage, über die jetzt wol kein Zweifel mehr obwaltet, gehörte damals zu den brennenden. Früher schon, besonders aber seitdem Männer wie Pütter, Lichtenberg, Feder, Sonnenfels, Kant u. a. ihr Urtheil gesprochen hatten und endlich beim frankfurter Wahlconvent dieser Raub an Autor, Verleger und Publikum, gegen den die damals sehr gewöhnlichen Subscriptionen und Pränumerationen einigermaßen sicherstellen sollten, als ein der reichsoberhauptlichen Abhülfe höchst bedürftiger Gegenstand auf die kaiserliche Wahlcapitulation gebracht worden war, wurde diese Frage in zahllosen, besonders anonym und pseudonym erschienenen Broschüren und Zeitschriften pro und contra erörtert. Das damals herrschende Nützlichkeitsprincip leistete dem saubern Geschäfte der Nachdrucker oder der „Schleichdrucker", wie Lichten-

berg die Göbharde seiner Zeit nannte, die besonders im südlichen Deutschland ihre gierigen Hände nach priveligirten und unprivilegirten Büchern ausstreckten, vielfachen Vorschub (wurden doch sogar durch kaiserliches Rescript die Nachdrucke auswärtiger Broschüren in den k. k. Erblanden von dem Stempel befreit), und es ist auffallend, daß selbst scharfsinnige und sonst edel denkende Männer, wie der hamburger Arzt Joh. Alb. Heinr. Reimarus, Sohn des berühmten wolfenbüttler Fragmentisten Herm. Samuel Reimarus, aus Vorliebe für die Gemeinnützigkeit mehr Gründe für als gegen die Zulässigkeit eines Verfahrens aufzuzählen sich bemühen, das an sich unbillig und niederträchtig ist und erst jesuitisch geheiligt werden muß durch den Zweck allgemeiner Verbreitung der Aufklärung und das gleichsam Humanität durch Barbarei befördern will. Durch solche utilistische Rücksichten wurde die an sich einfache Materie verwickelt und die meisten, die für oder gegen sie schrieben, glaubten sie erst durch Gleichnisse ins gehörige Licht setzen zu müssen.

Auch Fichte vergaß über seinen religions-philosophischen Speculationen nicht diese Tagesfrage. Er eröffnet mit sittlichem Ernst die Fehde gegen Reimarus' Abhandlung in dem Aprilheft 1791 des von Professor von Eggers in Kopenhagen redigirten „Deutschen Magazin": „Der Bücherverlag in Betrachtung der Schriftsteller, der Verleger und des Publikums nochmals erwogen" (früher schon in einer Monographie, Hamburg 1773) und beweist gegen ihn „das fortdauernde Eigenthumsrecht des Verfassers an sein Buch als ein Ding, dessen Zueignung durch einen andern physisch unmöglich ist". „Das Körperliche des Buchs, das bedruckte Papier wird durch den Kauf Eigenthum des Käufers. Auch von dem Geistigen des Buchs kann der Inhalt Gedankeneigenthum anderer werden. Was aber schlechterdings nie jemand sich zueignen kann, weil dies physisch unmöglich bleibt, ist die Form dieser Gedanken, die Ideenverbindung, in der, und die Zeichen, mit denen sie vorgetragen werden." Sie bleibt daher immer ausschließendes Eigenthum des Verfassers und es handelt darum auch der Plagiar, der wörtlich ausschreibt, ohne den eigentlichen Verfasser zu nennen, unmoralisch. Was nun den Verleger betrifft, so „bekommt er durch den Contract mit dem Verfasser kein Eigenthum, sondern nur unter gewissen Bedingungen das Recht eines gewissen Nießbrauchs des Eigenthums des Verfassers, d. i. seiner Gedanken in ihre bestimmte Form eingekleidet". Fichte erweist alle im Verhältniß des Autors zum Verleger und Publikum vorkommenden Begriffe und Grundsätze a priori und erprobt sie a posteriori. Darauf geht er zum Nachdrucker über, und hier besonders tritt sein Scharfsinn, noch mehr aber sein Rechts- und Moralitätsgefühl hervor, womit er sich gegen ein System erhebt und es in

Trümmer schlägt, in welchem nichts unrecht ist als das, was schadet. Es thut dem Verfasser wohl, sich mit Kant auf Einem Wege zu finden, ohne von seinem Gange etwas gewußt zu haben; denn erst, nachdem er diesen Aufsatz völlig geschlossen, las er Kant's Abhandlung in der „Berliner Monatsschrift“ Mai 1785 über die Unrechtmäßigkeit der Büchernachdrucke. Die angehängte Parabel von einem Marktschreier, der ein heilsames Arcanum seinem Erfinder entwendet, nachmacht, unter die Leute bringt und dann vor dem Richterstuhl des Khalifen Harun-al-raschid geführt wird, parodirt mit Laune das Nützlichkeitsprincip und schließt mit den Worten: „Der Khalif ließ den nützlichen Mann aufhängen.“

Ceylon und die Singhalesen.

Von

Julius Althaus.

IV.

Es bleibt uns noch übrig, die Geschichte Ceylons und der Singhalesen seit der Eroberung der Insel durch die Europäer ins Auge zu fassen. Die Portugiesen erschienen in den indischen Meeren in dem dreifachen Charakter von Kaufleuten, Missionaren und Seeräubern. Ihre Expeditionen bestanden aus Soldaten, Abenteurern, Gebetbrüdern und einem Großkaplan. Ihre Instructionen waren, mit Predigen anzufangen; falls dies aber nichts nütze, die Entscheidung dem Schwerte zu überlassen. Zugleich angreifend und furchtsam, vereinigten sie das Waffenhandwerk mit dem Handel; ihre Factoreien wurden zu Festungen, und unter dem Schutze ihrer Kanonen trugen die portugiesischen Galeoten Krieg und Zerstörung gegen jeden, der sich ihnen widersetzte. Die Portugiesen waren schon 20 Jahre in Indien ansässig, bevor sie festen Fuß in Ceylon zu fassen suchten. Vasco de Gama war, nachdem er das Cap der guten Hoffnung umsegelt, 1498 in Kalkutta gelandet, und Almeida hatte 1505 Galle besucht; aber erst 1517 schickte Lopez Soarez, der dritte Vicekönig von Indien, eine Expedition nach Colombo, um dort eine permanente Handelscolonie anzulegen. Die politische Lage Ceylons um diese Zeit war jammervoll; die Seehäfen waren sämmtlich in den Händen der Marokkaner, im Norden hatten sich die Malabars festgesetzt; im Centrallande herrschten kleine unabhängige Vasallen, und im Süden hielt der nominelle König seinen Hof, in Cotta bei Colombo. An die Errichtung von Tempeln und Wasserwerken dachte niemand mehr; schon im 14. Jahrhundert importirte Ceylon große Mengen Reis aus Dekkan, da es nicht mehr so viel producirte, als es consumirte.

Die Kauffahrteischiffe der Portugiesen, welche eine Factorei in Colombo anlegen wollten, brachten auch 700 Soldaten und eine Anzahl Geschütze mit. Als Grund dafür wurde angegeben, daß die Colonisten sich sonst nicht gegen die offene Feindseligkeit der Marokkaner würden wehren können; zugleich aber boten die Portugiesen dem Schattenkönig ihre Dienste an für den Fall, daß Revolutionen gegen ihn ausbrechen möchten, und versprachen ihm große Reichthümer, wenn der Handel erst einmal gehörig in Gang gebracht wäre. Geblendet durch diese Versprechungen und Aussichten, erlaubte der König den Portugiesen die Errichtung einer Festung; aber die Marokkaner, welche darin eine Gefahr für ihren Handel sahen, flößten dem Könige Verdacht gegen die neuen Ankömmlinge ein; dieser zog daher sein Versprechen zurück und forderte die Marokkaner zum Widerstande auf; die Portugiesen hatten jetzt mehrere Monate lang eine Belagerung auszuhalten; sie hielten sich indessen tapfer, bald wurde die Festung durch die Ankunft von Hülfstruppen aus Indien entsetzt und der singhalesische König war von nun an dem portugiesischen Commandanten nur noch hülfloser preisgegeben. Er willigte ein, sich einen Vasallen Portugals zu nennen und jährlich einen Tribut in Zimmt, Rubinen, Saphiren und Elefanten zu entrichten. Jedoch waren die Feindseligkeiten zwischen Marokkanern und Singhalesen auf der einen und den Portugiesen auf der andern Seite nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, und bald kam es von neuem zu einem Kriege, welcher fast ohne Unterbrechung andauerte, solange die Portugiesen die Küstenprovinzen im Besitz hatten; ein Krieg, wodurch Ceylon für Portugal das wurde, was im Alterthum Karthago für die Römer gewesen war, nämlich eine Quelle unaufhörlicher Besorgniß und Kosten. Die Revenuen, welche Portugal aus Indien bezog, wurden durch diese nicht endenden Kämpfe aufgezehrt, die Streitkräfte und Artillerie des Landes verbraucht und größere Ausgaben für die Regierung dieser einzigen Insel nöthig als für alle andern portugiesischen Besitzungen im Orient zusammengenommen.

Das Territorium der Schattenkönige in Cotta bei Colombo war nicht nur sehr zusammengeschrumpft, sondern auch gar nicht zu vertheidigen; auf der einen Seite lag ihre Hauptstadt innerhalb der Schußweite der portugiesischen Kanonen, auf der andern wurden sie von ihren eigenen Vasallen, welche feste Burgen im Hügellande hatten, mit Aufstand und Invasion bedroht; so blieb ihnen denn kaum etwas anderes übrig, als, um sich gegen ihre aufsässigen Unterthanen zu schützen, das Bündniß mit Portugal nur noch enger zu ziehen. Die ersten, welche bewaffneten Widerstand gegen die neuen Colonisten leisteten, waren die Bergbewohner von Kandy und den umliegenden Gegenden. Die Bewohner dieser hohen Hügelketten hatten sich schon früh durch Vaterlands-

liebe und Haß gegen fremde Eindringlinge ausgezeichnet und die Arroganz und Doppelzüngigkeit der Portugiesen entflammte sie zu einem Widerstande, welchen keine Schmeicheleien besänftigen und keine Niederlagen ertödten konnten. In diesem Krieg, welcher 140 Jahre lang dauerte, lernten die Eingeborenen zuerst den Gebrauch der Feuerwaffen, wie sie denn auch bald in der Fabrikation der Musketen sehr geschickt wurden.

Im Jahre 1541 bat der Schattenkönig in Cotta die Portugiesen, seinem Enkel die Thronfolge zu sichern, und schickte zu diesem Ende eine in Gold gegossene Statue des Knaben sammt einer mit Juwelen verzierten Krone nach Europa; Johann III. nahm die Gesandten mit großen Ehrenbezeigungen auf, ließ den Prinzen in effigie in Lissabon krönen und ihn zu seinem singhalesischen Namen noch den portugiesischen Don Juan geben. Dafür erhielt er von dem König in Ceylon die Erlaubniß, in allen Theilen der Insel das Christenthum predigen lassen zu dürfen. Eine Anzahl Franciscaner begleiteten demnach auch die Gesandten auf ihrer Rückreise nach Ceylon und legten die ersten christlichen Gemeinen an verschiedenen Punkten der Küste zwischen Colombo und Galle an. Der in Lissabon in effigie gekrönte Prinz nahm bei seiner Thronbesteigung die christliche Religion an und mit ihm ließen sich viele seiner Höflinge und auch die untern Stände taufen. Um diese Zeit erwarben die Portugiesen große Summen damit, daß sie den Eingeborenen den Adelstitel „Don“ verkauften; jeder Singhalese, der ein paar hundert Thaler zusammenscharren konnte, ließ sich adeln, was auf folgende Weise geschah: der Gouverneur nahm einen dünnen silbernen Teller, worauf der Name des Betreffenden mit dem Titel „Don“ eingravirt war; der Eingeborene kniete nieder, der Gouverneur band ihm mit eigener Hand den Teller vor die Stirn und sprach: „Stehe auf, Don So und So!“

Neue heftige Ausbrüche von Feindseligkeiten folgten dem Versuche, die Nationalreligion der Singhalesen umzustürzen, sodaß die Küstenprovinzen beständig Sitz des Bürgerkrieges in seiner abstoßendsten Form waren. Cotta, die Residenz des Königs, wurde so oft bedroht, daß sie sich fast in einem permanenten Belagerungszustande befand. Die Küstenstädte, wo die Portugiesen Handelsplätze angelegt hatten, wurden von der nationalen Partei verheert, Kirchen und Häuser zerstört, die christlichen Einwohner umgebracht. Der Hauptheld der nationalen Partei war Raja Singha, der „Löwenkönig“, welcher im Jahre 1563 sogar Colombo belagerte und mit solcher Kraft und Ausdauer angriff, daß der portugiesische Commandant das Fleisch der Getödteten einsalzen ließ, um nicht durch Hunger zur Uebergabe genöthigt zu werden. Cotta wurde im folgenden Jahre von den Portugiesen selbst geschleift, da es

sich nicht vertheidigen ließ, und der singhalesische König residirte von dieser Zeit an in einer portugiesischen Festung. Der Löwenkönig entfaltete sodann seine Plane, sich die Herrschaft über alle kleinen Königreiche, in welche Ceylon zerfallen war, anzueignen. Er brachte jedes Mitglied des königlichen Hauses um, kämpfte gegen jeden Häuptling, der sich feindselig oder nur neutral gegen ihn zeigte, machte sich in wenigen Jahren zum unbestrittenen Herrn des Innern und jagte den König von Kandy in die Verbannung, wo dieser mit seiner Frau und seinen Kindern zum Christenthum übertrat. Nachdem der Löwenkönig seine Macht im Lande consolidirt hatte, zog er von neuem mit einer Armee von 50000 Mann, ebenso vielen Pionnieren und Troßbuben, 2000 Elefanten und zahllosen Zugochsen gegen Colombo; ja er brachte sogar eine Seemacht zusammen, mit welcher er die Flotte des Vicekönigs bedrohte. Die Belagerung begann im August 1586 und dauerte bis zum Mai 1587. Dies Sewastopol aber fiel nicht; da das ganze Land mit Ausnahme von Colombo in den Händen des Feindes war, schickten die Portugiesen ihre Galeoten nach verschiedenen Küstenpunkten ab, um das Gebiet zu verheeren. Diese Expeditionen gelangen auch so gut, daß der Löwenkönig sich genöthigt sah, die Belagerung von Colombo aufzuheben und den bedrohten Punkten zu Hülfe zu eilen. Nach seinem Tode, der im Jahre 1592 erfolgte, dauerten die Kriege weiter fort, bis 1597 der letzte legitime König in Colombo starb und in seinem Testamente Philipp II. zu seinem Nachfolger einsetzte. So erhielten die Portugiesen jetzt ein Anrecht auf die Souveränetät, und viele der singhalesischen Häuptlinge schwuren der neuen Dynastie Treue. Zuerst dachten die Portugiesen daran, ihre eigenen Landesgesetze ganz ungeändert in Ceylon einzuführen; aber die Eingeborenen baten darum, daß man ihnen ihre Sitten und Einrichtungen lassen möge, was denn auch unter der Bedingung zugegeben wurde, daß die Priester und religiösen Orden volle Feiheit haben sollten, das Christenthum zu predigen.

Die Kandyer blieben jedoch in ihrem Hügellande ihrer alten Feindschaft gegen die Portugiesen getreu, und setzten den Krieg so nachdrücklich fort, daß die letztern genöthigt waren, beständig eine Armee von 20000 Mann auf den Beinen zu halten, um die Hauptstädte zu schützen. Im ganzen wurde jedoch das Land etwas ruhiger und Colombo erreichte sogar eine gewisse Blüte; bald aber erschien ein neuer, gefährlicher Nebenbuhler, um mit den Portugiesen um die Herrschaft über Ceylon zu kämpfen. Die Holländer hatten nämlich an dem Hofe des kandyschen Königs Fuß gefaßt und schlossen einen Bund mit demselben, welcher ebenso unglückliche Folgen für den Bekehrungseifer wie für die Handelsunternehmungen der Portugiesen hatte, die sich denn auch nach langwierigen Kämpfen endlich genöthigt sahen, die Insel zu räumen.

Während des Krieges mit Spanien, der auf den Abfall der Niederlande folgte, hatten die Holländer mit erstaunlicher Schnelligkeit eine Handels- und Kriegsflotte geschaffen und waren gegen die Hansastädte und die italienischen Republiken, welche damals noch den Haupttransithandel in Europa trieben, erfolgreich in die Schranken getreten. Ihre Schiffe gingen auch vielfach nach Lissabon, wo sie sich mit den Producten Indiens versorgten, welche sie dann nach Nord- und Mitteleuropa brachten. Dieser Handel blühte einige Jahre mit wechselseitigem Vortheil für beide Länder, als Philipp II., um den Handel der Holländer zu vernichten, den Portugiesen verbot, sich in irgendwelchen Verkehr mit jenen einzulassen, Embargo auf die im Tago befindlichen holländischen Schiffe legte, die Mannschaften gefangen setzen ließ und als Ketzer der heiligen Inquisition überantwortete. Dieser despotische Versuch, den holländischen Handel zu vernichten, trug nur dazu bei, denselben mehr in die Höhe zu bringen. Die Holländer kamen jetzt zuerst auf den Gedanken, selbst nach Indien zu fahren und den Portugiesen das Handelsmonopol im Orient nicht zu überlassen. Die „Gesellschaft für ferne Länder“ wurde schnell organisirt und im Jahre 1595 führte Cornelius Houtman die erste Flotte freier Kauffahrer um das Cap der guten Hoffnung. Andere Expeditionen folgten dieser ersten schnell nach; 1602 landete der holländische Admiral Spielberg in Ceylon, wo er alsbald mit dem König von Kandy ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß; von der Zeit an gab es zwischen Holländern und Portugiesen beständige Kämpfe, welche erst im Jahre 1656 mit der Einnahme von Colombo durch die Holländer endigten.

Die Herrschaft derselben in Ceylon trug einen ganz andern Charakter als die der Portugiesen; an die Stelle des fanatischen Bekehrungseifers der katholischen Fürsten trat die Geldgier der Kaufleute und ihr Bestreben, sich das Handelsmonopol zu sichern; während die portugiesischen Soldaten mit ritterlicher Energie die Angriffe der Eingeborenen zurückgeschlagen und gerächt hatten, ertrugen die Holländer unterwürfig alle Beleidigungen, welche die Tyrannen von Kandy ihren Gesandten und Beamten anthaten. Die Aufrechthaltung des Friedens war so wesentlich für die Ausdehnung des Handels, daß selbst die ärgste Provocation sie nicht zum Widerstand anregte, vorausgesetzt, daß das Unrecht localer oder individueller Art war und nicht die Geschäftsroutine in ihren Factoreien an der Küste unterbrach. Die Unwürdigkeit einer solchen Politik war selbst dem Instinct der Barbaren bemerkbar, mit denen die Holländer verkehrten; und Raja Singha II. bezeugte durch die Anmaßung und Herablassung seines Benehmens gegen sie die Verachtung, mit welcher er die Anwesenheit der Eindringlinge duldete, zu deren Vertreibung er nicht die Macht hatte. Er setzte sich über alle

Verpflichtungen hinweg, verletzte alle Verträge, verwüstete das Gebiet der Holländer und brachte ihre Unterthanen um. Dennoch nahten ihm die Holländer beständig mit Schmeicheleien, auf welche er mit absichtlichen Beleidigungen antwortete; beständig schickten sie ihm Gesandte und Geschenke, obwol er jedes Entgegenkommen zurückstieß und die Gesandten gefangen setzen und sogar hinrichten ließ. Da seine militärischen Hülfsquellen nicht hinreichten, um entscheidende Maßregeln gegen seine Feinde im Tieflande zu ergreifen, machte sich die Wuth des Tyrannen in wilden Grausamkeiten gegen seine eigenen Unterthanen Luft, indem er ohne Gnade alle Familien umbringen ließ, von denen er glaubte, daß sie im Verkehr mit den Holländern ständen. Endlich konnten selbst die Kandyer es nicht länger unter ihm aushalten und empörten sich, zwangen ihn zur Flucht und riefen seinen Sohn, einen zwölfjährigen Knaben, zum König aus; obwol nun freilich die Revolution mislang, indem der König bald darauf zurückkehrte, machte sie doch eine Diversion zu Gunsten der Holländer, welche für die nächsten Jahre nichts von ihm zu leiden hatten.

Inzwischen hatten die Holländer die meisten Küstenpunkte befestigt und zur Vertheidigung eingerichtet, reichliche Vorräthe von Munition und Lebensmitteln darin aufgehäuft und die binnenländischen Gewässer theilweise schiffbar gemacht, um die Communicationen möglichst in ihrer Hand zu haben. So konnten sie denn nach und nach den Handel mit größerm Vertrauen betreiben. Ceylon wurde als das „Juwel Hollands" angesehen, und der Handel mit seinen Producten blieb durchaus Regierungsmonopol; so streng wurde darauf gehalten, daß das Abschälen eines Zimmtbaumes oder die Exportation eines einzigen Stückes Zimmt durch andere als Diener der Krone mit dem Tode bestraft wurde. Außer mit Zimmt handelten sie besonders mit Elefanten, Kokosnüssen und Pfeffer; aber nur wenige von den Artikeln, welche jetzt den Hauptexport aus Ceylon bilden, kommen in den Handelsberichten der holländischen Gouverneure vor. Obwol die Kaffeestaude seit undenklichen Zeiten auf der Insel wuchs, waren die Eingeborenen mit dem Werth der Bohnen unbekannt und benutzten blos die Blätter, um ihre Ragouts zu würzen, und die Blüten, um ihre Tempel zu schmücken. Erst ein Jahrhundert nach der Ankunft der Holländer versuchte einer ihrer Gouverneure, die Staude zu cultiviren; aber als dies eben anfing, Erfolg zu haben, schritt die holländische Regierung gegen das Unternehmen ein, weil sie das Monopol für Java zu erhalten wünschte, wie sie vorher den Anbau von Pfeffer in Ceylon verboten hatte, damit die Pfeffercultur in Malabar nicht gestört werden möchte.

Die Politik der Holländer bestand im wesentlichen darin, sich die

eingeborenen Häuptlinge durch die Verleihung von Titeln, Rang und Geschenken günstig zu stimmen und sie dann für ihre Zwecke zu benutzen. Sie dachten in keiner Weise daran, die Bevölkerung zu civilisiren; wenn sie Schulen anlegten, so lag dabei die Absicht zu Grunde, die jungen Singhalesen dem einheimischen Könige zu entfremden und ihnen große Begriffe von der Macht und dem Einfluß Hollands beizubringen; wenn sie Kirchen errichteten, so geschah dies, um durch die Ausdehnung der protestantischen Religion dem Einfluß der katholischen Portugiesen entgegenzuwirken und durch Einführung des Christenthums die Marokkaner und mohammedanischen Handelsleute abzuschrecken. Im Grunde thaten die Holländer ebenso wenig für und ebenso viel gegen das Volk wie die Portugiesen; die Unzufriedenheit mit der Verwaltung machte sich daher nicht nur in Ceylon, sondern auch in Holland selbst geltend, da die glänzenden Hoffnungen, welche man an die Erwerbung der Insel geknüpft hatte, nicht erfüllt wurden; die Beamten und Diener der Compagnie brachen in laute Klagen aus, daß es unmöglich sei, von ihren Gehalten und Zubehör zu leben; die Auswanderer, welche von Europa aus dahin geeilt waren, um schnell reich zu werden, verarmten bald, und nur die Gouverneure wurden schnell reich. In der That war die Herrschaft der Holländer von Anfang an mehr eine militärische Besetzung als eine civile Colonisirung der Insel. In strategischer Beziehung war der Besitz Ceylons für die Holländer sehr wichtig, weil sonst ihre Factoreien auf dem Festlande von Indien sich schlecht hätten vertheidigen lassen, und da die Insel zwischen Java und Malabar liegt, war sie auch wichtig als Entrepot; aber alle Versuche, sie als Colonie einträglich zu machen, schlugen fehl, da die Kosten der Vertheidigung und der verschiedenen Etablissements zu groß waren. Lange Jahre bevor die Holländer Ceylon verloren, waren die Ausgaben der Colonie größer als ihre Einnahmen, und Baron Imhoff verglich daher das „Juwel Hollands" mit einer jener theuern Tulpenzwiebeln, welche einen fabelhaften Nominalwerth, aber gar keinen innern Werth hatten. Die Regierung war so schlecht, daß die Insel fast durch den Verrath der Beamten selbst verloren gegangen wäre. Buyst, welcher um das Jahr 1726 Gouverneur der Insel war, strebte nach der Königswürde und tödtete und folterte alle Häuptlinge, welche ihm entgegentraten. Dafür wurde er in Batavia gerädert, seine Leiche verbrannt und die Asche ins Meer geworfen. Am Ende aber wurde der Besitz Ceylons den Holländern so gleichgültig, daß, als die Engländer im Jahre 1796 vor Colombo erschienen, nachdem sie die übrigen festen Plätze eingenommen hatten, dies letzte Bollwerk der Holländer ohne Schwertstreich fiel.

Zwei Jahrhunderte lang waren die Engländer auf dem Festlande von Indien ansässig gewesen, ehe sie ihre Aufmerksamkeit auf Ceylon

richteten. Die große Seeküste von Hindostan bot ein so weites Feld für Unternehmungen aller Art dar, daß man an Ceylon nicht dachte und erst in Bombay, Madras und Bengalen Colonien anlegte. Die Kämpfe mit Portugiesen, Holländern, Franzosen und den eingeborenen indischen Fürsten nahmen die Thätigkeit der Briten ganz in Anspruch, bis im 18. Jahrhundert die Besitzergreifung der holländischen Colonie wichtig für die Beschützung ihrer eigenen wurde und zugleich die Gelegenheit sich darbot, den letzten noch übrigbleibenden europäischen Nebenbuhler im indischen Handel aus dem Felde zu schlagen.

Im Jahre 1795 war Holland hülflos den Armeen der französischen Republik preisgegeben, zugleich waren von neuem Streitigkeiten zwischen dem König von Kandy und den Holländern in Ceylon ausgebrochen, und der Monarch bediente sich jetzt ebenso eifrig der Hülfe der Engländer, um die Holländer zu vertreiben, wie sein Vorgänger vor 150 Jahren sich gefreut hatte, die Portugiesen durch die Holländer aus dem Lande jagen zu lassen. Der Gouverneur von Madras, Lord Hobart, rüstete in dem ebengenannten Jahre eine Expedition gegen Ceylon aus, welche in Trincomali landete; noch in demselben Jahre fielen mehrere der wichtigsten holländischen Festungen, und am 16. Febr. 1796 theilte Colombo dasselbe Schicksal. Als die Engländer noch mehrere Meilen von der Festung entfernt waren, unterzeichnete der Gouverneur van Angelbeck bereits einen Vertrag, mittels dessen ganz Ceylon sammt allen seinen Festungen, Munition, Artillerie, dem Archiv, dem Schatz und den Vorräthen den siegreichen Engländern überliefert wurde. Die Demoralisation der holländischen Truppen war so arg, daß nicht der geringste Versuch des Widerstandes gemacht wurde. Der Gouverneur gestand später ein, daß er in beständiger Sorge gelebt habe, von seinen eigenen Soldaten ermordet zu werden, und daß, obwol er die Festung bis zuletzt habe vertheidigen wollen, er doch nicht im Stande gewesen sei, seine Offiziere zu bewegen, den Engländern entgegenzutreten. So lautet wenigstens die englische Version der Sache; die Holländer behaupten dagegen, daß van Angelbeck den Verräther gespielt habe; jedenfalls ist merkwürdig, daß er nach dem Fall von Colombo nicht nach Holland zurückkehrte, sondern noch in Ceylon blieb und dort im Jahre 1799 sich selbst das Leben nahm.

Die Spuren, welche die Holländer und Portugiesen in Ceylon hinterlassen haben, sind weit voneinander verschieden. Die Holländer führten das römisch-deutsche Recht ein, während die Portugiesen dem Katholicismus Bahn brachen, welcher noch jetzt in jedem Dörfchen und jeder Provinz fortbesteht, wo die Franciscaner gepredigt haben. Die holländische reformirte Kirche dagegen, welche immer blos innerhalb der Festungen bestand, ist vollständig vergessen. Auch die holländische

Sprache, welche durch peinliche Strafen eingeführt und verbreitet wurde, wird jetzt nicht einmal mehr von den unmittelbaren Nachkommen der Mynheers gesprochen, während ein verdorbenes Portugiesisch noch heutzutage die Sprache der Mittelklassen in allen Ständen ist. Die gierige und praktische Regierung der Niederlande erkannte das Interesse der eingeborenen Bevölkerung blos insoweit an, als es wesentlich für die Aufrechthaltung des Handelsmonopols der „Gesellschaft für ferne Länder" war. So ist denn die Erinnerung daran mit keinen angenehmen Vorstellungen verbunden, während die Portugiesen, welche ungeachtet ihrer Grausamkeiten durch das Band einer gemeinsamen Religion mit dem Volke verknüpft waren, ein Gefühl der Bewunderung durch die Kühnheit erregten, mit welcher sie gegen die Kandyer fochten, und die Ritterlichkeit, mit welcher sie ihre belagerten Festungen vertheidigten. Daher sind die Holländer von den Singhalesen jetzt fast ganz vergessen, während die Häuptlinge im Süden und Westen noch jetzt mit Stolz sich den ehrenvollen Titel „Don" beilegen, welchen die ersten europäischen Eroberer ihnen bewilligten.

Nach der Besitzergreifung Ceylons durch die Engländer war es eine Zeit lang unentschieden, ob die britische Krone oder die Ostindische Compagnie sich den Besitz der Insel anmaßen würde. Ceylon war von den Truppen der Compagnie genommen, von den Holländern an diese abgetreten worden. So wollten die Directoren sich nicht gern die Beute entgehen lassen; außerdem war es zweifelhaft, ob nicht im Fall eines allgemeinen Friedens die Insel der Batavischen Republik zurückgegeben werden möchte. So ließ denn die Krone vorläufig ihre Ansprüche fahren und kam die Insel unter die Botmäßigkeit des Gouverneurs von Madras. Dieser verwaltete das Land in so abscheulicher Weise, daß binnen Jahresfrist die ganze eingeborene Bevölkerung sich gegen die Engländer empört hatte. Nach langwierigen Kämpfen erlangten jedoch die letztern wieder die Oberhand, und Pitt entschloß sich nun, Ceylon für die britische Krone in Anspruch zu nehmen. Als Gouverneur wurde Mr. North, der spätere Graf von Guildford, angestellt. Dieser erhielt, bald nachdem er sein Amt angetreten, Eröffnungen von dem ersten Minister des Königs von Kandy, worin derselbe die Unterstützung der Engländer zur Beseitigung des Königs erbat, an dessen Stelle er sich selbst setzen wollte. Mr. North sah darin eine Gelegenheit, ein militärisches Protectorat Englands in Kandy herzustellen nach dem Muster der mediatisirten indischen Provinzen. Die Unterhandlungen des englischen Gouverneurs mit dem Minister des Königs von Kandy liefern ein erbauliches Pröbchen der in specie so sittlichen und christlichen englischen Colonialpolitik. Es wurde ausgemacht, der Minister solle den König zu so furchtbaren Grausamkeiten anreizen, daß dieser

sich dadurch seinen Unterthanen verhaßt machen müßte; dann sollte ein Krieg mit den Engländern provocirt und während desselben der König umgebracht werden. Dies Programm wurde im Jahre 1800 von beiden Parteien angenommen. Zuerst überredete sodann der Minister den König, eine englische Gesandtschaft in die Stadt Kandy einziehen zu lassen, welche von einer Heeresmacht begleitet werden sollte. Indeß wurde der Argwohn des Königs wach; einem großen Theil der englischen Truppen wurde der Eintritt ins kandysche Gebiet verwehrt, der Marsch der andern wurde dadurch verhindert, daß man sie durch schwierige Gebirgspässe führte, wo das Geschütz zurückgelassen werden mußte; und der englische General kam schließlich nur mit wenigen Begleitern in Kandy an. Die permanente Aufnahme britischer Truppen in die Hauptstadt wurde abgelehnt und die Gesandtschaft hatte überhaupt gar keinen Erfolg. Endlich kam es zum Kriege; die Engländer besetzten die Hauptstadt, der König floh ins Innere des Landes und der Minister wurde mit der Obergewalt bekleidet; ein englisches Contingent von tausend Mann blieb in Kandy, die übrigen Soldaten kehrten nach Colombo zurück. Die Truppen in Kandy wurden bald durch Krankheiten decimirt, endlich durch die Verrätherei des falschen Verbündeten bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Mr. North wollte sofort einen Rachezug nach Kandy unternehmen, aber da um diese Zeit der Krieg zwischen England und Frankreich wieder ausgebrochen war, konnten keine Verstärkungen nach Ceylon geschifft werden, und so mußte Mr. North sich damit begnügen, die Districte im Tieflande, welche sich störrisch gezeigt hatten, zu verwüsten, Tempel und Dörfer zu verbrennen und die Ernten und Fruchtbäume zu vernichten. Erst nach dem Frieden von 1815 wurde Kandy von den Engländern wieder erobert, der König gefangen genommen und nach Indien gebracht. Aber auch damit war noch keine Ruhe für die unglückliche Insel gekommen; schon im Jahre 1817 hatte sich fast die ganze Insel wieder gegen die Engländer empört; ein Guerrillakrieg wurde hier geführt, worin die regulären Truppen, welche keine Heerstraße fanden und feuchte Wälder und Sümpfe zu passiren hatten, weniger von dem Feinde als durch Strapazen, Entbehrungen und Krankheiten zu leiden hatten. Schon waren die Engländer im Begriff, sich ganz auf die Küste zurückzuziehen und den Krieg im Innern aufzugeben, als die Kandyer gegen Ende des Jahres 1818 sich unerwartet genug unterwarfen; auch sie hatten beträchtlich gelitten, ihre Dörfer und Heerden waren zerstört, das Land verwüstet, 10000 Krieger waren theils gefangen, theils durch Hunger und Fieber umgekommen. Der Präsident floh, die Häuptlinge ergaben sich, der heilige Zahn Buddha's, welcher gestohlen und im Lager der Insurgenten zur Schau gestellt gewesen war, um die Bevölkerung zum Fanatismus

anzureizen, wurde zurückgebracht. Seit 1817 ist dann keine allgemeine Empörung der Eingeborenen gegen die Engländer zu Stande gekommen. Die letztern ergriffen das wirksamste Mittel dagegen, indem sie eine große Heerstraße durch das Land anlegten. Bisher hatten die unbezwinglichen Berge, welche ihre Besitzungen schützten, den kandyschen Königen kühnes Selbstvertrauen gegeben; von den Gipfeln dieser hohen Bollwerke hatten sie mit Verachtung und Trotz auf ihre Feinde im Tieflande hinabgesehen; und den Europäern an der Küste war die Macht hinter den Bergen immer größer und gewaltiger erschienen, als sie es wirklich war. Der riesige Wall wurde nun gebrochen, indem man eine Heerstraße vom Tieflande nach der Hügelregion anlegte; dieser Weg führt in das Herz des kandyschen Landes und erhebt sich bis zu einer Höhe von 6000 Fuß. Felsen wurden durchbrochen, Abgründe ausgefüllt, Ströme überbrückt, und somit die alte Prophezeiung erfüllt, daß das kandysche Reich dann untergehen würde, wenn ein Ochs durch den Berg getrieben werden und ein Reiter durch den Felsen reiten sollte.

Man muß der englischen Verwaltung Ceylons das Zeugniß geben, daß sie die beste ist, welche noch auf der Insel bestanden. Sklaverei, Zwangsarbeit und Handelsmonopole sind abgeschafft, eine bessere Rechtspflege hergestellt, Wälder gelichtet, um Raum für die Kaffeeplantagen zu schaffen, deren Ertrag schon hinreicht, um ganz England zu versorgen. Die Singhalesen in den Küstenprovinzen, welche schon länger mit der Energie und dem Unternehmungsgeist der Europäer vertraut sind, sehen diese Resultate mit Befriedigung an; aber die bergbewohnenden Kandyer, welche erst seit kurzem nähere Bekanntschaft mit der Civilisation geschlossen, sind unruhig und besorgt über diese Neuerungen. In die Stille ihrer Gebirgseinöden ist der Lärm der Industrie gedrungen, die Einsamkeit ihrer Dörfer wird von Banden indischer Miethsarbeiter bevölkert; ihre alten Gewohnheiten sind unterbrochen, ihre Vorurtheile beleidigt, und es mag noch lange dauern, bis die Häuptlinge und das Volk sich mit diesen Neuerungen versöhnen. Jedenfalls muß man sich aber freuen, daß mit der Herrschaft der Engländer Ruhe und Frieden zurückgekehrt ist, und daß somit auch die Bildung und der Wohlstand unter den Einwohnern allgemeiner werden können, als es früher möglich war.

Aus Dante.

Probe einer neuen Uebersetzung

von

Adolf Doerr.

I. Der Styx. Die Zornigen.

(„Die göttliche Komödie". Hölle, 6. Gesang.)

...... So schritten wir gradhin zum Kreisesrand;
Dort schoß ein Quell hervor, aus dessen Fluten
Ein Bach entsprang und sich zur Tiefe wand.
Wie trüb und dunkel strömten seine Wogen!
Wir sind in ihrem traurigen Geleit
Auf ungebahntem Pfad hinabgezogen.
Ein Sumpf, der Styx geheißen wird, entsteht
Aus jenem düstern Bach, da wo zu Ende
Die schauerliche Felsenwildniß geht.
Und ich gewahrte dort im Sumpfe mitten
Gestalten, nackend alle und mit Schlamm
Besudelt, welche grimme Fratzen schnitten.
Sie drangen aufeinander ein voll Wuth,
Und unter Schlagen, Stoßen, Treten, Beißen
Bekämpften sie sich in der Sumpfesflut.
Der Meister sprach: „So wüthen ohne Rast
Die Seelen derer, die dem Zorn gefröhnet;
Noch andre weilen unten im Morast.
Aus ihren Seufzern unterm Wasser steigen
Zu seiner Oberfläche Blasen auf,
Wie dir auf ihm die vielen Kreise zeigen.
Sie stehen unten in dem Sumpfe klagend:
«Wir waren trüb im heitern Sonnenlicht,
Ein tückisch gärend Gift im Busen tragend.
Nun trauern ewig wir im schwarzen Moor.»
Sie gurgeln diese Weise in der Kehle,
Denn schluckend bringen sie kein Wort hervor." —
Noch eine lange Zeit im Bogen wallten
Wir an des Seees sumpfigem Gestad,
Den Blick gewandt nach seinen Graungestalten
Bis daß wir endlich einem Thurm genaht.

II. Ugolino.

(„Die göttliche Komödie". Hölle, 33. Gesang.)

Im grausen Mahle hielt der Sünder ein
Und wischte an des blut'gen Hauptes Locken,
An dem er würgte, sich die Lippen rein.

4 Dann hub er an: „Du willst, daß ich erneu're
Furchtbaren Schmerz, da Jammer mich erfaßt
Schon beim Gedanken an das Ungeheure.
7 Doch um auf den Verräther Schmach zu laden,
Den ich zermalme, geb' ich dir Bericht,
Ob auch mein Antlitz heiße Thränen baden.
10 Nicht kenn' ich dich und weiß nicht, wie die Fahrt
Zur Hölle du vollbracht, doch hat die Sprache
Dich mir als Florentiner offenbart.
13 Graf Ugolino war ich, der hingegen
Der Erzbischof Ruggieri, nun merk' auf,
Warum so enge Nachbarschaft wir pflegen.
16 Wie er mit schwarzen Ränken mich bethört,
Wie ich gefangen wurde und zu Tode
Gebracht, dies alles hast du wol gehört.
19 Doch was vorm Menschenauge sich verhüllt,
Die Schrecken meines Tods, vernimm und richte,
Ob mich mit Fug der grimme Haß erfüllt.
22 Durch eine kleine Lucke in der Mauer
Des Thurms, nach mir der Hungerthurm benannt —
Umnacht' einst and're noch sein Grabesschauer! —
25 Gewahrt' ich mehrmals schon am schmalen Riß
Der Tage Wechsel, als ein böser Traum
Der Zukunft Schleier plötzlich mir zerriß.
28 Denn als der Führer einer Jagd erschien
Mir hier der Feind; den Wolf mit seinen Jungen
Verfolgt' er nach dem Berg von Lucca hin,
31 Mit magern grimmen Hunden durch das Feld,
Als Jagdgenossen waren ihm Gualandi,
Sismondi und Lanfranchi zugesellt.
34 Bald schien den Flüchtlingen die Kraft entschwunden
Zum weitern Lauf, sie wurden eingeholt,
Ergriffen und zerrissen von den Hunden.
37 Als in der Früh' ich wachend lag mit Bangen,
Da hört' ich meine Knaben um mich her
Im Schlafe weinen und nach Brot verlangen.
40 Ward dir ein menschlich fühlend Herz gegeben,
So mußt du jetzt in banger Ahnung schon
Vorm Schrecklichen, das kommen soll, erbeben.
43 Wir standen auf, schon war herangekommen
Die Zeit zum Mahl, doch alle harrten wir,
Erschreckt durch Traumgesichte, angstbeklommen,
46 Da ward verriegelt unten laut die Pforte
Am grausen Thurm, — die Söhne starrt' ich an
Entsetzt, beraubt der Thränen und der Worte. —
49 Da stand ich, wie versteinert innerlich! —
Sie weinten — und mein kleiner Anselm rief:
«Du schaust so, Vater, fehlt dir etwas? Sprich!»

52 Ich aber redete und klagte nicht
An jenem ganzen Tag, noch auch die Nacht
Darauf bis zu dem nächsten Sonnenlicht.
55 Als nun in unſ're Leidenszelle graute
Ein karger Strahl und mir aus vier Gesichtern
Des eig'nen Elends Bild entgegenschaute,
58 Ballt ich die Händ' und biß hinein vor Qual —
Doch sie, im Glauben, daß mich Hunger triebe,
Erhoben plötzlich sich mit Einemmal
61 Und riefen: «Vater, daß wir minder leiden,
So iß von uns, — die arme Fleischeshülle —
Du gabst sie ja — so komm, uns zu entkleiden!»
64 Ich faßte mich, daß ihnen Ruhe werde.
Zwei Tage blieben dann wir völlig stumm —,
Warum verschlangst du uns nicht, harte Erde?
67 Am vierten Tag zu meinen Füßen streckte
Mein Gaddo sich und seufzte noch einmal:
«Mein Vater, hilf!» — als Nacht sein Auge deckte.
70 Und wie du hier mich siehst, so sah ich noch
Sich alle, einen nach dem andern, legen,
Um nicht mehr zu erstehn; erblindet kroch
73 Ich über ihre Leichen noch mit Tasten,
Der Todten Namen rufend, bis zuletzt
Was nicht der Schmerz, an mir vollbracht das Fasten." —
76 Aufs neue packt' er, als er ausgesprochen
Entflammten Augs das Feindeshaupt und malmte
Mit scharfen Zähnen wie ein Hund an Knochen.
79 Ha, Pisa, schwarzer Schandfleck du im Garten
Des schönen Landes, wo das Si ertönt,
Da allzu lang der Menschen Strafen warten,
82 So mag Capraja und Gorgona häufen
Des Arno Fluten einen Damm entgegen,
Damit sie deine schuld'ge Stadt ersäufen!
85 Beging Graf Ugolino auch Verrath
An deinen Burgen, durftest du die Söhne
Doch strafen nicht durch solche Schauerthat;
88 Schon ihre zarte Jugend mußte ihnen,
Brigata, Hugo und dem andern Paar,
Theben der Neuzeit du! zum Schirme dienen!

Literatur und Kunst.

Eine populäre preußische Geschichte.

Die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats zu schreiben in einer nicht blos für den engen Kreis der Fachgelehrten berechneten, sondern der großen Menge der Gebildeten zugänglichen und genießbaren Form, ist gewiß eine der dankbarsten Aufgaben, die sich ein Historiker in unsern Tagen stellen kann: eine der dankbarsten, aber — fügen wir dies gleich hinzu — auch eine der schwierigsten. Die Krisis, in welcher sich das gesammte Staatsleben Preußens nun schon seit mehrern Jahren und noch bis zu diesem Augenblick befindet, ohne daß man im Stande wäre, über ihren endlichen Ausgang auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu urtheilen; die Schärfe, mit welcher sich dadurch die verschiedenen in der organischen Entwickelung des Staats thätigen und miteinander ringenden Kräfte gesondert und zu den schroffsten Gegensätzen ausgebildet haben; das lebhafte Interesse, welches für diese brennendste Frage nicht in Preußen allein, sondern in ganz Deutschland, ja weit über dessen Grenzen hinaus rege ist, — dies alles läßt es als eine überaus dankbare Aufgabe erscheinen, der bisherigen Geschichte Preußens nachzugehen, die Haupttriebkräfte in ihr nachzuweisen, und damit zum nähern und tiefern Verständniß der die Gegenwart erfüllenden Kämpfe einen Beitrag zu liefern. Die großen Schwierigkeiten aber, welche sich einer wirklich genügenden Lösung dieser Aufgabe entgegenstellen, sind vornehmlich von zweierlei Art. Die erste und nicht die geringste liegt in dem auffallenden Mangel an wirklich einen Grund legenden Vorarbeiten. Von der außerordentlichen Thätigkeit, welche seit einigen Jahrzehnten auf dem Gebiete der historischen Forschung herrscht, ist verhältnißmäßig ein nur geringer Theil der brandenburgisch-preußischen Geschichte zugute gekommen. Denn so Anerkennenswerthes theils von einzelnen, theils von den zahlreichen historischen Vereinen für die Provinzialgeschichte geleistet ist und noch geleistet wird, so hat sich in diesen Bestrebungen doch von vornherein die Richtung auf ein oft sehr kleinliches Detail geltend gemacht, oder man hat sich mit Uebergehung der frühern, weniger interessanten Abschnitte gleich den bedeutendsten zugewendet, welche durch die Wichtigkeit der in ihnen sich vollziehenden Entwickelung doppelt fesseln. Wirklich quellenmäßig erschöpft ist bisjetzt — soweit dabei von einem Erschöpfen die Rede sein kann — mit Ausnahme vielleicht der Freiheitskriege, eigentlich nur die Geschichte Friedrich's des Großen, die Glanzperiode der preußischen Geschichte, und dies ist vorzüglich das Verdienst des Einen Preuß. Eine in neuester Zeit auf Anregung des Kronprinzen von Preußen in umfassendster Weise begonnene Erforschung und Darstellung der Geschichte des Großen Kurfürsten scheint, wenigstens in der ursprünglich beabsichtigten Gestalt, wiederum aufgegeben zu sein und in eine allerdings immerhin noch sehr dankenswerthe Materialiensammlung zu enden*); es wird dann aber wieder lange Zeit dauern, bis

*) Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Erster Band. Politische Verhandlungen 1640—48. Bearbeitet von B. Erdmannsdörfer. (Berlin, G. Reimer.)

sie von der Hand eines geschickten Darstellers für die große Gesammtheit der Gebildeten wird verwerthet werden können. Das umfassendste und bedeutendste Werk endlich, welches in neuerer Zeit diesen Gegenstand behandelt und sich die Benutzung neuer, namentlich archivalischer Quellen hat angelegen sein lassen, Droysen's „Geschichte der preußischen Politik", geht in seiner ganzen Anlage von einer so absonderlichen Tendenz aus, daß die Bereicherung, welche die speciell preußische Geschichte aus ihm gewinnt, bis jetzt im Verhältniß zur Kostbarkeit des dem Verfasser zu Gebote stehenden Materials eine nur sehr geringe ist. So sind es denn nur wenige, zum Theil dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr ganz entsprechende Werke und eine Anzahl specieller Fragen behandelnder Monographien, auf welche der Darsteller einer populären preußischen Geschichte seine Arbeit zu gründen hat. Denn zur selbständigen Bewältigung des gesammten, so überaus ausgedehnten, stellenweise wol so gut wie noch ganz ungesichteten Materials reicht die Kraft eines einzelnen unmöglich hin.

Zu dieser aus dem Mangel einer festen, wissenschaftlich ganz zuverlässigen Grundlage für eine populäre Darstellung der preußischen Geschichte entspringenden Schwierigkeit kommt dann noch eine andere, die — wie es uns scheinen will — nicht geringer angeschlagen werden darf. Die Geschichte eines Staates für die Gesammtheit der Gebildeten zu schreiben in dem Augenblick, wo seine Entwickelung sich in einer großen, über seine ganze Zukunft entscheidenden Krisis befindet, wo er an einem möglicherweise sehr verhängnißvollen Wendepunkt angekommen ist, wo die sonst in ihm schlummernden Gegensätze zu schärfster und feindlichster Wirkung gelangt sind, ist schon deswegen ein bedenkliches Unternehmen, weil bei den die ganze Zeit bewegenden und erfüllenden Kämpfen das Urtheil unmöglich die für die Geschichtschreibung unerlaßliche Freiheit, Unbefangenheit und Unparteilichkeit bewahren kann. Mag der Historiker noch so ernstlich bestrebt sein, jedem sein Recht widerfahren zu lassen, er steht ja selbst mitten in den Bewegungen und Bestrebungen seiner Zeit, sein ganzes Denken und Urtheilen ist von ihnen beeinflußt und es liegt daher die Gefahr sehr nahe, daß durch die Stellung des Historikers zur Gegenwart auch seine Auffassung zur Vergangenheit unwillkürlich gefärbt oder mehr oder weniger modificirt werde. Auf keinen Fall aber ist diese Klippe wol dann zu vermeiden, wenn er seine Darstellung bis auf die jüngste Gegenwart ausdehnt, und sie erst abbricht mit dem Moment, in dem wir uns eben befinden. Es ist ja unmöglich, daß der Geschichtschreiber nur referirend Thatsache an Thatsache reiht: dann würde er seine Aufgabe entweder ganz verkennen oder doch sehr niedrig fassen. Er soll auch ein gerechter Beurtheiler der Vergangenheit sein. Ist das sein Recht und seine Pflicht, so soll er sich doch andererseits nicht vermessen, über eine noch nicht abgeschlossene, erst inmitten ihres naturgemäßen Verlaufs befindliche Entwickelungsperiode ein auf historische Geltung Anspruch machendes Urtheil fällen zu wollen. Denn wenn er in und mit den großen Bestrebungen und Kämpfen seiner Zeit lebt, so ist er auch ganz naturgemäß den ihm gleichzeitigen Erscheinungen gegenüber von Haß und Liebe erfüllt und kann daher niemals im wahren Sinne des Worts der Geschichtschreiber seiner Zeit werden.

Diese beiden Schwierigkeiten, von denen die letztere gerade jetzt ganz

besonders zur Geltung kommen muß, sind gewiß nicht gering anzuschlagen: man muß sie wohl festhalten, wenn es sich um die Beurtheilung einer populären preußischen Geschichte handelt. Eine solche nun liegt uns vor in dem Werk von William Pierson: „Preußische Geschichte. Mit einer historischen Karte von H. Kiepert" (Berlin, Stilke und Muyden 1865).

Der Verfasser ist mit Liebe und Begeisterung, vielleicht mit allzu großer, an seine Aufgabe gegangen: er sieht in der Geschichte Preußens das Ideal historischer Entwickelung überhaupt. Das ist ohne Zweifel sehr schön und patriotisch, die Bewahrung des rein objectiven Standpunktes aber, den der Historiker einnehmen soll, wird dadurch wesentlich erschwert und gefährdet. Sich auf ihm zu erhalten, ist dem Verfasser denn auch nicht recht gelungen und namentlich die auf die neueste Zeit bezüglichen Abschnitte seines Werks geben davon wiederholt auffallende Beweise. Er hat diese eben näher gewürdigte Schwierigkeit aber auch geradezu herausgefordert, indem er die preußische Geschichte bis auf die allerjüngste Gegenwart herabführt, fast bis zu dem Tage, wo der Druck seines Werks beendet wurde; dasselbe schließt mit dem die Befreiung Schleswig-Holsteins sichernden wiener Frieden, führt uns also mitten hinein in die brennenden Fragen, die noch bis zu diesem Augenblicke vergeblich auf ihre Lösung harren. Selbstverständlich kann der Verfasser da nicht umhin, dieselben eingehender und flüchtiger zu berühren: indem aber sein Streben offenbar dahin gerichtet ist, es mit keiner der beiden einander feindlich gegenüberstehenden Parteien zu verderben, verfällt er in eine Menge Inconsequenzen und Widersprüche, die selbst durch seine elegante schwungvolle Schreibweise nichts von dem Befremdenden verlieren.

Was nun die Darstellung der brandenburgisch-preußischen Geschichte selbst betrifft, so beginnt dieselbe von den ältesten Zeiten mit einem Ueberblick über die ursprünglich in den Marken angesessenen Stämme und wird im ersten Buch bis zu dem Punkte geführt, wo das Land in den Besitz der Hohenzollern kommt. Aus der Geschichte der anhaltischen, wittelsbachischen und luxemburgischen Dynastien werden nur kurz und meist mit glücklicher Auswahl und Gruppirung die Hauptmomente hervorgehoben, mit Recht dagegen namentlich der culturhistorischen Entwickelung, den Zuständen von Adel, Bürgern und Bauern, dem Fortschritt in Handel und Gewerbe größere Aufmerksamkeit zugewendet. Für einige Punkte freilich hätten wir selbst innerhalb der durch seinen populären Zweck dem Verfasser gezogenen Grenzen eine etwas eingehendere Behandlung gewünscht: so wird z. B. über die so interessante Episode des „falschen Waldemar" gar zu kurz hinweggegangen, und über das Endurtheil des Verfassers in Betreff der Echtheit oder Unechtheit desselben bleibt man ganz im Unklaren, findet darüber auch in den am Schlusse des Buchs mitgetheilten „Zusätzen und Quellenangaben" keinen Aufschluß; außerdem aber sind nicht wenige zum Theil sogar sehr starke Ungenauigkeiten und Irrthümer mit untergelaufen, welche bei einer sorgfältigern Benutzung der einschlagenden Literatur leicht zu vermeiden gewesen wären. Im ganzen und großen aber gehört gerade dieses einleitende erste Buch zu den am besten gelungenen Theilen des ganzen Werkes. Das zweite Buch führt dann die Geschichte Brandenburgs unter

den hohenzollernschen Kurfürsten bis zum Jahre 1640, dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's. Auch hier legt der Verfasser mit Recht besondern Nachdruck auf die Entwickelung der Cultur, während er sich bei den einzelnen Regierungen nicht auf eine genaue Aufzählung der mancherlei Kämpfe und Kriegsthaten, die sie ausfüllten, einläßt, sondern sich meist nur mit einer allgemeinen Uebersicht begnügt. Doch hätten wir auch hier den einen oder den andern Abschnitt gern etwas breiter ausgeführt gesehen: so namentlich den über die — eigentlich durch das Volk geschehene — Einführung der Reformation, deren epochemachende Bedeutung gerade für Brandenburg der Verfasser selbst so richtig schätzt. Wohlgelungen ist dagegen in der Hauptsache das die Geschichte des Großen Kurfürsten behandelnde dritte Buch, wo von den kühnen kriegerischen Unternehmungen und dem absolutistischen, aber für das Wohl des Landes in jeder Weise besorgten Regiment ein anziehendes Bild entworfen wird. Störend wirkt freilich, wie überhaupt mehrfach in dem ganzen Buche, das oft üppige Ueberwuchern der Phrase: namentlich sind die zur Orientirung über die Gesammtheit des politischen Zusammenhangs eingeschalteten allgemeinen Ueberblicke oft übermäßig schwungvoll und hochtönend, ohne doch die Sachlage immer scharf ins Licht zu stellen. Auch der moralische Maßstab, welchen der Autor an des Großen Kurfürsten Politik legt, sodaß mehrfach ein schwerer Vorwurf gegen denselben erhoben wird, erregt Befremden und berührt öfters unangenehm, da man dabei eine verstimmende Absichtlichkeit merkt. Das vierte Buch schildert uns die Erhebung Preußens zum Königreich durch den eiteln prunkliebenden Friedrich und dann die strenge, bürgerlich tüchtige Regierung Friedrich Wilhelm's I., unter der eigentlich zuerst die Armee mit Bewußtsein und Absicht in den Vordergrund des ganzen Staatslebens gestellt wird. Klar und scharf ist der bei dieser Gelegenheit gegebene Ueberblick über die Staatsverwaltung, ihre Kräfte und Hülfsmittel unter Friedrich Wilhelm's I. Regierung: der Leser gewinnt dadurch einen sehr dankenswerthen Einblick in die Construction der Staatsmaschine, die unter des Königs großem Nachfolger nun eine so wunderbare gewaltige Kraft entwickeln sollte. — Mit der Darstellung der Geschichte Friedrich's des Großen selbst, namentlich der Schlesischen Kriege, die frisch und ansprechend ist, kann man sich — von einigen Ungenauigkeiten im einzelnen abgesehen — wol einverstanden erklären. Auch den der Zeit des großen Königs angehörigen Fortschritten in Cultur und Bildung wendet der Verfasser seine Aufmerksamkeit zu, ohne jedoch die sich schon damals geltend machenden Keime eines sittlichen Verfalls namentlich in den höhern Ständen der Bevölkerung zu verkennen. Im sechsten Buche wird dann mit scharfen und wohlgelungenen Zügen der Verfall der alten Monarchie geschildert: zunächst die bigote, scheinheilige, innerlich entsittlichte und entsittlichende Regierung Friedrich Wilhelm's II., unter welcher Maitressen- und Günstlingswirthschaft das Land mishandelte; dann die Erbärmlichkeit der auswärtigen Politik, der vergebliche Versuch, dem immer gewaltigern Aufwogen der Französischen Revolution auch über Frankreichs Grenzen hinaus, Einhalt zu thun. In den folgenden Abschnitten, welche den völligen Zusammenbruch des alten Staats von der Niederlage bei Jena bis zu dem Tilsiter Frieden behandeln, sowie im siebenten Buche, welches Preußens

Wiedergeburt und die Befreiungskriege erzählt, beruht die Darstellung des Verfassers, wie sich von selbst versteht, namentlich auf den bekannten für diese Zeit grundlegenden Werken von Häusser, Beitzke, Droysen, Bernhardi u. a. Er entwirft nach ihnen in großen Zügen ein recht wohlgelungenes Bild der bedeutsamen Zeit. Doch haben sich auch hier in seine Darstellung mancherlei Ungenauigkeiten eingeschlichen; namentlich in den geographischen Angaben bei einigen wichtigen Schlachten finden sich Irrthümer, die von den localen Verhältnissen ein sehr schiefes oder ganz unrichtiges Bild geben. Die etwas unkritische Benutzung verschiedener Memoiren hat ebenfalls zu Unrichtigkeiten geführt: so tischt uns der Verfasser, indem er sich auf die Aufzeichnungen des in seiner erregten Phantasie wunderbare Dinge sehenden Bischofs Eylert beruft, noch das Märchen auf, wonach im Jahre 1809 eine förmliche die ersten Staatsmänner und Generale umfassende Verschwörung bestanden hätte, um den König zu entsetzen und den Prinzen Wilhelm als Inhaber des Thrones zu proclamiren.

Mit dem achten Buche, dem er den Titel „Die Verfassungsfrage" gegeben hat, tritt der Verfasser dann in die jüngste Vergangenheit Preußens ein, um seine Darstellung bis in die Kämpfe der Gegenwart zu leiten. Dieser Theil seines Werks ist es also, bei dem es ganz besonders auf Ueberwindung der oben näher erörterten Schwierigkeit ankommen mußte. Mit der Darstellung der auf die glorreiche Zeit der Freiheitskriege zunächst folgenden Jahre muß man sich einverstanden erklären: mit Recht wird darauf hingewiesen, daß Friedrich Wilhelm III. dem geistigen Aufschwung, den sein Volk infolge der Kämpfe der letzten Jahre genommen hatte, nicht congenial war, daß ihm das Verständniß fehlte für die gerechten Forderungen der neuen Zeit; es wird geschildert, wie die Feinde der Verfassungssache von Tag zu Tag mehr Einfluß bei ihm gewinnen, während die Männer, mit deren aufopfernder Hülfe allein es ihm gelungen war, seinen zusammenbrechenden Thron wiederaufzurichten, welche aber durch eine Verfassung die mit so großem Vortheil entfesselte Kraft des Volks auch für die Zukunft zum Heile des Staats rege und thätig erhalten wollten, mehr und mehr zurückgedrängt wurden und sich meistens endlich unmuthig aus dem Staatsdienst zurückzogen. Eine eigenthümliche Wendung aber nimmt die Auffassung des Verfassers da, wo er sich mit dem neuerwachenden literarischen und politischen Leben um das Jahr 1830 zu beschäftigen hat. Da kehrt er bisweilen Seiten heraus, welche man nach den bisher von ihm vorgetragenen Ansichten nicht erwartet hätte. Die Literaten der dreißiger Jahre behandelt er zuweilen mit einem gewissen frommen Entsetzen, wie er sich überhaupt bei der Beurtheilung der neuesten Phasen der preußischen Geschichte manchmal auf einen vorher nicht bemerkbaren streng christlichen Standpunkt stellt. Daraus erklärt sich denn freilich manches seiner übermäßig schroffen Urtheile: so will es uns doch gar zu schwarz gesehen erscheinen, wenn er als die „mehr oder weniger verhüllten Tendenzen" des Jungen Deutschland „Demagogie, Emancipation des Fleisches und des Geistes, Kosmopolitismus und Widerchristlichkeit" hinstellt, — wenn er von Heine's „Buch der Lieder" sagt: „Diese wunderbar schön schillernden Schlangen, die schlammvergnügt sich in den Schwanz beißen, unter den zarten, holden Blumen, die soviel süßes Gift hauchen, wer sah

sie nicht gern?" Aus diesem streng christlichen Standpunkt, von dem er die neueste Vergangenheit Preußens beurtheilt, erklärt sich denn auch des Verfassers nur schlecht verhehlte Antipathie gegen die Juden: in ihnen sieht er mit die Hauptträger der „revolutionären Keime", die sich im Laufe der dreißiger Jahre entwickeln. Dabei ist auch dieser Theil nicht frei von mancherlei zum Theil starken Irrthümern, was der Verfasser doch gerade hier um so mehr zu vermeiden hätte suchen sollen, als bei diesen ja noch von so vielen seiner Leser mit Bewußtsein durchlebten und im Gedächtniß gegenwärtig bewahrten Dingen eine Controle so leicht ist und auch eine kleine Ungenauigkeit schwerlich durchschlüpfen wird. Auf jeden Fall aber hätte das dem Verfasser nicht passiren sollen, daß er das berühmte Wort des Hrn. von Rochow vom „beschränkten Unterthanenverstand" statt an die Elbinger an die Elberfelder gerichtet sein läßt!

Bei der Darstellung des mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. sich zwischen Regierung und Volk entspinnenden Ringens wird man über den eigentlichen politischen Standpunkt des Verfassers nicht recht klar; dieselbe hat etwas Schwankendes, Unsicheres, Unfaßbares; nur über Einen Punkt, die Niederlagen der auswärtigen Politik, namentlich in der schleswig-holsteinischen Sache, spricht er offen und scharf sein Verdammungsurtheil aus. Daß er daher für die jüngsten Erfolge der preußischen Waffen in dieser so lange auf Deutschland und Preußen wie eine schwere Schuld liegenden Sache nur Lob und Preis hat, ist danach erklärlich und das wird ihm auch niemand zum Vorwurf machen. Ob er aber mit seiner Auffassung des parlamentarischen Kampfes um die Verfassung, wie er nun seit mehrern Jahren in Preußen noch ohne Entscheidung geführt wird, namentlich mit seinem geringschätzigen Urtheil über die Demokratie, welche diese Gelegenheit nur benutzt, „um eine Rolle zu spielen", — ob er damit recht haben wird, — nun, das wollen wir getrost der Zukunft und der in ihr zu erwartenden weitern Entwickelung der Dinge überlassen. Das aber wollen wir offen gestehen, daß wir von dem trotz mancher nicht unerheblichen Mängel und Schwächen im einzelnen im ganzen und großen doch aus einem tüchtigen Streben entsprungenen und immerhin anerkennenswerthen Buche mit einem sehr viel angenehmern Eindruck geschieden sein würden, wenn uns der Verfasser nicht noch mit seinen letzten Worten mitten hineinversetzt hätte in die verhängnißvollen Conflicte unserer Tage, wenn er sich dabei wenigstens auf dem objectiven Standpunkt erhalten und nicht mit einem offenen — man muß geradezu sagen Hohn gegen seine politischen Gegner geschlossen hätte. Nach der Erklärung, das eroberte Schleswig-Holstein müßte „in der einen oder der andern Weise an Preußen gebracht werden", schließt er mit dem — doch wol noch nicht zur Wahrheit gewordenen, etwas voreilig triumphirenden — Satze: „Dann erst kam auch die einheimische Demokratie, die noch kürzlich, das Parteiinteresse über das Staatsinteresse stellend, wider «Preußens Großmachtskitzel» unpreußisch geeifert, und dann über Bismarck's Erfolge sich geärgert hatte, um allen Credit. — —"

Wir möchten wol, wenn der Verfasser die Gegenwart so beurtheilt, das Bild der Zukunft kennen, das er hier am Schlusse seines Werks hinter zwei Gedankenstrichen versteckt! H. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

Mitte Mai 1865.

E. C. Alles deutet darauf hin, daß die Frage der stehenden Armeen nächstens einer gründlichen Beleuchtung von seiten der Völker unterzogen werden wird. Der bewaffnete Friede, der mit der Büchse im Arm das Feld bestellt und auf einer Kanone schläft, wird nachgerade allen Nationen unerträglich. In Frankreich, in Preußen und Oesterreich hat man soeben die Militärdebatten geschlossen und selbst in dem gloirebegierigen Frankreich, wo die ehrenwerthe Schar der „Mamluken" jede Regierungsvorlage mit unbegrenzter Bereitwilligkeit votirt, hat diesmal eine überraschend starke Minorität für die Verminderung der Aushebungsziffer gestimmt. Wenn so etwas in Paris geschieht, wer will sich über den Ausgang der Budgetdebatten in Wien und Berlin wundern? Hier wie dort hat die Volksvertretung alle ihre Abstriche aufrecht erhalten; in Berlin trotz der verführerischen Annexionsperspective, welche vom Ministertisch aus als Blendspiegel verwendet ward, in Wien trotz der eindringlichen Versicherungen des Kriegsministers, die von der Regierung bewilligte Reduction gehe bereits bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit und ein weiterer Abstrich sei einfach nicht durchführbar. Darum zweifeln wir auch gar nicht daran, daß es unsere Regierung gerade so machen wird wie die berliner, mit der sie neuestens ungeachtet der kieler Hafenfrage und der Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände auf ganz leidlichem Fuße steht. Sie wird so viel ausgeben, als sie für nothwendig hält, und damit Punktum. Unsere Regierung hat dabei einen Entschuldigungsgrund, der jedem halbwegs praktischen Menschen einleuchtet. Das Budget für 1865 ward dem Abgeordnetenhause im December 1864 vorgelegt und man hätte glauben sollen, es würde in zwei bis drei Monaten durchberathen werden. Statt dessen sind die Abgeordneten noch jetzt nicht damit fertig, und man muß fürchten, daß es ganz unmöglich sein wird, das Budget für 1866 rechtzeitig einzubringen. Die Debatte im Hause selbst hätte nicht gar so lange gedauert, aber in die Ausschüsse hat sich der Misbrauch eingeschlichen, Vorparlament zu spielen. Im Finanzausschuß z. B. wurden mehr Reden gehalten als im Hause. In allen andern Parlamenten sind die Ausschüsse eine Art von Bureaux, in denen das Material verarbeitet und der Feldzugsplan festgestellt wird, bei uns dagegen geriren sie sich als oratorische Clubs. Unsere Abgeordneten haben der Mehrheit nach den besten Willen. Schade nur, daß sie auch die besten Lungen haben. Es wird entsetzlich viel bei uns geredet; statt daß ein Hauptredner von jeder Partei, jeder Fraction auftritt und in erschöpfender Weise spricht, besteigt die ganze Partei Mann für Mann die Tribüne. Möchte doch einmal eine allgemeine Heiserkeit über unsere Abgeordneten kommen, aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Gang der Verhandlungen dadurch wesentlich beschleunigt werden. Aber nein, im Gegentheil, man würde die Sitzungen dann wahrscheinlich so lange vertagen, bis sämmtliche Kehlen wiederhergestellt wären.

Bei alledem war der Kampf um das Militärbudget merkwürdigerweise

nicht besonders hitzig. Der Ton, den Kriegsminister von Frank anschlug, klang ruhig, heiter, fast humoristisch; die Debatte selbst verlief jedenfalls ein gut Theil anständiger als in Berlin, wo man sich gegenseitig Eidbruch und Unverschämtheit vorwarf. Desto heißer tobte das Gefecht um den sogenannten „Dispositionsfonds". Indem hier nicht die Sache bekämpft ward, sondern die Personen, entfalteten die Herren von der Opposition eine außerordentliche Malice gegen die unglücklichen Officiösen. Einigermaßen spaßhaft nahmen sich dabei die immer und immer wiederkehrenden Behauptungen aus in Betreff des glänzenden Einkommens, das die Regierungsjournalisten angeblich genießen; unsere Volksvertreter scheinen danach über die Verwendung des Dispositionsfonds keine genauen Erkundigungen eingezogen oder überhaupt keinen rechten Begriff von der ganzen Sachlage zu haben. Die Hälfte des Fonds, der in frühern Jahren eine halbe Million betrug, wird gar nicht für Preßzwecke verwendet, von dem Rest geht ein starkes Drittel als Unterstützung an verschiedene großdeutsche Journale in diversen deutschen Vaterländern ab, und die kleine Summe, welche danach übrigbleibt, beziehen die hiesigen Officiösen. Dabei kommt es zuweilen noch vor, daß sich unter den letztern ein „smarter" Geschäftsmann findet, der die Regierung um einige tausend Gulden prellt und sich für obligates Nichtsthun bezahlen läßt; wir haben solche Fälle erlebt, und das Ende vom Liede war dann noch gewöhnlich, daß ebendiese Individuen, nachdem sie auf Kosten des Dispositionsfonds sich ein Ränzlein angemästet, mit fliegender Fahne zur äußersten Opposition übergingen und der Regierung ein Schnippchen schlugen. Im ganzen jedoch beziehen die Officiösen für ihr saures und undankbares Geschäft höchst unbedeutende Gehalte, und mancher von ihnen könnte mit Buttler im „Wallenstein" fragen: „Dank vom Hause Oesterreich?" Die meisten Oppositionsmänner stehen sich jedenfalls besser, wie es denn auch gewiß nicht blos ihre ersparten Diäten sind, von denen sie Staatspapiere kaufen und Häuser bauen. Das hiesige Publikum trägt sich mit allerhand boshaften Geschichten, woher es kommt, daß einzelne Redner der Linken so feurig zu sprechen wissen, sobald es sich um diese oder jene Eisenbahn, Bank oder dgl. handelt. Die Opposition ihrerseits verschmäht es zwar, derlei — voraussichtlich erdichtete — Gerüchte zu entkräften, gibt dagegen sehr deutlich zu verstehen, als ob unter den Inhabern unserer curulischen Stühle etwelche wären, die etwa keine Ursache hätten, diese Dinge zur Sprache zu bringen. Es wäre sehr traurig, wenn beide Theile recht hätten. Gewiß ist die Corruption der eigentliche Sarg der Freiheit, wie überhaupt jeder gesunden politischen Entwickelung; damit jedoch, daß der Dispositionsfonds von einer halben Million auf 200000 Fl. vermindert wird, schafft man sie nicht ab, heilt man nicht den Krebsschaden, an dem unsere österreichischen Verhältnisse kranken.

Die Regierung nimmt ihre Niederlage, wie ich schon sagte, auf die leichte Achsel. Und warum auch nicht? Da unser Ministerium der Majorität nicht weicht, so braucht es auch keine Majorität. Zudem hat man kaum Zeit, über die Abstriche nachzudenken, indem man schon wieder bis über die Ohren in zwei andere Angelegenheiten vertieft ist, deren Wichtigkeit auf der Hand liegt: die ungarische Frage und die Handelsfrage. Ueber beide wird Tag für Tag debattirt, berathen und beschlossen; man schmeichelt

sich, die erstere ganz, die letztere wenigstens theilweise, d. h. was den Handelsvertrag mit England betrifft, in einem für Oesterreich günstigen Sinne zu lösen. Die Einberufung des ungarischen Landtags ist für den Monat October, spätestens November festgesetzt; gleichzeitig wird auch der kroatische tagen. Alle Hebel werden in Bewegung gesetzt, und eine große Partei in Ungarn wünscht in der That aufrichtig eine endliche Verständigung. Gegenüber dem erhabenen Ziele, die Anerkennung der Februarverfassung jenseit der Leitha endlich durchzusetzen und leibhaftige Magyaren in Schnurröcken und Sporenstiefeln, mit engen Hosen und steifgewichsten Schnurrbärten in das Haus am Alserglacis eintreten zu sehen, diesem Ziele gegenüber sieht man in den Abstrichen des Abgeordnetenhauses nur eine kleinliche Nergelei, um die man sich nicht weiter zu kümmern braucht. Selbst der Kriegsminister von Frank läßt sich durch die fünfthalb Millionen, die ihm von dem Abgeordnetenhause gestrichen wurden, die gute Laune nicht verderben; in der Herrengasse, denkt er vermuthlich, sitzt das Herrenhaus, und dieser vortreffliche Factor der gesetzgebenden Gewalt wird seine gewohnte Liebenswürdigkeit ja auch diesmal nicht verleugnen.

Machen wir es denn wie er, schlagen wir uns ebenfalls die Grillen aus dem Kopf und suchen wir uns im Theater von der Last des Tages zu erholen. Zwar die italienische Oper dürfen wir dann nicht besuchen; dieselbe schleppt sich mühsam unter fast gänzlicher Theilnahmlosigkeit des Publikums dahin. Die lange in Reserve gebliebene Primadonna Signora Galetti-Gianoli hat den gehegten Erwartungen durchaus nicht entsprechen; als Sängerin wie als Darstellerin gleich mittelmäßig, zeichnet sie sich nur durch ein Embonpoint aus, das mehr merkwürdig als schön ist. Auch die neue Verdi'sche Oper „La Forza del destino“ in der Signora Galetti in Männerkleidern auftrat, fand nur eine kühle Aufnahme; der Componist hat keine Erfindung mehr, seine Originalität ist erschöpft und vergebens sucht er diesen Mangel durch sorgfältige Technik zu verdecken. „La Forza del destino“ enthält viele fleißig gearbeitete Recitative, nur selten stoßen wir auf jene Trivialitäten, die sich in den ältern Verdi'schen Opern so breit machen, dagegen findet sich auch in der ganzen Oper nicht Eine Nummer, welche den Hörer ergreift und hinreißt, es ist alles sehr elegant, aber auch sehr kühl. Dazu kommt, daß das Textbuch der Oper von dem bekannten Piave ein wahres Ungethüm ist. Gleich im ersten Acte stirbt der alte Marchese von Calestrara durch eine Pistole, welche zufällig losgeht. Die zwei folgenden Acte spielen theils in einem Mönchskloster, in das sich höchst merkwürdigerweise die Tochter des Marchese begibt, theils im Feldlager in Italien, wo der Sohn des Erschossenen den vermeintlichen Mörder sucht. Dieser, von den Inkas in Peru stammend, geht ebenfalls ins Kloster; im letzten Acte tödtet er im Zweikampf seinen racheschnaubenden Schwager in spe, der seinerseits wieder, schon sterbend, seine Schwester ersticht, worauf sich der Inkasprößling vom Felsen herabstürzt. Das Publikum nahm den Text auf, wie er es verdiente, der Vorhang fiel unter schallendem Gelächter, und so wird die Oper bei uns natürlich dasselbe Schicksal haben wie in Paris und Petersburg — man wird sie bald zu den Todten legen können.

Das Burgtheater erfreute uns mit E. Augier's „Fils de Giboyer“, der hier den etwas gezwungenen Titel „Der Pelikan“ erhielt. Augier hat

mit diesem Stücke vielleicht sein Bestes geleistet, und obwol die deutsche Bearbeitung manche Schärfen und Spitzen des Originals abgeschliffen hat, so bleibt doch noch immer eine beißende Satire auf die ultramontane Partei übrig. Bitterer und treffender ging ihr kaum ein anderer moderner Dichter zu Leibe, und ist es daher nur ganz in der Ordnung, daß sie Zeter schreit über das Stück. Der Held desselben, der aus den „Effrontés“ bekannte Giboyer, ist allerdings ein schlechter Kerl, dennoch wirkt es sehr komisch und entspricht zugleich allen sittlichen Anforderungen, wie er, durch seinen Sohn gebessert, den Ultramontanen seine Stelle als Redacteur ihres Hauptblattes vor die Füße wirft, um fortan als ihr gefährlichster Gegner aufzutreten. Der alternde Mann erinnert sich nach einem wildbewegten, vorwurfsvollen Leben seiner ersten Liebe, der Freiheit und Wahrheit, und kehrt reuig unter ihre Fahnen zurück. Dies versöhnt uns einigermaßen mit ihm, und die moralischen Bedenken, die etwa noch übrigbleiben, verstummen vor dem glänzenden, von Witz und Geist sprühenden Dialog. In solchen Dingen sind die Franzosen wirklich Meister und könnten unsere deutschen Lustspieldichter in dieser wie in andern Beziehungen unendlich viel von ihnen lernen. Freilich, unter welchen Verhältnissen schreibt der Franzose und unter welchen muß der Deutsche schreiben! Zwei, drei gelungene Bücher oder Stücke sichern dem pariser Schriftsteller eine behagliche Existenz, die Koryphäen wohnen sämmtlich in eigenen Häusern und bewegen sich nur in der feinsten Gesellschaft; sie kennen die Welt, die sie schildern sollen und müssen, aus langjähriger Gewohnheit und eigener täglicher Erfahrung. Unsere deutschen Poeten dagegen — aber hier lassen Sie mich abbrechen, da ich nicht gern bitter werden möchte, besonders wo es sich um ein Elend handelt, das jedermann kennt, das jedermann beklagt und das bei alledem doch stets dasselbe bleibt.

Notizen.

Die zwei neuesten Bändchen der dramatischen Dichtungen von Paul Heyse enthalten die Trauerspiele „Maria Mancini“ und „Hadrian“ (Berlin, Wilhelm Hertz), die bisher noch nicht den Weg auf die deutschen Bühnen gefunden haben. Ein neues didaktisches Gedicht in drei Gesängen: „Die Schöpfung“, ist von Rafael Finckenstein veröffentlicht worden.

J. J. Honegger's kürzlich erschienenes Werk: „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts“ (Leipzig, J. J. Weber) ist namentlich durch seine Studien über die neuere französische Poesie empfehlenswerth.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.

Von

Robert Giseke.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: **Der Hochmeister von Marienburg.** (1410.) Romantisches Drama in vier Aufzügen. — **Der Burggraf von Nürnberg.** (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — **Ein Bürgermeister von Berlin.** (1442—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Soeben erschien:

Jacob Asmus Carstens. Vortrag, gehalten am 6. März 1865 von **Herman Grimm.** Grösstes Octavformat. Velinpapier $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift **„Ueber Künstler und Kunstwerke“**, von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für obigen Preis einzeln abgegeben wird.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in **Berlin.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Das soeben erschienene fünfte Heft enthält:

Dante in Deutschland. Von Theodor Baur. — **Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864.** Dritter Artikel. — **Die Pfahlbauten.** Erster Artikel. — **Adel und Volk in Japan.** — **Die Lage der dramatischen Dichter in Deutschland.** — **Feuilleton** (Nekrologe. Theater. Erd- und Völkerkunde).

Preis jedes Heftes 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 22. 1. Juni 1865.

Bogislaw XIV., der letzte Pommernherzog.

Von
H. Waehle.

I.

Nach dem Tode Bogislaw's X. (30. Sept. 1523), desjenigen Fürsten, der zuletzt über ganz Pommern geherrscht hatte, wurde das Herzogthum in die zwei Linien Stettin und Wolgast getrennt, und fast hundert Jahre mußten vergehen, zahlreiche Schicksalsschläge mußten das Land, viele unvermuthete Todesfälle das fürstliche Haus treffen, bevor die getrennten Landestheile wieder unter der Hand eines pommerschen Fürsten vereinigt wurden — und durch eine eigenthümliche Fügung war dieser dann der letzte aus pommerschem Stamme, der überhaupt über Pommern regierte. Zunächst nach Bogislaw's X. Tode hatten dessen beide Söhne Georg und Barnim die Regierung gemeinschaftlich übernommen; als Georg 1532 starb, wurde eine Landestheilung vorgenommen, allerdings zunächst nur auf 8 Jahre, um zu versuchen, wie Land und Fürsten sich dabei stünden. Bald darauf jedoch, im Jahre 1540, wurde zur definitiven Erbtheilung geschritten, und zwar erhielt Barnim Stettin und Philipp Wolgast.

Nachdem nun im Jahre 1606 Bogislaw XIII. von Stettin gestorben, folgte ihm Philipp II., als der älteste Sohn, in der Regierung. Doch

starb auch er bereits 1618, da seine Gesundheit durch die Trauer über den Tod seines geliebten Bruders Georg untergraben war. Da nun Philipp keine Kinder hinterlassen, so übernahm Franz, bis dahin Bischof von Kammin, die Regierung von Stettin. Allein auch ihm war nur eine kurze Regierung beschieden; dem Anscheine nach völlig gesund, erkrankte er, nach beendigter Mahlzeit, plötzlich, und verschied drei Tage darauf am 27. Nov. 1620. So übernahm denn Bogislaw XIV., seit 1615 mit Elisabeth, Herzogin zu Schleswig, vermählt, als Nächstberechtigter von Rügenwalde, seinem Herrschersitze, herbeigeeilt, die Regierung, indem er seinem einzigen noch vorhandenen Bruder Ulrich, dem Bischof, diejenigen Aemter einräumte, welche er selbst bisher innegehabt hatte. Allein auch Ulrich starb nach wenigen Jahren (1622) ohne Hinterlassung von Leibeserben, und so fiel Bogislaw auch das Bisthum Kammin zu, das ihm anfangs von der wolgastischen Linie war streitig gemacht worden.

Bange Sorgen empfingen den rechtlich gesinnten, wohlmeinenden, aber furchtsamen Fürsten überall, wohin er blickte. Die Gefahr, die damals den Protestanten von der siegenden katholischen Partei drohte, wurde immer dringender, und so gern Bogislaw sich von den Welthändeln zurückgezogen hätte, so mußte er sich doch endlich im Jahre 1623 entschließen, theil an den Vertheidigungsanstalten des obersächsischen Kreises zu nehmen und ein Regiment Fußvolk nebst 800 Reitern dazu zu stellen. Aber selbst nur diese kleine Truppenmacht aufzubringen, war mit großen Schwierigkeiten verbunden, indem die Städte sich nur höchst ungern zur Ausrüstung derselben entschlossen. Auch mußten die Truppen schon nach drei Monaten wieder abgedankt werden, weil die Städte, in deren Gebiet die bösen Gäste bis zur Musterung zusammenliefen, mit den Störungen, die sie veranlaßten, nicht zufrieden waren. Zu derselben Zeit wurde aber Pommern durch mancherlei andere Unfälle hart bedrängt, von denen die Kipperei und Wipperei dem Lande besonders schwer fiel. Die Verfälschung der Münzen wurde damals so arg betrieben, daß der Handel in Pommern beinahe völlig aufhörte. Dadurch entstand ein Mangel an Lebensmitteln, der eine Theuerung, ja in manchen Gegenden sogar Hungersnoth verursachte und wiederum Aufstände zur Folge hatte, die eine große Zerrüttung nach sich zogen. Zwar setzte Herzog Bogislaw nach dem Beispiel des Herzogs zu Wolgast die Münze herab, allein das Uebel wurde dadurch, wenn auch etwas gemindert, doch keineswegs gehoben. Dazu erheischten Geldforderungen, Entlastung der Kammerschulden, die im Herbst 1624 schon über 300000 Fl. betrugen, und andere Dinge dringend einen Landtag, gegen dessen Berufung Bogislaw sich bisher gesträubt hatte weil er nach altem Brauche verpflichtet war, die Kosten der Zusammen-

kunft zu bestreiten. Dennoch würde er dem unabweislichen Verlangen der Landschaft endlich haben nachgeben müssen, ja er selbst war bereits geneigt dazu, als ihm durch den Tod des Herzogs von Wolgast auch die Regierung dieses Landestheils zufiel. Philipp Julius nämlich war schon im Jahre 1622 so krank, daß die Aerzte von Greifswald ängstliche Berathungen über ihn hielten. Dennoch ließ er ihre Warnungen, nicht zu spät und zu lange bei der Abendtafel zu sitzen und sich den Magen nicht mit Speise und Trank zu überladen, unbeachtet, ja er gab ihnen höhnisch zur Antwort: „Auf den Pantoffeln den ganzen Tag zu gehen und vor Faulheit keine Schuhe oder Stiefeln anzuziehen, seien Seine Fürstliche Gnaden wie etliche der Medicorum nicht gewohnt. Den Aquavit mögen die Herren Medici unterweilen wohl so gerne als Seine Fürstliche Gnaden trinken.“ So halfen ihm nicht Reisen, nicht Veränderung der Luft; er, der einst so starke, ritterliche Mann, erlag kinderlos, als der vorletzte seines Stammes, am 6. Febr. 1625 zu Wolgast.

Nach der Beerdigung desselben ließ Bogislaw den Landständen zu Wolgast ein Memorial überreichen, in welchem er ihnen vorstellte, daß er allerdings genöthigt sein würde, die Regierung anzutreten, da ihm vermöge der Erbfolgeordnung die wolgastischen Länder zugefallen wären, andererseits jedoch fühle er sich abgeschreckt sowol durch die hohen, übermäßigen Schulden, mit denen die Landrentei beladen wäre, als auch durch den betrübten Zustand, in welchem die fürstlichen Tafelgüter und andere zu den fürstlichen Einkünften gehörigen Gefälle sich befänden, und überlasse der Fürst der reiflichen Ueberlegung der Stände, wie diesen Uebeln abzuhelfen sei. Die Landstände, nicht wenig verwundert über die vorhandenen Schulden, da sie dieselben ja bereits im Jahre 1614 bezahlt hätten, baten, daß eine Visitation der Aemter stattfinde und überhaupt Einschränkungen in dem Haushalte eingeführt würden. Mit dieser Antwort begnügte sich vorläufig der Fürst und übernahm, da die besorglichen und gefährlichen Zeitumstände nicht erlaubten, das Land ohne Haupt zu lassen, die Regierung des wolgastischen Herzogthums.

Jetzt entstand aber die wichtige Frage, ob die beiden bisherigen Regierungen vereinigt werden sollten, oder ob ein jedes Land unter einer besondern Regierung bei seiner vorigen Verfassung verbleiben könnte. Zwar wurde von den verständigsten unter den Landesberathern, auch von den Abgeordneten Stralsunds, darauf hingewiesen, wie nothwendig die Aufhebung der getrennten Regierungen, wie ersprießlich die Zusammensetzung einer Regierungsgewalt für beide Orte sei. Allein die Liebe zum Alten, die Bequemlichkeit, das Vorurtheil, verbunden mit dem Eigennutz einzelner, die dann hätten weichen müssen, war zu groß, als

daß die Vereinigung hätte zu Stande gebracht werden können. Ein Jahr später (1627) allerdings, als man einsah, daß in den gefährlichen Zeiten Einheit in Regierungsangelegenheiten nothwendig und daß, wenn die Räthe der beiden Regierungen sich nicht bei dem Landesfürsten aufhielten, die Weitläufigkeit sehr groß und die Widersprüche nur häufiger wurden, ward ein besonderer oberer Rath in beiden Regierungen zur Besorgung der Reichs-, Kreis-, Landes- und fürstlichen Angelegenheiten eingesetzt. An seine Spitze trat als Director und Präsident der bisherige Statthalter im Stifte Kammin, Paul Damitz, ein Mann, der schon früher hohe Aemter bekleidet hatte, zu wichtigen Gesandtschaften an den kaiserlichen Hof mit großem Ruhme gebraucht worden war und sich in Reichs- und Landessachen eine große Erfahrung erworben hatte.

Inzwischen wurde die Kriegsnoth immer dringender. Schon war Tilly, der siegreiche Heerführer der Liga, in Niedersachsen eingerückt, Wallenstein hatte für den Kaiser ein zahlreiches Heer geschaffen und die Truppen des Grafen von Mansfeld streiften bis an die Ukermark. Unter diesen Umständen hatte der Herzog dann darauf gedrungen, daß eine ansehnliche Summe Geldes zusammengebracht, ein Aerarium angeordnet und ein Kriegsrath aus den fürstlichen Räthen und den drei Ständen der Landschaft niedergesetzt werde. Allein die Ritterschaft und die Städte konnten sich wegen der Besteuerungsart nicht einigen. Endlich hatte man wenigstens die Grenzörter, Festungen, Pässe und Häfen besichtigen lassen. Die Commission erklärte indessen, daß zur Besetzung aller Pässe eine so große Armee gehören würde, wie sie schwerlich im Lande würde aufgebracht werden können; man möchte daher nur die Hauptpässe besetzen, außerdem die Häfen und Einfahrten bei Wolgast, Kolberg und in den Oderstrom. Doch solle auch dazu nicht fremdes Volk benutzt werden, vielmehr sollten die Städte das Fußvolk und die Ritterschaft die Reiterei stellen. Bogislaw bot also seine Unterthanen auf, sich bereit zu halten, und mahnte die Städte, ihre Befestigungswerke in wehrhaften Stand zu setzen. Vielfach wurde hin- und herberathen, das schadenfrohe Bestreben der Stände jedoch, einer dem andern möglichst viel Nachtheil aufzubürden, ließ es zu keinem gedeihlichen Resultate kommen.

So war die Gefahr im Innern des lockern Staatenverbandes schon beunruhigend genug, als noch eine besondere Gefahr hinzutrat, welche Pommern vorzugsweise bedrohte. Der König von Schweden nämlich, Gustav Adolf, hatte mit Polen Krieg angefangen; zwei mächtige Kriegsheere standen in Preußen an Pommerns Grenzen, auch in Mecklenburg waren 1000 Mann zu Fuß und zu Roß versammelt, welche, wie man vermuthete, der König von Schweden durch Pommern nach

Polen marschiren lassen wollte. Die Verstattung des Durchzugs bedurfte aber nach den Reichstagsabschieden einer besondern Einwilligung des Kaisers, der noch vor kurzem in einem Edicte die Durchlassung fremder Truppen untersagt hatte. Andererseits stand man mit Schweden in gutem Vernehmen und fürchtete, dasselbe aufs Spiel zu setzen, da die Macht und das Glück des Königs von Schweden groß war. So beschloß der Ausschuß denn, den Herzog Bogislaw zu bitten, den Durchzug abzuschlagen und, um einen gewaltsamen Durchzug zu verhindern, die Grenzpässe zu besetzen und das Landvolk dazu aufzubieten. Sollte man dazu zu schwach sein, so möge man sich in Unterhandlungen einlassen, einzelne durchziehende Truppen müsse man unbemerkt lassen und sich damit entschuldigen, daß man nicht gewußt, in wessen Dienst sie treten wollten. In der That wurden zur Besetzung der Grenzen die lehngesessene Ritterschaft sowie die Städte zur Folge aufgeboten. Von beiden erschienen die Truppen nur in sehr geringer Anzahl; dennoch hatte selbst diese kleine Zahl (es scheinen kaum 400 Mann gewesen zu sein) die Folge, daß die schwedischen Mannschaften ihren Weg an der Grenze der mecklenburg-strelitzschen und brandenburgischen Lande nahmen, worauf sie dann später von den Polen vernichtet wurden.

So war dieses drohende Gewitter denn allerdings schneller vorübergegangen, als es den Anschein gehabt; doch hinterließ es Folgen, die bald schreckliches Verderben über Pommern verbreiteten. Die kaiserlichen Truppen benutzten das Geschehene nämlich als Vorwand, auch für sich den Durchmarsch zu verlangen, der König von Schweden aber schrieb das Unglück, welches seine Truppen betroffen, dem Widerstande des Herzogs zu, sie geradewegs durch Pommern marschiren zu lassen.

Als endlich im Februar 1627 der lange vorbereitete Landtag in Stettin seinen Anfang nahm, betraf die wichtigste Proposition wieder das Werk der Vertheidigung. Aber so wichtig dieselbe in den damaligen höchst bedenklichen Zeitumständen auch war, so wurde sie doch nur mit sehr schwachem Eifer und sehr geringem Patriotismus betrieben. Durch verschiedene gnädige Briefe des Kaisers hatten Bogislaw und die Stände sich in den süßen Traum einwiegen lassen, daß Pommern in ungestörter Neutralität würde verbleiben können; treuherzig wie er war verließ der Herzog sich auf die freundschaftlichen Versicherungen des Kaisers, daß sein Land von aller Kriegsgefahr und aller Einquartierung durch kaiserliche Truppen verschont bleiben solle. So hielten der Herzog und die Stände die Gefahr, die ihnen schon ganz nahe war, noch weit entfernt, und statt zur Rettung des Landes zweckdienliche Beschlüsse zu fassen, wurden von der Ritterschaft und den Städten jene alten eifersüchtigen Klagen, daß von jedem Stande zu viel gefordert

werde, wieder hervorgeholt. Mit vieler Mühe vereinigte man sich endlich dahin, daß, da die Gefahr noch weit entfernt sei und da man ja neutral bleiben könne und wolle, es vorläufig bei der zu Roß und zu Fuß aus dem Lande gehörigen Folge und deren Diensten verbleiben sollte; erst wenn die Noth es erfordere, solle dieselbe verstärkt werden.

Aber das Unwetter brach rascher über Pommern herein, als man vermuthet hatte. Der Herzog von Holstein, Friedrich, der dem König von Polen gegen Schweden Hülfe zugeführt hatte und nun, da zwischen Polen und Schweden Friedensunterhandlungen angeknüpft waren, sich mit der in Mecklenburg und Brandenburg liegenden kaiserlichen Armee vereinigen wollte, bat den Herzog Bogislaw um den Durchmarsch. Bogislaw schlug das Gesuch ab, mußte sich aber doch endlich dazu verstehen, den Truppen von der Grenze Polens durch die Stadt Stettin den Durchzug zu erlauben. Als aber der Herzog von Holstein durch Stettin gekommen war und Pasewalk erreicht hatte, blieb er mit seinem Corps stehen. Um diese Zeit waren auch die Unterhandlungen wegen Aufnahme einer kaiserlichen Armee in Pommern angeknüpft worden, und jetzt erst sah man ein, daß des Kaisers oft wiederholte Versicherungen, so lange schon gegeben, nur glatte Worte gewesen waren; man erkannte, daß es dem Kaiser hauptsächlich darauf ankam, dem König von Schweden allen Beistand abzuschneiden, die Zuführung neuer Truppen zu verwehren, die Seeküsten und Seehäfen aber für sich selbst in Besitz zu nehmen, damit jener nirgends in Deutschland landen könne.

Herzog Bogislaw, der noch immer das Vertrauen auf die kaiserlichen Schreiben und gnädigen Versicherungen nicht ganz aufgegeben hatte, befand sich in der Mitte des October in Wolgast, wohin er einige Landstände gefordert hatte. Hier wurde von einigen Hofleuten die Lust zu einer Reise nach Franzburg in ihm rege gemacht. Zwar riethen andere ab, indem sie ihn darauf aufmerksam machten, Franzburg sei der mecklenburgischen Grenze zu nahe; leicht könnten von den dortigen kaiserlichen Befehlshabern Anforderungen an ihn gestellt werden, die dort nicht gut abzulehnen seien, und es sei daher am besten, sich nach Stettin zu begeben. Aber diese Vorstellungen wirkten nicht; von wenigen Vertrauten begleitet, begab Bogislaw sich in das Bad nach Franzburg. Kaum war er dort angelangt, so kam, noch am Abend desselben Tages, der kaiserliche Oberstlieutenant Bindhof mit dem Auftrage von seinem Feldherrn Arnim an, daß der Herzog zehn Regimenter kaiserlicher Völker auf wenige Wochen in Pommern aufnehmen möchte; eine Stunde später erschien der Oberst Chotek mit demselben Verlangen. Der Herzog befand sich in der größten Verlegenheit, durch Bewilligung

der Einquartierung fürchtete er den Feinden die Waffen gegen sich in die Hände zu geben, und selbst dieses durfte er ohne Rath und Genehmigung der Landstände nicht bewilligen. Nun ließ er zwar sofort diese nebst den stettinschen Land- und Hofräthen auf den 5. November nach Wolgast berufen, doch blieben alle seine Vorstellungen bei den kaiserlichen Anführern fruchtlos; der Oberst Arnim fuhr fort, auf die Aufnahme der kaiserlichen Truppen in Pommern zu dringen, und schon am 4. November sah der Herzog Bogislaw ein, daß er dies nicht würde abwenden können, da die Truppen schon bis Damgarten vorgerückt waren. Nicht einmal zwei Tage wollte Arnim noch Frist geben; schon drohte er mit Gewalt einzubrechen, und so blieb Bogislaw denn nichts übrig, als mit Arnim eine Capitulation abzuschließen, wobei abgemacht wurde, daß nur deutsches oder doch größtentheils deutsches Kriegsvolk einquartiert werden und daß dem Herzog Bogislaw die Anordnung und Anweisung der Quartiere überlassen bleiben sollte. Die Städte mußten freilich zur bessern Aufrechthaltung der Disciplin die Last der Einquartierung tragen; darum bemühte sich besonders Stralsund, sich durch eine Geldsumme von der Einquartierungslast loszukaufen. Arnim forderte dafür die Summe von 150000 Thlrn., Stralsund wollte jedoch nur 100000 geben. Durch diese Unterhandlung zog sich die Stadt Bogislaw's lebhafteste Unzufriedenheit zu, indem er meinte, Stralsund habe nicht das Recht, besondere Unterhandlungen über einen Punkt anzuknüpfen, in Betreff dessen ihm allein die Competenz zustehe. Indessen einigten sie sich endlich dahin, daß Bogislaw der Stadt die Befreiung von aller Einquartierung gegen Zahlung der auf sie fallenden Quote versprach.

Fichte's erster Aufenthalt in Königsberg.

Von

Rudolf Reicke.

II.

Wir folgen Fichte nach Krockow, wohin er wahrscheinlich zu Neujahr 1792 kam; denn die Vorrede zur „Kritik aller Offenbarung" trägt noch das Datum Königsberg im December 1791, der erste Brief Fichte's an Kant aus Krockow aber ist vom 22. Januar 1792 datirt. Ihm war bange, wenn er, der schlichte Bauernsohn, an sein früheres Verhältniß zu dem gräflichen Hause in Warschau zurückdachte. Doch verzagte er nicht und fand sich hinlänglich belohnt für das bisherige Misgeschick durch eine unerwartet freundliche Aufnahme, besonders von seiten der Gräfin, einer durch mannichfache Erfahrungen gebildeten Frau und Ver-

ehrerin Kant's, sodaß er bald mehr als ihr Freund denn als ihr Untergebener erschien. Wie der Biograph berichtet, scheint die Anschauung dieser durch sich selbst gebildeten Frau so anregend auf Fichte gewirkt zu haben, daß er mit dem Gedanken umging, über weiblichen Charakter und seine Ausbildung zu schreiben, ein Thema, dem er auch später noch seine Theilnahme gern zuwandte, wie der im zweiten Theil von „Fichte's Leben und Briefwechsel" S. 455 mitgetheilte Brief an *** „Ueber weibliche Erziehung" aus dem Jahre 1812 beweist. Wie warm das Herz der Gräfin für diesen Gedanken begeistert war und wie sehr sie sich bestrebte, ihn zu verwirklichen, ersehen wir aus ihrer Schrift: „Pädogogische Ideen von Luise Gräfin von K. Herausgegeben vom Grafen von Lehndorf, königl. preuß. Kammerherrn, Dr. der geistl. und weltl. Rechte, Mitglied der königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg ꝛc. Mit dem Bildniß der Verfasserin" (Berlin 1793), die in weniger als Jahresfrist vergriffen war. Ihr patriotisches Gefühl, ihr vertrauensvoller Muth, mit dem sie sich der bis dahin sehr vernachlässigten Bildung des weiblichen Geschlechts annahm, fand bei den Recensenten alle Anerkennung. Dennoch erhielt der ihrem Geschlechte in 18 Paragraphen mitgetheilte „Plan zur Errichtung einer Erziehungsanstalt der vaterlandsliebenden Damen für ganz arme Töchter des Adels und bürgerlicher rechtschaffener Staatsbeamten" keine Unterstützung. Obwol ihr Vorschlag an die Frauen, sich alles überflüssigen Putzes zu enthalten und die dadurch ersparten Kosten diesem wohlthätigen Zwecke zuzuwenden, an sich so einfach und ausführbar schien, so scheiterte er doch an der mangelnden Energie der Damen selbst. Auch ihr wiederholter Vorschlag in einer zweiten Auflage ihres Buchs unter dem veränderten Titel: „Wohlthätige Vorschläge zur Erziehung hülfloser Mädchen aller Stände von Luise Gräfin von Krockow, geb. v. Göppel. Mit Kupfern von Chodowiecki. Auf Kosten der Verfasserin zum Fonds eines Erziehungsinstituts" (Berlin 1787), scheint keinen bessern Erfolg gehabt zu haben.

Diese Erinnerung an die Verfasserin und ihre Schrift, die wol längst vergessen ist, möge uns die würdige Gräfin als die Frau zeigen, die, wie Fichte von Krockow aus an Kant den 6. August 1792 schreibt, „die Hochachtung aller Welt verdient und in deren Hause er so glückliche Tage verlebte". Man wird nach dem Mitgetheilten zugleich sehr begreiflich finden, wie Fichte einen Gedanken, wenigstens vorübergehend, lieb gewinnen konnte, der mit dem von seiner gräflichen Freundin behandelten Gegenstande nahe verwandt war, und gewiß würde er, wenn er seinen Plan ausgeführt hätte, über weiblichen Charakter und seine Ausbildung zu schreiben, seine Ansicht darüber so entwickelt haben, wie er sie noch 1812 in dem obenerwähnten Briefe an *** andeutete,

wenn er sagt: „Erziehe man nur im Mädchen den Menschen, der ja ohne Abbruch in ihr ruht. Als Weib wird dieser vollkommen ausgebildete Mensch sich schon von selbst und ohne weiteres Zuthun der Kunst finden.“ Doch andere, weiter reichende Plane beschäftigten ihn damals noch mehr und einer seiner Freunde unterließ nicht, wie der Biograph berichtet, ihn zu größern Unternehmungen anzuspornen, nachdem er so rühmlich die Schriftstellerlaufbahn betreten hatte. Man wird es daher verzeihlich finden, daß ihm, wie man ihm nachsagt, das Unterrichten seiner Zöglinge weniger am Herzen gelegen habe. Auch wird ihm die gewöhnliche Manier zu unterrichten zuwider gewesen sein; so soll er in der ersten Zeit seinen männlichen Zögling nur spazieren geführt, und befragt, wann er seine Stunden antreten werde, erwidert haben: „Der Knabe muß erst denken lernen.“

Seine „Offenbarungskritik“ sollte ihm indeß doch endlich das unerwartetste Glück bereiten. Hartung hatte ihren Verlag übernommen und das Manuscript nach Halle zum Druck geschickt. Der zeitige Dekan der theologischen Facultät daselbst aber, Professor Joh. Ludw. Schulze, verweigerte das Imprimatur, ein Vorfall, der Kant bei seinen nachmaligen Censurleiden in Betreff der Herausgabe seiner religionsphilosophischen Schrift noch im frischen Gedächtniß war, wie Borowski a. a. O. S. 236 anführt. Das Manuscript wäre ungedruckt geblieben, da Fichte trotz aller Vorstellungen seiner Freunde sich nicht entschließen konnte, durch Streichung oder Umänderung der bedenklichen Stellen den einzigen Werth, der nach seiner Meinung allein in der consequenten Durchführung eines Princips liege, zu vernichten. Zwei den Wunderglauben und die objective Wahrheit der Offenbarung betreffende Punkte sind es besonders, die dem über eine philosophische Schrift richtenden Theologen anstößig erschienen und die Fichte von seinem Gönner, dem Hofprediger Schultz, in ein anderes Licht zu stellen aufgefordert wurde. Auch Kant sieht keine Möglichkeit, daß der Verfasser bei den in Halle einmal angenommenen Maximen der Censur*) damit durchkommen werde,

*) In dem Briefe Kant's d. d. 2. Februar 1792 (s. „Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel“. 1. Ausg. Theil. II, S. 161) heißt es wörtlich: „Denn nach diesen (sc. Maximen) sollen gewisse Schriftstellen so nach dem Buchstaben in das Glaubensbekenntniß aufgenommen werden, wie sie von dem Menschenverstande schwerlich auch nur gefaßt, viel weniger durch die Vernunft als wahr begriffen werden können; und da bedürfen sie allerdings zu allen Zeiten der Unterstützung durch Wunder und können ein Glaubensartikel der bloßen Vernunft werden.“ Hier ist das gesperrte ein ein sinnentstellender Druckfehler, den Fichte nicht berichtigt hat. Es muß heißen nie. Leider ist derselbe Fehler, sowie bald darauf noch ein anderer, grammatischer, in Theil XI, Abth. 1 der Rosenkranz-Schubert'schen Ausgabe der sämmtlichen Werke Kant's wieder abgedruckt; ja Will. Smith („Memoir of Johann Gottlieb Fichte“, 2. edit., London 1848, p. 61) hat ihn sogar ins Englische übersetzt.

und schlägt ihm daher einen Mittelweg vor, fürchtet aber, daß auch dieser dem Censor, der vermuthlich das historische Credo zur unnachlaßlichen Religionspflicht macht, nicht gefällig sein werde. Da nun Fichte behauptet, diesen Mittelweg wirklich gegangen zu sein, so ist er entschlossen, den Aufsatz so zu lassen, wie er ist, und dem Verleger anheimzustellen, damit nach seinem Willen zu verfahren. Schon wollte dieser ihn im benachbarten Auslande (vielleicht in Jena) drucken lassen; da wählte die theologische Facultät zu Halle Professor Knapp zu ihrem Dekan, mit dessen Orthodoxie es nicht in Widerspruch stand, die Censurbewilligung zu ertheilen.

So erschien denn endlich zu Ostern 1792 die Schrift, aber gegen Fichte's Willen und durch ein vielleicht absichtliches Versehen des Verfassers anonym. Der erste ziemlich incorrecte Druck in gr. 8. führt auf dem mit einer von J(oh). W(ilh). M(eil). gestochenen allegorischen Vignette gezierten Titelblatt die Namen des Verlegers und Verlagsorts und das Druckjahr 1792. Ein zweiter Druck in kleinerm Format und mit etwas andern Lettern compresser gesetzt ist von den Fehlern jenes ersten frei, nennt aber auf dem Titelblatt ohne Vignette weder Verfasser, noch Verleger, noch Verlagsort und trägt nur das Druckjahr 1792. Wir haben hier auf jeden Fall einen sehr gut gelungenen Nachdruck vor uns, nicht blos von ebenso viel Seiten, sondern auch meistens ebenso viel Zeilen auf der Seite und Buchstaben in einer Zeile, dem man mehr, als sonst bei Nachdrucken gewöhnlich ist, es ansieht, daß das Kant zugeschriebene Buch hat für das Original gelten wollen. Auch fehlt, wie bei dem Originaldruck, die Vorrede. Wenn diese, die durch zwei auffallende Druckfehler zu dem ebenso incorrecten Texte in genauem Verhältniß steht, bei einigen anonymen Exemplaren — mir selbst haben zwei so ausgestattete vorgelegen — sich gleichwol mit befindet, so scheint dies eher durch die bezüglichen Käufer als durch den Verleger veranlaßt; wenigstens behauptet letzterer in der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage von 1793 — die zur Titelvignette eine Cicade vor einem Aehrenfelde hat und dem Oberhofprediger Reinhard „als ein reines Opfer der freisten Verehrung vom Verfasser“ gewidmet ist — in einer Anmerkung zur Vorrede zur ersten Auflage, daß diese Vorrede erst später als in der Ostermesse zugleich mit dem echten vom Verfasser mit seinem Namen unterzeichneten Titelblatt ausgegeben worden sei. Nach dem Angeführten haben wir also die erste Auflage in vierfacher verschiedener Gestalt. Wir haben:

1) unvollständige Exemplare mit Nennung des Verlagsorts und Verlegers, aber ohne Namen des Verfassers und ohne Vorrede;
2) unvollständige Exemplare mit Nennung des Verlagsorts und Verlegers, und zwar mit Vorrede, aber ohne Namen des Verfassers;

3) vollständige Exemplare mit Nennung des Verfassers, Verlagsorts und Verlegers und mit Vorrede.

Diese drei Drucke sind in gr. 8. und incorrect.

4) Ganz unvollständige Nachdrucksexemplare in kleinerm Format ohne Namen des Verfassers, Verlagsorts, Verlegers und ohne Vorrede, aber correct gedruckt.

Fichte selbst kann nicht der Verdacht treffen, das erwähnte Versehen veranlaßt zu haben; seine Auslassung über den Vorfall in dem Schreiben an Kant vom 6. August 1792 scheucht jeden Zweifel zurück; es ist nur zu bedauern, daß das Antwortschreiben Kant's nicht auch mittgetheilt ist. — Wie es sich nun aber auch mit jenem „Versehen" verhalten möge, so viel steht fest, den Recensenten an den periodischen Blättern im Deutschen Reiche sind nur anonyme Exemplare ohne Vorrede zugegangen; denn sonst hätten Stellen wie besonders folgende: „Ihr, der Wahrheit, weihe ich mich feierlich bei meinem ersten Eintritte ins Publikum", nicht zu dem Irrthum berechtigen können, das Buch Kant zuzuschreiben. Gerade dieser Umstand trug aber am meisten dazu bei, Fichte's Namen berühmt zu machen; und er selbst, der darin nur wieder „die Hand des Weltregierers, die ihn bisher geleitet", erkannte, bestätigt es mit liebenswürdiger Bescheidenheit gegen seine Braut, wenn er auf der Reise zu ihr begriffen schreibt: „Warum mußte ich als Schriftsteller ein so ausgezeichnetes Glück machen? Hunderte, die mit nicht weniger Talent auftreten, werden unter der Flut begraben und müssen ein halbes Leben hindurch kämpfen, um sich nur bemerkt zu machen. Mich hebt bei meinen ersten Schritten ein unglaublicher Zufall. Geschah das um meinetwillen, oder war es vielleicht um Deinetwillen, damit ich auch äußerlich Deiner würdiger zu Dir zurückkehren könne?"

Wir finden diesen Irrthum, in den nicht blos die „Allgemeine Literatur-Zeitung", sondern auch einige andere kritische Blätter verfielen und den die bedeutendsten Männer theilten, sehr erklärlich. Denn weil das Buch in Königsberg erschien, weil die darin erörterte Frage eine so wichtige war, weil man nur von Kant selbst ein competentes Urtheil darüber erwarten mochte, hauptsächlich aber, weil Terminologie, Denkart und Stil sogar so auffallend an Kant erinnerten, durfte nur eine, zumal eine so gewichtige Stimme wie Gottlieb Hufeland's in einem so bedeutenden Blatte wie die jenaische „Allgemeine Literatur-Zeitung" laut und öffentlich die Autorschaft Kant's verkünden und es hallte in dem journalreichen Deutschland wider. Hinterher freilich, als erst der Irrthum durch Kant selbst aufgedeckt worden, war es ein Leichtes, trotz aller Aehnlichkeiten dennoch Verschiedenheiten zu entdecken, und ein Wohlfeiles, mit spöttischer Miene auf die Irrenden herabzublicken. Ja ein Gegner der Kant'schen Philosophie (der bekannte

Aenesidemus-Schulze, damals Professor in Helmstedt) konnte sogar den Lesern der „Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek" das Kunststück vormachen, den bekannt gewordenen Verfasser der „Offenbarungskritik" mit dem Schöpfer der „Drei Kritiken" geradezu in einen innern Widerspruch zu setzen und die äußere Uebereinstimmung in der Methode des Vortrags, in der Terminologie, im Ausdruck und im Periodenbau als eine absichtliche Bemühung Fichte's darzustellen, das Publikum zu täuschen.*) Aber dieser scharfsehende Recensent, der unter der Chiffre Zi schrieb, hat noch lange nicht scharf genug gesehen; sonst hätte er finden müssen, daß die Fichte'sche Schrift nicht die reiche Belesenheit eines Kant besitzt und daß sogar auch die Fichte'schen Perioden nicht an der Kant so eigenen Manier leiden, sie durch eingeschobene Sätze und Parenthesen zu verdunkeln, was Körner einmal in einem Briefe an Schiller als „die nordische Härte" Kant's bezeichnet. Aber dies letztere wäre ja ein Vorzug, und jener Recensent hatte sich vorgenommen, an dem bekannt gewordenen Verfasser keinen Vorzug zu finden.

Daß der Verfasser aber, wer er auch sein mochte, sich nicht genannt hatte, konnte damals nicht besonders auffallen, da man durch die Menge der anonymen Schriften über politische und religiöse Gegenstände längst an diese weniger gefährliche Art der Kriegführung gegen die ungestüme Autorität des kirchlichen Polizeistaats gewöhnt war. Besonders in Preußen, wo das unter dem Namen des Wöllner'schen Religionsedicts berüchtigte kirchliche Polizeigesetz vom 9. Juli 1788 und das neue Censuredict vom 19. December desselben Jahres die Basis aller neuern Anordnungen in geistlichen Sachen bildeten, sah man wol Intoleranz, Heuchelei und Schmeichelei, sowie jene schlimmste Seelenkrankheit, die Plato mit dem Namen Vernunfthaß belegt, öffentlich auftreten, aber Wahrheitsforschung und sittliche Entrüstung über jenen praktischen Atheismus auf gleiche Linie mit dem frechsten Glaubens- und Religionshaß öffentlich herabgewürdigt, unterdrückt, bestraft und sich nothgedrungen in die Verborgenheit zurückziehen. Man erinnere sich, wie damals in allen politischen und literarischen Zeitschriften diese religiöse Misère Preußens zum Ueberfluß besprochen wurde. Man erinnere sich, welch eine Flut von anonymen und pseudonymen Schriften damals in dem aufgeregten, zum Schreiben stets aufgelegten Deutschland für und wider die Maßregeln des geistlichen Departements in Berlin, für und wider ihre

*) Auf diesen Angriff bezieht sich folgende Stelle in dem Briefe Fichte's an Niethammer d. d. Berlin, 28. März 1793 („Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel" 1. A. Th. II, S. 347): „Ueber den mir schuld gegebenen bösen Willen habe ich, wenn Ihre Güte so weit gehen sollte, auch meine Person vertheidigen zu wollen, Ihnen Thatsachen mitzutheilen, die den Rec. schamroth machen müssen."

Vertheidiger und Gegner geschrieben wurden. Nun folgten die neuen Anordnungen zur Vollstreckung des Religions- und Censuredicts, die von der durch königliche Cabinetsordre vom 14. Mai 1791 neuerrichteten geistlichen Examinationscommission ausgingen. Bisher ganz unbekannte Männer, Herm. Daniel Hermes, Silberschlag, Hilmer und Woltersdorf, deren zunftgerechter Frömmigkeit und Denkfaulheit sich ihr College im Oberconsistorium, Teller, mit Recht schämte, waren schnell als Obscuranten berüchtigt und als Verketzerer gefürchtet. Sie spionirten und ließen spioniren nach den „Neologen und der ganzen Rotte der sogenannten Aufklärer". Von Hermes, der die Religion zu einem „gedankenlosen Plapperwerk" herabzuwürdigen verstand, rührte das Schema Examinis Candidatorum her, welches durch die von Wöllner auf königlichen Specialbefehl vollzogene Verordnung vom 19. December 1790 und in einer zweiten, von „erheblichen Druckfehlern" gereinigten Auflage durch Verordnung vom 27. März 1791 als die alleinige Norm hingestellt wurde, wonach sich jeder Examinator zu richten. Die vom Könige zu Potsdam den 31. August 1791 eigenhändig, ohne Contrasignatur unterzeichnete und den 15. December 1791 ausgefertigte Instruction für die geistliche Examinationscommission war geeignet, die Gemüther besonders der Candidaten zu schrecken, die das Unglück hatten, nicht hinter den Fortschritten auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie zurückgeblieben zu sein und daher de Christo, de peccato, de poenitentia et fide, de satisfactione anders dachten, als das Schema vorschrieb. Eine darauf erscheinende anonyme Schrift mit dem pseudonymen Druckort Germanien: „Freimüthige Betrachtungen und ehrerbietige Vorstellungen über die neuen preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen" (1791), erregte abermals einen ärgerlichen Federkrieg. Noch anstößiger aber waren die Auftritte, welche durch die berliner Katechismusgeschichte sowie durch den bekannten Unger-Zöllner'schen Censurproceß hervorgerufen wurden. Eine Aufregung folgte der andern; die frühere Censurordnung wurde durch ein neues Edict vom 5. März 1792 geschärft, welches besonders auf Hilmer's Antrag die periodischen Schriften in nächster Nähe treffen sollte. Die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" floh nach Kiel unter den Schutz der dänischen Preßfreiheit. Doch wir schließen die Reihe dieser Aufregungen mit der Erinnerung an den inquisitorischen Religionsproceß gegen den gielsdorfer Prediger Schulz, dessen Haarzopf länger im Gedächtniß geblieben ist als seine von Kant freimüthig beurtheilte fatalistische „Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion".

Wie Kant selbst, dem man schon 1791 das fernere Schreiben untersagen wollte, ein Jahr nach dem Erscheinen seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", bald nach Bekanntmachung des

neuen Religionsedicts von 1794, von den noch wieder geschärften Censurmaßregeln getroffen wurde, ist bekannt.

Wir können diese in fast jede einigermaßen bedeutende Biographie unserer Väter und Großväter hineinreichende Episode preußischer Geschichte nicht verlassen, ohne gleich hier noch der Haltung zu gedenken, welche Fichte gegen dieselbe annahm. Daß er, der schon einmal einem so allgemeinen Interesse, wie die Recht- oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks damals hervorrief, seine volle Aufmerksamkeit gewidmet hatte, diese die Gemüther noch viel mehr in Spannung und Furcht setzenden Maßregeln auf dem Religionsgebiete unbeachtet lassen sollte, ließ sein ethisch-kritischer Geist nicht zu. Wie lebhaft er die Acten aller dieser Vorfälle verfolgt haben muß, ersehen wir schon aus den Eingangsworten jenes im October 1791 niedergeschriebenen Beitrags für die „Berliner Monatsschrift": „«Wer schlechte Gründe verdrängt, macht bessern Platz.» So urtheilte unlängst ein durch seinen Rang und mehr noch durch seine Gerechtigkeit ehrwürdiges Gericht." Dieser hier angezogene Ausspruch ist aus dem Decret des königlichen Kammergerichts vom 5. Mai 1791 in der Unger-Zöllner'schen Censurproceß-Angelegenheit.

Aber wir erfahren auch aus Fichte's Biographie, daß er selbst an einer polemischen Schrift arbeitete, die jedoch nur im ersten Entwurf und in wenigen unvollständigen Fragmenten erhalten ist. Der Biograph führt ihren Titel an: „Zuruf an die Bewohner der preußischen Staaten, veranlaßt durch die freimüthigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorstellungen über die neuen preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen." Entwurf und Fragment hat er uns nicht mitgetheilt. Ihrem äußerlichen Zwecke nach vertheidigt die Schrift jene Maßregeln der preußischen Regierung und vindicirt dem Regenten überhaupt das Recht, gegen theologische Neuerungen einzuschreiten; doch sollte diese Ansicht wol nur zur Kehrseite dienen, um ihr hinterher durch die polemische Wendung besser beizukommen. Solche parodische Widerlegungen waren damals nichts Seltenes. Wie Fichte im allgemeinen über die aus einem unerlaubten Verhältniß zwischen Kirche und Staat entspringenden Conflicte, deren wir hier gedenken mußten, weil er sie gerade während seines Aufenthalts in Königsberg durchlebte, damals dachte, erfahren wir gelegentlich aus seinem ebenfalls und diesmal mit Absicht anonym (bei Ferd. Troschel in Danzig zur Jubilatemesse) 1793 erschienenen „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franz. Revolution. Erster Theil. Zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit", wovon zwar gegen Ende des Jahres das zweite Heft („Des ersten Theils zur Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit. Zweites Heft 1793"), aber der zweite, zugleich „interessanteste Theil, der die Weisheit der

Französischen Revolution" untersuchen sollte, nie erschienen ist, obschon sein Erscheinen durch Buchhändleranzeige im „Intelligenz-Blatt" Nr. 100 der jenaischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung" vom 21. September 1793 zur Michaelismesse des laufenden Jahres angekündigt wurde. Gleich hier mag auch noch der zweiten während seines Aufenthalts in Westpreußen um dieselbe Zeit (ebenfalls zu Danzig bei Ferd. Troschel) anonym erschienenen politischen Schrift gedacht werden: „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede. Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsterniß", welche gleich der vorigen nicht blos in Oesterreich, sondern auch in Berlin verboten wurde.

In eine solche Zeit der gewaltsamen Erdrückung jeder freisinnigen Erhebung des Geistes fiel nun auch die Bekanntmachung der „Kritik aller Offenbarung". Ihre schon in dem Titel angedeutete Tendenz gegen jene vernunft- und freiheitsfeindliche Richtung der Orthodoxie, die niemals eine Kritik des von ihr als göttlich angenommenen Inhalts der Offenbarung zulassen wird, konnte wol zu dem Urtheil berechtigen, daß ihr Verfasser unbekannt bleiben wollte. Daß der ethisch-kritische Geist Kant's darin waltet, hat noch nie ein Einsichtsvoller leugnen können. Es ist hier nicht Absicht, des nähern darauf einzugehen, wie der Verfasser „zu einer Zeit des Zweifels und der Losreißung von dem alten übernatürlichen Christenthum in der Entartung der Menschheit, wenn das Sittengesetz nicht mehr durch seine eigene innere Kraft zur Herrschaft gelangen kann, die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung als einer sittlichen Erlösung erkennt, weshalb sie nicht aus theoretischen Gründen, sondern allein aus ihrem Inhalt, insofern sie mit dem Moralgesetz übereinstimmt, mithin durch praktische Vernunft bewiesen werden kann". *)

Wenn man nun aber auch in Jena, dem Hauptsitz der Kant'schen Philosophie in Deutschland, Kant für den Verfasser der „Offenbarungskritik" hielt und sich die „Allgemeine Literatur-Zeitung" beeilte, in Nr. 18 des „Intelligenz-Blatt" vom 30. Juni 1792 eine vorläufige Anzeige dieses Buchs zu geben, die mit den Worten schließt: „Jeder, der nur die kleinste derjenigen Schriften gelesen, durch welche der Philosoph von Königsberg sich unsterbliche Verdienste um die Menschheit erworben hat, wird sogleich den erhabenen Verfasser jenes Werks erkennen!" so konnte in Königsberg selbst ein solches Misverständniß nicht stattfinden, da die bei Hartung erschienenen „Kritischen Blätter" in Nr. XXVII. vom 2. Juli 1792 eine mit —ich— (wahrscheinlich Erichthon) unterzeichnete Recension brachten, die den vollständigen Titel an-

*) Siehe Karl Hase, „Jenaisches Fichte-Büchlein." (Leipzig 1856. S. 5 u. 6.)

gibt und sich auf die Vorrede bezieht; denn sie schließt mit den Worten: „Unbefangene Leser werden dem Verfasser die Hochschätzung nicht versagen, die ihm sowol in Rücksicht seiner vorzüglichen Talente als in Rücksicht seiner lebhaften und reinen Achtung für Moralität und Religion gebührt, und in den Wunsch des Recensenten einstimmen, daß er auf der schriftstellerischen Laufbahn, die er laut der Vorrede jetzt zum ersten male betritt, keine der sonst so häufigen und gewöhnlichen Hindernisse antreffen möge."

Wir finden fast vier Wochen später dieselbe Recension in dem „Intelligenz-Blatt" der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" Nr. 91 vom 28. Juli unter den Ankündigungen neuer Bücher, Spalte 757—758, wörtlich wieder, jedoch ohne die Unterschrift „—ich—" und, was höchst auffallend sein muß, ohne daß in dem Titel der Name des Verfassers und ohne daß am Schlusse die auf die Vorrede bezüglichen Worte mitgetheilt werden. Nach dieser vermuthlich vom Verleger eingesandten, so verkürzten Recension folgt sogleich Spalte 759 das Verzeichniß der Druckfehler, welchem der obenangeführte Nachdruck wahrscheinlich seine Correctheit verdankt.

Zehn Tage vorher, den 18. Juli 1792, hatte die „Allgemeine Literatur-Zeitung" in Nr. 191 und 192, „nur um den Leser einigermaßen zu der baldigen Benutzung dieses höchst wohlthätigen Werks anzulocken und vorzubereiten" „einen kurzen (16 Spalten langen) Auszug" desselben gegeben, „vor dem indeß jeder, der nur mit Einer Schrift des auch hier ganz unverkennbaren unsterblichen Verfassers sich bekannt gemacht hat, gleich voraussetzen wird, daß von dem gewohnten ideenreichen Vortrage desselben immer ein großer Theil unberührt bleiben muß, den aber auch nie irgendein Auszug ganz darzustellen im Stande sein wird". Diese Recension war das erste bedeutende öffentliche Zeugniß der freudigen Ueberraschung, in welche die Kantianer durch das anonyme Werk versetzt wurden. Hufeland legte es im Namen der übrigen ab, „die sich Glück wünschten, trotz der Demüthigung, welche die menschliche Vernunft durch den Verfasser der Kritiken in Betreff der speculativen Theologie erhalten hatte, sogar die objective Möglichkeit der Offenbarung zu Gunsten der Moralpflicht von so competenter Seite entwickelt und nachgewiesen zu sehen". Will man nun auch private Zeugnisse über diese Wunderwirkung vernehmen, so muß man „Jens Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold" lesen, der auch nach andern Seiten hin höchst interessante Belehrungen über Ereignisse und Personen gewährt und uns besonders Baggesen als den liebenswürdigen Enthusiasten für alle Extreme und den ernstesten Hasser der „elenden Mitteldinger" zeigt. Mit seinem vollsten Herzen schwelgte der Dichter der „Parthenais" in der Kant'schen Philosophie, wie der Arzt Erhard mit

seinem Kopfe. Aus dem praktischen Theile derselben holt er die Waffen für die zwei Rüstkammern seines Zeughauses, die Verstählung seines Willens und die Lebenserhaltung der Vorstellung, daß er nicht in der Zeit, sondern in der Ewigkeit lebe. Und wo diese beiden nicht ausreichen, da hilft die dritte Rüstkammer aus, das Lachen. Die Stellen in diesem Briefwechsel, die auf Fichte's „Offenbarungskritik“ Bezug haben, sind in dem alphabetisch geordneten „Conversations-Saal und Geister-Revue“ (Stuttgart 1837, S. 765—770) im 176. Artikel zusammengestellt unter dem Titel: „Die Offenbarungstheorie von Fichte“, wozu der Herausgeber Paulus in hämischer Weise die Bemerkung setzt: „Sie offenbarte nichts als große Uebereilungen in der Urtheilskraft Kant'scher Schüler“.

Reinhold schreibt den 22. Juni 1792, wie ihm diese Woche eine der seligsten gewesen, weil ihm das Räthsel nun gelöst sei, daß die Möglichkeit der Offenbarung, an die er bisher nur mit halber Ueberzeugung gehangen, aus der Natur der praktischen Vernunft begreiflich sei, und weil er nun an die Göttlichkeit des Christenthums im eigentlichen Verstande glaube. „Dieses Wunder“, heißt es Theil 1, S. 198, „ist diese Woche durch ein Buch in mir bewirkt worden: «Versuch einer Kritik aller Offenbarung» (Königsberg bei Hartung). Ich wurde durch einen meiner Zuhörer darauf aufmerksam gemacht, da ich bereits entschlossen war, es nicht zu lesen, indem mich die «Tieftrunk'schen» und andere Schriften der Kantianer über Religion und Offenbarung scheu gemacht hatten. Die Idee, der Plan und der größte Theil der wirklichen Ausführungen ist sicher von ihm, dem großen Einzigen. Weitschweifigkeiten, Wiederholungen und andere Nachlässigkeiten hindern mich, es ihm zuzuschreiben, obwol sie es nicht sollten; denn wahrscheinlich hat der große Mann, der nicht lange mehr zu leben hofft und noch vieles auszuführen wünscht, sehr geeilt.“ Es ist ihm unmöglich, Baggesen von dem Buche eine Idee zu geben, denn das Lesen desselben hat ihn in einen Zustand versetzt, der ihn für acht oder vierzehn Tage zu kaltblütigem Nachdenken unfähig macht. „Lies und du wirst glauben und selig werden!“ ruft der nach Wahrheit suchende Philosoph, der schon wähnte, von Kant in wesentlichen Punkten abzuweichen und nun glücklich ist über sein Umkehren zu ihm. Baggesen antwortet in dem wunderschönen Briefe aus Sophienholm vom 7. Juli dem Freunde voll Freude über dessen Rückkehr zu dem „verehrungs- und liebenswürdigsten aller Menschen, seitdem Jesus am Kreuze starb“; aber er gesteht ihm mit liebenswürdiger, einschmeichelnder Offenherzigkeit, daß es ihn doch befremdet habe, „wie er (Reinhold) in der Kant'schen Moraltheologie nur die Hälfte der religiösen Ueberzeugungen gefunden, und die Hälfte in irgendeinem andern Buche habe finden können; denn diese in der

Philosophie fehlende und fehlen müssende Hälfte habe ich in mir selbst gefunden und ich glaube nicht, daß irgendein Evangelium mir, was dies betrifft, mehr geben kann, als ich schon habe und als ich schon durch Kant's vorige Kritiken bis zur gänzlichsten Befriedigung einsehen konnte, daß ich es hätte." Darum hat Baggesen auch nicht in der Rücksicht: „Lies und du wirst glauben und selig werden!" das Wunderbuch kommen lassen; denn der Glaube kann ihm schlechterdings nicht von außen kommen. „Sei reines Herzens! und du wirst glauben und selig werden!" ruft er mit unserm ersten Lehrer aus und ist versichert, daß selbst der Denker aller Denker, Kant, keinen neuen Glauben geben kann, wohl aber den, den er hat, verstärken wird. In dem folgenden Briefe vom 23. Juli hat Reinhold die gehörige Ruhe wieder gefunden, um Reflexionen über die neue Form seiner bisher blos natürlichen Religion, Definition des Willens und der Freiheit und Distinction der dreierlei Vorschriften beim Wollen zu geben. Aber man freut sich nach diesem doctrinären Briefe schon auf den Brief des Enthusiasten, der den „Verfasser der vier Kritiken", den „Messias der Philosophie" so unbeschreiblich verehrt und ihn so sehr wie Reinhold verstanden und so ganz wie er seine Gaben genossen hat — und doch schmerzlich ausrufen muß: „O das leidige Genießen! Das ewige Nehmen! Sieben höchstens habe ich seinen Segen mitgetheilt, Du hast ihn über Tausende, einst über siebenmal sieben Tausende verbreitet."

Aus jenem öffentlichen und diesen privaten Zeugnissen erkennen wir hinlänglich das Aufsehen, welches das Buch erregte. Fichte selbst aber, so höchst schmeichelhaft für ihn auch ein solches Recensenten-Misverständniß an sich sein mußte, erschrak doch sehr, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß man glauben könnte, er selbst habe aus Indiscretion Veranlassung dazu gegeben. Er erbietet sich in dem Schreiben an Kant aus Krockow vom 6. August 1792, falls es nöthig sei, eine öffentliche Erklärung von seiner Seite ohne Anstand zu geben. Doch Kant hatte bereits die nöthige Berichtigung veröffentlicht. Mit seiner den 31. Juli datirten Erklärung in der am 22. August ausgegebenen Nr. 102 des „Intelligenz-Blatt" der „Allgemeinen Literatur-Zeitung", „daß der Verfasser des «Versuchs einer Kritik aller Offenbarung» der aus der Lausitz gebürtige, als Hauslehrer bei dem Hrn. Grafen von Krockow in Krockow in Westpreußen stehende Candidat der Theologie Herr Fichte sei und daß er (Kant) weder schriftlich noch mündlich auch nur den mindesten Antheil an dieser Arbeit des geschickten Mannes habe", hob er das Incognito auf und verschaffte Fichte's Namen einen Ehrensitz in der philosophischen Literatur der Zeit. Fichte dankt ihm unter dem 17. October für dieses öffentliche Urtheil, das ihm das

rühmlichste ist, was ihm begegnen konnte, wie sein (Kant's) Privaturtheil schon das beruhigendste für ihn gewesen war.

Man kann sich vorstellen, wie sehr nun wieder diese Bekanntmachung die Kantianer in Jena und an andern Orten überraschen mußte. Baggesen schreibt eben an seinem Briefe vom 11. September an Reinhold, in welchem er Kant den Verfasser der vier Kritiken nennt; da „kommt plötzlich sein Freund Hornemann herein und bringt ihm athemlos die auffallendste, befremdendste, von allem Unmöglichen am wenigsten möglich geglaubte Nachricht". Er, der nicht blos sein Leben, sondern seine Ewigkeit verwettet hätte, daß nur Kant dieses Buch habe schreiben können, kann in der Verwirrung, worein diese Wundernachricht von einer dritten Sonne am Himmel der Philosophie ihn versetzt, nichts weiter thun, als den Brief schließen und seinen Freund im Geiste inniger als je umarmen. In einer Nachschrift fragt er: „Die Recension des Buchs in der «Allgemeinen Literatur-Zeitung» ist wol also auch nicht von Dir? Träumen wir alle?"

Aber Baggesen „kann nun einmal deswegen nicht eine Sache unmöglich glauben, weil er sie für gewiß hält, trotz aller Erfahrungen, die er bisjetzt (besonders letztens in der Entdeckung, daß Kant jene Kritik nicht geschrieben hat) gemacht hat". Am unbegreiflichsten bleibt ihm, wie Reinhold hat wittern können, daß in jenem Werke nicht alles und vielleicht die ganze Ausführung nicht von Kant herrühre. „Offenherzig geredet", schreibt er den 6. October an Reinhold, „glaube ich noch, daß Kant der Verfasser ist; ist er nicht der Verfasser des Buchs, so ist er wenigstens der Verfasser des Verfassers, so wie die Sonne die Mutter des Mondscheins ist." Und daran hat Baggesen sehr recht.

Unterdessen hatte auch die „Gothaische Gelehrte Zeitung" ihre Spalten der Recension des vielbewunderten Buchs geöffnet, und es ist auffallend, daß noch acht Tage danach, als die Berichtigung von Kant in dem „Intelligenz-Blatt" der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" erschienen war, in der Expedition der „Gothaischen Gelehrten Zeitung" davon keine Notiz genommen wurde. Denn in dem 69. Stück unter dem 29. August erschien eine höchst anerkennende, die Hauptpunkte mittheilende Anzeige, deren Einleitung wir hierhersetzen: „Immerhin mag der unsterbliche Kant das geile Unkraut, das der Pflanze seines Ruhms ihre Nahrung zu rauben droht, ungehindert aufschießen lassen. Es sind doch nur rohe unverarbeitete Säfte, die es an sich zieht und deren die letztere in ihrer vollen Blüte nicht bedarf; und wenn diese, gleich einer Schmarotzerpflanze, sich an jenen erholen müßte, so würde sie bald genug hinwelken. Sie hat ihren unbestrittenen, eigenthümlichen Boden und treibt abermals eine der schönsten Blumen hervor. Es war einer von den verderblichen Jesuitenstreichen, welche die Aftervernunft der

Vernunft spielte, daß sie die Ueberverunnft dem Urtheile der letztern entzog. Diese erlogene Exemtion ist nun durch die Grundsätze der wahren Weltweisheit in ihrer Unrechtskräftigkeit dargestellt, und eine Untersuchung der Möglichkeit aller Offenbarung mit der nöthigen Unbefangenheit, Bescheidenheit und Gründlichkeit ist die Befriedigung eines Wunsches, die man auf jeden Fall demjenigen am liebsten verdankt, der den Wunsch selbst verzeihlich und vernunftmäßig macht. Indem wir uns aber zu einer Anzeige dieses Buchs wenden, sind wir viel mehr zu einer Kürze, die zum eigenen Studium desselben führen und reizen kann, als zu der verlorenen Mühe entschlossen, es für bloße Zeitungsleser erschöpfen zu wollen."

Danach ist nun das, was der Biograph Fichte's Theil I, S. 194 *) sagt und was ihm andere, z. B. Erdmann in der obenangeführten Schrift Theil I, S. 571 Anm. und Bachmann in dem Artikel „Fichte" der „Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber" nacherzählen, zu berichtigen. Die Anzeige in der „Gothaischen Gelehrten Zeitung" enthält wol einen Angriff, aber weder auf die Schrift von Fichte noch auf das in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" über sie gefällte Urtheil, sondern vielmehr auf die seichten eklektischen Gegner der kritischen Philosophie, die besonders unter Nicolai's Protection das Fach der Philosophie in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" besorgten, indem sie, wie ein Recensent in derselben „Gothaischen Gelehrten Zeitung" sich anderswo ausdrückt, das Kant'sche System nur auf Freibeutermanier zu studiren und zu brauchen geneigt waren. Die Bezeichnung „geiles Unkraut" bezieht auch der mit Zi unterzeichnete Recensent des Fichte'schen Werks im ersten Stück des zweiten Bands der „Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek" 1793, S. 5, Anm., geradezu auf sich und Consorten, die nach seiner Meinung „die Principien der kritischen Philosophie von jeher einer vernunftmäßigen Prüfung unterworfen und sowol die unverbesserliche Richtigkeit als auch die Unfehlbarkeit dieser Philosophie bezweifelt haben". Was aber den „verderblichen Jesuitenstreich" der Aftervernunft und die „erlogene Exemtion" der Uebervernunft betrifft, so kann das wol nur auf die damals von Berlin aus erlassenen Anordnungen der an Leib und Seele schwachen geistlichen Diener des übelberathenen Königs Bezug haben. Die Berichtigung dieses zweiten Recensentenirrthums erschien drei Wochen nach der in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung im 63. Stück der „Gothaischen Gelehrten Zeitung" vom 12. September mit folgenden Worten: „Der Verfasser eines «Versuchs der Kritik aller Offenbarung» ist Hr. Fichte, der sich in des Hrn. Dr. Reinhard's Schule in Wittenberg zum Theologen, später aber durch

*) Vgl. 2. Aufl., Bd. I, S. 144.

fortgesetztes eigenes Studium zu einem Bekenner der kritischen Philosophie gebildet hat. Gegenwärtig ist er nach mancherlei Wanderungen durch Oberdeutschland und Schlesien Hauslehrer bei dem Hrn. Grafen von Krockow zu Krockow in Westpreußen."

Es war vorauszusehen, daß die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" ihrem Plane getreu, alles, was mit der kritischen Philosophie zusammenhing, als eine Thorheit durch den gesunden (oder auch dummen) Menschenverstand lächerlich zu machen, auch gegen Fichte's „Offenbarungskritik" sich äußern würde. Diese widerlichste Art von Polemik gegen Fichte begann im zweiten Stück des 110. Bandes der alten „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" S. 306 und setzte sich fort in der „Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek" und in den vielen längstvergessenen Schriften von Nicolai, worin der wortreiche, aber gedankenarme Mann dasselbe immer und immer wieder erzählt. Gemeinheit der Gesinnung und des Stils kennzeichnen jenen ersten Angriff. Wir führen die Nachricht, die angeblich ein Auszug eines Schreibens aus Königsberg vom 14. August 1792 ist, wörtlich an: „— — Es ist wirklich seltsam, daß unser deutsches Publikum zuweilen so starke Misgriffe thut. Ein wirklich sehr unbedeutendes Buch, «Kritik aller Offenbarung», kommt hier heraus. Es ist in Kant'scher Terminologie geschrieben, welche jetzt beinahe Mode wird bei denen, die gerne Philosophen nach der Mode sein wollen. Gleich schließt jedermann, diese Schrift sei von dem berühmten Kant, welches macht, daß vielen diese Schrift nicht nur merkwürdig, sondern sogar wichtig scheint. Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Schrift in ein paar berühmten gelehrten Zeitungen so viel Lob erhalten hätte, ohne die ausschließende Vorliebe vor alles, was Kant geschrieben hat, und ohne die feste Ueberzeugung, daß Kant diese Schrift geschrieben habe. Gleichwol hat Kant diese Schrift nicht geschrieben, ja, ich habe in mir eine stille Hoffnung, er werde eine ähnliche nicht schreiben können und nicht schreiben wollen. Der Verfasser ist ein Candidatus Theologiae, Namens Fichte. Der Werth dieser Schrift mag nun nach den verschiedenen Meinungen der deutschen theologischen Philosophen, welche, soviel ich merken kann, eben keine philosophischen Theologen sind, sein welcher er wolle; so werden sie wol so gütig sein müssen, denselben nach der innern Beschaffenheit des Werks zu beurtheilen, denn ein berühmter Name — wodurch sich unsere Vorurtheile so gern regieren lassen — kann demselben nicht zu statten kommen." — Der Name dieses königsberger Scribenten wird in Fichte's Correspondenz mit seinen Freunden nicht erwähnt; aber doch behauptet der Biograph irrthümlich, daß von demselben Verfasser auch der vermeintliche Angriff in der „Gothaischen Gelehrten Zeitung" herrühre, und er irrt noch mehr, wenn er in dem Briefe eine persönliche Anfeindung von Fichte's

Charakter findet. Beides läßt sich nicht aus dem Theil I, S. 195 fg. *) der Biographie mitgetheilten, wahrscheinlich in Danzig geschriebenen undatirten, vielleicht gar nicht abgeschickten Briefe schließen, wenn es hier heißt: „Der Neid guckt aus dieser Anzeige, guckt aus der gothaischen: die erste greift den Candidatus Theologiae und unberühmten Namen an, mich nicht. — — Die zweite greift meinen Charakter an, oder deutlicher, sie ist ein Kothklumpen, nach dem ernsten Wanderer geworfen!" Daß Fichte in diesem merkwürdigen Briefe, der die höchste polemische Kraft und Siegesgewißheit verräth, auf jenen „Hund aus der Pfennigschenke" ergrimmt ist, ist begreiflich. Er scheint ihn zu kennen, nach Aeußerungen wie: „Solch einen Stil schreibt nur Einer, und der wohnt in Königsberg." „Wußte dieser Mensch denn nicht, der sich auf Kant bezieht, wie dieser, wie Schulz von dem Buche urtheilt? Wie Kant persönlich gegen mich denkt? Oder wollte er nur Hufelanden, den er persönlich haßt, wehe thun, und mich armen Wurm, der des Weges dahin lag, zertreten?" „Dieser Libertin, der seine Erträglichkeit einem vortrefflichen, aber verwahrloseten Kopfe, — seine Stärke einem fürchterlich gebildeten Stile verdankt, — er begegne mir nicht! Mein Kopf ist so gut als einer; ich habe Consistenz, die er nicht hat, und für den Stil, — ich habe eigentlich gar keinen, denn ich habe sie alle, — wer aber die Lessing'schen Fehden erneuert sehen will, der reibe sich an mir, bis meine Philosophie des Dinges müde wird! — Will er nicht fürchterlich gewaschen sein, so nehme er seinen Grundsatz des Naturrechts zurück, der höchstens den guten Kopf, aber den systestematischen Denker gar nicht zeigt." **) Wie aber Fichte gegen die „Gothaische Gelehrte Zeitung", das „Klatschweib, das ihn nur geneckt, ihm nur ein kleines Schellchen von ihrem eigenen großen Vorrathe angehängt hatte", erzürnt sein kann, ist uns unbegreiflich. Entweder hat Fichte die obenmitgetheilten Eingangsworte der gothaischen Recension misgedeutet, oder der Biograph ist wegen Unleserlichkeit der Handschrift seines Vaters

*) Vgl. 2. Aufl., Bd. 1, S. 145 fg.

**) Ob vielleicht, nach diesen Worten zu schließen, Professor Theod. Schmalz der Verfasser des anonymen Briefs aus Königsberg ist? Sein 1792 bei Nicolovius erschienenes „Reines Naturrecht" mußte Fichte wohl bekannt sein, da er selbst in seinem „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die Französische Revolution" in Betreff des Grundes der Verbindlichkeit der Verträge die Ansicht des nach seinem eigenen Urtheil „scharfsinnigsten und consequentesten Lehrers des Naturrechts, den wir bisjetzt haben" (vgl. „Beitrag ɪc.", 1. Aufl., S. 119) benutzt und radical ausbeutet. Auch der Ausdruck „Libertin" ließe sich auf den damals noch sehr freisinnigen Autor sehr wohl beziehen; und was den Stil betrifft, so mag er wenigstens für Fichte ein „fürchterlich gebildeter" gewesen sein.

auch hier, wie er dies anderwärts (nach Theil I, S. 564)*) thun mußte, zu einer Substitution genöthigt gewesen. Wäre das, was die Biographie von der „Gothaischen Gelehrten Zeitung" berichtet, wahr, so hätte gewiß Hufeland, der für Fichte als Verfasser und für sich als Recensenten der vielbewegenden Schrift edelmüthig in die Schranken trat, auch auf jene Rücksicht genommen. Seine Erklärung in Nr. 133 des „Intelligenz-Blatt" der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" vom 14. November 1792 bezieht sich aber nur auf den Brief in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek".

Wie in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" und der „Gothaischen Gelehrten Zeitung", so lobten auch die Recensenten in Seiler's „Gemeinnützigen Betrachtungen" und in den rintelnschen „Annalen der neuesten theologischen Literatur und Kirchengeschichte" Fichte's Jugendschrift als ein Werk Kant's. Die übrigen literarisch-kritischen Zeitschriften brachten ihre und zwar ebenfalls höchst anerkennenden Beurtheilungen so spät, daß ein Irrthum nicht mehr stattfinden konnte. Jetzt und später erschienen auch Monographien, Dissertationen und Programme über Fichte's „Kritik aller Offenbarung", und der Biograph behauptet mit Recht, „daß wol keins von seinen Werken entschiedener eingewirkt habe als jene Jugendschrift, weil sie ein vorbereitetes Publikum fand". Nicht nur muthig wie immer, sondern auch sorgloser als je konnte der Candidat Fichte, nachdem er wahrscheinlich infolge eines Zerwürfnisses mit dem Grafen Krockow seine Hauslehrerstelle aufgegeben und nachdem er wieder in Königsberg gewesen und dann sich etwa bis Mitte März 1793 in Danzig, wo man ihn ungern wegließ, mit literarischen Arbeiten beschäftigt hatte, nach Zürich zurückkehren und im October desselben Jahres sich verheirathen. Den 6. December erhielt sein königsberger Freund Hr. von Schön von Fichte einen Brief, der, da er noch ungedruckt ist, hier schließlich eine Stelle finden möge.

Zürich, den 20. September 1793.

Was mögen Sie von meinem Worthalten denken? bester theuerster Freund. — Seit so einer Ewigkeit nicht geschrieben; ich, der ich Ihnen versprach, so bald zu schreiben! Soll ich Ihnen meinen Lebenslauf seit dieser Zeit erzählen, so werden Sie vielleicht Gründe finden, mich, wenn auch nicht zu vertheidigen, doch zu entschuldigen. — Nach meiner Abreise von Königsberg warf ich mich in Danzig ganz über meine Papiere her, als ob alles vollgeschrieben sein müßte. Bis zu Anfang des März

*) Vgl. 2. Aufl., Bd. I, S. 447. Könnte übrigens nicht Fichte selbst hinterher seinen Irrthum eingesehen und darum jenes Schreiben an den königsberger Freund zurückgehalten haben?

kam ich nicht zu Athem, außer so oft ich nothwendig Lebensluft schöpfen mußte. Dann reiste ich nach Berlin, Dresden, Leipzig, Jena, Weimar, Gotha, Erfurt, Frankfurt, durch die Pfalz, das Würtembergische bis Zürich, wo ich erst in der Mitte des Junius ankam. Allenthalben fand ich alte, und darum Freunde, Bekannte, Zerstreuungen, Geschäfte, nothwendige Briefstellerei ohne Ziel, Maß und Ende. — Ich lange in Zürich an; finde meine Geliebte, kann um der pedantischen züricher Gesetze willen nicht getraut werden. Urtheilen Sie, wie viel Mühe, Gänge, Schreiberei mir dies nun verursacht. Ich gerathe in Umgang mit verschiedenen Fremden, denen ich mich nicht ganz entziehen konnte: und überdies — habe ich für die Michaelis-Messe eine Schrift zu liefern. Erst heute sende ich die letzten Bogen ab. — — Jetzt werden Sie mir verzeihen; ich weiß es.

Das erste, was Sie fragen werden, weiß ich — was ich denn seitdem geschrieben habe? — Die Schriften sind anonym. Ihre preußischen Posten sind nicht ganz sicher; ich lasse Ihnen also es über, sie zu errathen, mich in ihnen zu erkennen. Ich werde über einen Gegenstand, der mich mit unwiderstehlicher Stärke an sich zieht — über Natur- und Staatsrecht, noch manches schreiben, bis ich durch irgendeine Schrift mich so in Respect gesetzt habe, daß sich niemand an mich traut; dann werde ich zu allem mich freimüthig bekennen. — Haec inter nos.

Sie wissen mich in Zürich; man hat auswärts für die Schweiz so günstige Vorurtheile; Sie wissen mich im Umgange einer vortrefflichen Geliebten, die in einigen Wochen meine Frau sein wird. Sie müssen mich für glücklich halten: und ach, ich bin es, den letztern Punkt abgerechnet, der wahres Glück ist, gar nicht. — Zürich ist für mich ein unausstehlicher Ort. Die Natur hat alles gethan, um die Gegend zum Paradiese zu machen; aber die Bewohner dieses Paradieses sind gefallen. So eine fremdfriedfertige Denkungsart, solche ausschließende Gesinnungen, solchen steifen Bauernstolz, solche Unwissenheit mit solchen Ansprüchen vereint, und besonders solche Entfernung von den sanften Grazien des Atticismus gibt es sicher nirgends mehr. Ich mag gerne zuweilen lachen, mit Freunden mich freuen: aber die züricher Freude sieht steif aus, wie anderwärts die Gravität. — Manches kettet mich an diesen Ort; ich denke es aber doch bald durchzusetzen, ihn verlassen zu können.

Bei unserer Abrede, uns etwa in einigen Jahren im Mittelpunkte von Deutschland zu sehen, soll es doch bleiben. Ich denke dann wol irgendwo in Franken, Nieder- oder Obersachsen mein Wesen zu treiben. Vor jetzt gehen meine Wünsche und Aussichten am meisten nach Franken.

Haben Sie in Ihrer Gegend etwas merkwürdiges Neues im Reiche der Literatur, so schreiben Sie mir es doch. Ich lebe hier so in der

Dunkelheit, daß ich gar nichts weiß, was um mich herum vorgeht. Ich vertiefe mich blos in mich selbst.

Sind Sie seitdem, wie ich glaube, Maurer geworden, so grüße ich Sie auch in dieser Verbindung brüderlich. Schreiben Sie mir in diesem Fall Ihre Gesinnungen und Beobachtungen darüber; ich würde mich sehr freuen, jemanden zu haben wie Sie, mit dem ich darüber frei sprechen könnte. — Ich habe mancherlei Pläne, Verbindungen, Aussichten, Hoffnungen hierüber, zu denen ich wol gutgesinnter Menschen bedarf. — Ich bin es erst in diesem Jahre geworden. Das, damit Sie mich nicht etwa für zurückhaltend ansehen.

Ich habe auf einem Briefe, der von Leipzig nach Königsberg gewandert, und von da mir wieder nach Zürich geschickt worden, Ihre Hand zu sehen geglaubt. Ist es so, so danke ich Ihnen herzlich, daß Sie sich desselben annahmen. Sie wissen demnach auch noch meine Adresse, und auch dieses gute Gedächtniß in Dingen, die mich betreffen, ist mir ein sehr schmeichelhafter Beweis Ihrer Freundschaft. Erhalten Sie mir dieselbe und sein Sie versichert, daß ich bis an den letzten Hauch meines Lebens bleibe

Ihr
innigst ergebener Freund
Fichte.

Z. im Waaghause.

Des
Herrn von Schön
Hochwohlgeboren
zu
Königsberg.

Zu erfragen bei den Herren Referendarien Grebel und Claustin am neuen Markte in des Höckers Müllers Hause.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Band von Varnhagen's „Tagebüchern".

Wenn man einzelne Jahre im Kalender der neuern deutschen Geschichte schwarz unterstreichen wollte, so würde das Jahr 1850 die erste Anwartschaft darauf haben. Es war ein Unglücksjahr für Deutschland, für Preußen — ein Jahr, in welchem der innere Zwiespalt mit äußern Niederlagen und Demüthigungen Hand in Hand ging, ein Jahr, in welchem der deutsche Bürgerkrieg nicht durch ein Zaudern patriotischer Gesinnung, nicht durch einen Rest nationalen Ehrgeizes verhindert wurde, sondern nur durch eine gewisse Ohnmacht des Wollens, das sich durchaus zu keinen Thaten ermannen konnte. Bronzell, Olmütz, Warschau und Idstedt — in diesen vier Namen prägt sich die Signatur jenes Jahres am schärfsten aus mit all seiner Rathlosigkeit, seiner Verzweiflung und seinem Unglück.

Wer sich in die Stimmungen zurückversetzen will, welche damals die

Gemüther bewegten, der möge den soeben erschienenen siebenten Band der „Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense“ (Zürich, Meyer und Zeller, 1865) in die Hand nehmen, einen Band, der noch dadurch an Interesse gewinnt, daß der Autor bisweilen in sein eigenes Innere einkehrt und uns einen Einblick verstattet in den Proceß, durch welchen sich der Geheime Legationsrath Varnhagen von Ense in einen Revolutionär verwandelte. In seinen einsamen Monologen sucht sich Varnhagen selbst über sein Verhältniß zu den politischen Zuständen, über seine Stellung zu den Parteien zu orientiren. Er rechnet sich unbedingt zur Partei der Volks- und Freiheitsfreunde, die ihm jedoch nicht ganz dasselbe ist mit der Partei, die sich die demokratische nennt. Auf den Adel hält er nichts als Staatssache, aber ein gutes Stück Aristokratie ließe er sich gern gefallen, wenn er es nur zu finden wüßte. In der verderbten, verarmten, ununterrichteten Menge kann er das freie Volk nicht finden, nur den Stoff, der gebildet werden muß. Das Königthum können nach seiner Ansicht nur die Könige retten.

So nimmt er im ganzen eine Mittelstellung ein — desto auffallender ist sein Haß gegen die politischen Mittelparteien, gegen die Gothaer, die er mit den heftigsten Invectiven verfolgt. Freilich machte die Politik derselben gerade im Jahre 1850 einen eclatanten Bankrott, und war, wenn der Erfolg ein Richter sein kann, nach allen Seiten hin durch den Erfolg gerichtet. Varnhagen hatte, wie er auch offen bekennt, aristokratische Neigungen — wie hätte er sonst bis zum Tode sich mit gleicher Treue zum begeisterten Goethecultus bekannt? Sein ganzer Verkehr gehörte diesen Kreisen an; er wußte den Keim, der im Volksgemüth, in der Volksgesinnung lebendig ist, zu schätzen, doch die feinen Formen des Salons waren ihm zur Lebensgewohnheit geworden. Durch seinen Umgang mit hochgestellten Beamten, Generalen, Diplomaten stand er nun freilich der Quelle der Zeitereignisse näher als die meisten Publicisten; die Stimmung, die gerade in diesen Kreisen herrschte, war ihm leicht erforschlich; der berliner Hof- und Salonklatsch kam zu ihm, er brauchte ihn nicht aufzusuchen. Gerade nach dieser Seite hin haben seine Aufzeichnungen großen Werth. Denn wenn auch vieles mit unterlief, was vom Gerücht oder der Médisance übertrieben ihm zu Ohren kam, wenn er anderes selbst durch seine eigene Bitterkeit und Erhitzung ins Groteske zeichnete, so bleibt doch immer ein bedeutender Rest, aus welchem künftige Geschichtsschreiber die Physiognomie des Unglücksjahres 1850, namentlich wie sie in Berlin und den höhern Kreisen der preußischen Hauptstadt sich spiegelte, mit Klarheit erkennen werden. Dieser Gesammteindruck ist nun freilich ein kläglicher: Zerfahrenheit und Rathlosigkeit überall, Regungen und Bestrebungen, denen fortwährend die Spitze abgebrochen wird, die deutschen Einheitstendenzen scheiternd in der kleindeutschen Sonderunion von Erfurt, die kurhessische Frage ein Zankapfel, welcher den deutschen Zwiespalt nahezu im komischen Lichte zeigt, die preußischen Hegemoniegelüste gedemüthigt in Warschau und Olmütz, das aufgegebene Schleswig-Holstein, das, auf seine eigene Kraft vertrauend, dem Feinde gegenübertritt, bei Idstedt geschlagen — alle diese Bilder mit Rembrandt'schem Pinsel ausgemalt, geben ein düsteres Gemälde deutscher Schmach und Erniedrigung.

Und Varnhagen malte mit Rembrandt'schem Schatten; seine Seele war umdüstert; die prickelnde Unruhe des berliner Lebens, die, was der Tag bringt, schleunigst in succum et sanguinem, oder in Galle wandelt, hatte ihn erfaßt; sein bei aller formellen Glätte energischer Geist empörte sich über die jämmerliche Halbheit, welche die Signatur der Zeit war, bis in seine Träume hinein verfolgte ihn die fieberhafte Aufregung, in welche die Ereignisse des Tages ihn versetzen. Bald träumt er von neuen berliner Barrikaden, bald ist er mit Radowitz zusammen, der bleich und verdorrt aussieht, dann sieht er wieder im Traum Oesterreich sich weit über Preußen erheben. Beruhigend erscheint ihm ein anderes mal Goethe, dessen erstes Auftreten und Wirken in Weimar neben Karl August in Traumesbildern an seiner Seele vorüberzieht. So ist er im Traume wie im Wachen getheilt zwischen dem ruhigen Cultus des Schönen und der rastlosen Aufregung der Politik! Es macht einen wohlthuenden Eindruck, wenn diese politisch-erhitzten Stimmungen unterbrochen werden durch eine Episode voll Naturlyrik. Gern begleiten wir Varnhagen nach Kiel zu einem Besuche bei General Willisen, auf der Mondfahrt „in den Wald von Knoop, wo in der lieblichen Einsamkeit Willisen, tiefbewegt, allen Ehrgeiz vergessend, nur die Reize höhern Lebens fühlt". Auch Varnhagen hat Momente, wo er des ganzen irdischen Plunders ledig sein möchte. „Und doch", ruft er aus, „wo das Geistige, das Herzliche ungehindert waltet, wie schön ist das Leben!" — Dabei liest er mit großem Fleiß und Genuß, ja mit Schauern der Verehrung und Liebe in Baader's Tagebüchern; er rühmt ihm, trotz aller Schattenseiten, trotz des Aberglaubens und der Klatscherei, ein heiteres, frohes Innere, ein warmes Gefühl, einen hellen und großen Geist nach, Voltaire und Baader stehen ihm friedlich zusammen, als seine Helden. In der That, Varnhagen war eine in den merkwürdigsten Contrasten rege Natur von großer Aneignungsfähigkeit und Empfänglichkeit für das Verschiedenartigste. Wie seine sensitive Rahel von dem äußern Wetter, war er selbst abhängig von dem Wetter der Politik. Je nachdem das Barometer der Freiheitsbewegung stieg oder fiel, erhellte oder verdüsterte sich seine Stimmung. Seine im wesentlichen receptive Natur strahlte wol auch ein eigenes Licht aus, oft sogar in sprühenden Blitzen; doch in der Anlehnung an große Geister entband sich erst seine eigene Kraft, wie in der Anlehnung an die Begebnisse des Tages, an die Aussprüche der öffentlichen Meinung sich seine eigene Ueberzeugung befestigte. Schon die frühern Bände der „Tagebücher" zeigten den auffallenden Gegensatz zwischen dem wegen seiner Glätte, Zierlichkeit und marmornen Plastik hochgepriesenen Stil der Varnhagen'schen Biographien und Denkwürdigkeiten, diesem in seiner Objectivität an die Antike erinnernden Stil, in welchem er die preußische Walhalla aufführte, und den heftigen, ausfälligen, mit göttlicher Grobheit getränkten Ton, in welchem er seine Stimmungen und Meinungen dem Tagebuch anvertraute, das durchaus keine Walhalla, sondern eher „ein Monument von unserer Zeiten Schande" ist. Der vorliegende Band gibt hinreichende Veranlassung, über diesen Gegensatz näher nachzudenken; denn er übertrifft noch seine Vorgänger in den rücksichtslosesten Ausfällen, in den heftigsten Ergüssen. Natürlich kümmert sich ein Tagebuch nicht um die Paragraphen der Strafgesetze. Das hinderte freilich nicht, daß sich die

Strafgesetze um das Tagebuch kümmerten, sobald es veröffentlicht worden. Für eine spätere Zeit werden diese Tagebücher eine wenn auch mit Vorsicht zu benutzende Chronik der Zeit sein, indem sie auf manche Vorgänge, welche durch die Publicistik des Tages nicht in ihrem wahren Zusammenhang aufgedeckt werden konnten, aus Privatberichten ein erhellendes Licht werfen. C. R.

Correspondenz.

Aus Leipzig.

26. Mai 1865.

D. A. Der Meßtrouble ist vorüber; die Buden sind abgebrochen; alle die Göttinnen in Tricots zu Fuß, zu Roß und auf dem Seil, alle die Fettmonstra, die sich den Preis der orientalischen, nach Pfunden, Centnern und Centimetern zu wägenden und zu messenden Schönheit streitig machten, haben uns verlassen; Leder und Tuch bilden nicht mehr die Tagesfrage; selbst die Buchhändlermesse, welche die Vertreter des großen Handels mit der deutschen und ausländischen Intelligenz alljährlich hier versammelt, ist beendigt und hat sich dem großen Publikum nur durch eine Rede gegen die Annexion von Schleswig-Holstein bemerkbar gemacht, welche der berliner Buchhändler und Abgeordnete Franz Duncker im Sinne der von ihm verlegten Volks-Zeitung hier vor einer größern Versammlung hielt.

Inzwischen dauert der Strike der hiesigen Setzer noch immer fort. Nachdem alle Vermittelungsversuche, welche namentlich Baron von Tauchnitz und Geheimrath von Wächter übernommen, gescheitert, und die Zugeständnisse der Principale, welche nicht den Anforderungen der Setzer entsprachen, abgelehnt worden sind, trat eine schwüle Pause ein, bis neuerdings die Gerichte und die Polizei eine Lösung des Conflicts in einer minder versöhnlichen Weise herbeizuführen suchten. Gegen die Mitglieder der Tarif-Commission, gegen das Insurrectionscomité des Setzer-Strike, wurden Paragraphen des Strafgesetzbuchs in Anwendung gebracht, welche die Verleitung anderer zur Arbeitseinstellung mit Strafen belegen. So ward über diese Vertrauensmänner der Setzer, nachdem man anfangs mit ihnen in einer gemischten Commission verhandelt, jetzt eine vierzehntägige Gefängnißstrafe verhängt. Gleichzeitig wurden von der Polizei die nicht in Leipzig einheimischen Setzer ausgewiesen. Ob mit diesem durch das Aufgebot der Staatsgewalt zerhauenen Gordischen Knoten der Conflict selbst ein für allemal gelöst ist, muß die nächste Zukunft entscheiden. Vorläufig stehen noch die meisten Setzersäle leer, oder sind mit Setzerinnen, eingewanderten Arbeitern und talentvollen Lehrlingen bevölkert, nicht gerade zur Freude der Correctoren.

Dem Beispiele der intelligentesten Arbeiter folgten mehrere andere, z. B. die Schneider, doch gewann da der Conflict keine weitere Ausdehnung, weil ihnen keine geschlossene Principalschaft gegenüberstand und es daher den Meistern überlassen blieb, sich nach Belieben mit den Gesellen zu verständigen. Daß im ganzen diese Arbeiter-Strikes ein Palliativmittel sind,

welches im günstigsten Fall nur einen augenblicklichen Vortheil gewährt, indem die Lohnerhöhung auf die Waare aufgeschlagen und so bei einem allgemeinen Auftreten der Strikes durch diese Vertheuerung, die der Arbeiter mit bezahlen muß, wiederum nichtig gemacht wird: das sprach ein Hauptvorkämpfer der Lassalle'schen Arbeiterpartei in einer Versammlung aus, ohne indeß der wohlorganisirten Bewegung, welche durch auswärtige Unterstützungen aufrecht gehalten wird, durch diese richtigen Grundsätze nationalökonomischer Theorie Einhalt thun zu können.

Wenn der deutsche Verlagskatalog durch den passiven Widerstand der Setzer gegen den Tarif der Principale einige Einbuße erleiden sollte, so wäre das ein jedenfalls am ersten zu verwindender Schaden. In keinem Lande der Welt ist das Misverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage auf dem buchhändlerischen Markte ein größeres als in Deutschland, wo es selbst den besten Autoren schwer wird, sich in den Privatbibliotheken einzubürgern. Ein Katalog von 10000 Nummern jährlich muß als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen in einem Lande, wo nur Werken aus dem Gebiete der einzelnen Fachwissenschaften ein sicherer Absatz zu verbürgen ist, wo die Verleger von Romanen kaum andere Abnehmer haben als die Leihbibliotheken, und wo die lyrische und dramatische Poesie ganz dem Zufall und der Mode preisgegeben ist, ja wo selbst die einstimmige Anerkennung der Kritik nicht vermag, einem Dichterwerke Käufer zu verschaffen. Wer jene sich dem profanen Auge entziehende Bewegung der Literatur beschreiben könnte, welche sich in der Fluctuation der buchhändlerischen Krebsballen ausspricht — er würde Resultate mittheilen, welche das ganze Facit der literarischen Kritik und der Literaturgeschichte auf den Kopf stellen und einen bedauerlichen Beitrag zur chronique scandaleuse des deutschen Publikums geben. Es würde zu Tage kommen, wie jüngere talentvolle Lyriker und Dramatiker sich mit einem Absatz von 30—50 Exemplaren ihrer vielversprechenden Werke begnügen müssen, wie die Dichtungen namhafter Autoren, welche sich einstimmiger Anerkennung der Kritik rühmen können, oft nach zehn Jahren nicht über einen Absatz von 500 Exemplaren hinauskommen, ja wie neue Auflagen selbst bei berühmten Autoren, denen gerade die Mode nicht hold ist, zu den Seltenheiten gehören. Man wird Geibel, Uhland und Heine, Roquette's „Waldmeisters Brautfahrt“ und Freytag's „Soll und Haben“ vielleicht als Zeugen gegen diese Behauptung aufrufen. Doch was beweisen einzelne „glückliche Griffe“, einzelne Ausnahmen gegen die Regel? Gewiß um so weniger, je weniger die Zahl der Auflagen als ein vollgültiger Werthmesser des poetischen Verdienstes betrachtet werden kann. Wie viele Auflagen hat nicht „Amaranth“ von Redwitz erlebt, während dagegen keins von Hebbel's Dramen, welche doch in den Literaturgeschichten einer so eingehenden Würdigung unterzogen und zum Theil so hoch gestellt wurden, es bisjetzt zu einer zweiten Auflage bringen konnte.

Dies Misverhältniß ist ein so unnatürliches, daß der Fortbestand desselben die ganze moderne „deutsche Literatur“ untergraben oder zu einer in den Lüften schwebenden Fata Morgana machen müßte. Freilich, es datirt nicht von heute. Auch Goethe beklagte sich seinerzeit über den schlechten Absatz der „Iphigenie“ und des „Tasso“, und die Romantische Schule hat

im Buchhandel stets einen ganz verlorenen Posten behauptet. Goethe durfte mit Recht eine Ausgleichung dieses Misverhältnisses in einer spätern Zeit erwarten; die Romantiker aber und viele andere Dichter werden sich mit einem Plätzchen in der Literaturgeschichte begnügen müssen, indeß ihre Werke als Makulatur den Gesetzen des Stoffwechsels anheimfallen.

Während manche städtische Fragen, welche die Gemüther lebhaft bewegten, wie die Reorganisation des Pestalozzistiftes, der Bau eines neuen Krankenhauses 2c. nur von localem Interesse sind, hat die Entscheidung des Magistrats und der Stadtverordneten, durch welche dem Lehrer an der Thomasschule Dr. Hildebrandt die Muße zur Vollendung des Grimm'schen „Deutschen Wörterbuch" gewährt worden ist, in weitern Kreisen Antheil und Befriedigung erregt. Der Tod unsers Vicebürgermeisters Cichorius, der nach langen Leiden an einem unheilbaren Krebsschaden erfolgte, ist ein allgemein beklagter Verlust für unsere Stadt, wenngleich derselbe als die Erlösung von einem langwierigen Schmerzenslager willkommen geheißen werden mußte.

Das Leipzig der Messe, ein Klein-Paris, das „seine Leute bildet", tritt jetzt wieder zurück gegen das Leipzig, welches als die Stadt im Herzen Deutschlands ein gesuchter Mittelpunkt der zahlreichen deutschen Wanderversammlungen ist. Schon rüstet sich unsere gastfreie Bürgerschaft, um den Tausenden von Lehrern, die Anfang Juni hier zusammenkommen, eine Stätte zu bereiten. Nicht lange darauf werden die Journalisten hier ihren Einzug halten, ohne indeß eine Einquartierungscommission in Verlegenheit zu setzen, denn ihr Häuflein wird gegen die Masse der Jugendlehrer verschwinden. Für den August ist dann wieder eine Schriftstellerversammlung angesagt, zu welcher die Einladung von dem hiesigen Schriftstellerverein erging. Es wird gewiß bei diesen Congressen, wenn ihr Verdienst auch wesentlich in der Pflege höherer Geselligkeit besteht, manches gedeihliche, praktisch nützliche Resultat zu Tage kommen. Auch für den Physiognomiker wird die Ausbeute keine geringe sein, wenn er über die verschiedenen Species der Repräsentanten des deutschen Geistes Studien macht. Anregung zu solchen Studien bot die Meßbude des Phrenologen und Psychologen Bossard, welcher übrigens nicht nach den einseitigen Principien Gall's, sondern mehr in einer der Carus'schen „Symbolik der Gestalt" verwandten Weise die Selbstkenntniß der Leipziger und der Meßfremden förderte, indem er aus ihrer äußern Schale den innern Kern ihres Charakters herauszuschälen suchte.

Unser Theater hatte mit der Concurrenz der Meßfreuden einen schweren Stand. Eine brillant ausgestattete Zauberposse: „Ella", von Räder, in welcher sogar der Meeresgrund mit allen Ungeheuern der Tiefe nach wissenschaftlichen Illustrationen auf der Bühne erschien und die Beleuchtung mit Magnesialicht einen magischen Glanz über die weltbedeutenden Breter verbreitete, vermochte nicht das Haus zu füllen, ebenso wenig die neue Oper: „Perdita" von Barbieri. Der Componist selbst war zugegen und leitete die Aufführung; die Hermione wurde durch die vortreffliche Sängerin Kainz-Prause aus Prag dargestellt, welche demnächst am wiener Hofoperntheater auf Engagement gastiren wird. Dennoch blieb die Apathie des Meßpublikums eine unüberwindliche. Erst Bogumil Dawison gelang es,

diese Apathie zu besiegen. Sein Gastspiel errang in jeder Hinsicht glänzenden Erfolg. Wir haben den gefeierten Gast selten mit solcher Frische und Energie spielen sehen wie in seinem diesmaligen Gastrollencyklus. Auch machte sich die hiesige Kritik nicht das wohlfeile Vergnügen, ihm etwas am Zeuge zu flicken, um sich selbst dadurch ein besonders geistvolles Relief zu geben. Sie erkannte den Künstler in seiner ganzen Eigenthümlichkeit an und ließ seine stets consequent durchgeführte Auffassung der Rollen gelten, selbst wo sie sich zu einer abweichenden Ansicht bekannte. Denn in der That, wenn man einen Dawison mit vielen „Wenn's“ und „Aber's“ kritisirt, welchen Maßstab soll man dann an die deos minorum und minimarum gentium anlegen? Am frappantesten erschien jedenfalls sein Shylock, durchaus abweichend von der üblichen Bühnenschablone, eine Auffassung, durch welche der Charakter idealisirt und unserer modernen Anschauung näher gebracht wird. Auch sein Mephistopheles war veredelt als der noble „Cavalier“, dem nur bisweilen die höllischen Flammen zu Kopfe steigen; doch behandelte dieser Cavalier gerade die tiefsten Probleme in einem oft zu oberflächlich hinweggleitenden Tone. Geradezu vollendete Leistungen sind Dawison's Carlos im „Clavigo“, sein Narciß und Königslieutenant, Charakterbilder aus Einem Gusse. Als Rouget de Lisle in Gottschall's einactigem dramatischen Gedicht „Die Marseillaise“, in welchem Dawison vor 16 Jahren am hamburger Thaliatheater Triumphe gefeiert hatte, zeigte der Künstler, wie sich auch mehr lyrische Stellen schwunghaft zum Ausdruck bringen lassen, ohne in die beliebte Declamationsmanier zu verfallen, während er die effectvollen dramatischen Momente dieses Situationsbildes mit der ganzen Energie seines Darstellungstalents ausprägte. Wie bei hervorragenden Dichtern bildet sich auch bei hervorragenden Darstellern eine fable convenue der Kritik, welche zuletzt zur currenten Münze wird. So hieß es von Dawison, daß er neuerdings seine Rollen verkünstle und vor lauter Detailmalerei und allerlei ausspintisirten „Männchen“ und Kunststückchen gar nicht dazu komme, ein Ganzes hinzustellen. Sein leipziger Gastspiel hat uns gelehrt, daß diese „Mythe“ eine durchaus unbegründete ist. Seine Rollen sind aus Einem Guß; er hält den Schwerpunkt eines Charakters fest. Man kann mit seiner Auffassung rechten, nie die Consequenz derselben bestreiten. Es zeigte sich hier wie oft, daß die verbreitetsten Stichwörter der Kritik und der öffentlichen Meinung deshalb nicht die richtigsten sind, und daß man wohl daran thut, jeder Erscheinung in Kunst und Literatur mit vollkommener Unbefangenheit gegenüberzutreten und vorher in seinem Kopfe tabula rasa zu machen mit all den angeflogenen und angelesenen Urtheilen und Meinungen, mögen sie auch eine epidemische Ausbreitung gefunden haben.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Siebenbürgen
und die österreichische Regierung
in den letzten vier Jahren.

8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer wichtiger Beitrag zur Erörterung des Verhältnisses Siebenbürgens zu Ungarn und zum österreichischen Gesammtstaat in Bezug auf die schwebenden Verfassungsfragen.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt
von
Otto Gildemeister.
In sechs Bänden.

Band 3 und 4. Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Persien.
Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von
Dr. Jakob Eduard Polak,
ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

In zwei Theilen.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Ein Deutscher, der nicht blos flüchtig als Tourist das Land durchstreift, sondern neun Jahre lang sich daselbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten aller Schichten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes, detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Eigenthümlichen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten diätetischen Verhaltungsregeln für dort verweilende Europäer; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistikern, Industriellen und besonders Reisenden nach dem Orient sehr viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commerzieller Beziehung für Europa wichtigen Culturlandes.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 23.** 8. Juni 1865.

Zur politischen Geschichte der vierziger Jahre in Deutschland.

Aus der Mappe eines Publicisten.

Der Beginn des vierten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts, jene „lebendigere Zeit", wie der verstorbene König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., sie nannte, liegt zwar kaum 25 Jahre, also noch nicht einmal ein Menschenalter, hinter uns; gleichwol läßt sich vielfach die Wahrnehmung machen, daß ein großer Theil der Zeitgenossen, selbst von denen, die jene Periode schon mit Bewußtsein miterlebten, davon keine recht klare, sondern höchstens eine unbestimmte, verschwommene Erinnerung hat. Das Jahr 1848 hat einen so tiefen Einschnitt in unser ganzes Leben gemacht, daß alles Dahinterliegende vielen wie ausgewischt, bedeutungslos, wie kaum dagewesen erscheint. Und doch ist die Geschichte des Anfangs der vierziger Jahre in Deutschland gerade darum so höchst bedeutsam, weil sich damals vieles, ja das meiste von dem entwickelte und vorbereitete, was 1848 zum Durchbruche kam, und weil man das Jahr 1848 nicht wohl recht verstehen kann, wenn man seine Vorgänger, wenn man namentlich die ersten Jahre des vierten Jahrzehnts nicht genau kennt.

Nun bringt aber kaum irgendein anderer Beruf eine so lebendige Betheiligung an allen Erscheinungen und Bewegungen der Tagesgeschichte,

so vielseitige und so intime Beziehungen zu den Dingen und den Personen mit sich, wie der des Publicisten.

In der Zeit, wo der Verfasser dieser Erinnerungen zuerst in die publicistische Laufbahn eintrat — es fehlen nur wenige Jahre, daß ein volles Menschenalter seitdem verflossen — war das persönliche Verhältniß des Publicisten zum Publikum und des Redacteurs zu seinen Mitarbeitern ein noch intimeres und zugleich mannichfaltigeres als jetzt, in dem Maße nämlich, wie der Zustand unserer Publicistik damals noch ein mehr ursprünglicher, die Zahl der Zeitschriften eine ungleich geringere, die Arbeitstheilung auf diesem Gebiete weniger durchgeführt, die Gruppirung der Parteien bei weitem unvollständiger und minder abgeklärt war als heutzutage.

Die nachstehenden Erinnerungen — zum Theil sachlicher, zum Theil persönlicher Natur —, aus unmittelbarster Mitbetheiligung an den damaligen Ereignissen geschöpft, mögen daher ein vielleicht nicht ganz werthloser Beitrag zur Vergegenwärtigung jener Zeit, ihrer vielseitigen Bewegung und einer Menge mehr oder minder namhafter Träger derselben sein.

Mit dem Jahre 1840 war für Deutschland, wie schon oben angedeutet, eine „lebendigere Zeit“ angebrochen. Es war dies die Folge theils des Thronwechsels in Preußen, theils der französischen Kriegsdrohungen gegen Deutschland und der dadurch erweckten stärkern Regungen des allgemeinen Nationalgefühls. Noch aber wogte alles ziemlich chaotisch durcheinander. Die Fortschrittsrichtung war in der Presse wie im Volke die überwiegende; die Männer des „Politischen Wochenblatt“ in Berlin, des „Oesterreichischen Beobachter“ in Wien, der „Historisch-politischen Blätter“ in München sahen sich in die Defensive zurückgeworfen. Allein innerhalb der allgemeinen Vorwärtsbewegung kreuzten sich sehr verschiedene Strömungen. Die altliberale Partei, die ihren Lebensboden in den constitutionellen Klein- und Mittelstaaten, ihren literarischen Grundton etwa in dem Rotteck-Welcker'schen „Staats-Lexikon“ fand, sah sich schon theilweise überflügelt, bald auch bekämpft von einer ungeduldiger vorandrängenden radicalen Richtung, die zwar zur Zeit mehr in Betreff der Mittel und Wege, oder auch nur des Tones ihrer Polemik, als der eigentlichen Zielpunkte des politischen Kampfes, sich von jener unterschied, doch aber bereits hier und da die tiefern grundsätzlichen Differenzen durchblicken oder mindestens ahnen ließ, welche einige Jahre später bei stärkerm Wellenschlage an die Oberfläche hervortreten sollten. Zwei Hauptorgane hatte diese radicalere Richtung in der Tagespresse gerade an den beiden Endpunkten des constitutionellen Deutschland — im tiefsten Südwesten die konstanzer „Seeblätter“, in Sachsen die „Vaterlandsblätter“ unter Robert Blum's Leitung. Beide überbot schon nach ein paar Jahren sowol an Kühnheit

des Auftretens wie an Verbreitung über das ganze Deutschland Gustav Struve's „Deutscher Zuschauer". In mehr niederer Sphäre wirkte, leider nur zu einflußreich, die ultraradicale „Locomotive" von Held — demselben Held, der seitdem seine politische Thätigkeit zeitweise in ganz anderer Richtung verwerthet hat.

Neben diesen publicistischen Strebungen, die wenigstens das miteinander gemein hatten, daß sie aus der Praxis eines entwickelten öffentlichen, parlamentarischen Lebens hervorgegangen waren und auch fast immer auf diese Praxis, ihre Bedürfnisse und Ziele zurückgingen, breiteten sich 'aber auch solche aus, welche, aus ganz anderm Boden emporgewachsen, in ganz andere Räume hinausstrebten. Der philosophische Radicalismus der Jung-Hegel'schen Schule, am schärfsten und geistreichsten ausgeprägt in Arnold Ruge's „Hallischen Jahrbüchern", trat jetzt auch zu der Politik, mit der er sich lange nur sehr beiläufig abgegeben, in ein näheres Verhältniß, aber auf eine eigenthümliche Weise. Noch im Jahre 1840 hatte Ruge den „intelligenten preußischen Beamtenstaat" verherrlicht, mit stolzem Herabsehen auf das ihm trivial erscheinende Verfassungs- und Kammerwesen der kleinern deutschen Staaten; wenige Jahre später proclamirte er, mit gänzlichem Ueberspringen dieser gegebenen Zwischenstufe, die „Selbstauflösung des Liberalismus in Humanismus", und noch um weniges später machte er seine inzwischen zu „Französisch-Deutschen Jahrbüchern" entpuppte und nach der Weltstadt an der Seine übersiedelte Zeitschrift zum Organ weitausgreifender socialistischer Ideen in Verbindung mit Marx, Engels u. a. Auf einen ähnlichen social-demokratischen Standpunkt stellte sich gleich von vornherein die zu Anfang der vierziger Jahre in Köln begründete „Rheinische Zeitung".

Den nationalen Standpunkt vertraten damals eigentlich nur zwei Organe in der deutschen Presse: die „Deutsche Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben", herausgegeben von Biedermann, und die in Karlsruhe erscheinende „Oberdeutsche Zeitung" unter Giehne. Giehne war es, der das damals aufsehenmachende Schlagwort aussprach: „Kaiser von Deutschland ist dermalen der Deutsche Zollverein!" Der „Schutz der nationalen Arbeit", ungefähr in der von Friedrich List ebendamals mit so großer Beharrlichkeit, geistvoll, aber doch völlig einseitig gepredigten Richtung, stand in dem Programm der „Oberdeutschen Zeitung" gewöhnlich obenan. Auch die „Deutsche Monatsschrift" legte auf die Pflege der materiellen, wirthschaftlichen Interessen und ihr damals schon gewichtigstes Organ in Deutschland, den preußisch-deutschen Zollverein, einen Hauptaccent, doch suchte sie die Idee nationaler Einigung auch auf dem eigentlich politischen Gebiet, wo dieselbe in jener Zeit bei den meisten kaum noch viel mehr als ein halbverstandenes

Gefühl war, zu festerer Gestalt abzuklären und zu entwickeln. Sie scheute sich nicht, den Anschluß der deutschen Staaten zweiten und dritten Ranges an Preußen zu befürworten, obschon dieses Preußen noch ganz absolutistisch war, in der ausgesprochenen Zuversicht, daß durch eine solche Verschmelzung der preußische Staat selbst zu einer constitutionellen Entwickelung hingedrängt werden würde.

Die Idee einer politischen Einigung Deutschlands war bekanntlich nach fast 25jährigem Schlummer im Jahre 1840 zum ersten male wieder zu lebendigern Regungen erwacht. Der Ruf nach der Rheingrenze, den Thiers, als Minister Ludwig Philipp's, zur Parole für Frankreich machte, um für die Schlappen, welche dieses in der ägyptischen Frage erlitten, Revanche zu nehmen, rief die allezeit drohende Gefahr von dieser Seite und die Unzulänglichkeit der Widerstandskraft des viele dreißigmal in sich getheilten Deutschland den deutschen Völkerschaften mächtig ins Bewußtsein. Die Veranstaltungen für endliche Inangriffnahme der Festungsbauten an der Westgrenze, für regelmäßige Bundesinspectionen u. s. w., welche der Ernst der Zeit und das ungestüme Drängen der öffentlichen Meinung dem Bundestage nach jahrzehntelanger Unthätigkeit abpreßten, konnten über den Mangel einer zuverlässigen und bereiten Machtentfaltung Deutschlands nicht beruhigen. Die Tagespresse discutirte lebhaft die Frage einer bessern Militärverfassung für den Deutschen Bund (vorzugsweise jedoch nur von der technischen Seite, die Wichtigkeit eines gemeinsamen Kalibers, gleicher Spurenbreite der Eisenbahnen behufs ihrer Benutzung zu Militärtransporten u. dgl. m.), aber allmählich trat mehr und mehr über allen solchen Specialfragen die große Cardinalfrage einer festern politischen Einheit Deutschlands als das Caeterum censeo einer jeden deutschen Politik in den Vordergrund. Freilich auch für die damals noch der unbarmherzigen Censurschere unterworfene Tagespresse nur zu oft als ein Noli me tangere! Denn von Dingen, wie Verwandelung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, Centralgewalt, vollends Nationalvertretung, durfte man damals kaum in schüchternen Andeutungen sprechen und konnte das Beste immer nur zwischen den Zeilen lesen lassen.

Aber nicht blos die Censurstrenge, sondern der noch sehr unklare Zustand der öffentlichen Meinung gerade in diesem Punkte, endlich die fast gänzliche praktische Aussichtslosigkeit aller derartigen Bestrebungen machte die Erörterung der Einheitsfrage zu einem ebenso schwierigen als scheinbar unfruchtbaren Geschäft. Dennoch — so groß war die innere Berechtigung und Nothwendigkeit dieser Idee — brach dieselbe, bald von der, bald von jener Seite, in der publicistischen Literatur sich immer breitere Bahnen. Zwei Koryphäen der constitutionellen Partei warfen das Gewicht ihrer Stimmen zu Anfang der vierziger Jahre für

die Einheitsidee in die Wagschale, wie es ein Jahrzehnt zuvor Karl Welcker und Wilhelm Schulz gethan hatten. Steinacker, der hochverdiente, leider zu früh (noch vor 1848) verstorbene Präsident der Kammer in Braunschweig, hielt sich in seiner Schrift „Ueber das Verhältniß Preußens zu Deutschland" zwar noch ziemlich allgemein und legte den Hauptaccent mehr auf die innere Assimilirung aller Theile durch eine aufrichtige Constitutionalisirung Preußens (also auf das, was man neuerlich die „moralischen Eroberungen" genannt hat); doch ließ er die Eventualität einer auch äußerlichen Verschmelzung der Kleinstaaten mit Preußen, ja sogar weiterer „Mediatisirungen" nicht unberücksichtigt. Der edle Paul Pfizer (in seinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche") trat entschiedener mit den Ideen hervor, denen er schon in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" mehrere Jahre früher einen ersten, damals noch schüchternen Ausdruck verliehen hatte; er verlangte einen „constitutionellen deutschen Bundesstaat" unter Einem Haupt — Preußen —, daneben eine „allgemeine Volksvertretung" —, mit Oesterreich aber ein blos völkerrechtliches Verhältniß des in sich enger geeinten Deutschlands.

Bedeutsamer war es, daß dieselbe Idee einer engern Einigung Preußens und der deutschen Kleinstaaten auch von Preußen selbst aus verkündigt ward. Zwar in der rohern Gestalt einer bloßen „Hegemonie" etwa auf Grund des militärischen Uebergewichts Preußens (wie sich einzelne Stimmen — z. B. das Buch von Hellrung: „Preußen als Militärstaat eine europäische Großmacht und deutsche Hauptmacht" — von dorther vernehmen ließen) ward sie von den constitutionellen deutschen Staaten aus mit Protest zurückgewiesen. Ungleich größern Eindruck machte es, als aus den aristokratisch-conservativen Kreisen Preußens ein Werk hervorging, das mit einer zu jener Zeit und an solcher Stelle überraschenden, ja unerhörten Kühnheit nicht allein tiefgreifende Reformen im Innern verlangte (Controle des Budgets durch einen allgemeinen Ausschuß der Provinzialstände, größte Oeffentlichkeit des Staatshaushalts und überhaupt der Verwaltung, Freiheit der Presse u. s. w.), sondern auch eine engere Vereinigung dieses so reformirten Preußen mit den übrigen deutschen Staaten — außer Oesterreich — forderte, und dabei die Eigenschaft Preußens als „rein deutsche Macht" im Gegensatz zu Oesterreich bereits sehr entschieden betonte. Es war die Schrift: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland", von Hrn. von Bülow-Cummerow, einem großen Gutsbesitzer in Pommern. Ueber die bestimmtern Modalitäten der vorgeschlagenen engern Einigung Preußens und des übrigen Deutschland war freilich Hr. von Bülow entweder sich selbst nicht ganz klar, oder er wollte nicht offen mit der Sprache herausgehen. Als gegen seine

Andeutungen wegen einer Ausschließung Oesterreichs sofort sehr lebhaft in der „Allgemeinen Zeitung" protestirt ward, zog er das Gesagte theilweise zurück, oder deutete es anders, und rückte so seinen ganzen Vorschlag noch mehr ins Nebelhafte. Im zweiten Bande seines Werks, der 1843 erschien, ließ er die Frage wegen der Regierungsform für Deutschland ganz beiseite und schien sich mit der vagen Idee einer bloßen „innern Einigkeit der Fürsten und Völker Deutschlands" sowie mit einer möglichsten Gleichartigkeit der politischen, kirchlichen und materiellen Einrichtungen in den verschiedenen deutschen Staaten begnügen zu wollen. Privatim schrieb er damals an jemand: „Der Punkt der Hegemonie ist zwar von Wichtigkeit, aber nur von untergeordneter, und gehört jedenfalls in die zweite Reihe. In der ersten steht die schwierige Aufgabe, wie durch die Reichsverfassung ein nationales Deutschland zu bilden sei, wie aus dem Unterthan von unzähligen großen und kleinen souveränen Regierungen ein deutsches Volk hervortreten kann, welches nicht in Liedern, Tischreden u. s. w. bestehe, sondern auf dem Grunde organischer Gesetze sich im Besitz aller der Vortheile befinde, welche ein gemeinsames, großes Nationalinteresse erwecken und dadurch eine Nationaleinheit bewirken." So Großes dachte sich Hr. von Bülow-Cummerow möglich ohne Lösung der fundamentalen Frage, wie diese Nationaleinheit im Punkte der Centralgewalt zu verkörpern und zu sichern sei!

Eine andere briefliche Aeußerung ebendieses Mannes, auf die innern Verhältnisse Preußens bezüglich, dürfte noch heute von Interesse sein. Am 21. März 1843, also vor 22 Jahren, schrieb er: „Wollten doch die ausgezeichnetern Schriftsteller in Deutschland sich davon überzeugen, daß, solange nicht in Preußen freisinnigere Institutionen festen Fuß gefaßt haben, das übrige Deutschland für die seinen keine Bürgschaft besitzt. Diese werden wir aber nicht erhalten, wenn die Aristokratie sich sich nicht an die Spitze der Bewegung setzt; sie allein, glauben Sie mir, vermag es, bedeutend einzuwirken, und sie ist aufgeklärt genug, um es zu wollen. Solange man in Berlin glaubt, unbedingt auf den ersten Stand rechnen zu können, wird man keinen Schritt weiter gehen, und solange die Masse des ersten Standes sich durch oft ganz unverdiente Angriffe bedroht fühlt, wird sie besorgt zaudern, selbst auf solche Fortschritte anzutragen, die sie für gerecht und nützlich hält."

Im Herbst 1848 gründete bekanntlich Hr. von Bülow-Cummerow den „Verein zum Schutze des Eigenthums" oder das sogenannte „Junkerparlament", den ersten Keim einer förmlichen Organisation der feudalen Reactions- und Restaurationspartei in Preußen und in ganz Deutschland!

Fast um die gleiche Zeit und im gleichen Sinne wie in Preußen

durch Hrn. von Bülow-Cummerow, ging in Oesterreich der Anstoß zu einer politischen Reformbewegung ebenfalls von den Reihen des Adels aus. Das Werk, welches dort das Signal dazu gab, hieß „Oesterreich und seine Zukunft" und erschien weit außerhalb der Grenzen Oesterreichs, bei Hoffmann & Campe in Hamburg. Sein Verfasser war lange unbekannt; erst nach dem Sturze des Metternich'schen Systems im Jahre 1848 hat sich Baron von Andrian, ein großer österreichischer Grundbesitzer, offen als solcher bekannt. Er war in seinen Reformvorschlägen kühner, consequenter, freisinniger als sein preußischer Standesgenosse. Eine freie Gemeindeverfassung, verbesserte Landstände, aus diesen hervorgehende Reichsstände, freie Presse, eine bessere Controle der Verwaltung — namentlich ein Anklagerecht der Stände gegen die Beamten — Unabhängigkeit und Oeffentlichkeit der Gerichte — endlich eine Reform des Adels im englischen Sinne, — das waren die Forderungen, die er an Oesterreich —! —, an das „Metternich'sche Oesterreich", stellte. Ueber das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland schwieg Andrian: ihm schien, und wol mit Recht, Oesterreich mit seiner innern Entwickelung so viel zu thun zu haben, daß es um die deutschen Angelegenheiten sich am besten so wenig als möglich kümmern würde.

Diesen Standpunkt in der deutschen Frage hat Andrian ehrlich und consequent bis zuletzt festgehalten, auch zu einer Zeit, wo seine Landsleute aller Parteien im Parlament zu Frankfurt nur noch das Eine gemeinsame Ziel verfolgten: um jeden Preis das Zustandekommen eines deutschen Verfassungswerks zu hindern! Andrian verschwieg damals im mündlichen Verkehre nicht, daß ihm dies unrecht scheine. Einige Jahre später sprach er die gleiche Ansicht öffentlich in einer Broschüre aus. Das „Oesterreich der Zukunft", das er ersehnt und prophezeit, hat er nicht erlebt — er starb bekanntlich vor etwa acht Jahren noch im besten Mannesalter.

Der durch solche Schriften damals gegebene Anstoß wirkte in Preußen wie in Oesterreich unaufhaltsam fort, trotz der bedeutenden Hindernisse, welche sich dort wie hier den Fortschrittsideen entgegenstellten. Die Träger dieser Ideen, die Schriften und bisweilen auch die Schriftsteller, welche dem Fortschritte huldigten, mußten freilich oft theils in das wirkliche, theils wenigstens in das „deutsche" Ausland flüchten und von dort aus auf ihre Heimat einzuwirken suchen. Denn auch in Preußen war es mit der „lebendigern Zeit" für die Presse, welche die Anfänge des neuen Regiments gekennzeichnet hatte, nur zu bald wieder vorbei. Schon die berühmten „Vier Fragen" von Johann Jacoby hatten in Leipzig gedruckt werden müssen. Hr. von Bülow-Cummerow, dessen erster Band durch eine Einladung des Verfassers zur königlichen Tafel gewissermaßen legitimirt und gegen polizeiliche Verfolgungen sichergestellt

worden war, fand dennoch für räthlich, den zweiten Band gleichzeitig in Berlin und in Jena drucken zu lassen (mit einem persönlichen Opfer von mehr als 1000 Thlrn., wie er versicherte), weil er eine sofortige Beschlagnahme in Berlin fürchtete. Die „Rheinische Zeitung“ und andere liberale Blätter wurden unterdrückt, auswärtigen deutschen Zeitungen, wie der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“, wurde der Zutritt nach Preußen verboten, kurz, je höher die Bewegung der Geister in Preußen anschwoll, um so mehr fand sie sich im Lande selbst bedrängt und an jeder freien Meinungsäußerung gehindert. Was Oesterreich betrifft, so bestand dort das Metternich'sche System noch in seiner ganzen Strenge, und folglich auch der rücksichtsloseste Druck auf die Presse sowie überhaupt auf jede geistige Bewegung.

Aus Preußen und Oesterreich, aber zumal aus Oesterreich, ging daher ein starker Zug junger feuriger Geister herüber „ins Reich“, theils um sich die politischen und wissenschaftlichen Zustände hier anzusehen und davon zu lernen, theils um für längere oder kürzere Zeit dem harten Banne zu entfliehen, der unter dem Druck der neuen Censur- und Polizeimaßregeln sowol in Preußen als vollends in dem gelobten Lande Metternich'scher Weisheit auf allen strebsamern Kräften und allen neuen Ideen schwer lastete.

Unter den preußischen Malcontenten aus jener Zeit ist eine Klasse besonders hervorzuheben als charakteristisch für die preußischen Zustände und die Richtung, welche sie schon damals nahmen. Es waren dies zahlreiche Mitglieder des preußischen Offizierstandes, meist jüngere strebsame Leute von hellem Verstande und unbefangenem Urtheil, welchen der im dortigen Heerwesen mehr und mehr einreißende Geistesdruck, die Kleinlichkeit eines blos äußerlichen Parade- und Gamaschendienstes, der künstlich hinaufgeschraubte soldatische Ehrenbegriff, der auf völlige Lostrennung des Militärs vom Civil hinauslief, unerträglich wurden.

Einer derselben — sein Name ist seitdem ein weithin bekannter und vielgenannter geworden — schrieb unterm 14. Juli 1847 an eine Zeitschrift, der er sich zum Mitarbeiter anbot: „Obgleich ich preußischer Offizier bin und meinen Stand aus Neigung erwählt habe, mag ich dennoch nicht blind sein gegen dasjenige Ueble, welches ihn entwürdigt und welches in höherer Reihenfolge ihn dem Wohle des Vaterlands und des Volks entrückt, nur um desto einseitiger der Autokratie und ihrer Willkür zu dienen. In diesem Gefühl, welches ich ein tiefes nennen darf, habe ich, außer einigen frühern, jetzt eine kleine Schrift vollendet. Diese Schrift soll die Ueberzeugung geben, daß das preußische Heer, in sich selbst nach Linie und Landwehr uneins, dem Gouvernement ein Mittel für Stillstand und Rückschritt ist, mag andererseits der Liberalismus noch so riesige Propaganda machen. — Ich habe

mich bemüht, zu zeigen, wie trotz der enormen darauf verwendeten Mittel Preußens Heer dennoch kein Volksheer nach der Zahl der Ausgehobenen ist, wie es hierzu nur eine Verkürzung der Dienstzeit machen wird, und wie letztere zugleich eine Reduction und Ersparniß von 9 Millionen jährlich zuläßt, die der Landes- und gewerblichen Cultur zu widmen; wie es endlich Mittel sein soll zu allgemeiner nationaler und politischer Bildung des Volks." Mehrere von diesen Offizieren quittirten schon damals den Dienst; andere haben es später gethan.

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie vielartige und wie gewichtige Fragen bei der jetzt seit lange wieder zum ersten male unternommenen freiern Beleuchtung der innern und äußern Verhältnisse der beiden deutschen Großstaaten zur Erörterung kommen mußten; wie bedeutsam die beide berührende deutsche Verfassungsfrage hinzutrat; wie außerdem in den vielen größern und kleinern constitutionellen deutschen Staaten gerade damals politische Kämpfe mancherlei Art hin- und herwogten — in Baden der Urlaubsstreit und später ein Streit um das ständische Recht der Controle von Etatsüberschreitungen, in Baiern die Kniebeugungsfrage und die Frage wegen Verwendung der Kassenüberschüsse mit oder ohne Zuziehung der Stände; in Hannover der Kampf der Anhänger des 1837 einseitig aufgehobenen alten Grundgesetzes mit der auf dem Boden der octroyirten Verfassung von 1840 stehenden Regierung; im Königreich Sachsen die Agitation für Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Strafrechtverfahrens, anderwärts wieder anderes, so wird man sich ungefähr ein Bild von der mannichfach bewegten öffentlichen Stimmung sowie von der vielverzweigten und ausgebreiteten Thätigkeit der Publicistik in jener Zeit machen können. Zumal wenn man sich dabei erinnert, wie durch das seit 1840 stärker erregte nationale Gemeingefühl jede Action sowie jede Reaction in irgendeinem Theile Deutschlands sogleich auch in allen andern auf das lebhafteste mitempfunden ward.

Und doch würde dieses Bild noch sehr unvollständig sein. Denn zu den obenberührten politischen Fragen traten noch viele andere, auf andern Gebieten des Culturlebens, hinzu, welche die Gemüther zum Theil nicht weniger, bisweilen noch mehr erregten als die politischen Kämpfe. Auf dem materiellen Gebiete wogte der Kampf zwischen gemäßigten Freihändlern und enragirten Schutzzöllnern hin und her; die letztern, unter der Führung des energischen Agitators Friedrich List, waren damals ebenso, in Vereinen und Versammlungen organisirt, in der Offensive begriffen, wie es heute die Freihändler auf den volkswirthschaftlichen Congressen sind. Die Zurathbeziehung der Gewerbe- und Handeltreibenden bei allen Tariffragen — die Frage eines „Zollparlaments" — ward damals ebenso von jener wie heute von dieser Seite betrieben.

Ueber den Anschluß der Nord- und Ostseestaaten ward lebhaft in der Presse verhandelt. Der Gedanke einer geregelten Massenauswanderung und der Erwerbung von Colonien für Deutschland stand ebenfalls auf der Tagesordnung. Für gemeinsame Einrichtungen im Innern machte sich ein lebhaftes Interesse geltend. Größere Gleichartigkeit des Rechts erstrebte die deutsche Anwaltversammlung (die Vorläuferin der heutigen Juristentage) und von anderer Seite her die Germanistenversammlung. Die Frage einer Reform der Strafanstalten, durch das Buch von Julius „Ueber die nordamerikanischen Gefängnisse mit ihrem System der Einzelhaft“ angeregt, beschäftigte eine Zeit lang gleichfalls die öffentliche Meinung. Post-, Münz-, Maß- und Gewichtsreformen und Aehnliches, was seitdem mehr oder weniger vollständig wirklich ins Leben getreten, ward damals schon gefordert oder mindestens ersehnt. Im Schulwesen geschahen Anregungen, bald in der Richtung auf größere Annäherung der Schule ans Leben, bald vom Gesichtspunkt der Gesundheitspflege und der gleichmäßigern Entwickelung des Körpers mit dem Geiste; das lange geächtete Turnen sah sich, gleich seinem Urheber, dem Turnvater Jahn, durch den Zug der Zeit von dem Banne, der so lange darauf gelegen, wieder erlöst. In den Kreisen der akademischen Jugend begann es zu gären: das alte burschenschaftliche Element feierte, zum Theil mit sehr modernen Tendenzen versetzt, seine Auferstehung in den „Kränzchen“, „Allgemeinheiten“ und andern studentischen Einigungen. Vor allem doch ging es lebendig her auf religiösem und kirchlichem Gebiete. Die geflissentlichen Bemühungen des neuen Königs von Preußen für Neubelebung der Kirche, obschon in ziemlich einseitiger Richtung sich bewegend, brachten den protestantischen Trieb selbstthätiger Theilnahme des Volks an seinem Kirchenwesen, der lange geschlummert hatte, in Fluß. Das Recht des kirchlichen Dissidententhums, bei dem Austritt der Altlutheraner aus der preußischen Landeskirche diesen bereitwillig eingeräumt, ward wenige Jahre später von ganz entgegengesetzter Seite von den Freien Gemeinden ebenfalls in Anspruch genommen. Die Amtsentsetzung Bruno Bauer's und die darüber von den theologischen Facultäten abgegebenen Gutachten rückten die Frage von dem Verhältniß der freien Wissenschaft zu Staat und Kirche in den Vordergrund, während gleichzeitig durch die Conflicte zwischen den protestantischen Staatsgewalten und der katholischen Kirche die Nothwendigkeit einer schärfern Abgrenzung des kirchlichen und des staatlichen Gebiets nähergelegt erschien. Der Gustav-Adolf-Verein, an sich schon ein mächtiger Factor der Neubelebung des kirchlichen Bewußtseins, sah bald auch den in der protestantischen Kirche erwachten Kampf der Meinungen in seine friedlichen, eigentlich nur human-christlichen Zwecken gewidmeten Kreise hineinverlegt durch die bekannte Rupp'sche Angelegenheit. Der Versuch, die

protestantische Kirchenfrage auf dem Wege einer geordneten Vertretung der kirchlichen Gemeinschaft — durch Synoden — zu regeln, von dem König Friedrich Wilhelm IV. mit gewohntem Eifer für alles Neue unternommen, aber ebenso rasch, weil nicht zu dem persönlich gewollten Ziele führend, wieder aufgegeben, wirkte dennoch in den Gemüthern erregend und treibend fort. Agitationen in ähnlicher Richtung fanden in mehrern Ländern statt. Ohne ein so bestimmtes praktisches Ziel, nur mit allgemein aufklärerischer Tendenz unternommen, zogen die Bestrebungen der „protestantischen" oder „Lichtfreunde" weite Kreise in ihre Bewegung, zumal mit ihnen eine planmäßige Benutzung des Vereins- und Versammlungswesens für allgemeine Volksbildung Hand in Hand ging. Parallel damit ging in der katholischen Kirche die Czerski-Ronge'sche Opposition, in ihrer negativen Richtung den lichtfreundlichen und freigemeindlichen Bestrebungen, durch das gemeinsame Interesse der Abwehr ultramontan-jesuitischer Uebergriffe auch den conservativern Schichten des Protestantismus — mit Ausnahme der katholisirenden Ultras — einigermaßen sympathisch.

Und zu allen diesen schon so unendlich mannichfaltigen Elementen geistiger Gärung und Bewegung traten noch zwei Fragen hinzu — beide von unabsehbarer Tragweite in ihren Consequenzen, in hohem Grade beängstigend schon in ihren nächsten, unmittelbarsten Wirkungen — die Nationalitätenfrage und die sociale Frage, jene für Deutschland vorzugsweise bedrohlich erscheinend unter dem Schreckbild des Panslawismus, diese zwar zum Theil eine exotische, aus Frankreich herübergeholte Erscheinung, dennoch furchtbar durch die dunkle Folie, welche ihr ein unleugbares Massenelend (besonders in dem Nothjahre 1846) vieler Orten auch in Deutschland verlieh.

Die meisten dieser Fragen wurden — wie ich dies speciell an der Frage der Bundesreform aufgezeigt habe — damals noch ganz allgemein, zum Theil mehr nur theoretisch als mit bestimmtem Absehen auf einen praktischen Zweck verhandelt. Die ganze öffentliche Discussion erhielt dadurch allerdings etwas Schwungvolleres, Erregteres. Nach langer Erstarrung brach überall das frische Leben hervor. Alles ging gleichsam aus dem Vollen und Ganzen. Und weil man sich meist nur in allgemeinen Grundlegungen, Hoffnungen, Wünschen bewegte, die Schwierigkeiten der praktischen Durchführung nicht kannte oder nicht beachtete, so gab man sich leicht Illusionen hin und glaubte mit jugendlicher Naivetät an die Möglichkeit dessen, was man von seinem idealen, oft sehr subjectiven Standpunkte aus für nothwendig, oder doch für gut und schön erkannte. Bülow-Cummerow hatte nicht ganz unrecht, wenn er mit einem gewissen spöttischen Tone von den „Liedern und Tischreden" sprach, in denen das deutsche Volk, so gleichsam zwischen

Suppe und Braten, Einheit und Freiheit erobern, wol gar schon als sichern Besitz sich zusprechen zu können meinte. Wer diese leichten, aber auch sehr imaginären Siege des nationalen und liberalen Geistes der vierziger Jahre — von Nikolaus Becker's vielgesungenem „Sie sollen ihn nicht haben" bis zu den welthistorischen Resolutionen und Adressen souveräner Volksversammlungen im Jahre 1848 — aus der Nähe mit angesehen oder gar antheilnehmend miterlebt hat, der wird, glaube ich, die Empfindung theilen, die mich wenigstens jedesmal bei der Rückerinnerung an jene Zeit beschleicht: die Empfindung, daß wir damals doch noch sehr im Stadium politischer Jugend uns befanden!

An Unklarheiten und Unreife mancherlei Art konnte es natürlich da nicht fehlen. Davon nur Ein Beispiel, welches eine der wichtigsten Fragen unsers nationalen Lebens betraf. Die Angelegenheit der Herzogthümer Schleswig und Holstein war um 1840 durch Uwe Lornsen's Schrift über die historischen Rechte derselben angeregt worden. Obschon nun diese Schrift die uralte und verbriefte Untrennbarkeit beider Herzogthümer erwies, und obwol die Einheit beider, wenigstens in administrativer Hinsicht, damals selbst dänischerseits noch unangetastet fortbestand, bildete sich dennoch in Holstein eine Partei (an deren Spitze sogar der in den spätern Kämpfen Schleswig-Holsteins so hervorragende Theodor Olshausen stand), welche Schleswig preisgeben wollte, um Holstein als Bundesland desto gewisser der dänischen Propaganda zu entziehen.

Selbst an einer gewissen, wenn auch nicht immer klar bewußten, innern Unwahrheit litt damals unsere deutsche Publicistik gar nicht selten infolge der unentwickelten und unnatürlichen allgemeinen Verhältnisse. Der Kampf gegen den Polizeidruck von oben war so erschwert, die Parteistellung selbst noch so wenig abgeklärt, daß man schwer vermeiden konnte, auch solche als Bundesgenossen anzunehmen und zu behandeln, mit deren Gebaren, abgesehen von der allgemeinen Uebereinstimmung in dem obersten Gedanken der Freiheit, man vielleicht nichts weniger als einverstanden war. Die gemeinsame Noth rückte alles näher zusammen und brachte auch den Widerstrebenden bisweilen in wenig genehme Nachbarschaft. Unorganisirt, wie die liberale Partei im ganzen damals noch war, ging es ihr wie einer Truppe ohne Disciplin, etwa einem Freischärlercorps, wovon einzelne Plänkler Streifereien auf eigene Hand vornehmen und damit nicht selten das Hauptcorps, weil es sie nicht im Stiche lassen und dem Feinde preisgeben kann, mit exponiren.

Eine andere bemerkenswerthe Folge dieses Mangels an fester Parteiorganisation war die, daß sich vorübergehend oder auch für längere Zeit Leute unter Einer Fahne zusammenfanden, welche später nach den allerentgegengesetztesten Richtungen auseinandergingen.

Einzelne Beispiele davon habe ich schon beiläufig angeführt. Manche

der auffallendsten dieser Uebertritte in andere Lager verschuldete das Jahr 1848, welches in den Geistern wie in den Verhältnissen so große Verwirrung anrichtete; andere mögen auf Rechnung der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur, nicht wenige auf Rechnung des Umstandes zu setzen sein, daß der Stand der Schriftsteller und insbesondere der Publicisten vor 1848 viel weniger politisch durchgebildet, namentlich aber, dem moralischen Charakter nach, im ganzen viel weniger zuverlässig war als heutzutage; daß es ferner viel schwerer fiel, mit ehrlichen Mitteln sich eine unabhängige und auskömmliche Existenz als Schriftsteller zu verschaffen; — allein der Hauptgrund jener Erscheinung lag doch darin, daß damals so mancher, wenn er auf die politische Arena heraustrat, noch keineswegs mit seinen eigenen Ansichten im Klaren war, vielmehr erst im Fortgang seiner Thätigkeit sich darüber klar wurde und daher nicht selten später die Fahne verließ, unter welche er zuerst sich gestellt hatte. Wenn dies, wie gesagt, auf seiten der liberalen Partei eine gewisse Unklarheit und Zerfahrenheit bekundete, so gereicht der gegnerischen, reactionären, der Umstand noch weniger zur Ehre, daß sie, was ihre publicistische Vertretung anbelangt, sich schon damals (wie meist auch heute) hauptsächlich aus solchen Ueberläufern der liberalen Partei rekrutirte.

Zur Erläuterung des Obengesagten will ich nur einige Namen anführen. Ein Theil von denen, welche ich damals in den vierziger Jahren als gemeinsame Mitarbeiter mit mir selbst an Blättern von gemäßigt liberaler Richtung finde, ist später viel weiter links, einzelne sind bis an die äußersten Grenzen des Radicalismus gegangen; — ich nenne nur z. B. H. Becker, Kolb, Bayrhoffer, Zitz, Jäckel, Hirschel u. a.; ein anderer Theil dagegen steht heutzutage mitten im reactionären Lager, mancher sogar auf den äußersten Vorposten desselben, so u. a. der jetzige, sehr eifrige Chef der Preßpolizei und der Anstalten für künstliche Fabrikation einer öffentlichen Meinung im gouvernementalen Sinne im Königreich Sachsen, die Seele des „Dresdner Journal", Geh. Regierungsrath Häpe, so Hr. Keipp, neuerdings Redacteur des ultrafeudalen „Vaterland" in Wien.

In längern, auch persönlichen Beziehungen stand ich damals zu jenem merkwürdigen Manne, der in der Publicistik der dreißiger und vierziger Jahre eine so eigenthümliche Rolle gespielt und als öffentlicher Charakter so sonderbar geendet hat. Franz von Florencourt trat 1842 mit mir in Verbindung, trennte sich eine Zeit lang von mir, griff mich öffentlich heftig an, als zu wenig entschieden, kehrte nach einiger Zeit aus eigenem Antriebe zu mir zurück — plötzlich aber im Jahre 1847 gründete er in Sachsen ein Blatt, welches die liberale Partei verhöhnte und den Prätensionen eines damals sehr übermüthigen Junkerthums

daselbst das Wort redete. Seitdem ist er durch mannichfache Wandlungen dahin gelangt, eine preußische Beamtenstelle unter Manteuffel anzunehmen und, wenn ich recht berichtet bin, katholisch zu werden — er, der einst die wärmsten Artikel für Glaubens- und Sektenfreiheit schrieb!

Als erfreulichen Gegensatz zu solchen Beispielen des Abfalls, der innern Unklarheit oder doch des Mangels eigentlicher politischer Parteidisciplin sei mir vergönnt die Worte eines Mannes zu citiren, der, damals noch sehr jung und ein Anfänger in der Publicistik, doch über die Nothwendigkeit politischer Parteibildung und Taktik bereits klare und richtige Grundsätze entwickelte. Franz Duncker, der jetzige Herausgeber der berliner „Volks-Zeitung“ und ein hervorragendes Mitglied der Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause, schrieb mir 1845: „Wenn wir auch in manchen Punkten differiren mögen und ich Ihnen vielleicht zu weit gehend erscheine, soll mich dies doch nicht abhalten, für Ihr Blatt zu schreiben. Ich halte es für einen unserer politischen Hauptfehler, daß wir Deutschen uns auch in unsern Parteibestrebungen zu sehr zersplittern und von einer Coalition in Parteien keinen Begriff haben, während wir thatsächlich meist auch noch nicht die Forderungen der gemäßigtsten liberalen Partei erlangt haben, sodaß die Männer der äußersten Linken gar keinen Grund haben, sich von dieser loszusagen oder sie gar lächerlich zu machen.“

Noch eine Seite des Bildes der Publicistik vor 25 Jahren bleibt mir übrig hier wenigstens in einigen Zügen zu skizziren, den Kampf des Schriftstellers mit Censur und Preßpolizei. Ich will die Leser nicht mit einer Geschichte der Censur- und Preßpolizeiplackereien unterhalten, zu der ich aus meiner nächsten, eigensten Erfahrung vielfache, theils komische, theils aber auch sehr ernste Belege liefern könnte; nur einige Schlaglichter will ich werfen auf Zustände, deren Rückwirkungen auf den Geist der Presse selbst, auf den Charakter der Schriftsteller, auf die ganze öffentliche Moral und die politische Bildung des Volkes sich leicht bemessen lassen.

Nirgends trieb man das Raffinement der Ueberwachung und Verfolgung jeder freiern geistigen Regung damals so weit als in Oesterreich: nirgends ward folgerechterweise von der andern Seite mehr Witz aufgewendet, um diese Aufsicht zu täuschen, und nirgends mit größerm Erfolg. Daß man mit verbotenen Schriften nach Oesterreich hinein einen ebenso starken und lucrativen Schmuggel trieb wie mit verbotenen Baumwollen- und Seidenwaaren, ist bekannt. Ein gewöhnliches Mittel dabei war dies, daß man anstößige Bücher mit unverdächtigen Titeln und Facturen versah, also etwa ein Buch wie „Oesterreich und seine Zukunft“ unter dem vorgedruckten unschuldigen Titel einführte: „Neueste Kunstgärtnerei„ oder dgl. Das übrige mußte die Bestechung bei den

Controlestellen thun und that es. Aber schon das Druckenlassen ohne inländische Censur sowie das Schreiben in auswärtige Blätter war den österreichischen Schriftstellern verboten und zog ihnen, wenn es entdeckt ward, harte Strafen zu. Daher neue Noth, die Ausfuhr von Manuscripten und die Correspondenz mit auswärtigen Verlegern oder Redacteuren vor der heimischen Polizei zu verbergen. Die Schwierigkeit war um so größer, weil das Briefgeheimniß in dem damaligen Oesterreich für nichts weniger als sicher galt. Da mußte denn wieder zu allerhand Kniffen und Pfiffen die Zuflucht genommen werden, zu fingirten Namen, Superadressen, auch wol zu einer förmlichen Gaunersprache, womit man die Polizei, wenn sie die Briefe öffnete, nicht allein zu täuschen, sondern ihr auch noch derb die Wahrheit zu sagen sich zur Aufgabe machte. Ein Artikel über die Elbzölle, den ich von einem sachkundigen Manne dort zu haben wünschte, ward von mir unter der Firma einer hydraulischen Maschine bestellt. (Der Mann war zum Glück auch Agent für solche praktische Bedürfnisse der Gewerbtreibenden). Er antwortete mir: „Ich habe Ihre hydraulische Bestellung wohl verstanden, ohne daß es nöthig war, mich auf den Wasserstand der Elbe speciell aufmerksam zu machen. Ich werde Ihnen den Apparat sachgemäß anfertigen lassen, jedoch wäre er auf einmal aufzustellen zu voluminös und wird daher in zwei Theilen construirt werden müssen.“ Das hieß: die Abhandlung werde in zwei Artikeln erfolgen. Ein anderes mal schrieb mir derselbe Mann, (der als Nationalökonom und Statistiker bekannt war), als ich ihn um einen Aufsatz, ich glaube über die böhmischen Stände, gebeten hatte, so, als hätte ich von ihm statistische Daten über die Metallausbeute im Ural verlangt: „Sie erhalten die gewünschten Daten jedenfalls vor Schluß der Sommervorlesungen, also spätestens im Juli (das hieß: fürs Juliheft). Für dieses Warten haben Sie den Vortheil, die neuesten Daten in einer Vollständigkeit zu erhalten, wie sie bisher über den Ural noch nicht bekannt waren, da ich alles aus officiellen Quellen erhalte.“ Dann fügte er folgendes Raisonnement hinzu, das offenbar darauf berechnet war, von der Polizei gelesen zu werden: „daß ich für Ihre Zeitschrift Ihnen keine Beiträge liefere, hat seinen Grund darin, daß für meine Auffassungsweise hier kein Imprimatur zu erhalten; ohne Censur aber habe ich mir vorgenommen, nichts zu schreiben, weil bei uns die Spionage gar zu arg ist.“

Aber auch außerhalb Oesterreichs war es schlimm genug. Der ehemalige bairische Regierungspräsident Graf Giech, der mir damals öfters werthvolle Mittheilungen aus Baiern, besonders über kirchliche und confessionelle Verhältnisse machte, bat nicht allein in jedem Briefe aufs neue um strengste Geheimhaltung seiner Beziehungen zu mir, sondern ging in seiner diesfallsigen Vorsicht so weit, daß er mir zur Pflicht

machte, die von ihm eingesandten Protokolle der bairischen Landräthe nicht in demselben Hefte abzudrucken, in welchem ein, natürlich gleichfalls anonymer, Artikel von ihm über die dortigen Gemeinderechnungen stehen würde, weil man sonst aus der Zusammenstellung dieser beiden Schriftstücke seine Autorschaft combiniren könnte. Es erschien damals ein Werk über das bairische Gymnasialwesen von Roth. Dasselbe war dem Grafen Giech gewidmet, aber nur im Manuscript; „denn", schrieb er mir, „eine öffentliche Widmung mit meinem verhaßten Namen würde hinreichen, die Beschlagnahme des Buches in Baiern zu Wege zu bringen."

Wie man mit Hülfe des Preßzwangs nicht blos unliebsame Ideen zu unterdrücken, sondern auch öffentliche Meinung zu Gunsten des herrschenden Systems zu machen verstand (ein Kunstgriff, den später das Manteuffel'sche Regiment in noch viel größerm Stiele geübt hat), davon nur Ein eclatantes Beispiel, welches mir 1847 Gneist, das gegenwärtige Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, als zuverlässig mittheilte. Es war damals gegen das sogenannte Februarpatent des Königs wegen Berufung eines Vereinigten Landtags das bekannte Buch von Heinrich Simon: „Annehmen oder Ablehnen", erschienen. Das preußische Ministerium schickte nun Artikel gegen dieses Buch an unabhängige liberale Blätter mit der durch unzweideutige Drohungen (größerer Censurschärfe u. s. w.) wirksam unterstützten Bitte um Aufnahme. Hatte man auf diese Weise die Aufnahme solcher Artikel durchgesetzt, so ließ man wiederum die officiellen Blätter ihre Befriedigung darüber aussprechen, daß selbst die unabhängige Presse sich so besonnen über das Simon'sche Buch äußere. — Von den Censurchicanen, Bücherconfiscationen, den persönlichen Verfolgungen der Schriftsteller, (zum Theil auch in sehr ausgesuchter Weise, indem man z. B. einmal dem Vater eines solchen, einem preußischen Beamten, mit Pensionirung drohte, wenn er seinen Sohn länger im Hause behalte), und von ähnlichen Dingen will ich nicht erzählen, denn wo würde ich enden, wollte ich auch nur dasjenige berichten, was ich theils selbst erlebt, theils von andern aus directester und zuverlässigster Mittheilung erfahren habe! Ebenso will ich nur andeutungsweise die gemüthlichen und komischen Seiten der damaligen Preßverhältnisse berühren, z. B. wie ein äußerst gutmüthiger politischer Censor in *** (seines eigentlichen Faches ein Mediciner), mit mir oft stundenlang überlegte, wie eine censurwidrige Stelle in meiner Zeitschrift in andern Wendungen durchzubringen sei; wie der Beamte, der den Befehl der Confiscation eines Heftes meiner Zeitschrift zu vollziehen kam, absichtlich bei den in der Mitte des Zimmers hochaufgestellten Exemplaren des corpus delicti vorüberging und nach flüchtigem Blick auf die leeren Repositorien an den Wänden sich mit

der Erklärung, es sei nichts zu finden, zum Wiedergehen wandte, als unglücklicherweise ein dienstbeflissener jüngerer Beamter, der ihn begleitete, seine Aufmerksamkeit auf den verhängnißvollen Bücherballen lenkte und ihn so zu strenger Erfüllung seiner Amtspflicht zwang, wie endlich selber die obere Preßpolizeibehörde mit fast komischer Gemüthlichkeit mir gestattete, aus eben jenen confiscirten Exemplaren einen größern Artikel von unschuldigem Inhalt herausschneiden zu lassen, um diesen wenigstens verwerthen zu können, u. s. w. Zu den minder gemüthlichen Zügen des vormärzlichen Preßzwangsystems gehörte u. a. die Praktik, daß man einem inländischen Blatte die Warnungen und Drohungen auswärtiger Regierungen, die an die diesseitige Regierung zur Insinuation an dasselbe gelangten, vorenthielt, auch die Censur nicht verschärfte, bis endlich das Blatt in einem und dem andern Nachbarstaat wirklich verboten ward, worauf man dann erklärte: nun müsse man es auch im Inland unterdrücken, weil die Regierung sonst, jenen andern Regierungen gegenüber, in falschem Lichte erscheinen würde. Wie sonderbare, gewiß unbeabsichtigte Wirkungen der Censurzwang bisweilen zu Wege brachte, dafür nur Eine schlagende Thatsache. Ein etwas radicaler Schriftsteller schrieb mir im Jahre 1844: „Er habe immer schon gegen den Gustav-Adolf-Verein einen geheimen Argwohn gehegt; seitdem aber die hamburger Censur ihm einen Artikel gegen denselben gestrichen, sei er ganz sicher, daß der Verein von Polizei wegen angestiftet sei, um die Leute von der Politik abzuziehen."

Bogislaw XIV., der letzte Pommernherzog.

Von

H. Waehle.

II.

Kaum waren die Kaiserlichen in das Wolgastische eingerückt, als sich Klagen über Klagen wegen der Einquartierungslast erhoben, denn die Truppen begnügten sich nicht mit dem durch die Capitulation bedungenen Quantum an Geldern, Lebensmitteln und Fourage, sondern hatten es offenbar auf Gelderpressungen abgesehen. Zwar befahl Arnim, und selbst Wallenstein, falls den Soldaten der Sold pünktlich gezahlt würde, sollten die Offiziere dafür Sorge tragen, daß willkürliche Erpressungen unterblieben; aber vergebens. Auf den Landtagen zu Wolgast und Stettin gab es endlose Beschwerden, Erörterungen und Rathschläge, um die Lasten möglichst auszugleichen, die jeder Stand härter als die andern zu empfinden meinte; am heftigsten ging es zu Wolgast im December 1627 her. Stralsund, das Eindringen der fremden Gäste

fürchtend, begann Vertheidigungsmaßregeln zu treffen und verstärkte die Zahl geworbener Söldlinge besonders aus dänischem Dienste. Da verlangte aber Arnim (im Januar 1628) von der Stadt die Abdankung der dänischen Söldner, die Niederreißung der neuen Werke, sowie die ungesäumte Zahlung von 60000 Thlrn. Zugleich besetzte er, um seinen Forderungen Nachdruck zu geben, die Insel Dänholm. Nach längern Verhandlungen kam im Februar ein Vergleich dahin zu Stande, daß der Dänholm zwar von den Kaiserlichen besetzt bleiben, jedoch keine neuen Truppen dahin gebracht, auch keine weitern Befestigungen angelegt werden sollten; dagegen müsse auch die Stadt die fernere Befestigung einstellen, alle ihre Schiffe um den Holm entfernen und eine Summe von 30000 Thlrn. sofort, weitere 50000 Thlr. in zwei Terminen entrichten. Dessenungeachtet kam es zu Feindseligkeiten: die Kaiserlichen griffen die Wache am Frankenthor an und fuhren fort, den Dänholm zu befestigen und mit Munition zu versehen. Ihrerseits fanden sich die Stralsunder hierdurch veranlaßt, wieder Schiffe um den Dänholm zu legen, was aber weder der kaiserliche Heerführer noch Herzog Bogislaw dulden wollte, letzterer, weil er darin ein Hinderniß für die glückliche Beendigung der schwebenden Unterhandlungen erblickte. Er forderte die Stadt auf, ihre Schiffe zurückzuziehen, damit die kaiserliche Besatzung verproviantirt werden könne. Die Bürger gingen aber nicht auf das Verlangen ein, und bald sahen sich die Kaiserlichen, da die Hungersnoth auf dem Dänholm immer mehr zunahm und die Unzufriedenheit der Soldaten aufs höchste stieg, genöthigt, nach geschlossener Capitulation die Insel den Bürgern wieder zu überlassen. So groß darüber die Freude der Stralsunder war, so sehr entbrannte der Zorn der Kaiserlichen, deren Stolz hier zum ersten male eine Demüthigung erlitt. Leicht konnten die Stralsunder voraussehen, daß dieser Schimpf nicht ungerächt bleiben würde; daher schritten sie zu den zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten und hatten sogar schon eine kleine Flotte ausgerüstet zur Besetzung der Landküsten und der Insel Rügen. Auch verband sich der Rath mit der Bürgerschaft durch ein neues Compromiß zur Einigkeit und Beharrlichkeit, zur Vertheidigung der städtischen Rechte und Freiheiten und besonders dahin, daß man keine Besatzung und Einquartierung aufnehmen wolle. Auf der andern Seite traf auch Arnim die ernstlichsten Anstalten zur Belagerung: Lebensmittel, Geschütz, allerlei Materialien, Bauern zum Schanzen und Wagen zu Fuhren wurden in Menge von den herzoglichen Bauern requirirt. Noch immer versuchte zwar Bogislaw beide Parteien zu versöhnen; aber die Stadt traute seinen Vorschlägen nicht und war überzeugt, daß der Hof unter dem Einfluß Arnim's handle. In große Verlegenheit kam sie, als am 11. Mai eine Gesandtschaft vom Könige

Christian von Dänemark anlangte, welche sie zu tapferer Vertheidigung ermahnte und die Zusage überbrachte, solange die See offen wäre, solle es ihr an nichts fehlen, Christian und Gustav Adolf würden sich ihrer kräftig annehmen und, wenn die Bürger bei ihrem Entschlusse beharrten, dafür sorgen, daß die Stadt in den künftigen Frieden mit eingeschlossen werde. Gleichzeitig schickte der König drei Orlogsschiffe mit der dazu erforderlichen Munition sowie eine Anzahl Constabler und Ingenieure zum Gebrauche und Schutze der Stadt. Noch einmal erschienen herzogliche Commissare, um ihre Dienste zu einem Vergleiche anzubieten, aber der Rath konnte sich in keine andern Bedingungen einlassen, als die er schon wiederholt vorgeschlagen hatte. Auch die Gesandten der drei Hansestädte Lübeck, Hamburg und Rostock, die sich gerade in der Stadt befanden und eine Vermittelung versuchten, brachten so harte Bedingungen von seiten der Kaiserlichen zurück, daß an deren Annahme nicht zu denken war. Fast hätte indeß Arnim die Stadt überlistet. Er ließ nämlich am 17. Mai weit gemäßigtere Vorschläge überreichen, welche Hoffnung auf ein Zustandekommen des Friedens erweckten. Dadurch sicher gemacht, begannen die Bürger und die Besatzung, von den Wachen und Arbeiten ermüdet, in großer Zahl die Wälle und Schanzen zu verlassen. Dies war es, was Arnim gewollt hatte. Plötzlich gab er Befehl zum Vorrücken und zum Sturm auf die Außenwerke des Kniepерthors, 1½ Stunden darauf auch zum Angriff auf die Schanzen vor dem Frankenthor; beide Positionen wurden in der ersten Ueberraschung und Unordnung genommen, aber nach einem hartnäckigen Gefecht von den Stralsundern wieder erobert. Von beiden Seiten wurden nun die Feindseligkeiten fortgesetzt, Angriffe und Stürme von der einen, Ausfälle von der andern Seite gewagt, wobei die Stadt stark beschossen und hier und da beschädigt ward. Um diese Zeit schickte Gustav Adolf der Stadt eine ganze Last Pulver, woran sie, wie er erfahren, Mangel litt, ermahnte sie zum tapfern Ausharren und machte ihr sogar Vorwürfe, daß sie sich in ihrer Bedrängniß nicht gleich an ihn gewandt habe. Die Belagerung nahm inzwischen ihren Fortgang und mehrmals war die Stadt in Gefahr, vom Feinde überwältigt zu werden. Aber zur rechten Zeit erschien ansehnliche Hülfe; der König von Dänemark sandte nämlich 1000 wohlgerüstete Streiter unter dem Commando des Obersten Holk. So gelegen diese Hülfe kam, denn es herrschte bereits empfindlicher Mangel an Pulver und Munition, so war doch der Rath vorsichtig genug, die fremden Truppen, damit er sich nicht ganz den Weg zur Aussöhnung mit dem Kaiser versperre, nicht in den Eid der Stadt zu nehmen und sich von dem Obersten Holk die schriftliche Versicherung ausstellen zu lassen, daß derselbe im Fall neuer Friedensunterhandlungen dem Zustandekommen des Friedens nicht hinderlich sein wolle. Hierauf

wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, aber von beiden Seiten schlecht beobachtet. Wallenstein selbst hatte der Belagerung nur von fern zugesehen; ja es scheint, als habe Arnim mehr auf eigenen Antrieb als auf Befehl gehandelt und als sei Wallenstein erst später in die Sache mit hineingezogen worden. Dies erhellt wenigstens aus dem Bericht, den der Protonotar Wahl von seiner Sendung an den Kaiser und Wallenstein abstattete. Die Antwort des letztern war sehr hart gewesen; er hatte gedroht, selbst zu kommen, wenn die Stadt nicht die von ihm gestellten Bedingungen annehme, wogegen der Kaiser den Gesandten dahin beschied, es sei bereits die Ordre an Wallenstein ergangen, alle Thätlichkeiten aufzuheben und den Streit mit der Stadt gütlich beizulegen. Im Widerspruch mit dieser kaiserlichen Resolution erschien Wallenstein am 27. Juni wirklich im Lager vor Stralsund. Eben war wieder ein Gesandter Gustav Adolf's in der Stadt eingetroffen, und nun beeilte sich der Rath, ein Bündniß auf 20 Jahre mit dem Schwedenkönig abzuschließen, der zunächst die Sendung von 600 Mann Hülfstruppen versprach. Wallenstein zog zur Verstärkung des Belagerungscorps 9000 Mann aus Brandenburg, Mecklenburg und Holstein zusammen, ließ neue Schanzen und Redouten aufwerfen, und stellte, als er mit den Laufgräben schon ganz nahe gerückt war, durch herzogliche Commissare das Verlangen an die Stadt, sie solle zwei Regimenter als Besatzung aufnehmen, unterstützte auch die Forderung durch eine heftige vom frühen Morgen bis in die späte Nacht währende Kanonade. Der Rath befand sich in großer Verlegenheit; denn die Bürgerschaft drang darauf, daß kein Tractat ohne Zustimmung der schwedischen und dänischen Obersten geschlossen werde, und diese erklärten beide, sie könnten nicht eher als auf Befehl ihrer Souveräne von dem ihnen anvertrauten Posten abziehen. Man entschied sich denn auch für Verwerfung der Proposition. Eine Zeit lang setzte Wallenstein, erbittert durch den Widerstand der Bürger, die Belagerung noch mit verdoppelter Heftigkeit fort; allein er mußte sich überzeugen, daß, da die Stadt von der Seeseite offen blieb und von daher stets frischen Beistand erhalten konnte, auf baldige Eroberung derselben nicht zu hoffen sei. Ueberdies wünschte er endlich in den ruhigen Besitz seines Herzogthums Mecklenburg zu gelangen. Er bot daher noch einmal Vergleichspunkte an. Als aber die Garnison der Stadt wiederum durch 1500 Mann schwedischer Truppen verstärkt wurde, verließ er am 15. Juli das Lager; sein Heer folgte ihm vom 22.—24. Juli und somit war für den Augenblick die Noth der Stadt beendet.

Die stralsundische Angelegenheit hatte dem Herzog Bogislaw und seinen Räthen große Besorgnisse erweckt. Dazu war das Land immer noch von den Kaiserlichen besetzt und die Einquartierungslast äußerst

drückend; alle Hülfsquellen versiegten mehr und mehr, wiederholte Bitten am kaiserlichen Hofe um Abwendung der Drangsale blieben fruchtlos. Ja im folgenden Jahre (1629) schloß Wallenstein, nachdem er die Dänen bei Wolgast geschlagen und vertrieben, Stralsund von neuem ein. Wiederum verlangte er, daß die Stadt alle fremden Soldaten entfernen solle, wozu dieselbe jedoch, der schwedischen Hülfe sicher, durchaus keine Lust bezeigte. Bogislaw's Vorstellungen, bald bei Wallenstein, bald beim Kaiser, den Abzug der kaiserlichen Truppen zu bewirken, fanden kein Gehör; vielmehr wurden die Bedrückungen von Tage zu Tage empfindlicher. Am 6. März 1629 erschien das bekannte Restitutions-Edict, nach welchem die protestantischen Fürsten alle nach der Zeit des Passauer Vertrags eingezogenen geistlichen Güter und Stifte wieder herausgeben sollten. Das Bisthum Kammin war nun zwar von jeher ein Stand der pommerschen Landschaft gewesen; alle Klöster und geistlichen Stifte waren schon vor dem Passauer Vertrage eingezogen; dennoch hatten die Katholiken, wie man erfuhr, auch das Bisthum Kammin als ein wiederherzustellendes auf ihre Liste gesetzt und der König von Polen bereits einen eigenen Gesandten nach Wien geschickt, um dasselbe für einen seiner Söhne in Anspruch zu nehmen. Bogislaw legte sogleich durch einen Gesandten dem kaiserlichen Hofe den wahren Sachverhalt dar. Seine gründliche Beweisführung machte um so mehr den erwünschten Eindruck, als der Kaiser es sehr wohl zu schätzen wußte, daß der Herzog bei den Unruhen in Deutschland neutral geblieben, ihm auch sonst jederzeit Gehorsam bewiesen hatte.

Im folgenden Jahre (1630), erreichte die Noth und das Elend in Pommern den höchsten Grad. Um dieselbe Zeit trat Gustav Adolf, sei es, wie man früher allgemein annahm, zur Rettung der Religionsfreiheit, oder, wie namentlich von Barthold behauptet wird, hauptsächlich durch Eroberungsplane zu seinem Vorgehen veranlaßt, entschieden auf den Kriegsschauplatz. Er begann damit, daß er durch den Oberst Lesley die Insel Rügen überfallen und die Kaiserlichen von da vertreiben ließ. Erschreckt durch das energische Auftreten der Schweden, forderte der kaiserliche Feldmarschall Torquato Conti vom Herzog Bogislaw die Besetzung der beiden Pässe an der Oder oberhalb Stettin, und da dieser sich nicht dazu bequemen wollte, weil die Zumuthung der vom Kaiser und Wallenstein bestätigten Capitulation widerstreite, nahm er mit Gewalt, was ihm vorenthalten wurde. Außerdem verlangte Conti unter dem Vorgeben verdächtiger Gesinnung der Einwohnerschaft, daß Stettin kaiserliche Besatzung aufnehmen solle, und als Bogislaw auch dies verweigerte, wurde die Stadt durch Sperrung der Zufuhr von Lebensmitteln hart bedrängt. Nun ging die schwedische Flotte am 24. Juni bei der Insel Ruden vor Anker, obgleich Bogislaw's Gesandte

den König gebeten hatten, er möge Pommern mit Durchzügen verschonen, damit nicht das Land der Schauplatz des Krieges würde. Der König hatte ihnen erklärt, er müsse zu seiner und der allgemeinen Sicherheit gerade an der pommerschen Küste landen, und sie überdies mit Vorwürfen überhäuft, daß vor zwei Jahren den Seinigen der Durchzug verwehrt, den Kaiserlichen aber erlaubt worden sei. Ebenso vergebens bemühten sich Bogislaw's Bevollmächtigte auf dem Collegialtage zu Regensburg um die Zurückziehung der kaiserlichen Truppen aus Pommern.

Gustav Adolf landete schon am 25. Juni auf der Insel Usedom, brachte mit überraschender Schnelligkeit die drei Ausflüsse der Oder in seine Gewalt, erschien, ehe man nur eine Ahnung von seiner Ankunft hatte, vor Stettin, und wußte den Herzog zu bewegen, daß er ihm am 10. Juli, wenn auch mit schwerem Herzen, die Stadt Stettin einräumte. In die betreffende Capitulation ward auch der sehr wichtige Punkt aufgenommen, daß, wenn der Herzog von Pommern ohne männliche Erben sterben sollte, ehe der Kurfürst von Brandenburg die Vereinigung bestätigt, der König diese Länder so lange in Sequestration und Schutz behalten wolle, bis die Successionsfrage völlig geordnet und ihm von dem Nachfolger Ersatz der Kriegskosten geleistet worden sei. Um allen übeln Deutungen zuvorzukommen, berichtete Bogislaw das Geschehene sogleich an den Kaiser, welcher sich aber sehr unzufrieden über die Zulassung des Königs von Schweden in Pommern äußerte.

Schon am dritten Tage nach seinem Einzug fing Gustav Adolf an, Stettin besser zu befestigen; sofort entsendete er auch Truppen, welche Demmin, Stargard, Anklam und Wolgast besetzten, sodaß den Kaiserlichen in Vorpommern nur noch Greifswald als Waffenplatz blieb. Im September kam er selbst nach Stralsund, eröffnete sich den Weg nach Mecklenburg, wandte sich dann nach Hinterpommern und eroberte noch vor Schluß des Jahres, am 25. December, Greifenhagen und Garz. Unterdessen hatte sich der kaiserliche General Tilly bemüht, der Sache der Kaiserlichen in Pommern wieder aufzuhelfen; er rückte mit einigen Truppen nach Frankfurt a. O., um von da in Pommern einzubrechen, konnte aber die Einnahme Demmins durch die Schweden nicht mehr verhindern. Nachdem seine Leute Neubrandenburg genommen und ausgeplündert, mußte er sich, da Gustav Adolf zu gute Gegenanstalten getroffen hatte, in die Mittelmark zurückziehen. Greifswald war mittlerweile durch den kaiserlichen Obersten Perusius in den besten Vertheidigungszustand gesetzt worden. Als nun im Juni schwedische Reiter zum Recognosciren vor der Stadt erschienen, schickte ihnen Perusius Mannschaft entgegen und ritt selbst aus der Stadt, wurde aber bei der Gelegenheit durch im Hinterhalt liegende Schweden erschossen, worauf die Stadt am 16. Juni sich ergeben mußte.

Hiermit war Pommern ganz von den kaiserlichen Truppen befreit; in welch elendem Zustande sich aber die Provinz befand, kann man sich leicht vorstellen. Drei Jahre hindurch war sie aufs schrecklichste verheert worden, denn während anfangs nur für 8 kaiserliche Regimenter Quartier gefordert ward, lagen zuletzt deren 19, einmal sogar 31500 Mann zu Fuß und 7500 Reiter den geplagten Einwohnern zur Last. Aus Rechnungen im greifswalder Stadtarchiv ergibt sich, daß die Tafel des Oberst Pernstein der Stadt in drei Monaten gekostet hat: für Wein 3078, für Victualien 1828, für Gewürz und Confect 1268, aus den Hülfsquartieren 242, in Summa 6416 Thlr., und daß an Einem Tage, den 27. November, dafür verbraucht wurden: 12 Pfd. Confect, 6 Pfd. Feigen, 6 Pfd. Zibeben (eine Art Rosinen), 6 Dutzend Lebkuchen, 4 Pfd. Mandeln, 3 Pfd. weißer Zucker (Candis), 1 Pfd. Rosmarinconfect, 1 Pfd. Oliven, 1 Pfd. Weincapern, 2 Schachteln Quittensaft, 1 Pfd. Zuckerbrot, 2 Pfd. Kirschmus, ½ Pfd. Pinien, 2 Pfd. eingemachte Citronenschalen, 1 Pfd. eingemachte Nüsse, 2 Pfd. eingemachte Quitten, 3 Pfd. gestoßene Mandeln, 1 Pfd. Baumöl. Aehnlich die folgenden Tage, wenn auch nicht immer in ganz so ausgedehntem Maße. Dabei verlangte er an Wochengeld in Baarem 71000 Thlr. Die Einkünfte des Herzogs selbst hatten sich erklärlicherweise immer mehr vermindert. Aus den fürstlichen Aemtern konnte sein Unterhalt nicht mehr beschafft werden, denn sie waren ebenso wenig wie die übrigen vor militärischer Execution sicher, und es kam infolge des großen Geldmangels und der unaufhörlichen Forderungen so weit, daß er seine Zuflucht zum Verpfänden nehmen mußte.

Gustav Adolf besetzte alle festen Punkte in Pommern und ließ dem Freiherrn Steno Bielke als Legaten bei Bogislaw und Oberbefehlshaber des Kriegsstaats daselbst zurück, stellte aber nun das Ansinnen, das Land solle, da er die Vertheidigungskosten nicht allein tragen könne, in 10 Districte eingetheilt, und von jedem Districte sollten monatlich 4000 Thlr., von allen zusammen also jährlich 480000 Thlr. an die königliche Armee abgeführt werden. Die stettinschen Landstände erklärten die Aufbringung dieser Summe in Anbetracht der herrschenden Noth für eine Unmöglichkeit, versprachen jedoch, für ihr Theil in zwei Terminen 50000 Thlr. zu bezahlen. Auf dem gemeinen Landtage zu Stettin (1632) ermäßigte der König seine Forderung auf 2500 Thlr. monatlich von jedem der zehn Districte. Auch dies fanden die Landstände noch zu hoch, sie verstanden sich endlich zur Bezahlung von monatlich 1500 Thlrn.

Als im November die Stände beider Regierungen wieder in Stettin versammelt waren, traf die Kunde von dem Tode Gustav Adolf's ein. War die Aufregung groß, welche das Ereigniß in ganz Deutschland

hervorrief, so wurde sie natürlich in Pommern um so mächtiger empfunden. Der Reichskanzler Oxenstierna erklärte Pommern als den geeignetsten Lohn für das vergossene Blut des Schwedenkönigs; andererseits suchte Brandenburg, im Hinblick auf die zunehmende Körperschwäche Bogislaw's, sich sein Anrecht auf das Land sicherzustellen, und gewiß nicht ohne Absicht hielt sich gerade damals der Kurprinz Friedrich Wilhelm einige Zeit beim Herzog Bogislaw auf. Ein neuer Einfall der Kaiserlichen wurde durch den pommerschen Obersten Ernst Krockow, welcher ihnen mit dem pommerschen Volke, geworbenem und Landfolge, entgegenzog, am 1. Januar 1634 bei Landsberg a. d. W. zurückgeschlagen. Im Mai 1634 beschlossen die Stände, den frankfurter Convent zu beschicken, der eine allgemeine Verbindung der evangelischen Reichsstände zur Erhaltung eines sichern und rühmlichen Friedens bezweckte, durch den aber nichts weiter erreicht wurde, als daß sich Brandenburg und Sachsen Schweden und Frankreich gegenüber näher aneinander schlossen. Auch hier erklärte der schwedische Legat offen, seine Krone begehre Pommern als Entschädigung.

Oefters schon war auf den Landtagen die Einführung einer zweckmäßigern und festern Regierungsform der Gegenstand der Berathungen gewesen; jetzt erschien eine solche um so nothwendiger, da bei dem sichtlichen Schwinden der Kräfte Bogislaw's ein naher schleuniger Tod zu befürchten war. Deshalb unterzeichnete der Herzog am 19. November die sogenannte Regimentsform, in welcher die wahre evangelische Lehre Luther's nach der ersten und unveränderten Confession als die auf immer allein herrschende von neuem festgesetzt, alle Landesprivilegien bestätigt und ein Collegium der Regierungsräthe errichtet wurde, das als Oberdirectorium fungiren sollte; an seine Spitze trat Volkmar Wolf, Freiherr zu Putbus. Froh und dankbar glaubten die Stände, daß nun aller Verwirrung und Anarchie vorgebeugt sei. Allein neue Sorgen brachen über die Regierung herein.

Nach der Schlacht bei Nördlingen nämlich, am 16. August, in welcher die Schweden geschlagen wurden, warfen sich drei schwedische Reiterregimenter nach Pommern und setzten sich daselbst fest. Unterdessen hatte der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser (am 30. Mai) den Prager Frieden geschlossen, und eben jetzt, während die Schweden sein Land besetzt hielten, forderten sie Bogislaw auf, binnen zehn Tagen demselben beizutreten. Angstvoll schickte der Herzog Gesandte an den sächsischen und brandenburgischen Hof, er befragte seine Theologen; diese empfahlen ihm die Nichtannahme als eine Gewissenssache. Gegen die schwedische Besatzung erhoben sich die Stettiner und Stargarder; auch der Herzog drang auf die Räumung Stettins, sodaß die Schweden unter Oxenstierna schon fast ihre Sache verloren gaben. Da aber trat

Frankreich mit seiner Diplomatie dazwischen und vermittelte zu Stuhmsdorf einen Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden auf 25 Jahre. Nun konnte das bereit stehende schwedische Heer unter Torstenson sofort in Pommern einrücken; es gelang ihm, Wollin zu besetzen, sich mit Baner zu vereinigen und die bedenkliche Stimmung der Stettiner zu unterdrücken. Im folgenden Jahre 1636 tummelten sich beide Parteien mit abwechselndem Glück um Garz, Pyritz, Stargard, Schwedt, Pasewalk zur entsetzlichen Heimsuchung des Landes umher, bis Baner bei Wittstock am 14. September siegte, dadurch Schwedens Uebermacht im nördlichen Pommern sicherte, das Wrangel dann auf kurze Zeit wieder vom Feinde befreite.

Sehnlichst wünschte der Herzog, seinem erschöpften, von den Kaiserlichen wie von den Schweden verwüsteten und ausgesogenen Lande endlich den Frieden verschaffen zu können, und eifrig bemühte er sich, auch die übrigen Fürsten dafür zu stimmen. Aber er sollte die Erfüllung seines heißen Wunsches nicht mehr erleben. Sein letztes Regentengeschäft war die Verfügung eines statutum moratorium, welches einestheils den gerechten Klagen der Gläubiger, die weder Kapital noch Zinsen erlangen konnten, abhelfen, anderntheils den gänzlichen Untergang der Schuldner verhüten sollte. Er selbst gerieth oft, da er nicht leicht eine Bitte abschlagen konnte, in solche Geldverlegenheit, daß er zur Bestreitung des täglichen Bedarfs sich Summen von 6—8 Thlrn. von seinem Rentmeister fast erbetteln mußte. Trotzdem hat er ein bleibendes Denkmal seiner Freigebigkeit gestiftet in den reichen Mitteln, mit denen er die Universität Greifswald dotirte. Schon im Jahre 1626 vermachte er ihr vier Güter; da aber die Einkünfte dieser Ackerwerke der herzoglichen Witwe Sophie Hedwig auf Lebenszeit zugewiesen waren, so sollten bis zum Tode derselben aus der fürstlichen Kammer 1000 Fl. statt jener Einkünfte an die Universität gezahlt werden. Diese Zahlung konnte freilich damals wegen fortwährender Ebbe in den Kassen nicht erfolgen; auch gingen in den Kriegsläuften die übrigen Einkünfte der Universität so spärlich ein, daß die Professoren laute Klage erhoben. Damit nun die rückständigen Besoldungen ausgezahlt würden, und um für die Zukunft den Unterhalt der Lehrer zu sichern, schenkte am Anfang des Jahres 1634 der Herzog das ganze Amt Eldena mit zwanzig dazu gehörenden Dörfern der Universität.

Dem so vielfach bewegten Leben Bogislaw's machte ein Nervenschlag am 10. März 1637 ein Ende. Er starb im siebenundfunfzigsten Jahre seines Alters und mit ihm schließt die Reihe der pommerschen Fürsten.

Den Landständen bereitete der Tod ihres Landesherrn die größte Verlegenheit. Sie waren durch den eventuellen Huldigungseid dem

Hause Brandenburg verpflichtet und doch hatten die Schweden das ganze Land in Besitz; ja als Kurfürst Georg Wilhelm als rechtmäßiger Erbe des Landes am 24. März einen Trompeter nach Stettin sandte, der daselbst das Patent wegen der Besitzergreifung anschlagen sollte, ließ Steno Bielke denselben festnehmen, drohte, ihn hängen zu lassen und gab ihn erst auf Verwenden der herzoglichen Witwe wieder frei. Noch 17 Jahre dauerte der Streit über den Besitz des Landes, und ebenso lange wurde das Begräbniß Bogislaw's aufgeschoben, weil kein Theil die Kosten dazu hergeben wollte. Endlich am 25. Mai 1654 wurde das Leichenbegängniß auf gemeinsame Kosten von Schweden und Brandenburg feierlichst in Stettin vollzogen. Eine große Anzahl von Klageschriften (meistens Gedichte) erschienen dazu; das bedeutendste darunter ist die oratio funebris des Micrälius.

An einen dichtenden Freund.

Eine Epistel

von

Rudolf Gottschall.

Der alte Spruch: Gelegenheit macht Diebe,
Gilt von der Dichtkunst so wie von der Liebe.

Wer ward in stillen Weihestunden
Von einem Verslein nicht entbunden?
Wer gab bei Tauf- und Hochzeitsfesten
Nicht einen vollen Schluck des Göttertranks zum Besten,
Den ihm die Muse selbst kredenzt?
Ja, wenn's im Herzen blüht und lenzt,
Da schlägt's in Versen aus! — Und gilt's der Liebe Grüße,
Die Verse laufen gut — man zählt nicht ihre Füße!

Du selbst, ein hochbegabter Freund der Musen
Bewahrst im Pult die Zeichen ihrer Gunst —
Und doch — im liederreichen Busen
Quillt dir der Quell der echten Kunst.
Wie anders die unzähligen Poeten,
Die zum Parnaß die Pfade ausgetreten!
Kaum raubten einen ersten Kuß
Der übellaun'gen Muse die Gesellen,
Als sie mit Hülfe ihres Sosius
Schon die Geliebte an den Pranger stellen.

Wer dichtet heute nicht? Der Meister Uhland gab
Die Losung mit dem Zauberstab.

Von allen Zweigen schallt's — es regt sich überall,
Ob Sperling oder Nachtigall!
Es schwirrt, es girrt, es piepst — die Kunst ist frei —
Allüberall Spectakel und Geschrei!
Einst ist den mittelmäßigen Poeten
Mit bitt'rem Spott Horaz zu nah getreten.
Doch solch ein heidnisch grausam Strafgericht
Kennt uns're christlich fromme Milde nicht.
Heut sieht man auf das Herz und nicht auf das Gedicht.
Der Genius ist eine Fabel
Und nur ein Märchen das Talent!
Zu dichten ist ein jeglicher capabel,
Der nur das A-b-c und Schiller's Werke kennt.

Fürwahr, das Dichten ist gemein
Wie Essen, Schlafen, Husten, Gähnen!
Und nur die eiteln Thoren wähnen,
Zum Dichter müsse man geboren sein.
Geboren? — Freilich wohl — doch nur
Wie jede and're Creatur!

O Dinge gibt's, die bleiben nie geheim —
Des Mädchens erster Fehl, des Dichters erster Reim!
Geschwätzig plaudern's aus die Wände,
Daß rasch die Welt davon erfahre!
Ja so „verlegen" ist heut keine geist'ge Waare,
Daß sie nicht den „Verleger„ fände.
Ein Winkelfirmchen druckt die allerliebsten Sachen —
Das Meisterwerk entwindet sich der Presse,
Und steigt dann in den großen Charonsnachen,
Den überfüllten Katalog der Messe.

Und die Kritik? Steht gerne Pathen,
Ob übel oder wohl das Kind gerathen!
Wozu denn strenge sein? Heut gibt es keine Meister;
Was dichtet, sind nur lauter kleine Geister.
Wer wird die Liliputer messen?
Die Elle ist kein Maß für sie —
Schockweise wimmelt das Genie!
Wächst einer allzu hoch, gilt's, ihn zurückzupressen.
Doch macht sie selbst den Zwerg zum Riesen —
Dann hat Kritik, was sie vermag, bewiesen!

Einst fiel in Rom ein Götterschild zur Erde,
Und daß er nie der Diebe Beute werde,
Ließ Numa rasch elf gleiche Schilde schaffen.
Die falschen und den echten trug
Die Priesterschaft mit gleichem Prunk der Waffen,
Mit gleichem Pomp im feierlichen Zug.

So feiert die Kritik ein Werk der Alltagsschmiede
Dem Kunstwerk gleich, das aus dem Himmel stammt!

Doch wenn sie gar, entzückt von einem faden Liede,
Ein ewiges Gedicht verdammt:
Wächst jedem Icarus der Muth, mit seinen Schwingen
Von Wachs ins Reich Apoll's emporzudringen.

„Nach uns die Sündflut“ — ach! Das gilt nicht von Poeten!
Schon übers Ufer längst ist ihre Flut getreten,
Und der Parnaß, er ist kein Ararat,
Der drüber noch sein Haupt erhoben hat.

Der letzte Mensch wird von der Erde
Einst, wie es heißt, als letzter Dichter ziehn,
Und mit verzweifelter Geberde
Vor seinen eig'nen Versen fliehn.
Die Erde selber bricht zusammen,
Weil sie so viel Genie nicht länger tragen kann!
Was hilft's? Ein Dichter steckt an ihren Flammen
Auf einem andern Stern noch seine Pfeife an.
Denn wie gestaltet auch die Creatur
Auf Venus, Jupiter, auf Mars, Mercur,
Ob sie wie Schmetterlinge aussehn oder Affen,
Ob sie durchsichtig wie von Spiegelglas geschaffen,
Ob sie so hoch wie Mondgebirge ragen,
Ob sie das Hirn im Schwanz, das Aug' im Flügel tragen,
Sie dichten alle — alle ohne Frage!
Der Poesie entgeht man erst am Jüngsten Tage!

Aus Dante.

Probe einer neuen Uebersetzung
von
Adolf Doerr.
(Siehe Nr. 21.)

III. Gewaltthäter. Tyrannen.

(„Die göttliche Komödie“. Hölle, Gesang XII.)

46 — — „Doch blicke vor dich, denn der Blutstrom naht,
In seinem heißen Bade sieden alle,
Die durch Gewalt verübten Frevelthat.“
49 O tolle Gier, o Wuth, die uns verblendet,
Die uns im kurzen Leben rasch entflammt
Und dann mit Qual im ew'gen Jenseits endet!
52 Er kam als breiter Graben hergezogen,
Und wand, wie mir Virgil vorhergesagt,
Sich um das ganze Thal, gekrümmt im Bogen.

55 Centauren eilten hin und her am Strande,
Geschosse schwingend, gleich wie sie zur Jagd
Gezogen einst in ihrem Erdenstande.
58 Sie hielten all' uns schauend ein im Rennen,
Dann trabten drei von ihnen auf uns zu,
Die Pfeile legend auf die Bogensennen.
61 Und einer schrie: „Bevor ihr niederklimmt,
Benennt die Qual, zu der ihr hier erkoren,
Wo nicht, ist mein Geschoß für euch bestimmt."
64 Mein Führer sprach hierauf: „Dem Chiron werden
Wir Rede stehn, dir aber brachte schon
Die rasche That Verderben einst auf Erden."
67 „'s ist Nessus", — sprach er weiter, mich berührend, —
„Der um die schöne Dejanira starb,
Im Tod noch Rache durch sein Blut vollführend.
70 Gesenkten Hauptes stehet in der Mitte
Der große Chiron, der Achill erzog;
Der grimme Pholus aber ist der dritte,
73 Zu Tausenden sind sie vertheilt zu jagen
Am Ufer und sie schießen in den Strom
Die Seelen, die zu weit hervor sich wagen."

— — — — — — —

97 Und Chiron: „Schirme, Nessus, ihre Bahn
Und wehre ab, sobald auf ihrem Wege
Sich andere der Unsern feindlich nahn."
100 Wir zogen drauf zu dritt hin am Gestade
Des rothen Stroms, der kochend quirlt' und schwoll,
Und furchtbar schrien die Sünder in dem Bade,
103 Bis oberhalb der Augen stieg die Flut
Nicht wenigen. „Es sind", sprach der Centauer,
„Tyrannen, die geschwelgt in Raub und Blut.
106 Nun schmilzt ihr Grimm in heißem Schmerzensschauer!
Sieh' Alexander hier und Dionys,
Der einst Sicilien schuf Qual und Trauer.
109 Die Stirne mit dem krausen, schwarzen Haar
Ist Ezzelin und dort Obizz von Este
Der Blonde, wiss', die Gräuelthat ist wahr,
112 Daß ihn der eig'ne Rabensohn erschlug."
Zum Dichter wand ich mich; doch er: „Befrage
Mich nicht, hier hab' an seinem Wort genug."
115 Ein wenig weiter hielt darauf der schnelle
Begleiter wieder an, dort überfloß
Den Sündern noch den Mund die heiße Welle.
118 Er zeigt' uns einen, welcher seitwärts stand:
„Der hat das Herz durchstochen am Altare,
Das noch verehrt wird an der Themse Strand."

121 Dann kamen and're, die schon frei und offen
Mit Haupt und Brust sich hoben aus der Flut,
Und viel' erkannt' ich, die dies Los getroffen.
124 Stets seichter ward das Blut, bis daß benetzt
Nur noch davon der Schatten Füße waren,
Dort überschritten wir den Strom zuletzt.
127 „Wie seichter hier das Blut, so steigt es wieder
Von neuem weiterhin", — sprach der Centaur —
„Allmählich schwerer lastend drückt es nieder
130 Den Erdengrund und macht ihn tiefer schwinden,
Bis daß es in die hohe Flut verläuft,
Wo sich in Qualen die Tyrannen winden.
133 Dort hat die göttliche Gerechtigkeit
Den Attila, der einst der Erden Ruthe,
Sextus*) und Pyrrhus ew'ger Pein geweiht.
136 Dort muß im Blut und Zähren ewig rasen
Der Rinier schrecklich Paar, die auf dem Land
Mit Mord und Plünderung erfüllt die Straßen."
139 Drauf schied er, nach dem Strom zurückgewandt.

Literatur und Kunst.

Friedrich Halm.

C. R. So productiv unsere Dichter sein mögen, so zusammenhängend ihr innerer Entwickelungsgang sich gestalten mag, es gelingt ihnen doch immer nur ruckweise und in einzelnen Anläufen, den Antheil des Publikums zu gewinnen. Unser Publikum ist viel zu zerstreut, um eben dem Entwickelungsgang eines Poeten mit Liebe zu folgen. Selbst seine Lieblinge läßt es wieder fallen, wenn sie es ihm ein paarmal nicht recht, nicht zu Danke gemacht haben. Es würde vielleicht, wenn es sich für Goethe's „Götz" und „Werther" begeistert, später nicht nur seine „Stella" schwach, sondern auch seine „Iphigenia" und seinen „Tasso" langweilig finden. Und in Wahrheit war das deutsche Publikum unserer classischen Zeit nicht viel anders geartet — man lese nur die Klagen Cotta's über den schlechten Absatz der „Iphigenia" und des „Tasso".

Friedrich Halm's Dichterruf zeigt dieselbe Flut und Ebbe. Seine „Griseldis", sein „Sohn der Wildniß" hatten ihn zum beliebtesten Bühnendichter gemacht; seine spätern dramatischen Dichtungen wollten nicht einschlagen und zünden. Die Tageskritik fing an, ihn als eine „gewesene Größe" zu betrachten, und, wie der Dichter selbst sagt:

Das Gewes'ne gleicht dem dürren Blatt,
Leicht fortgeweht im Wirbel der Minuten.

Da trat er unter geschlossenem Visir auf mit dem „Fechter von Ravenna"; das Stück hatte einen großen und durchgreifenden Erfolg, erschien in dumpfer,

*) Sextus Tarquinius, der die Lucretia entehrte, oder Nero.

schwerer Zeit als ein patriotischer Mahnruf, als ein Denkmal energischer nationaler Gesinnung. Wieder war Friedrich Halm der Mann des Tags und es konnte seinem Ruhm nur förderlich sein, daß Bacherl ihm seinen Lorber streitig zu machen suchte! Die Anekdote, der Skandal — das geht in Deutschland von Haus zu Haus, von Mund zu Mund; das ist das Rohr, in welchem der deutsche Ruhm seine Pfeifen schneidet! Der „Fechter von Ravenna" machte seinen Rundgang über die Bühnen; er hielt sich auch hier und dort längere Zeit; doch da keiner der berühmten Darsteller ihn auf seine Schultern nahm — der einzige Weg, um in Deutschland dauernd den Repertoiren einverleibt zu werden — so taucht er jetzt nur noch ausnahmsweise auf den weltbedeutenden Bretern hervor.

Auf die Flut folgte wieder die Ebbe; dieser Ebbe gehören die beiden Dramen an, die Halm im achten Bande seiner „Werke" (Wien, Verlag von Karl Gerold's Sohn, 1865) veröffentlicht, gleichzeitig mit „Neuen Gedichten", welche den siebenten Band der Sammlung bilden. Das erste dieser Dramen: „Iphigenie in Delphi" ist auf dem Hofburgtheater zu Wien am 18. October 1856 zum ersten male aufgeführt, unsers Wissens aber an keiner andern Bühne ersten Ranges gegeben und auch am wiener Burgtheater bald wieder ad acta gelegt worden. Vorzugsweise mag der antike Stoff die Theilnahmlosigkeit des Publikums verschuldet haben — denn unser Publikum sagt mit Recht: „Was ist uns Hekuba?" Und wozu nach der Goethe'schen „Iphigenia" noch eine neue, nachdem schon jene auf der Bühne der Gegenwart nur an hohen Feiertagen der Classicität zur Darstellung kommt? Auch ist das neue Drama in der That nur eine Erweiterung jenes Sühnegedankens, der in der Iphigenia von Tauris bereits den innern Mittelpunkt der Dichtung bildete. Wie Iphigenia in Tauris den Bruder, so erlöst sie in Delphi die Schwester, Elektra, die durch ihr grausames Geschick in wilde, den Göttern trotzende Stimmung verfallen und wie eine Titanide sich zum Hohn und zur Lästerung gegen die Himmlischen aufrichtet! Elektra ist eine der kräftigsten Gestalten der Halm'schen Muse, welche hier den weichlichen Zug in ihrer Physiognomie gänzlich verleugnet.

O flüchte keiner zur Natur, der leidet!
Blind ist sie seinem Schmerz, taub seiner Klage;
Sie stürmt und lächelt nur sich selbst allein;
Kein Born der Liebe quillt in ihrer Fülle,
Kein Laut des Mitleids weht aus ihrem Hauch.
Von Göttern sprichst du? Thor! Wo sind denn Götter?

O letzter Trost, der meinem Leid geblieben,
Daß keine Götter sind, daß blinder Zufall
Die blinde Welt regiert, daß nicht Gewalten,
Unsterblich und unnahbar, mich verletzt,
Nur Menschen, denen warmes Blut in Herz
Und Adern quillt, Geschöpfe, die Gift tödtet,
Zu Asche Feuerglut verzehrt, die sterben,
Wenn kalter Stahl in ihrem Herzen wühlt!

Sanft und voll Hoheit tritt diesem entfesselten Dämon, der aus Elektra spricht, in Iphigenia die echte Weiblichkeit entgegen! Das ist künstlerisch gedacht, fein empfunden; die Scenen, in denen dieser Gegensatz der beiden Schwestern zur Geltung kommt, sind die besten des Stücks und außerdem

voll dramatischer Steigerung. Leider ist es nicht die innere Macht im Charakter und Gemüth der priesterlichen Schwester, welche den Sieg erkämpft, sondern ein Zufall — wenn er auch im Drama nicht als Zufall erscheint, doch ein Zufall in Bezug auf die Idee des Werkes — führt Orestes zur rechten Zeit herbei, als Elektra in ihrer Verblendung mit hocherhobener Axt auf die Schwester eindringt, um sie zu tödten. Diese Maschinerie, die der Dichter erfunden hat, um die Handlung von außen in Bewegung zu setzen, ist nicht glücklich, wenn auch die einzelnen Räder ineinandergreifen, man merkt zu sehr die Absicht, mit diesen äußerlichen Hebeln das Charaktergemälde in Handlung umzusetzen und wird verstimmt! Wie ganz anders in Goethe's „Iphigenia", wo die Verwickelung und Lösung nicht von außen herantritt, sondern in der Haupthandlung selbst gegeben ist, aus welcher dann wieder die Charaktere sich mit schöner Nothwendigkeit entwickeln.

Das zweite Drama „Wildfeuer", zum ersten male aufgeführt auf dem großherzoglichen Hoftheater zu Schwerin 1863, hat ebenfalls nicht die Runde über die Bühnen gemacht. Es liegt dies wol an dem etwas verzwickten Stoffe, den Halm gewählt! Wenn wir in der „Iphigenia" in den kastalischen Quell der antiken Muse untertauchen, so umbraust uns hier das Wildwasser der Romantik im ungeregelten Strom. Ein Mädchen wird aus feudalen Erbschaftsrücksichten als Knabe erzogen, und ahnt noch immer nicht, daß es ein Mädchen sei, wenngleich die Unklarheit über seine geschlechtliche Existenz in einzelnen unbestimmten Gefühlen hervorbricht! Die Liebe erst löst ihm das Räthsel — und indem der Knabe sich verkleidet und zum Zwecke eines Abenteuers in Mädchengewänder schlüpft, zieht er das Gewand an, das ihm zukommt, und welches er nicht mehr auszieht, nachdem inzwischen auch die feudale „Frage" zu einer erwünschten Lösung gediehen. Wildfeuer brennt von jetzt ab am häuslichen Herde. Das ist der Kern des Dramas, um welchen allerlei bunte Ritterlichkeit, Wald- und Schäferlyrik, scharfe und humoristische Charakermalerei in krauser Gestaltung anschießt. „Wildfeuer" verhält sich zur „Iphigenia" wie Shakspeare zu Goethe — doch ein durchaus nicht Shakspeare'sches „Raffinement", das, ohne zweideutig zu sein, doch fortwährend an den Grenzen der Zweideutigkeit umherspielt, stört den Eindruck des sonst durch seine phantastische Feinheit ansprechenden Gedichts.

Die „Neuen Gedichte" des siebenten Bandes machen nicht den Eindruck des Bedeutenden; es sind wenige Dichtungen darunter, welche ein vollendetes Gepräge tragen oder jene Prägnanz des Ausdrucks besitzen, welche auch den Gedanken in der Seele ein für allemal einbürgert. Eine sinnige Reflexion wiegt in den meisten vor; die erzählenden sind zu weitschweifig, zu physiognomielos, wenn auch stets fließend und oft lebendig in der Schilderung. Es fehlt ihnen Nerv und Muskel; sie sind zu molluskenhaft. Ueberhaupt ist Halm seinem Wesen nach Dramatiker; auf dem Gebiete der Lyrik gibt er nur Gastrollen, welche ein gebildetes Talent und einen gebildeten Geist bekunden, aber doch stets den Eindruck machen, als ob der Dichter den dramatischen Boden selbst vermisse, auf dem seine Gefühle und Gedanken erst festen Fuß fassen.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Franz Pfeiffer.

Die unter obigem Titel im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig begonnene Sammlung der schönsten Dichtungen aus der ersten classischen Periode unserer Nationalliteratur hat bekanntlich zum Zweck, den jetzt von wenigen Fachgelehrten eifersüchtig gehüteten Schatz durch neue, das Verständniß sowol nach der sprachlichen als nach der stofflichen Seite hin auf jede Art erleichternde Ausgaben der Originale allen Gebildeten im deutschen Volke wieder näher zu bringen, einem größern Kreise als bisher die herrlichen Quellen altdeutscher Poesie wieder zu erschließen. So fruchtbar der Gedanke an und für sich ist, als so gelungen konnte bei Erscheinen des ersten Bandes, enthaltend die Gedichte Walther's von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer, Plan und Ausführung des Unternehmens in unserer Zeitschrift (Jahrg. 1864, Nr. 43) begrüßt werden, und nicht minder glücklich löst der nun vorliegende zweite Band: „Kudrun“, herausgegeben von Karl Bartsch, die verdienstliche Aufgabe. Wie Pfeiffer, war auch Bartsch, dem die altdeutsche Philologie schon eine Reihe schätzenswerther Arbeiten verdankt, mit überall sichtbarer Liebe und Sorgfalt beflissen, die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche sich dem Laien bei der Lektüre der Originaldichtung entgegenstellen. In einer ebenso lehrreichen als warm und anmuthig geschriebenen Einleitung wird der Leser mit der Geschichte, mit Zeit und Local der Entstehung, dem Stoff und allgemeinen Charakter des Gedichts, seinem Verhältniß zu andern Dichtungen derselben Epoche, endlich mit den vom Dichter beobachteten Gesetzen des Versbaues bekannt gemacht. Die unter dem Text befindlichen Noten halten taktvoll zwischen dem Zuviel und Zuwenig die richtige Mitte. Wer noch Scheu empfindet vor den ungewohnten Lauten der alten Sprache, der versuche es mit Hülfe dieser Erläuterungen und des beigefügten Wortregisters, nur die ersten Gesänge zu lesen, und er wird selbst überrascht sein, wie schnell und leicht der Geist des Idioms sich erfassen läßt und welch ungeahnte Schönheiten ihm im Weiterlesen offenbar werden.

Das Epos „Kudrun“ entstand gleich dem Nibelungenliede, indem uralte Sagen und Ueberlieferungen der germanischen Stämme unter der Hand des begabten Dichters zu einem umfassenden poetischen Ganzen gestaltet wurden. Während aber die Heldenmären von den Nibelungen auf dem Boden des Binnenlandes erwuchsen, hatte sich der Sagenkreis der Kudrun, dem nordwestlichen Deutschland entstammend, an den Küsten der Nordsee in Volksliedern weiter entwickelt. Dennoch erhielten beide Stoffe von österreichischen Dichtern ihre poetische Kunstform. „Ein wunderbares Schicksal“ — sagt Bartsch — „ließ die Schiffersage norddeutscher Uferlande fern von den Wogen des Meeres zur Entfaltung und Gestaltung kommen durch einen Dichter, der selbst dem Stande wandernder Sänger angehörte, den aus seiner engen Heimat in den steirischen Bergen die altgermanische Wanderlust hinaustrieb, hinaus bis ans Meer, mögen es nun die Wellen der südlichen Adria oder der nordischen See gewesen sein; aber nur Selbstanschauung vermag die eigenthümliche Welt des Meeres so treu und malerisch zu schildern wie unser Gedicht.“ Die Zeit der Abfassung des Kudrungedichts

setzt der Herausgeber aus innern wie äußern Gründen in die Jahre zwischen 1190—1200, ungefähr ein Menschenalter nach Vollendung des Nibelungenliedes. Ueber Person und Namen des Dichters ist keine Kunde zu uns gelangt. Auch sein Werk, obgleich dem Nibelungenliede ebenbürtig zur Seite stehend, verschwindet schon im 13. Jahrhundert ganz aus den uns überkommenen Aufzeichnungen: eine Erscheinung, welche Bartsch theils dem Geschmack der Zeit zuschreibt, der volksthümlichen Stoffen nicht günstig war, theils durch den Umstand zu erklären sucht, daß die Kudrunsage für das Binnenland doch immer etwas Fremdartiges behielt. Nur in einer einzigen, sehr entstellten und fehlerhaften Handschrift hat man die „Kudrun" bisjetzt aufgefunden, nämlich unter der berühmten Sammlung von Abschriften älterer Gedichte, die Kaiser Maximilian I. um das Jahr 1502 beginnen ließ und auf seinem Schlosse Ambras in Tirol verwahrte. Im Jahre 1825 wurde sie zum ersten mal herausgegeben. Seitdem ist viel für die Reinigung und kritische Sichtung des Textes geschehen, und auch der gegenwärtige Herausgeber trug das Seinige dazu bei, damit das schöne Gemälde, von den Uebertünchungen unverständiger Hände befreit, in ursprünglicher Frische wiederhergestellt werde als eins der werthvollsten Sprachdenkmäler, das von nun an in jeder Bibliothek neben Homer und Shakspeare, neben Lessing, Schiller, Goethe und Uhland seinen Platz finden wird. S.

Schelling und Alexander Jung.

Ein kleines Buch, das man nicht übersehen darf, hat Alexander Jung veröffentlicht: „Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahr 1838 zu München." (Leipzig, F. Fleischer.) Wenn der heutigen Generation mit Recht Mangel an Idealität und Pietät vorgeworfen wird, so gewährt es ein eigenthümlich interessantes Schauspiel, einen Schriftsteller an Pietät gegen eine philosophische Größe das Höchste leisten zu sehen. Eine wärmere, liebevollere Seele, als die hier zu Schelling hinansieht, ist nicht wohl denkbar; und wenn Jung dabei in der Hingebung, allerdings auf seine eigenen Kosten, entschieden zu weit geht, so ist das eine so schöne und heutzutage so selten gewordene Sünde, daß wir auch um ihrer psychologischen Möglichkeit willen das Büchlein empfehlen möchten. Der Verfasser, sein persönliches Verhalten während der Zusammenkunft mit Schelling beiseite gesetzt, weiß mit großer Klarheit, was er an dem Mann und an seiner Philosophie besitzt. Seine Schrift ist Dichtung und Wahrheit — Phantasie, Betrachtung und Geschichte in wundersamer Mischung; aber abgesehen von den Reden, womit der Denker zu München den Jünger begeistert hat, finden sich von diesem selber eine gute Zahl treffend ausgedrückter Wahrheiten in dem Büchlein, die gerade jetzt sehr zu beachten wären. Jung ist ein religiös gesinnter Schriftsteller. Als solcher begreift er den Fortschritt, den Schelling gemacht hat, indem er die Philosophie wieder zum Verständniß der Religion — der heidnisch-mythologischen und der christlichen — erhöhte; und er würdigt ihn mit Bemerkungen, die von dem tiefen Sinn in seinem eigenen Wesen Zeugniß geben. Der Philosoph beweist sich in der Unterredung mit dem

Verehrer als ein Prophet neuester geistiger Entwickelungen, und ich kann es mir nicht versagen, seine Worte hier wiederzugeben. Schelling sagt (in Jung'scher Erinnerung): „Man hat sich in Deutschland auf dem Felde der Philosophie dem Realen in dem Grade abgewendet, als man von Begriffen ausgegangen ist, mit Begriffen operirt hat, zu Begriffen gelangt ist. Man hat die Thatsachen der Natur wie der Geschichte und damit auch die Thatsachen der einzig möglichen, der allein wahren Metaphysis außer Acht gelassen... So ist man in der Philosophie zu einer Dialektik gekommen, die alles aus der Abstraction nimmt, mit dem Abstracten verfährt, zum Abstracten hinüberführt. Die Folge wird sein, daß sich das Reale nun auch wieder das Aeußerste herausnimmt, allen Idealismus leugnet, alle Philosophie für unnütz erklärt."

Hat dies, wenn auch nicht ganz wörtlich, doch dem Sinne nach Schelling ausgesprochen, so hat er aufs genaueste vorhergesehen, wohin das Abstractionsverfahren Hegel's und seiner Schule zuletzt führen mußte. Die prophezeite Folge ist aufs äußerste eingetroffen! Die Philosophie, sofern sie nicht selber empirisch verfährt, ist recht eigentlich für unnütz erklärt. Die Speculation, die den ewig lebendigen Gott und seine Werke zu denken, aus ihm die Dinge abzuleiten sucht, findet keine Wißbegierde, kein Interesse mehr vor; alles ist von den Gegenständen der Erfahrungswissenschaft und den Welthändeln in Beschlag genommen. Indessen die Philosophie, die den realen Wirkungen reale Ursachen, lebende Principien denkend vorauszusetzen weiß, muß eben jetzt ihre Schuldigkeit thun und — warten. Die gegenwärtige höchst einseitige Bevorzugung der Außenwelt kann nur ein Zwischenspiel sein; und die gebildete Menschheit, wenn sie hier bis zu einer gewissen Grenze gekommen ist, wird um so sehnsüchtiger nach dem Lichte verlangen, das ihr nur aus der Erkenntniß Gottes und des Zusammenhanges der Dinge zu fließen vermag. Dann werden die Schätze philosophischer Einsichten, die der Denker Schelling uns hinterlassen hat, mit erneuter Liebe gesucht, ausgebeutet und verwendet werden. Frei gefaßt und verwendet, wie sich von selber versteht. Denn wenn Schelling mehr gethan hat, als jetzt die Besten Wort haben mögen, so ist doch noch unendlich viel zu thun. Den reinsten Dank, die schönste Anerkennung wird der verewigte Denker aber gerade von denen erhalten, die von ihm aus neue Aufgaben zu lösen vermögen. —r.

Correspondenz.

Aus München.

Der Lenz ist endlich erschienen, am Bassin des Brunnens sprang das Eis, die alten Kastanienbäume des Hofgartens grünen und vor Tambosi's Kaffeehaus sitzen die Münchener, Himbeereis naschend; große Scharen haben sich schon in den Biergärten angesiedelt und wagen manches kühne Turnei mit dem kräftigen Bock. Aber auch in unserm staatlichen Leben ist der Frühling angebrochen, eine frischere Luft weht und trotz Oesterreichs und Preußens Haltung in der schleswig-holsteinischen Frage gibt man sich schönen

Hoffnungen hin und erwartet für die innere Entwickelung Gedeihliches. Ich überlasse es Ihren politischen Correspondenten, über Tagesneuigkeiten und Kammerdebatten zu berichten, sei es mir gestattet, einiges über den jungen König zu sagen, wobei Sie keine Uebertreibungen zu befürchten haben, denn ich pflege nicht in dynastischem Gefühle zu schwelgen. Die Frauen schwärmen leicht für einen jungen König, dessen Auge träumerisch in die Zukunft zu schauen scheint. Man erzählt manche Anekdote, wie von solchen, deren Ehre in einem Titel, deren Patriotismus in einem Decrete liegt, auf seine Jugend speculirt wurde — Dinge, die wir natürlich nicht verbürgen; so viel ist aber gewiß, daß ihn seine edle Mutter zu einer reinen Sittlichkeit erzog, wozu der Respect vor ungebührlichen bischöflichen Ansprüchen nicht gehört. Frauen würden wir auch unter andern Voraussetzungen den Enthusiasmus verzeihen, erstaunt war ich jedoch, daß auch Männer, deren praktische Nüchternheit, deren oppositionelle, ja radicale Gesinnung ich schon seit Jahren kenne, sich mit Begeisterung äußerten. Man hegt große Hoffnungen von diesem jugendlichen Fürsten, der nicht mit kostbarer Soldatenspielerei beginnt, sondern sich überall bereit zeigt, mit seinem Volke Hand in Hand die Bahn des Fortschritts zu betreten. So manches seiner Worte läuft von Mund zu Mund, und daß es keine leere Phrase, beweist seine Zustimmung zu verschiedenen Reformen. Die Ultramontanen munkeln bedenklich, ist das nicht das beste Lob für König Ludwig II.? Der Ultramontanismus ist noch eine Macht in Baiern, eine Macht, auch ohne daß ihn die Krone stützt; während er in Oesterreich seit den Tagen des großen Kaisers Joseph II. mehr und mehr zerbröckelt und daher des äußern Anhalts bedarf. Baiern hatte nie einen Fürsten von der herrlichen Entschiedenheit Joseph's II., es war lang das Brutnest des finstersten Jesuitismus voll bissiger Verfolgungswuth. Montgelas zerstörte nur und König Ludwig I. baute nicht auf. „Er baute nicht?“ fragen Sie verwundert.

Wir wissen das, was er für die Kunst gethan, zu würdigen, daß es ihm aber gelungen, die Kunst beim Volke einzubürgern, das läßt sich unsern Münchnern gegenüber nicht behaupten. Die Kunst muß frei aus dem Volk erwachsen, sie kann nie und nirgends octroyirt werden. Während Ludwig den Mediceer spielte, wucherte das pfäffische Unkraut üppig empor und hemmte in seinen Schlingen jeden Fortschritt. Das fühlte sein edler Nachfolger, er fing jedoch beim Z anstatt beim A an und berief eine Reihe Gelehrter nach München, um die Wissenschaft zu heben. Das war unstreitig verdienstlich und trug zur Ehre Baierns, zum Ruhm der Regierung bei, es wurde manches gefördert und angeregt, jedoch das nicht erreicht, was man eigentlich wollte. Der Ultramontanismus befehdete in jeder Weise die Neuberufenen, der Nativismus erinnerte sich plötzlich an seine einheimischen Größen, deren manche freilich in die Kategorie des problematischen X gehören, und rief mit beleidigtem Stolze: „Zählen wir nicht den und den zu den unserigen? Ist er nicht gerade so gut wie der und der, den man für theures Geld verschrieben?“ Dadurch kamen plötzlich die bairischen Talente in Credit, über die man früher die Nase gerümpft; daß ihre Werke deswegen mehr gekauft würden, wollen übrigens die Buchhändler nicht behaupten.

Es scheint dem neuen König vorbehalten, die Axt an die Wurzel des Uebels zu legen. Bereits sprechen die ultramontanen Blätter ihre Furcht aus, man wolle eine neue Aera einführen wie in Baden. Wenn es nur geschähe, recht bald und überall, denn der Boden, aus welchem eine humane Volksbildung keimen soll, ist hoch vom Kehricht des Mittelalters bedeckt, in welchem sich gewisse Leute nur zu wohl befinden. Die Baiern gehören zu den kernhaftesten und besten Stämmen Deutschlands, die Volksbildung steht jedoch, wenigstens in Altbaiern, auf einer sehr niedern Stufe. Davon überzeugt uns leider jede Schwurgerichtsverhandlung, welche mehr rohe als raffinirte Verbrechen aburtheilt, Aberglaube und Unwissenheit verdüstern den Sinn. Die unglaublichsten Mirakel werden geglaubt, die verrufensten Curpfuscher aufgesucht; man darf fast behaupten, der glaubenseinheitliche Tiroler stehe in geistiger Beziehung nicht so tief als sein Nachbar der Altbaier. Um sich davon zu überzeugen, dürfen Sie gar nicht weit aus München hinausgehen; nur mit Kopfschütteln hätten Sie am Charfreitag die Procession betrachtet, welche durch die Straßen wogte. Große hölzerne Bilder, Scenen aus den Leiden Christi darstellend, wurden herumgetragen, eine gedankenlose Menge folgte, was man dabei aber nicht beobachtete, war die Andacht, die religiöse Erhebung.

Was noththut, ist die Hebung der Volksschule, und vor allem ihre Lostrennung nicht von der Kirche, sondern vom Klerus, der zunächst die Zwecke seines Standes im Auge hat. Wir wissen es längst: nicht die Kirche stiftete die Schulen; mit welchem Rechte will sie dieselben für sich beanspruchen? Der Unterricht in den Fächern weltlicher Wissenschaft geht die Kirche nichts an, wohl aber werden wir es ihr danken, wenn sie die Jugend durch die milden Lehren der Religion erzieht und veredelt. Möge der junge König die Hebung der Volksschule als seine wichtigste Aufgabe betrachten, sie ist so ruhmvoll wie die seiner Vorgänger, aber weitaus großartiger und umfassender. Wenn er der Hyder des Ultramontanismus die Köpfe zu zertreten wagt, dann bedarf er keines Denkmals aus Erz; Deutschlands Genius wird den unverwelklichsten Lorber um sein Haupt flechten.

Gegenwärtig haben die Ultramontanen oder vielmehr eins ihrer Winkelblätter gegen den Professor Moriz Carriere eine Lanze eingelegt. Dieser Gelehrte, welcher früher an der Akademie wirkte, hat nämlich das Verbrechen begangen, neulich an der Universität angestellt zu werden und wird nun dafür mit allerlei Zärtlichkeiten im urkatholischen bojarischen Stil heimgesucht.

Aus Münchens Literaturkreisen weiß ich wenig Neues mitzutheilen. Emanuel Geibel, der bereits nach Norden abgereist ist, führt ein neues Drama aus der alten Geschichte: „Sophonisbe“, der Vollendung entgegen. Der Stoff ist bereits vielfach behandelt worden, hat aber noch nicht den rechten Meister gefunden, Geibel's Werk soll sehr gelungene Partien enthalten. Julius Große ist mit einem „Philopoimen“ beschäftigt, wol ein Trauerspiel, welches der Zeit den Spiegel vorhält. Paul Heyse geht demnächst nach Florenz, um die letzte Feile an seine Uebersetzung der Gedichte G. Giusti's anzulegen. Bekanntlich hat seine Uebertragung des Gedichts „San-Ambrogio“ bei manchen Hyperloyalen großes Entsetzen erregt.

Hermann Schmid ist mit einem längern Roman aus der Tirolergeschichte beschäftigt: „Oswalt von Wolkenstein und Friedel mit der leeren Tasche.“ Seine Stellung als Redacteur des „Heimgarten“, der so vielversprechend begann und leicht in Süddeutschland die „Gartenlaube“ hätte ersetzen können, gab er auf, da er die Endzwecke des Herausgebers Pustet nicht fördern konnte. Schmid hat auch die Leitung des neuen Actientheaters, von dem man sich Großes verspricht, übernommen; es wird unweit des Schrannenplatzes erbaut, die Außenmauern stehen bereits. In der Nähe desselben ersteht ein neuer Stadttheil. Obwol es keine classischen Stücke, die dem Hoftheater vorbehalten sind, geben darf, so wird ihm die Concurrenz mit diesem, dessen Leitung gar manches zu wünschen übrig läßt, doch nicht schwer werden.

Sie fragen nach den bildenden Künsten in Isar-Athen? Der neue Baustil erhält demnächst durch Vollendung des Maximilianeum seine Krönung, er ist allerdings decorativ, leider nicht architektonisch, und vermehrt die vielen misglückten Versuche auf diesem Gebiet um einen desto beklagenswerthern, je mehr Geld, Kraft und Zeit in seiner Durchführung vergeudet wurde. Von der Gothik des Rathhauses und der Kirche zu Haidhausen wollen wir lieber schweigen. Desto mehr kann man sich an Schack's Galerie erfreuen. Sie erhält einen Anbau, so sehr nimmt die Zahl der trefflichen Bilder zu, welche ihr Besitzer mit feinem Geschmack zu wählen weiß. Hier allein trifft man Genelli, einen Maler, den man in seiner Art unmittelbar neben den größten, die zu München gewirkt, nennen darf: neben Cornelius, Schwind und Heß.

Warum erhielt er für die neue Pinakothek, die freilich mehr der Laune des Zufalls als kluger Berechnung ihren Zuwachs zu danken scheint, keinen Auftrag? Freilich würde man dann seine Größe bewundern, und das ist manchem, der allein groß sein will, unbequem.

Bildhauer Gröbmer hat die großen Gipsmodelle der Feldherren Karl von Lothringen und Tilly bereits fertig; sie sind für das Arsenal in Wien bestimmt und lassen, wenn die Ausführung in Marmor der tüchtigen Anlage entspricht, das Beste hoffen.

Mit dem münchner Stadtklatsch über Duelle und Liebesaffairen will ich Sie zwischen Thür und Angel verschonen, um nicht hören zu müssen: Tout comme chez nous! XYZ.

Notizen.

Von den „Tagebüchern von K. A. Varnhagen von Ense“ ist der 7. Band erschienen (Zürich, Meyer und Zeller), welcher eins der für die preußische Geschichte traurigsten Jahre, das Jahr 1850, mit Olmütz und Bronzell illustrirt, ganz in der gewohnten rücksichtslosen Weise dieser Selbstgespräche. — Zwei Schriften, in denen die conservative Richtung einen neuen, von der Parteiphrase abweichenden Ton anschlägt, sind „Die Wiederherstellung Deutschlands“. Von Constantin Frantz (Berlin, Ferdinand Schneider) und: „Von dem Geiste der Verfassungen in Frank-

reich, Belgien, England, Nordamerika, Schweiz, Polen und Preußen". Von Hundt von Hafften, königl. preuß. Premier-Lieutenant a. D. (Berlin, G. Hickethier).

Das wiener Hofburgtheater, welches mit dem „Pelikan" so großen Erfolg davongetragen, hat abermals eine Novität des Théâtre français dem Publikum vorgeführt. Sardou's Lustspiel „La papillonne" ging unter dem Titel: „Flattersucht" in Scene. Das Stück ist vor einigen Jahren am Théâtre français ausgepfiffen worden, fand aber in Wien eine freundliche Aufnahme. So verwandelt sich das deutsche Theater allmählich in ein Magdalenen-Institut für die „gefallenen" Musen Frankreichs.

Eduard Devrient hat in Karlsruhe abermals das Werk eines jungen Dichters zum ersten male in Scene gehen lassen. Das Drama „Der Verlorene" von Lindner fand eine beifällige Aufnahme und wird von der Kritik als eine verheißungsvolle Arbeit gerühmt.

Hermann Rollet hat „Ausgewählte Gedichte" (Leipzig, Franz Wagner) erscheinen lassen. Sie enthalten „Naturstimmen", „Liebesklänge", „Freiheitsgesänge", „Bunte Blätter", Romanzen, Sagen, Denksteine, Helden, Märtyrer u. a. Die Gedichte von Batz (Leipzig, Otto Wigand) sind in einer neuen Auflage erschienen. Von Livius Fürst ist eine Dichtung: „Dornröschen" (Leipzig, J. J. Weber), welche bei dem leipziger Künstlerfest mit lebenden Bildern und Gesang zur Aufführung kam, jetzt durch den Druck veröffentlicht worden.

Ueber „Anastasius Grün's Dichtungen" hat Dr. E. Schatzmayr in Elberfeld eine bei Bädeker in Elberfeld publicirte Vorlesung gehalten. — Von neuen Dramen erwähnen wir ein Stück für die Volksbühne in neun Handlungen: „Jesus der Christ", von Albert Dulk (Stuttgart, Emil Ebner), eine Art modernes Mysterium und Passionsstück; ferner „Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte" von Robert Giseke (Leipzig, F. A. Brockhaus), welche die Anfänge der preußischen Macht in Brandenburg und Preußen dramatisch illustriren. Auch eine ehrwürdige Matrone, Elisabeth Grube, die Schwester von Katharina Diez, hat „Dramen" veröffentlicht: „Jacobe von Baden"; „Die Lützower und Wittekind, der Sachsen-Herzog". (Düsseldorf, Schaub'sche Buchhandlung.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 24. 15. Juni 1865.

Die religiöse Dichtung im christlichen Alterthum.

Von
Moriz Carriere.

Die alte Welt hatte naturbefangen das Göttliche in Naturerscheinungen oder die geistigen Mächte doch in sinnlicher Naturgestalt angeschaut; das Christenthum lehrte der Vielheit der Volksgötter gegenüber den Einen geistigen Gott; es leugnete die Wahrheit des bestehenden Heidenthums und erschien dadurch selbst dessen Anhängern als Gottlosigkeit, den Anbetern der Götzenbilder dünkte der eine Unsichtbare gar kein Gott zu sein. Die alte Welt schied sich in bevorrechtigte Völker und Stände, in Freie und Sklaven, in Männer und Frauen, in Reiche und Arme. Die Natur bestimmte dem Menschen in der Geburt seine Lebensstellung, und diese in ihrer Aeußerlichkeit gab ihm Ansehen oder Verachtung; das Christenthum aber lehrte die Gleichheit aller Menschen vor Gott, die gleiche Kindschaft und damit Brüderlichkeit aller ohne Unterschied des Geschlechts, des Standes, der Nation, und legte den Werth des Menschen in das Innere, in die Heiligung des Herzens und die Wiedergeburt des Willens, während der Naturdienst des Heidenthums in üppiger Fleischlichkeit zu unnatürlichen Lastern entartet war. Dem Alterthum war der Staat das Höchste, der Mensch ging im

Bürger auf, die Macht und Freiheit des Vaterlandes war der Zweck seines Daseins und Wirkens; die Christen zogen sich aus der Oeffentlichkeit des äußern Lebens in das Heiligthum der Seele zurück, ihr Wandel war im Himmel, sie sahen die Ordnung des Staats im Zusammenhang mit den Götzendiensten, die sie bekämpften, und hielten darum leicht die ganze politische Einrichtung für ein Werk der Dämonen; der Fürst dieser Welt war der Widersacher, den Christus stürzen werde, um ein Reich des Friedens und der Freude für die Seinen aufzurichten. So war das Christenthum selbst allerdings ein revolutionäres Princip im Gegensatz gegen die alte Welt; hatte doch der Meister selbst gesagt, daß er das Schwert bringe und ein großes Feuer anzünde auf Erden, und wir dürfen uns nicht wundern, daß die damals positiven und bestehenden Mächte der Neuerung bald mit Hohn und Verachtung, bald mit Haß und Gewalt entgegentraten, zumal dieselbe zunächst bei Sklaven, Armen und Frauen Anhänger gewann. Nicht blos ein Nero wüthete gegen die Christen, auch ein Tacitus hielt sie für Feinde des Menschengeschlechts, das sie durch Liebe retten wollten. Im Munde des Volks beschuldigte man sie der Menschenopfer, Thyestischer Mahle, Oedipusartiger Blutschande; daß Christus ihnen das einzige und rechte Opfer war, daß sie im Abendmahl das Symbol seines Fleisches und Blutes genossen, daß alle Menschen, also auch Aeltern, Kinder, Ehegatten einander im Bezug auf Gott den Vater für Brüder und Schwestern ansahen, gab Anlaß zu solchem Misverständniß. Aber wenn nun Erdbeben, Miswachs, Wassersnoth eintrat, wie leicht war es dann, die blinde Menge aufzureizen, als ob in solchen Zeichen sich der Zorn der Götter verkünde gegen ihre christlichen Verächter und die Greuel ihrer geheimen Zusammenkünfte, sodaß die Volksleidenschaft zu blutiger Verfolgung ausbrach und die Christen vor die Löwen, zum Kampfspiel mit den wilden Thieren forderte. Wenn Trajan, Hadrian, Antoninus Pius statt solchen tumultarischen Verfahrens die Form des Rechts und den Weg des Gesetzes verlangten oder geboten, so war gerade da die Todesstrafe über diejenigen verhängt, welche vorkommendenfalls die Anbetung der Staatsgötter verweigerten oder sich der politischen Anordnung entzogen, vor dem Bilde des Kaisers Weihrauch anzuzünden oder seinem Genius zu opfern, denn solches kam einem Verbrechen gegen den Staat selber gleich.

Die Zahl der Märtyrer ist gar sehr übertrieben worden, — so wurden zum Beispiel aus 11 Jungfrauen der heiligen Ursula 11000, weil man das M, das sie als Märtyrinnen bezeichnen sollte, für das Zahlzeichen 1000 nahm — und die grausamen Qualen kommen vielfach auf Rechnung der ausschmückenden Sage, der Henkerphantasie von Erzählern, die den Tod unter ausgesuchter Pein um so verdienstlicher

machen wollten. Doch war das vergossene Blut der Samen der neuen Religion. In der Opferfreudigkeit und Standhaftigkeit der Christen schien mitten unter der Verweichlichung und Genußsucht des Zeitalters der alte freie unbeugsame Muth der Republik wieder aufzuleben, und die konnten doch keinen sündlichen Lüsten fröhnen, die so heldenhaft Schmerz und Tod überwanden, Streiter Gottes gegen die Mächte der Finsterniß! Gerade dadurch gewannen sie auch unter den Gebildeten und weltlich Angesehenen immer mehr Anhänger. So sehen wir am Ende des 1. Jahrhunderts den Consul Flavius Clemens aus Titus' kaiserlichem Geschlecht die Prunkfeste Domitian's verlassen und sich nebst seiner Gemahlin in einem ärmlichen Gemache um einen Holztisch niederlassen bei Sklaven und Freigelassenen, mit denen er Brudergemeinschaft macht und all seiner irdischen Herrlichkeit sich entkleibet vor dem Kreuze des Heilandes. Und neben dem überzeugungstreuen Muthe des Sterbens ist es die Reinheit des Lebens, neben dem Lichte der Wahrheit, das der Sehnsucht nach Erkenntniß aufgeht, ist es die Wohlthätigkeit, die der Armen, Waisen und Witwen sich annimmt, wodurch der neuen Religion die Herzen gewonnen werden und die Einsicht sich ausbreitet, daß in ihr das Heil zu finden sei und alle in der sittlichen Natur des Menschen gegründeten Bedürfnisse befriedigt werden. Ein Justinus schrieb bei den Verfolgungen unter Antoninus Pius bereits an den Kaiser eine Vertheidigung des Christenthums, welche die philosophische Wahrheit seiner Gottesidee, die Lauterkeit seiner Sittenlehre, die einfache Weise seines Cultus in Taufe, Abendmahl und Sonntagsfeier darlegte. Ein Cyprian fragte, welchen Tempel denn der wahre Gott haben könne, dessen Tempel das ganze Weltall sei? Nur im Geiste des Menschen kann sein Bild aufgestellt und geweiht werden. Im Briefe an Diognet heißt es von den Christen: „Was im Körper die Seele, das sind sie in der Welt, überall verbreitet, in der Welt aber nicht von der Welt, unsterblich im Sterblichen." Ein Celsus schreibt zwar im geistreichen Hochmuthe: „Schon die Masse der Bekenner muß jeden Klugen von dieser Lehre zurückschrecken, da jeder weiß, daß die Wahrheit in ihrer Tiefe nur von wahrhaft Gebildeten, also immer nur von wenigen erkannt werden kann, und daß man den Betrügern in die Hände läuft, sobald man sich zum großen Haufen gesellt." Aber ein Origines antwortet treffend, daß es für den höchsten Zweck der Religion, für die Zügelung der Leidenschaften nicht auf die Künste der Dialektik, sondern darauf ankomme, daß man dem Laster Heilung bringe und daß gerade, was in früherer Zeit als Theil der systematischen Philosophie eines Platon oder Aristoteles nur den Vornehmen und Gebildeten zugänglich gewesen, jetzt allen Menschen verkündet werde und auch in die Hütten der Niedern eindringe. „Ihr handelt, wie wer eine Räuberbande versammeln will", fährt Celsus fort,

„ihr ruft die Sünder auf, ihr schart verworfenes Gesindel um euch, und verrathet so eure verwerflichen Neigungen und Plane." Origenes antwortet mit Christus: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; es sei kein Verbrechen, der verpesteten Stadt die Ankunft des Arztes zu melden und die Leidenden dem Retter zuzuführen; nicht die Kranken werden den Gesunden, nicht die Verbrecher den Gerechten vorgezogen, wohl aber der bußfertige Sünder dem stolzen Scheinheiligen, denn Sünder sind alle, keiner ist ganz ohne Fehl, und Christus ladet alle Geschlagenen ein, daß er sie erquicke. — Sie haben ja keine Tempel, Altäre und Götterbilder, wirft der Heide den Christen vor, und Origenes erwidert: „Du siehst nicht ein, daß bei uns die Seelen der Gerechten die Altäre sind, von welchen auf eine wahrhafte und geistige Weise die Gott wohlgefälligen Opfer, die Gebete aus reinem Gewissen, emporsteigen; die Bildsäulen und Gottes würdigen Weihgeschenke, nicht von Handwerkern verfertigt, sondern vom Worte der Wahrheit ausgearbeitet, sind die Tugenden, durch welche wir uns bilden nach dem Erstgeborenen der Schöpfung, in welchem das Ideal aller Gerechtigkeit und Weisheit ist."

Noch einmal hatte Diocletian eine durchgreifende Verfolgung der Christen angeordnet, aber gerade sie lieferte den Beweis, daß das Christenthum nicht mehr zu unterdrücken, ja nicht mehr zu bekämpfen sei, und Constantinus sah bereits, daß er den Sieg über die Nebenbuhler erringen könne, wenn er das Kreuz zu seiner Fahne nehme. Durch die Christen, durch die germanischen, gallischen, britischen Truppen in seinem Heere gewann er die Schlacht an der Milvischen Brücke vor den Thoren Roms wie zum Zeichen, wem die Herrschaft zukommen und zufallen werde. Zunächst ward eine allgemeine Religionsfreiheit verkündet: jeder glaube, was er für wahr hält, so hieß es, damit, wer immer auch die Gottheit im Himmel ist, sie uns und allen Unterthanen versöhnt und gnädig sei. Aber als Constantin die Alleinherrschaft besaß, da trachtete er mit der Einheit des Reichs auch die Einheit der Religion herzustellen durch das Christenthum, und seitdem ist kein polytheistisches Volk wieder Culturträger gewesen, seitdem haben die Arier das Beste des Semitenthums, den Glauben an den Einen geistigen Gott, sich dauernd angeeignet. Doch leider freilich war das zur Reichsreligion erklärte Christenthum nicht mehr das einfache Evangelium Jesu am See Genesareth, sondern es war ein dogmatisches Gebäude und eine Kirche geworden; der Zeitgenosse Ammianus Marcellinus spricht es offen aus: die schlichte christliche Wahrheit habe Constantinus mit altweibermäßigem Aberglauben vermischt und durch abstruse Subtilitäten, die er habe aufregen lassen, statt sie durch sein Ansehen zu beschwichtigen, sei eine Unmasse von Streitigkeiten und ein weitläufiges Wortgezänk hervorgerufen, sodaß

jetzt kein wildes Thier dem Menschen so feindselig sei, wie die christlichen Sekten einander mit tödlichem Hasse verfolgten.

Für die ersten Christen war das Ueberirdische ins Irdische eingetreten, der Unterschied des Natürlichen und Wunderbaren wie verschwunden; in allem sahen sie Gottes Finger und seine Engel schwebten schirmend und wachend über der Gemeinde. Als die Erfüllung jener Hoffnung sich vertagte, daß der Heiland auf den Wolken wieder erscheinen werde, um sein Reich auf Erden zu errichten, so war der Glaube um so überzeugter, daß der Tod für die Menschen der Eingang zu seiner himmlischen Herrlichkeit sei. Die ganze Stimmung ward damit eine ideale, phantasievolle. Schon in der Bibel begegnet uns die religiöse Dichtung sowol in den Parabeln Jesu wie in der Offenbarung Johannis, sowol in den Mythen, welche die Synoptiker überliefern, wie in der kunstvollen Composition des vierten Evangeliums. Der einmal erwachte sagenbildende Trieb wucherte im 2. und 3. Jahrhundert weiter; die von der Kirche nicht in die Bibel aufgenommenen apokryphen Evangelien geben Zeugniß davon, und wir erkennen auch hier das Naturgesetz der Legende: die ersten Wundergeschichten, von Nahestehenden erzählt, sind so, daß sie nicht aus dem Möglichen heraustreten, daß sie wesentlich einer gesteigerten Einbildungskraft zugeschrieben werden können; daran reihen sich sinnvolle Erzählungen von sittlichem, geistigem Gehalt, in denen der Eindruck, den eine große geschichtliche Persönlichkeit gemacht hat, sich zu einzelnen strahlenden Bildern verdichtet; hernach aber verläuft sich das Spiel der Phantasie ins Abenteuerliche, in das Seltsame und Uebertriebene, ja ins Abgeschmackte und Anstößige. Oder was soll man sagen, wenn der heilige Bernhard, von dessen Reisen der Begleiter nur einige Heilungen Nervenleidender berichtet, nach späterer Erzählung die Mücken excommunicirt, welche die kirchlich Gläubigen beunruhigen, worauf sie todt herabfallen und man sie mit Schaufeln fortschafft, so viele waren ihrer? So ist das älteste der Apokryphen, das Vorevangelium des Jakobus, so genannt, weil es durch einen Vorbericht von den Aeltern und der Jugend Jesu die Evangelien ergänzt, auch das anziehendste. Es beginnt mit den Aeltern Maria's, Joachim und Anna, und erzählt, daß sie hochbetagt und fromm in kinderloser Ehe gelebt; damit wollte das jüdische wie das christliche Alterthum ein spät geborenes Kind nicht wie die Frucht sinnlicher Lust, sondern wie ein Geschenk des Himmels erscheinen lassen. Joachim's Opfer wird schnöde zurückgewiesen, weil er keine Nachkommenschaft habe; darob begibt er sich fastend und klagend in die Wüste. Mit wem soll er sich vergleichen? Mit den Vögeln unter dem Himmel, mit den Thieren auf dem Felde? Sie alle sind fruchtbar, ja auch das Meer gebiert Well' auf Welle, und die Erde erzeugt ihre Gewächse. Da verkündet ihm der Engel des Herrn Erhörung seines

Gebets. Er findet Anna unter der Pforte des Hauses, umhalst sie und weiß nun, daß der Herr ihren Leib segnen wird. Maria wird geboren, dem Herrn geweiht und vom dritten Jahr an im Tempel erzogen. Als sie zur Jungfrau gereift, entbietet der Priester unbeweibte Männer, daß sie kommen und jeder einen Stab mitbringe, an welchem Gott offenbaren werde, wer Marien haben solle. Aus Joseph's Stab erblüht eine Lilie, entfliegt eine Taube. Maria soll dann Purpurfäden spinnen für den Vorhang im Tempel; da verkündet ihr der Engel des Herrn, daß sie die Mutter des Messias sein werde. Als sie schwanger geworden, trinkt sie nebst Joseph das Fluchwasser, von welchem die Unreinen bersten müßten; sie aber bleiben heil. Joseph wandert nun mit ihr nach Bethlehem, wo sie des Kindes in einer Höhle genest, die zuerst von einer Wolke verschlossen, dann von innen erleuchtet wird. Die Wehmutter kommt, sie zweifelt, daß Maria bei der Geburt Jungfrau geblieben, aber ihre Hand verbrennt wie im Feuer, als sie Untersuchungen anstellt.

Dagegen sind im Evangelium des Thomas die vielen Wunder des Christkinds bald läppische Taschenspielerei, bald bösartig rächerischer Art. Das Knäblein knetet Vögel aus Lehm, die Juden tadeln das, weil es sich am Feiertag nicht schicke, da klascht der Kleine in die Hände und die Tonklümpchen fliegen lebendig in die Luft. Er läßt einen Spielkameraden verdorren, weil der ihm etwas Wasser verschüttet; einem andern, der im Lauf an ihn gestoßen, sagt er: „Du sollst nicht weiter gehen!" und sogleich fällt der Arme todt nieder. Jesus soll Wasser holen und bringt es in einem Tuch, da ihm der Krug zerbrochen. In dem Evangelium der Kindheit geschahen die Heilungswunder durch das Waschwasser und die Windeln während der Flucht nach Aegypten; der Ernst ist dem märchenhaften Flitter des Uebernatürlichen ganz gewichen. Dagegen gibt das Evangelium des Nikodemus ein vollständiges Protokoll von dem Proceß Christi vor Pilatus, wie denn frühe schon Acten des Pilatus erschienen, die dieser an Tiberius eingesandt habe.

Zunächst werden die Jünger Jesu in den Kreis der Sage gezogen, vornehmlich Petrus und Johannes. Als die Gemeinde der Hauptstadt die angesehenste geworden, da lag es nahe, sie für eine Stiftung des Apostelfürsten zu erklären, und so sollte dieser auch in Rom, wo er schwerlich jemals gewesen, den Märtyrertod gestorben sein. Er wollte der Gefahr entfliehen, da begegnete ihm der Heiland vor der Stadt. „Herr, wohin gehst du?" fragte Petrus. „Nach Rom, um noch einmal gekreuzigt zu werden", versetzte Jesus. Da wandte Petrus sich zurück und ward, weil der Jünger weniger sei denn der Meister, so gekreuzigt, daß der Kopf nach unten hing. Thomas bringt das Evangelium nach Indien. Wie er dorthin kam, ward gerade die Hochzeit der Königs-

tochter gefeiert und er aufgefordert, die Brautleute zu segnen. Diesen erschien dann in der Nacht Jesus selbst und ermahnte sie, rein zu bleiben und der Sorgen des sterblichen Lebens sich zu entschlagen. So saßen sie denn am andern Morgen wie Geschwister nebeneinander, und die Jungfrau erklärte dem Vater, daß sie die Verlobte des Königs der Himmel sei. Man glaubte, daß der Fremde sie verzaubert habe, und wollte ihm nachsetzen, aber sie predigte so eindringlich von Christus, daß das Volk sich bekehrte. Der Apostel erhielt darauf vom Könige Geld zu einem großen Palastbau, gab es aber den Armen, und den zürnenden Fürsten belehrte ein Traumgesicht, daß ihm dadurch ein herrliches Haus im Himmel bereitet sei. Wo Thomas Götzenbilder traf, da zwang er sie, selbst Zeugniß zu geben, daß sie die Behausung von Dämonen und daß nur Ein wahrer Gott sei. — Als Johannes sich zu Ephesus weigerte, Christus zu verleugnen, da ward er in einen Kessel siedenden Oels getaucht, ging aber unverbrannt und wie ein Faustkämpfer gesalbt daraus hervor. Auf einer Reise empfahl er einen schönen, aber leidenschaftlichen Jüngling ganz besonders dem Bischof. Doch der Jüngling gerieth in schlechte Gesellschaft, versank in Ausschweifungen, zweifelte an Gott und wurde der Führer einer Räuberbande. Johannes kehrte wieder um, das anvertraute Gut vom Bischof zu fodern, und ritt nach dem Verlorenen ins Gebirg. Der Räuber wollte fliehen, aber der Apostel taufte ihn von neuem mit seinen Thränen und rettete ihn vom Verderben. In Ephesus liebte der reiche Jüngling Kallimachos die schöne Frau Drusiana, die, weil sie ihre Seele Jesu geweiht, dem eigenen Gatten wol die Liebe des Herzens bewahrte, aber keine eheliche Gemeinschaft weiter mit ihm pflog. Wie sie nun entdeckte, daß der Jüngling für sie in sträflicher Lust entbrannt war, da wollte sie lieber sterben, als daß sich ein anderer in sündiger Leidenschaft um ihretwillen verzehre. Sie ward dann in einem Gruftgewölbe beigesetzt, aber Kallimachos bestach den Hausmeister, daß er ihm den innigst geliebten Körper preisgebe. Doch wie er die Leiche entblößte, da erhob sich eine Schlange gegen ihn, und legte sich auf ihn nieder, als er vom Gift ihres Bisses in Todesstarre verfallen war. Johannes besuchte nun die Gruft mit Drusiana's Gemahl; da erschien ihm Jesus und hieß ihn den Todten erwecken. Johannes gebot der Schlange zu entweichen und rief den Jüngling ins Leben zurück; dieser bekannte sein frevelhaftes Gelüsten; wie er der Todten habe nahen wollen, da habe ein schöner Jüngling sie mit seinem Gewande bedeckt und gesprochen: Kallimachos, sterbe, auf daß du lebest. So wolle er nun gestorben sein als ein sündiger Heide, und auferstanden als ein reuiger und reiner Christ. Nun ward auch Drusiana auferweckt, und alle lebten keusch und treu dem Herrn. Die Erzählung trägt deutlich genug das Gepräge novellistischer Erfindung.

Die deutsche Nonne Roswitha von Gandersheim hat sie später dramatisirt. Der Verfasser der Erzählung von Paulus und Thekla war bekanntlich geständig, daß er sie zu Ehren des Apostels gedichtet habe, doch hat die Kirche die Novellenfigur unter ihren Heiligen behalten, das Erbauliche galt für das Prüfmal der Wahrheit.

Dann wurden die Märtyrer Gegenstand der Legende. Redner und Dichter priesen vornehmlich, als der Frieden gewonnen war, die Streiter Christi und Blutzeugen der Religion, und das bildlich Ausgedrückte ward wieder wörtlich und eigentlich genommen zur Wundersage. Hatte die Unerschrockenheit der Seele und die Begeisterung des Herzens mitten unter den Martern und gegenüber dem drohenden Tode sich leuchtend auf dem Angesicht gespiegelt, so sollte ein himmlischer goldener Schein es umflossen haben; das Richtschwert ward stumpf an dem heiligen Nacken, siedendes Pech ward zu kühlendem Thau und die Löwen legten sich denen zu Füßen, die sie zerreißen sollten. Trauben wuchsen auf Dornen, um den Hungernden zu laben, und eine Spinne wob ihr Netz vor die Höhle, in welche der Verfolgte geflüchtet war, sodaß die Feinde meinten, Felix könne nicht darinnen sein; die Wogen trugen den Vincentius sammt dem Mühlstein an seinem Halse hoch empor und wiegten ihn sanft dahin; die Feuerflammen umloderten Polycarp wie Kühlung fächelnde Segel und wölbten sich über ihn wie ein Triumphbogen, und eine weiße Taube flog empor, als er endlich selbst Lust hatte, abzuscheiden und bei Christo zu sein; Agnes will sich dem Herrn als reine Braut bewahren, und als sie für ihren schönen Leib von dem Foltereisen nichts fürchtet, da droht man ihr mit nackter Ausstellung im Haus der Schande, wenn sie Jesum nicht verleugne; aber ihr wallendes Haar umfließt Brust und Schos wie ein Gewand, Feuerglut blendet den, der frech sie anschauen will, und rein wird alles, wohin ihr Auge strahlt. Das ist sinnig und anmuthig, und solcher Goldkörner liegen viele in den Acten der Märtyrer. Die Wunder aber, welche dann die verehrten Knochen thun, die man für ihre Reliquien hielt, beweisen nur die abergläubische Wundersucht der damaligen Zeit, in welcher selbst ein Augustinus als Bischof eine Menge derartiger Zeichen sammelt, die gleichsam unter seinen Augen geschehen seien. Das reine Licht des urbildlichen Lebens Jesu brach sich im Leben der Märtyrer zu mannichfachen Strahlen; sie sollten dem Volke Vorbilder im Glauben und in der Treue sein, sie wurden heilig gesprochen, und wenn sie aus Irrthum und Sünde sich erst emporgerungen, so sollten sie zeigen, wie wir rechte Christen werden mögen. Die Phantasie füllte nachträglich die leeren Blätter der Geschichte; nicht das äußerlich Begebenheitliche wollte man treu darstellen, sondern die Kraft des Glaubens und der Tugend verherrlichen. Als die Heiden sich bekehrt hatten, kam mit der Heiligenverehrung ein poly-

theistisches Element in das Christenthum und die Legenden wurden um so reicher und blühender, je mehr die Mythen der Götter und Heroen im Mittelalter namentlich bei den Germanen auf sie niederschlugen.

Eine religiöse Dichtung des judenchristlichen Sinnes ist uns aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts im „Hirten" des Hermas erhalten, ein Erbauungsbuch, das an die Geschichte der Propheten und der Apokalypse anknüpft, nicht nach Art der Evangelien in epischem Geschichtsvortrag. Hermas oder Hermodoras lebt zu Ende des 1. Jahrhunderts in Rom seiner Familie, seinen Handelsgeschäften; da sieht er ein badendes Weib und in seinem Herzen entzündet sich sinnliche Glut für sie, bis sie ihn in einer Vision an das Wort des Heilands mahnt, daß, wer ein Weib ansehe, ihrer zu begehren, bereits die Ehe gebrochen habe. Dann erscheint ihm in Gestalt einer Greisin die Kirche selbst, um ihm die Schrecken der Zukunft zu enthüllen; sie ist alt, aber durch Buße gewinnt sie neues Leben und so wird sie immer mehr verjüngt, je mehr Hermas ihre Mahnrufe hört. Neue Visionen zeigen ihm das Weltthier, das er muthig besteht, und den Bau der Gottesstadt, bei welchem aber viele Steine verworfen werden. Endlich erscheint ihm der Engel der Buße in Gestalt eines Hirten (daher der Name des Buchs) und übergibt ihm in Geboten und Gleichnissen die Mahnung zur Umkehr, zur Besserung für alle Welt. Denn den Eingang zur Gottesstadt gewinnt nur der treue Glaube an den Einen Gott, Gebete, Fasten, Keuschheit, Opferung des Reichthums zu Werken der Barmherzigkeit und Standhaftigkeit in der Verfolgung.

Dem Schlusse des 2. Jahrhunderts gehört ein anderes judenchristliches Werk an, ein Roman, der in den Zeiten der Apostelgeschichte spielt, und das Bischofsthum als apostolische Stiftung, Petrus als den ersten Bischof Roms, den Märtyrer Clemens aus kaiserlichem Geschlechte als seinen Nachfolger darstellt. Clemens hat Vater, Mutter, Brüder früh verloren; Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele beunruhigen ihn, und vergebens sucht er Trost bei den heidnischen Philosophen. Sein Durst nach Weisheit führt ihn nach Aegypten, wo er den Barnabas die neue Lehre von Jesus dem Messias predigen hört. Dies leitet ihn zu Petrus hin, der bereits zum Heidenbekehrer an der syrischen Küste geworden ist. Er schließt sich dem Apostelfürsten an, und dadurch, daß er denselben auf seinen Reisen begleitet, findet er Mutter, Vater und Brüder wieder; sie waren durch abenteuerliche Schicksale in leibliches und geistiges Elend gekommen und wurden aus beidem durch das Christenthum wunderbar gerettet. Die Erzählung verläuft hier ganz nach Art der alexandrinischen Romane, und hat von den Scenen der Wiedererkennung den Namen der Recognitionen, während sie nach dem Gedankengehalt auch den Titel der

Clementinischen Unterredungen (Homilien) trägt; Clemens bespricht sich theils selber mit Petrus, theils hört er dessen Predigten und Streitreden gegen falsche Gnosis für christliche Wahrheit.

„Vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistigen lieblichen Liedern", heißt es im Brief an die Kolosser, und Plinius erwähnt in seinem Schreiben an Trajan die Hymnen der Christen auf Gott und Christus. Die Evangelien selbst bieten uns einen Nachklang der alttestamentlichen Psalmen in den Lobgesängen von Zacharias und Maria. Der Freudegruß der Engel an die Hirten: „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", klang nun weiter in kürzern oder längern Preisworten für den Vater, den Schöpfer, für Christus und den Heiligen Geist, die Licht und Leben Spendenden, wie solche aus jenen Zeiten her durch die ganze Christenheit erschallen. Zu diesen volksthümlich einfachen Tönen, der Stimme nicht des einzelnen, sondern der Gemeinde, gesellte sich bei den griechischen Kirchenvätern ein neues Element, nicht die plastische Anschaulichkeit und altclassische Formenklarheit, sondern der Liebesaufschwung des Platonismus zum ewig Schönen und einfach Einen in der Empfindung, daß der Seele das Schwunggefieder wieder sprosse, das sie in ihre ideale Heimat trägt. Der Lobgesang auf Christus von Clemens von Alexandrien zeigt uns ein leidenschaftlich Stammeln, ein Aufjubeln des Herzens im Frohgefühl der Erlösung, das in kurzen hüpfenden Versen hervorsprudelt und nach entlegenen Bildern rastlos greift:

Wildspringender Füllen Zaum,
Schwebender Vögel Schwinge,
Unmündigen Volkes Steuer,
Königlicher Lämmer Hirt,
Deine einfältigen
Kinder versammle,
Zu singen mit Lust
Aus heiliger Brust,
Unentweihten Munds
Der Menschheit Führer, den Heiland!

Der wird nun gepriesen als des Vaters Wort, der Weisheit Walter, der Ewigkeit Herr, der Sterblichen Retter; die Ausdrücke: Steuer, Zügel, Fittich der himmlischen Heerde wiederholen sich; er heißt der Menschenfischer aus der feindlichen Woge der Zeit zum süßen Leben, der Quell des Erbarmens:

Und die himmlische Milch
Aus der lieblichen Brust
Holdseligster Braut
Der Weisheit, quillt
Für den kindlichen Mund;

Von des Geistes Thaue getränket
Nun singen wir Lob
Dem König und Herrn,
Dem lebendigen Wort,
Dem mächtigen Sohn.
Du Friedenschor,
Du Christengeschlecht,
Du der Weisheit Volk,
Lobsingen wir alle dem Gotte des Friedens!

Gregor von Nazianz bewegt sich in regelmäßigen Trochäen, um Christus zu feiern, Klarheit für den Geist, Reinheit für den Willen von ihm zu erflehen:

Der das Lied gibt und die Weise,
Der die Engelchöre führet,
Der die Zeit läßt kreisend strömen,
Der die Sonne lässet leuchten,
Der die Bahn dem Mond gewiesen,
Der den schönen Glanz dem Sterne
Und der frommen Menschenseele
Gibt des Göttlichen Erkenntniß.

Synesios sang Hymnen, welche in der Verschmelzung der christlichen und neuplatonischen Elemente wie indische Dichtungen anmuthen. Gott wird angerufen als der Einheiten Einheit, der Wurzeln Wurzel, der Quellen Quell, der Seelen Seele, der Sterne Stern; dann heißt er Eins und Alles, Wissendes und Gewußtes, Leuchtendes und Erleuchtetes, Eins in sich selbst und durch Alles ergossen. Der unsterbliche Geist steigt zum Stoffe hernieder, bewegt die Wölbungen des Himmels, und ruht in den Banden der erdgebildeten Hülle:

Und ferne dem Vater
Trank er aus finsterm Vergessensquell,
Mit blinden Sorgen und Aengsten
Die traurige Erde schauend.
Doch Gott ins Sterbliche blickend
Ist darinnen, ein Lichtstrahl
Des Auges off'nem Sinne.
In den Herabgesunk'nen
Wohnt die Kraft, die sie zum Himmel ruft,
Wenn aus des Lebens Sturm
Sie gerettet fliehn und freudig
Zu des Vaters Wohnungen eilen.

Was beschlossen je ward in der Dinge Chor,
Niemals vergeht es,
Eins von den andern und durch die andern
Alles genießend.

Vergehendes blüht
Im ewigen Kreislauf
Von deinem Hauch wieder auf;
Vor dir steht alles
In ewigem Reigen.
Ich aber in irdischen
Banden und Begierden
Trage die dunkle Fessel.
Aus deinem Dienst gerieth ich in Knechtschaft,
Mit zauberischer Kunst hat der Stoff mich gebannt,
Doch himmlische Funken glimmen in mir,
Dein Samen, o Herr.
Des Geistes Blitz,
Und der Reiniger bist,
Der Befreier bist du!
Mein Flehen vernimm, und die Seele blick an,
Die sehnend verlangt in das geistige Reich;
Du erleuchte den Strahl, der zurück sich gewandt,
Gib Schwingen ihm, brich
Die Begier, die hinab
Zu der Erd' ihn zieht!
Reiche die Hand,
Vater, zum Sprunge mir
Aus Leibes Banden
In die Heimat empor,
An deinen Busen empor!
Dein Herz ist der Born,
Daraus die Seele quillt,
Ein himmlischer Tropfen zur Erde gegossen.
Laß dem Lichte vereint
Sie, dem schöpf'rischen, sein,
Und im himmlischen Chor
Dir den weisen Gesang, den heiligen, weihn!
Doch solang noch das stoffliche
Leben gefesselt mich hält,
Beschere mir stilles und seliges Glück.

Die Rückkehr zum Ursprung zu vermitteln, ist Christus in die Welt gekommen:

Der selbst des Lichtes Urquell,
Im Glanz des Vaters strahlend,
Des Dunkels Nacht durchbrechend,
Den reinen Geist erleuchtet.
Der Sterne Bahnen lenkend,
Der Erde Wurzeln festend,
Bist du der Menschen Heiland;
Aus deiner heil'gen Fülle
Glanz und Gedeihen spendend
Gibst du den Welten Nahrung;

Aus deinem Schoſe quillet
Gedanke, Licht und Seele.
Laß unentweiht vom Ird'ſchen
Dich ſingend, ſchmerzentbunden
Die Seele Frieden finden.

Preis dir, des Sohnes Quelle,
Preis dir, des Vaters Abglanz!
Preis dir, du Grund des Sohnes,
Preis dir, des Vaters Siegel!
Preis dir, des Sohnes Stärke,
Preis dir, des Vaters Schönheit!
Und Preis dir, Geiſt, unendlicher,
Des Sohns und Vaters Centrum.
Dich ſende Sohn und Vater,
Der Seele Troſt und Wonne,
Der Gottesgaben Fülle!

Die Beſeligung der erlöſten Seele ſpricht ſich am anmuthigſten in dem Hymnus der klugen Jungfrauen aus; der Biſchof Methodios von Patara, der Märtyrer genannt, hat ihn gedichtet; Fortlage, der ihn trefflich überſetzte, ſagt, daß er in der reinen kryſtallenen Bildergrazie der griechiſchen Tragödie ſchimmere. „Dir weih' ich mich, und lichtwerfende Lampen tragend, Bräutigam, begegne ich dir", ſingt der Chor immer wieder, während die Einzelſtimmen der Reihe nach verkünden, wie ſie der Erde ſeufzerreichem Glück, dem Lager der ſterblichen Liebe entflohen ſeien, um einzugehen in das Gemach des himmliſchen Bräutigams und ſeine Schönheit zu ſchauen. Er iſt der Lebensfürſt, das nimmer verlöſchende Licht; er füllt ihnen den Becher mit dem Nektar des ſeligen Lebens. Sie beklagen die unglücklichen Genoſſinnen, die nun ſchluchzen und wimmern, daß ihre Lampen kein Oel hatten. Sie begrüßen die Jungfrau Maria, die Unbefleckte, Siegſchimmernde, Süßathmende, mit weißen Lilienkelchen Geſchmückte; ſie begrüßen die Gemeinde der Heiligen als eine reine liebenswürdige Gottesbraut, ſchneeſchimmernd, veilchenlockig. Alle thörichte Luſt iſt entwichen ſammt der Krankheit thränenfeuchten Schmerzen, verbannt iſt der Tod und das Paradies wiedergewonnen.

Nach längerer Anweſenheit in Konſtantinopel gab Hilarius im 4. Jahrhundert den Ton an für den Gemeindegeſang des Abendlandes; er gliederte ihn in Strophen von vier Zeilen mit je vier Jamben, wo dann der Reim ſich manchmal ungeſucht eingeſtellt. So in ſeinem Morgenliede:

Des Lichtes Spender, leuchtender,
Von deſſen heiterm Sonnenglanz,
Sobald die Nacht verſunken iſt,
Der helle Tag verbreitet wird,

Du wahrer Morgenstern der Welt,
Du selber Sonne, Licht und Tag,
Erleuchte du in uns'rer Brust
Das Herz mit deinem reinen Glanz.

Prudentius führte trochäische Tetrameter ein, z. B.:

Ebb' und Flut im Wellenschlage und der sturmumbrauste Strand,
Regen, Schnee und Frost und Hitze, Luft und Wald und Nacht und Tag
Von Jahrhundert zu Jahrhundert feiern preisend alle dich!

Später liebte man auch die Sapphische Strophe, wie im Lied von Gregorius I.:

Sieh', die Nacht läßt schon ihre Schatten bleichen,
Schon erschimmert röthlich des Lichtes Aufgang,
Jetzt mit Inbrunst lasset den allgewalt'gen
Vater uns anflehn,

Daß er uns barmherzig die Seelenunruh'
Ganz verscheuch' und himmlischen Frieden sende,
Uns den Tag zurüste, wo seinen Heil'gen
Dienet der Erdkreis.

Dies verleih uns heute die sel'ge Gottheit,
Die in Einheit Vater und Sohn und Geist ist,
Deren Ruf laut hallet in Ewigkeit von
Pole zu Pole.

Diese Gesänge sind vornehmlich Gebete um das innere Licht, nach dem die Seele verlangt beim Morgenrufe des Hahns, oder wenn der Tag sich neigt, damit das Herz von den Schrecken und Anfechtungen der Finsterniß frei bleibe; es sind Gebete um Heiligung des Willens, um Gottergebenheit. Ruhige Einfachheit ist an die Stelle der unruhigen Bilderfülle der Orientalen getreten, einfache Verständlichkeit ersetzt das mystisch Philosophische; neue Gedanken, neue Anschauungen begegnen uns nicht; das allgemein Wahre, von allen Empfundene wird mit wenigen starken Accenten bezeichnet, mit erschütternder und rührender Gewalt ausgesprochen, nicht vom einzelnen, sondern von der Gemeinde, von dem Jahrhundert. Aufs Absonderliche und Feine wird ja im Volksgesange nicht gerechnet, und so kehrt derselbe Inhalt fast in allen Hymnen wieder, wie eben immer von neuem das Herz sich zu dem Bekenntniß der Wahrheit gedrängt fühlt und die Sehnsucht nach Gott empfindet. Herder sagt: „An der Wirkung, die das Christenthum auf die Sitten der Welt gehabt hat, nimmt auch sein großes Werkzeug, das Lied, theil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels stille und verborgen einher; die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter als diese; und doch geht sie auf den besten treuesten Theil der Menschheit, und das

nicht selten, sondern täglich, nicht über Gleichgültigkeiten, sondern eben bei den drückendsten Umständen am meisten, da ihm Hülfe noththut. Jene heiligen Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt und bei jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers, der erdermattete traurige Geist bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im stillen und überwand, — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder?"

Auch die lateinische Kunstdichtung trieb noch einige Nachblüten, indem sie christliche Stoffe zum Inhalt nahm. Der Spanier Prudentius, Feldherr und Staatsmann in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, sang Festhymnen, flocht den Märtyrern poetische Siegeskronen, verfocht die christliche Wahrheit gegen Ketzer und Heiden in Lehrgedichten, und schrieb im Seelenkampf eine Allegorie von den Schlachten, welche die Tugenden mit den Lastern liefern, wenn Glaube und Zweifel, Liebe und Haß, Mäßigung und Ueppigkeit, Milde und Geiz miteinander ringen; er malt dabei die Personificationen der Begriffe ausführlich und oft glücklich aus, und ward dadurch der Vorläufer für viele mittelalterliche Dichter und Künstler. Er gefällt sich, in den Hymnen sein Wissen zu zeigen, lange Schilderungen und Betrachtungen einzulegen, die Gedanken durch biblische Erzählungen zu veranschaulichen, den neutestamentlichen Gestalten ihre alttestamentlichen Vorbilder an die Seite zu stellen. Durch die redselige Breite der versificirten Predigt klingt indeß hier und da ein Ton inniger dichterischer Empfindung, wie wenn er die bethlehemitischen Kinder begrüßt:

Heil Blüten euch der Märtyrer,
Die auf des Lichtes Schwelle selbst
Das wilde Schwert hinweggemäht,
Wie Sturm die Rosenknospen bricht!

Oder wenn er die Hoffnung der Unsterblichkeit rührend ausspricht:

Nun schweige die trauernde Klage,
Nun trocknet die Thränen, ihr Mütter,
Geweint um die Pfänder der Liebe:
Der Tod ist des Lebens Erneuung!

Was kündet die Gruft in dem Felsen,
Was will das herrliche Denkmal?
Was ihnen vertraut ward, starb nicht.
Es ruhet in sanftem Schlummer.'

Im Erdenschoße geborgen
Sproßt auf und grünet das Saatkorn,
Und hoch auf dem Halme verjüngt sich
Das Bild der früheren Aehre.

Seine Sprache ist fließend in mannichfaltigen Versmaßen, die er der classischen Poesie der Heiden entlehnt, wie die Juden die goldenen und silbernen Gefäße der Aegypter sich aneigneten. Er ruft die Muse an:

Kröne mit bacchischem Epheu dich nicht,
Winde, Camöne, wie fromm du gewöhnt,
Dir um die Schläfe mit lyrischem Band
Mystische Kränze aus Blüten der Schrift,
Kröne mit fröhlichen Hymnen das Haupt.

In ähnlicher Weise dichtete der Freund des Ausonius, der Bischof Paulinus von Nola; Sidonius Apollinaris braucht antike Mythen und Götterbilder zum Schmuck der Rede neben dem Propheten Elias und dem Einsiedler Antonius.

Daß die Kirchenväter gegen den Theaterbesuch eiferten, wird niemand wundern, wenn er bedenkt, was alles an Wollust und Grausamkeit damals auf der Bühne geboten wurde: der Schauspieler des Hercules auf dem Oeta ward zur Steigerung der Illusion am Ende wirklich verbrannt, der Minotaurus von einem Bären dargestellt, der seine Opfer wirklich zerriß, und eine Badescene nackter Mädchen in einem Ballet ward von Arcadius ausdrücklich unter der Bedingung wieder erlaubt, daß die wollüstigen Momente möglichst schamhaft dargestellt würden. Dabei gab man die christliche Sitte und Lehre auf dem Theater dem Gespötte preis, und Genesios ward dadurch zum Märtyrer und auf der Bühne gesteinigt, daß er erklärte, er sei Christ geworden, nachdem die Taufe durch Eintauchen in Wasser unter dem Gelächter der Menge an ihm vollzogen worden. Wie sollte da ein Chrysostomos die Theater anders nennen als Wohnungen des Satans, Schauplätze der Zuchtlosigkeit, Schulen der Ueppigkeit, Hörsäle der Pest, Gymnasien der Ausschweifung? Doch haben wir von einem der Kirchenväter selbst, von Gregor von Nazianz, eine Tragödie, die indeß das Gepräge des Lesedramas trägt, das älteste erhaltene Passionsspiel, den leidenden Christus. Im ganzen ist der antike Stil beibehalten; Frauen und Jungfrauen bilden den Chor, aus dem Maria Magdalena gelegentlich hervortritt, der aber keine Gesänge anstimmt, sondern nur gesprächsweise die Handlung weiter leitet; insofern aber geht die Form über das Herkömmliche hinaus, als die Handlung sich durch drei Tage hinzieht und die Scene häufig wechselt. Im Prolog erbittet der Dichter ein geneigtes Ohr, zu vernehmen des Welterlösers Leiden in Euripideischem Gesang, und in der That sind gar viele von den Sentenzen und den Klageworten dieses

Tragikers bald unverändert, bald mit kleiner Umbildung in das Werk aufgenommen, und nur hier und da macht das einen sonderbaren Eindruck, z. B. wenn Maria ihrem Schmerz nach dem Vorgange des Hippolytos Luft macht:

O Mutter Erd', ihr Sphären all des Helios,
Welch unheilvoller Kunde Laut vernahm mein Ohr!

Die Mutter des Herrn steht von Anfang an im Mittelpunkte des Werkes; ihr werden von verschiedenen Boten der Verrath, die Gefangennahme, die Verurtheilung Jesu berichtet, und ihre Klage zeigt nun den Widerhall dieser Erzählungen in ihrer Seele; sie steht mit Johannes unter dem Kreuz, sie ergießt sich in die Todtenklage um den Sohn, sie hat angesichts seines Grabes die Vision seiner Höllenfahrt, sie freut sich des Auferstandenen. Nächst ihr hat Johannes das meiste zu sagen, indem er im Anschluß an sein Evangelium die wichtigsten Lehrsätze des Christenthums vorträgt. Christus erscheint nicht im Kampf mit den Widersachern, sondern nur am Kreuz und nach der Auferstehung; er ist lange nicht so wortreich wie die andern und spricht nichts, als was in den Evangelien überliefert wird. Der fünfte Act wird dadurch verworren und unklar, daß der Verfasser die Auferstehung nicht nach einem der vorliegenden Berichte darstellt, sondern alle vier in Einklang setzen will, wodurch die Unterschiede derselben zu Tage kommen. Des Verräthers wird mehrfach in langathmigen Verwünschungen gedacht, dann deren Erfüllung in seinem Geschick vorgetragen. Gerade hier entdeckt der französische Kritiker Lalanne ein Siegel der Urheberschaft Gregor's, der durch seine Elegien auch sonst als Dichter bekannt ist; wer diese gelesen, wer seine innersten Gedanken in den Wechselfällen eines stürmischen Lebens daraus erfahren, der werde hier denselben Ausdruck heftiger Empfindungen wiederfinden, denselben naiven Schmerzensausbruch, dasselbe Gemisch von menschlicher Schwäche, die am Rande des Abgrundes der Verzweiflung schwebt, mit einer Seelenstärke, die ihre Kraft aus göttlicher Quelle schöpft.

Ein eigenthümliches Zwielicht, eine dramatische Gegensätzlichkeit empfängt auch Maria's Seelenzustand dadurch, daß sie Schmerz und Trauer stets in den bewegtesten Lauten äußert, und doch von Christus weiß, daß er auferstehen werde, und an dieser Hoffnung wieder festhält. Im ersten Act liegen die epischen und lyrischen Elemente, Erzählungen und Gefühlsergüsse nebeneinander; am meisten dramatisch sind die Scenen auf Golgatha und der Auferstehung. An die Schönheitsfreude der Hellenen oder auch an die Braut des Hohen Liedes erinnern uns Stellen wie diese:

O laß mich deine heil'ge Rechte küssen, Sohn!
Geliebte Hand, die oft ich faßte, dran ich mich
Emporhielt wie der Epheu an des Eichbaums Kraft.
Erlosch'nes Licht des Auges, vielgeliebter Mund,
Holdsel'ge Züge, edles Antlitz meines Sohnes!
O dieser sanften Lippen anmuthreiche Form!
Hauch Gottes, der den gottentstammten Leib des Sohns
Mit Himmelsduft umwitterte und der mein Herz,
Spürt' ich nur seine Nähe, jedem Gram enthob.

Der gegenwärtige Zustand des Unterrichts im Deutschen und sein Verhältniß zur allgemeinen Bildung.

I.

Ueberall, wo ein Schulwesen in den Organismus des Culturlebens eingefügt ist, behauptet der Unterricht in der Muttersprache und der Nationalliteratur eine eigenthümliche und in vieler Hinsicht bevorzugte Stellung innerhalb des gesammten Systems der Jugendbildung. Gleichviel ob die Schule, wie in Frankreich, der Staatsallmacht dienstbar geworden ist, oder ob sie sich, wie in Nordamerika und größtentheils auch in England, frei und selbstwüchsig gestellt hat — das praktische Ergebniß ist das nämliche, was die ebenerwähnten Unterrichtsfächer betrifft. Selbst auf einem Boden, der erst zu den Zwecken der Volksbildung urbar gemacht werden soll, verhält es sich nicht anders. In den Plänen für die Elementarschulen, die vor unsern Augen gegenwärtig in Italien, besonders in dem so sehr vernachlässigten Süden entstehen, findet sich überall neben den sogenannten Elementarfächern im gewöhnlichen Sinn — Lesen, Schreiben, Rechnen — auch die Muttersprache und die Nationalliteratur berücksichtigt. Der Schulplan Wielopolski's, für ein ebenso vernachlässigtes Volk bestimmt, ist zwar nur Entwurf geblieben, uns interessirt aber, auch in diesem Entwurfe dieselben Grundsätze in Bezug auf die genannten Fächer walten zu sehen, welchen wir in Italien begegnen. So lassen sich bei aller Verschiedenheit des Ortes und der Volksart gewisse allgemeine Grundsätze in der Behandlung dieses Unterrichtsgegenstandes constant nachweisen. Fassen wir sie in der Kürze zusammen, so werden wir sie ungefähr so formuliren können: keine Unterrichtsanstalt, gleichviel wie benannt und von wem geleitet, darf unser Fach von sich ausschließen. Je mehr sich die Anforderungen an die verschiedenen Stufen der Schule, von der eigentlichen Elementarschule an gerechnet bis hinauf zu denjenigen, welche ihren Zöglingen die ganze Summe der in einer Nation vorhandenen allgemeinen Bildung zu geben bestimmt sind, erweitern und innerlich verstärken, desto größere

Berücksichtigung wird auch unserm Fache zutheil. Die darauf verwandte Stundenzahl wächst nicht blos in dem Verhältniß, wie überhaupt in den höhern Schulen dieselbe zu wachsen pflegt, sondern meist in einem größern. Wo eine Rangordnung der verschiedenen Unterrichtsfächer stattfindet, was namentlich in den Ländern mit bureaukratisch centralisirtem Staatsschulwesen regelmäßig der Fall ist, nimmt unser Fach den ersten oder wenigstens einen der ersten Plätze ein, indem es gewöhnlich nur hinter den Religionsunterricht gestellt ist. Mit einer solchen Rangordnung der Fächer steht ein systematisirtes Prüfungswesen im nothwendigen Zusammenhang. Auch dies begünstigt dies Fach, von den untern Stufen der Schule zu den höhern fortschreitend in wachsendem Verhältniß. Erst da, wo die Specialschule an die Stelle der zur allgemeinen Bildung bestimmten Anstalten tritt, muß die Bedeutung unsers Faches eine andere werden. Die praktische Tendenz der Erlernung einer bestimmten Kunst oder eines bestimmten Wissens, das dann unmittelbar im Leben als Beruf des Schülers angewandt werden soll, macht es natürlich, daß alle Zeit und Kraft auf diese Specialität gerichtet und von den allgemeinen Bildungsfächern nur so viel herangezogen wird, als dafür unerlaßlich nöthig ist. Wird aber ausnahmsweise in einer solchen Specialschule der Pflege der allgemeinen Bildung wenigstens noch eine secundäre Berücksichtigung zutheil, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, unser Fach wieder in erster Linie herangezogen zu sehen.

Unter Muttersprache und Nationalliteratur wird überall nur die lebende Sprache der unmittelbaren Gegenwart und ein gewisser Kreis von literarischen Erzeugnissen verstanden, für welchen die Bezeichnung „Classiker“ einer bestimmten Nation im Gebrauch zu sein pflegt. Vollkommene Sicherheit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck in der Muttersprache, von dem Aeußerlichsten der correcten Wortschreibung bis zu dem Innerlichsten der eleganten und kunstmäßigen Beherrschung ihrer ganzen sprachlichen Individualität, ist wenigstens das ideale Ziel, was von der Elementarschule an stufenweise vor Augen schwebt und annähernd auf der höchsten Stufe dieser allgemeinen Bildungsanstalten erreicht werden kann. Im Gebiete der Literatur ist gleichfalls ein solches überall gültiges ideales Ziel herauszufinden: die Jugend soll allmählich mit dem ganzen Reichthum der Schöpfungen des Volksgeistes auf dem Gebiete, auf dem er am prägnantesten sich darzustellen pflegt, vertraut werden und sie nach ihrer allseitigen Bedeutung würdigen lernen. Soweit dieses Ziel nicht durch unmittelbare Einführung in die Literaturschätze erreicht werden kann, aus dem einleuchtenden Grunde, weil dazu die nöthige Zeit fehlt, tritt die Literaturgeschichte subsidiär ein, aber eben nur subsidiär. Es ist nicht darauf abgesehen, daß sie die wirk-

liche und lebendige Kenntniß der Classiker ersetzen soll; sie hat weiter nichts zu leisten, als gewisse, nach herkömmlicher Ansicht minder wichtige oder minder passende literarische Erzeugnisse, die aber doch in dem Kanon des Mustergültigen noch eine Stelle finden, so weit zu charakterisiren, daß der Lernende ihre eigentliche Stellung und Bedeutung zu erkennen vermag, auch ohne sie gelesen zu haben. Ebenso fällt der Literaturgeschichte die damit verwandte subsidiäre Aufgabe zu, bis zu einem gewissen Maße für eine historisch-genetische Begründung des sozusagen wesentlich praktischen Cursus der eigentlichen Beschäftigung mit den Classikern zu sorgen. Sie entledigt sich dieser Aufgabe mit steter Rücksicht auf diese ihre Bestimmung, ohne als selbständiges Fach auftreten zu wollen. Daher herrscht denn auch in allen für den Schulgebrauch bestimmten Handbüchern der französischen, englischen, italienischen ꝛc. Literaturgeschichte, soweit sie an Ort und Stelle verfaßt sind und nicht etwa unter dem Einflusse unserer deutschen Behandlungsweise dieser Disciplin, eine uns höchlich befremdende Magerkeit in formeller und materieller Beziehung, wenn der Gegenstand außerhalb des eigentlichen Bereichs der jedesmaligen classischen Periode liegt, und eine uns gleichfalls befremdende unverhältnißmäßige Fülle und Ausführlichkeit, sobald diese classische Periode erreicht ist. Unsere deutsche Manier der literargeschichtlichen Darstellung geht offenbar darauf aus, die Kenntnißnahme der Originale überflüssig zu machen, oder setzt wenigstens voraus, daß der größte Theil derselben nicht gelesen wird. Sie pflegt daher mit besonderer Vorliebe gerade in den Perioden zu verweilen, wo dies erweislich am meisten der Fall ist. Auch ist es ihr immer um einen vollständig begründeten Pragmatismus der ganzen literarischen Entwickelung zu thun, in welcher eine sogenannt classische Periode eben nur einen an sich auch nicht weiter bevorrechteten Bestandtheil bildet. Jene andere literargeschichtliche Darstellungsweise dagegen geht von dem Grundsatze aus, daß, was nicht mehr gelesen wird, auch überhaupt nicht mehr der Beachtung werth sei und höchstens in einigen Namen von Autoren, Titeln von Büchern und Jahrzahlen der äußern Vollständigkeit wegen kurz erwähnt zu werden verdiene. Freilich rechnet sie nicht sowol auf Leser, wie es die Mehrzahl unserer literargeschichtlichen Werke thut, als auf Lernende.

Nur Deutschland, die eigentliche Heimat der Schule und der durch sie vermittelten Bildung, zeigt eine Separatstellung in Bezug auf die Behandlung unsers Unterrichtsgegenstandes. Sie charakterisirt sich zunächst durch ein möglichstes Hervorkehren der Extreme. Einerseits wird dem Unterricht in der deutschen Sprache von vielen pädagogischen Stimmführern nicht blos dieselbe principielle Bedeutung beigelegt, die wir dem entsprechenden Fache in der Schule aller andern Länder zuerkannt sehen, sondern eine wo möglich noch größere und ausschließendere. Freilich ist

es nur die Theorie, die sich gelegentlich zu einer solchen Ueberspannung ihrer Forderungen geneigt zeigt, während die Praxis gewöhnlich in solchem Falle noch weiter als sonst hinter ihr zurückbleibt. Andererseits wird noch immer von derselben pädagogischen Theorie die Frage ventilirt, ob die Muttersprache überhaupt ein Unterrichtsgegenstand sei, und wenn überhaupt, ob derselbe eine weitere als eine blos vorbereitende und beihelfende Bedeutung für die andern eigentlichen Aufgaben der Schule besitze. Die Praxis schließt sich in diesem Falle der Theorie gewöhnlich enger an als in dem obenerwähnten: sie hindert oder unterläßt ihrerseits alles, was in ihren Kräften steht, um dem deutschen Unterricht auch nur eine einigermaßen den andern Fächern ebenbürtige und gleichberechtigte Stellung zu geben.

So bietet sich dem Auge des Schulmannes oder des gebildeten Beobachters zeitgenössischer Zustände ein fast verwirrendes Bild der buntesten Mannichfaltigkeit in Theorie und Praxis, noch bunter gemacht durch das Hereinziehen aller möglichen dem an sich so einfachen Gegenstand fremden Gesichtspunkte. Diese Erscheinung verliert nichts von ihrer Seltsamkeit, wenn uns die Geschichte zeigt, daß sie sich schon seit Jahrhunderten ganz ähnlich in dem deutschen Schulwesen findet. Wir verweisen hierfür am kürzesten und besten auf die classische Skizze der Geschichte des Unterrichts im Deutschen, welche Rudolf von Raumer der Geschichte der Pädagogik seines Vaters zugefügt hat. Auch anderwärts, z. B. in Frankreich und England, hat früher ein ähnliches Schwanken, eine ähnliche Unklarheit über das Ziel und die Methode dieses Faches geherrscht, aber freilich nur eine ähnliche, und seitdem sich überhaupt dort ein gewisses allgemein gültiges System des Unterrichts gebildet hat, ist auch in dem Specialfach von selbst jene relative Gleichförmigkeit und Klarheit der Principien und ihrer praktischen Durchführung eingetreten, die schon oben als charakteristisch betont wurde. Genau um dieselbe Zeit, wo auch in Deutschland die ersten Versuche gemacht wurden, Schulbücher für den Unterricht im Deutschen zu schaffen und demgemäß auch diesen Unterrichtsgegenstand auf den Schulen einzubürgern — denn welchen andern Zweck hätten diese Grammatiken haben sollen, die nach der Art der Zeit die Sprache nicht als wissenschaftlichen Gegenstand, sondern als eine lebendig zu überliefernde und zu gebrauchende Kenntniß behandelten? — sind auch in den andern europäischen Ländern ähnliche Versuche gemacht worden. Wie in Deutschland, hat es auch dort an einem zähen und verschiedentlich motivirten Widerstand nicht gefehlt, aber schon ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war derselbe überwunden und die jetzige Praxis im wesentlichen durchgedrungen. Die äußere Gleichförmigkeit in Methode und Technik ist freilich auch dort erst ein Werk dieses Jahrhunderts.

Hier wie in so vielen andern irrationalen Gestaltungen des deutschen Nationallebens wird man vielleicht die Ursache in der von jeher vorhandenen staatlichen Zersplitterung suchen. Doch mit Unrecht, wie uns scheint. Unter den Hunderten von Staaten und Stätchen des frühern Deutschen Reichs nahmen sich überhaupt nur etwa ein Dutzend des Schulwesens ernstlicher an. Was auf diesem Felde geleistet wurde, geschah bis hart an den Zusammenbruch der alten Zeit heran, bis in die Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts, gewöhnlich ohne den Staat. Am allerwenigsten war dieser geneigt, auf dem Gebiete des Unterrichts etwa eine besondere Eigenartigkeit systematisch herauszubilden und zu pflegen, während er sie, wo sie sich von selbst gestaltet hatte, allerdings gewähren ließ. Die Neuzeit hat mit der Beschränkung der Zahl unserer deutschen Staaten den relativ wenigen noch erhaltenen auch ein ganz anderes Bedürfniß eingepflanzt, sich als eigenartige Organismen zu beweisen, und so kann man mit einigem Rechte sagen, daß auch auf dem pädagogischen Gebiete so viel Systeme, wenigstens theoretisch, herrschen, als es Staaten in Deutschland gibt. Denn auch die kleinen und kleinsten wollen hierin, wie in allen andern Stücken, die zur Erfüllung des modernen Staatsbegriffs nothwendig sind, an Selbstständigkeit nicht hinter ihren größern Nachbarn und Rivalen zurückbleiben.

Trotzdem ergibt eine Umschau auf dem übrigen Gebiete des Unterrichtswesens auch in dem heutigen Deutschland, sammt seinen 34 Cultusministerien oder, wenn sie einen bescheidenern Titel führen, obersten Schulbehörden, daß sich in den wesentlichen Grundzügen eine merkwürdige Gleichartigkeit, freilich keine Gleichförmigkeit, herausgebildet hat. Von der untersten Stufe, der Elementar- oder Volksschule, bis zu der höchsten, der Universität, ist die Summe des Wissens, die auf jeder derselben den Lernenden mitgetheilt wird, in Inhalt und Umfang überall ungefähr die gleiche, ebenso die Methode, in der es geschieht. Die individualisirenden Züge des Locals, an denen es allerdings nicht fehlt, verwischen sich vor unsern Augen mehr und mehr und es ist keine Frage, daß wir, auch das Fortbestehen der jetzigen äußern politischen Zustände, also die Selbstständigkeit jedes Staats im Gebiete des Unterrichts vorausgesetzt, doch in nicht zu ferner Zeit mit unaufhaltsamer Nothwendigkeit zu einer innerlich ebenso vollkommenen Gleichartigkeit auf diesem Gebiete gelangen werden, wie sie sich in dem großen Einheitsstaate Frankreich durch die Allmacht der Centralisation von obenher durchgesetzt hat.

Ein Vorgang, der sich mit solcher innerlichen Gesetzmäßigkeit auf einem ganzen weiten Gebiete vollzieht, wird natürlich auch dem Specialfelde, das wir hier betrachten, nicht fremd bleiben, da es in ihm organisch einbegriffen ist. Man könnte es somit der Zeit allein überlassen, die

auch hier Ordnung und Klarheit schaffen wird, wo bisher nichts als eine chaotische Confusion, oder, wenn dieser Ausdruck zu stark erscheinen sollte, eine starke Divergenz der Ansichten geherrscht hat. Wirklich geben sich auch hier schon einige Vorzeichen davon kund, wenn wir die Resultate der letzten Jahrzehnte, sowol in Theorie wie in Praxis, mit denen der frühern Zeit vergleichen. Doch will es uns bedünken, als rechtfertigte sich gerade hier eine wohlmeinende auf ernstliche Erwägung und eindringende sowol theoretische wie praktische Beschäftigung mit dem Gegenstand gegründete Andeutung über die Mittel und Wege, wie die eigene Thätigkeit aller dabei Betheiligten dem großen Proceß der Geschichte selbst zu Hülfe kommen, ihn beschleunigen und zu einem möglichst gedeihlichen Ende zu führen vermöge. Handelt es sich doch um einen Unterrichtsgegenstand, dessen nicht blos auf die Schule und deren nächste Zwecke beschränkte Bedeutung jedem klar werden muß, der überhaupt darüber klar werden will. Es ist das innerste Heiligthum des nationalen Geisteslebens, das durch ihn erschlossen werden soll und thatsächlich erschlossen wird, wenn die rechten Hände sich seiner Pflege annehmen. Alle Völker Europas sind sich dieser seiner unermeßlichen Bedeutung schon länger bewußt geworden und haben ihren Jugendunterricht demgemäß gestaltet. Ueberall gilt dies Fach nicht wie ein anderes gewöhnliches Schulfach, das nach dem Grade seiner Nützlichkeit für das praktische Leben oder des bildenden Einflusses auf den Geist im allgemeinen taxirt wird. Es ist überall vorzugsweise begünstigt, weil es direct auf die wichtigste aller Aufgaben für ein gesundes und richtig organisirtes Volk hinarbeitet, auf die Erhaltung und Fortbildung des Nationalgeistes.

Daher also seine begünstigte Stellung vor andern Fächern, die an sich, blos mit Beschränkung des Blicks auf den Kreis der Schule betrachtet, ihm an Bedeutung gleich sind. Daher auch jene merkwürdige Erscheinung, auf die wir im Eingang hinwiesen, daß nicht nur die Theorie überall, auch unter den verschiedensten Einflüssen der Oertlichkeit und der Nationalität, seine Ausnahmestellung ungefähr auf gleiche Weise anerkennt, sondern daß sich auch die Methode seiner praktischen Behandlung in der Schule überall ungefähr auf gleiche Weise herausgebildet hat. Ein solcher consensus communis omnium populorum ist wohl geeignet, einen nachhaltigen Eindruck zu machen und ein gründliches Nachdenken zu veranlassen. Die Frage, ob wir in Deutschland ein Recht dazu haben, hierin unsern eigenen Weg zu gehen, fordert schon deshalb die reiflichste Ueberlegung. Die echten Doctrinärs in Schulsachen, bekanntlich die unzugänglichsten von allen Doctrinären, werden sich freilich auch dadurch nicht irremachen lassen. Noch immer bestreitet ja ein Theil von ihnen den Einen Hauptsatz, auf welchem unsere Ueberzeugung sammt der einer überwiegenden Mehrzahl der Pädagogen ruht,

und den, was noch mehr ins Gewicht fällt, der Instinct der öffentlichen Meinung vertritt: den Satz nämlich, daß der Unterricht in der Muttersprache nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe irgendeines andern beliebigen Unterrichtsgegenstandes gemessen werden dürfe, sondern daß er eine eigenthümliche und insofern auch eine bevorzugte Stellung behaupten müsse. Gegner solcher Art würden wir vergebens durch unsere Ausführungen zu überzeugen hoffen. Welche sachgemäße Begründung, welche menschliche Beredsamkeit wäre dessen fähig? — Noch weniger rechnen wir auf eine Verständigung mit einer andern Opposition. Es gibt noch Schulmänner, die die Verpflichtung der Schule leugnen, für die Pflege und Kräftigung des Volksgeistes im nationalen Sinne thätig zu sein. Sie halten die Schule entweder für zu vornehm dazu, oder sie verleugnen überhaupt in bissiger Verstocktheit das Recht der nationalen Idee. Glücklicherweise ist die Zahl der Vertreter beider Kategorien unserer principiellen Gegner eine nicht sehr große und vermindert sich täglich, wie zur Ehre unserer so viel geschmähten Zeit hier constatirt werden soll.

Es gab eine Zeit, wo man zwar auch keine Rechtfertigung, aber doch eine zureichende Erklärung für eine derartige Verirrung finden konnte. Solange das instinctive Gefühl der Nationalität sich noch nicht zu dem bewußten Verständniß ihres Begriffs durchgearbeitet hatte, das jetzt ein Gemeingut aller derer geworden sein muß, bei denen überhaupt von dem bewußten Verständniß irgendeines Begriffs die Rede sein kann, war es leicht möglich, daß unsere an sich allen fremden Einflüssen so unbefangen offen stehende Volksart auch in der Jugendbildung sich durch fremde Muster und Ideale von ihrer natürlichen Bahn abdrängen ließ. Alle möglichen Bildungselemente strömten seit dem Beginne der Neuzeit, seit der großen Reformationsperiode, in Deutschland zusammen, und alle wollten von der Schule berücksichtigt sein, die ja gerade in diesem Chaos der Geister ihre eigentliche Entstehung erhielt. Bekanntlich haben schon damals im 16. Jahrhundert die classischen Sprachen und die damit zusammenhängenden Disciplinen allen andern den Rang abgelaufen: inwieweit mit innerer Berechtigung, oder zum Segen für den deutschen Geist, soll hier nicht untersucht werden. Neben ihnen konnte eine lebende Sprache und Literatur sich nur mühselig einen Platz in der Schule erkämpfen. So war es nicht blos in Deutschland, sondern überall in ganz Europa. Die deutsche Sprache hatte jedoch einen besonders schweren Stand, weniger aus Ursachen, die mit ihrer eigenen Beschaffenheit zusammenhingen, als infolge jener tiefsten Herabstimmung des nationalen Selbstgefühls, die den Rückschlag seines so überaus kräftigen Aufschwungs im Beginn der Periode darstellt. Ewiger Ruhm gebührt daher den Männern, die in der schlimmsten Zeit die gute Sache der Muttersprache auf den Schulen verfochten. Waren

ihre Waffen häufig auch nicht so scharf und ihr Arm so gewandt, wie es zum Nutzen des deutschen Volks zu wünschen gewesen wäre, so haben sie doch einer glücklichern Zukunft gewissenhaft und selbstlos, wie wenig andere, vorgearbeitet, denn zu ihrer Zeit mußten sie leider meist nur Misachtung oder noch Schlimmeres ernten.

Gewiß brachten sie häufig sehr überspannte Forderungen auf, wenn man nämlich den Stand des gesammten damaligen Schulwesens berücksichtigt. Ihre Gegner hatten es leicht, sie zu widerlegen: aber was hätten sie überhaupt erreichen können, wenn sie nicht mehr gefordert hätten, als das nächste Bedürfniß erheischte und der nächste Tag gewähren konnte? Nur so ist die völlige Verdrängung der Muttersprache aus allen Schulen verhütet und die Einbürgerung des deutschen Unterrichts auf so vielen andern ihm früher verschlossenen angebahnt worden, als die Zeit dafür gekommen war. Freilich könnte man vorgeben, daß durch sie nur Verwirrung in die Schulen hineingebracht worden ist. Sie sind die Ursache, daß die Gleichförmigkeit, die das Schulideal der Vergangenheit erstrebte, d. h. die völlige Ausmerzung des deutschen und die völlige Herrschaft des classischen Unterrichts, nicht erreicht wurde. Doch glauben wir, daß, wenn die Frage so gestellt würde: entweder die jetzige althergebrachte Systemlosigkeit in diesem Einen Schulfache, oder die Nöthigung, ganz von vorn damit zu beginnen und es auf allen Schulen neu einzuführen, die Entscheidung für das erstere nicht zweifelhaft sein könnte. Wir gehen ja von der zuversichtlichen Hoffnung aus, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo unser deutsches Schulwesen auch in der Behandlung dieses Einen Faches ein einheitliches — natürlich nicht ein einförmiges — System adoptiren wird, und diese Zeilen sind dazu bestimmt, den Weg dahin nicht blos zu weisen, sondern auch beschreiten zu helfen, auf dem dies Ziel erreicht werden kann.

Freilich liegen noch genug Hindernisse in der Mitte als Erbtheil jener Vergangenheit, in der es sich noch darum handelte, ob es überhaupt einen Unterricht in der Muttersprache geben solle oder nicht. Theorie und ein Theil der Praxis sind zwar über diese Fragestellung hinaus, aber die letztere leidet doch noch immer sehr unter der Macht der geschichtlichen Thatsachen, die nicht so leicht beseitigt werden, wie man eine verkehrte Theorie widerlegt. Daraus stammt jenes seltsame Schwanken, jene regellose Willkür, die, wie wir im Eingang bemerkten, die praktische Behandlung des Faches auf unsern Schulen charakterisirt, und rückwirkend wieder eine Verwirrung der Theorie, welche nur in dem Einen, allerdings wesentlichsten Punkte bisjetzt zu einiger Uebereinstimmung gelangt ist. Darin nämlich, daß der deutsche Unterricht nothwendig in jeden Schulplan aufzunehmen ist. Aber über das Wie und Wieviel und leider auch über das Wozu gehen die Ansichten noch häufig genug auseinander.

Doch ehe wir unsere Gedanken über die Heilung des Uebels geben, mag es gerathen sein, das Bild der factischen Zustände wenigstens in einer kurzen Skizze vorzuführen. Es im Detail zu zeichnen, ist uns hier unmöglich, schon aus äußern Rücksichten. Auch ohne sie wäre es nicht einmal räthlich, da die Leser, auf die wir neben und vielleicht auch von den eigentlichen Fachleuten rechnen, sich durch solchen wahrhaft unerquicklichen Ballast nicht gerade angezogen fühlen würden. So unendlich auch die Mannichfaltigkeit aller hierher gehörigen Erscheinungen auf den ersten Blick sein mag, so lassen sich doch bei schärferer Beobachtung gar wohl gewisse typische Gestaltungen erkennen, an die wir uns allein halten. Für sie reicht der uns hier vergönnte Raum wol aus.

Es wird am einfachsten sein, wenn wir die vorhandene Stufenfolge unserer Schulen, von unten beginnend und nach obenhin fortschreitend, als den natürlichen Faden betrachten, an welchem wir uns durch ein Labyrinth von großen Intentionen und kleiner That, halbfertigen Ansätzen und fast übervollendeten Leistungen, grenzenlosem Idealismus und mühesamstem Handwerkszopf hindurch leiten. Wir gruppiren die ganze Masse der Schulen auf gewöhnliche Art in die Elementar- oder eigentliche Volksschule, in die Bürgerschule oder höhere Volksschule — die man häufig, aber sehr unpassend wie uns dünkt, Mittelschule nennt —, und in die höhere Schule mit eigentlich wissenschaftlicher Basis, Gymnasium und Realschule. Die Universität lassen wir beiseite. Gelegentlich wird sich noch ein Blick auf ihre Stellung zu unserer Frage thun lassen. Unsere Grenze ist da, wo die Schule aufhört, ein allgemein propädeutisches Ziel zu erstreben, und wo ihr Werk von Anstalten aufgenommen wird, die zur besondern Ausbildung einzelner Fähigkeiten und zur Erwerbung specieller Kenntnisse bestimmt sind, auf welchen sich dann der eigentliche praktische Lebensberuf des einzelnen begründet.

Unser Hauptaugenmerk wird nach dem ebengegebenen Schematismus des Stoffes auf den Unterricht der männlichen Jugend gerichtet sein, doch sollen auch die verschiedenen Schulanstalten für die weibliche Jugend in dem Maße berücksichtigt werden, als es die jetzige Stellung derselben in dem Gesammtorganismus des nationalen Lebens erheischt. Daß sie hier eine ganz andere ist als dort — unbeschadet ihrer principiellen Berechtigung — ergibt sich für jeden Sachverständigen und kann höchstens von einigen aus dem richtigen Gleise gekommenen weibischen Männern und männischen Weibern verkannt werden.

Die Volksschule, in der jetzigen Gestalt fast überall in Deutschland erst eine Schöpfung dieses Jahrhunderts, hat ebendeshalb auch in der Behandlung des Unterrichts im Deutschen sich leichter dem Einfluß der Gegenwart öffnen können als ihre ältern Schwestern. Unter den ver-

schiedensten Bezeichnungen tritt er, gewöhnlich erst nachdem die Grundlagen des Lesens und Schreibens, vielleicht auch des Rechnens beigebracht sind, als ein besonderes Fach ein. Er ist vorzugsweise grammatischer Art und dient somit in diesen Anstalten, die neben der Muttersprache keine andere pflegen können, überhaupt als allgemeine sprachliche oder sachliche Propädeutik. Demgemäß wird das logische Element der Sprache auch vorzugsweise oder ausschließlich hervorgehoben, wie denn auch die sogenannten Denkübungen, die elementarsten Anfänge zu einer Ausbildung des formalen Verstandes, häufig damit verbunden sind. Die Methode, nach welcher die Grammatik der Muttersprache dargestellt wird, ist wesentlich überall dieselbe, wenn auch die dabei gebrauchte Terminologie je nach den Lehrbüchern und Seminarien, durch welche die Lehrer gebildet worden sind, auf das bunteste wechselt. In der Sache selbst herrscht überall das Princip unserer sogenannten logischen Schule der Grammatik, die sich selbst häufig auch die philosophische zu nennen pflegt. Von der eigentlichen Sprachwissenschaft längst beseitigt, hat sie doch in der Praxis noch einen kaum zu übersehenden Einfluß, weil sie die Tausende und aber Tausende von eigentlichen Volksschullehrern in der Stadt und auf dem Lande vollständig beherrscht und durch sie nicht blos dem eigentlichen Volke vermittelt wird, das am wenigsten davon behält, sondern auch allen denen, die auf andern Anstalten ihre Bildung weiter fortsetzen. Sie alle erhalten die ersten Grundzüge sprachlichen Unterrichts und die großen Kategorien für ihre allgemein grammatischen Begriffe doch meist durch dieselben Lehrer, häufig auch an denselben Orten wie die Jugend derjenigen Volksklassen, die mit der Elementarschule der Schule überhaupt zu entwachsen pflegt. Neben den grammatischen Unterricht tritt wol noch subsidiär und keineswegs allgemein der Schatten eines Versuchs, die Schüler in die vaterländische Literatur einzuführen — einen bessern Namen verdient dies einstweilen noch so unklare und schwächliche Bestreben nicht. Es soll dadurch geleistet werden, daß aus irgendeiner ausdrücklich für die Jugend bestimmten Auswahl prosaischer und poetischer sogenannter Musterstücke, wie sie jeder Tag dutzendweise und gewöhnlich mit genauester Bestimmung des allein darin berücksichtigten Alters liefert, etwa wöchentlich einmal ein solcher abgerissener Fetzen gelesen, vielleicht auch von dem Lehrer „erklärt“ und dann von den Schülern auswendig gelernt wird.

Damit ist aber auch die ganze Thätigkeit des deutschen Unterrichts erschöpft. Betrachten wir seine wirklichen Resultate und nicht blos die, welche die Phantasie unserer Pädagogen sich selbst und dem Publikum einbildet, so sind sie nach einer Seite hin befriedigend genug, sobald wir nur alle hier einschlagenden Verhältnisse billig erwägen, die Beschaffenheit der Schüler, die kurze Schulzeit, die unumgängliche Rück-

sicht auf eine Menge von Kenntnissen verschiedenster Art, die in dieser kurzen Zeit womöglich für das ganze Leben dauerhaft eingeprägt werden sollen, die durchschnittliche Ueberfüllung der Schulen und die Vorbildung der Lehrer selbst. Das Ziel ist, dem Schüler nicht blos eine richtige Wortschreibung der deutschen Sprache, sondern auch einen schriftlichen und mündlichen Gebrauch derselben beizubringen, der sich dem Ideal der „Spracheinheit" möglichst nähert, und dieses Ziel wird wenigstens in den meisten Elementarschulen in einer von Jahr zu Jahr wachsenden Progression erreicht. Wir fragen hier nicht, ob der hochdeutsche Firnis, der dem kindlichen Sprachausdruck beigebracht wird, etwas an sich so Werthvolles oder gar unerlaßlich Nothwendiges sei, wie es die Theorie der gesammten Elementarlehrerschaft nimmt. Es ist genug, zu wissen, daß dieselbe zuletzt von einem an sich richtigen Instinct für die Bedürfnisse der Zeit und des Volks geleitet wird, wenn sie auch meist sehr weit davon entfernt ist, diesen Instinct in ein klares Bewußtsein umzusetzen oder die richtigsten Mittel zu ihrem Zwecke zu wählen.

Wir haben schon früher bei anderer Veranlassung darauf hingewiesen, welche reißenden Fortschritte die Schriftsprache als Sprache des gewöhnlichen Verkehrs oder eigentliche Volkssprache gegenwärtig macht. Ein guter Theil ihrer Eroberungen stammt aus den im einzelnen so unscheinbaren und im ganzen durch ihre Masse doch so mächtigen Bemühungen unserer Volksschule für die Verbreitung der „reinern Sprache".

Aber damit sind auch alle Verdienste des deutschen Unterrichts in der Volksschule erschöpft. Er leistet nichts weiter als das eben rühmlichst Anerkannte. Von einem besonders innigen Verhältniß der Schüler zu diesem Einen Lehrobject haben wir nirgends eine Spur entdecken können, und andere werden es ebenso wenig. Nichts von einer Begeisterung für die Herrlichkeit und Schönheit der Muttersprache, wie sie doch von den Lehrern oft genug im Munde geführt und wahrscheinlich auch im Herzen getragen wird. Die Jugend lernt eben correct schreiben und sprechen, wie sie alles andere lernt, unter dem Commando des Stocks, oder wo dieser humanern Zuchtmitteln hat weichen müssen, unter der Furcht vor solchen, falls sie überhaupt dem jugendlichen Sinne furchtbar und nicht blos eine Komödie sind. Die grammatikalischen Terminologien mit ihrem deutschen Formalismus sind freilich auch nicht danach angethan, den kindlichen Geist zu erquicken. Er muß sich nothwendig an die Schale halten, weil ihm nichts weiter als diese geboten wird, und sie ist so lederartig und geschmacklos wie nur möglich. Freilich sucht die neuere Pädagogik einen großen Fortschritt darin, daß sie die Kinder nicht mehr mit den Fremdwörtern: Adjectiv, Substantiv, Nomen, Verbum ꝛc. plagt. Aber die deutschen noch dazu so ungeschickten und schwerfälligen Uebertragungen: Beiwort, Hauptwort, Stammwort,

Zeitwort rc. machen die Sache um nichts besser, solange die Begriffe, die sich mit der neuen Terminologie verbinden, dieselben bleiben, die sie seit den Zeiten der griechischen Grammatiker gewesen sind. Gewiß sucht das Kind nichts weiter als diesen lästigen Wust sobald als möglich abzuschütteln, und kaum hat es die Schule verlassen, so gelingt ihm das von selbst. Die ganze darauf verwandte Mühe und Zeit ist also wenigstens in Beziehung auf das eigentliche Object, die Sprache selbst, verloren, wenngleich nebenbei immer ein gewisser Gewinn für die Bildung und Ausarbeitung der formalen Geisteskräfte gemacht wird, auf den der Unterricht eigentlich nicht rechnen dürfte.

Was der eigentliche Sprachunterricht nicht erreicht, kann auch von den schon charakterisirten Versuchen zur Einführung in die Nationalliteratur nicht ergänzt werden. Auch hier ist ein fast komischer Contrast zwischen den wohlgemeinten Intentionen der Theorie oder den hochtönenden Phrasen, in denen sie sich expectoriren, und den Resultaten der Praxis. Das wenige, was gelesen und gelernt wird, verfliegt nicht erst nach der Schule, sondern schon in der Schule und meist ist es nicht einmal schade darum. Denn fast alle jene für die Elementarschule bestimmten Chrestomathien, Mustersammlungen, Lesestücke oder wie sie sonst heißen, zeugen ebenso von einer großen Geschmacklosigkeit ihrer Urheber wie von einer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem, was der kindliche Geist als seine natürliche und gesunde Nahrung fordert. Sie verwechseln alle kindisch und kindlich, und wo ein Erzeugniß unserer Literatur den Stempel des Kindischen trägt, da darf man sicher sein, es in irgendeinem solchen Schulbuche prangen zu sehen. Ist es erst in eins eingedrungen, so verbreitet es sich mit contagiöser Macht über alle, selbst über die, welche wenigstens ein redliches Streben nach etwas Besserm zeigen. Nicht einmal die Neigung, für sich etwas zu lesen, wird durch die Lesestunden der Schule im Kinde geweckt. Wo sie sich später bei der heranwachsenden Generation des eigentlichen Volks zeigt, die ihre ganze Schulbildung nur in der Elementarschule erhalten hat, ist sie, wenigstens nach unserer Erfahrung, stets unabhängig von den Eindrücken der Schulzeit durch irgendwelche andere äußere oder innere Anregungen motivirt und knüpft niemals, und zwar mit ganz richtigem Instinct, an den literarischen Kanon des in der Schule gebrauchten Lesebuchs an. Natürlich wird dann meist der bloße Zufall entscheiden, ob der Lesestoff, welchen der junge Mann aus dem Volke später ergreift, sobald er wirklich ein gewisses Lesebedürfniß in sich fühlt, ein gesunder und gediegener ist oder nicht. Leider wird jeder, der unser wirkliches Volksleben kennt, zugestehen, daß in den allermeisten Fällen die allerschlechteste Lektüre in diesen Kreisen gewählt wird und nach der Lage der Verhältnisse gewählt werden muß. Die Volksschule hat nicht

blos nicht dafür gesorgt, daß dem Geiste ein Verständniß für das Bessere aufgegangen ist, sie hat ihren Zögling nicht blos ohne jede Spur einer Orientirung auf dem weiten Gebiete der Lektüre entlassen, sondern sie hat ihm auch häufig den Geschmack erst noch verdorben und die Phantasie, indem sie dieselbe mit läppischen Bildern zu füllen unternahm, veranlaßt, sich mit der Roheit selbst zu befreunden, weil diese doch wenigstens den Schein von Kraft hat.

Gehen wir eine Stufe höher, von der Elementarschule zu der Bürgerschule, so müssen wir hier zuerst uns darüber verständigen, welche Arten von Schulen wir dieser Kategorie zuweisen sollen. Der Sprachgebrauch reicht nicht aus, weil er so sehr schwankt und neben der einen Bezeichnung oder statt der einen, wie schon erwähnt, eine Anzahl anderer verwendet, die zum Theil wieder, wie etwa der Name „lateinische Schule", in sich etwas Schiefes und der Verwechselung Ausgesetztes haben. Wir verstehen hier unter Bürgerschulen jene meist städtischen Schulanstalten, in denen neben den Elementen, wie sie die eigentliche Volksschule gibt, auch noch eine Anzahl anderer Fächer betrieben wird, wo namentlich einige naturwissenschaftliche und etwas historische Kenntnisse überliefert werden, wie denn auch auf sehr vielen derartigen Anstalten wenigstens in den obern Klassen eine der beiden classischen Sprachen, und zwar das Lateinische, gelehrt zu werden pflegt, wozu neuerdings häufig auch das Französische getreten ist oder auch das Lateinische ersetzt hat. Insofern die Schüler dieser Anstalten ihrer Herkunft nach gewöhnlich dem eigentlichen Bürgerstand im bisherigen Sinne, dem Gewerk- und kleinern Handelsstande, angehören und später wieder in denselben überzugehen bestimmt sind, insofern auch diese zum Theil uralten Schulen — manche derselben gehören zu den ältesten weltlichen Schulanstalten nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa — meistens von dem städtischen Gemeinwesen gegründet worden sind und noch jetzt unter dem Patronat derselben stehen, scheint uns die ohnedies weitverbreitete Bezeichnung „Bürgerschule" die passendste.

Diese Schulen reichen auf der einen Seite hinab in die Region der eigentlichen Elementarschulen, indem sie gewöhnlich ihre Zöglinge im ersten schulpflichtigen Alter aufnehmen und ihnen in ihren untersten Klassen dieselben Kenntnisse nach derselben Methode und meist auch mit denselben Lehrkräften beibringen, die der Elementarschule zugehören; auf der andern Seite gehen sie aber auch bis zu einer gewissen Grenze parallel mit den höhern Schulanstalten auf eigentlich wissenschaftlicher Grundlage, den Gymnasien und Realschulen. Hier und da stehen sie auch als Vorbereitungsanstalten für dieselben in unmittelbarer Verbindung mit ihnen. Soweit die Bürgerschule einen rein elementaren Cha-

rakter trägt, gilt für sie in Betreff des deutschen Unterrichts alles das, was von der eigentlichen Volksschule gesagt wurde. Es kommt dabei nicht besonders in Betracht, daß die Lehrkräfte, über welche sie verfügt, im Durchschnitt zu den bessern gehören; auch ein relativ tüchtiger Lehrer wird doch, wie die Erfahrung zeigt, wenn die Methode und das Ziel des Unterrichts dieselben bleiben, nicht so viel mehr leisten als eine schwächere Lehrkraft, daß sich deshalb das Gesammturtheil über die Ergebnisse des Unterrichts anders stellen sollte.

In den höhern Klassen dagegen zeigt sich in Betreff des deutschen Unterrichts an diesen Bürgerschulen ein viel größeres Schwanken über Ziel und Methode, als es die Volksschule zeigt. Wo noch „lateinische Schulen" aus einer grauen Vorzeit her sich erhalten und oft nur nothdürftig den Anforderungen der spätern Zeit anbequemt haben, schrumpft der Bereich des Deutschen wenigstens in den obern Klassen gewöhnlich auf ein Minimum zusammen. Die neugegründeten oder ganz neuorganisirten Anstalten dagegen räumen ihm oft eine so große Berechtigung und so viel Zeit ein, wie nur immer der eifrigste Anwalt des Fachs wünschen kann. Demzufolge sind denn auch die Resultate außerordentlich verschieden: viele Bürgerschulen leisten darin nichts weiter, als daß neben dem in gleicher Methode fortgesetzten grammatikalischen Unterricht, gerade wie in der Volksschule, einige Lesestücke entweder aus den gleichen Chrestomathien oder aus andern, die sich nur durch den Titel und ihre angeblich höhern Ziele von ihnen unterscheiden, mit den Schülern durchgenommen und von ihnen für die betreffende Schulstunde auswendig gelernt werden. Es ist schon viel, wenn von Zeit zu Zeit auch ein sogenannter deutscher Aufsatz, die rhetorische Ausführung irgendeines von dem Lehrer gestellten Themas, gemacht wird. Lehrer und Schüler sind gewöhnlich darin einverstanden, daß diese Aufsätze zu den größten Plagen der Schule gehören und „gar nichts nützen". Auch wir können dem nur beistimmen, freilich nur, weil wir wissen, wie gänzlich verkehrt die Sache angefaßt und durchgeführt zu werden pflegt.

Sehr häufig wird aber auch in den obern Klassen, um die Zeit für das Lateinische oder andere Fächer zu sparen, der grammatikalische deutsche Unterricht ganz beseitigt, wobei man von der Voraussetzung ausgeht, daß die Elementarschule oder die untern Klassen darin schon genug geleistet haben. Wird die deutsche Grammatik so betrieben, wie es gewöhnlich geschieht, und wie wir es oben nach der Wirklichkeit gezeichnet haben, so ist der Schade nicht der Rede werth. Der formale Gewinn, der einzige, der daraus resultiren kann, ist nicht so groß, als daß er die Zersplitterung der Zeit aufwöge. Ueberdies erhält ja auch der Schüler in dem lateinischen Unterricht Gelegenheit, dieselben formalen

Kategorien anwenden zu lernen, denn das Schema dieser Art Grammatik ist für Lateinisch und Deutsch dasselbe, oder vielmehr, es ist wesentlich von der lateinischen Grammatik einer frühern Periode entlehnt und dem Deutschen angepaßt.

Wenn zu diesen lateinischen Schulen einer eigentlich schon längst-beseitigten Periode viele neuerdings eingerichtete Bürgerschulen einen lobenswerthen Gegensatz bilden, so bezieht sich dies Lob allerdings mehr auf ihre Intentionen als auf ihre wirklichen Leistungen, denn diese erfüllen oft auch nicht einmal sehr bescheidene Ansprüche. Mit der bloßen Begeisterung des Lehrers für sein Fach ist hier im Bereiche des deutschen Unterrichts noch weniger gethan als in andern Fächern, wo eine feste Methode alle Extravaganzen der Individualität beschränkt und ein harmonisches Zusammenwirken aller einzelnen Kräfte gleichsam von selbst herbeiführt. Unser Fach sucht ja überall noch nach einer solchen Disciplin, weil es ein neues ist, das über seine eigene innere Berechtigung noch nicht zur Abklärung gelangen konnte. Gewöhnlich wird nur durch übergroßen Eifer dem Schüler zu viel zugemuthet. Wir kennen derartige Schulen, wo Knaben von 12—14 Jahren mit den Resultaten der deutschen historischen Grammatik mehr verwirrt gemacht, als wirklich in das Wesen unserer Sprache eingeführt werden, wo ein mit allen möglichen culturgeschichtlichen Perspectiven ausgestatteter Cursus der deutschen Literaturgeschichte Kindern vorgeführt wird, die bis dahin nicht einmal von dem Dasein anderer deutscher Bücher, als die sie in der Schule gebrauchen oder die ihnen zufällig das eigene Haus gewährt, eine Ahnung gehabt haben, oder wo ihnen psychologisch-ästhetische Probleme als Themata ihrer „deutschen Aufsätze“ gegeben werden, wie etwa die Charakteristik eines Schiller'schen tragischen Helden, eine Vergleichung zwischen Schiller und Goethe als Lyriker ꝛc., die selbst auf der höchsten Stufe unserer Schulen von einem Schüler immer nur durch ein Conglomerat von unverdauten Phrasen gelöst werden können. Sehr selten bescheidet man sich zu einer unscheinbaren, aber doch so viel fruchtreichern Methode, indem man, den jähen Sprung von der wesentlich mechanischen Behandlung des deutschen Unterrichts auf der niedern Stufe der Schule vermeidend, an diesen unmittelbar anknüpft und auf ihm fortbaut. Wird dann die formale Grammatik ganz beseitigt, wozu sich freilich selten ein Lehrer entschließt oder entschließen darf, wenn er es auch gern möchte, so bleibt desto mehr Zeit zu einer lebendigen Einführung der Jugend in die Lektüre. Aber auch dann hält es schwer, sich von dem Schlendrian des Chrestomathienunwesens gründlich loszumachen und zu den ungetrübten Quellen der Geistesnahrung unsers Volks vorzudringen. Tausend Bedenken äußerlicher und innerlicher Natur stehen dem entgegen und es gehört eine sehr sel-

tene Stufe der Durchbildung für den Lehrer dazu, diese Hindernisse zu überwinden. Geschieht es aber dennoch, so sind die Ergebnisse nach unserer Erfahrung so häufig die rechten, wie man es nach vernünftiger Berücksichtigung der in den Schülern selbst liegenden Hindernisse erwarten kann. Denn auch der deutsche Unterricht ist wie jeder andere an sich selbst nicht fähig, wenn er auch so trefflich als möglich ertheilt wird, die angeborene Geistesöde so vieler Schüler zu einem Fruchtgefilde umzugestalten, zumal da hier nach der Natur des Gegenstandes der directe Zwang zum Lernen nicht in dem Maße statthaben kann, der anderwärts den innern Widerstand des Schülers bis zu einer gewissen Grenze zu überwältigen weiß. Eine wahre, warme Theilnahme von innen heraus, auf die hier alles gegründet werden muß, kann einmal nicht erzwungen werden. Wo sie sich nicht als Resultat des harmonischen Zusammenwirkens und der lebendigen Berührung zwischen Lehrer und Schüler von selbst ergibt, bleibt sie eben überhaupt aus und damit auch ihre Früchte. Allerdings könnten manche in angeborener Trägheit dahinvegetirende Geister durch einen kräftigern Anstoß des Lernenmüssens erweckt werden, die so, wo dieser fehlt, in völlige Theilnahmlosigkeit versinken, aber damit dies geschehen könnte, müßte die Stellung der Gesammtschule zu diesem Einen Fache erst eine andere werden. Doch wird sich bald Gelegenheit finden, diesen wesentlichen Punkt noch etwas schärfer ins Auge zu fassen, wenn wir uns jetzt zu den Gymnasien und Realschulen wenden.

Während auf allen andern Schulanstalten, sie mögen Namen haben wie sie wollen, die Berechtigung des Unterrichts im Deutschen wenigstens theoretisch zugegeben wird, und er sich praktisch bald mehr bald minder durchgreifend eingebürgert hat, gibt es noch jetzt eine Reihe von specifisch sogenannten „gelehrten Schulen", von denen er ausgeschlossen ist. Während des letzten Decenniums hat sich unsers Wissens nur selten eine Stimme in die Oeffentlichkeit hinausgewagt, welche einen solchen Zustand vertheidigte. Aber es ist noch nicht so lange her, wo auch die theoretischen Anschauungen in den Kreisen unserer Gymnasiallehrer darüber nach den entgegengesetzten Seiten auseinandergingen, wo eine Reihe von Gründen der verschiedensten Art geltend gemacht wurde, wodurch sich der vollständige oder fast vollständige Ausschluß dieses Faches aus dem Bereiche des Gymnasiums rechtfertigen sollte. Es ist immerhin schon ein Fortschritt, daß eine derartige Auffassung sich jetzt so äußerst selten in das Publikum getraut, weil sie den Sturm von Entrüstung fürchtet, den sie hervorrufen würde. Unter Gesinnungsgenossen oder solchen, die vermöge des Berufs dafür gehalten werden, kann man sie freilich noch immer und oft recht bornirt und hämisch hören, und was für den Moment das Wichtigste ist, sie behauptet noch

immer mit zäher Verstocktheit einen größern Einfluß auf die Praxis, als man nach ihrer vorsichtigen Zurückhaltung bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte, wo es gilt, vor die Oeffentlichkeit zu treten, vermuthen sollte.

Wer die Genesis und innere Geschichte unsers Gymnasialwesens kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß es gerade hier die langwierigsten Kämpfe gesetzt hat, bis dem deutschen Unterricht erlaubt wurde, auch nur mit einem Fuße die Schwelle eines solchen classischen Heiligthums zu überschreiten. Das Ideal eines Trotzendorf im 16. Jahrhundert war ja auch das Ideal der vielen Rectoren und Professoren geblieben, die sich wenigstens an unantastbarer Selbstgenügsamkeit recht wohl mit ihrem Vorbilde messen durften, wenn sie auch von jener überwältigenden Naturfrische und instinctiven Virtuosität in der Beherrschung der Geister, die er besaß, sehr wenig aufweisen konnten. Die Schüler sollten Lateiner, oder seit das Griechische mehr in die Mode kam, Hellenen werden, und dazu bedurfte man, so wie es die Schule verstand, freilich des Deutschen nicht. Statt „gute Lateiner", wie die alte einfache Zeit sagte, oder „echte Hellenen im Geiste", wie eine spätere, reflectirtere Periode sich ausdrückte, hat unsere noch geschraubtere Phraseologie „die vollendete humane Bildung durch das Medium der classischen Sprachstudien" zu ihrem Schibbolet gemacht, womit sich, wenn es so verstanden wird wie jene andern synonymen Ausdrücke, die Rechte der Muttersprache ebenso wenig vertragen wie mit dem Ideal des Gymnasiums der guten alten Zeit. So gibt es denn noch eine Anzahl von deutschen Gymnasien in allen Theilen Deutschlands, ganz unabhängig von ihrer örtlichen Lage oder den staatlichen Grenzen, in die sie eingeschlossen sind, auf denen ein Unterricht im Deutschen factisch nicht existirt. Man müßte denn etwa jene deutschen Aufsätze, von deren wahrer Bedeutung schon die Rede gewesen ist, dafür nehmen wollen, die etwa alle zwei oder drei Wochen, oder auch in längern Fristen, den Schülern mit derselben innern Nothwendigkeit octroyirt werden, mit der etwa einem ruhig auf der Straße Wandelnden ein Dachziegel auf den Kopf fällt. Da ihre Themata gewöhnlich aus allen möglichen Gebieten, wenn auch vorzugsweise aus dem der allgemein moralisirenden Reflexion oder Popularphilosophie gewählt werden, so haben sie mit unserm Fache eben weiter keine Gemeinschaft, als daß sie in deutscher Sprache geschrieben sind und zu einer Art von Stilübung in derselben dienen könnten, wenn man nämlich von seiten der Lehrer verstände oder geneigt wäre, sie dafür zu benutzen. Immerhin muß es aber doch als eine Concession an die windigen Meinungen des Tages betrachtet werden, daß man nur überhaupt eine solche Entweihung des classischen Schulgeistes gestattet, wie sie durch das Schreiben der Muttersprache

nothwendig verübt wird. Freilich sorgt man durch die ganze Art, wie dies Aufsatzmachen betrieben wird, nach besten Kräften dafür, den Schüler zu überzeugen, daß darauf gar nichts ankomme, sowie man auch von vornherein eine große Virtuosität in der Kunst entfaltet, es zu einer in jeder Art schädlichen Zersplitterung der Zeit und Kraft zu machen. So steht es auf der einen Hälfte unserer Gymnasien, wobei wir die mathematische Genauigkeit der Zahl freilich nicht vertreten wollen, weil es unmöglich ist, das Detail mit seinen ewig wechselnden Erscheinungen vollständig zu beherrschen.

Wenn wir daneben eine stets wachsende Zahl von Anstalten derselben Art und desselben Namens anführen können, auf denen nicht blos die Nibelungen in der Originalsprache gelesen werden, sondern wo man auch den Ulfilas in den Händen der Schüler sieht, nachdem sie eben den Cicero oder den Plato weggelegt haben, wo nicht blos die deutsche schwache und starke Declination, der Rückumlaut und die Präterito-Präsentia vollständig geläufige Begriffe sind, so geläufig wie auf den streng classisch gefärbten Schulen nur immer die Verba auf μ, die Attraction und die Lehre von der consecutio temporum sein können, sondern wo auch die feinern Nuancirungen der Lautverschiebung der germanischen Sprachen vor dem Auge des Schülers sich entfalten müssen — wenn wir dies und das vorige Bild zusammenstellen, was kann unser Urtheil anders sein, als daß alle diese an sich so schönen und lobenswerthen Dinge doch noch auf keinem recht festen Boden stehen und selbst keine recht natürlichen Pflanzen sind? Ein genauerer Einblick bestätigt nur die Richtigkeit des allgemeinen Urtheils. Ging dieses von der unumstößlichen Thatsache aus, daß die allgemeine Methode aller deutschen Gymnasien in allen möglichen Fächern des Unterrichts dieselbe ist — die geringen Unterschiede kommen hier nicht in Betracht —, daß die Resultate derselben auch im wesentlichen überall die nämlichen bleiben, daß also jener scharfe Contrast auf dem Felde des einen Fachs nur dadurch sich erklären läßt, daß sich weder die Theorie noch die Praxis bisjetzt zu einer Verständigung darüber abgeklärt haben, so gibt die schärfere Beobachtung der einzelnen Anstalten überall Belege dazu an die Hand. Auch hier ist es ähnlich wie auf einer nächst niedern Schulstufe, auf der wir vorhin verweilten: je glänzender und weitausschauender die Intentionen sind, desto weniger wird gewöhnlich erreicht; je einfacher und prunkloser man zu Werke geht, desto gediegenere und dauerndere Ergebnisse lassen sich aufweisen.

Wenn ein durch germanistische Studien wissenschaftlich vorgebildeter Lehrer, erfüllt von echter Begeisterung für sein Fach, auf einer solchen Anstalt, die den Abschluß der ganzen wissenschaftlichen Vorbildung der Jugend machen soll, in den Fall kommt, den deutschen Unterricht in die

Hand zu nehmen, so liegt allerdings die Versuchung für ihn nahe, das Beste, was er selbst weiß, auch seinen Schülern mitzutheilen. Auch er wird durch eine schon fixirte Methodik nicht beschränkt, da es eine solche nicht gibt, und die übrigen Persönlichkeiten der Schule, die durch ihr lebendiges Eingreifen ihm diesen fehlenden Kanon ersetzen könnten, ziehen sich entweder in vornehmem Hochmuth von einem solchen Neuerer und folglich auch Verächter der Classicität zurück, oder sie haften an den ihnen misfälligen Einzelheiten und Aeußerlichkeiten. Gewöhnlich ist dem Lehrer völlig freie Hand gelassen, wenn er nur die vorgeschriebene Stundenzahl nicht überschreitet oder sich so weit bescheidet, daß er nicht durch Ueberhäufung der Schüler mit häuslichen Nebenarbeiten die Eifersucht oder das Interesse anderer Fachlehrer verletzt. Da der Lehrer beide Klippen gern vermeidet, so muß er, wie man sich ausdrückt, die Zeit möglichst auskaufen, d. h. möglichst viel Stoff in möglichst wenigen Stunden überliefern. Da er auf Privatfleiß für dies Fach nur sehr beschränkte Ansprüche hat, so muß in der Stunde selbst gelernt werden, was gelernt werden soll. Aber je massenhaftern Stoff er in diese Stunden hineinträgt und je mehr er zu diesem Bemühen durch die leicht erklärliche entgegenkommende Theilnahme und Aufmerksamkeit der Schüler angespornt wird, destoweniger wird von dem vielen schönen und interessanten Material behalten. Denn diese Art Theilnahme von seiten der Schüler ist noch unendlich weit von dem ernsten Aufraffen des Geistes entfernt, das zu jedem Festhalten eines wissenschaftlichen Objects unerlaßlich ist. Es ist nichts weiter als eine behagliche Unterhaltung der Phantasie, ein bequemes Spielen mit den bunten, wechselnden Bildern, die vor dem innern Sinne aufsteigen. Der Lehrer hat in seinem Eifer, möglichst viel Stoff mitzutheilen, nicht blos nicht die Zeit, sondern auch nicht einmal die klare, nüchterne Ruhe des Geistes, um den eigentlich und pädagogisch allein geltenden Werth seines Thuns abzuschätzen. Er ist zufrieden, wenn eine gelegentliche Frage von einem oder dem andern aus der Klasse mit einem der am öftersten gehörten Schlagworte beantwortet wird. Er stürmt unter dem so leicht erklärlichen, aber von ihm selbst gänzlich misverstandenen Beifall seiner Schüler immer weiter auf der Bahn eines wissenschaftlichen Faches, das, als ein relativ noch sehr junges, überall eine Menge bedenklicher Seitenwege und gefährlicher Lücken darbietet.

Wo aber diese ebenberührten Nachtheile weniger grell hervortreten, fehlt es doch an andern ungesunden Ausschreitungen nicht. Wir rechnen dazu hauptsächlich die Art des Betriebs der Literaturgeschichte auf manchen unserer Gymnasien, in deren Studienplan das Deutsche eine dem Wortlaute nach genügende Anerkennung gefunden hat. Der größte Theil der dafür disponibeln Zeit wird im Gegensatz zu der Praxis an-

derer Anstalten, wo mehr nur die persönliche Neigung eines einzelnen Lehrers das Deutsche eingeschoben hat, für einen wohlgegliederten Cursus der deutschen Literaturgeschichte verwandt. Daß man von der Grammatik, der philosophischen (d. h. pseudo-philosophischen) wie historischen, daneben gewöhnlich absieht, mag nicht als ein Uebelstand angesehen werden, da, wie sich gezeigt hat, auch unter den Händen eines vollständig gerüsteten Lehrers wenig damit geschafft wird. Wie viel weniger noch, wenn der Lehrer selbst sich erst bei Uebernahme der deutschen Stunden nothdürftig etwas eingearbeitet hat, wie dies häufig genug vorkommt. Der unermeßliche und relativ noch so wenig durchgearbeitete Stoff der deutschen Grammatik in ihrer jetzigen wissenschaftlichen Gestaltung eignet sich am wenigsten, flüchtig gekostet zu werden. Weit eher läßt sich eine für den Lehrer genügende Kenntniß der Literaturgeschichte auch ohne directe und selbständige Studien aus den bereits vorhandenen abgeleiteten Hülfsmitteln gewinnen. Insofern also wäre gegen die Begünstigung dieses Zweiges vor dem Grammatikalischen nichts einzuwenden. Unsere Bedenken aber wenden sich einmal gegen die Ueberfülle des Stoffes, der dabei an die Schüler gebracht wird. Es sollte nicht mehr gegeben werden, als wirklich von dem Gedächtniß behalten werden kann. Man verfährt in allen andern Fächern nach diesem einzig richtigen Princip, warum weicht man hier allein davon ab? Die wahre Antwort ist, die man freilich selten hört, weil sie dem Ohr unangenehm klingt: weil man das Deutsche trotz aller schönen Redensarten doch nicht für ein eigentliches Lernfach hält. Es gilt für eine Art von Confect, dessen Genuß nach der eigentlichen Mahlzeit dem Belieben der Gäste anheimgestellt ist. Wer sich damit den Magen verderben will, kann es auf seine eigene Gefahr hin thun, aber gezwungen wird niemand dazu, im Gegentheil freut man sich im stillen über den gesunden Instinct der Schüler, der sie vor einer Ueberladung behütet. Die Folge des Zuviel ist, wie sie nicht anders sein kann, daß sehr wenig haftet und dies wenige meist ganz unzusammenhängend als ein bloßes Werk des Zufalls neben dem übrigen Wissen des Schülers stehen bleibt. Vielleicht daß sich später durch einen weitern glücklichen Zufall die Lücken schließen und das, was früher Fragment war, zu Bausteinen eines soliden Gebäudes wird. Aber gewöhnlich wird der Zufall nicht so freundlich gesinnt sein, und die von der Schule mitgenommenen Fragmente zerbröckeln in den ersten Universitätsjahren zu unbrauchbaren Schuttmassen.

Wäre dies der einzige Schade, so wäre er unsers Bedünkens schon erheblich genug. Aber er zieht in seinem Gefolge gewöhnlich auch noch anderes Unheil nach sich. Zunächst eine gewisse oberflächliche Befriedigung in der Phrase. Je weniger die Objecte der literargeschichtlichen Darstellung dem Schüler bekannt sind, da er gewöhnlich sogar die aller-

geläufigsten Daten und Namen zuerst aus dem Munde des Lehrers hört, desto eher wird er natürlich das ästhetisch-kritische Urtheil, das ihm jedesmal mit in den Kauf gegeben wird, als bloße Phrase aufnehmen und nachsprechen. Wer das Geistesleben der Jugend richtig zu beurtheilen versteht, weiß, welcher Schaden damit angerichtet wird. Es ist das sicherste Mittel, oberflächliche Raisonneurs zu erziehen, an denen wir ohnehin keinen Mangel haben.

Je mehr Zeit der Literargeschichte zugewandt wird, desto weniger erübrigt selbstverständlich für den eigentlichen Zweck derselben, für die wirkliche Einführung in die Literatur. Zwar wird, wie schon angeführt worden ist, auf manchen Gymnasien in dieser Hinsicht eine Art von Luxus getrieben. Denn es läßt sich nur als ein solcher bezeichnen, wenn Originalwerke einer ältern Literaturperiode, zu deren Verständniß vor allem erst eine besondere sprachliche Unterweisung nöthig ist, wie etwa die Nibelungen, ohne eine solche von den Schülern gelesen oder ihnen exponirt werden. Aber daneben geht oft der eigentliche lebendige Bestandtheil unserer Literatur, die moderne, entweder leer aus oder wird wenigstens sehr in Bausch und Bogen abgethan. Der Literargeschichte ist es anheimgegeben, den Schüler über die Bedeutung Schiller's und Goethe's aufzuklären, und es wird vorausgesetzt, daß er sich nach ihrer Anleitung selbst mit den Werken unserer Heroen vertraut mache. Seltener wird irgendein abgeschlossenes Meisterwerk in der Schule selbst gelesen und auf passende Art erklärt. Geschieht es, so sind die Ergebnisse dieses Verfahrens so günstig, wie sich nur erwarten läßt. Jedenfalls bleibt dem Schüler ein ganz anderer Gewinn für seine ganze spätere Entwickelung als aus jenem fragmentarischen Wuste geschichtlicher Notizen und ästhetisirender Phrasen, die er als Literargeschichte aufgenommen hat. Freilich fordert eine solche wirkliche Einführung in die Literatur einen großen Zeitaufwand, und wenn daneben noch Literargeschichte, vielleicht auch Grammatik betrieben werden soll, ist es dem Lehrer oft bei dem besten Willen nicht möglich, mehr als hier und da einmal ein Stündchen dafür abzusparen. Denn es steht nun einmal grundsätzlich fest, so wenig hier sonst festzustehen pflegt: daß erst alle andern Ansprüche des Faches befriedigt sein müssen, ehe dieser berücksichtigt werden darf.

Die Realschule, eine Schöpfung unserer Tage, hat es natürlich leichter gehabt als die Gymnasien, dem deutschen Unterricht sein Recht angedeihen zu lassen. Die Theorie hatte damals schon entschieden, daß ihm ein solches gebühre, und wenn auch noch über den Umfang desselben und seine praktische Durchführung die Ansichten sehr weit auseinandergingen, so nahm doch jeder Gründungsplan die Rücksicht darauf in sein Programm auf. Durchschnittlich ist daraus ein Zustand erwachsen, der

demjenigen sehr genau gleicht, den wir innerhalb der zuletzt betrachteten moderner organisirten Masse unserer Gymnasien vorfanden. Ebendeshalb können wir uns hier kurz fassen. Das Ergebniß ist auch hier das nämliche wie dort. Mit sehr viel gutem Willen und häufig auch mit genügend ausgerüsteten Lehrkräften wird trotz eines nicht abzuleugnenden allmählichen Fortschritts doch noch sehr wenig geleistet. Was dem Gymnasialunterricht in unserm Fache vorzugsweise schadet, die Vorstellung, daß es kein eigentlich strenges Lernfach sei, sondern mehr zur geistigen Erholung der Lehrer und Schüler dienen solle, vereitelt auch die wahren Früchte, die die Realschule daraus ziehen könnte. An sich ist ja überhaupt die Realschule nur zu sehr geneigt, dem schroffen Lernzwang die Spitze abzubrechen. Es ist das theils eine natürliche Reaction des modernen liberalen Geistes gegen die starre Beschlossenheit des mittelalterlichen Schulzwanges, theils eine Folge der noch in so vieler Hinsicht unfertigen Existenz dieser eben erst emporwachsenden Organismen. Was in andern, methodisch fest abgeschlossenen Fächern, wie Mathematik und Naturwissenschaften, schon als ein Nachtheil empfunden wird und den principiellen Gegnern dieser Anstalten so gefährliche Waffen in die Hände liefert — sie können sich dabei immer auf eine große Anzahl einzelner Fälle berufen, aus denen sie ein dem gewöhnlichen Verständniß genügendes allgemeines Verwerfungsurtheil ableiten —, das wird in einem Fache, dem es noch an aller Methode und Routine fehlt, noch bedenklicher hervortreten.

Nachbildungen englischer Gedichte.

Von

Karl Elze.

1. Milton.

Sonett.

O Milton, lebtest du zu dieser Stunde!
England hat deiner noth! 'S ist eine Lache
Voll trüben Schlamms. Der Herd im Frau'ngemache,
Rechtshall' und Altar krankt an tiefer Wunde.

Verschollen ist des innern Glückes Kunde,
Das Englands Mitgift, und der Selbstsucht Drache
Beherrscht uns. Kehre wieder und entfache
Freiheit und Sitt' und Macht zu schönem Bunde!

Ein Stern war deine Seel' am Himmelsbogen,
Und deiner Stimme Klang war wie das Meer,
Rein wie der off'ne Aether; frei und hehr

Bist du des Lebens staub'ge Bahn gezogen
In heit'rer Göttlichkeit — und niemals doch
Entzog dein Herz sich nied'rer Pflichten Joch.

Wordsworth.

2. Unter den Veilchen.

Die Hand ist kalt, bleich das Gesicht,
Vorbei der Pulse fröhlich Schlagen,
Verschlossen ist ihr Aug' dem Licht, —
Drum mögt ihr, Schnee in Schnee geschlagen,
Zu Grab sie unter Veilchen tragen.

Doch keine Inschrift soll, kein Stein
Ein fremdes Aug' um Thränen bitten;
Ein einfach Kreuz von Holz allein
Verkünde in des Waldes Mitten,
Daß hier ein Mägdlein ausgelitten.

Ehrwürd'ger Bäume Blätterdach
Verbreite Schatten in der Runde,
Es lind're sanft den heißen Tag,
Der glühend sengt zur Mittagsstunde,
Und streue kühlend Laub dem Grunde.

Wenn keck durchs Laub das Eichhorn springt
Und hell Rothkehlchens Lieder schallen,
Wenn reif die Frucht im Herbstgold blinkt,
Wenn Eicheln und Kastanien fallen —
O glaubt, sie hört's und weiß von allen.

Für sie wird fromm der Morgenchor
Frühmesse in den Zweigen singen,
Es werden prüfend an ihr Ohr
Die ersten Frühlingslieder dringen,
Die durch des Märzes Luft sich schwingen.

Wenn, um des Zeigers Rund gedreht,
Gigant'sche Schatten ostwärts ragen,
Dann werden, sanft vom Gras umweht,
Die kleinen Grillen um sie klagen,
Für sie ihr zirpend Ave sagen.

Einst dringen in ihr Grabeshaus
Die Wurzelranken dieser Eichen,
In ihnen wächst ihr Staub heraus,
Empor zu Blättern, Blüten, Zweigen —
So mag die Seel' auch aufwärts steigen.

Und wenn ein Sprößling hold'rer Art
Einst fragt: „Wer ruht an dieser Stätte?"
So sprecht nur dies: „Ein Knösplein zart,
Das gern im Schnee geduftet hätte,
Schläft in der Veilchen Blütenbette."

Oliver Wendell Holmes.

Literatur und Kunst.

Studien über neuere französische Literatur.

Eine Charakteristik des Einflusses, den die französische Literatur im Laufe des letzten Jahrhunderts und auch im gegenwärtigen auf die deutsche ausgeübt, würde sehr bedeutsame Thatsachen zu verzeichnen haben. Der einzige gewichtige Unterschied zwischen jetzt und früher ist der, daß man jetzt auch von einem Einfluß der deutschen Literatur auf die französische sprechen darf, der sich namentlich auf dem philosophischen und theologischen Gebiete in tonangebender Weise geltend macht, während er in der Poesie wenigstens unverkennbar ist. Die Wechselwirkung, welche zwei so begabte Nationen aufeinander ausüben, rechtfertigt das Bestreben, sich über die Literatur des Nachbarlandes möglichst eingehend zu orientiren, ein Bestreben, das in neuerer Zeit diesseit wie jenseit des Rhein in gleichem Maße hervortritt. Wenn Saint-René-Taillandier, Philarète Chasles, Thalès Bernard, Dollfuß u. a. die Franzosen in die neuere deutsche Literatur einweihen, so suchen Julian Schmidt, Schmidt-Weißenfels, Paul Lindau u. a. uns mit der neuern französischen vertraut zu machen, während die Feuilletons der meisten größern Zeitungen und Zeitschriften in ihren pariser Berichten diesen Bemühungen auf das wirksamste secundiren.

Eine neue Schrift, die den gleichen Zweck verfolgt, sind F. Kreyssig's „Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte" (Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung). Von dem Verfasser des Werks über Shakspeare durfte man eine wohlerwogene und gründliche Arbeit erwarten; er versteht die Kunst eleganter Reproduction, er sucht den einzelnen Autoren ihre Eigenschaften abzulauschen und ihre Stellung in der Entwickelung der Literatur, ihre Bedeutung als Vertreter des nationalen Geistes nach allen Seiten hin zu bestimmen. Zwar gilt von Kreyssig, wenn auch nicht in gleichem Maße wie von Julian Schmidt, daß sein Naturell diesen französischen literarischen Bestrebungen wenig sympathisch ist, daß er einer etwas mühevollen Anreizung bedarf, um sich in den Geist, in die Stimmung zu versetzen, welche ihnen zu Grunde liegt. Beide sind deutsche Doctrinäre, welche gewohnt sind, mit einem etwas schwerfälligen Rüstzeug ans Werk zu gehen; beide gehören einer Schule an, welche das Moralische und Aesthetische allzu sehr zu verwechseln geneigt ist. Der schäumende Champagnertrank französischer Lyrik erregt ihnen ein Unbehagen, das sie sich erst wegraisonniren müssen, und gerade was darin von moussirender Genialität gärt und gaukelt, das ist ihnen am unbequemsten, das blasen sie fort wie Schaumperlen des französischen Weins, und verlöschen damit den augenschein-

lichen Reiz desselben. In der That, ein deutscher Literarhistoriker muß schon in seinem wohlassortirten Lager von Schulbegriffen etwas aufräumen, wenn er mancher Erscheinung der neufranzösischen Literatur Platz, und zwar den rechten Platz verschaffen will.

Kreyssig bespricht in seinem Werke nur die neufranzösischen Classiker, von denen jeder allerdings als Vertreter einer bestimmten Richtung gelten mag: Béranger als Vertreter der Volkspoesie, Scribe als Repräsentant der modernen Komödie, Victor Hugo als den der höhern Lyrik, George Sand als den des socialen Romans u. s. f. Doch sind diese Autoren nicht die Schöpfer der einzelnen Richtungen, sondern sie werden nur von der gleichen culturgeschichtlichen Strömung getragen wie viele andere, denen sie an Begabung überlegen sind. Es ist daher unmöglich, in ihnen die Richtungen selbst zu charakterisiren, in denen eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit pulsirt und welche mit der Unruhe des pariser Lebens bald hierhin, bald dorthin abspringen. Wir lassen die Essays von Kreyssig gelten als sauber gearbeitete Charakteristiken der einzelnen Autoren, in welche die Lichter und Schatten der Zeitbewegung mit hereinspielen. Wenn wir sie aber, wie der Verfasser wünscht, als Studien zur Culturgeschichte betrachten sollen, so würden wir gerade die gewählte Form eines photographischen Albums mit den Porträts der Größen ersten Ranges nicht für die geeignetste halten können. So hat z. B. Scribe allerdings der modernen Komödie die feste Schablone gegeben, aber auch nicht mehr; es sind sehr verschiedene sociale Richtungen, in denen das moderne Lustspiel sich seitdem versucht hat. Wir hätten eine Abhandlung über den Saint-Simonismus, Fourier und Proudhon einem Essay über Lamennais vorgezogen, eine Abhandlung über die Demi-monde-Literatur für unerlaßlich gehalten, wo es sich um ein Culturgemälde des neuen Frankreich handelt. Das alte Kaiserreich wird uns nach mehrern Seiten hin durch Frau von Staël und Châteaubriand illustrirt, die Julidynastie durch Guizot, dessen Charakteristik wol die gelungenste Partie des Werks ist, vielleicht deshalb, weil unsere Doctrinäre bei aller Schärfe der Kritik diesem Manne mindestens ein sympathisches Fühlen entgegenbringen. Doch das second empire — ist es durch seine schroffen Gegensätze: den Kaiser, dessen schriftstellerische Thätigkeit nach Gebühr gewürdigt wird, und den verbannten Victor Hugo, den Autor des „Napoléon le petit", hinlänglich charakterisirt? Victor Hugo, Lamartine, die George Sand gehören doch in diese Epoche nur als die überlebenden Kinder einer frühern hinein; eine neue literarische Generation ist aufgetaucht, kein Geschlecht geistiger Riesen, aber selbst in seinen poetischen Zwergbauten so frappant, so originell, von einer so ausgeprägten Physiognomie des bas-empire, daß es eine eingehende Charakteristik verdient. Doch wir wollen mit dem Autor nicht über diese Auslassungen rechten; er wird gewiß in einer zweiten Schrift das Versäumte nachholen. Diese erste verleugnet ihren journalistischen Ursprung nicht; und wenn Julian Schmidt aus den Artikeln der „Grenzboten" eine seinerzeit tonangebende Literaturgeschichte zusammenstellen konnte, so werden auch diese zu einem Werke vereinigten Artikel der „Preußischen Jahrbücher" des Einflusses und Erfolges nicht ermangeln, um so mehr, als die Ausführung und Darstellung im einzelnen anschaulich und von aufrichtiger Hingabe an die Sache inspirirt ist. Einzelne Partien, namentlich in der

Schilderung Béranger's und der George Sand, sind recht liebenswürdig und kommen dem französischen Geiste näher, als man von einem deutschen Gelehrten erwarten sollte, der mit seiner Analyse doch oft an die encheiresin naturae erinnert. C. R.

Eine katholische Stimme über die päpstliche Encyclica.

Eine Ansprache an das katholische Volk und die Geistlichen vom religiösen Standpunkt aus, vom christlichen, nicht vom ultramontanen, die das Christenthum selber vertheidigt gegen ein jesuitisches Parteimanifest, muß als ganz zeitgemäß betrachtet werden und wird unsern Römlingen weher thun als jeder andere Widerspruch. Eine solche Ansprache enthält die Schrift: „Beleuchtung der päpstlichen Encyclica vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der modernen Irrthümer. An den Klerus und das Volk der katholischen Kirche von einem Katholiken" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der wesentliche Inhalt des päpstlichen Rundschreibens wird so zusammengefaßt: „Der Staat muß eine bestimmte Religion als herrschende anerkennen und ihr Einfluß auf sich gestatten, und zwar muß dies die katholische sein, welcher daher die Gewalt des Staats zu Diensten stehen muß, um alle, die sich den päpstlichen Anordnungen nicht fügen wollen, mit Gewalt dazu zu zwingen oder zu bestrafen." Keine mittelalterliche Forderung der Hierarchie ist vergessen, die ganze Anmaßung Roms tritt wieder offen hervor; es wird Wahnwitz genannt, daß Freiheit des Gewissens und Cultus ein Menschenrecht sei. Dagegen fragt der Verfasser, ob man jemand zur Anerkennung der Wahrheit mit Hunden hetzen könne, und erörtert, wie man das Falsche nur auf zwei Wegen überwinde, theoretisch durch vernünftige Untersuchung und wissenschaftliche Gründe, und praktisch durch siegreiche Bethätigung der Wahrheit in Werken der Liebe. Aber Rom nimmt den Glauben nicht im Sinne einer beseligenden Ueberzeugung des Gemüths, sondern im Sinne des Fürwahrhaltens einer Summe von formulirten Sätzen, und setzt die Liebe beiseite, die Christus für das Wesentliche erklärt. Das Leben Jesu in seinem einfachen Verlauf und tiefen göttlichen Inhalt nennt der Verfasser das höchste geschichtliche und geistige Gut der Menschheit, und weist dann nach, was der Ultramontanismus daraus gemacht, wie er das Menschliche und Wirkliche aus dem Bewußtsein der Gläubigen gleichsam auslösche und vor lauter dogmatischer Erhöhung, Verhimmelung und Entmenschlichung es für die menschliche Betrachtung und Nachfolge unbrauchbar mache. Man könne kühn behaupten, daß Christus mit seinen eigenen Lehren in den Evangelien nach heutigem Maßstabe als Rationalist kirchlich censurirt werden würde; was er sagt und als das Eine, was noththut, verkündet, das wendet sich an das Herz, an den Willen der Menschen; er lehrt nichts von der immaculata conceptio seiner Mutter, also auch nicht, daß sie zu glauben erforderlich sei, um das ewige Heil zu erlangen; er lehrt nichts von seiner eigenen übernatürlichen Geburt, nichts von den Satzungen späterer Jahrhunderte über die Dreieinigkeit ꝛc. Es trete jemand auf und bekenne sich zu dem, was Jesus selbst gelehrt und durch sein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt, und er wird als Ungläubiger betrachtet, als Unwürdiger aus der Kirche ausgestoßen werden! Wird doch die Bibelgesellschaft eine Pest genannt!

Was seither jesuitische Parteiansicht war, das ist jetzt als katholisches System verkündigt. Der Verfasser hält es darum für selbstmörderisch, wenn der Staat einem in diesem System erzogenen Klerus unbedingt die Volksbildung überlassen wollte. Der Staat vielmehr solle das Organ sein, um die Wohlthaten der Wissenschaft und Bildung der Menschheit zu vermitteln; er solle das Recht der freien Forschung, die Wissenschaft in ihrer selbständigen Fortbildung schützen, die Civilehe einführen und volle Gewissensfreiheit gewähren. Wer seine Vernunft nicht der Unfehlbarkeit des römischen Papstes preisgibt, oder sich nicht den Lehren Luther's oder Calvin's unterwirft, setzt sich noch immer der Gefahr aus, nicht als Christ anerkannt zu werden; dies ist ein demüthigender Zustand der Unvernunft. Es muß gestattet sein, die Grundlehren, die von Christus selbst in den Evangelien verkündigt sind, zum Bekenntniß, zum Inhalt des Glaubens und Lebens zu machen.

Zum Schlusse weist der Verfasser noch allerhand Beschönigungen der Encyclica zurück, wie sie unter andern der Bischof von Orleans, Dupanloup, versucht hat. C. M.

Correspondenz.

Aus Prag.

Ende Mai 1865.

E. S. Das populärste Fest unserer Stadt, welches den kirchlichen und nationalen Charakter vereint, ist das Fest des Schutzpatrons von Böhmen, des heiligen Johannes von Nepomuk. Aus allen „Ländern der czechischen Krone" strömen die Wallfahrer zur alten Königsstadt und nehmen mit Andacht die vielen hundert Stätten in Augenschein, deren jede alte, lehrreiche Geschichte predigt. Am Roßmarkt, wo die Statue des gefeierten Heiligen errichtet ist, auf der steinernen Karlsbrücke, von welcher herab er den tödlichen Sturz erlitt, knien tagsüber die Pilgerscharen und halten da des Nachts unter freiem Sternenzelte in schweigsamen Gruppen ihre Ruhe. Man glaubt sich beim Anblick des eigenthümlich bewegten Treibens, welches das Johannesfest hier entwickelt, einige Jahrhunderte zurückversetzt in das gläubige Mittelalter, und die hundert Thürme erheben sich über dies bunte Gewoge um so majestätischer, als wollten sie sagen, daß das alte „Praga caput regni" noch immer seine Geltung behalten..... Was wunder, daß in diesen Tagen die historischen Reminiscenzen im Volke lebhafter rege werden und daß diese von den „nationalen Führern" auch wohlweise Nahrung finden? Die Mährer und Schlesier, welche zum silbernen Sarge des Schutzpatrons wallfahren, sollen daran gemahnt werden, daß auch sie zur „czeská korunna" gehören, und daß ein „historisch-politisches" Band sie noch immer mit Böhmen verbindet. Darum ward dem Feste auch sorgfältig der national-czechische Charakter verliehen und czechische Sänger und Turner sind bemüht, es dem Landvolke klar zu beweisen, daß noch nach Jahrhunderten in allen Adern hier dasselbe czechische Blut fließt — eine Mahnung, welche diesmal um so dringender scheint, als unsere nationalen Gemüther gar ängstlich werden ob eines Gespenstes, das von jenseit der

Leitha herüberdroht. Der Dualismus, welcher gegenwärtig wieder als Parole in Oesterreich in aller Munde ist, hat die Czechen mehr als irgendjemand erschreckt. Tritt der Dualismus wirklich ins Leben, und hat Ungarn sich mit der deutschen Hälfte des Reichs versöhnt, dann allerdings wird die Rolle der czechischen Nationalen eine bedeutend geringere. Die Besorgniß, daß die deutschen und die magyarischen Politiker sich in die Verwaltung des Reichs theilen könnten, als ob es gar kein Slawenthum in Oesterreich gäbe, ist deshalb sehr groß, und der „erste Czeche", der greise Historiker Palacky selbst, stieg hinab in die journalistische Arena, um gegen jenes Gespenst anzukämpfen.

Die Worte Palacky's haben nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern überhaupt in Oesterreich eine gewisse Bedeutung, und darum werden auch jetzt seine Leitartikel, die er über die „österreichische Staatsidee" veröffentlicht, von allen Journalen besprochen und selbst in maßgebenden Kreisen aufmerksam gelesen. Palacky wird durch den bloßen Gedanken, daß der Dualismus sich verwirklichen könne, sehr erbittert. Die Deutschen mahnt er an die Hussitenkriege, der Regierung ruft er aber zu: „Wenn die Slawen factisch als untergeordneter Stamm und blos als Regierungsmaterial für die zwei andern Nationen proclamirt werden, dann tritt auch die Natur in ihr Recht und ihr unvermeidlicher Widerstand wird den Frieden in Unfrieden verkehren, die Hoffnung in Verzweiflung verwandeln und schließlich Reibungen und Kämpfe wecken, deren Tendenz, Umfang und Ende gar nicht vorauszusehen ist. Der Tag der Proclamirung des Dualismus wird durch eine unabweisliche Naturnothwendigkeit zugleich der Geburtstag des Panslawismus in seiner am wenigsten wünschenswerthen Form werden. Was dann folgen wird, mag jeder Leser sich selbst denken. Wir Slawen werden dem mit aufrichtigem Schmerz, aber ohne Furcht entgegensehen. Wir waren vor Oesterreich, wir werden auch nach ihm sein." Der letzte Satz scheint uns nicht mit dem bekannten Ausspruche desselben czechischen Führers auf dem Reichstage in Kremsier übereinzustimmen, daß die Slawen, wenn Oesterreich nicht schon bestände, es in ihrem Interesse schaffen müßten.....

Eine wichtige und in der That brennende Tagesfrage, welche in unserer Stadt allenthalben zu sprechen gibt und auch auf das nationale Gebiet hinübergespielt wird, ist die Gasbeleuchtungsfrage. Die Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Gebäude mit Gas hatte bisher eine (jetzt die brüsseler) Gesellschaft in Régie; in jüngster Zeit beschlossen jedoch die Väter der Stadt, diese auf eigene Kosten zu erleuchten und eine städtische Gasanstalt zu errichten. Die Besitzer der alten Gasanstalt bestreiten jedoch der Stadtgemeinde das Recht, die Gasröhren zu legen, während der Stadtrath jenen mehrere Rechtsstreitigkeiten anhängt; es kommt nun zu Besitzstörungsklagen, Repliken und Dupliken, Processen, bei denen sich die Advocaten freuen, das Publikum aber stets im Dunkeln bleibt. An einen gütlichen Ausgleich läßt sich gar nicht denken, da einige Herren die Errichtung einer städtischen Gasanstalt als nationalen Ehrenpunkt betrachten und sich diese Angelegenheit ebenso zu Herzen nehmen wie den Bau des projectirten „großen czechischen Nationaltheaters".

Mit dem letztern will es aber trotz alledem und alledem nicht recht zu

Stande kommen. Seit Jahren wird gesammelt und gesammelt und noch immer fehlt das nöthige Geld. Selbst der Himmel scheint dem Project nicht gewogen zu sein, und das Volksfest, welches bei der Johannesfeier „zum Heile eines würdigen Nationaltheaters" veranstaltet werden sollte, und von dem man sich bei zahlreicher Betheiligung des Landvolks Ungewöhnliches versprach, wurde durch einen sehr unzeitigen Regen vollständig zu Wasser. Sanct-Johann scheint also selbst gegen dieses Project zu sein, und es auf diese Weise mehr mit den conservativen Nationalen als mit den czechischen Demokraten zu halten. Daß die „Conservativen" die Sammlungen für das Nationaltheater aber nur sehr ungern sehen, ist bekannt, denn sie sehen in denselben nur ein Mittel zum Zwecke, die demokratische Partei im ganzen Lande zu organisiren und den alten Führern die Zügel zu entwinden. Das provisorische czechische Theater ist groß genug, sagen die Herren, und die „Nation" hat noch andere Dinge ins Reine zu bringen als ein prächtiges Schauspielhaus zu bauen.

Nun da ich einmal in das gewöhnliche Correspondentenfahrwasser der Theaterangelegenheiten gelangt bin, will ich der „Gutzkow-Vorstellung" gedenken, welche dieser Tage hier unter Mitwirkung Emil Devrient's stattfand. Das deutsche Publikum Prags gab hierbei einen klaren Beweis für seinen stets regen Kunstsinn sowie auch für seine Verehrung des unglücklichen Dichters. Daß Hr. Haase gerade vor dieser Vorstellung seine „nervösen Zufälle" bekam und sich an derselben nicht betheiligte, haben ihm die Prager sehr übel genommen. Die Vorstellung fiel trotzdem in jeder Richtung glänzend aus, und das Comité, welches das Arrangement übernommen hatte, kann mit dem Erfolge sehr zufrieden sein. Bei dem Festsouper zu Ehren Devrient's, welches sich der Theatervorstellung anschloß, fanden sich die angesehensten Vertreter der Kunst und Literatur zusammen. Mit lebhaften Worten wurde bei frohem Klange der Gläser des armen Dichters gedacht, „der in einer schlaffen Zeit ein Erneuerer der deutschen Bühne war und ihr eine edlere Richtung gegeben", sowie auch des Darstellers, „der sein großer Alliirter gewesen" und nun die Hand bot, um das Schicksal des Unglücklichen zu erleichtern.

Notizen.

Meyerbeer's „Afrikanerin" wird in der Revue des deux mondes von F. de Lagenevais ausführlich analysirt, eine Analyse, deren Resultat die unbedingte Bewunderung des Kunstwerks, die Anerkennung desselben als eines Meisterwerks ist. Der Kritiker, der gelegentlich auch eine Lanze mit der Zukunftsmusik bricht, meint, daß die Oper sogar eine neue Wendung der Meyerbeer'schen Musik bezeichne. „Man hatte dem Componisten so oft gesagt: er könne keine Melodien schaffen, daß er zuletzt, dieses Vorwurfs müde, durch eine jener Wendungen der letzten Stunde antwortete, welche ganz geeignet sind, die Kritik verwirrt zu machen, indem sie ihr den Künstler, den sie ein für allemal charakterisirt zu haben glaubte, unter einem ganz neuen Gesichtspunkte zeigen. Wer hätte jemals vor dem „Wilhelm Tell" geglaubt, daß der Componist des „Tancred" und „Othello"

fähig wäre, sich zu diesem Gefühl dramatischer Wahrheit zu erheben? Dasselbe gilt von Meyerbeer, der in der „Afrikanerin" die Schleusen unversiegbarer melodischer Fluten öffnet. Fülle, Eleganz, Mannichfaltigkeit der Rhythmen treten in berauschender und blendender Weise hervor. Und wenn die Melodien eines Maëstro oft, ohne gerade eine Familienähnlichkeit zu besitzen, doch jenen Familientypus haben wie die schönen und reizenden Töchter großer Häuser, deren Typus sich bis auf wenige Modificationen in manchem Bild einer Großmutter des 15. Jahrhunderts wiederfindet: so treffen wir hier auf Melodien von ganz andern Formen und Wendungen; die Melodie wird „vocal", ohne dem Italianismus zu huldigen. Meyerbeer mußte sich sagen, daß, wenn das Orchester in unserer Zeit gigantische Verhältnisse angenommen hat, doch die menschliche Stimme geblieben ist, was sie zu Mozart's Zeiten war. Wenn etwas in diesem Werk voll Kraft und Leben das Alter des Meisters verrathen konnte, so war es dies Anhäufen der Schönheiten, die man in demselben trifft. Die Ideen kommen und sprossen hier mit der Ueppigkeit des Urwaldes. Ein zu gewaltiger Trieb, dem die Gärtnerschere fehlte."

Die neue verbesserte Auflage von J. W. Appell's fleißiger Arbeit: „Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur" (Leipzig, Wilhelm Engelmann), welche in diesen Blättern bereits besprochen wurde, enthält eine scharfe Verurtheilung der Schwager'schen Schrift „Die Leiden des jungen Franken, eines Genies". Wir machen indeß auf die Ehrenrettung des Predigers Johann Moritz Schwager aufmerksam, welche neuerdings die „Blätter für literarische Unterhaltung" brachten.

Von Cristoforo Negri, Abtheilungschef im italienischen Handelsministerium, sind mehre Schriften veröffentlicht worden, welche von der nach verschiedenen Seiten und Zielen hin gewendeten Regsamkeit der neuen italienischen Regierung günstiges Zeugniß ablegen. Dies gilt namentlich von seinem Hauptwerke: „La grandezza Italiana, studi, confronti e desideri" (Turin, Paravia), einer Sammlung von Essays, die früher schon in Zeitungen mitgetheilt worden waren und namentlich für das Handels- und Consulats- und das Marinewesen Italiens weitere Perspectiven zu eröffnen suchen. Für Preußen und Deutschland ist von besonderm Interesse der Artikel über das Baltische Meer und die italienische Schiffahrt. Das andere Werk Negri's ist: „Memorie storico-politiche sugli antichi Greci e Romani" (Turin, Paravia). Auf seine Veranlassung ist auch von de Giuglelmo Berchet eine Schrift: „La repubblica di Venezia e la Persia" (Turin, Paravia) aus den archivarischen Quellen Venedigs veröffentlicht worden.

Berichtigung.

In Nr. 21 des „Deutschen Museum", S. 755, Z. 12 v. o., ist statt „berühmten Unterthanenverstand" zu lesen: „beschränkten Unterthanenverstand".

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings.

8. Geh. 2 Thlr.

Obwol der Verfasser dieses in vielfacher Hinsicht merkwürdigen und interessanten Buchs (dessen Fortsetzung kürzlich unter dem Titel „**Durch Kampf zum Sieg**“ erschienen ist) gegenwärtig als evangelischer Prediger in einer Gemeinde Westfalens wirkt, sind die Erinnerungen aus seinem Jugendleben doch nicht in einseitig polemischem Sinne gegen die Gesellschaft Jesu und deren Erziehungsanstalten geschrieben. Sie geben in unbefangener, schlicht erzählender Weise die Eindrücke wieder, welche der damals gläubige Jüngling in seinem von den Jesuiten umgarnten Aelternhause, in dem Privatinstitut eines deutschen Jesuiten, in der Pension zu Freiburg sowie während seines mehrjährigen Aufenthalts im Collegium Germanicum zu Rom empfing, und schließen mit der Vertreibung der Jesuiten aus Rom durch die Volksbewegung des Jahres 1848. Indem sie ein treues, überall auf strengster Wahrheit beruhendes Spiegelbild von den Hauptpflanzstätten des Jesuitenordens und deren innern Einrichtungen liefern, setzen sie den Leser in den Stand, auf Grund verbürgter Thatsachen sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Sammlung von Aufgaben

aus der bürgerlichen, kaufmännischen, technischen und politischen

Rechenkunst

für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten.

Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben von

Dr. Heinrich Gräfe.

Zweite Auflage, mit Rücksicht auf die neuesten Bestimmungen über Maße, Gewichte, Münzen, Cursnotirungen &c. umgearbeitet und vermehrt.

8. Geh. 1 Thlr.

Die Rechenaufgaben Gräfe's, des bekannten Directors der Realschule in Bremen, sind so zahlreich, so verschiedenartig eingekleidet und so mannichfachen Lebensverhältnissen entnommen, daß sie dem Unterrichtsbedürfniß jeder Anstalt genügen. Das Buch fand daher bereits in vielen Schulen Eingang und wird in dieser umgearbeiteten, erweiterten und berichtigten zweiten Auflage gewiß zu noch größerer Verbreitung gelangen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 25. 22. Juni 1865.

Der gegenwärtige Zustand des Unterrichts im Deutschen und sein Verhältniß zur allgemeinen Bildung.

II.

Wenn wir nur im Vorüberstreifen einen Blick auf die Stellung unsers Fachs im Unterricht des weiblichen Geschlechts werfen, so geschieht dies nicht deshalb, weil uns derselbe überhaupt von geringerm Belang für die Gesammtheit unsers Volkslebens zu sein schiene als der der männlichen Jugend. Wir sind im Gegentheil eher geneigt, wenn wir uns nach der einen oder nach der andern Seite hin entscheiden sollten, der Schule einen größern Einfluß auf die innere Entwickelung der Mädchen als auf die der Knaben zuzuweisen und demgemäß ihre relative Bedeutung für das Allgemeine zu beurtheilen. Aber unsere Töchterschulen der Gegenwart, oder wie die pretentiösern und bescheidenern Firmen unserer Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend heißen mögen, befinden sich nach unserer erfahrungsmäßigen Ueberzeugung, die sich nicht auf einzelne zufällige Eindrücke, sondern auf umfassende und methodische Beobachtung stützt, in einer so verschrobenen Stellung zu ihrer natürlichen Aufgabe, daß man von ihnen im ganzen wie im einzelnen nur verkehrte und ungesunde Resultate erwarten darf. Unsere moderne Pädagogik thut sich mit Recht so viel darauf zugute, daß sie dem psychologischen Moment in einer Weise Rechnung zu tragen gelernt

habe, wie es die Vergangenheit nicht geahnt hat. Wir fragen aber, wie verträgt sich damit die offenkundige Thatsache, daß der Unterricht des weiblichen Geschlechts genau über denselben Leisten geschlagen wird, der ursprünglich nur für die männliche Jugend passen sollte? Man blicke in unsere höhern Töchterschulen, Pensionen, Institute rc. — um von den niedern Schulen ganz zu schweigen, in denen sehr häufig noch Knaben und Mädchen in ungetrennter Gemeinschaft aller Unterrichtsfächer von demselben Lehrer unterrichtet werden —, was und wie wird dort gelehrt und gelernt? Abgesehen von den sogenannten weiblichen Handarbeiten, die neben den eigentlichen Unterrichtsfächern mehr herhinken, als hergehen, und mehr nur der Aeltern wegen geduldet, als in den Organismus der Schule aufgenommen sind, haben wir Sprachunterricht, Geschichtsunterricht, Religion, Mathematik, allenfalls noch Musik, also mit Ausnahme der letztern, die wenigstens auf den höhern Knabenschulen nicht zu dem eigentlichen Schulunterricht zu gehören pflegt, genau dasselbe Fachgerüste hier wie dort. Daß im weiblichen Sprachunterricht Englisch und Französisch, oder wo man noch mehr der alten Mode treu geblieben ist, Französisch und Englisch die Stelle von Lateinisch und Griechisch der Knabenschule vertreten, begründet nur einen Unterschied von dem Gymnasium: auf der Realschule richtet sich der Betrieb der Sprachen auf dieselben Objecte wie in der Töchterschule höhern Ranges. Somit ist der Schulplan derselben nur ein Abklatsch desjenigen, der, aus den Bedürfnissen jener Schulanstalten und den Anforderungen der Zeit hervorgegangen, der Geistesentwickelung der männlichen Jugend sich anpaßt. Daß das weibliche Seelen- und Gemüthsleben und die Bestimmung des Weibes in Haus und Welt vermöge ihrer absoluten Eigenartigkeit auch für die Jugendbildung und Schule anderer Stoffe bedürfe als das männliche Geschlecht in seiner absoluten Eigenartigkeit, begreift sich a priori, und wer für einen solchen Begriff unzugänglich sein sollte, der möge nur einen Blick auf die wirklichen Ergebnisse des weiblichen Unterrichts der Gegenwart richten. Sie werden freilich erst so ganz und gar nichtig, oder noch mehr als nichtig, positiv schädlich für Leib und Seele durch einen weitern Schritt in die Verkehrtheit hinein, den die Methode dieses Unterrichts fast ausnahmslos macht, wie mit einer Art von logischer Consequenz aus dem Grundirrthum, aus der factischen Misachtung der Individualität des weiblichen Geisteslebens. Man operirt nämlich auch hier nur mit einer Copie des Systems, das für den Knaben erfunden ist und für ihn allein paßt. Der ganze Unterschied ist blos ein gradueller. Man spannt die Forderungen an das eigentliche Lernen und Behalten des Lehrstoffs bei dem Mädchen etwas niedriger als bei dem Knaben. Einige besonders begünstigte Fächer abgerechnet, zu denen das Deutsche gewöhnlich nicht

gehört, dafür aber ebenso gewöhnlich eine der Fremdsprachen, wird daher selbst nach dem Urtheil der Lehrer sehr wenig an positiven Kenntnissen in der Schule erworben und noch weniger herausgebracht.

Je vornehmer die Physiognomie einer solchen Mädchenschule ist, desto prunkvoller nehmen sich natürlich auch die Intentionen des deutschen Unterrichts auf dem Papier und in den Schulreden aus, denn der Fall ist selten, daß man noch den alten französirenden Typus festzuhalten wagt, der im vorigen Jahrhundert und bis in das erste Drittel des jetzigen Modesache war. Man ist mit der Zeit fortgeschritten und hat sich daher auch zu den Concessionen an das Deutsche verstanden, die sie zu fordern scheint. Nach dem Vorbilde der Gymnasien und Realschulen legt dieser deutsche Unterricht einen besondern Nachdruck auf die Pflege der Literargeschichte. Mußte dies schon dort als eine sehr bedenkliche Verirrung bezeichnet werden, um wie viel mehr noch hier. Hier wird offenbar noch mehr seichtes Phrasenwesen und eitle Selbstüberhebung dadurch ausgebrütet. Dort geben die strenge Methodik anderer Fächer und ihre unabweisbaren Anforderungen an festes Lernen und gründliches Denken immer noch ein Gegengewicht; hier fehlt ein solches.

Wie dort, wird auch hier wenig Zeit auf die Einführung in die Lektüre verwandt und man behilft sich deshalb noch viel häufiger als dort, manchmal sogar bis zum Ende des ganzen Unterrichts, mit dem Flickwerk der Chrestomathien. An deutschen Ausarbeitungen fehlt es natürlich auch hier nicht, und ihre Themata zeigen eine erschreckliche Familienähnlichkeit mit den bereits genügend skizzirten. Allerdings wird gewöhnlich so viel erreicht, daß unsere Mädchen, wenn sie ihren Bildungscurs glücklich absolvirt haben, meistens orthographisch schreiben und sich auch stilistisch leidlich zu behelfen wissen, ein bischen unvermeidliche Ziererei abgerechnet. Da die Zeit noch nicht sehr weit hinter uns liegt, wo unsere feinsten Damen ihre Muttersprache ungefähr so richtig mit der Feder zu handhaben verstanden wie die Kammerjungfern und Zofen, die ihre Toilette besorgten, so mag das obige Resultat immerhin als ein Fortschritt gerechnet werden; aber er steht doch in keinem Verhältniß zu dem Aufwand an Zeit und Phrasen, womit der deutsche Unterricht betrieben wird, und unsere bessern Elementarschulen leisten auch ungefähr ebenso viel.

Hätten wir nichts als Kritik und Tadel vorzubringen, wie wir bei dem letzten Gegenstand unserer Umschau auch mit dem besten Willen wirklich nichts anderes vorbringen konnten, so wäre unsere Aufgabe unerquicklich genug. Glücklicherweise dürfen wir die Hoffnung hegen, daß der positive Inhalt dieser Zeilen dem negativen einigermaßen die Wage halte und daß jener nothwendig zur Begründung dieses erforderlich sei.

Reifliche und allseitige Erwägung unserer Schulzustände im allge-

meinen würde freilich nicht ausreichen, um für ein specielles Fach den Weg zu einer richtigen Fassung seiner Aufgabe zu finden. Beweis dafür gibt die Theorie und Praxis unserer gegenwärtigen Schulen, die deshalb meist so weit hinter ihren wohlgemeinten Intentionen zurückbleiben, weil sie sich weder auf eine gründliche wissenschaftliche Durchdringung des Fachs noch auf eine selbständige praktische Erfahrung darin stützen können. Allerdings fehlt es nicht an rühmlichen Ausnahmen: wir könnten eine Reihe trefflicher Erörterungen unserer Frage anführen, die seit etwa dreißig Jahren in pädagogischen Zeitschriften oder selbständig erschienen sind. Vielleicht ist hierin schon mehr und Besseres geleistet, als die Praxis zu leisten vermochte, obwol wir auch bei ihr jedes wirkliche Verdienst gebührend anerkennen. Wir sind ja in der Lage, die eigenthümlichen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, vollständiger zu würdigen als mancher andere.

Wenn wir in der Auseinandersetzung unserer eigenen Reformvorschläge die Verdienste unserer Vorgänger nicht ausdrücklich erwähnen, so geschieht dies nur darum, um uns so kurz wie möglich zu fassen. Wir haben überdies einen weitern Kreis des Publikums im Auge als jene, die sich wesentlich nur an die eigentlichen Schulmänner wenden und danach ihre Darstellungsweise bestimmen. So erwünscht es uns auch sein würde, wenn uns ein recht großer Theil unserer Pädagogen mit Aufmerksamkeit folgen und unsere Vorschläge nicht blos billigen, sondern auch praktisch machen wollte, so sind wir doch überzeugt, daß der Druck der öffentlichen Meinung auch mit dazu gehört, um hier eine gedeihliche Veränderung zu bewirken. Bisher war er aus leicht begreiflichen Gründen noch nicht so stark, als er sein sollte. Es wäre uns die beste Belohnung unsers Strebens, wenn es uns gelänge, ihn zu verstärken und auf die rechte Stelle hinzulenken. Unsere Vorschläge unterscheiden sich darin von andern, mit denen sie sich in Inhalt und Form vielfach berühren, daß sie ebenso sehr die allgemeine Stellung des Fachs zu der Schulbildung und damit zu dem nationalen Leben überhaupt im Auge haben, wie sie auf die thatsächlich herausgearbeiteten Schulzustände Rücksicht nehmen und diesen durch Eingehen in die concreten Verhältnisse die praktische Vermittelung jener allgemeinen Sätze ermöglichen sollen. Gewöhnlich wird nur das eine oder das andere Ziel verfolgt und daran mag zum guten Theil die Schuld liegen, daß so wenige von den vielen wohlgemeinten Wünschen bisjetzt Erfolg gehabt haben. Sie sind entweder zu doctrinär-idealistisch, als daß die gegebenen Zustände nach ihnen gemodelt werden könnten, oder sie haften zu sehr am einzelnen und sehen dann den Wald vor lauter Bäumen nicht. Wir glauben, ohne das Allgemeine, die Idee als den eigentlichen Lebenskeim aufzuopfern, doch auch allem factisch Bestehenden in der Schule gerecht wer-

den zu können und Reformen zu empfehlen, die wirklich Reformen und keine Revolutionen sind. Wir werden uns überall bemühen, nachzuweisen, wie Theorie und Praxis häufig wenigstens instinctiv schon das richtige Ziel erkannt haben und wie es nur darauf ankommt, dies instinctive Moment in die Klarheit des Begriffs umzusetzen, wie man mit den vorhandenen Kräften und Mitteln, falls sie nur zweckmäßig verwandt werden, wirklich etwas ganz anderes, nämlich das leisten könne, was uns als die Aufgabe des Fachs vorschwebt.

Der bessern Uebersicht halber soll der Weg wieder beschritten werden, auf dem wir die factischen Zustände des deutschen Unterrichts auf den verschiedenen Stufen unserer Schulen gemustert haben. Wir beginnen also auch jetzt wieder mit der Volks- oder Elementarschule.

Wir sind mit dem nächsten praktischen Ziel, welches sich unser Fach hier steckt, völlig einverstanden. Die Kinder sollen einen möglichst correcten mündlichen und schriftlichen Ausdruck in ihrer Muttersprache erlernen und ihn als festen Erwerb aus der Schule mit ins Leben nehmen. Ob dazu aber der grammatikalische Curs, wie er jetzt gewöhnlich noch betrieben wird, sehr behülflich ist? Wir glauben: nein. Sollen dem Kinde überhaupt die Elemente der sogenannten allgemeinen Grammatik beigebracht werden, so eignet sich freilich nur die Muttersprache zum stofflichen Mittel. Aber diese allgemeine Grammatik ist, zumal in ihrer völlig ungerechtfertigten und unwissenschaftlichen Uebertragung auf das Deutsche, kein so nothwendiges Bildemittel für den kindlichen Geist, als ihre Vertreter annehmen. Soll sie nur zu einer Art von allgemein logischer Propädeutik benutzt werden, so erfordert dies von seiten des Lehrers viel mehr Aufwand an geistiger Kraft, als wenn er einfache und der Fassungskraft der Schüler angepaßte Denkübungen anstellte, wie sie unter diesem Namen ja häufig schon vorkommen, gewöhnlich neben der Grammatik. Die auf diese verwandte Zeit würde dann für andere Zwecke disponibel werden, und somit würde sich auch von der Seite her, von woher oft Einwände gegen eine weitere Ausdehnung des deutschen Unterrichts gemacht werden, eine große Schwierigkeit von selbst erledigen.

Desto mehr müßte die Lektüre in den Vordergrund gestellt werden. Sobald die technische Arbeit des Lesenlernens reinlich erledigt ist, jedenfalls nicht eher, kann sie mit ihren höhern Aufgaben eintreten. Die Lektüre hat einmal den Zweck, den Schüler mit dem correcten Sprachausdruck bekannt zu machen, dann ihn auf eine seiner Fassungskraft entsprechende Weise in das geweihte Gebiet der Nationalliteratur einzuführen. Beides kann auch auf der untersten Schulstufe ausreichend geschehen. Man werfe ein für allemal jene abgeschmackten Lesebücher beiseite, die nur dazu dienen, den kindlichen Geist zu einem kindischen zu machen, also das Entgegengesetzte von dem hervorbringen, was

das Ziel des gesammten Schulunterrichts sein soll. Freilich kann man weder Goethe noch Schiller von Anfang bis zu Ende in der Volksschule lesen, so wenig wie in irgendeiner andern Schule, mag sie noch so vornehm benannt sein. Aber man kann dem Kinde eine Auswahl aus dem Besten, was unsere Sprache geschaffen hat, bieten. Der Spruch: „Das Beste ist gerade gut genug für unsere Kinder“, gehört ja zu den gewöhnlichsten Gemeinplätzen dieses Tags: warum sündigt man hier in der Praxis so gröblich dagegen? Man antwortet vielleicht: es gibt keine solchen Bücher, wie sie hier vorausgesetzt werden. Wir wissen, daß es keine solchen gibt und ziehen daraus den Schluß, daß sie gemacht werden müssen. Unsere classische Literatur — um das immerhin bedenkliche Wort zu gebrauchen — enthält genug dem kindlichen Geiste homogenen Stoff, an dem derselbe sich emporranken und großwachsen kann und wird, wenn ihm nur die Gelegenheit geboten ist. Schwerer wird es sein, die Ueberfülle zu beschränken, aber darin muß die pädagogische Routine selbstverständlich das richtige Maß finden; wozu wäre sie sonst Routine?

Die Lektüre darf aber freilich nicht ein bloßes mechanisches Lesen der Schüler, ebenso wenig ein bloßes Vorlesen des Lehrers sein. Wir können sie nur dann für fruchtbar halten, wenn sie zuerst für einen dem Inhalt entsprechenden richtigen und guten Vortrag sorgt, was durch fortwährendes Zusammenwirken der Selbstthätigkeit des Schülers und der mustergebenden Nachhülfe des Lehrers zu erzielen ist. Daran schließt sich von selbst eine dem kindlichen Fassungsvermögen angepaßte erklärende Besprechung des Inhalts. Natürlich läßt sich für die Behandlung im einzelnen hier keine Norm aufstellen, da sie sich so gänzlich der Individualität der Schule und der Schüler anzupassen hat und daneben so sehr von der Individualität des Lehrers abhängt. Nur das Eine möge noch hervorgehoben werden: es gilt dabei, die feinern Kräfte des kindlichen Geistes zu wecken und in Thätigkeit zu setzen. Es handelt sich nicht um positives Wissen, was so nebenbei in diesen Stunden mit erworben werden kann, auch nicht um die Bildung der Urtheilskraft oder des Verstandes, sondern um die Entfaltung des Schönheitssinns, um die Aufschließung der Seele für die tiefsten und wärmsten Eindrücke, deren sie überhaupt fähig ist. Daher wird hauptsächlich, aber natürlich nicht ausschließlich, Poesie zu bieten sein und aus ihr wieder die Lyrik unserm Zwecke am besten dienen, wie wir nicht weiter ausführen wollen, da wir glauben, daß jeder Sachverständige unsere Ansicht entweder theilt oder sich ihr zuwenden wird, wenn er sie durchdenkt.

Die Lektüre wahrhaft mustergültiger Beispiele kann nun weiter als das gesundeste Hülfsmittel für die schriftlichen Uebungen im Deutschen verwandt werden. Wir halten es nach unserer Erfahrung für viel ge-

rathener, das Kind nur zum Nachschaffen eines in sich vollendeten Originals und nicht zu dem Scheine eines Selbstschaffens anzuleiten, wie es durch die gewöhnlichen Themata freier Ausarbeitungen geschieht, auch wenn sie noch so sehr der Bildungsstufe des Schülers entsprechend gewählt werden und sich der Lehrer noch so große Mühe gibt, sie dem kindlichen Verständniß und der kindlichen Kraft anzupassen. Was von dem Kinde als Lektüre aufgenommen und zu einem Bestandtheil seines Geisteslebens gemacht worden ist, das kann auch von ihm — versteht sich nicht bis auf jeden Buchstaben nnd jedes Komma — reproducirt werden. Am wenigsten würde sich ein solches steriles Reproduciren bei den poetischen Musterstücken eignen, denn um keinen Preis dürfte der Lehrer in dieser Schule etwa Anlaß zu Versdilettantereien geben. Dafür wird an ihnen eine treffliche Gelegenheit geboten, zu einer relativ freiern Bewegung im Ausdruck fortzuschreiten, wenn ihr Inhalt in die Form der gewöhnlichen Darstellung, in Prosa umgesetzt wird.

Endlich, aber nicht zuletzt an Bedeutung, seien auch noch die Gedächtnißübungen erwähnt, die sich mit der Lektüre verbinden müssen. Sie werden im allgemeinen von der pädagogischen Theorie und Praxis der Gegenwart durchaus nicht nach ihrem wahren Werth geschätzt. Ohne Zweifel hat die Schule der ältern Zeit darin zu viel gethan, aber die Reaction dagegen geht jetzt viel weiter, als es sich mit dem Ziele einer harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte verträgt. Man vergißt, scheint es, daß das Gedächtniß auch eine Geisteskraft, und zwar nicht die niedrigste ist. Man fürchtet sich auf eine komische Weise vor Ueberladung des Gedächtnisses und schreibt ihr gefährliche Folgen für die Entfaltung der übrigen Geisteskräfte zu, die sie doch nur dann haben könnte, wenn sie wirklich stattfände. Aber was man darunter versteht, ist nichts weiter als eine gründliche und ernstliche Anstrengung einer Geisteskraft, durch welche naturnothwendig alle übrigen gefördert werden.

So möge denn schon der Schüler der Volksschule möglichst viel von dem Stoffe, den ihm die Lektüre gibt, geradezu auswendig lernen. Vorausgesetzt freilich, daß ihm der rechte Stoff geboten wird. Dann wird er es auch gern thun, wenn auch vielleicht der Anfang etwas schwer werden sollte, weil auch die Jugend der Gegenwart instinctiv von dem ihr sehr bequemen Vorurtheil gegen den „todten Gedächtnißkram" besessen ist. Was gelernt wird, muß durch methodische Uebung so fest eingeprägt werden, daß es fürs ganze Leben bleibt. Da wir voraussetzen, daß nur solches gelernt wird, was in sich die Berechtigung dazu hat, so ist diese eigentlich selbstverständliche Forderung für alles Lernen entschieden festzuhalten. Sie trägt zugleich dazu bei, den Werthbegriff, den Schüler und Lehrer von dem deutschen Unterricht haben, so zu erhöhen, wie wir es nach seiner innern Bedeutung fordern.

Nimmt der Schüler auf diese Art einen Vorrath wahrhaft großer und schöner Eindrücke von der Schule mit in das Alltagsleben, in dessen niedrigstes Treiben er gewöhnlich unmittelbar übergeht, so entsteht dadurch für die innere Reform des ganzen Volksgeistes ein nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn. Verbinden sich hiermit die Reminiscenzen der eigentlichen Lektüre aus der Schulzeit und der Erläuterungen und Andeutungen, die ein verständiger Lehrer dazu gegeben hat, so ist ein ideales Element in eine Volksschicht eingeführt, die mehr als jede andere eines solchen bedarf und sich gewöhnlich vergebens danach sehnt. Wir sehen nicht ein, warum nicht auch der niedrigste Mann aus dem Volke ein Lesebedürfniß haben soll — und er hat es thatsächlich, wie die Erfahrung zeigt — auch nicht, warum er nicht ein wahrhaft gutes Buch, oder sagen wir es geradezu, die Werke unserer Heroen des Geistes in die Hand nehmen und in seiner Art verstehen und genießen soll, wenn er schon auf der Schule an solche reine Speise gewöhnt und von ihrem Dasein unterrichtet worden ist, was ohne allen literargeschichtlichen Prunk als ungezwungene Begleitung und Erläuterung der Schullektüre geschehen kann und muß.

Für die nächsthöhere Stufe der Schule, die wir als Bürgerschule bezeichnet haben, wüßten wir keine im Wesen verschiedene Methode und kein anderes Ziel des deutschen Unterrichts vorzuschlagen als die eben umrissenen. Die Gründe dafür sind schon oben entwickelt, wo wir die allgemeine Stellung dieser Schulen zu dem Volksleben betrachtet haben.

Auch hier mag der grammatikalische Unterricht, wo er schon besteht, wegfallen: eine Ausdehnung desselben würden wir in jedem Falle für schädlich halten. Weder Lehrer noch Schüler sind für einen wahrhaft erfolgreichen Betrieb desselben geeignet, und wenn vollends in den obern Klassen, wie häufig, noch die Erlernung einer fremden Sprache, sei sie eine alte oder moderne, daneben hergeht, so ist er doppelt überflüssig. Vielleicht kommt einst eine Zeit, wo die Früchte der echt wissenschaftlichen deutschen Grammatik auch dieser Schulstufe zugute kommen können. Aber bis dahin ist es noch weit, muß die Wissenschaft und die Schule noch manche Metamorphosen erleben, und unsere Vorschläge halten sich hier wie überall an die unmittelbare Wirklichkeit, um praktisch zu sein oder zu werden.

Dagegen kann keine der strengern Forderungen an die Lektüre und die Gedächtnißübungen erlassen werden. Schon hier, wo sich der Lehrstoff vermehrt, liegt die Gefahr nahe, daß das Deutsche als Nebensache behandelt werde. Dem wird sehr einfach dadurch abgeholfen, daß man den Schüler veranlaßt, seine Kraft dafür ebenso anzuspannen wie für die andern Fächer. Auch hier wird man sich im ganzen noch mit kürzern Lesestücken begnügen müssen, wozu man auf Chrestomathien

verwiesen ist, die freilich auch für diese Schulen, so gut wie für die Volksschule, noch zu schaffen sind. Auch hier wird die Poesie vorzugsweise berücksichtigt werden müssen, wie sich namentlich zum Auswendiglernen nach unserer Ueberzeugung überall nur poetische Stücke eignen. Besäßen wir so wohlfeile Ausgaben einzelner classischer Werke, wie sie die Schule braucht, so würde das Haupthinderniß, was hier der Lektüre größerer poetischer Schöpfungen entgegensteht, beseitigt sein. Unter der Leitung des Lehrers, den wir als den geeigneten Vertreter des Fachs voraussetzen, steht nichts im Wege, daß hier nicht schon „Hermann und Dorothea", „Nathan", und anderes gelesen und verstanden werden sollte. Auch hier darf die Literargeschichte noch nicht selbständig auftreten, nur ihre wichtigsten Thatsachen sind als erläuterndes Material für die Lektüre heranzuziehen, zugleich als ein Fingerzeig für die selbständige Beschäftigung des Schülers, wenn er die Schule verlassen hat und durch die auf ihr erhaltenen Eindrücke für die Sache des Schönen und Guten gewonnen ist.

Der größte Theil der Zöglinge dieser Schulen geht von ihnen unmittelbar in das praktische Leben, nur der kleinere benutzt sie als Vorbereitungsanstalt für Gymnasium und Realschule. Jene Mehrzahl wendet sich Berufskreisen zu, die in ihrer jetzigen Gestaltung, wenn man es offen sagen will, keine reinere und bessere Atmosphäre haben als die untern Stände des Volks. Es fehlt ihr ebenso sehr an allen idealen Bestandtheilen wie dieser, und was die Neuzeit mitunter dafür nimmt, z. B. eine gewisse Betheiligung an der Tagespolitik oder an allerlei Vereinsgeselligkeit, Turn- und Gesangsvereinen 2c., kann so, wie es jetzt noch gewöhnlich auftritt, nicht ohne weiteres als ein solcher gelten. Nirgends ist die eigentlich nüchterne und grob materialistische Auffassung und Haltung des Familien- und Einzellebens in der Praxis bedenklicher vertreten als in diesen Schichten, die mit einer souveränen Verachtung auf den „Pöbel" herabsehen, eigentlich nur, weil sie besser essen und trinken, wohnen und schlafen und weniger hart arbeiten als er. Freilich soll es die „Bildung" machen, daß sie sich aus der Masse herausheben, aber es ist besser, nicht genauer zu erforschen, wie es mit dieser Bildung beschaffen ist. Unter Tausenden solcher „Gebildeten" hat bisjetzt kaum Einer sich mit den Schätzen unserer Nationalliteratur befreundet, viele wissen nicht einmal, daß sie existiren. Für diese grenzenlose Misère des Geistes soll die Schule in der rechten Pflege des deutschen Unterrichts Abhülfe schaffen; und sie kann es, wenn sie nur will. Unsere künftigen Bürger, Handwerker mit selbständigem Betrieb, kleinere Kaufleute und die tausend Branchen des niedern Geschäftsverkehrs, die sich mit seiner großartigen Erweiterung herausgebildet haben, sollen auf der Schule für ihr ganzes Leben lesen lernen und werden es

auch, wenn sie sich dort gewöhnt haben, gründlich und mit geistiger Hingabe es zu thun. Ihnen stehen in ihrem spätern Leben ganz andere Hülfsmittel an Zeit und Geld zu Gebote als dem eigentlichen Arbeiter, daher denn auch die Forderung an sie, daß sie ihre begünstigtere Stellung durch eine energischere Theilnahme an dem Genuß der großen Geistesgüter der Nation documentiren und verdienen. Leihbibliotheken der schlechtesten Sorte und zweideutige Theaterstücke haben bisher in diesem Kreise ihre besten Kunden gehabt. Es ist Zeit, daß dies gründlich anders werde, damit diese Stände wieder einen geistigen Fonds gewinnen, durch den sie sich allein im Genuß der socialen Vortheile halten können, die ihnen meist ohne ihr Verdienst zugefallen sind.

Wir stehen vor der höchsten Stufe unserer für die allgemeine Jugendbildung bestimmten Schulen, vor dem Gymnasium und der Realschule. Die wissenschaftliche Basis, auf welcher hier das gesammte Unterrichtssystem ruht, fordern wir auch für unser Fach. Die Theorie und Praxis ist uns hier, wie schon ausgeführt wurde, theilweise weit genug entgegengekommen, theilweise sogar über das Ziel hinausgegangen, das wir für das allein gerechtfertigte halten. Jahr für Jahr macht der deutsche Unterricht äußerlich und innerlich erhebliche Fortschritte: äußerlich, indem er widerstrebende Anstalten und Persönlichkeiten zu Concessionen nöthigt, an die sie noch vor kurzer Frist nicht dachten, innerlich, indem sich seine Methode läutert und fruchtbar gestaltet. Trotzdem bleibt noch so viel zu thun übrig, wenigstens was die innerliche Vervollkommnung des Fachs betrifft, und die Fehler, die noch fortwährend begangen werden, sind so groß und doch wieder so leicht abzustellen, daß wir es für unsere Pflicht halten, auch hier mit unsern positiven Verbesserungsvorschlägen hervorzutreten. Die allgemeine Einbürgerung des Fachs auf allen hierher gehörigen Schulen können wir getrost der Zeit überlassen: sie wird dieses Werk bald genug vollbracht haben. Es liegt uns aber sehr viel daran, daß gerade in einem so kritischen Moment des Werdens und Wachsens, des Schwankens und Tastens die Begriffe möglichst geläutert und die Thatkraft möglichst gestählt werde.

So weit sonst die Aufgaben des Gymnasiums und der Realschule auseinanderliegen, wenn wir die Vertheilung der Unterrichtsfächer und die relative Betonung der einzelnen hier oder dort berücksichtigen, für das Deutsche müssen an beide dieselben Anforderungen gestellt werden. Daß außerdem hier Naturwissenschaften und Mathematik sammt den neuern Sprachen, dort die classischen Sprachen eine bevorzugte Stellung einnehmen, kann für ein Fach, das weder zu der einen noch zu der andern Gruppe in einer ausschließlichen Beziehung steht, nicht maßgebend sein. Der Voraussetzung nach soll der wissenschaftliche Geist, von welchem alle Unterrichtsfächer hier wie dort getragen werden, der näm-

liche sein. Unsere Realschule behauptet wenigstens mit vollem Rechte, daß sie in dieser Hinsicht nicht hinter dem Gymnasium zurückstehen dürfe. Wir fordern nun als allgemeines Lebensprincip auch für den Betrieb unsers Fachs hier wie dort denselben wissenschaftlichen Geist der Begründung und der Darstellung, dieselbe gewissenhafte Strenge und Genauigkeit des Lehrers gegen die Schüler, wie sie den übrigen Unterrichtsgegenständen zugewendet werden. Es soll und muß der Wahn, daß das Deutsche kein eigentliches Lernfach sei, gründlich ausgetilgt werden, weil er, wie schon gezeigt wurde, noch sehr allgemein verbreitet ist. Und zwar haben sich Gymnasium und Realschule darin nichts vorzuwerfen: er ist auf dieser wie auf jenem zu finden und seine traurigen Folgen sind überall die nämlichen. Da sich der Cursus unserer Realschulen bis zu der Altersstufe ausdehnt, auf welcher auch der Gymnasialcursus aufhört, da die Schüler von jener aus, falls sie ihre Studien weiter fortsetzen, auf Anstalten übergehen, die auf derselben Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen stehen wie die Universität, auf welche das Gymnasium die Mehrzahl seiner Zöglinge überführt, so ist kein Grund vorhanden, weshalb der deutsche Unterricht auf den Realschulen nicht genau bis auf dieselbe Grenze geführt werden sollte, die dem Gymnasium hier gesteckt ist.

Daß sich die Aufgaben des Fachs auf diese Schulstufe im Gegensatz zu der vorhergehenden nicht blos innerlich vertiefen, sondern auch äußerlich vervielfältigen, bedarf keiner Bemerkung. Wir halten dafür, daß hier ein eigentlicher grammatischer Curs neben einem literarhistorischen und neben der Lektüre sammt den praktischen Uebungen, die sich an sie schließen, geboten sei. Auch glauben wir, daß alle drei genannten Hauptzweige schon in den untersten Klassen der Gymnasien und Realschulen zu beginnen haben, falls diese nicht, wie allerdings häufig, auch eigentliche Elementarschulen als vorbereitende Stufen in sich einschließen. Für sie gelten natürlich die Normen, die wir für die selbständigen derartigen Anstalten gefunden haben. Die drei Zweige müssen durch alle Klassen bis zum Schlusse des ganzen Cursus gepflegt werden, allerdings nicht jeder überall gleichmäßig, sondern in einer gewissen organischen Reihenfolge der relativen Bevorzugung, wie sich sogleich ergeben wird.

Unter deutscher Grammatik verstehen wir hier nur das, was die Wissenschaft selbst darunter versteht. Durch die Vereinigung der rein historischen und der sprachvergleichenden Methode ist sie zu einer innern Bedeutung emporgewachsen, die ihr den ersten Rang unter allen ihren Schwesterdisciplinen sichert. Wir verlangen nun nicht etwa, daß der Schüler mit der unendlichen Masse des hier aufgehäuften Stoffs überladen werde. Was wir verlangen, kann in allem Betracht geleistet werden und ist für unser Ziel genügend. Es sollen weder Kenntnisse

vorausgesetzt werden, die die Schüler nicht haben können, noch solche im flüchtigen Vorüberhuschen von ihnen aufgerafft werden, um einen Tag damit zu prunken und sie dann für immer zu vergessen. Man gehe von den grammatikalischen Erscheinungen des gegenwärtigen deutschen Sprachstandes aus und begründe diese, also den eigentlich lebenden und lebenschaffenden Organismus unserer Sprache, durch die Hülfsmittel, welche die Geschichte der Sprache an die Hand gibt. Zur Verdeutlichung bieten sich dann noch weiter die Analogien aus den classischen Sprachen für den Gymnasialunterricht, aus den übrigen lebenden Sprachen für den Realunterricht. Die Principien der wissenschaftlichen Sprachvergleichung müssen einem solchen Verfahren die Grundlage geben, aber der Lehrer darf sie nur in ihrer praktischen Anwendung, nicht in ihrer eigentlich gelehrten Methodik dem Schüler nahe bringen. Wir verwerfen demnach auch alles weitere Eingehen in das grammatikalische Material unserer ältern Sprachperioden, mögen sie gothisch oder althochdeutsch oder wie sonst heißen. Nur soweit die Vergangenheit die lebendige Erklärung der Gegenwart ist, darf sie hier berücksichtigt, so weit muß sie aber auch erschöpfend und deutlich herangezogen werden.

Diese so betriebene deutsche Grammatik würden wir vorzugsweise den obern Klassen zuweisen, aber doch schon in der untersten mit ihr beginnen. Die Vertheilung des Stoffs können wir hier im einzelnen nicht vornehmen, wie ja überhaupt hier nur die leitenden Gesichtspunkte und nicht das Detail festgestellt werden soll. Sind jene aber erkannt und aufgenommen, so wird sich dieses nach unberechenbaren Ansprüchen individueller Schulzustände überall anders gestalten können, ohne daß die Sache selbst darunter leidet.

Die Literargeschichte nimmt jetzt einen unverhältnißmäßig großen Raum auf vielen höhern Schulen ein, während sie auf andern gar nicht vertreten ist. Sie hat das Recht, überall eingebürgert zu werden, aber sie muß ihre übertriebenen Prätensionen aufgeben. Wir können sie auch hier nur als ergänzendes Mittelglied zwischen dem grammatikalischen Unterricht und der eigentlichen Lektüre anerkennen. Danach richtet sich ihr Betrieb, wie wir ihn uns als allein zweckmäßig denken. Sie soll die geschichtliche Begründung der Gegenwart sein, der unmittelbar lebendigen Bestandtheile der Literatur, zugleich auch die Ergänzung der Theile, die dem Schüler nicht unmittelbar vor Augen treten. Demgemäß muß sie sich nicht kritisch-reflectirend über den Stoff stellen, denn sie soll ihn erst überliefern, aber auch nicht ein bloßes statistisches Conglomerat von Notizen sein. Sie soll deutliche und lebenskräftige Bilder zeichnen, die sich nicht dem Gedächtniß, sondern der Phantasie und dem Gefühle einprägen und die gesammte geistige Thätigkeit des Schülers anregen und be-

schäftigen. Eine relative Ungleichförmigkeit in der Vertheilung des Stoffs wird eher ein Vorzug als ein Mangel sein, wenn sie nicht durch Liebhabereien des Lehrers, sondern durch die klar erkannten Bedürfnisse des Schülers veranlaßt ist. Sie beschränke sich, wie jeder geschichtliche Unterricht, in ihren Anforderungen an das Gedächtniß auf das geringste Maß, aber dies muß auch unnachsichtlich erfüllt werden. Auch hier muß für das ganze Leben gelernt werden; bei gewöhnlichen geschichtlichen Jahreszahlen und Namen wird das als selbstverständlich angesehen, nur die Daten der deutschen Literargeschichte gelten als eine leichtere Waare, die von dem Gedächtniß rasch wieder über Bord geworfen zu werden pflegt. Diese Grundverkehrtheit, an der fast überall der Unterricht in diesem Fache krankt, darf nach unserer Auffassung nicht eine Stunde länger geduldet werden.

Wir halten die mittlern und obern Klassen für die rechte Heimat des rechten literargeschichtlichen Unterrichts, wie wir ihn uns denken, ohne die untern Klassen ganz davon ausschließen zu wollen. Auf derselben Stufe glauben wir auch der Grammatik ihre eigentliche Pflegestätte anweisen zu müssen, und diese soll, insofern sie wesentlich sprachgeschichtlich betrieben wird, der Literargeschichte überall ergänzend zu Hülfe kommen, wie umgekehrt wieder jene an diese ihre Beispiele und Erläuterungen anknüpfen kann.

Für die Lektüre sind unsere Forderungen nicht so einfacher Art. Zunächst versteht es sich von selbst, daß wir hier kein Stückwerk mehr dulden können, wie wir es auf den niedern Schulen noch erträglich, wenn auch nur theilweise gerechtfertigt fanden. Es soll nicht aus der oder jener Tragödie von Schiller gelesen werden, sondern diese selbst. Der Begriff eines großen fertigen Kunstwerks, der höchste, zu welchem sich die receptive Seite des menschlichen Geistes erheben kann, muß hier in aller seiner Fülle geboten werden. Um so mehr, da die jetzige Art des Unterrichts in den übrigen Sprachen, seien sie die classischen des Gymnasiums oder die modernen der Realschule, es mit sich zu bringen pflegt, daß die Lektüre sich immer nur von einem Fragment des Homer zu einem des Plato u. s. w. bewegt und nirgends etwas Ganzes und Abgeschlossenes vorgeführt wird. Mit dem bloßen Lesen ist es natürlich nicht gethan: wir rechnen auf eine Interpretation, wie sie jedem Autor einer andern Literatur, die die Schule pflegt, zutheil wird. Sie muß formell und materiell erschöpfend sein für das Fassungsvermögen und den ganzen geistigen Standpunkt des Schülers. Sie braucht deshalb weder minutiös noch langweilig zu sein, wie es die Erklärungen fremder Literaturwerke häufig sind. Da der sprachliche Stoff hier an sich keine materiellen Schwierigkeiten bietet, die dort immer vorhanden sind oder hineingezogen werden, so ist die Aufgabe des Lehrers insofern eine

leichtere. Freilich aber auch eine schwerere, wenn die rechte Weihe und Vertiefung des Geistes, die die Würde des Gegenstandes fordert, nicht blos in ihm selbst leben, sondern auch von ihm aus in den Schülern erzeugt werden soll. Doch fehlt es im Bereiche unserer Erfahrung nicht an Beispielen, daß diese Schwierigkeiten überwunden werden und daß sich ein dauernder Gewinn aus solchem Thun ergibt, das von so vielen echt zünftigen Geistern noch gründlich verachtet wird.

Auch hier wird die Detailbehandlung dem einzelnen Fall überlassen bleiben müssen und wir hüten uns, hierfür gute Lehren geben zu wollen. Nur so viel sei gesagt: ein thätiges Zusammenwirken des Lehrers und der Schüler scheint uns auch hier der nützlichste Weg zum Ziele. Der Lehrer soll nicht blos schön vorlesen — etwa gar sich darauf etwas zugute thun — und an das Vorgelesene seine geistreichen oder nicht geistreichen Einfälle knüpfen. Der Schüler möge sich selbst zu einem würdigen Vortrage des Kunstwerks emporarbeiten, das er genießen und verstehen lernen soll. Bequemer für ihn und für den Lehrer ist jener erste Weg, aber er ist es, auf dem die Schule sehr leicht zu einem behaglichen Halbschlummer gelangt und diesen als den natürlichen Geisteszustand in dem deutschen Unterricht anzusehen sich gewöhnt.

Wenn wir außerdem auch hier die Forderung erheben, daß möglichst viel und möglichst fest auswendig gelernt werde, so wissen wir, daß wir hier noch mehr als auf einer niedern Schulstufe eine weitverbreitete Abneigung bei Lehrern und Schülern gegen uns haben. Wir weisen sie einfach zurück, wie wir sie bereits zurückgewiesen haben, als ein Resultat von Gedankenlosigkeit und Trägheit im saubern Bunde miteinander. Unsere Jugend der Gymnasien und Realschulen kann nicht zu viel von dem besten Besitze ihres Volkes im Gedächtniß mit in das Leben hinübernehmen. Sie hat außerdem allerlei zu lernen, das wissen wir. Wir wissen aber auch, daß ein jugendliches Gedächtniß, wenn es richtig behandelt wird, eine sehr große Receptivität besitzt. Nur wenn es confus gemacht oder verzärtelt wird, leistet es nichts, wovon die jetzige Jugend im Durchschnitt ein so trauriges Zeugniß ablegt. Oder sollte unsere deutsche Jugend von Natur nicht das zu leisten vermögen, was die französische ohne besondere Anstrengung leistet? Letztere nimmt aus der Schule in das Leben als einen dauernden Schatz eine reiche Auswahl der besten Stellen ihrer Classiker mit — nicht im Bücherschrank, sondern im Kopfe. Oder verdienten es etwa unsere Classiker weniger als die französischen?

Wir begnügen uns nicht mit der classischen Literatur der Neuzeit, wir fordern auch innerhalb bestimmter Grenzen eine Wiedererweckung älterer Haupt- und Kernwerke. Auch hierin hat die Wirklichkeit schon begonnen, dasselbe Ziel zu erstreben, nur geschieht es noch zu sporadisch

und ohne klare Abwägung des Zwecks und der Mittel, daher meist mit einem dilettantischen Anstrich, der weder diesem einen Gegenstand, noch der Geistesentwickelung der Jugend überhaupt förderlich ist. Die Literaturerzeugnisse, die wir im Auge haben, gehören einer Periode der Sprache an, auf welche die Grammatik, wenn sie in unserm Sinne betrieben wird, nothwendig so weit eingehen muß, daß dem Schüler von dieser Seite her keine Hindernisse des Verständnisses im Wege liegen. Die Sprache der Glanzperiode des eigentlichen Mittelalters, das gebildete Mittelhochdeutsch, ist das Idiom der Nibelungen, Wolfram's von Eschenbach und Walther's von der Vogelweide. Diese drei dürfen keinem Deutschen, der sich einer wissenschaftlichen Bildung rühmt, unbekannt bleiben. Er soll aber nicht blos in sie hineingesehen, sondern sie wirklich gelesen haben, wie er Virgil, Horaz, Homer liest. Wenn schon in den mittlern Klassen begonnen wird, auch nur wöchentlich eine Stunde auf eine solche interpretirende Lektüre zu verwenden, so kann bis zu dem Schlusse des Schulcursus das uns vorgesteckte Ziel recht wohl erreicht sein. Auch hier wollen wir keine Fragmente, sonders etwas Ganzes, wobei z. B. freilich nicht ausgeschlossen ist, daß der Lehrer eine verständige Auswahl unter dem reichen Liederschatz eines Walther trifft oder in der Lektüre der Nibelungen sich nur an die Theile hält, welche die Kritik Lachmann's als echt bezeichnet hat. Gleichviel ob er selbst von der Unumstößlichkeit ihrer Resultate überzeugt ist oder nicht, kann er dem Schüler doch auf diese Weise mit bedeutender Zeitersparniß ein organisches Ganze vorführen, das größere Wirkung thut als die breite Verschwommenheit des gewöhnlichen Textes.

Wir verhehlen uns nicht, daß man von allen Seiten Einwendungen vorbringen wird gegen alle unsere Reformvorschläge, nicht blos etwa gegen diese oder jene Einzelheit, wie die zuletzt geforderte Heranziehung der Literatur des Mittelalters. Wir können im voraus nicht darauf eingehen, obwol wir voraussehen, daß man sie benutzen wird, um eine an sich schon lange als nothwendig erkannte Verbesserung noch länger zu vertagen. Nur einen einzigen davon wollen wir noch berücksichtigen, weil er, wenn er wirklich gegründet wäre, allerdings unsere ganze Bemühung illusorisch machen würde. Es wird heißen: „Woher soll die Zeit dazu kommen? Unser Schulplan ist schon gemacht, jedes Fach hat seine zugemessene Zeit, und zwar die möglichst geringe, weil wir anders dem Andrange des immer wachsenden Lehrstoffs nicht gewachsen wären.“ Gewiß erfordert der deutsche Unterricht so, wie wir ihn organisirt wollen, mehr Zeit, als ihm bisher zugewandt wurde, doch auch nicht so viel mehr, als daß sie nicht geschafft werden könnte. Wir bemerken dazu auch noch, daß wir nur von den Gymnasien und den Realschulen sprechen; für die Volks- und Bürgerschule reicht die bisher

verwandte Zeit aus, sie muß nur anders als bisher benutzt werden. Für die höhern Schulen formuliren wir hiermit sogleich unsere Forderung: fünf bis sechs Stunden wöchentlich. Soviel wir sehen, werden im Durchschnitt bisjetzt drei bis vier darauf verwandt. Zwei bis drei Stunden mehr lassen sich aber, wenn man nur will, recht wol hier und dort gewinnen, ohne die Stundenzahl im ganzen zu vermehren, was wir durchaus nicht für gerathen halten. Ist erst das rechte Bewußtsein von der Würde des Gegenstandes in allen Schulen und in allen einzelnen Gliedern des Lehrstandes so lebendig geworden, wie es die Ehre der Schule und der Nation erfordert, so wird man bald wissen, wo man sparen kann, um es hier zuzulegen, ohne der Leistungsfähigkeit der Schule im übrigen Eintrag zu thun.

Wir können unsern Gegenstand nicht verlassen, ohne noch ein Bedenken erwogen zu haben, das uns weniger von andern entgegengehalten werden wird, als daß wir es selbst erhöben. Wir haben bei der Formulirung unserer Ansprüche an den deutschen Unterricht immer vorausgesetzt, daß er sich in den Händen von Lehrern befinde, die dazu qualificirt sind. Gibt es solche Lehrer? oder vielmehr, ist die Durchschnittsbildung derselben, die allein berücksichtigt werden darf, so beschaffen, daß sie unsern Ansprüchen genügt? Die Antwort darauf wollen wir nicht schuldig bleiben, selbst auf die Gefahr, daß ihre Offenheit manchen verletzt.

Wir unterscheiden die beiden großen Gruppen der Elementarlehrer und der für die eigentlich gelehrten Anstalten gebildeten.

Unsere Elementarlehrer bringen, wie wir noch einmal ausdrücklich anerkennen, dem deutschen Fache meistens eine wirkliche und herzliche Neigung zu. Sie wünschen, auch in ihrem Felde zu zeigen, daß sie sich als lebendige Glieder im Organismus der nationalen Bildung fühlen gelernt haben und daß sie der höhern Ansprüche auf allseitige Beachtung ihrer Leistungen, die sie an die Nation mit so großem Rechte und nach so langer schmählicher Vernachlässigung erheben, auch dadurch sich würdig machen müssen, daß sie die höchsten nationalen Geistesgüter der heranwachsenden Generation möglichst rein und eindringlich überliefern. Aber ihre Vorbereitung zu einer solchen schönen Aufgabe ist denn doch gewöhnlich eine sehr ungenügende. Sie haben sie auf den Lehrerseminarien erworben, die in ganz Deutschland in allen wesentlichen Dingen so ziemlich nach demselben Typus gemodelt sind. Es ist nicht unsers Amtes und am wenigsten hier, eine Kritik davon zu liefern. Wir halten unser Ziel im Auge und sagen demgemäß nur, daß auf den Seminarien die Ausbildung der künftigen Lehrer zum Unterricht im Deutschen gewöhnlich auf die verkehrteste Art betrieben wird. Man überschüttet die Zöglinge mit Grammatik, und mit welcher Grammatik!

Eben mit der, welche dieselben später als Lehrer wieder der armen Jugend beizubringen beflissen sind. Von dem gegenwärtigen Stande des wissenschaftlichen Betriebs der deutschen Grammatik oder der Grammatik überhaupt ist nach unserer Erfahrung hier noch nichts vernommen worden. Wenigstens läßt sich an der Methode, in der das Fach betrieben wird, an den Lehrbüchern, die gebraucht werden, an den formulirten Forderungen an das Wissen der zu entlassenden Zöglinge nichts davon nachweisen. Nun fehlt es allerdings nicht an einer eigenthümlichen halb populären, halb gelehrten Literatur, in der die Resultate der Wissenschaft weitern Kreisen vermittelt werden. Der Seminarist hätte durchschnittlich Vorbildung genug, um sich darin selbst zu unterrichten, wenn er das Bedürfniß danach empfindet. Es ist aber schwer einzusehen, woher er zu dieser Einsicht gelangen soll. Vorausgesetzt aber, daß etwas geschähe, so stehen doch auf dem Seminar selbst der Mangel an Zeit, die für eine wahre Ueberfülle von Lernstoff schon so nicht ausreichen will, und noch manche andere Hindernisse im Wege. Ist er in die praktische Laufbahn getreten, so hält es aus denselben Gründen noch schwerer, sich in einen ganz neuen Wissenskreis einzuarbeiten. Das Umlernen ist immer viel mühseliger als das einfache Lernen selbst. Wo es doch geschieht, und es geschieht nicht selten, ist das Verdienst um so größer, je mehr es sich gewöhnlich in bescheidener Zurückhaltung darauf beschränken muß, das Richtige zu wollen und zu wissen — und es doch nicht praktisch machen zu dürfen, um nicht die bedenklichsten Collisionen mit dem einmal Hergebrachten zu veranlassen.

Neben der Grammatik wird auch der Literargeschichte gewöhnlich, aber nicht immer, eine Stelle in dem Seminarunterricht gegeben. Sie leidet dann an denselben Gebrechen, die wir schon oben getreu nach der Natur gezeichnet haben, weil es ihr an den beiden nothwendigen Vorbedingungen, Verständniß der Sprachgeschichte und eigener Kenntniß der Literatur selbst, fehlt. Der absolvirte Seminarist bringt häufig einen gewissen Vorrath positiven Wissens mit in die Schule, den er gar nicht oder auf die unpassendste Art verwerthen kann. Wäre ihm auf dem Seminar der Sinn für den Kern des Gegenstandes erschlossen worden, von dem er blos die Schale kennt, so würde er auch als Lehrer sich gerade hierin am leichtesten selbst weiter bilden können. Aber das, was ihm als Literargeschichte geboten wird, ist nicht dazu geeignet, ihm als Führer in den unermeßlichen Hochwald und in das verwirrende Dickicht der deutschen Nationalliteratur zu dienen. Auch hier mag der natürliche gesunde Sinn und die freie Thätigkeit des einzelnen die Lücke, die das Seminar gelassen, ausfüllen; es geschieht, wie wir zugeben, von Jahr zu Jahr häufiger und oft mit einem wahrhaft rührenden Eifer und einer reinen Begeisterung, die des Gegenstandes werth ist. Aber es bleiben

immer nur einzelne, und die Gesammtheit ist so groß und die Schwerkraft des einmal hergebrachten Schlendrians so mächtig!

Es wäre also zu wünschen, daß dem instinctiven Drange, der sich in den bessern Naturen von selbst regt und bereits so erfreuliche Kundgebungen hervorgebracht hat, in einer gründlichen Reform des deutschen Unterrichts auf den Seminarien der rechte Weg gezeigt würde. Auch die mittelmäßigern Kräfte, also die unendliche Mehrzahl, würden dann an dem Gewinne relativ leicht theilnehmen, der jetzt nur den Besten als Frucht schwerer Mühen sich zu erschließen pflegt. Wäre diese Reform erst vollzogen, als deren Ziel sich im allgemeinen das bezeichnen läßt, was wir als die Aufgabe des deutschen Elementarunterrichts bereits ermittelt haben, so würde auch der Betrieb des Fachs auf den Elementarschulen gründlich reformirt werden können. Bis dahin aber, und wir fürchten, daß unsere Seminarien gegen diese Reformforderungen mehr Hartnäckigkeit entwickeln werden als gegen viele andere von zweifelhaftem Werthe, sind wir nur auf die einzelnen Lehrer angewiesen, die je nach den gegebenen Verhältnissen ihrer Schule allerdings vieles von dem durchsetzen können, was wir oben formulirt haben, aber lange nicht alles.

Sollten wir unsere praktischen Vorschläge für die Umgestaltung des deutschen Unterrichts auf den Seminarien noch mit einem Worte näher bestimmen, obgleich wir, wie gesagt, zunächst wenig Hoffnung haben, daß sie durchdringen werden, so würden sie sich am kürzesten dahin zusammenfassen, daß Inhalt, Umfang und Methode dieses Unterrichts dieselben werden sollen, wie sie auf dem Gymnasium und der Realschule nach unserer Auffassung statthaben müssen. Der Bildungsstand der Seminaristen ist zwar nicht derselbe, aber doch ein ähnlicher. Für ihren spätern praktischen Beruf genügt es, wenn sie so viel mitbringen, als ein Schüler jener Anstalten nach unserer Forderung aus den deutschen Stunden mit fortbringen soll. Eine streng fachmäßig gelehrte Bildung hierin von ihnen zu verlangen, wäre ebenso unpassend wie in der Mathematik, Geschichte &c.

Ganz anders verhält es sich mit der andern Hauptmasse der Lehrerschaft, die eine eigentlich gelehrte Bildung auf den Universitäten genossen hat und die gewöhnlich nur an den höhern Schulanstalten verwandt wird. An sie muß natürlich die Forderung gestellt werden, daß sie sich aller Hülfsmittel zu einer wissenschaftlichen Durchdringung des Fachs bedient habe, welche zu erreichen möglich sind. Auf den Universitäten, auf denen diese Klasse künftiger Lehrer ihre Specialausbildung erhält, fehlt es jetzt nicht mehr an der Gelegenheit, germanistische Studien zu treiben. Während der letzten 20—30 Jahre ist dies Fach überall eingebürgert worden; es gibt überall akademische

Lehrer desselben, so gut wie des Griechischen und Lateinischen, wogegen es vor der angegebenen Zeit nur an einigen wenigen Orten vertreten war.

Wenn die gebotenen Hülfsmittel nicht so benutzt werden, wie sie sollten, und wenn eine Menge Candidaten des höhern Lehrfachs den deutschen Unterricht übernimmt, ohne sich um jene Studien irgend bekümmert zu haben, so trifft nur sie allein die Verantwortung. Zu einiger Erklärung dieser noch immer sehr häufigen Thatsache läßt sich nur sagen, daß zu den Beweisen, die über die genügende Vorbildung für den Lehrberuf beim Abgang von der Universität verlangt werden, eine Bekundung der Thätigkeit in den germanistischen Studien auch dann nicht zu zählen pflegt, wenn man den Candidaten ausdrücklich, oder wenn er sich ausdrücklich zur Uebernahme des deutschen Unterrichts für qualificirt hält. Was bei den Prüfungen dieser Art Candidaten für das deutsche Specialfach gefordert zu werden pflegt, ist wissenschaftlich so gut wie nichts. Vielleicht könnte eine Reform hierin, welche die gesunde Vernunft fordert, auch eine Reform in dem Verhalten dieser künftigen Lehrer anbahnen. Jedenfalls ist so, wie jetzt die Verhältnisse liegen, eine genügende wissenschaftliche Universitätsvorbildung in diesem Fache ein freies Werk des einzelnen und um so anerkennenswerther, weil es so ganz ohne alle Nebenrücksichten geleistet wird. Dieses Geschlecht von wahrhaft berufenen Lehrern, dem wir ein möglichst rasches Wachsen an Zahl und Einfluß wünschen, ist es, an welche sich unsere Vorschläge wenden, weil es das ist, von dem sie verstanden und in die Wirklichkeit eingeführt werden können.

Ein Hofmann des 18. Jahrhunderts.

Von

Georg Horn.

I.

Die modernen Höfe haben von Friedrich dem Großen, und noch allgemeiner von Napoleon I. an, einen rein militärischen Zuschnitt erhalten. Der Hofmann des 17. und 18. Jahrhunderts ist eine untergegangene Species des gesellschaftlichen Lebens; nur hier und da erblicken wir dieselbe noch auf der Bühne, und zwar am ausgeprägtesten in den beiden von großen Dichterhänden gezeichneten Figuren: Marinelli in „Emilia Galotti“ und Hofmarschall von Kalb in „Cabale und Liebe“. Beide Gestalten sind Extreme, Marinelli an Bosheit, Kalb an Dummheit; sie gehören einer glücklicherweise überwundenen Zeit an, nach deren Anschauungsweise alles, was von vornehmer Geburt und in hohen Aemtern

war, schlecht und dumm, dagegen alles, was niedrig und arm geboren, gut und redlich sein mußte. Selbst ein so selbständiger Genius wie Schiller fiel in seinen Erstlingswerken dieser krankhaften, wenn auch leicht erklärlichen Sucht anheim; weniger Lessing, dessen Blick in das Leben klarer und gereifter, praktischer war. Lessing's Marinelli, so unmöglich er nach den meisten Bühnendarstellungen auf dem Hofparquet erscheinen muß, wächst doch noch aus dem Boden der gesellschaftlichen Möglichkeit heraus; die kalte Bosheit dieser Hausnatter wird durch ihre Klugheit zugedeckt, und schließlich begegnet der Dichter unsern übrigen Zweifeln mit dem Hinweis auf gesellschaftliche italienische Verhältnisse, in denen sich das Drama abspielt. Kalb dagegen, so komisch diese Figur auf der Bühne auch wirken mag, ist und bleibt nicht nur eine historische, sondern auch eine psychologische Caricatur; er schwebt in der Luft, sein einziger Zusammenhang mit der wirklichen Welt ist die Gehirnfaser des Dichters. Die jugendliche Phantasie Schiller's war von den damaligen traurigen gesellschaftlichen Zuständen erhitzt und nahm Würtemberg für die Welt überhaupt. „Die Räuber" waren eine Aeußerung seines heiligen Zorns, „Cabale und Liebe" nur seines Unmuths; der Unmuth führt zu Extremen und in solchen bewegt sich das ganze Stück.

Wir jetzt Lebenden haben diese Zeit und ihre Kämpfe hinter uns, wir sind ruhiger und gerechter, wir sind objectiv, historisch geworden. Unserm Blicke tritt ein ganz anderes Urbild von dem Hofmann des 18. Jahrhunderts entgegen, weder das eines Marinelli, noch das eines von Kalb, von Dummheit gerade das Gegentheil, von Bosheit nur ein wenig, weder so raffinirt wie der Italiener, noch so eitelgläubig wie der Deutsche, weder so herrschsüchtig wie Marinelli, dessen letztes Ziel die Macht über seinen Herrn war, noch so leicht sich begnügend wie von Kalb mit der Eroberung eines Strumpfbandes. Dieses Urbild ist der Baron von Pöllnitz. Körperlich gut und edel gebildet, sodaß er noch in seinem Alter ein würdiges und vornehmes Ansehen bewahrte, von feinsten Formen und geschmeidiger Gewandtheit, besaß er vor allem die Gabe, angenehme und pikante Conversation zu machen. Hatte er auch mehr erlebt als gelernt, so wußte er dennoch mit Hülfe seines lebhaften in den Salons von Paris geschulten Geistes durch seine Conversation neben Voltaire zu glänzen und selbst einen Friedrich den Großen zu fesseln und zu erheitern. Sein persönlicher Charakter hielt jedoch mit dieser reichen und graziösen Naturgabe nicht gleichen Schritt. Jedermann fürchtete ihn, niemand traute ihm; jedermann begegnete ihm gern in großer Gesellschaft, niemand jedoch liebte ihn in seinen vier Wänden. Ehrgeizig, eitel, misgünstig, unzuverlässig, immer auf der Lauer und stets in Geldverlegenheit, scheute er oft kein Mittel, sich aus derselben zu befreien,

um nur wieder von neuem und desto tiefer hineinzugerathen. Bei seinem Tode bedauerte ihn, nach Friedrich's eigenen Worten, niemand als seine Gläubiger. „Ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß", sprach sich der König an einer andern Stelle aus; „divertissant beim Essen, aber nachher einsperren."

Im Jahre 1692 (?) in dem kurkölnischen Dorfe Issum geboren, kam er durch seine Cousine, Fräulein von Pöllnitz, die Freundin der „philosophischen Königin", als Page an den preußischen Hof, in die Nähe König Friedrich's I. Von da ging er nach Paris und trat dort mit seiner berühmten Landsmännin, der Herzogin von Orleans, der „Liselotte von der Pfalz", in Verkehr, gewann und verlor bei dem Law'schen Actienschwindel über eine Million Livres und wurde dann in Rom 1717 katholisch. Unter Friedrich Wilhelm I. kehrte er nach Berlin zurück, und merkwürdigerweise fand dieser Fürst, dessen Naturell zu dem Pöllnitz'schen in einem polaren Verhältnisse stand, Geschmack an ihm; er machte ihn zum Oberceremonienmeister an einem Hofe, wo man keine Ceremonien kannte, gab ihm reiche Geschenke, obwol gegen jedermann damit sehr karg, und hielt ihn bis zum Tode in seiner Gunst, die sonst ein sehr wandelbares Ding zu sein pflegte. Dem Kurfürsten, der keine Katholiken um sich leiden mochte, zu Liebe convertirte sich der aalglatte Höfling zum zweiten male, kehrte aber wohlweislich nicht zum Protestantismus, in dem er geboren war, zurück, sondern nahm die gereinigte Lehre Calvin's an; am Ende war es ganz gleichgültig, welchem Bekenntnisse er beigezählt wurde, denn keins machte an ihm eine große Eroberung. Kurz nach dem Regierungsantritt König Friedrich's II. lebte er vom berliner Hofe entfernt, bis ihn der große König, freilich unter Bedingungen, die für jeden andern Mann äußerst demüthigend gewesen wären, wieder als ersten Kammerherrn zu Gnaden annahm. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem 1775 erfolgten Tode.

Pöllnitz war der spiritus familiaris des preußischen Hofs und der preußischen Königsfamilie. Er kannte alle, auch die geheimsten Familienbeziehungen und wurde nach dieser Richtung hin oft in Thätigkeit gesetzt. Er hatte sämmtliche Kinder Friedrich Wilhelm's I. aufwachsen sehen und war mit ihnen in eine gewisse Vertraulichkeit gekommen. Zeugniß hiervon geben die nachstehend mitgetheilten 10 Briefe; sie waren an die Markgräfin Friederike Wilhelmine von Baireuth, geborene Prinzessin von Preußen, Lieblingsschwester Friedrich's des Großen, gerichtet und fanden sich unter den Papieren der Familie von Meidel in Baireuth, deren Vorfahren, höhere Beamte, mit dem markgräflichen Hofe in Verbindung gestanden hatten. Die französisch geschriebenen und sämmtlich von Pöllnitz' eigener Hand herrührenden Briefe, die wir hier in einer Uebersetzung geben, waren mit Briefen Voltaire's an dieselbe

Fürstin zusammen in ein Heft gebunden und lagen so über hundert Jahre im Staube eines Familienarchivs begraben. Die Briefe Voltaire's werden demnächst deutsch und französisch in einem eigenen Bande veröffentlicht werden.

Für eine Frau wie die Markgräfin, die, entfernt von Berlin lebend, doch an dem Geringsten, was sich dort ereignete, den lebhaftesten Antheil nahm, war der Kammerherr unschätzbar. Wie hoch seine Briefe der Fürstin zu stehen kamen, wissen wir nicht, aber daß er ihr stiller Gesandter war, sehen wir aus allem. Es gab eine Masse Dinge, mit denen sie den König nicht behelligen konnte, und für diese war der Baron da. Die Briefe enthalten höchst interessante Mittheilungen über die berliner Gesellschaft damaliger Zeit, namentlich auch über Voltaire; sie sind ein wesentlicher Beitrag zur Charakterkenntniß des Barons, zur Sittengeschichte der Zeit und unterhalten durch ihre pikante, ja geistreiche Darstellungsweise, ganz abgesehen von dem Reize, den es gewährt, nicht über diese Zeit, sondern diese Zeit selbst reden zu hören.

Der erste Brief ist aus Stuttgart datirt. Pöllnitz befand sich damals, wie bereits bemerkt, vom berliner Hofe entfernt und zwar, wie aus seinem Briefwechsel mit Friedrich II. hervorgeht, infolge eines Heirathsprojects. Die Gouvernante, oder nunmehr Oberhofmeisterin der Markgräfin, war Fräulein von Sonsfeld; diese hatte am baireuther Hofe drei Nichten bei sich, die Töchter ihres Schwagers, des Generals und Gouverneurs von Breslau von der Marwitz. Die älteste derselben, welche bei der Markgräfin in besonderer Gunst stand, hatte den Grafen Burghaus, Major im kaiserlichen Regiment des Markgrafen, geheirathet; die zweite, Albertine, blieb unvermählt; die dritte ward später die Gemahlin eines Grafen von Schönburg aus der großen sächsischen Familie. Diese Damen, echte Märkerinnen, die sich vielleicht mit dem guten Baron mehr einen Spaß gemacht haben mögen, hatten ihm eine Partie mit einem reichen fränkischen Fräulein vorgeschlagen, aber unglücklicherweise zerschlug sich diese Heirath, und der Baron sah sich nicht nur um ein großes Vermögen, sondern auch noch um die Pension des Königs gebracht und lag dem baireuther Hofe zur Last. Von der Markgräfin scheint er in einer geheimen Mission an den stuttgarter Hof gesandt worden zu sein, wahrscheinlich um die Verlobung der einzigen Tochter des markgräflichen Paares mit dem Herzog Karl Eugen von Würtemberg, dem spätern Gründer der Karlsschule, zu betreiben, überhaupt die Verhältnisse am dortigen Hofe zu sondiren. Karl Eugen heirathete wirklich die Prinzessin, die Ehe war jedoch nicht glücklich, die Prinzessin starb, vom Herzoge geschieden, 1780 in Baireuth. In dem Briefe erstattet der Baron seiner fürstlichen Gönnerin Bericht. Der Herzog von Würtemberg, im Jahre 1744 erst 16 Jahre alt, scheint schon damals

ein sehr passionirter Herr gewesen zu sein; seine Mutter war eine geborene Prinzessin von Thurn und Taxis, nicht ohne Geist, aber von auffallenden Manieren. Sie war ganz in den Händen ihres Oberhofmeisters von Montaulieu, mit dem sie sogar verheirathet gewesen sein soll. Merkwürdigerweise erfüllte sich an ihr die in diesem Briefe enthaltene Prophezeiung Pöllnitz', denn sie starb, vom stuttgarter Hofe verbannt, als Gefangene in Göppingen. Der in dem Briefe angeführte Herr von Röder war Oberburggraf und derselbe, der die Verhaftung des Juden Süß ausgeführt hatte. Die genannte Dame gehörte der Familie der Schillinge von Canstatt an.

Der ebenerwähnte erste Brief lautet:

„Madame.

Da die Frau Herzogin und ihr durchlauchtigster Sohn zum Diner nach Ludwigsburg gefahren sind und ich als der einzige Fremde im Gasthofe zurückgeblieben bin, so bleibt mir hinreichende Zeit, mich meiner unterthänigen Pflichten gegen Euere königliche Hoheit zu entledigen. Das Schlimme ist, daß man Sie mit einem Briefe auch amusiren soll, und das, Madame, ist sehr schwer für einen Menschen, der nicht viel Geist in sich hat und zudem seine Briefe aus Stuttgart datirt, wo wahrhaftig der Geist eben nicht im Ueberfluß vorhanden ist, besonders seitdem ein gewisser Prinz Stoffel von Durchlach und ein Graf von Hohenzollern, Major im Dienste der unvergleichlichen Königin des Grafen von Burghaus, um die Wette das große Wort führen. Sie imponiren damit der Herzogin und selbst Herrn von Tornaco. Solchen berühmten Namen wage ich mich nicht beizugesellen, aber so viel ist gewiß, daß sie meine Zunge vollkommen in Unthätigkeit versetzen; meine einzige Zuflucht ist die Lektüre: die Lebensbeschreibungen der berühmten Männer Frankreichs und die Tragödie «Adam und Eva». Der Stoff der letztern ist der Heiligen Schrift entnommen und Milton's «Verlorenem Paradies». Das Stück hat gute Verse, aber es interessirt nicht. Ich möchte wohl, daß Euere königliche Hoheit es einmal in Eremitage aufführen ließen, wäre es auch nur des Costüms wegen, in welchem das gemeinschaftliche Aelternpaar des Menschengeschlechts erscheinen würde. Sie machten damit dem Könige eine Freude, wenn er wieder zum Besuch nach Baireuth kommt. Der Graf und die Gräfin von Burghaus könnten zu ihrer Versöhnung Adam und Eva darstellen. Für Euere königliche Hoheit möchte vielleicht die Schlange die entsprechende Rolle sein, welche Fräulein von der Marwitz zur Ehe geführt hat. Die Gouvernante würde die Rolle Gottvaters übernehmen, welcher trotzdem gegen die Schlange, den guten Adam und gegen die sanfte Eva sich wie ein vierfacher Teufel geberdet. Ich würde den Leviathan spielen und der König die Rolle des Engels

mit dem Flammenschwerte, der Adam und Eva zum Paradiese hinausjagt. Die Vertheilung der übrigen Rollen würde ich dem Ermessen der Schlange anheimgeben. Aber verzeihen Euere königliche Hoheit diesen Scherz, ich will sogleich wieder zum Ernste zurückkehren.

Beiliegend habe ich die Ehre, Ihnen einige Schriftstücke zu übersenden, die Ihnen ein Beweis sein können, daß ich bei Seiner preußischen Majestät nicht so schlecht stehe, als man vielleicht behaupten möchte. Wenn Euere königliche Hoheit dieselben gelesen, bitte ich unterthänigst, mir sie zurückzuschicken; ich will sie aufheben, um damit diejenigen zu überzeugen, welche über meine Entfernung von Berlin ihre Glossen machen. Noch besonders aber möchte ich Euere königliche Hoheit und Seine Durchlaucht den Markgrafen bitten, mir huldvollst eine Weisung zukommen zu lassen, was ich nach meiner Rückkehr von Wildbad thun soll; denn aus der Art und Weise, wie man mich hier behandelt, geht unverkennbar hervor, daß man meine Abreise wünscht und daß ich nichts zu hoffen habe. Montaulieu ist ganz machtlos, Röder's Einfluß auch nicht sehr bedeutend und Laupsky ist weniger als nichts. Doch schmeichelt sich der erstere noch immer, seinen Einfluß wiederzugewinnen; ich fürchte nur zu sehr, daß er sich verrechnet. Der Anhang der Schilling, für welche die Herzogin, trotz aller derer, die dazu gehören, Partei ergriffen, gewinnt die Oberhand. Derselbe macht sich die Bevorzugung, welche der Herzog Frau von Schilling zutheil werden läßt, zu Nutze und sucht Röder und seine Partei zu stürzen. Mittlerweile hat Schilling 500 Gulden Zulage bekommen unter der Bedingung, daß er sich in seinen Oberamtsbezirk zurückziehe; er war damit auch zufrieden, da wurde er durch die Gunst, in der seine Frau beim Herzog steht, andern Sinnes, er will Oberkammerherr werden und am Hofe bleiben. Vergebens sagt man ihm, daß Könige und Kurfürsten kaum nur die Kammerherren der übrigen Reichsfürsten anerkennen und daß daher seine beanspruchte Würde außerhalb Stuttgart nirgends respectirt werden würde; es hilft nichts, er will Oberkammerherr sein und wird es wahrscheinlich auch werden.

Der Hof geht nächsten Dienstag nach Tübingen, ich tags darauf nach Wildbad. Man weiß noch nicht, wann der Herzog zurückkommen wird, aber man sagt mir, daß Euere königliche Hoheiten zum 15. Mai hier erwartet werden. Die Frau Herzogin versichert, daß die Prinzessin, Ihre Tochter, Sie begleiten wird. Es kommt mir nicht zu, Eurer königlichen Hoheit Rathschläge zu ertheilen; wenn dem aber so wäre, so fürchte ich, würden Sie davon nur Verdruß haben. Gestern sagte mir Herr von Röder, daß der Herzog einen Kammerdiener nach Paris geschickt habe, um daselbst mehrere Einkäufe von Nippes zu machen, daß die Prinzessin davon auch erhalten würde, und daß am Geburts-

tage des Herzogs die Verlobung stattfinden und die Prinzessin einen schönen Haarschmuck bekommen soll. Ich weiß nicht, ob den Herzog das Geschenk nicht wieder gereuen wird. Die Herzogin ist in ihren Anforderungen unermüdlich und erreicht auch immer ihre Zwecke, nichtsdestoweniger beklagt sie sich und sagt, daß sie sich zurückziehen will. Euere königliche Hoheit kennen sie ja und wissen, was man von solchen Reden zu halten hat. Sie zürnt mit Montaulieu und führt das große Wort; ich wünsche nur, daß sie nicht eines Tages das Schicksal Maria's von Medici haben möchte.

Vielleicht langweile ich durch diese Details Euere königliche Hoheit. Der Cardinal Dossat, der geschickteste Diplomat seiner Zeit, hinterbrachte Heinrich IV. alles, was der Papst gemacht hatte, bis auf den Ausdruck des Gesichtes, als er Pillen einnahm, und behauptete, daß der König von den geringsten Kleinigkeiten eines Hofes, mit dem er in Verbindung stünde, unterrichtet sein müßte. Ich habe weder das Talent noch die Obliegenheiten des Cardinals Dossat; aber ebenso viel Eifer, Anhänglichkeit und Respect, wie diese Eminenz für ihren Herrn, habe ich für Seine Durchlaucht den Markgrafen und Euere königliche Hoheit, und in diesen Gefühlen werde ich Zeit meines Lebens verharren,

Madame,

Eurer königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamer Diener

Stuttgart, den 12. April 1744. Pöllnitz."

Der folgende Brief ist aus Berlin datirt; Pöllnitz ist von dem Könige wieder zu Gnaden angenommen und schreibt der Markgräfin, die kurz vorher in Berlin zum Besuch gewesen war, die Neuigkeiten vom berliner Hofe. Die baireuther Herrschaften waren bemüht, ihren Hof durch Herbeiziehung fremder geistiger Elemente zu beleben. Darauf bezieht sich die Erwähnung eines Herrn von Frechapel, darauf der Passus betreffend das Fräulein von Schwerin, die Nichte des Feldmarschalls, des Siegers von Mollwitz. Die Markgräfin suchte eine Hofdame und hatte ihre Augen auf diese Dame geworfen, die eine außergewöhnliche geistige Bildung besaß, von aller Welt geschmeichelt und bewundert wurde und als „die schöne Schwerin" am Hofe eine große Rolle spielte. Die Gräfin von Bentinck, die ebenfalls in dem nächsten Briefe erwähnt ist, lebte von ihrem Manne geschieden in Berlin, aber immer noch im Processe mit ihm und galt als esprit fort unter der vornehmen Damenwelt der preußischen Hauptstadt. Fräulein von Pannewitz war Hofdame der Königin-Mutter und wegen ihres zarten Verhältnisses zu dem ältesten Bruder des Königs, dem Prinzen August Wilhelm, bekannt, auch später

unter dem Namen der Frau von Voß als Oberhofmeisterin der Königin Luise. Mit dem „König der Poeten" ist Voltaire gemeint, der damals noch in der Nähe des großen Königs lebte, aber schon in alle die unangenehmen Geschichten verwickelt war, die nach einem fast dreijährigen Aufenthalt am berliner Hofe seinen Sturz herbeiführten. Der Großkanzler ist Cocceji, der Verfasser des preußischen Gesetzbuches; er hatte zwei Söhne, der älteste hatte die berühmte Tänzerin Berberina geheirathet, der jüngste, Offizier der potsdamer Garde, war wegen seiner tollen Streiche und seiner treffenden Antworten bekannt. Die Gräfin Camas, geborene von Brand, war Oberhofmeisterin der Königin und wegen ihres Geistes, ihrer geselligen und Charaktertugenden von Friedrich II. besonders hoch gehalten. Ebenso war die in dem Briefe angeführte Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt eine der geistreichsten und großherzigsten Frauen ihrer Zeit. Ihr Gemahl, der spätere Landgraf Ludwig IX., war preußischer General; sein Regiment stand in Prenzlau.

Dieser zweite Brief nun lautet:

„Madame.

Ich würde mir nicht die Freiheit nehmen, Euere königliche Hoheit fortwährend mit meinen Briefen zu belästigen, wenn ich Sie nicht um Ihre Befehle rücksichtlich des Herrn von Frechapel bitten müßte.

Euere königliche Hoheit haben mir die Ehre erzeigt und mitgetheilt, daß Seine Durchlaucht der Markgraf ihn zum Oberintendanten des Schlosses machen will mit einem Rang und einer Besoldung, die vollkommen dieser hohen Stelle entsprechen würden. Sie werden mir erlauben, Ihnen unterthänigst bemerken zu dürfen, daß Herr von Frechapel, der nicht wie ich das großmüthige Herz Seiner Durchlaucht kennt, um eingehendere Bestimmungen bittet mit dem Wunsche, daß vor seinem Engagement alles in Ordnung gebracht würde. Wenn Euere königliche Hoheit mich über die wahren Absichten Ihres Herrn Gemahls unterrichten wollten, so könnte ich freier und schneller handeln, dann würde ich heute noch an meinen Bruder schreiben, daß er mit Herrn von Frechapel in Unterhandlung tritt mit dem Versprechen, daß er ihm nächstens die letzten Befehle Eurer königlichen Hoheit werde zukommen lassen.

Fräulein von Schwerin war sehr lebhaft gerührt, als ich ihr von den gütigen Gesinnungen sprach, welche Euere königliche Hoheit derselben fortwährend bewahren, und ich wage hinzuzufügen, daß, wenn sie ihre eigene Herrin wäre, sie Eurer Hoheit zu Diensten stünde, aber sie ist das Goldene Vlies, welches man hier behalten will. Ich hatte schon versucht, es zu entführen; aber, weniger glücklich als Jason, war ich irre-

geführt worden. Es war am Tage Ihrer Abreise, Madame, wo sie erweicht zu sein schien; ich glaubte, daß der Moment günstig sei, ich sprach, aber man antwortete mir trocken, daß es nicht sein könne; seit diesem Tage zürnt man mir in einer Weise, daß man gar nicht mehr mit mir spricht.

Ich bringe Eurer königlichen Hoheit zu den Genüssen, welche Ihnen der Carneval bereitet, meinen unterthänigsten Glückwunsch. Unsere Festlichkeiten scheinen eben nicht viel Freude zu bereiten; es waren viele Fremde hier, aber so junge Leute, als ob sie eben der Schule entlaufen wären. Unsere Feste endigen den nächsten Freitag; Sonnabend gehen wir nach Potsdam, um unser Haupt mit Asche zu bestreuen, und dann wird alles zerstieben. Der Prinz und die Prinzessin von Darmstadt gehen nach Prenzlau zurück, und der größte Theil der Fremden begibt sich nach Dresden; sie waren durch den berühmten Wermser in Schatten gestellt worden; der ist nun endlich abgereist für immer, und Thränen und Seufzer folgen ihm. Es könnte wohl sein, daß er Ihnen seine Aufwartung machte. Eine andere große Neuigkeit ist: Fräulein von Pannewitz tauscht den Titel einer Hofdame gegen den einer Frau von Voß aus. Ihr Bräutigam war früher bevollmächtigter Minister in Dresden, wo er sein Vermögen angebracht, aber zum Ersatz das gewonnen hat, was er bisher hat entbehren müssen. Die Königin hat die Braut durch Fräulein von Podewils ersetzen wollen, aber der Vater hat seine Einwilligung verweigert unter dem Vorwand, daß seine Tochter zu schwacher Natur sei; man sagt jedoch, daß sie im Begriff ist, den Grafen von Schulenburg, den Sohn des bei Mollwitz getödteten Generals, zu heirathen.

Euere königliche Hoheit verlangen von mir Nachrichten über unsere schönen Geister. Dieselben haben einen Vertrag unter sich gemacht und sind gegen den Juden Hirsch zu Felde gezogen, mit dem der König der Poeten seit einem Jahre im Proceß liegt. Es handelt sich um Diamanten, die zur Verzierung des Ordens pour le mérite gekauft worden waren, und um Wechsel, die in Zahlung gegeben und dann von dem Aussteller selbst protestirt wurden; man spricht von falschen Unterschriften, falschen Schwüren und ähnlichen Bagatellen. Ich weiß nicht, wer recht und wer unrecht hat, und will nicht entscheiden; gewiß ist, daß diese Geschichte Anlaß zu tausend üblen Gerüchten gibt und daß man den Ruf hört: «Kreuzigt den Poeten und gebt uns den Juden Hirsch heraus!» Das Komische an der Sache ist, daß diejenigen, welche im Streit sind, sich gegenseitig den Eid verweigern: der Jude, weil er behauptet, daß seine Gegenpartei nicht an Gott glaubt, und diese wieder, weil der Jude nicht an Jesus Christus glaubt. Amusant wäre es, wenn beide Parteien auch noch den Großkanzler ablehnten, der den

Proceß entscheiden soll, unter dem Vorwande, weil er, der Chef der Justiz, nicht an den Heiligen Geist glaube. Indeß ist der arme Poet das Gespött von jedermann, und vor wenigen Tagen sagte er zum Großkanzler, daß, wenn er den Proceß nicht gewönne, er den Orden und den Kammerherrnschlüssel zu den Füßen des Königs niederlegen und dafür Verse machen würde. «Nun gut»; antwortete dieser, «reimen Sie französisch, so reime ich deutsch.» Wie dem auch sei, das Schlachtfeld könnte wol dem Kanzler bleiben. Der Poet leidet am Skorbut und hat eben zwei Vorderzähne verloren, was seinen Anblick keineswegs verschönert. Die Frau Gräfin von Bentinck war vor Freude außer sich, als ich ihr sagte, daß Euere königliche Hoheit mich um Nachricht über sie gebeten hätten. Sie machte mir einen solchen Gallimathias von Gefühlen, Dankbarkeit, Liebe, Bewunderung, Respect, Unterwürfigkeit und Anbetung, daß ich einzeln zwar nichts verstehen konnte, aber im ganzen die Ueberzeugung gewann, daß sie Eurer königlichen Hoheit sehr ergeben ist, und ich zweifle gar nicht, daß sie Ihnen dieselbe Versicherung in einem langen und schönen, von den Musen mitunterzeichneten Briefe geben wird. Der Marschall Keith hat mich beauftragt, der Ueberbringer seiner Huldigungen an Euere königliche Hoheit zu sein; er ist in Gefahr, sein Asthma wieder zu bekommen; seit einigen Tagen hütet er das Zimmer. Wohl werde ich mich hüten, dem Grafen Dohna zu sagen, daß Eure Königliche Hoheit sich seiner Erzählungen erinnere; ich hätte zuviel auszustehen. Frau von Camas ist immer guten Humors und fährt fort, sich selbst am meisten zu lieben. Was mich anbetrifft, Madame, an den Sie die Frage richten, ob ich denn noch immer kritische und moralische Betrachtungen mache, so habe ich die Ehre, Sie zu versichern, daß ich an nichts weiter denke, als wie ich mich vom Hofe zurückziehen kann. Ich weiß nicht, wie weit ich damit kommen werde, aber ich arbeite mit allem Eifer daran und erwarte alles von der Güte des Königs.

Mit dem allertiefsten Respect habe ich die Ehre zu zeichnen,

Madame,

Eurer königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Berlin, den 22. Januar 1751. Pöllnitz."

Literatur und Kunst.

Ein österreichischer Lyriker.

Daß unsere Poeten so wenig die Kunst verstehen, sich zu concentriren, sich ein Gebiet auszusuchen, auf welchem ihre Muse besonders heimisch ist, und dies mit Eifer und Hingebung anzubauen! Daß sie immer von einem zum andern streben, sich in allem versuchen, die ganze Stofffülle in ihre Kreise ziehen, und durch dies Hinundherexperimentiren eine dichterische Kraft vergeuden, welche bei weiser Beschränkung nach den Kränzen der Meisterschaft hätte streben können! Unsere neuen Klopstock wollen zugleich Volksballaden schreiben wie Bürger, tändelnde Liebesgedichte wie Göckingk und Uz! Doch non omnia possumus omnes! Der Erfolg dieser Bestrebungen kann kein anderer sein als eine vollständige Zerfahrenheit, durch welche das Talent verblaßt und das geistige Fahrwasser seicht wird.

Solche Bedenken haben auch Hermann Rollet's „Ausgewählte Gedichte" (Leipzig, Franz Wagner, 1865) in uns wachgerufen! Trotz dessen, daß uns nur eine Auswahl vorliegt, enthält diese einen bedenklichen Reichthum der heterogensten Stoffe. Zwar soll der Dichter die Welt umfassen, doch die Welt als Kosmos, nicht als orbis pictus. An den letztern aber erinnert die Rollet'sche Sammlung zu ihren Ungunsten. Wer die Masse Eindrücke, die er von ihr empfängt, in sich ordnen wollte, der hätte keiner leichten Mühe sich zu unterziehen. Schon wenn wir den historischen Bildersaal durchwandeln, den uns Rollet in seiner Sammlung eröffnet, tritt uns solch eine Fülle von Gestalten aus allen Zeiten entgegen, daß uns etwas bangsam dabei zu Muthe wird. In den „Bunten Blättern" stoßen wir auf Ulrich von Hutten, Shakspeare und Kepler, in den „Sagen" nicht nur auf mythologische Figuren aus aller Herren Ländern, auch auf Kaiser Karl, Harun-al-Raschid, Montezuma, Hafis, Walther von der Vogelweide u. a. Dann aber gewinnt die Lyrik Rollet's einen ganz encyklopädischen Charakter; wir glauben das Register eines Conversations-Lexikons durchzulesen, wenn wir unter den „Denksteinen" Zoroaster, Homer, Winfried, Dante, Schiller, Goethe, Beethoven, Metternich, Humboldt u. a., unter den „Helden" Ariovist, Tell, Alexander Petöfi, unter den „Märtyrern" Sokrates, Tiberius Gracchus, Huß, Münzer, Robert Blum besungen sehen. Ohne Frage muß ein Dichter die Poesie commandiren und jeden Stoff bewältigen, ebenso wie ein guter Componist ja nach dem Ausspruche eines berühmten deutschen Meisters jeden Thorzettel muß in Musik setzen können. Auch haben fast alle diese Gestalten eine poetische Seite und nehmen nicht unwichtige Blätter der Weltgeschichte ein. Dennoch werden wir mit Befremden dies heruntergesungene Inhaltsverzeichniß von geschichtlichen Größen begrüßen. Denn ein Dichter, welcher so methodisch und der Reihe nach einen Heros nach dem andern sich zu dichterischer Verarbeitung herbeilangt, erinnert doch zu sehr an den Cyklopen Polyphem, der einen Gefährten des Odysseus nach dem andern zum Frühstück verspeist. Man glaubt bei solcher Häufung des Stoffs nicht an die innere Nöthigung des Dichtens — und wie sollte auch ein Dichter, selbst der begabteste, alle Töne auf seiner Lyra haben, um so Verschiedenartiges in angemessener Weise zu besingen? Noch schlimmer aber

ist es, wenn das geistig Verwandte und Aehnliche so dicht beieinander steht! Sokrates, Huß, Arnold von Brescia, Wiclef — alle diese Vorkämpfer eines geistigen Umschwungs der Reihe nach zu verherrlichen — das erinnert doch an: Ablösung vor! und: Rrr, ein anderes Bild! Der Dichter soll sie alle feiern, indem er Einen feiert, denn es ist Ein Gedanke, der alle beseelt! Da es dem echten Poeten nur auf den geistigen Inhalt ankommen kann, so muß dieser zu den mattesten Wiederholungen breitgehämmert werden, wenn er immer wieder, nur mit etwas andern geschichtlichen Reflexen ausgestattet, zur Darstellung kommen soll! In der That ist auch dies poetische Pantheon Rollet's, wo in jeder Nische ein anderer Halbgott steht, ohne den Schwung künstlerischer Architektur. Die Bilder sehen sich ähnlich bis auf den Namen, der über ihnen steht; ihr Stil aber ist schablonenhaft; man merkt, daß der Bildner nicht die Form zerbrach, nachdem er diese Gestalten geschaffen. Wenn wir dies Pantheon verlassen und uns in das Sagenreich begeben, da tritt uns Rollet's Begabung, wenngleich auch zu sehr ins Breite verlaufend, doch in einzelnen Stellen anmuthender entgegen. Schon der Weltbaum, in dessen Schatten sich diese Sagenwelt angesiedelt, ladet gastlicher zu sich ein als jene Walhallabilder:

Der Baum, der breitet blattbeschwingt
Sich blühend aus, durchtönt von Sang,
Und allwärts hin sein Schatten bringt,
Und allwärts hin sein Duft und Klang.
Der Baum, der grünt in aller Zeit,
Getränkt vom Urquell alles Seins,
Und grünt wol fort in Ewigkeit,
Denn Baum und Leben bilden Eins.

Von den andern Gedichten dieses Abschnitts trifft „Walther von der Vogelweide" am besten den Balladenton. Demnächst verdient „Die wilde Jagd" rühmende Erwähnung. „Poppeln von Hohenkirchen" und andere mehr ins Komische hinüberspielende Volksballaden erreichen nicht die humoristisch-naive Volksthümlichkeit, mit welcher Kopisch ähnliche Stoffe behandelt hat. Unter den „Naturstimmen" findet sich manches stimmungsvolle, manches ansprechende Naturbild und einzelne gemüthvolle Klänge. Doch vertrüge auch dieser Abschnitt noch eine Sichtung, die ihm sehr zu statten kommen würde; denn er enthält jetzt zu viel Bedeutungsloses, welches geeignet ist, auch gegen das Bessere zu verstimmen. Dasselbe gilt von den „Liebesklängen"; denn nicht alle Leser sind in der Stimmung, welche der Dichter selbst in dem anmuthigen Gedicht „Eine Rose" schildert:

Tausendschön und Veilchenkraut,
Dürft euch nicht bemühen —
Wenn mein Liebchen auf mich schaut,
Seh' ich alles blühen!

Wir möchten von den Gedichten der Sammlung den Freiheitsgesängen den Vorzug einräumen; sie scheinen uns am unmittelbarsten empfunden, mit der frischesten Begeisterung ausgedrückt. Ihr Datum reicht freilich meistens auf eine Zeit zurück, welche bereits für die Gegenwart einen vorzugsweise historischen Werth hat. Diese Gedichte schlossen sich damals den Frühlings-

boten an, welche Grün, Lenau, Beck über Oesterreich mit prophetischem Sang einherschweben ließen; die Gedichte von späterm Datum, wie „Maienfest", „Deutschland und Oesterreich" u. a. haben zum Theil etwas Bänkelsängerartiges und gemahnen zu sehr an versificirte Publicistik. Dagegen muß der Sonetten-Cyklus: „Feuerrosen" als der werthvollste Kern der ganzen Sammlung bezeichnet werden, trotz ihres vormärzlichen Inhalts und Charakters. Die Form dieser Sonette ist geschlossen; ihre Themata sind mannichfach, ohne ins Bunte zu verfallen; es ist eine phantasievolle Vertiefung in den meisten. Hier finden wir die dichterische Concentration, von welcher Rollet später sehr zu seinen Ungunsten abgewichen, indem er sein Talent allzu sehr verwässert und verzettelt hat. Eine Auswahl aus dieser Auswahl würde ein dem Dichter günstigeres Urtheil hervorgerufen haben, „weniger" wäre in der That „mehr" gewesen! C. R.

Correspondenz.

Aus Wien.

1. Juni 1865.

E. C. Wir stehen wieder vor einer Kaiserreise, an die sich eine Reihe von Planen, Hoffnungen und Gerüchten knüpft.*) In einigen Tagen geht der Kaiser nach Pesth, sieht sich die Rennen an und löst dabei, wie die Optimisten versichern, die ungarische Frage. Möglich, daß der Kaiser irgendeinen Schritt thut, der die starren Gemüther der Magyaren erweicht und sie geneigt macht, als Reichsräthe gen Wien zu pilgern, aber wir sind seit dem frankfurter Fürstentage etwas mistrauisch gegen Kaiserreisen geworden. Vielleicht fällt die jetzige besser aus, denn man macht weniger Geschrei darüber und dann ist kein Graf Rechberg mehr da. Leider fehlt es auch diesmal nicht an jenen unvermeidlichen Ueberloyalen, die von dem bloßen Erscheinen des Kaisers in der ungarischen Hauptstadt, von einigen freundlichen Worten und versprechenden Zusagen einen Umschwung der Stimmung in Ungarn erwarten. Die Ungarn sind wol ein leicht erregbares, feuriges Volk, dessen Kindlichkeit an die Nationen des Orients erinnert, sie haben einst auf dem Landtage zu Presburg aller Beschwerden und Klagen über die wiener Regierung ungeachtet Maria Theresia mit dem Rufe: Moriamur pro rege nostro! begeistert gehuldigt; aber die Zeiten ändern sich doch. Zudem verlautet gar nichts über ein bestimmtes Programm, über einen klaren und fest gezeichneten Weg zur Versöhnung. Die Concessionen, zu denen man sich im Sommer 1861 verstehen wollte, die Hr. von Schmerling damals selbst befürwortete, ließ man später als unverträglich mit der Reichseinheit fallen, und man wird sich auch jetzt nicht entschließen, darauf zurückzukommen — was will man also eigentlich? Die Antwort darauf weiß niemand, vielleicht das Ministerium selbst nicht. Man glaubt nur, daß der ungarische Landtag und ebenso der kroatische — für die Bearbeitung der Mitglieder ist nach besten Kräften gesorgt worden — Wahlen in den Reichsrath vornehmen dürften. Erfüllt sich diese Hoffnung, dann sind die

*) Ueber die Kaiserreise, die inzwischen stattgefunden hat, berichten die Zeitungen das Nähere. D. Red.

größten Schwierigkeiten überwunden; schlägt sie fehl, dann ist unsere constitutionelle Staatsweisheit vorläufig wieder zu Ende. Auf den Zusammentritt der Landtage wartet man in den Regierungskreisen mit dem bangen Gefühl eines Maschinenfabrikanten, welcher der Probe eines Dampfpflugs oder einer Feuerspritze entgegensieht. Man wünscht daher auch, daß der Reichsrath endlich seine Debatten beenden und die Volksvertreter bei dieser enormen Hitze sich Ruhe gönnen möchten. Durch die Annahme des Handelsvertrags ist der Culminationspunkt der Session überschritten, die Debatte über das Budget für 1866 wird hoffentlich nicht die Hälfte der Zeit in Anspruch nehmen wie jene über das für 1865.

In der schleswig-holsteinischen Frage — infandum regina jubes ...! — dauert das gemüthliche diplomatische Schachspiel zwischen Wien und Berlin fort, dessen Grundsatz zu sein scheint: Thue dem andern das, was du nicht willst, daß er dir thue. Man könnte, da wir in der Zeit der Rennen leben und die hohe Gesellschaft allerorts im lieben Vaterlande mehr mit Pferden als mit ihren Mitmenschen beschäftigt ist, das Verhältniß zwischen Wien und Berlin wol einer Steeple Chase vergleichen, bei der es sehr viele Hindernisse gibt und beide Reiter abwechselnd einen kühnen Anlauf nehmen. Erst hatte Hr. von Bismarck demokratische Anwandlungen, das Wahlgesetz von 1848 schien ihm noch nicht liberal genug und die berliner Officiösen ließen die Aussicht auf allgemeines Stimmrecht durchblicken. Da erschrak man in Wien und schlug vor, die Stände von 1854 einzuberufen, erkannte aber sofort, daß diese eine prächtige Handhabe für Preußen wären, sah ein, daß man etwas begangen, was in der Politik schlimmer wie ein Verbrechen ist, und resolvirte sich in Gottesnamen, indem man ein Kreuz vor dem Jahre 1848 schlug, für die Stände von 1848. In Berlin war man indessen ebenfalls zu einer ähnlichen betrübenden Erkenntniß gekommen, und zur selben Zeit, in welcher man sich in Wien zu den Ständen von 1848 bekehrte, ging Hr. von Bismarck in sich, that Buße und entschied sich für die Stände von 1854. Auf halbem Wege begegneten sich die beiden Noten und jeder der hohen Alliirten wollte nur in guter Freundschaft das, was der andere gewollt hatte, der andere aber wollte jetzt just das Gegentheil. Man kann diesen gemüthlichen Wechsel der Ansichten nur mit jener berühmten Geschichte von den zwei Liebenden vergleichen. Er war katholisch, sie protestantisch, und die Aeltern willigten in keine gemischte Ehe. Da ward er heimlich protestantisch, sie ebenso verstohlen katholisch, und nun standen sie, o Herzeleid! wieder auf dem alten Flecke.

Wäre die Sache im Grunde nicht so bitter ernst, man könnte eine Komödie daraus machen, so toll und bunt wie Victor Sardou's „Flattersucht", über die man im Burgtheater so herzlich lacht. Das urdrollige Stück des heitern Franzosen, das im Original „Le papillon" heißt und die Flatterhaftigkeit der Ehemänner, ihren Wunsch nach Abwechselung als eine Krankheit behandelt, die durch mitunter sehr derbe Recepte curirt wird, ist eigentlich kein Lustspiel, sondern eine ganz unliterarische Posse. Aber man kommt drei Acte lang nicht aus dem erschütternden Gelächter heraus, man hat keine Zeit, kritische Bedenken zu hegen, und verzeiht dem Dichter die starken Unwahrscheinlichkeiten und die oberflächliche Charakterzeichnung, weil er uns gar so trefflich amusirt. Von weit höherm Werthe und mit ungleich mehr

Geist und Sorgfalt gearbeitet sind desselben Verfassers „Alte Junggesellen". Das Burgtheater will uns auch mit diesem Stücke bekannt machen, aber erst in der nächsten Saison, bis Betty Paoli mit ihrer Uebersetzung fertig sein wird. Wie gewöhnlich nahm das Carltheater die Priorität für sich und gab das Stück bereits vor vierzehn Tagen. Die wiener Kritik, d. h. ein Theil derselben, hat nicht umhin gekonnt, ihrer sittlichen Entrüstung über das „unmoralische" Lustspiel freien Lauf zu lassen und sich in wohlgefälligen Betrachtungen zu ergehen, welch sündhaftes Babylon die Stadt am Seinestrande sei und wie es in Wien doch noch züchtig und ehrbar im Vergleiche zu Paris hergehe ꝛc. Selbsttäuschung oder Heuchelei; denn keinem aufmerksamen und ehrlichen Beobachter des wiener Lebens wird es entgehen können, daß wir uns von Paris mehr in der Form als im Wesen unterscheiden. Der Wiener ist ein vollendeter Großstädter, was seine Moral betrifft; deutsche und gar norddeutsche Sittlichkeit wird kein Mensch unter uns suchen. Unser Himmel ist blauer, unsere Sonne scheint heißer, in unsern Adern fließt das Blut schneller und unsere Frauen sind schöner. Dabei sind wir Oesterreicher sehr ungenirt und nirgends nimmt man weniger Anstoß an leichten Verhältnissen wie hier. Berlin z. B. ist nicht um ein Haar moralischer, aber weit prüder als Wien; der deutsche Geist siegt dort dem Scheine nach über das Princip der Großstadt. Hier, wo eine Menge fremder Rassenelemente zusammenströmen, kann man dies kaum verlangen. Was wunder, daß die Stücke der neufranzösischen Poeten, die das pariser Leben so treu schildern, fast ebenso gut in Wien spielen könnten? Das Publikum fühlt vollkommen, daß nur die Namen der Personen fremd klingen, und das erklärt zum Theil den außerordentlichen Beifall, den alle diese pariser Stücke bei uns finden. Post festum setzt sich dann die steife Kritik hin, spielt die Rolle der Henne, die Enteneier ausgebrütet hat, und lamentirt über die französische Immoralität. Wenn die Herren die Geisel schwingen wollen, könnten sie sich den Stoff aus nächster Nähe holen. Warum schreiben sie nicht über die Sünden Wiens? Sie erzählen sie zwar sehr gern und die alle Sonntage in beinahe sämmtlichen Journalen erscheinenden Wochenfeuilletons wimmeln von zweideutigen Anekdötchen und pikanten Skandälchen, aber den strafenden Sermon darüber behalten die Herren stets in der Feder. Thäten sie es nicht, so würden sie einfach ausgelacht; — warum aber dann die Scheinheiligkeit der französischen Literatur gegenüber?

Sardou's „Alte Junggesellen" sind zudem nicht so schrecklich unmoralisch, als man behauptet. Es ist wahr, Didier von Mortimer spricht manches arge Wort gelassen aus, aber er hat noch Sinn und Verehrung für die wahre Unschuld; sollte damit sein lockeres Leben nicht aufgewogen werden? Er wird zudem so hart bestraft, als man es nur wünschen kann. Die Verachtung seines eigenen Sohnes, der ihn nicht kennt und ihm die bittersten Vorwürfe ins Gesicht schleudert, trifft ihn — soll ein lebenslustiger Hagestolz etwa mit dem Tode bestraft werden? Für solche dramatische Gerechtigkeit fehlt uns der Sinn.

Die Wiener fordern sie auch nicht, denn sie sind milder. Unser Publikum hat augenblicklich nichts Wichtigeres zu reden, als sich Anekdoten von den drei Localsängerinnen zu erzählen, welche sich um den Kranz der Komischen

Muse streiten. Wenn man den Fräuleins Gallmeyer, Geistinger und Kraft schmeicheln wollte, würde man sie die drei Grazien der Posse nennen. Mitunter treten sie ohnehin, dank der herrschenden Geschmacksrichtung, in einem Costüm auf, dessen Einfachheit an die Charitinnen der spätesten griechischen Kunst erinnert. Die drei Grazien machen viel von sich reden, auch wenn sie wie jetzt sämmtlich abwesend sind. Fräulein Gallmeyer machte Skandal in Triest, gab dann als improvisirte Directrice Vorstellungen in Laibach und hält jetzt in Baden Villeggiatur. Fräulein Geistinger gastirt in Breslau und Fräulein Kraft, vom hamburger Niedergericht und dem wiener Handelsgericht gleichzeitig verfolgt, hat sich in eine stille Verborgenheit zurückgezogen, der sie ihre gläubigen Verehrer und verehrten Gläubiger umsonst zu entreißen versuchen. Das wiener Publikum aber hat seinen Gesprächsstoff, der ihm willkommener ist als die Stücke der Vorstadttheater. Für den „Geheimnißvollen Dudelsack", den das Theater an der Wien gibt, kann man sich so wenig interessiren als für die „Pariser Sitten" (Le Demi-Monde) von Dumas im Carltheater, welche letztere man in Wien schon vor zwölf Jahren gesehen.

Wer nicht als echtes wiener Kind die Bühne und die Künstlerinnen in seinen Gedanken obenanstellt — „am Theater hängt, zum Theater drängt doch alles, ach wir Armen!" — hat allerdings Wichtigeres genug zu überlegen. Da ist zuerst der Handelsvertrag zwischen Oesterreich und dem Zollverein, dessen nun erfolgte Annahme unsere industriellen Kreise auf das tiefste erregt, und Himmel und Hölle wurden in Bewegung gesetzt, um die Annahme zu vereiteln. Petitionen an den Reichsrath, Declamationen von der Tribüne und in den Blättern wechselten in bunter Folge. Die Hochtories des Herrenhauses, soweit sie Eisen- oder Zuckerindustrielle sind, vereinigten sich mit den Oppositionsmännern des Abgeordnetenhauses, die für ihre eigenen Fabriken oder für jene ihrer guten Freunde zitterten, zu einer unnatürlichen Coalition. Giskra, der bekannte feurige und glänzende Redner, bot seine ganze Kraft für den undankbaren Kampf gegen den Handelsvertrag auf, er entwarf ein Bild von der Zerstörung der österreichischen Industrie, die unfehlbar hereinbrechen müßte, daß uns nur wundert, wie sich unsere Witzblätter die Caricatur entgehen ließen: Giskra auf den Trümmern Wiens. Aber es half alles nichts; der gesunde Menschenverstand und die Forderung des Fortschritts waren mächtiger als die Phrasen der Schutzzöllner, und der Zollvertrag wurde angenommen. Nun sitzen die Schutzzöllner und kauen an den Nägeln. Sie haben einige Ursache dazu, denn bei der Concurrenz, die ihnen jetzt vom übrigen Deutschland her droht, dürften die österreichischen Fabrikanten künftig nicht mehr in wenigen Jahren steinreiche Leute werden. Diese schönen Tage von Aranjuez sind jetzt vorüber. Die Herren müssen entweder sorgfältiger arbeiten oder sich mit geringerm Profit begnügen. Es ist gut, daß unsere Industrie auf diese Art einen gewaltsamen Stoß nach vorwärts erhält, denn der Schlendrian sitzt uns tief im Blute.

Ein Oesterreicher allerdings machte eine Ausnahme und ließ sich auf das halsbrechende Abenteuer ein, der Nachfolger Iturbide's zu werden. Kaiser Max von Mexico, der sich seines wohlklingenden Titels vielleicht nur noch kurze Zeit erfreuen wird, ist offenbar aus der alten österreichischen Art geschlagen, sonst hätte er sich niemals zu dem gewagten Unternehmen

entschlossen. Die Aussichten der neugegründeten Monarchie sind nun so schlecht geworden, daß selbst die hiesigen Officiösen dort schwarze Sturmeswolken sehen, wo sie früher nur rosige Lichter erblickten. Vorgestern war hier in den leitenden Kreisen — das größere Publikum hat gar nichts davon erfahren — das Gerücht verbreitet, Kaiser Max sei durch einen Dolchstoß getödtet worden. Das Gerücht war falsch, aber merkwürdig war die Wirkung, die es hervorbrachte. Niemand zeigte Schmerz oder Bestürzung, nicht einmal Verwunderung. Im Gegentheil machte ein Staatsmann die trockene Bemerkung: „Da wäre ja die mexicanische Frage gelöst!“ Die Lösung würde auch dadurch erzielt, wenn Kaiser Max freiwillig seine Krone niederlegte und in die stille Villa von Miramar heimkehrte. Es würde dadurch jedenfalls viel Blut erspart und der bei einer bewaffneten Auswanderung von den Vereinigten Staaten nach Mexico fast unvermeidliche Ausgang anticipirt. Wir haben ihn vorhergesagt, als Erzherzog Max die mexicanische Deputation in Miramar empfing und die Leser des „Deutschen Museum“ werden sich vielleicht daran erinnern. Es scheint nach den neuesten Nachrichten aus Amerika nicht, als ob die Ereignisse uns Lügen strafen wollten.

Aus Dresden.

Juni 1865.

X. Der bei Gelegenheit der Geburt eines Thronfolgers proclamirte Amnestieerlaß hat wesentlich dazu beigetragen, manche alte Verstimmungen zu beseitigen. Da auch die Untersuchungskosten niedergeschlagen worden sind, dürfte in einigen Fällen wol die Frage entstehen, wie verhält es sich mit solchen Kosten, welche, wegen hartnäckiger Zahlungsverweigerung, auf den liegenden Besitz der Betreffenden hypothekarisch eingetragen wurden? Dergleichen ist, wie wir hören, allerdings vorgekommen.

Eine unserer weiblichen Mimen ist von der Amnestie zu ihrer großen Befriedigung ebenfalls berührt worden. Fräulein Ullrich hatte, wegen Urlaubsüberschreitung, ohnlängst eine Strafe von mehrern hundert Thalern zuerkannt erhalten. Beim Hersagen des Beglückwünschungsprologs scheint nun einerseits ihre Sprachgewandtheit, andererseits die dichterische Beredsamkeit des Verfassers — General von Könneritz — das Herz des königlichen Großvaters mit Sturm genommen zu haben, genug, die allgemeine Losung des Tages: „Vergeben und Vergessen“, befreite auch sie von jener fatalen Buße.

Im Juni beginnen abermals die Darstellungen Emil Devrient's, während Dawison sich von seinen wiener und berliner Erfolgen in seiner ländlichen Siedelei zu Schachwitz auszuruhen beabsichtigt. Die Hoffnung auf seine Wiederanstellung, in der ersten Zeit nach seinem wol etwas übereilten Austritt noch von vielen Seiten gehegt, schwindet immer mehr. Man ist in Fragen solcher Art an Hoftheatern im allgemeinen, und bei uns noch insbesondere, von nicht leicht versöhnlicher Denkungsweise. Freilich ist strenge Disciplin in jedem Institut, das bestimmten Ansprüchen zu bestimmten Stunden zu entsprechen hat, etwas Unentbehrliches. Wenn diesen Ansprüchen nur überhaupt genügt würde! Das Gegentheil aber wäre, was die Leistungen der hiesigen Hofbühne betrifft, sehr leicht nach-

zuweisen. Dennoch ist die gegenwärtige Verwaltung ohne Zweifel auf Lebenszeit gesichert. Selbst die so kostspielig und so unbefriedigend ausgefallene Festvorstellung bei Gelegenheit der letzten Prinzessinvermählung hat, wie es scheint, die Abneigung gegen Veränderungen und Entlassungen nicht überwunden. In einer Stadt, deren Bevölkerung in rascher Zunahme begriffen ist und deren gewerbliches Aufblühen immer neue Klassen zur Bestreitung der Kosten öftern Theaterbesuchs befähigt, kann es überdies begreiflicherweise keine Schwierigkeiten machen, von Jahr zu Jahr die Einnahmeerträge zu steigern. Wir glauben, eine umsichtigere Ausnützung der verfügbaren Kräfte würde zwar in dieser Richtung wol noch Ergiebigeres zu Tage fördern; die Bilanzen können indessen, der Natur der Sache nach, keine schlechten sein, sondern müssen sich stetig verbessern. Daneben verschlechtert sich freilich ohne alle Frage — wenn der Ausdruck erlaubt ist — die Qualität des Publikums. Der gebildete Mittelstand, welcher früher das Parterre füllte, sich dann beim Steigen der Preise in die Parterrelogen zurückzog und endlich noch eine Weile vom zweiten Range herab seinen Rückzug überblickte, hat das Theater fast ganz aus dem Budget seiner „erlaubten Extravaganzen" streichen müssen. Was in seine Stelle gerückt ist — in anderer Beziehung gewiß höchst achtungswerthe Leute — bringt wol das junge Grün der Anspruchslosigkeit, aber auch das Unkraut der Bildungslosigkeit in den bunten Kranz des Auditoriums hinein. Wenig Geschmack fürs Einfache, wenig Verständniß fürs Maßvolle, dagegen viel laute Dankbarkeit für hohle Tiraden, für herausfordernde Abgänge und für alle jene Liederlichkeiten, die seit Thespis' Zeiten nur der kleinsten Ermunterung bedürfen, um sofort wieder das große Wort zu führen.

Man fragt sich: Wo soll das hinaus? Ohne Zweifel dahinaus, möchte die Antwort lauten, wohin der Zug der Zeit im allgemeinen drängt: zu einem Zwischending von Kunst und Handwerk. Der vierte Stand beginnt immer mehr sich in der ihm numerisch zukommenden Bedeutung geltend zu machen. Aber er hat viel in der Werkstatt gearbeitet, viel im Geräusch des Geschäftslebens. Er will nicht stundenlang Zuschauer und Zuhörer von Dingen sein, für deren Auffassung ihm die Organe noch fehlen. Und da er nicht allein im Recht, sondern auch im Besitz ist, so wird sich nach seinen Ansprüchen und nach keinen andern die Zukunft des Theaters gestalten. Freilich, wo bleibt bei solcher Kunstdienstbarkeit die Theorie von der „Bühne als Erziehungsanstalt des Volks"? Aber wohin ist überhaupt die Zeit der Joseph, der Dalberg und der Wilhelm von Humboldt!

In unsern Künstlerkreisen beschäftigt man sich gegenwärtig mit allerhand Plänen für den Bau eines Künstlerhauses. Eine Ausstellung der zu diesem Zweck von Malern und Bildhauern als Lotteriegewinne zusammengebrachten Arbeiten fand bekanntlich schon im vorigen Jahre statt. Seitdem ist auch in andern Städten dafür gewirkt worden, und das Unternehmen findet die allseitigste Billigung. Wie sehr es der sächsischen Residenz aber an Kunstmäcenen fehlt, zeigt sich bei dieser Gelegenheit einmal wieder in recht grellem Lichte. Denn obschon die Künstlerkreise, der Literarische Verein und manche andere spornende Kräfte ihre Anstrengungen zur Erreichung des gesteckten Ziels verbündet haben, so ist das Zustandekommen

des Hauses noch immer nicht gesichert. Und dabei sind unter den Lotteriegegenständen in der That Gewinne von sehr großem Werthe, nicht allein künstlerisch verstanden, sondern auch als Objecte des Kunsthandels. Mögen die allerorten zu einem Thaler käuflichen Lose denn hiermit bestens empfohlen sein! Die Verlosung ist noch vor Ende des Sommers zu erwarten.

In minderer Harmonie befinden sich unsere kunstliebenden Kreise über ein anderes Kapitel. Schon als die hiesige Kreuzschule einen Neubau nöthig machte, gab es ein heftiges Turniren über den zu wählenden Baustil. Gothisch! riefen die einen, Renaissance! die andern. Man berannte sich mit Spitz- und Rundbogen, mit Friesen und steinernen Blättern, mit Säulen und Pfeilern. Man bewies, daß die Kreuzschule, als Pflegestätte der Humaniora, in dem Alterthum und nicht im Mittelalter ihren Vollmachtgeber habe; daß sie klare, lichtvolle Räume brauche und nicht dunkle Mönchszellen; daß die Freude der lieben Bürgerschaft an einem Gebäude, welches einen in Dresden vernachlässigten Stil vorführe, eine untergeordnete Bedeutung habe, und bewies noch viele andere Dinge ähnlicher Art. Zuletzt wurde die gothische Partei aber doch ihrer Widersacher Herr und heute steht im gothischen Stil die Kreuzschule fix und fertig. Während dessen war der Erbauer derselben, Professor Arnold, mit der Restaurirung des meißner Domes betraut worden, wobei ihm seine Gegner begreiflicherweise auf die Finger sahen. Noch sorglicher beobachteten indessen einige Verehrer des meißner Domes den Fortgang des Werks, und siehe da, eines Tages glaubten sie, die Sache könne so kein gutes Ende nehmen. Gesagt, gethan, man klopfte bei dem hohen Schirmherrn des Doms an, trug die ernstlichen Bedenken über dies und jenes vor, das mit dem ursprünglichen Stil des Bauwerks nun und nimmer zusammenstimme, und endlich wurde der des gothischen Stils wohlkundige Baumeister Meyer aus Wien nach Dresden berufen, um sein Urtheil über diese Klagen abzugeben. Hier reißen für heute unsere Notizen darüber ab. Man sieht, daß in dem friedlichen Dresden noch allerhand kriegerische Gemüther ihr Wesen treiben.

So beginnt denn auch, nachdem die hiesige Schillerstiftung eben zur Ruhe kommen zu wollen scheint, der Krieg um die Zwecke der Tiedgestiftung die Presse zu beschäftigen. Man wirft der Majorität ihres Vorstandes vor, sie gebe dem Buchstaben der Statuten eine willkürliche Auslegung. In der dresdner „Constitutionellen" und ebenso in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" hat man dies bereits lesen können. Es handelt sich dabei vornehmlich um die Frage: sollen Maler, Bildhauer und Architekten die Lieblinge der Stiftung werden und Schriftsteller dagegen sich in die Stiefkinderrolle fügen? So, heißt es, ist die Majorität gewillt, die Mittel der Stiftung zu verwenden. Der letzte Jahresbericht gibt diesem Gerücht allerdings eine sehr auffällige Illustration. Vertheilt wurden im ganzen 5000 Thlr. Von dieser stattlichen Summe empfing die Literatur nur — 200 Thaler. Alles übrige ging in die Hände von Malern, Architekten, Kupferstechern, Bildhauern und Tonkünstlern. Es kann hier nicht davon die Rede sein, daß die Schriftstellerwelt durch den sogenannten Ueberfluß der Schillerstiftung mehr als reichlich versorgt wird. Jeder Zweigverein der Schillerstiftung weiß, daß noch immer eine Menge berechtigter literarischer Bittsteller un-

berücksichtigt bleiben müssen. Dieselbe konnte also wenig geeignet sein, der Tiedgestiftung die Veranlassung zur Unterstützung nothleidender Dichter zu entziehen, wie denn auch, dem Vernehmen nach, Fälle genug nachweisbar sein sollen, in denen die Tiedgestiftung von literarischer Seite in Anspruch genommen worden ist, ohne daß sie gespendet hätte. Wir müssen den Eingeweihten und den Abgewiesenen die weitere Begründung dieser Gerüchte überlassen. Jene Ziffer — 200 Thlr. von 5000 Thlrn. — steht aber in dem vorjährigen Berichte der Tiedgestiftung zu lesen, und da Tiedge, soviel uns bekannt, weder Maler, noch Bildhauer, noch Kupferstecher oder Tonkünstler war, wohl aber Dichter, und da die Statuten den Dichtern gerade so günstig lauten wie den bildenden Künstlern und den Musikern, so scheint es billig, daß die schriftstellernden Mitglieder des Vorstandes dem Gegenstande einmal eine nähere Beleuchtung zutheil werden lassen.

Die hiesige Schillerstiftung hat sich ohnlängst, nach dem Ableben des verdienstvollen, der Stiftung mit warmem Interesse zugethan gewesenen Staatsministers von Wietersheim, durch die Wahl des Hofmarschalls von Friesen ergänzt. Die beiden zur Generalversammlung abgeordneten Vorstandsmitglieder, Eduard Duboc (Robert Waldmüller) als stimmführender Abgeordneter und Director Georgi, gehören der Opposition an, und der erstere ist der Verfasser des zur Zeit der heftigsten Conflicte von dem dresdner Literarischen Vereine abgegebenen Votums. Der Umschwung im Schose der hiesigen Stiftung kann also kein geringer gewesen sein, obschon der Personalbestand der nämliche geblieben ist.

Notizen.

Die Gutzkow-Vorstellung in Prag zeigte, daß der unglückliche Autor auch in der böhmischen Hauptstadt sich der allgemeinsten Sympathien erfreut. Ein zahlreiches Publikum füllte das Haus, in welchem Emil Devrient den Molière in dem „Urbild des Tartuffe" spielte. Bei einem der Vorstellung folgenden Mahle brachte Emil Devrient einen Toast auf den Dichter aus. Wir halten es für eine erfreuliche Thatsache, daß unsere beiden gefeiertsten Darsteller, Dawison und Devrient, ihre Freundschaft für Gutzkow so thatkräftig bewähren. Sie spricht am besten dafür, daß unsere neue dramatische Poesie auf der Bühne festen Fuß gefaßt hat. Es ist Gutzkow's unbestreitbares Verdienst, dem modernen Drama mit seinem „Richard Savage" die Bühne erobert zu haben, nachdem bereits das Vorurtheil Wurzel zu fassen drohte, daß nur das nicht bühnengemäße Bücherdrama Raum gewähre zur Entfaltung echter dichterischer Talente.

Von Wilhelm Hosäus ist ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Prinz Louis Ferdinand" (Berlin, W. Weber und Comp.), erschienen. — „Ochino" heißt ein neues fünfactiges historisch-dramatisches Gedicht von Karl Wilhelm Batz (Leipzig, Otto Wigand), welches als Festgabe zur 15. Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung erschienen ist.

Wie wir erfahren, steht die Veröffentlichung von Aufzeichnungen und Briefen in Aussicht, die der Maler Professor **Fuhrlandt** in Rom niedergeschrieben, wo er etwa um 1816 mit Schadow, Cornelius, Overbeck, Thorwaldsen und andern berühmten Künstlern eng befreundet lebte. Die in Mecklenburg lebende Familie des Briefstellers gedenkt diesen für die Kunstgeschichte jener Zeit nicht unwichtigen Mittheilungen auch Porträts von Tischbein, Rauch, Overbeck und Thorwaldsen beizugeben, die Fuhrlandt damals in Kreide, und zwar, wie es heißt, sprechend ähnlich gezeichnet hat.

Der bekannte originelle Schriftsteller M. **Solitaire** hat nach einer seiner Novellen ein fünfactiges Drama geschrieben, das den Titel führt: „Das Trauerspiel im Walde“. Es soll eigenthümlich und wirksam sein und zum Herbst der deutschen Bühne übergeben werden.

Die Novellistin **Emmy von Dincklage-Campe** arbeitet gegenwärtig an einem größern Romane, betitelt: „Auf eigener Scholle“, der in der engern Heimat der Verfasserin, Herzogthum Arenberg-Meppen, Königreich Hannover, spielt. Er berührt die bäuerlichen wie die Verhältnisse der Gutsbesitzer und beschäftigt sich vorzugsweise mit dem dortigen Volkscharakter.

Das Denkmal, das **Gellert** in seiner Geburtsstadt Hainichen in Sachsen errichtet werden soll, dürfte wol in der Mitte des Septembers d. J. enthüllt werden. Man beabsichtigte ursprünglich, es am 150. Geburtstage des Dichters, nämlich am 4. Juli 1865, aufzustellen, hat aber, um die Sache nicht zu übereilen, schließlich von diesem Datum abgesehen. Das Modell ist von dem dresdner Bildhauer Schwenk sehr würdig ausgeführt und bestimmt, in Bronze gegossen zu werden. Die Kosten der Bildsäule sind durch freiwillige Beiträge gedeckt. Die Gellertlotterie, die man in Hainichen aus einzusammelnden Geschenken, das Los zu 10 Sgr., veranstaltet, hat zum Zweck, noch außerdem eine besondere Gellertstiftung ins Werk zu richten. Der Vorsitzende des mit der ganzen Angelegenheit sich befassenden Comité ist M. E. W. Richter, Rector in Hainichen. In Leipzig ist ebenfalls vor kurzem im Rosenthal ein neues Denkmal Gellert's, von dem leipziger Bildhauer Knaur in durchaus entsprechender Weise gefertigt, aufgestellt worden. Die Anregung dazu ging von einer Verehrerin Gellert's aus den Kreisen der höhern österreichischen Aristokratie aus, welche zu diesem Zwecke eine Summe von 1500 Thlrn. zur Disposition stellte. Rath und Stadtverordnete in Leipzig fügten eine gleiche Summe hinzu.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 26.** 29. Juni 1865.

Ein Hofmann des 18. Jahrhunderts.

Von

Georg Horn.

II.

Pöllnitz hatte im Jahre 1748 seine dritte religiöse Conversion gemacht. In Geldverlegenheit hatte er den König gebeten, ihn aus derselben zu befreien. „Ich weiß wirklich nicht", war die Antwort Friedrich's, „wie ich das machen soll. Wenn Sie wenigstens noch Katholik wären, dann könnte man Ihnen doch ein Kanonikat geben." Der geschmeidige Höfling ließ sich das nicht zum zweiten male sagen, ging hin, schwur die gereinigte Lehre Calvin's ab und kehrte in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurück. Aber das Kanonikat bekam er doch nicht; der König lachte ihn nur aus. — Der im nächsten Briefe erwähnte Cothenius, Leibarzt des Königs, war aus Havelberg nach Sanssouci berufen worden. Friedrich II. hielt große Stücke auf ihn und hatte ihn auch mehreremal nach Baireuth zur Markgräfin gesandt; der König schien in den baireuther Leibmedicus Wagner kein allzu großes Vertrauen zu setzen. In Baireuth scheint auch Marquis v. Montperny, markgräflicher Kammerherr und Hofbauintendant, der Hülfe des berliner Aesculaps sich bedient zu haben.

Bereits oben haben wir der Ehe der ältesten Marwitz mit dem Grafen von Burghaus erwähnt. Das junge Ehepaar lebte in einem

Grade über seine Verhältnisse, daß es zuletzt nichts mehr besaß und dem Hofe in Baireuth zur Last war mit seinen immer neuen und größern Ansprüchen; und dazu maßte sich die frühere Hofdame die vollständige Herrschaft über die Markgräfin an, sodaß diese sich genöthigt sah, die Hülfe des Königs anzurufen. Diese Heirath hatte der Fürstin viele Unannehmlichkeiten bereitet, sie zwei Jahre lang mit ihrem königlichen Bruder vollständig entzweit. Als nämlich der General von der Marwitz seine Töchter an den baireuther Hof gab, war solches unter der Bedingung des Königs Friedrich Wilhelm I. geschehen, daß sie nicht in das Ausland sich verheiratheten, damit das nicht unbedeutende Vermögen des Generals nicht außer Landes käme. An dieser Bestimmung hielt auch Friedrich II. fest. Daher sein Unwille und Zorn, als sich die junge Dame, hauptsächlich auf Veranlassung der Markgräfin, die ihrer los sein wollte, dennoch mit einem in österreichischen Diensten stehenden Offizier verheirathete. In einem Briefe vom 2. März 1748 schrieb Friedrich an seine Schwester, daß er den Grafen Podewils, seinen Minister, beauftragt habe, der Schwägerin seines Neffen sagen zu lassen (dieser Neffe, Graf Schönburg, hatte die dritte Schwester Karoline geheirathet), wenn sie sich entschließen wolle, Baireuth zu verlassen, so würde man ihr ihren Pflichttheil auszahlen lassen. Darauf hat die Stelle im nächsten Briefe Bezug. — In demselben ist auch des Fortgangs der Entfremdung zwischen dem Könige und Voltaire, „le chef de la bande“, Erwähnung gethan. Von den Rittern der Tafelrunde auf Schloß Sanssouci befand sich Graf Algarotti damals, seinen diplomatischen Neigungen folgend, auf Reisen; der Marquis d'Argens war auch für längere Zeit abwesend; der Liebling des Königs, Graf Rothenburg, lag krank danieder; es war still und einsam um den König auf Sanssouci. Der Arzt La Metrie, der Verfasser des „L'homme machine“, war Lector, Darget literarischer Secretär. Prinz Heinrich ist der zweite Bruder des Königs, der spätere Sieger von Freiberg, Prinz Ferdinand der jüngste; sein Regiment stand in Neu-Ruppin und jedes Frühjahr pflegte er dahin zu gehen.

Der vorerwähnte Brief lautet:

„Madame.

Sobald ich die Befehle Eurer königlichen Hoheit in Betreff des Hrn. von Frechapel erhalten, habe ich sie vollzogen und erwarte in wenig Tagen, Ihnen das Resultat meiner Unterhandlungen mittheilen zu können. Was Hrn. Cothenius anbelangt, so habe ich warten müssen, bis er vom Marschall von Schwerin zurückgekehrt war, zu dem ihn der König geschickt hatte. Er sagte mir, daß er vor einigen Tagen an Hrn. Wagner sowol betreffs Eurer königlichen Hoheit als des Hrn.

von Montperny geschrieben hat, und fügte in einem sehr doctoralen Tone bei, daß ich für meine hohe Beschützerin und für meinen Freund außer Sorgen sein könnte. Mit hoher Freude habe ich diese Worte vernommen. Möchte dieses Orakel sicherer als das des Kalchas sein! Euere königliche Hoheit machen sich über mich lustig und sagen, daß man mich künftig den Sanct-Pöllnitz nennen würde. Das ist gar nicht so unmöglich, und ich strebe mit allem Eifer dahin. Mit Glauben, mit Gebeten und Ausdauer kann man wohl zum Himmelreich eingehen. Davon sind vielleicht Eure königliche Hoheit nicht so sehr überzeugt als ich. Ihre Stunde ist noch nicht gekommen, aber sie wird kommen, und mein Ruhm wird es sein, sie herbeizuführen. Sobald ich im himmlischen Zion angelangt bin, werde ich mit meinen Bitten für Sie nicht mehr aufhören. Es ist mir schon, als hörte ich alle Heiligen meinen Vorschlag billigen und einstimmig rufen: Sie hat zu viel Tugenden, um nicht katholisch zu sein! Dann sehe ich, Madame, die Gnade wie einen Sonnenstrahl auf Sie herabsteigen und sich auch Sr. Durchlaucht dem Markgrafen mittheilen und höre Sie beide sprechen: Heiliger Pöllnitz, bitte für uns! bis Sie dann lebensmüde zum Himmel eingehen, begleitet von dem Schalle der Flöten und Cymbeln und dem heiligen Gejauchze der Engel. Bis dahin aber können Sie beide in Einigkeit und Liebe glücklich und zufrieden leben und die Tage Philemon's und Baucis' in die Gegenwart zurückrufen.

Euere königliche Hoheit wünschen Nachrichten von unsern Schöngeistern zu haben. Das Haupt der Bande ist vom Hofe des Augustus noch immer verbannt, aber in seiner Ungnade noch immer besser behandelt als Ovid, da dieser noch in Gunst war. Er wohnt noch im berliner Schlosse, hat Tafel, Wagen, alles frei, dazu 5000 Thlr. Pension und die Freiheit, gegen Israel zu klagen und Stoff zu vielem Spotte zu bieten. Es gibt keinen schlechten Poeten, der nicht sein Müthchen an ihm kühlte. Er selbst macht täglich irgendeinen dummen Streich. Neulich kam er zum Kanzler und sagte ihm, er käme, um ihm einige Bemerkungen zu übergeben, welche er über das von Sr. Excellenz eben veröffentlichte Gesetzbuch gemacht habe, in dem große Verstöße, namentlich in Bezug auf das Wechselrecht seien. Der Kanzler war ihm für die Bemerkungen sehr dankbar, versprach, für die Zukunft daraus Nutzen zu ziehen, mußte aber zu seinem Bedauern bemerken, daß die Dinge, bis sein Proceß entschieden wäre, noch auf dem alten Fuße bleiben müßten. Der Poet hatte nicht erwartet, auf diese Weise abgefertigt zu werden, ging im heftigen Zorn von dannen, schüttelte den Staub von seinen Schuhen und rief den Schatten des Ninus an, daß er mit dem Kanzler, dessen Weibe und Kindern zur Grube fahren möchte. Da ich in der Lage eines Minderjährigen bin und keine Wechsel machen kann, so habe ich

auch den betreffenden Artikel des Gesetzbuchs nicht nachgesehen und mich nur begnügt, daraus etwas zu lernen, was jedermann vor dem Codex wußte, nämlich: daß die väterliche Gewalt über den Sohn entweder durch den Tod des Vaters oder durch den Tod des Sohnes erlischt. Und doch hat uns das der Herr Kanzler als einen ganz neuen Gedanken aufgestellt. Sein Sohn, welcher in der Garde ist, und den ich vor einiger Zeit auf diese Gedankenlosigkeit seines Vaters aufmerksam machte, antwortete mir scherzend, ich möchte darüber nicht verwundert sein, sein Vater habe, als er das Gesetzbuch entwarf, gerade Eselsmilch getrunken. Dieser junge Mensch ist voll Geist und wäre wohl werth, um Ew. königl. Hoheit zu sein. La Metrie, der ihn in der Moral und in der Religion unterrichtet hat, sagte, daß er Mühe gehabt habe, das Feuer seiner Einbildungskraft zu dämpfen und daß sein Zögling nur zu bald dahin kommen werde, alle Laster der Franzosen ohne ihre Tugenden zu kennen. Verzeihen Eure königliche Hoheit diese kurze Abschweifung! Ich glaubte, Sie zu unterhalten, und fürchte, Sie zu langweilen. Ich komme wieder auf unsern Poeten zurück. So sehr er ausgelacht und verspottet wird, so fängt man doch bereits an, einzusehen, daß der Jude unrecht hat. Nächsten Mittwoch oder Donnerstag wird alles entschieden werden und Hr. von Voltaire aus dieser Affaire gekrönt von den Händen der Themis hervorgehen. Der Graf Algarotti hat sich endlich entschlossen, nach Potsdam zurückzukehren. Die ersten Tage schien es, als wäre er vom Schlage getroffen; man sprach mit ihm und er fing an zu stammeln, doch wird er bald seine Sprache wiedererlangen. Hr. von Maupertuis behauptet sich auf der Höhe mit mehr Bescheidenheit, als man von einem Manne erwarten sollte, der sich von der Aeußerung des Abbé Terrè geschmeichelt fühlte, als ihm dieser in offener Versammlung der Akademie sagte, daß die Erde nicht groß genug sei, sein Verdienst zu fassen. Der Marquis d'Argens sitzt immer noch bei seiner Omphale in Mentone bei Monaco am Spinnrocken; man fühlt seine Abwesenheit und wünscht ihn zurück, aber weder Bitten noch Versprechungen können seine Philosophie wankend machen, doch sagt man, daß er mit Beginn des Frühlings zurückkehren wird, ohne Zweifel um Fastenpredigten zu halten. La Metrie ist so, wie ihn Eure königliche Hoheit verlassen haben, beseelt von dem Wunsche, Ihnen seine Huldigung darzubringen. Darget ist immer melancholisch, voll Anhänglichkeit an den König und treu seinen Pflichten; in seinen Mußestunden spricht er vom Hängen, aber Gott hat ihn noch nicht soweit kommen lassen. Hr. von Keith und Graf Rothenburg sind krank in Berlin zurückgeblieben, doch sollen sie außer Gefahr sein. Graf Podewils ist von Wien zurückgekehrt; er sagte mir, daß er den Grafen und die Gräfin von Burghaus dort gelassen habe; sie seien

entschlossen, in Wien ihren bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Graf Podewils ist sehr bereit, auch mit der Gräfin von Schönburg zu Ende zu kommen. Er glaubt nur, daß er's nicht dahin bringen wird. Da die Cabinetsordre des Königs, welche Eure königliche Hoheit erlangt haben, nur der anheimzufallenden und nicht der bereits anheimgefallenen Zinsen Erwähnung thut, so wünscht er, daß Eure königliche Hoheit den König bäten, Seine Majestät möge ihm, dem Grafen, erlauben, die der Frau von Schönburg schuldigen Zinsen vom Tode ihres Vaters an heimzuzahlen. Sowie er weiß, daß Eure königliche Hoheit geschrieben haben, wird er es ebenfalls thun, dann hofft er auch, eine befriedigende Antwort zu erhalten. Die Prinzen Heinrich und Ferdinand sind seit Donnerstag in Berlin, um sich durch die Darstellung einiger heiligen Stücke auf die Communion, welche sie morgen empfangen werden, vorzubereiten. Montag wird der Prinz Heinrich zurück sein, und Prinz Ferdinand wird in Ruppin den Carneval angenehm beschließen.

Nun aber habe ich Eurer königlichen Hoheit eine Masse Einzelheiten geschrieben, viel Papier verkritzelt und Ihnen, Madame, viel Langeweile verursacht. Im Namen des Himmels, lesen Sie es nicht an Einem Tage, lesen Sie überhaupt meine Briefe nicht, lassen Sie sich einen Auszug davon machen. Eure königliche Hoheit werden weniger Zeit damit verlieren, und ich kann dabei nur gewinnen.

Mit dem allergrößten Respect bin ich,
Madame,
Eurer königlichen Hoheit
unterthänigster und gehorsamster Diener
Potsdam, den 13. März 1751. Pöllnitz."

Wir haben hier einen Brief, der des allgemeinen Interesses ermangelt, übergangen. Um in dem nächsten die Stelle „Ich lache nicht über diejenigen, welche ꝛc." verstehen zu können, wäre es nöthig, den correspondirenden Brief der Markgräfin zu kennen. Wahrscheinlich hatte ihr potsdamer Correspondent den Versuch einer Anleihe bei ihr gemacht und sie in dem ihr eigenthümlichen graziös scherzhaften Tone geschrieben, daß ihre Kasse eben nicht sehr brillant bestellt sei, weil sie für die baireuther Oper neue Theatercostüme habe machen lassen. Im Jahre 1748 war nämlich das neue, prächtige, heute noch stehende baireuther Opernhaus fertig und seinem künstlerischen Zwecke übergeben worden; der Italiener Bibiena, dessen ebenfalls in den folgenden Zeilen Erwähnung geschieht, hatte die Decorationen und die innere Einrichtung desselben geschaffen. Der Markgräfin war es aber doch nicht beschieden, wie man sehen wird, der drohenden Contribution von seiten des „Sklaven seiner Phantasien" zu entgehen, das gefürchtete Wort entglitt dennoch

seiner Feder — Pöllnitz wollte Geld haben, unerachtet der Theatercostüme.

Er schreibt:

„Madame.

Eben hatte ich die Ehre, Eure königliche Hoheit von dem schlechten Erfolg meiner Unterhandlungen mit Hrn. von Frechapel in Kenntniß zu setzen, als ich von ihm einen sehr verbindlichen Brief vom 16. dieses Monats erhielt. Ich hoffe, daß mein Bericht Ihnen zugekommen sein wird. Hätte doch Hr. von Frechapel die Gebieter, auf deren Dienst er verzichtet, so gut gekannt wie ich, wahrhaftig, er hätte sie den gekrönten Häuptern, deren Gunst nicht immer eine Erbschaft ist, vorgezogen.

Der neue Krampfanfall Eurer königlichen Hoheit beunruhigt mich sehr; alles in mir empört sich gegen die so sehr gerühmte Gerechtigkeit des Himmels. In Wahrheit, wozu ist die reinste Tugend, wenn sie nicht vor den Leiden bewahrt, welche auch die Verworfensten erdulden! Cothenius, dem ich meine Klage vorbrachte, hat mich zur Geduld ermahnt; er sagt, daß es nur schwache Rückfälle seien und daß mit der Zeit, mit gehöriger Beachtung seiner Rathschläge und mit einem geregelten Leben Eure königliche Hoheit sich noch einer recht vollkommenen Gesundheit erfreuen werden. Spräche er doch diesmal wahr!

Ich lache nicht, Madame, über diejenigen, welche kein Geld haben, weil sie Theateranzüge haben machen lassen. Seit 60 Jahren Sklave meiner Phantasien, wäre es lächerlich von mir, die zu tadeln, welche die ihrigen befriedigen. Im übrigen sind mir die Eurer königlichen Hoheit viel zu achtenswerth, als daß ich sie tadeln möchte. Sie haben kein Geld, Madame, aber Sie waren vergnügt, und wozu ist das Geld weiter da, als um Gebrauch davon zu machen? Ich wage nicht, mich mit Eurer königlichen Hoheit in eine Linie zu stellen, sonst würde ich Ihnen sagen, daß ich mich entschlossen habe, mir eine Eremitage zu bauen, welche mich derartig in Schulden gebracht hat, daß ich wünschte, für die nächsten fünf oder sechs Wochen in einen Bären verwandelt zu werden, um von meinen Pfoten zu zehren. Ein Hospital wäre mir eine große Hülfe.

Der Geburtstag der Königin-Mutter wurde mit großer Feierlichkeit begangen, obwol der König dem Feste nicht beigewohnt hat, da Blutwallungen ihm nicht erlaubt haben, nach Berlin zu kommen. Von allen Potsdamiten war ich der einzige, der dort war. Die Oper «Armida» schien mir würdig, selbst vor Eurer königlichen Hoheit aufgeführt zu werden. Musikkenner sagen, daß es das Meisterstück von Graun sei; ich für meinen Theil liebe die Adagios nicht mehr als Muskatnuß in einem Ragout, ich finde etwas wie von einem Miserere darin, welches

erbaut, aber nicht erfreut. Die Costüme sind schöner als gewöhnlich, das Theater ist besser beleuchtet, man hat die Lampen wiederhergerichtet und steckt auch Lichter auf. Die Ballete sind kurz, aber hübsch und werden sehr gut ausgeführt; von vier neuen Decorationen, eine von Bellavita und drei von Bibiena, hat die erstere den Preis davongetragen. Es scheint, daß Herr Bibiena nur dann etwas Gelungenes zu Stande bringt, wenn Eure königliche Hoheit ihn dabei leiten. Armida's Zauberpalast, den er gemalt hat, gleicht eher einem Orgelchor als einem Palast; das Zusammenstürzen geht aber ziemlich geschickt vor sich, und das Feuerwerk, welches ihn zu verzehren scheint, ist ganz gelungen, kurz diese Oper ist die schönste, die je in Berlin aufgeführt wurde. Der Zudrang war ungeheuer und die Hitze zum Ersticken. Nach dem Schauspiel soupirte die Königin-Mutter bei der Königin, dann war großer Ball.

Den Tag darauf bin ich hierher zurückgekehrt und fand den König so vollständig wiederhergestellt, daß Seine Majestät ohne Zweifel in einigen Tagen nach Berlin gehen werden, wo sich verschiedene Fremde aufhalten, unter andern zwei Neapolitaner. Der eine ist aus dem Hause Aragon, den andern nennt man Herzog von St.-Elisabeth; der letzere soll der Sohn des verstorbenen Prinzen Rákóczy sein. Dieser hatte wirklich zwei Söhne hinterlassen, denen der wiener Hof den Namen ihres Hauses genommen hat. Der ältere mußte den Titel eines Herzogs von St.-Charles annehmen, der jüngere den eines von St.-Elisabeth. Diesem hätte man unbedenklich den Namen Rákóczy lassen können; ich müßte mich sehr irren, wenn er jemals Parteichef würde.

Unsere Schöngeister sind auf verschiedene Weise in Anspruch genommen. Herr von Maupertuis stirbt in Berlin am Blutauswurf. Der Graf Algarotti macht Fräulein von Danckelmann, welche Eure königliche Hoheit in Ems gesehen haben, den Hof und man kann eben nicht sagen, daß er für frühreife Früchte Geschmack zeigt. Herr von Voltaire ist isolirt, geistig und körperlich abgespannt und fast nicht mehr zum Erkennen. Gestern war er zwei Stunden bei mir; unsere Unterhaltung war sehr stumm, er sprach nicht aus Gram, ich nicht aus Ehrfurcht vor seinem Genie. In einem der Zwischenacte unserer Unterhaltung sagte er mir, daß er im Begriff stände, nach Italien zu gehen, und fragte mich, ob er einen großen Umweg mache, wenn er über Baireuth ginge. Einen Augenblick darauf bat er mich, ihm das Haus, welches ich gegenwärtig bewohne, mit allen Möbeln zu überlassen, mit dem Beifügen, er sehe wohl, daß er sich nicht entschließen könne, sich aus den hiesigen Verhältnissen zurückzuziehen, indem er den König zu sehr verehre, um sich je von ihm zu trennen. Eine Viertelstunde später fragte er mich, ob ich nichts in Paris zu besorgen habe, er hoffe am 15. oder

16. Mai dort einzutreffen; seine Angelegenheiten erheischten das, seine Nichte wünsche es, und seine Freunde drängen auf seine Rückkehr. Auf alles antwortete ich, daß ich nur um die Fortdauer seiner Freundschaft bäte, vorausgesetzt, daß das nicht ein zu großes Ansinnen an seine Freigebigkeit sei. Sein Sieg ist ihm theuer zu stehen gekommen, und wollen Sie wissen, worin dieser Sieg besteht? Es war ihm der Schwur zugeschoben worden, daß die Diamanten, welche der Jude ihm geliefert hatte, nicht ausgetauscht worden seien. Da aber Beweise des Gegentheils vorhanden waren, welche ihn hätten überführen können, so hat sein Gewissen ihm nicht erlaubt, diesen Schwur zu leisten, und um der Sache los zu sein, zahlte er an seinen Gegner 1500 Thaler. Hätte er das von Anfang an gethan, so hätte er sich vielen Kummer erspart, namentlich vielen Spott, mit dem man ihn in Paris überhäuft, wo man sehr aufgebracht gegen ihn ist. Hier hat sich die Frau Gräfin von Bentinck, die für alles, was Geist heißt, außerordentlich eingenommen ist, zu seiner Beschützerin aufgeworfen. Keine Romanheldin könnte weiter gehen, als sie es thut, und neulich sagte sie mir, wenn der Götzendienst erlaubt wäre, so würde sie Eurer königlichen Hoheit und Herrn von Voltaire Altäre errichten. «Das heißt», antwortete ich ihr, «Sie wollen mit den Engeln und Teufeln zugleich zu thun haben.»

Eure königliche Hoheit haben mir befohlen, Ihnen einen recht langen Brief zu schreiben; Sie sehen, wie sehr ich bestrebt bin, Ihnen zu gehorchen. Vermuthlich wollen Sie Ihren Geist in dieser Fastenzeit wieder zu Leben bringen. Möchten Sie meine Schwätzereien nicht zu sehr ermüden! Die Frau Gräfin von Schlieben liegt ohne Hoffnung danieder; die Frau Marschallin von Fink hat fünf heftige Fieberanfälle überstanden und befindet sich jetzt wieder wohl. Eure königliche Hoheit erweisen mir nicht die Gnade, mir ein Wort von Herrn von Montperny zu sagen, und er ist doch nicht der Mann, der Nachrichten gibt. Alles läßt mich jedoch hoffen, daß er sich wohl befindet.

Mit dem tiefsten Respect bin ich,

Madame,

Eurer königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Potsdam, den 30. März 1751. Pöllnitz.“

Die Erwähnung des Todes des Prinzen von Wales, Sohnes Georg's II. und Vaters Georg's III. von England, in dem folgenden Briefe hat für die Markgräfin ein ganz besonderes Interesse; denn dieser Prinz, der mit seinem Vater Georg II. in offener Feindschaft lebte, war ihr zum Bräutigam bestimmt gewesen, allein das Haus Habsburg hatte, um die Doppelheirath zwischen den beiden verwandten protestantischen Mächten

zu hindern, in dem königlichen Hohenzollernhause ein Intriguenspiel aufgeführt, das dem Kronprinzen fast das Leben gekostet hätte. — Die Markgräfin beschäftigte sich um diese Zeit mit einer Umwandlung von Voltaire's Trauerspiel „Semiramis" in eine Oper, deren Text der Italiener Cori besorgte; letztgenannter, später bei der italienischen Oper in Berlin angestellt, war außer Voltaire der häßlichste existirende Mensch. Mylady Tyrconnel, die Pöllnitz nennt, war die Gemahlin des französischen Gesandten in Berlin, des Grafen Tyrconnel, eines geborenen Irländers. Wir werden sie später noch einmal genannt finden. Das Ehepaar spielte in der berliner Gesellschaft damals eine bedeutende Rolle. — Intermezzo nannte man das komisch-pantomimische Zwischenspiel, womit die Zwischenacte der Opern ausgefüllt wurden.

Pöllnitz schreibt:

„Madame!

Ich muß Eure königliche Hoheit für meine wiederholten Briefe unterthänigst um Entschuldigung bitten. Mein Bruder hat sich in den Kopf gesetzt, Ihren Hof mit einem geistreichen Menschen versehen zu müssen, und zu diesem Zweck nehme ich mir die Freiheit, beifolgendes Schreiben, welches er in Bezug auf diesen Gegenstand an mich gerichtet hat, Ihnen zu übersenden. Vielleicht werden es Eure königliche Hoheit für kabbalistische Zauberformeln halten, aber so schreibt man einmal in unserer Familie. Irgendeine huldvolle Fee hat ohne Zweifel allem, was wir schreiben, dieses mysteriöse Ansehen geben wollen, damit die Fehler, welche sich in unserer Diction vorfinden, nicht an das Tageslicht kommen. Sie, Madame, sind zu gerecht, uns die Schuld davon zu geben, und wenn, dann werden mir Eure königliche Hoheit erlauben, die Berufung an das Tribunal der Vorsehung einzulegen; denn nach ihrem Willen ist die Welt sowol mit unwissenden als mit klugen Leuten bevölkert worden; nur in den Staaten des Hauses Brandenburg hat sie allen Geist und alle Intelligenz den Mitgliedern dieses erlauchten Hauses gegeben und sehr wenig davon den Unterthanen, die sich aus der Affaire ziehen mögen, wie sie können. Ich hoffe doch, daß sich in Baireuth irgendjemand vorfinden wird, der sowol mein als meines Bruders Gekritzel entziffern kann. Im übrigen habe ich letzterm zu bemerken gegeben, daß er den Geschmack Eurer königlichen Hoheit immer im Auge behalten und Ihnen ja niemand empfehlen möchte, der Ihnen unangenehm sein könnte. Sollte er aber irgendjemand wissen, der Ihres Geschmackes würdig wäre, so möchte er ihn auf das schnellste einpacken lassen und nach Baireuth schicken, damit dort nach allen Gesetzen des Minos von Eurer königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen über ihn Gericht gehalten werde. Dasselbe habe ich dem Grafen von Mün-

chow geantwortet; er hatte mich beauftragt, Ihnen und Ihrem erlauchten Gemahl einen oberschlesischen Grafen vorzuschlagen. Eure königliche Hoheit werden mich nicht desavouiren, denn nach meiner Meinung brauchen Sie und der Markgraf nicht die Katze im Sack zu kaufen, und es ist ganz in der Ordnung, daß diejenigen, welche auf das Glück, in Ihrer Nähe zu leben, Anspruch machen, vorher sich einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen. Sie werden dabei immer noch vielen Zufälligkeiten ausgesetzt sein; mancher wird Ihre huldreiche Güte sechs Monate lang aushalten, und am Ende wird sie ihm doch den Kopf verdrehen.

Ich gehe so wenig in die Welt und bin von allem, was vorgeht, so wenig unterrichtet, daß ich auch nicht die kleinste Neuigkeit weiß. Dem König geht es immer besser. Das Exerciren bekommt ihm viel besser als alle Arzneien von Cothenius. Die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Wales wurde hier vielleicht mit weniger Gleichgültigkeit aufgenommen, als der König, sein Vater, beim Empfang derselben gezeigt hat. Ich bin weder Vater noch Verwandter des Verstorbenen, aber ich bedaure ihn sehr; er hat mich mit Gnaden und Wohlthaten überhäuft, er hat meinen Bruder mit seiner ganz besondern Protection beehrt, und das ist genug, um sein Andenken zu verehren. Bei Eurer königlichen Hoheit liegen allerdings nicht so zwingende Motive, ihn zu beklagen, vor, und doch bin ich überzeugt, daß sein Tod Sie betrüben wird, weil ich die Erhabenheit Ihres Herzens, das niemals Natur und Wahrheit verleugnen könnte, vollkommen kenne.

Herr von Rothenburg ist immer in Berlin, er soll sich sehr übel befinden. Der Marschall Schmettau und sein Bruder, der General, ziehen gewöhnlich das Los, um zu erfahren, wer von ihnen beiden zuerst das Welttheater verlassen wird. Schon hat der Arzt Lieberkühn sie aufgegeben, sie sind das Opfer ihres Glaubens an die Aerzte. Das Aderlassen, das Purgiren und wie das Zeugs alles heißt, ging in einem fort. Um Gottes willen, Madame, vertrauen Sie sich nicht zu sehr diesen Giftverkäufern an, versuchen Sie es mal gnädigst mit dem Exerciren, und machen Sie sich so viel Vergnügen, als Sie immer können, vor allem, Madame, — erlauben Sie mir diese Bemerkung — halten Sie keine Conferenzen von vier oder fünf Stunden mit Ceri. Weg mit der Geistesarbeit, der Sie mit nicht weniger Eifer obliegen als der heilige Augustin seinen Selbstgesprächen! Mylady Tyrconnel verrückt allen Leuten in Berlin die Köpfe, sie läßt Komet um sehr hohen Einsatz spielen, dinirt um 5 oder 6 Uhr, um Mitternacht beginnt man mit den Besuchen, und um 9 Uhr morgens legt man sich zu Bette. Die Gräfinnen Bentinck und Dönhoff halten diese Tagesordnung auf das genaueste ein, und sehr achtungswerthe Personen finden sie äußerst admirable.

Mein Alter gewöhnt sich nicht daran; einem alten Manne kommt es nicht zu, über Vergnügungen zu urtheilen. In der Jugend ist die ganze Denkungsweise jugendlich; mit 60 Jahren hat man keine Illusionen mehr, und was man sagt, ist nicht immer angenehm. Wir haben hier italienisches Intermezzo mit Schießen, Feuerwerk und Tanz, Denis mit seiner Frau nebst dem Prinzen Lobkowitz, der diesem seinem Anziehungspunkte hierher gefolgt ist — zur Zeit Ariost's hätte er wol etwas anderes gethan. Niemals war ein Liebhaber leidenschaftlicher, beständiger und treuer.

Herr von Voltaire durchstreift häufig die Gegend, und Wald und Aue widerhallen von dem Namen Eurer königlichen Hoheit. Sie, Madame, sind seine Gottheit und sein Orakel. Er sprach mir gestern eine Stunde lang von Ihnen, und zwar in Ausdrücken, welche jeden andern als mich überzeugt hätten, daß er Ihnen ebenso treu ergeben ist, wie ich es bin. Aber da ich weiß, woran ich mich zu halten hatte, so suchte er vergebens, seine Empfindungen mit den meinigen in Uebereinstimmung zu bringen. Im Innern sagte ich mir immer, es ist doch nicht so.

Würdigen Sie, Madame, mich der Ehre Ihrer fortdauernden Protection und Huld, und seien Sie überzeugt, daß ich mit dem tiefsten Respect bin,

Madame,
Eurer königlichen Hoheit
unterthänigster und gehorsamster Diener

Potsdam, den 17. April 1751. Pöllnitz."

Leider enthält der folgende Brief mehrere Einzelheiten, wie die von der Wirthschaft in der Neustadt-Berlin, die uns, den Nachlebenden, nicht mehr verständlich sind; es sind Thatsachen aus der Chronique scandaleuse derjenigen gesellschaftlichen Kreise, die sich um den Hof gruppirten. In einem vorhergehenden Briefe an Pöllnitz muß die Markgräfin über die böswilligen Gerüchte geklagt haben, die man in Berlin über den baireuther Hof und die Verschwendungssucht desselben in Umlauf setzte. Diese Klagen wiederholen sich auch in ihren Briefen an den König. — Fräulein Humbert war Vorleserin der Markgräfin, eine geborene Berlinerin, sie stammte aus der noch jetzt blühenden Refugiéfamilie dieses Namens. — Am 5. April 1751 war die Schwester der Markgräfin, die an den Prinzen von Holstein-Gotterp 1744 vermählte und von Voltaire so gefeierte Prinzessin Ulrike, durch Succession ihres Gemahls infolge des Todes des Königs von Schweden Königin geworden. — Die an den Blattern gestorbene Fürstin von Dessau war die dem Fürsten Leopold angetraute Apothekerstochter aus Dessau.

Der ebenerwähnte Brief lautet:

„Madame.

Ich hatte mir vorgenommen, die Aufmerksamkeit Eurer königlichen Hoheit lange Zeit nicht mehr durch meine Briefe in Anspruch zu nehmen, und doch finde ich mich ungern genöthigt, Ihnen durch meine Klagen über eine Verleumdung, mit der man mich verfolgt, lästig zu fallen. Eure königliche Hoheit und Seine Durchlaucht der Markgraf wissen, wie ungerecht diese ist, und vor Ihrem Richterstuhle erlaube ich mir, die Sache vorzubringen. In Berlin erzählt man sich nämlich, daß ich während des letzten Aufenthalts Seiner Durchlaucht dahier Hochdemselben eine Büchse mit gezogenem Rohr, welche gar nicht mir gehört hätte, für 100 Dukaten verkaufte, anstatt daß ich sie Ihm von seiten des Grafen Hake überreichen und als Gegengeschenk dafür einen langen Menschen für das Regiment dieses Generals hätte ausbitten sollen. Das habe ich auch schriftlich gethan und davon den Eigenthümer der Büchse, welcher mit meiner Vermittelung sehr zufrieden zu sein schien, alsbald in Kenntniß gesetzt; da er aber den fraglichen Menschen nicht ankommen sah und er trotz seines civilisirten Aussehens rauher als ein Wilder ist, so hat er mir das Messer an die Kehle gesetzt, um mich so zu zwingen, ihm den Menschen herbeizuschaffen. Ich habe ihn zur Geduld ermahnt, er aber bleibt dabei, daß ich ihn betrogen und daß ich mich auf seine Unkosten bei Seiner Durchlaucht hätte in Gunst setzen wollen. Die Geschichte mit den hundert Dukaten, die ich erhalten haben soll, ist hinterdrein gekommen und geht durch das ganze Land. Dürfte ich Eure königliche Hoheit unterthänigst bitten, mir gnädigst ein Certificat zukommen zu lassen, daß ich weder Geld noch irgendetwas anderes für die Büchse erhielt und daß ich sie als vom Herrn Grafen Hake kommend Seiner Durchlaucht überreicht habe? Bisjetzt hat man mich nur noch des Diebstahls nicht bezichtigt, aber da man jetzt auch das thut, so schmeichle ich mir, daß Eure königliche Hoheit, welche die Gerechtigkeit und der Edelmuth selber sind, meine Unterdrückung nicht zulassen und mich in den Stand setzen werden, durch das Zeugniß der Wahrheit einen Undankbaren zu überführen. Dieser neue Vorfall regt nur noch mehr in mir die Lust an, mich zurückzuziehen, obgleich Eure königliche Hoheit diesen Entschluß verdammen. Wozu in einer Welt bleiben, wo es nichts als Undankbarkeit, Tücke und Verrath gibt? Die Wüste an den Ufern des Jordan ist weit vorzuziehen; dort will ich die Zahl der heutigen Einsiedler vermehren und mein Leben in Sack und Asche enden. Ich bin ja auch zu nichts mehr nütze, seitdem durch die Abreise Eurer königlichen Hoheit die Sonne für mich verschwunden ist. Ich weiß nicht, wodurch und wann ich gesündigt hätte, daß ich aus-

rufen könnte: mea culpa! Ich trage mein Leid mit Geduld; nur durch Trübsal geht ja der Weg in das Paradies.

Eure königliche Hoheit sagten immer: «Der König mein Vater, der König mein Bruder, der König mein Onkel»; jetzt können Sie auch sagen: «Die Königin meine Schwester»; das ist sehr hübsch, aber noch schöner ist es für Eure königliche Hoheit, in der Mitte aller dieser Könige und Königinnen sagen zu können: «Wenn ich keine Krone habe, so ist das die Schuld des Schicksals, welches dieselben verleiht; es genügt, sie zu verdienen.» Ich bin überzeugt, Madame, daß Sie Ihre Frau Schwester lieber als sich selbst auf dem Throne von Schweden sehen. Haben mir indeß Eure königliche Hoheit keine Befehle für die neue Königin zu geben? Seine königliche Hoheit der Prinz Heinrich will zu ihrer Krönung reisen, und ich werde die Ehre haben, ihn zu begleiten; alles ist schon aufs beste geordnet, es fehlt uns nur noch die Zustimmung des Königs und — das Geld. Es ist wahr, der letzte Artikel ist gar kein Gegenstand, wir borgen und kehren mit einigen mit Kupfer beladenen Schiffen zurück. Euere königliche Hoheit kaufen uns einen Theil davon ab, um damit das Dach des Schloßflügels von Baireuth zu decken, der wieder aufgebaut werden muß, und bezahlen es uns halb baar, halb in Diamanten, damit wir davon unsere Schulden tilgen können.

Ihr Hof, Madame, ist nicht der einzige, welcher die Schwätzer mit außerordentlichen Neuigkeiten versorgt. Es gibt auch hier Leute, deren einzige Hülfe der Irrenarzt wäre, aber das hindert nicht, daß Seine Durchlaucht der Markgraf und Sie, Madame, nicht das Recht haben sollten, Ihre Möbeln zu erneuern; nur wünschte ich, daß solches durch Sie selbst geschehen könnte. Selten trifft der Beauftragte den Geschmack des Auftraggebers; Herr von Voltaire wäre der Mann nicht dazu. Eure königliche Hoheit würden, was diesen Gegenstand anbelangt, in einer halben Stunde mehr zu Stande bringen als er in einem Monat.

Also Mademoiselle Humbert verzichtet auf die Vorleserin, um 50000 Thaler zählen zu können! Sie hat das fast mit allen Mädchen gemein: sie lieben das Geld mehr als die Bücher, und doch glaube ich, daß sie Eure königliche Hoheit mit Bedauern verlassen wird, sie thut es auch nur, weil sie glaubt, der Vorsehung folgen zu müssen. Ich wünsche, Madame, daß der Maschinist, welcher für Sie aus Paris gekommen ist, mehr einschlagen möchte, als Bibiena es hier gethan; dieser soll sich in Dresden erschöpft haben, jetzt ist er nur noch gut dazu, den Katafalk des Königs der Gothen und Vandalen aufzubauen. Der Plan des Ballets, welches Eure königliche Hoheit am Geburtstag Seiner Durchlaucht des Markgrafen aufführen wollen, hat meine ganze Bewunderung. Sehr glücklich sind diejenigen, welche so schöne Sachen sehen können.

Ich bedaure sehr, nicht zu der Zahl dieser Auserwählten zu gehören, doch werde ich nicht unterlassen, diesen schönen Tag feierlich zu begehen, und mein Herz wird blos nach Baireuth schlagen.

Die Nachrichten, welche ich Eurer königlichen Hoheit mitzutheilen habe, sind trauriger Art. Die Frau Fürstin von Dessau ist an den Blattern gestorben. Frau von Knyphausen war ihr vorangegangen. Heiter, vergnügt und anscheinend im besten Wohlbefinden saß sie beim Souper, plötzlich sagte sie: mir wird unwohl. Man fragt sie: Wollen Sie Tropfen haben? Keine Antwort, sie hatte das Bewußtsein verloren, und zwei Stunden nachher war sie dahingegangen, von wo man nie mehr zurückkehrt. Der Marschall von Schmettau ist auch für die große Reise mit dem einen Fuße im Bügel. Das ist eine Trostlosigkeit in diesem Hause: eine Witwe, viele kleine Kinder, der Titel eines Reichs- und eines preußischen Grafen — und sehr wenig Vermögen. Eure königliche Hoheit sind ohne Zweifel von der Wirthschaft in der Neustadt-Berlin unterrichtet. Ich weiß nicht, welcher Oculist dem Gatten den Staar gestochen hat; jetzt sieht er selbst, was alle Welt schon längst vor ihm gesehen hat, läuft von Haus zu Haus und dankt Gott, daß er ihm die Augen geöffnet hat. Er schwört, daß das Kind, welches seine Frau unter dem Herzen trägt, ihn nicht Vater nennen kann und daß er sich von der Ungetreuen scheiden lassen will. Die Frau erträgt dieses Benehmen mit einem bewundernswürdigen Gleichmuth, nur glaubt unglücklicherweise das Publikum nicht, daß sie die Feuerprobe überstehen könnte. Ich, der ich die Gemüthlichkeit des Gatten kenne, bin überzeugt, daß er noch zugibt, unbedacht gehandelt zu haben, daß er sich mit seiner Frau versöhnen und alles wieder so sein wird wie zuvor. Ich habe Eurer königlichen Hoheit noch nichts über Ihren unsichern Gesundheitszustand gesagt; meine Klage wäre Ihnen auch zu nichts nütze, und ich habe eine zu schlechte Meinung von meinem Christenthum, als daß ich mir einbilden könnte, meine Bitten vermöchten zu Ihrer Genesung beizutragen. Mein Trost und meine Hoffnung ist Gott, der Beistand und die Stütze der Tugend. Wessen Leben soll er erhalten, wenn es nicht das Ihrige ist! Alles, was ich thun kann, ist, Eure königliche Hoheit bitten, sich zu schonen, soviel als nur von Ihnen abhängt, und von Ihrer Person den Kummer und die Sorge zu verbannen.

Mit dem tiefsten Respect bin ich,

Madame,

Eurer königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Potsdam, den 27. April 1751. Pöllnitz."

Man muß die Urtheile des guten Barons über Persönlichkeiten am Hofe sehr vorsichtig aufnehmen, so z. B. das, was er über den Kämmerer Fredersdorff sagt, der die Chatoulle des Königs unter den Händen hatte und Pöllnitz vielleicht nicht immer so zu Willen war, als dieser es wünschte. Fredersdorff war nach fast allen Zeugnissen seiner Zeitgenossen ein ehrlicher, wahrhaftiger Mann, der das Vertrauen des Königs wie kein anderer außer ihm besaß, und der große König verstand sich auf Ergründung der Charaktere.

Die angedeutete Heirath bezieht sich wol auf die im Juni des nächsten Jahres vollzogene Vermählung des Prinzen Heinrich mit einer Prinzessin von Hessen-Kassel. Was Pöllnitz vom braunschweiger Hofe — die Herzogin Charlotte war die zweite Schwester der Markgräfin — nach Baireuth, das schrieb er vielleicht vom baireuther nach Braunschweig. In solchen Dingen nahm er es nicht allzu genau. — Unter Graf Sack ist wol der Oberkammerherr Graf Sack gemeint, ein geborener Sachse, den Friedrich der Große nach Preußen gezogen hatte.

Pöllnitz schreibt:

„Madame!

Eure königliche Hoheit sind vielleicht die einzige Prinzessin auf der Welt, welche einen alten treuen Diener, der für Sie von keinem Nutzen sein kann, Ihrer Erinnerung würdigt. Lebhaft erkenne ich den Werth einer solchen Gnade an. Der Brief, womit Eure königliche Hoheit mich jüngst beehrt haben, war ohne Datum, ich weiß also nicht, wo und wann er geschrieben ist; wenn ich aber nach seinem Aeußern urtheilen soll, so war er lange auf dem Wege. Der Marquis D'Argens, als er von Mentone zurückkam, konnte nicht schmuziger und unordentlicher aussehen. Wie dem auch sei, ich habe den Brief auf meinem Tisch in diesem Zustande gefunden, ohne daß jemand wußte, wie er hingekommen war; ich bin froh, daß er mir überhaupt zugekommen ist, er hat mich mit Freude erfüllt, weil er die Versicherung Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich, Ihre Gesundheit betreffend, nur bestätigt. Demnach ist der Eifer derjenigen, welche, während Sie Brunnen tranken, gegen das Nachtwachen und die Anstrengungen eiferten, nicht zu verdammen. Ich weiß nicht, ob ich nicht, hätte ich mich unter ihnen befunden, in ihre Vorstellungen miteingestimmt hätte. Aber kein Cori — keine Semiramis.

Eure königliche Hoheit wollen von Ihrer erlauchten Familie Nachrichten haben. Das Haupt und alle Glieder derselben erfreuen sich eines vollkommenen Wohlbefindens. Seine königliche Hoheit Prinz Ferdinand ist den 12. dieses Monats nach Ruppin gereist. Ihre königlichen Hoheiten werden dann einige Tage in geistreichem Zeitvertreibe in Berlin zubringen, und Graf Sack wird ihnen ein Dejeuner geben.

Mitten unter den Vorbereitungen, welche Mylord Tyrconnel für das Fest zu Ehren der Geburt des Herzogs von Burgund machte, wurde er von einem sehr heftigen Blutsturz befallen, so daß ihm elfmal zur Ader gelassen werden mußte. Man hat ihm auf Verordnung Doctor Ellert's und La Metrie's 160 Unzen Blut genommen. Letzterer, als Franzose, leitet alles; er gibt die Hoffnung nicht auf, diesmal den Kranken davonzubringen, aber er fürchtet, daß derselbe schwindsüchtig und wassersüchtig werden wird. Mylady verbringt Tag und Nacht am Bett ihres Mannes, sie wartet und pflegt ihn, und man sage demnach nicht, daß man in Frankreich die eheliche Liebe nicht kennt; immer werde ich dabei bleiben, daß Werke hülfreicher Liebe dort sehr verbreitet sind.

Nach Briefen aus Spaa soll Fredersdorff am Tode liegen; das wäre ein Verlust für den König, aber ein noch weit größerer für die, denen alles daran liegt, daß die Wahrheit nicht bis zum Throne bringe.

Gestern wurde die Hochzeit des Fräulein von Podewils mit Herrn von Marschall gefeiert; es waren nur Verwandte dabei, übermorgen gibt der Neuvermählte für ganz Berlin ein großes Fest. Wenn Hochzeitsgeschenke noch gebräuchlich wären, so würde ich dem Gatten wol ein Spielzeug und der jungen Frau eine Puppe schenken müssen.

Man sagt, daß der braunschweiger Hof einen Theil des Winters in Berlin zubringen wird, aber man sagt nichts vom baireuther, und doch wünsche ich, diesen zu sehen; das sind meine wahren Gebieter. Wenn meine Wünsche nicht dieses Jahr erfüllt werden, so hoffentlich doch das nächste im März, wo die von den Zeitungen schon so lange verkündete Heirath vollzogen werden soll.

Hier hält sich schon zum zweiten mal eine polnische Gräfin, eine leibliche Cousine der Königin von Frankreich, auf; alle Welt drängt sich, sie zu sehen, wie nach einem Rhinoceros. Ich war noch nicht bei ihr gewesen, doch hat sie mir der Zufall in den Weg gebracht: es ist die Fee Carabone. Seit neun Jahren glaubt sie sich in interessanten Umständen und hofft natürlich auch, entbunden zu werden; neulich glaubte sie, die Wehen zu fühlen, und erhob ein mörderliches Geschrei; wie sie sagt, hätte sie mehrere Zwillinge zur Welt gebracht; nach ihrer Ueberzeugung ist eine Frau nur nach dem Grade ihrer Fruchtbarkeit zu achten. Sie hat zwei kleine sehr hübsche Mädchen bei sich, welche herzlose Aeltern ihr übergeben haben. Ihre einzige Beschäftigung ist, sie zu schlagen, zu kratzen, zu zwicken, dann läßt sie sie tanzen von 3 Uhr nachmittags bis 6 oder 7 Uhr morgens und dazu spielt sie die Violine. Ihr Aufzug ist so lächerlich wie ihre Person. Ein berliner Judenmädchen Hirsch ist ihre Hofmeisterin und stellt ihr die Damen vor; außerdem hat sie zwei Hof-

damen, die an ihrer Aufführung erkennen lassen, daß sie eben nicht von Vestalinnen erzogen worden sind. Das Klügste, was sie gethan hat, ist, daß sie Herrn von Voltaire einen Pelz von Zobelmarder als Gegengeschenk verehrte. Voltaire hatte ihr vorher einen Ring mit dem Porträt des Königs Stanislaus geschenkt.

Nun, Madame, hätten Sie recht viel kleinliche Geschichten; ich bitte Eure königliche Hoheit, mir darum zu verzeihen und es dem tiefen Respect zugute zu halten, mit welchem ich die Ehre habe zu sein,

Madame,

Eurer königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Potsdam, den 5. October 1751. Pöllnitz."

„Madame.

Eure königliche Hoheit haben mir befohlen, Ihnen berliner Neuigkeiten zu schreiben, welche weder den König noch den Staat betreffen. Ich schreibe Ihnen Folgendes. Der Arzt La Metrie ist gestorben; er war nach Berlin gegangen, um Mylord Tyrconnel von einem Blutbrechen zu curiren, und wirklich hat er den Minister wiederhergestellt, aber er selbst ist geblieben, und zwar infolge einer Indigestion, welche er sich durch übermäßigen Genuß von einer Trüffelpastete zugezogen hat. Neunmal ließ er sich zur Ader, den deutschen Aerzten zum Trotz. Weil diese nach seiner Meinung bei Indigestionen sich gegen das Aderlassen erklärten, so wollte er ihnen beweisen, daß sie Esel seien. Der französische Chirurg Dalichaud wollte ihm ein Brechmittel geben, er aber nahm es nicht; in gleichem Falle zwar hätte er selbst es jedem andern gegeben. Da er sich sehr elend fühlte, ließ er denselben Ellert und denselben Lieberkühn kommen, die er so oft als Ignoranten behandelt hatte; er sagte ihnen, daß er mit seinem Latein zu Ende sei, und bat sie unter Thränen, ihm doch das Leben zu retten, aber nichts konnte ihm helfen. Er ist in der Erkenntniß gestorben, daß er doch nicht ganz gewiß wäre, ob der Mensch wirklich eine Maschine sei, und die Gewissensbisse, die bei gesundem Leibe ihn wenig oder gar nicht angefochten, haben in den letzten Momenten ihn fürchterlich gequält. Er hat seine Bücher verdammt, nach seiner Aussage verdienten sie durch Henkers Hand verbrannt zu werden. Er erklärte, daß, wenn er gesund wäre, er alles das, was er gegen die Religion geschrieben, widerrufen würde; dann hat er sein Leben ausgehaucht mit dem Namen Gottes, Maria's und aller Heiligen im Munde. Gebeichtet, wie man behaupten wollte, hat er nicht, auch nicht die heiligen Sacramente empfangen, und darum speien die Frommen aller Bekenntnisse Feuer und Flammen gegen ihn; von der andern Seite misbilligen die Sektirer sein Benehmen sehr und finden, daß

daraus viel zu viel gemacht würde. So hat er weder die Gläubigen noch die Ungläubigen befriedigt. Ich entscheide nicht zwischen Genf und Rom, nach meiner Meinung stand er weder mit Gott noch mit dem Teufel auf gutem Fuß, aber nichtsdestoweniger beklage ich ihn als einen liebenswürdigen Menschen und guten Gesellschafter. Gewiß würde er zur Vernunft gekommen sein, hätte er sich entschlossen, sich einige Tage auf Nieswurz zu setzen. Als die Nachricht seines Todes hierher gelangte, erschraken der Marquis d'Argens und Herr Darget so sehr, daß der erste Medicin nahm, weil er ebenfalls an einer Indigestion zu leiden glaubte, und der zweite sich zur Ader ließ. Ich gestehe, daß dergleichen starke Geister in mir eben nicht die Lust rege machen, es ihnen nachzuthun; ich will Helden im Fieber wie in der Schlacht sehen, und solange ich keine solchen finde, solange werde ich mich an meine beschränkte Gläubigkeit halten. Sterbe ich auch nicht als Heros, so werde ich doch wenigstens nicht als ein Verzweifelter von hinnen gehen.

Unsere Schöngeister leben in einer scheinbaren herzlichen Einmüthigkeit, nur Herr von Maupertuis, der keinen andern in der Gunst des Königs dulden kann, lebt seit drei Monaten in Berlin; die andern stehen miteinander auf einem Fuße, wie: theurer Isak, theurer Marquis, theurer Graf, aber trotz aller dieser Betheuerungen glaube ich, daß sie sich einander um sehr billigen Preis loswerden möchten. Ich habe nicht die Ehre, sie zu sehen; sie essen jeden Abend mit dem Könige: eine Gunst, welche mir seit fünf oder sechs Monaten nicht mehr zutheil geworden ist, sie haben «les petites entrées», und ich sehe Seine Majestät nur, wenn Sie Sich Ihrem Volke zeigen.

Man sagt, daß der braunschweiger Hof am 4. des nächsten Monats eintreffen und am 6. nach Berlin gehen wird, wohin der König nächsten Sonnabend kommt, um Sonntags mit der Königin-Mutter an der Confidenz-Tafel zu soupiren. Ich gedenke mich diesen Winter in Potsdam festzusetzen; meine Gesundheit, mein Alter, meine Finanzen zwingen mir diesen Entschluß auf; ich hoffe, daß der König ihn wol billigen wird, ich kann ihm ja nirgends von Nutzen sein.

Mit dem tiefsten Respect bin ich,

Madame,

Eurer königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Potsdam, den 16. November 1751. Pöllnitz."

Im Herbst 1753 war die Markgräfin abermals zum Besuch in Berlin gewesen, und Mitte November nach Baireuth zurückgekehrt. Von welchem Bilde des Hofmalers und großen Porträtkünstlers Pesne, der sich schon zu König Friedrich's I. Zeit in Berlin befand und 1757

daselbst starb, die Rede ist, konnten wir nicht ganz genau ermitteln. Höchst wahrscheinlich ist es das große Tableau „der Raub der Helena", welches sich gegenwärtig im großen Marmorsaale des Neuen Palais in Sanssouci befindet. — Der Bischof von Breslau ist jener Graf Schaffgotsch, dem der König so sehr zugethan war und der später durch sein unkluges Benehmen bei der Besetzung Breslaus durch die Oesterreicher im Siebenjährigen Kriege die Gunst Friedrich's verscherzte. Für ihn hatte der König im potsdamer Stadtschlosse auf der Lustgartenseite eigene Zimmer einrichten lassen. Auch Graf Gotter, der Gesandte Friedrich's II. in Wien, gehörte wegen seiner jovialen Laune zu den Günstlingen des Königs. — Die erwähnte Hochzeit bezieht sich auf die Vermählung der Prinzessin von Schwedt mit dem Herzoge von Würtemberg, dem Bruder Karl Eugen's und Urgroßvater des jetzigen Königs. Der im folgenden Briefe erwähnte Baron Sweerts leitete die königlichen Schauspiele.

Dieser Brief lautet:

„Madame.

Da der Arzt Cothenius dem Könige die Versicherung gebracht hat, daß Eure königliche Hoheit im besten Wohlbefinden von Leipzig abgereist sind, so hoffe ich, daß Sie Ihre Reise glücklich beendigt haben werden. Obgleich ich nicht unterlassen habe, für die Erhaltung Eurer königlichen Hoheit Messen lesen zu lassen, so bereite ich, sobald ich die Nachricht Ihrer Ankunft in Baireuth erhalten habe, alles zu einem Tedeum vor. Ich erwarte diese Nachricht durch den ersten Kurier und zweifle nicht, daß Sie dieselbe dem Könige sogleich zukommen lassen werden; mit aller Lebhaftigkeit fühle ich, wie quälend die Ungewißheit ist, namentlich in Fällen, die uns näher gehen. Das schlechte Wetter, welches seit der Abreise Eurer königlichen Hoheit eingetreten ist, hat mich sowol für Sie als auch für Ihre Begleitung besorgt gemacht. Der König, der sonst Furcht nicht kennt, war voll Besorgniß, und ich selbst habe ihn sagen hören, daß, hätte er die fortwährenden Regengüsse voraussehen können, durch welche die Wege grundlos würden, er Sie nicht hätte abreisen lassen. Seine Majestät erinnert sich täglich Eurer königlichen Hoheit und auf eine Weise, daß Ihre Freundschaft für ihn sich nur geschmeichelt fühlen kann. In Gegenwart Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Ferdinand und des Herrn Marschalls von Keith habe ich mich der Befehle Eurer königlichen Hoheit, betreffend das Gemälde von Pesne, entledigt. Der König gab mir zur Antwort, daß, so sehr er sich Eurer königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen gefällig zeigen wollte, er sich dennoch kaum entschließen könnte, das Bild aus Berlin weggehen zu lassen; er sei überzeugt, daß Eure königlichen

liche Hoheit und Seine Durchlaucht der Markgraf es ganz in der Ordnung fänden, wenn in Anbetracht, daß Pesne so lange im Dienste des königlichen Hauses gewesen und seinen ganzen Ruf in Berlin erlangt habe, sein bestes Werk daselbst verbleiben müsse. Uebrigens war es dem Könige unbekannt, daß der Maler das Bild veräußern wolle, sonst hätte der König es schon längst gekauft. Ich gab darauf Seiner Majestät die feste Versicherung, daß Sie auf Ihren Kauf verzichten würden und ihn auch nur darum geschlossen hätten, weil Sie nicht wissen konnten, wie viel dem König an diesem Bilde gelegen sei. Der König schien dadurch auch zufriedengestellt und befahl mir, Pesne zu sagen, daß er das Bild für Seine Majestät aufbewahren solle. Allerhöchstdieselben werden Eurer königlichen Hoheit darüber selbst schreiben.

Der Bischof von Breslau ist am Tage der Abreise Eurer königlichen Hoheit hier angekommen und bewohnt dasselbe Appartement, welches die Damen Eurer königlichen Hoheit innehatten. So wird der Tempel der Vestalinnen profanirt. Dieser Bischof, der so fürchterlich laut spricht, hat in dem Grafen Gotter ein Seitenstück: einer spricht so viel als der andere, nur hat der Graf Gotter eine mehr theatralische Stimme.

Ihre königlichen Hoheiten, sämmtliche drei Prinzen, reisen nächsten Mittwoch nach Schwedt, wo am 29. die Hochzeit stattfindet. Der Markgraf hat die ganze Gesellschaft von Berlin, Herren wie Damen, eingeladen. Heute wurde zum letzten male Intermezzo aufgeführt. Carestini verlangt unter großem Geschrei seinen Abschied, er hat sich nach Neapel engagiren lassen. Der Baron Sweerts liegt im Sterben; er wollte immer einen seiner Söhne zum Malteser machen, aber er vergaß, daß sein Großvater ein Jude war. Hätte er ihn nach England geschickt, so wäre er vielleicht Herzog oder Pair geworden. Fredersdorff hat einen Rückfall gehabt, Cothenius hofft aber doch noch immer für ihn. Ich lege mich zu Ihren Füßen, Madame, und bin mit dem tiefsten Respect und mit unveränderlicher Anhänglichkeit,

Madame,
Eurer königlichen Hoheit
unterthänigster und gehorsamster Diener
Potsdam, den 24. November 1753. Pöllnitz".

Die baireuther und die berliner Hofoper tauschten öfters ihre Mitglieder zu einem gastspielartigen Engagement aus; der im nächsten Briefe erwähnte Steffanini war in Baireuth engagirt und wurde von der Markgräfin, einer sehr talentvollen Musikerin, selbst unterrichtet, das heißt, sie sang und spielte mit ihm und suchte mit ihrem feinen Geschmack seinen Vortrag künstlerisch zu veredeln. Der Herzog von Nivernois war ein Abkömmling Filippo Mancini's, des Neffen des Cardinals Mazarin, einer der liebenswürdigsten Menschen seiner Zeit,

Diplomat, Dichter und Grandseigneur. — Gewöhnlich gilt das Jahr 1692 als Geburtsjahr des Barons von Pöllnitz; nach seiner eigenhändigen Aeußerung jedoch, wonach er am 23. Mai 1756 sein 65. Jahr erreiche, wäre er im Jahre 1691 geboren. An Koketterie könnten wir nur glauben, wenn er sich jünger machen wollte. Oder hat er sich in diesem Briefe absichtlich um ein Jahr älter gemacht, um der Markgräfin seinen Geburtstag desto näher an das Herz zu führen und ihr Mitleid mit seiner Hinfälligkeit zu erhöhen? Bei all seiner behaupteten Gebrechlichkeit wurde der alte Fuchs doch 83 (84) Jahre alt und überlebte die Markgräfin, die am 14. October 1758 in der Nacht des Ueberfalls von Hochkirch starb, also um viele Jahre. Dieser letzte Brief ist der folgende:

„Madame.

Signor Steffanini hat mir vor einigen Tagen das Bildniß eines Afrikaners aus dem Alterthum übergeben mit dem Bemerken, es sei ihm von Eurer königlichen Hoheit mit dem Befehle zugegangen, mich zu fragen, ob der Mann wol von Hannibal als ein Zeitgenosse erkannt werden würde. Ich finde mich außer Stand, auf eine solche Frage zu antworten. Meine akademischen Collegen haben die Frage ebenso wenig wie ich beantworten können. Außerdem, Madame, ging ich auf die königliche Bibliothek und blätterte in allen Büchern, welche die alten Afrikaner behandeln; diese Bücher sagen viel von ihren Thaten, aber nicht ein Wort von ihrer Kleidung. Wie schade, daß Fräulein von Montpensier nicht Prinzessin von Didonischem Geblüte war, wir würden heutzutage wissen, wie die Cotillons dieser großen Königin aussahen, oder vielleicht hätte sie auch das Wams des Herrn Aeneas beschrieben, was zur Aufhellung der gegenwärtigen Sache wesentlich beigetragen hätte. Da meine Alterthumsgelehrsamkeit sich nur bis zur Regierung Friedrich's I., des erlauchten Ahnherrn Eurer königlichen Hoheit, erstreckt, so kann ich zwar sehr ausführlich über seinen Anzug Auskunft geben, aber über den der Karthager weiß ich unglücklicherweise gar nichts. Ich habe die Oper «Hannibal» in Rom aufführen sehen, in dieser trug der afrikanische Heros römische Kleidung. Die Afrikaner des Carrousels, welches zur Feier der Anwesenheit Eurer königlichen Hoheit aufgeführt wurde, waren nach dem Geschmack des Prinzen Heinrich gekleidet. Seine königliche Hoheit hatten Ihrer Phantasie freien Lauf gelassen und Eigenthümlichkeit, guten Geschmack und Pracht zu vereinigen gewußt. Da niemand für die Kleidung der alten Afrikaner einen sichern Anhaltspunkt hat, so könnte man nach meiner Meinung der Phantasie die Zügel schießen lassen und ihnen jede Kleidung geben, ausgenommen Dominos, diese waren damals noch nicht in der Mode. Das Costüm, welches Eure königliche

Hoheit Ihrem Afrikaner bestimmen, ist allerliebst, aber ich bitte Sie, ihm den Dolch nicht auf die rechte, sondern auf die linke Seite zu geben, da es sehr wahrscheinlich ist, daß die alten Afrikaner ebenso wie die Römer ihre Waffen zur Linken trugen. Was das Gesicht des Herrn Afrikaners anbelangt, so sieht es einem in den Antichambres von drei Königen ergrauten Kammerherrn ähnlich. Sähen Eure königliche Hoheit mein runzeliges und zusammengeschrumpftes Gesicht, so würden Sie mir vollkommen recht geben. Sie hielten mich für das Ebenbild der Langeweile. Aber wozu Sie auf mein Aussehen verweisen? Mein Brief allein kann Ihnen vollkommen Bürgschaft geben, wie aberwitzig ich geworden bin. Verzeihen Sie mir, Madame, daß ich Ihnen das nicht verbergen konnte, und fühlen Sie Mitleid mit einem Manne, welcher den 23. des nächsten Monats seinen 65. Geburtstag feiert, der sich dem hohen Alter nähert, aber für Eure königliche Hoheit die unveränderliche Anhänglichkeit, die er Ihnen von je gewidmet, auch ferner erhalten wird.

Das königliche Haus, bis auf die Prinzessin Amalie, erfreut sich des vollkommensten Wohlseins; die Königin-Mutter ist ganz hergestellt, sie wird morgen mit dem König bei der Königin zu Mittag speisen, und man sagt, daß sie nächsten Donnerstag Cour annehmen wird. Der längsterwartete Herzog von Nivernois ist endlich gestern hier eingetroffen und erscheint morgen öffentlich. Man sagt, daß wir auch einen englischen Gesandten bekommen. Diese zwei Minister können das Duett in unserer Oper «I fratelli enemici» singen. Musikkenner sagen Wunderdinge von dieser Oper. Die Dichtung ist Racine's «Feindlichen Brüdern» entnommen, alles stirbt darin, und um die Traurigkeit des Stücks außerdem noch zu erhöhen, hätten, wenn es nach meinem Willen gegangen wäre, die Getödteten am Ende als Gespenster wiederkommen und ein Ballet tanzen müssen. Steffanini brillirt und macht dem Unterrichte seiner erhabenen Herrin alle Ehre; er rechnet bestimmt darauf, im Laufe des Monats März sich zu den Füßen Eurer königlichen Hoheit legen zu können. Ich beneide ihn um dieses Glück um so mehr, als ich mich dessen wol nicht mehr zu schmeicheln wagen darf; ich beschränke mein Glück darauf, eines Tages Eurer königlichen Hoheit in dem Schlosse Ihrer Väter meine Huldigung darzubringen, und werde dann wie Simeon in Frieden dahinfahren.

Ich bin mit dem tiefsten Respect,

Madame,

Eurer königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Berlin, den 13. Januar 1756. Pöllnitz."

Nachbildungen englischer Gedichte.

Von

Karl Elze.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

3. Sonnenschein.

In Wald und Flur und allerorten
Lieb' ich den Sonnenschein,
Ich lieb' ihn, wo die Städter schmachten
In hohen Häuserreihn.

Ich lieb' ihn, wenn herein er strömet
Zur niedern Hüttenthür,
Wo auf der Ziegelflur sich malet
Des Fensters bunt Spalier.

Ich lieb' ihn, wo die Kinder liegen
In Klee und Gras versteckt,
Wo gold'ne Käfer in den Wurzeln
Der Eiche sie entdeckt.

Wenn er aufs Schiff im weh'nden Meere
Ergießt sein flüssig Gold,
Wenn wie krystall'ner Schmelz zum Strande
Die lange Woge rollt.

Ich lieb' ihn auf den Bergeshöhen,
Wo niemals thaut der Schnee,
Wo ich ein Reich, in Licht gebadet,
Vor mir sich dehnen seh'.

Und wenn er glänzt durch Waldesgänge
Gar heimlich, grün und kühl,
Wie ist er schön auf moos'gen Aesten
Und sammt'nem Rasenpfühl!

Wie schön, wenn Licht und Schatten spielen
An klarer Bäche Rand,
Sie rieseln fort, indeß sie maschig
Ein Lichtnetz überspannt.

Wie schön, wo wie ein holdes Wunder
Mich die Libell' umschwebt,
Aus lichten Perlen sind die Schwingen,
Aus Gold ihr Leib gewebt.

Wie schön, wo Aehrenfelder reifen,
Vom warmen Strahl geschwellt,
Wo hoch die schweren Garben ragen
Auf blassem Stoppelfeld.

Ja innig lieb' ich dich, o Sonne!
Wie auf dem Angesicht
Des Menschen Lieb und Lust, so strahlet
Auf Erden Sonnenlicht.

Auf Land und Meer und in des Aethers
Durchsichtigem Krystall,
Auf Wolkenschicht — die liebe Sonne
Ist herrlich überall.

Mary Howitt.

4. Duncan Gray.

Duncan kam zum Freien her,
Haha, das war ein Frei'n!
Weihnachts, als von Punsch wir schwer,
Haha, das war ein Frei'n!
Meggie warf den Kopf zurück,
Gönnte Duncan keinen Blick,
Schalt ihn einen Galgenstrick,
Haha, das war ein Frei'n!

Duncan bat und quälte sehr,
Haha, das war ein Frei'n!
Meg war taub wie Fels im Meer,
Haha, das war ein Frei'n!
Duncan war so windelweich,
Weinte sich die Wangen bleich,
Sagt', er spräng' ins Wasser gleich,
Haha, das war ein Frei'n!

Zeit und Glück sind wie die Flut,
Haha, das war ein Frei'n!
Und ein Korb thut nimmer gut,
Haha, das war ein Frei'n!
Soll als Narr ich vor ihr stehn,
Sprach er, ihr den Kopf verdrehn,
Mag sie doch zum — Papste gehn!
Haha, das war ein Frei'n!

Sagt, Herr Doctor, wie kam das,
Haha, das war ein Frei'n!
Meg ward krank, als er genas,
Haha, das war ein Frei'n!

Fühlte schwer bedrückt ihr Herz,
Seufzen nur stillt' ihren Schmerz,
Schmachtend blickt sie himmelwärts,
  Haha, das war ein Frei'n!

Duncan war ein gutes Haus,
  Haha, das war ein Frei'n!
Meggie's Fall sah trostlos aus,
  Haha, das war ein Frei'n!
Er will ihren Tod doch nicht,
Uebet drum des Dankes Pflicht,
Nun strahlt beider Angesicht!
  Haha, das war ein Frei'n!

Burns.

Literatur und Kunst.

Ein Roman von Adolf Zeising.

Adolf Zeising's neuester Roman „Kunst und Gunst" (3 Bde., Berlin, Janke) bietet ein buntes Gewebe von Personen edler und unedler Gesinnung. Auch über Mangel an Abwechselung der Zustände und Vorfälle kann sich der Leser nicht beklagen. Die Haltung des Ganzen ist, ungeachtet des ernsten Hintergrundes, farbig, oft heiter, ja bis an das Drollige streifend, und da es sich um die Lösung der Schicksalsfrage eines werthvollen Mannes und der ihm Angehörigen handelt, bleibt man in natürlicher Spannung. Manchesmal konnten wir uns der Empfindung nicht ganz erwehren, daß ein und das andere etwas schrill und die Sprache ein wenig ad hominem gehalten sei. Aber dies hängt wol mit der ganz real beabsichtigten Natur des Romans zusammen; überdies trifft es hauptsächlich nur die nicht liebewerthen Personen, mit welchen der Dichter in gewissermaßen selbst verurtheilender Weise und zum Vortheil unsers moralischen Gefühls offenbar förmlich spielend verfahren wollte, weshalb er keinen Grund finden mochte, sie besonders feinsprachlich auszustatten.

Daß der Verfasser die Hauptperson des Romans, den schicksalsmürben, zum Pessimisten gewordenen Meister Sturm seine Lehr- und Wanderjahre selbst berichten läßt, ist ein um so besserer Griff, als der Leser dadurch auf unmittelbarste Weise sichern Boden gewinnt, das im Buch sich nun weiter Abspielende zum wahrsten Verständniß zu bringen. Denn es handelt sich eben darum, daß die Tochter des Meisters und deren Verlobter, ein vielversprechender Kunstjünger, ungefähr von denselben Cabalen bedroht werden, welchen jener selbst für immer erlegen zu sein glaubt — Cabalen des unreinen Kunststrebens eines andern und den Fallstricken einer sittlich verwerflichen Gunstbezeigung. Er erntete Gunst, damit ihm sein Theuerstes desto leichter geraubt werden möchte. Wie sich nun auch das alles an den Jüngern wiederholte und sich Erfahrung und Unerfahrenheit an den ausgeworfenen Netzen „vermeintlich" hochstehender Herren abprüfe, so fühlt man sich doch

schließlich beruhigt, ja wesentlich befriedigt, wenn nicht nur die Jüngern allen den Ränken entgehen, sondern besonders auch Meister Sturm selbst nach zwar langen, doch immerhin nur temporären Bitterkeiten des Lebens und daraus erfolgten Verbitterungen der Seele endlich wieder der Süßigkeit, Wahrheit und Ewigkeit der Kunst zugeführt und dem Dasein überhaupt in dessen schöner Bedeutung in die Arme gelegt wird. Was über Kunst und Künstlerleben vom Verfasser oder seinen gewählten Personen ausgesprochen wird, zeigt, wie wohl ersterer bei seinen bekannten kritischen Fahrten auch in die innere Welt schaute, aus welcher die Gebilde der Kunst werden und wachsen wollen, und wie diese in ihrer Entfaltung oft verhindert werden, hingegen die viel leichtern Bemühungen anderer, weniger Berufenen aus den verschiedensten Gründen sich besser ermuntert und belohnt finden. Zu den farbigsten und erheiterndsten Scenen, deren viele sich finden, zählt wol zumeist die Abtheilung, in welcher der noch aus den Lehrjahren Sturm's herüberspielende hinterlistige Maler, später Fürstengünstling Süßmund, und dessen Consorten unter erborgter Standeshoheit in den Ort des ganzen Vorganges einziehen. Insbesondere ergötzlich ist auch der schrecklich anticonstitutionell gesinnte Amtmann Freiherr von Lüddecke mit seinem junkerlich wilden und leidenschaftlichen Sohne nebst ihm wieder feindlicher Comparserie geringerer Rangordnung, letztere sowol in staatlicher als moralischer Beziehung.

Wir gehen auf die Zergliederung der Handlung nicht ein. Wie sie einmal ist, sind die Verläufe natürlich; jedenfalls dürfen wir uns aber freuen, daß, wenn auch in einzelnen Fällen heutzutage Gunst nicht immer gerade die Rechten trifft — und wol wird dies noch lange so sein — doch nicht so leicht, hoffen wir nie mehr, das so acut ins Werk gesetzt werden kann, was der Hauptintriguant Hr. Süßmund leistete.

Geben wir uns in diesem Punkt, bei aller so ziemlicher Erfahrung, möglichst bestem Wahne hin, nicht um deswillen, weil die Menschen etwa anders geworden seien, sondern, weil das Leben in den großen und kleinern Staaten das nicht mehr zuläßt, was früher Paß hatte, und zwar ungestraft, so ist doch eine andere Frage, ob in Hinsicht auf das bureaukratisch absolutistische, gewissermaßen feudale Element, welches durch Hrn. von Lüddecke und Consorten betont ist, überall in Deutschland tabula rasa gemacht sei. Im Süden, glauben wir, ja, d. h. auch hier kann es vielleicht noch manchen geben, welcher nicht ungern so patriarchalisch-absolutistisch manövriren möchte. Aber ebenso gewiß und noch gewisser ist, daß sich ein solcher wohl hütet, kühner zu werden, als ihm nach der wahrhaft liberalen Beschaffenheit der Umstände erlaubt ist, wenn er nicht ohne weiteres einer schonungslosen Presse anheimfallen will, außerdem ihn die Regierung selbst im Stich läßt. So ist da wenig zu befürchten. Wie es mit mehr nördlich liegenden Partien germanischer Lande beschaffen sei, und ob man daselbst nicht mehr oder minder noch gangbare Lüddeckes und Sohn findet, ohne daß wir deshalb das Kassaelement mit ins Spiel gezogen wissen wollen, sei andern Berichterstattern zur Erwägung überlassen. Falls solche den Umstand, wie wahrscheinlich, bestätigen, ragt Zeising's Roman, welcher „früher" spielt, noch ziemlich demonstrativ in unsere „jetzigen Tage" herein. —n.

Correspondenz.

Aus Paris.

Ich habe noch das alte Paris gesehen, das Paris von 1830; es lag freilich schon im Sterben und die Aexte des neuen Regiments hatten schon derbe Breschen hineingehauen. Aber man fand sich, den alten Stadtplan in der Hand, doch noch zurecht. Seitdem ist nun eine alte Straße nach der andern verschwunden, eine neue nach der andern, den stolzen Boulevard Sebastopol an der Spitze, hat sich Bahn gebrochen, und es ist möglich geworden, ganze Bücher zu schreiben mit dem Titel: Das neue Paris. In den drei Worten liegt ein ganzes Stück Weltgeschichte eingeschlossen, mit den demolirten Stadtvierteln sind auch ganze Bevölkerungen mit ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen abgetreten und nun ebenso auf immer verschwunden wie diejenigen, deren Spuren man mit den Resten von Ninive ausgegraben hat; ja, der Umbau der französischen Hauptstadt ist der symbolische Ausdruck für die allgemeine Umwälzung im staatlichen und gesellschaftlichen Leben eines großen Theils von Europa.

Es ist nicht zu leugnen, die Geister werden ernster. Man fühlt, daß man in eine Zeit der Ueberlegung, der Prüfung eintritt. Der Strom der unaufhaltsamen Ereignisse, welche gegen die Volksbewegung von 1848 in Europa reagirt haben, ist vorübergebraust; wie es auch den Anschein habe, man hält an. Die Bewegung ist so unabweisbar das Grundgesetz von allem, was da ist, daß auch die strengste Reaction zuletzt ermüdet. Man muß eben gehen, vorwärts gehen, wenn man nicht in das Nichts versinken will. Und alles ladet zu ernsten Gedanken ein; schon das Wort Regentschaft stimmt ernst. Der Hauch der Kritik fängt an zu wehen, und was ist die „Geschichte Julius Cäsar's" von Napoleon III. anders als eine Selbstkritik? Nur als solche hat das Werk Bedeutung, was die meisten Besprechungen übersehen haben. Eine Parallele zu dieser Selbstkritik bildet die Rede des Prinzen Napoleon in Ajaccio. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht — und die Preßgesetze haben das der neuen Generation so gut gelehrt, als es für uns Alternde die Censur that — der findet leicht das Verständniß heraus. Man muß sich nur hüten, alle Schuld und alles Gewicht der Geschichte auf Eine Person zu laden. Es hat kein Mensch, so stark er sei, die Schultern eines Atlas. Die Reaction herrschte schon lange in der Gesetzgebenden Versammlung zu Paris, ehe der Staatsstreich die Republik umstieß. Junker und Pfaffen theilen sich in die Herrschaft; wie der König für die Royalisten, so ist der Papst für die Jesuiten nur ein Werkzeug. Der letzte Band der Memoiren Guizot's gibt uns sonderbare Enthüllungen darüber. Im Jahre 1845 prophezeite ein Jesuit dem Grafen Rossi in Rom, daß in fünf Jahren der Unterricht in Frankreich in den Händen der katholischen Geistlichkeit sein würde; und es ist auf Tag und Stunde eingetroffen. Im Jahre 1850 erschien das Gesetz Falloux, dessen Wirksamkeit erst durch die Reformen Duruy's, des jetzigen Ministers, kräftiger gelähmt wird.

Die Schwierigkeiten einer gewissenhaften Begründung der Freiheit in Frankreich fühlt man erst in der Provinz. Das pariser Volk, das die

Regierung sichtbar vor Augen hat, bildet sich ein, die Reaction wohne in den Tuilerien. In den Jahren der unumschränkten Monarchie hatte es recht; da wohnte „der Staat" in Versailles, von wo er nach den Tuilerien auswanderte. Seitdem aber die Nation in Parteien zerfallen ist, ist auch die Reaction überall. Wer schickte denn die Feinde der Republik von 1848 in die Gesetzgebende Versammlung? Die Provinz. Es ist entsetzlich, was für Dummheit hier neulich gegen den Schulzwang laut wurde. „Wenn jeder lesen und schreiben kann", sagte der oder jener Rentier, „dann will auch jeder Advocat und Rentier werden." Dafür, wirft man mir wol ein, hat aber die demokratische Opposition bei den Wahlen in Paris gesiegt. Nun, ich leugne nicht, die größte Kraft, welche die Provinz der Freiheitsbewegung entgegensetzt, ist die Kraft der Trägheit, und wenn eine Regierung ernstlich wollte, sie brauchte die Reaction der Provinz nicht zu fürchten, und bei dem Centralisationssystem hat Paris die Kraft einer Locomotive, welcher die schwersten Waggons folgen müssen.

Auch auf den Bretern, die die Welt bedeuten, machte sich die Umwandlung fühlbar, die in der pariser Gesellschaft vor sich geht. Die Epoche der Demi-Monde ist vorüber, man sah das an der Lauheit, mit der das Stück dieses Namens im Gymnase aufgenommen wurde. Nicht daß man für das Talent gleichgültig geblieben wäre, das der Verfasser darin entwickelt hat. Dumas Sohn hat damit, nach seiner „Cameliendame", den glücklichsten Griff gethan und die beiden Stücke sind die einzigen von ihm, welche als chrakteristisch für die Zeitgeschichte ihn überleben werden; das Stück „Demi-Monde" ist auch als Drama mit Meisterschaft ausgearbeitet und das Publikum applaudirt noch immer. Aber das Ganze sah schon einer Curiosität so ähnlich, daß man unwillkürlich den Zeitabstand fühlte, der zwischen heute und der ersten Aufführung lag. Eine Demi-Monde, d. h. Kreise, wo würdelose Frauen ihrer Häuslichkeit noch den äußern Firniß der guten Gesellschaft erhalten wollen, und dies mit Aufopferung aller Grundsätze erkaufen müssen — das deutsche Lesepublikum vermengt diese gesellschaftlichen Kreise naiverweise mit der seidenen Prostitution, die man im Casino Cadet, dem Ball Mabille ꝛc. schillern sieht — eine solche Demi-Monde wird es wol immer in Paris geben, sowie andererseits die müßige Lebewelt auch immer „Cocotten" in Masse erzeugen wird; aber das Zeug schwimmt nicht mehr oben auf, es ist der unvermeidliche Abfall jedes großstädtischen Lebens, beherrscht aber nicht mehr das öffentliche Interesse. Die Zeit der Erschlaffung, die in Deutschland wie in Frankreich der großen Erschütterung gefolgt war, ist vorüber; man hat wieder Ohren für ernstere Dinge. Zu Zeiten schleicht sich das Ungeziefer zwar noch in die Welt und die Literatur ein — wie alles Unkraut hat es ein zähes Leben — so noch jüngst in das Odeon unter dem Titel „Madame Aubert" von Eduard Plouvier, aber es ist, als fühlte der Verfasser, daß man den abgestandenen Kohl mit etwas moralischem rührenden Beigeschmack aufwürzen müsse, und wer gerade nach Tische nichts zu thun hat, der nimmt diese Rührung als Mittel der Verdauung hin. Nur packt es nicht mehr. Man muß darum nicht glauben, daß dem Sündentaumel ein Tugendfieber gefolgt sei; so ernst nimmt der Franzose die Sache nicht. Zwar machen „Die alten Junggesellen" von V. Sardou ziemliche Ansprüche auf Moralität, aber es

ist nur die dramatische „Mache", nicht der Inhalt, welcher wirkt. Den Kern der Junggesellenfrage hat der Verfasser nicht berührt. Leuten mit so was wie 50000 Frs. Renten kann man leicht die Pflicht der Verheirathung predigen; solche vornehme reiche Taugenichtse sind nicht die Typen der Ehescheu. In die Mittelklassen mußte der Dichter eindringen, wenn er die zunehmende Zahl der „Ledigen" zum dramatischen Vorwurf wählen wollte. Da war es freilich auch für ihn mit dem tugendhaften Knalleffect vorbei, denn diesen alten Jungen beiderlei Geschlechts wird die Gründung einer Häuslichkeit nur durch die Ansprüche erschwert, welche jetzt das Leben macht. Aber Hr. Sardou, den man einmal schmeichelhaft genug den Molière der Gegenwart nannte, ist weit entfernt, diesen Vergleich so genau zu nehmen; er ist vielleicht der talentvollste aller gegenwärtigen Dramatiker, aber wollte man diese Anerkennung nur als eine relative gelten lassen (sie verdient allerdings etwas mehr), so hätte das nicht allzu viel zu sagen.

Was ist z. B. Hr. Octave Feuillet, einer der glänzendsten Repräsentanten der Literatur seit 1850, der es noch am besten verstanden hat, die Poesie mit der Dramatik zu versöhnen, während andere das Götterkind unbarmherzig dem unmittelbaren scenischen Effect opfern? Ueberzarte weibliche Herzen haben sich für ihn begeistert, aber wahrhaft Männliches ist nichts an seinen Schöpfungen, mit denen wir zuletzt, wenn die Erschlaffung so fortgedauert hätte, in die rosenfarbenen Schäferspiele vergangener Jahrhunderte zurückgesunken wären. Neulich nahm er einen Anlauf zum ernsten geschichtlichen Drama, aber seine „Belle au bois dormant", ein Stoff, den Legouvé schon trefflich behandelt hat, war nur ein Beleg für seine Ohnmacht. Meister ist Octave Feuillet nur in dem niedlichen Genre der Sprichwörter, das streift eben an das Gebiet der harmlosen Idylle.

Es gibt noch andere Dramatiker von Talent: Augier, der alternde Ponsard, Th. Barrière; aber es muß unbedingt eine Krise vor sich gehen, denn sie schaffen nichts, was allgemein ergriffe. Man tappt unsicher umher, man weiß nicht recht, was man thun soll; man tappt wol sogar in der Unschlüssigkeit rückwärts, wie jüngst Legouvé in seinen „Zwei Königinnen". Es ist die Geschichte Philipp August's, der seine Gattin Ingeborg verstößt, um Agnes von Meran zu heirathen und deshalb vom Papste in den Bann gethan wird. Der Stoff ist dramatisch und schon von Ponsard nicht unglücklich behandelt worden. Es war aber ungeschickt von Hrn. Legouvé, ihn gerade jetzt zu wählen. In der Geschichte war allerdings der Papst der Vertheidiger des Rechts und der Unschuld gegen die königliche Willkür, aber heute in Scene gesetzt, konnte dieser Stoff nur zu leicht von der ultramontanen und legitimistischen Partei benutzt werden, und als deshalb das Stück verboten wurde, wurde die Sache richtig in diesem Sinne ausgebeutet. Ich will annehmen, daß Hr. Legouvé, ein sonst liberaler Geist, nur den opernhaften Effect dabei im Auge hatte (er arbeitete gemeinschaftlich mit Hrn. Gounod); aber zu einer Zeit, wo unsere ganze moderne Gesittung von der Partei des Mittelalters in Frage gestellt wird, gibt es höhere Interessen zu wahren als die eines bloßen Kunstgenusses. Sollte der Dichter wirklich dem herrschenden Regierungssystem Opposition haben machen wollen, so hätte er einen andern Stoff wählen können; auch die Jesuiten

in Rom machen der französischen Regierung Opposition und sind darum doch nicht liberal. Das Beispiel des Hrn. Thiers ist lehrreich genug. Angenommen, er sei nicht bekehrt und im Grunde noch immer Voltairianer, er nehme für Rom nur darum Partei, um die Regierung zu ärgern und Opposition zu machen, so ist dies doch ein so kleinliches abgeschmacktes Verfahren und dabei so gefährlich, daß sich die demokratische Partei in dieser Beziehung mit Recht von dem kleinen Rabulisten losgesagt hat.

In dem Theater der Variétés, das sonst die öffentlichen Verkehrtheiten noch immer mit Witz parodirt, sah es nicht besser aus. „Die schöne Helena", Offenbach's letzte Posse, ist nichts als ein Abklatsch von „Orpheus in der Unterwelt." Man schafft nichts mehr, man wiederholt sich. Das Original hatte Leben und Zug, wenn es auch, wie jede Parodie, schon den Geschmack verletzte. „Die schöne Helena" ist geradezu eine Plattheit; die Musik ist ohne Schwung und zuweilen nur eine Variation der vom „Orpheus", das Stück geradezu albern; abgestandene Worte, die man schon zwanzigmal im „Charivari" und anderswo gelesen hat, hier und da ein glücklicher Calembourg, gemeine Späße, die für witzig gelten sollen, machen das ganze Leben aus. Auch dramatischen Effect hat der Verfasser hervorbringen wollen und es richtig zu einer Bordellscene gebracht. Hören Sie nur. Der Hausherr Menelaus ist verreist und das Bürschchen Paris ist allein mit der schönen Helena; natürlich versucht der Schäfer sein Glück. „Drei Mittel", flüstert er der Einsamen im Nachtdunkel zu, „drei Mittel gibt es, um über Frauen zu siegen." Nr. 1 — gleichviel was —, Nr. 2 ebenso —, fruchten nichts. „Nun", ruft er der Widerspenstigen tragisch erschütternd zu, Nr. 3 ... „die Gewalt!" „Ach, die Gewalt?" ruft Helena, die vor nichts Angst hat, „das wollen wir doch sehen." „So?" sagt Paris, „nun, wir werden's sehen!" und damit springt er zur Thür und riegelt sie zu. Jetzt harrt der Zuschauer der Dinge, die da kommen sollen, es gibt einen Augenblick ängstlich gespannter Erwartung, nicht für Helenen — ich sagte Ihnen schon, die hat vor nichts Angst —; aber wer das Ding noch nicht erlebt hat und zusehen muß, dem klopft das Herz dabei. Was wird man zu sehen kriegen?! Nichts, der Verfasser ist ein Hasenfuß neben seiner Helena, er hat Angst gehabt, die Scene weiter zu führen; eine Kammerfrau klopft an die Thür und stört die Entwickelung zur Katastrophe.

Es ist dies hoffentlich das nec plus ultra des Verfalls; es muß ein Umschlag kommen. Eine solche Zote — hab' ich Zote geschrieben? nun, so mag's stehen bleiben, weß das Herz voll ist, deß läuft der Mund über — kann sich nur durch das natürliche Spiel der Fräulein Schneider halten; es lohnt sich wahrlich der Mühe, dieses Weib in dieser Rolle zu sehen, unsere Charlotte von Hagn, berliner Andenkens, ist ein Gänschen dagegen. Ich hab' wahrhaftig einen guten Magen und kann viel vertragen, nur muß das Wildpret doch nicht einen zu starken haut-goût haben.

Aber das ist der natürliche Schluß der Posse; jedem Rausche folgt der Katzenjammer, so ist denn der Taumel, der sich im „Orpheus in der Unterwelt" über Götter, Helden und Menschen lustig machte, mit der schönen Helene-Schneider zur Plattheit geworden. Und das tröstet. Wenn das Laster aufhört schön zu sein, wird es abgeschmackt und lächerlich. Der Skandal ist die Blatter, durch welche der Krankheitsstoff ausbricht. Ein

solcher Skandal ist — nein, ich darf schon sagen: war — der Erfolg, den die Kaffeesängerin Therese im Alcazar errang. Das Weib, unterstützt von einer für ihr Fach trefflichen Stimme, hat ein meisterliches und doch ganz natürliches chic — im pariser Kauderwelsch ein vielfach deutbares Wort, das derb Gefällige, man hat sie „die Patti der Boulevards" genannt; aber ihr Repertoire besteht aus solchen Albernheiten, daß man, wenn nicht gerade angetrunken, so doch bei sehr guter Laune sein muß, wenn man das Gefallen, das man daran und an der Vortragenden findet, bis zur Begeisterung steigern will. Und doch haben sich aristokratische, wenigstens geldstolze Salons dieser Muse der Masse geöffnet (allerdings nicht ohne von achtbaren Journalisten für diese Vergötterung der Bänkelsängerei öffentlich und mit Ausstellung des Namens gegeiselt zu werden): und der Refrain „Rien n'est sacré pour un sapeur" ist in ganz Frankreich populär geworden wie seinerzeit nur irgendein Lied Béranger's. O Béranger! was für Gedanken kommen einem bei diesem Namen! Als seine Lieder auf Gassen und Tanzsälen ertönten, da war der Spaß noch Witz, da war die Cocotte noch eine natürliche Grisette, da erhob sich der Jubel der Lust wie im Champagnerrausche bis zur Begeisterung. Was für Lieder sind aber in den letzten Jahren nicht populär gewesen! Wer in Paris gewesen ist, der hat die Ohren noch voll von dem Unsinn „Ah! il a des bottes, Bastien" — „Fallait pas qu'il y aille" — „Ah, zut alors" — „J'ai un pied qui remue" — und nun vollends das Blödsinnige „Ohé, Lambert!", womit man den ersten besten harmlos Vorübergehenden verfolgte, auf den nun gerade ein oder zwei dumme Jungen fielen. Und das Zeug — es ist schrecklich, aber wahr — bringt noch Geld ein. Der Verfasser des Wackelfußes, der unsterbliche Sänger des „Pied qui remue et de l'autre qui ne va guère", Hr. Avenel mit Namen, hat Tausende mit dem Gassenhauer verdient. Die erste Auflage des wenige Strophen zählenden Liedes hatte er vielleicht für 20—50 Frs. an den Liederhändler verkauft, aber der Erfolg wuchs so reißend, daß eine neue Auflage ihm 1000 Frs. einbrachte. Ja, in Frankreich bringt ein Gassenhauer mehr ein, als das Drama „Uriel Acosta" unserm Gutzkow eingebracht hat, und Dumas Sohn hat sich mit halb so viel Dramen, als unser ihm zehnmal an Geist überlegener Dichter geschrieben, ein glänzendes Vermögen gemacht.

Der Erfolg, den die Therese hatte und der natürlich dem Kaffeewirth des Alcazar, wo sie sang, rasendes Geld einbrachte, versetzte die andern Kaffeewirthe wie ein Tarantelstich in Schwindel. Der eine verfiel, um den Skandal zu überbieten, auf eine Gemeinheit; er kündigte als neuauftretende Sängerin eine Dame mit geachtetem Namen von Adel an und gab zugleich auf dem Maueranschlag ihr Bildniß. Daß sich die Dame zu dieser Prostitution ihres Familiennamens hergab, läßt sich vielleicht durch Unglück erklären. Aber es bleibt doch eine Prostitution, und die Entrüstung über die Gemeinheit, die zu solchem Mittel griff, um der Therese Concurrenz zu machen und Gäste anzulocken, kam auch in den pariser Blättern zum Ausbruch.

Denn natürlich, eine Zuflucht hat der Sinn für Ehrenhaftigkeit, der gute Geschmack, der echte Geist und Witz noch immer bewahrt; ohne ein solches Gegengewicht müßte man ja annehmen, daß die Masse in Blödsinn verfiele.

Ich warne auch ernstlich meine Landsleute, darum zu glauben, wie sich manche so gern einbilden, daß das französische Volk „verloren" sei. Ich schildere nur, was man auf der Gasse sieht, die Oberfläche der Strömung des öffentlichen Lebens; es bleibt dies eben, Gott sei Dank! Oberfläche. Aber daß sich solche Plattheit eine Zeit lang auch nur auf der Oberfläche breit machen konnte, das war schon schlimm genug.

Die Reaction ist eingetreten. Ich spreche nicht von den Höhen der Wissenschaft, diese sind von der Gassenluft unberührt geblieben; da forscht man, wie ich anderswo berichtet habe, mit so gewissenhaftem Eifer, wie er nur die Tübinger Schule beseelt, nach den Quellen der Menschenbildung und Wahrheit. Der Anstoß, den Renan durch sein „Leben Jesu" gegeben hat, ist von nicht hoch genug angeschlagener Wirkung gewesen; die Menge selbst wird schon von dieser religiösen Bewegung berührt. Die Sanskritstudien bilden eine glänzende Parallele dazu; sie haben in einem jungen Gelehrten deutscher Abkunft, Hrn. Bréal aus Rheinbaiern, der unter Bopp studirt hat und jetzt am Collége de France lehrt, einen rüstigen talentvollen Vorkämpfer erhalten. Ein anderer Gelehrter deutscher Abkunft, Hr. Oppert aus Hamburg, durch seine assyrischen Forschungen bekannt, stellt der arischen (indo-europäischen) Bildung den Semitismus entgegen. In der Naturwissenschaft interessirt sich nicht blos die gelehrte Welt, sondern die gebildete Gesellschaft überhaupt für die von Hrn. Joly aus Toulouse vertretene Lehre der Selbsterzeugung. Die Abendvorträge, die sogenannten Conférences littéraires et scientifiques, regen geistig an und gewöhnen, so vielen Antheil auch die Mode daran nehmen mag, die Mittelklassen wieder an ernste Beschäftigung. Tiefer unten in der Gesellschaft, auf der breiten demokratischen Grundlage, wie man 1848 in Deutschland sagte, geht die ernste Arbeiterbewegung vor sich, die sich auf der Oberfläche des Lebens durch die Arbeitseinstellungen kundgibt. Es handelt sich hier nicht mehr um phantastische Verschwörungen, wie unter der Julidynastie; der pariser Arbeiter hat seit jener Zeit gewaltig an Bildung gewonnen, er discutirt seine Interessen mit Besonnenheit und weiß sie mit Würde zu vertreten. Freilich der Arbeiter der Provinz ist weit hinter dem Arbeiter von Paris zurück; indessen ist er derselben Bildung fähig, rekrutirt sich doch aus der Provinz ganz Paris, das ohne diesen ungeheuern Zustrom gar nicht seine jetzige Ausdehnung hätte gewinnen können.

Es sah in Paris mit den Sitten und dem Charakter der Gesellschaft nicht schlimmer aus als in Deutschland, als z. B. in Wien und Berlin. Müßiggang ist aller Laster Anfang, und wenn andere für uns regieren, uns die Sorgen für die allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten abnehmen, so wirft sich unser Lebenstrieb auf den müßigen Genuß. Die Stumpfheit war vielleicht in Deutschland größer als in Paris; die Jagd nach Geld und die brausende Verschwendung fiel hier nur mehr in die Augen, weil die Sonne glänzender und alles Leben auf Einem Punkt zusammengedrängt ist. Gebt uns die Betheiligung am öffentlichen Leben zurück, so wird auch sofort unser Sinn ernster, statt dem Rauschen der sogenannten toilettes tapageuses lauscht unser Ohr den Fragen der Zeit. Dieser Umschwung begann mit dem italienischen Kriege. Es ist viel Unsinn darüber in Deutschland geschrieben worden, der eine sagte sogar, das französische Volk

spiele sich eine Komödie vor. Nein, das französische Volk nahm die Sache ernst, es begeisterte sich aufrichtig für die Wiedergeburt des italienischen Volks, ohne viel nach den diplomatischen und andern Gründen zu fragen, durch welche die Bewegung eingefädelt worden war. Der Krimkrieg, über den man auch wohlfeil gespöttelt hat (jedes Ding hat zwei Seiten, scheelsüchtige oder blöde Kritikaster sahen nur die Eine) war das Vorspiel gewesen, auf dem folgenden Frieden wurde der Knoten geschürzt, der auf dem Schlachtfelde von Solferino gelöst wurde. Wie sehr der italienische Krieg eine Lebensfrage für die Franzosen geworden ist, beweist der Umstand, daß die ganze Nation seitdem in zwei Parteien zerfallen ist: für oder wider Italien, d. h. so viel als: seid ihr liberal oder kirchlich ultramontan? Und dieser Krieg bewirkte auch in Deutschland den Umschwung; er rief die nationale Bewegung hervor. Ich weiß heute noch nicht, was an den Besorgnissen wahr ist, die man damals vor Frankreich hatte, und glaube noch immer, daß der alte Franzosenhaß künstlich aufgestachelt wurde. Ich weiß auch, daß damals der gemeine Philister, der Ruhe haben wollte, weil es ihm wohl ging, gegen den „Friedensstörer" Napoleon aufgebracht war und in seiner Wuth rief: „Wenn er nicht Ruhe halten will, so muß man auf Paris marschiren!" Es herrschte in der Welt eine ungeheure Verwirrung; nun ist Klarheit eingetreten, und die Thatsache steht fest: Frankreich hat nicht nur Italien befreit und selbständig gemacht, es hat auch der deutschen Demokratie wieder den Anstoß zur nationalen Bewegung gegeben; es hat eben noch immer die politische Initiative in Europa.

Neben den allgemeinen europäischen Zuständen wirkten aber auch rein örtliche Einflüsse auf den Charakter der pariser Bevölkerung ein. Der Umbau von Paris steht mit demselben in innigem Zusammenhang. Strategische und politische Gründe riefen ihn hervor; es galt die Barrikadenkämpfe unmöglich zu machen, die Stadt zu beherrschen. Es galt ferner, die arbeitende Masse zu beschäftigen. Man hat damit auch noch anderes erreicht: Luft, Licht und Gesundheit ist in die Stadt eingezogen; ja noch mehr, es hat sich eine neue Bevölkerung mit neuen Anschauungen gebildet. Der alte naive Pariser existirt nicht mehr; früher fiel unter den einheimischen Bürgern alles Fremde noch auf, man unterschied den Provinzler, gewisse Gewerbe und Volksklassen hoben sich von dem Hintergrunde noch mit gewohnter Originalität ab, wenn man auch schon längst gegen die Savoyarden und ihre Murmelthiere blasirt, wenn das Ohr auch schon völlig an den Auvergnatendialekt der Wasserträger gewöhnt war. Jetzt aber? Nun, ganz unrecht hat Hr. Haußmann, der Präfect, doch nicht, wenn er Paris mit einem ungeheuern Zelte, mit einer Karavanserai vergleicht, einem Ausruheort für eine nomadische Bevölkerung. Die Eisenbahnen hatten schon beigetragen, den Charakter der Bevölkerung zu ändern; nicht nur flog der bisher in seine Stadt eingeschlossene Bürgersmann hinaus in die Welt und erweiterte seinen zwar lebensvollen, aber doch sehr engen Horizont, der selten über die Porte von Boulogne oder St.-Cloud hinausging, die Provinzbewohner strömten nun auch massenhaft herein. Paris ward zu eng. Nun warf man ganze Viertel, zuweilen groß wie Städte, über den Haufen, schob neue Häusermassen die Seine hinunter, die alten Gassen wurden zu Landstraßen; zuletzt fielen noch die alten Barrièren und

das alte Weichbild (die Banlieue) wuchs mit der Stadt zusammen. Schon vorher waren eine Menge Provinzler hocken geblieben, die Auvergnaten, die sich sonst mit ihrem Erwerb in ihre Heimat zurückzogen, wurden jetzt ansässig und brachten derbere Elemente in die alte Eleganz; jetzt warf sich die Provinz, ja das Ausland mit Fieber nach Paris, der Fremde überflutete es. Nun ist alles fast aus den Fugen; es ist ein Gären, ein Chaos, das man sich erst setzen und ordnen lassen muß, ehe man wieder ein festes Bild geben kann.

So erklärt sich zum Theil auch hierdurch, wie ein Schwindel, ein Taumel in die Geister einziehen konnte; man verlor den Boden unter den Füßen, mit den althergebrachten Gewohnheiten verflog auch der Geist des Maßes und der Mäßigung. Wie immer zwischen Form und Inhalt eine Wechselwirkung stattfindet, so harmonirt auch der Baustil des neuen Paris mit dem Charakter der Bewohner. Das alte Paris hatte eine Menge kleiner Gassen und kleiner Wohnungen, die freilich nicht immer reinlich, aber allen Börsen leicht zugänglich waren; die Insassen gewöhnten sich daran, sich auch im übrigen mit wenigem zu begnügen, das Leben hatte fast etwas Gemüthliches. Die Neubauten, ohne das Ideal der Schönheit zu verwirklichen, tragen alle das Gepräge der Pracht. Wer sie bezieht — die theure Miethe macht das nicht allen frühern Bewohnern dieser Stadtviertel möglich —, der muß auch seine übrige Einrichtung damit in Einklang setzen; der Luxus drängt sich auf; sein natürliches Kind ist die Genußsucht. Ich weiß nicht, ob die großen Boulevards geschaffen worden sind, um den Crinolinen Raum zu geben, oder ob sich die Frauenkleider zu diesem Riesenumfange ausgedehnt haben, weil sie auf den neuen Prachtstraßen Platz fanden; beides harmonirt trefflich zusammen. In dieser üppigen Umgebung wuchsen, wie Pilze auf feuchtem Boden, jene Auswüchse des Luxus, die unter dem Namen Demi-Monde, Gandins, Biches ꝛc. eine Zeit lang soviel Aergerniß boten, wie natürlich hervor. Und wie die Dienerinnen des Genusses, so entfalten auch die Locale des genießenden Müßigganges eine dem alten Paris unbekannte Pracht. Fast rührend ärmlich nimmt sich jetzt die bedeckte Galerie d'Orléans im Palais-Royal aus, von der seinerzeit Börne soviel Wesens machte; aber das Palais-Royal selbst ist ja fast ein verlassener öder Winkel geworden, allenfalls noch gut für Provinzler, die zum ersten male die Hauptstadt besuchen und in den Restaurants zu festen Preisen ein wohlfeiles Mittagsmahl einnehmen wollen, oder für Kinder und Kinderwärterinnen, die einen Spielplatz suchen. Die Kaffeehäuser des Palais, sonst so besucht, gehen ein, wie das berühmte Café de Foy, oder verlieren ihren lärmenden glänzenden Zuspruch, wie das der Rotunde. Nichts ist mehr groß genug für die große Stadt. Ein Kaffeehaus mit 26 Billards in Einem Saale fällt schon nicht mehr auf, und welche weitere Räume nehmen die sogenannten Cafés chantants, z. B. das Eldorado, das Alcazar, das „Café des 19. Jahrhunderts“, im Vergleich mit den frühern ein. Das gewaltige Hôtel-du-Louvre selbst, diese ungeheure Karavanserei, wird schon von dem „Großen Hotel“ neben der neuen Großen Oper überboten. Alles will auf Größe Anspruch machen und wird zuletzt doch nur erdrückende Masse, platter Luxus. Eine rühmliche Ausnahme macht davon das neue Grand Café neben dem genannten großen Hotel, nicht mit dem



Café des Hotels selbst zu verwechseln. Statt des Luxus herrscht hier eine immerhin reiche, aber elegante Einfachheit (das Local zählt übrigens nur sieben Billards), geschmückt von der Hand der Kunst. Es liegt am Boulevard bei der Magdalenenkirche; in der Mitte seiner Räumlichkeiten ist ein viereckiger Saal, dessen Plafond ein schönes Frescogemälde ziert; dasselbe stellt allegorisch die Stadt Paris vor, die auf Wolken am Himmel schwebt und zu der alle Völker der Welt wallfahrten. Links davon ist ein kleinerer Saal, ebenfalls von Künstlern geschmückt, rechts eine Rotunde mit großem Frescogemälde am Plafond, daran stoßen kleinere Cabinete, die Spielsäle mit eleganten Marmorwaschbecken für die Billardspieler, in der Mitte von allen der Saal des Büffets, alles offen und nur durch Säulen getrennt, eines fürstlichen Palastes nicht unwürdig. Es liegt in einem der glänzendsten Stadtviertel; ich sagte schon, daß die Prachtbauten der Großen Oper und des Großen Hotels nebenanstehen; hart daran stößt die Straße der Chaussée d'Antin, der Sitz der Finanzwelt, die reiche Rue de la paix, — hier ist — ja ich hätte es bald vergessen — hier auf dem Boulevard des Capucins fiel jener verhängnißvolle Schuß, der die Februarrevolution proclamirte. Wer hätte damals geahnt, daß mit der Regierung auch die Stadt Paris der Julidynastie zusammenstürzen und gerade hier auf diesem Platze die Neuzeit am glänzendsten herrschen würde!

In diesem Strudel von Pracht und Luxus erquickt es, wenn man zufällig ein altes pariser Bild und Kind sieht. Ich hatte die Augen übersatt von dem Glanz und Prunk und stand in der unverändert gebliebenen Rue Dauphine bei einem Pastetenbäcker, als ein junges Mädchen, eine ouvrière, eintrat, das für sich und seine Kameradinnen in einem nahen Magazin ein kleines Frühstück bestellt hatte und es abzuholen kam. Aus den hübschen Mienen des muntern Gesichts sprach die genügsame Fröhlichkeit der Jugend, der Hang zur Lust, gepaart mit der unbefangenen Freude an der Arbeit, einfach in Toilette und Figur und doch würzig verlockend wie eine Erdbeere, ein echtes Bild der sorglosen Grisette aus den Zeiten der großen Chaumière: lauter Bewegung und Quecksilber, wie ein Bächelchen über Kiesel rinnt, so klar, so geschwätzig, aber auch so unstet wie der Aal, wie die Schmerle, keine Tiefe des Gefühls, aber eine Gutmüthigkeit, die nicht erschöpft wird, die ein paar Thränen verperlt, nur um die Wangen zu erfrischen, die nicht lange sich härmt und grämt, aber im Nothfall doch im Stande ist, ins Wasser zu springen, ja wahrhaftig, die das Herz hat, von dem Pontneuf in die Seine zu springen, ganz wie der pariser Gamin im Februar auf die Barrikaden sprang. Der Sausewind war kaum herein, so war er auch schon wieder fort. „Eine kleine Minute", sagte der Bäcker, „'s ist noch nicht fertig."

„Eine Minute? gut, nur schnell!" zwitscherte das Mädchen. Als ob das kleine muthwillige Ding eine Minute hätte warten können! Eine Minute? Das ist ja eine Ewigkeit für das lustige Wesen. „Je m'impatiente", rief sie, lief hinaus und — nun trippelt's und zappelt's über die Straße und schwatzt im Fluge mit den Kameradinnen und wirft das Füßchen wie zum Tanze, daß es einem vor den Augen flirrt und Fuß und Herz mitzappelt. O göttliche Jugend! Seligkeit des Olymps! Wer gibt mir meine Jugend wieder?

Still, alter Griesgram! Was kümmert sich die Welt um dich? Das Leben ist ein stetes Fest, eine stete Schlacht. Wenn der eine vom Tanze abtritt, so tritt ein anderer an seine Stelle; und was thut's, ob du stürzest, die Zeit schreitet nun einmal über Leichen vorwärts! Wenn sie nur vorwärts schreitet! Und das thut sie. Nirgends tritt einem dies Bild vom Leben in solcher Wahrheit entgegen wie in Paris. Welcher Taumel des Genusses, welches Ringen der Arbeit! Es ist ein unerschöpflicher Freudenborn, und auch mir bot er eine schöne Stunde. Sie wissen, daß man im Théâtre lyrique monatelang fast ohne Unterbrechung Mozart's „Zauberflöte" gab, die ich nun seit zwanzig Jahren nicht mehr gehört hatte. Daheim, wo man fortwährend die Meisterwerke der deutschen Tonkunst vernimmt, weiß man diesen Genuß zuletzt gar nicht mehr zu würdigen; ja man wird ihn gewohnt wie frische Luft. Bringt man aber einmal zehn Jahre und mehr in französischen Provinzen zu, wo selbst in der höchsten Gesellschaft der musikalische Geschmack noch nicht gebildet genug ist, um eine Beethoven'sche Symphonie auf einmal zu genießen, und eine Aufführung des „Freischütz" ein Ereigniß ist, dann erquickt sich die Seele in Mozart's Tonwellen wie ein müder Leib im Seebade. Doch was spreche ich von der Provinz? Selbst auf die pariser Bevölkerung hat Mozart's Meisterwerk denselben Eindruck gemacht; an solche Genialität bei solcher Einfachheit war man nicht gewöhnt, und ich hörte um mich nichts als Worte des Entzückens und der Bewunderung. Nach zwei Monaten der Aufführung strömte das Publikum noch immer so zahlreich in das Theater, daß man mehrere Tage vorher seinen Platz vorausnehmen mußte. Da war ich stolz, ein Deutscher zu sein, stolz, einer Nation anzugehören, vor deren Genius sich die Welt beugte. Aber sagen Sie es niemand wieder, denn der Stolz auf unsern Reichthum ist das größte Hinderniß unserer politischen Erlösung. Auch in Paris ward ich wieder an unsere politische Nichtigkeit erinnert.

Ich besuchte meinen Freund, den afrikanischen Reisenden Guillaume Lejean, der jüngst als französischer Consul in Massuah von dem Kaiser von Abyssinien gefangen gehalten worden war. Kaiser Theodor ist ein gefährlicher Barbar, gefährlich, weil er sich der Mittel der Civilisation bedient, um seine Barbarei aufrecht zu erhalten. Und wer ist ihm dabei behülflich? Deutsche. Die Agenten Frankreichs und Englands suchen dort der europäischen Bildung Einfluß und Macht zu gewinnen, finden aber fortwährend Hindernisse in den Intriguen von dort ansässigen Deutschen aus Baiern und Würtemberg, die das Vertrauen des Kaisers besitzen. Das wäre unmöglich, wenn Deutschland eine Großmacht wäre wie England und Frankreich und wie diese beiden in Gondar vertreten wäre.

Welcher Taumel des Genusses, sagte ich, herrscht in Paris, aber auch welches Ringen der Arbeit! Ist doch das ganze neue Paris nur ein Triumph der Arbeit. Der Fortschritt, gehemmt von der Reaction oder gemisbraucht von der Selbstsucht, beirrt durch allerlei Einflüsse in seinem geraden Gang, nimmt zuweilen zu sonderbaren Listen seine Zuflucht; aber er erreicht doch sein Ziel. Die Revolution von 1789 war der Sieg des Bürgerstandes, dessen einzige Lebenskraft die Arbeit ist; seine Spaltung in Kapitalist und Arbeiter ist nur vorübergehend, er besteht im Grunde aus

nichts als Arbeitern. Wer hätte nun am Eingang unsers Jahrhunderts, als die Revolution in eine ungeheure Soldatenherrschaft umschlug, es für möglich gehalten, daß der Arbeiter der wahre Herrscher sein werde? Da mußte der Exceß der soldatischen Dictatur selbst zu ihrem Umsturz führen, der Bürgerstand ergriff 1830 wieder die Zügel der Regierung, von da bis 1848 wurde die große Debatte zwischen Kapital und Arbeit geführt, der eigentliche Arbeiter machte sich 1848 geltend, aus den Conflicten ging die Aufklärung über das socialistische Problem hervor, und die ganze neue Politik mit ihren Handelsverträgen, Weltausstellungen, dem Coalitionsrechte 2c. erkennt die Arbeit als die herrschende Weltmacht an; das allgemeine Stimmrecht, recht verstanden, ist der Sieg der arbeitenden Klasse. Diese zu beschäftigen, ward zum großen Theil der Neubau der Hauptstadt unternommen; die arbeitende Klasse zählt jetzt als Hauptfactor im Staatswesen. Die scheinbaren Widersprüche hier aufzuklären, fehlt mir der Raum; die Thatsache steht fest.

Auch die arbeitende Klasse Deutschlands ist sich ihrer Stellung und Aufgabe bewußt geworden, sie ist der wahre Träger der nationalen Wiedergeburt. Die Zeit liegt in Wehen, ihre Frucht ist der deutsche Staat. Die Glocken, die ihm zur Taufe läuten, läuten Ostern über die Welt.

Notiz.

Am 8. Mai wird zu Orleans in Frankreich jährlich die Befreiung der Stadt durch Jeanne d'Arc gefeiert. Unser Landsmann, Hermann Semmig, Professor am kaiserlichen Lyceum zu Orleans, welcher an der Seine, fast der Stelle gegenüber wohnt, an der die Engländer ihr letztes Fort hatten und von wo die Jungfrau am 7. Mai 1429 sie vertrieb, um am Abend dieses Tages noch triumphirend in die Stadt einzuziehen, hatte sein Haus sinnreich für das Fest dieses Jahres geschmückt. Im Mittelfenster des ersten Stocks war ein Transparent, von einem Künstler gemalt. Es stellte den Platz zu Rouen vor, wo Johanna verbrannt wurde; es ist Abend, der Scheiterhaufen stürzt zusammen, die Straßen sind öde und verlassen, eine Rauchwolke schwebt über der Stadt. Aber darüber ist der Himmel noch rosig verklärt und eine weiße Taube, der Legende nach die Seele des Heldenmädchens, steigt in die Verklärung hinein. Darüber befinden sich die Worte: „O Tod, wo ist dein Stachel!" Das Transparent war von grünem Laub umrahmt. Unter jedem Fenster des zweiten Stocks hing ein weißes Schild mit je einem Namen der Dichter, die Johanna verherrlicht: Schiller, Southey und Soumel; diese Schilde zeigten sich ebenfalls von Laub eingefaßt. Soumel befand sich im Mittelfenster über dem Transparent und darüber noch die französische Tricolore mit einer schwarz-roth-goldenen Schleife geschmückt. Alles von einer großen bis zur Straße hinabhängenden Guirlande eingeschlossen. Abends war das Ganze erleuchtet, Lampen und bunte Gläser mit den Farben Johanna's: roth und gelb. Diese sinnige Ausschmückung, von einem Deutschen veranstaltet, erregte in Orleans beifälliges Aufsehen.

Berichtigungen.

In Bezug auf die in Nr. 19 dieser Blätter mitgetheilte genfer Correspondenz, welche eine von Karl Vogt in der öffentlichen Sitzung des Institut gehaltene Rede bespricht, empfangen wir eine Zuschrift des letztern Herrn, in welcher sich derselbe über die misverständliche Auslegung einer Hauptstelle beschwert und gleichzeitig ihre wortgetreue Uebersetzung aus dem Französischen uns zum Abdruck einsendet. Wir lassen diese Uebersetzung hier folgen, um unsern Lesern ein selbständiges Urtheil über die Sachlage zu ermöglichen:

....Die nationale Unabhängigkeit ist ohne Zweifel der erste Markstein auf dem Wege des Fortschritts. Ein unterjochtes Volk, das mit einem andern wider seinen Willen vereinigt und den Gesetzen des Siegers unterworfen wurde, wird niemals in sich die nöthige Kraft finden, um sich in dem Gebiete des Gedankens auszuzeichnen. Wenn es sich nicht mit dem Unterdrücker vereinigt und von der Liste der Völker verschwindet, so wird es sich in vergeblichen Anstrengungen verzehren und, im Falle es seine Unabhängigkeit nicht wieder erlangen kann, nach und nach absterben, um nur eine flüchtige Spur in der Geschichte zurückzulassen.

Genf war gegen Ende des letzten Jahrhunderts von seinem mächtigen Nachbar überflutet worden. Es vegetirte, nach dem Verlust seiner Unabhängigkeit, traurig als Hauptort eines Departements, als Provinzialstadt dritten Ranges. Die kleine Republik hatte weder durch die materielle Kraft widerstehen, noch einen geistigen Widerstand entgegensetzen können.

Man muß wohl anerkennen, daß die französische Nation in jener Zeit der Herold einer neuen Epoche, der Squatter der fortschreitenden Civilisation war, der mit Feuer und Schwert vor sich her den Boden umbrach, der von den im Marke verfaulten Stämmen der Reichsunmittelbaren und den Schlingpflanzen des Feudalstaates überwuchert war, um in diesen frisch umgewühlten Boden die Grundsätze der heiligen Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit einzupflanzen. Diese Grundsätze hatten der Französischen Revolution eine unwiderstehliche Kraft verliehen. Wir können nicht leugnen, meine Herren, daß unsere ganze heutige Civilisation, der Geist der Zeit, in der wir leben, auf dieser ebenso fruchtbaren als schrecklichen Epoche beruhen; — daß das nothwendige Gewitter, welches nach langer Dürre losbrach, viele Vorurtheile weggefegt, viele Irrthümer entwurzelt hat und daß es nach Ausrottung der frühern Staatseinrichtungen den Platz geschaffen hat, auf dem die heutige Gesellschaft mit ihren Fortschritten und menschlichen Wohlthaten sich einrichten konnte. Blicken Sie auf die Länder, wo die Französische Revolution nicht eindringen konnte, auf die Ebenen, die von dem russischen Despotismus oder dem aufgeblasenen Dünkel der deutschen Junker beherrscht sind, und sagen Sie sich selbst, ob man den Ländern nicht Glück wünschen muß, die von unsern Nachbarn und von den Ideen überflutet wurden, die sie mit dem Schwerte in der Hand ausbreiteten.

Unglücklicherweise wurde diese schöne und edle Aufgabe der Französischen Revolution durch den Eroberungsgeist, der sich daran anklammerte, zu nichte gemacht. Die Revolution verkannte das Recht der Völker, die ihr eigenes Leben leben und bei sich nach ihrer Weise den Keim entwickeln

wollen, der in sie gelegt ist; sie vergaß die ewigen Grundsätze der Freiheit, aus der sie hervorgegangen war; sie ward Eroberer und Unterdrücker. Eine gewaltige Reaction mußte folgen. Die Völker mußten nothwendig vor allem nach ihrer nationalen Unabhängigkeit streben und mußten selbst, um dies erste Ziel zu erreichen, ihre innere Freiheit opfern, deren Grundlagen eben erst festgestellt waren und deren Ausbau die Befreiung bringen sollte.

Der Denker findet häufig merkwürdige Gegensätze zwischen politischem und geistigem Gebiete, zwischen allgemeiner und theilweiser Befreiung, zwischen nationaler Unabhängigkeit und innerm Drucke. Die Französische Revolution unterdrückte die Völker, während sie die Gedanken aller befreite, das geistige Niveau der Massen erhöhte und ihnen das Bewußtsein ihrer unveräußerlichen Rechte einpflanzte — die Heilige Allianz befreite die Nationen von dem fremden Elemente, das sie unterdrückte, und gab sie der innern Unterdrückung zur Beute hin. Das hessische Volk empörte sich gegen den Code Napoléon nnd das gleiche Recht aller, weil die fremde Unterdrückung in Gestalt des Königreichs Westfalen ihm diese werthvollen Geschenke brachte, und es klatschte seinem legitimen Herrscher zu, der bei der Rückkehr aus der Verbannung die errungenen Vortheile gegen das alte Feudalrecht und gegen einen Wagen voll Zöpfe und gepuderte Perrüken eintauschte, die seine Leibwachen und Beamten am andern Morgen nach seinem Einzug in Kassel anlegen mußten.

Sehen wir nicht etwas Aehnliches zu gleicher Zeit in Genf sich ereignen? Besorgte Bürger kämpfen für die nationale Befreiung; — von wirklichen Gefahren umgeben, entwickeln sie eine seltene Einsicht, eine grenzenlose Aufopferung; — aber nachdem sie ihr so großes und edles Ziel erreicht haben, verkennen sie den Geist der Zeit und die Lehren der Vergangenheit und setzen zugleich die „magnifiques Seigneurs" und alle jene Gespenster alter Zeiten ein, als ob irgendeine großartige Geschichtsperiode vorübergehen könnte, ohne tiefe Spuren bei der Bevölkerung zu hinterlassen.

In dem Aufsatz: „Fichte's erster Aufenthalt in Königsberg. Von Rudolf Reicke" in Nr. 21 und 22 sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

Seite 723, Zeile 20 v. o., statt: Landwebers, lies: Bandwebers
» 727, » 17 v. o., st.: Duismus, l.: Deismus
» 731, Anm., Zeile 7 v. u., st.: Hofprediger, l.: Oberhofprediger
» 732, Zeile 25 v. o., st.: ihn, l.: ihm
» 734, » 21 v. o., st.: Maiheft, l.: Maiheft 1793
» 768, » 13 v. u., st.: 1787, l.: 1797
» 770, » 13 v. o., st.: Verfassers, l.: Verlegers
» 775, » 10 v. u., st.: Nr. 18, l.: Nr. 82
» 776, » 20 v. u., st.: vor, l.: von
» 777, » 2 v. o., st.: Verstählung, l.: Verstählerung
» 780, » 5 v. u., st.: 63, l.: 73
» 785, » 26 v. o., st.: Grebel, l.: Goebel



Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rafael Santi.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

In diesem elegant ausgestatteten Bändchen bietet der bekannte Kunstkritiker eine Biographie Rafael's, welche alles das enthält, was jeder Gebildete unserer Tage von Rafael und seinen Werken zu wissen wünschen muß. Es wird darin besonders die culturhistorische Mission des Meisters und die weltgeschichtlich-philosophische Bedeutung seiner Kunst hervorgehoben. Die am Schlusse beigefügten Anmerkungen verweisen auf eine reiche Quellenliteratur, bringen aber auch neuerforschte berichtigende Zusätze des Verfassers. In der „Saturday Review" wird das Buch „in seiner gedrungenen und klaren Fassung ein wahres Juwel von Biographie" genannt.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Geographischer Handatlas

über alle Theile der Erde.

Nach den neuesten Forschungen entworfen und gezeichnet von

Dr. Henry Lange.

30 Blätter. Folio. In sechs Lieferungen. Jede Lieferung 1 Thlr.

Die soeben erschienene **fünfte Lieferung** enthält:

Europa — Preussen, Schleswig-Holstein und Dänemark — Skandinavien (und Island) — **Asien — Südwestliches Asien.**

Henry Lange's „Geographischer Handatlas" dient zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Die Lieferung von 5 in Farbendruck ausgeführten Karten in Folio kostet im Subscriptionspreise nur 1 Thlr. Die sechste (Schluss-) Lieferung wird binnen kurzem folgen.

Von allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und sind die erschienenen Lieferungen nebst einem Prospect sofort zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

